Mythologie

der

Volksſagen

und

Volksmärchen;

eine

Darſtellung ihrer genetiſchen Entwicklung,

mit

vorzugsweiſer Berückſichtigung jener durch Deutungs-Verſuche von Naturerſcheinungen, Lokaleigenthümlichkeiten, Orts- und Perſonennamen, Wahrzeichen von Städten, Wappenbildern ꝛc. erzeugten Sagenbildungen.

Von

F. Nork.

G. n. 246.
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Stuttgart, 1848.

Verlag des Herausgebers.

Leipzig: Expedition des Kloſters.

Druck von Fr. Henne in Stuttgart.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorwort.

Einer der Gefeiertſten unter den Forſchern vaterländiſcher Vorzeit ließ ſich vor noch nicht einem Jahrzehend bei einer Betrachtung der zuſehends anwachſenden Sagenſammlungen wie folgt vernehmen: „Die Quellen unſerer Volkstraditionen ſind in neueſter Zeit ſo bedeutend vermehrt worden, daß es an der Zeit ſcheint, auf ein literariſches Bedürfniß in dieſer Beziehung hinzuweiſen. Es iſt dies eine Mythologie der Volksſagen, wodurch man in den Stand geſetzt wird, die verwandten Züge der Sagen in ihrem richtigen Zuſammenhang zu erfaſſen und das Eigenthümliche jeder Ueberlieferung zu würdigen. Im Einzelnen ſind die Sagen für die mythologiſche Forſchung benützt, aber nicht erſchöpft; und es iſt für die Wiſſenſchaft erſprießlicher, das Mythologiſche der Sagen beſonders zu behandeln, als es andern Unterſuchungen einzuverleiben“ *).

*) Mone's Anz. d. Vorz. 1839. S. 200.

Acht Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, ohne daß der Wunſch des würdigen Veteranen deutſcher Alterthumsforſchung, ungeachtet unſeres ſchreibſeligen Zeitalters, verwirklicht worden wäre, daher der Verfaſſer, als er gegenwärtiger Aufgabe ſich unterzog, ſich mit der Hoffnung ſtärkte, daß, in Ermanglung eines Berufenern, auch dieſer Verſuch von dem, ähnlichen Studien ſich hingebenden, Publikum mit freundlichem Blicke gewürdigt werden würde. In der That fehlt es immer noch an Schriften dieſer Gattung, welche Leſer der verſchiedenſten Bildungsſtufen berückſichtigen; denn die verdienſtvollen Schriften des Profeſſors Wilhelm Müller in Göttingen, deren Tendenz an die hier angedeutete Richtung anſtreift, entwickeln eine zu abſtracte Gelehrſamkeit, um in weitere Kreiſe einzudringen. Sie theilen mit den Vorzügen von Jacob Grimms „Mythologie" auch die vornehme Abſchließung gegen das Volk; ſie verſchmähen es, ihre Sätze durch eine unter den Text angebrachte Beiſpielſammlung zu verlebendigen. Es ſind Goldbarren, während das Volk der Scheidemünze bedarf. Und ſollte denn dieſem nicht auch der Blick in die Urzeit ſeines Vaterlandes eröffnet werden? Bis jetzt denkt noch mancher unter uns wie jener Phariſäer: „Vater im Himmel,

ich danke dir, daß Du mich nicht werden ließeſt wie Jene, daß ich erleuchtet bin mit dem Lichte des Chriſtenthums, während meine Vorväter in den Wäldern ihre Andacht vor todten Götzen verrichteten, und, unzugänglich aller feinern Sitte, im Kriege die Gefangenen ſchlachteten, im Frieden, auf der Bärenhaut lagernd, in Meth ſich berauſchten." Wie falſch ſind doch dieſe Vorſtellungen! Gewiß eben ſo unwahr, als die Zuſammenſetzung des jetzt ſo beliebten Stichworts „Germaniſch-chriſtlich." Klingt dieſes doch als wie „naſſes Feuer." Die alten Deutſchen verehrten die Gottheit in Wäldern und Hainen, weil ſie das unkörperliche Weſen ſich nicht in einem Raume eingeſchloſſen zu denken vermochten. Reinere Monotheiſten als wir*), ſind ſie doch von der allgemeinen Meinung noch jetzt des Götzendienſtes beſchuldigt; von dem Leben nach dem Tode**) hatten

*) Die Nachweiſung dieſer Wahrheit ſoll an einem andern Orte (Kloſter XII. c. 4.) in gebührender Ausführlichkeit gegeben werden.

**) Jeder Beſonnene wird das Schmauſen der Helden in Walhalla von dem goldborſtigen Eber nicht buchſtäblich nehmen, was ſich von ſelbſt verbietet, da die tägliche Wiedergeburt dieſes Ebers, ſo wie die myſtiſche Zahl der Helden und der Tod der Götter (d. h. Zeittheile) am Ende der Tage kalendariſche Anſpielungen erkennen laſſen, die es lieben, eine Weltdauer wie einen einzigen Tag zu ſchildern; folglich auch

ſie würdigere Vorſtellungen als die Maſſe der Chriſtenheit; ſchon darum, weil ſie nichts von einer Auferſtehung des Leibes (!) wußten; ihr Natur- und Sterndienſt wird in den Augen des Unbefangenen entſchuldigungswürdiger erſcheinen als ein Dogmenkram, welcher Geiſt und Herz unbefriedigt läßt. Daß unſere Vorfahren alle Naturerſcheinungen perſonifizirten, iſt ein verzeihlicherer Irrthum, als der auch der Sittlichkeit, wie der Vernunft Hohnſprechende Wahn: fremdes Verdienſt tilge unſere Schuld, wodurch der Werth der Tugend ganz beſeitigt und der Vorſtellung Raum gegeben wird, daß der Vater aller Weſen — den unſere heidniſchen Vorfahren „Allvater" nannten — mit der Laune eines Sultans ſchon vor der Geburt eines Menſchen beſtimme, ob er ein Heiliger oder ein Mörder werden ſolle! Die heidniſchen Germanen mußten dieſes Gewiſſenspolſter ſündenbeſchwerter Gemüther entbehren; ihre auf das chriſtliche Mittelalter vererbten Gottesurtheile ſind ein glänzendes Zeugniß von ihrem Ahnen eines unſichtbaren Vergelters. Daß er, um das Laſter zu beſtrafen, das Naturgeſetz zuweilen auſſer Wirkſamkeit ſetze, iſt

---

die „Götterdämmerung" wie eine Abenddämmerung, Vorbotin eines neuen Morgens — einer Welterneuerung iſt.

freilich unphiloſophiſch; aber haben die chriſtlichen Bekehrer dieſen heidniſchen Irrthum nicht auch ſanctionirt?*) Mehrten ſie nicht ſogar das Reich der Wunder? Haben ſie die würdevollere Behandlung des ſchwächern Geſchlechts, die man fälſchlich für eine Frucht des humaniſirenden Chriſtenthums ausgibt, nicht ſchon bei den keltiſchen und germaniſchen Völkerſchaften angetroffen? Haben ſie die Heiligkeit gewiſſer Bäume, Berge, Quellen ꝛc. geläugnet, wenn ſie die Beſchützerin derſelben, eine Göttin oder Fee, mit dem Namen einer chriſtlichen Heiligen oder der Mutter Gottes beſchenkten? Erleuchteten ſie die Bekehrten, wenn ſie ihre wohlthätigen Gottheiten in Heilige, die ſchadenſtiftenden in Dämonen umkleideten?

Mone bemerkt in der „Einleitung zum Nibelungenliede", das er für mehr als ein Spielwerk der Einbildungskraft, für eine „heilige" Urkunde hält: „durch das eindringende Chriſtenthum hatte das Heidenthum nicht aufgehört, nur in ſo fern iſt die alte Religion durch den Eindrang

*) Bei dem Verbrecher ſetzte die Geiſtlichkeit voraus, daß die dargebotene Hoſtie, ihm im Halſe ſtecken bleibend, ſeine Schuld erweiſen würde. Dieſes juriſtiſche Beweismittel hieß, wie das unbeſchädigte Wandeln auf glühendem Eiſen mit bloßen Füßen, ein Gottesurtheil.

der neuen verſchwunden, als ſie in ihrer heidniſchen öffentlichen Ausübung weichen mußte, womit noch keineswegs geſagt iſt, daß ſie auch in ihrem Innern, im eigenthümlichen Leben des Volkes habe aufhören müſſen. Und was die geſchichtliche Uebertragung der Göttersagen auf menſchliche Helden und Verhältniſſe betrifft*), ſo iſt dadurch allerdings die uralte Sage verwiſcht, allein dieſe Uebertragung liegt auch im Weſen jeder alten Glaubenslehre."

Ebendaſelbſt werden die Volksſagen in geiſtliche und weltliche unterſchieden, eine Eintheilung, auf welche auch in dieſer Schrift Rückſicht genommen worden iſt. „Zu Erſtern gehören," lautet es weiter, „alle Dichtungen, die aus dem Heidniſchgeiſtlichen in das Chriſtlichgeiſtliche umgewandelt wurden, wie der Dichtungskreis vom h. Graal, der wahrſcheinlich zu den übrigen Liedern ein Verhältniß hat, wie Geheimlehre zum Volksglauben. Zu der weltlichen Sage gehören das Heldenbuch und der Sagenkreis Karls des Großen. Im Heldenbuch iſt wieder die fränkiſche (nibelungiſche) Dichtung, deren Hauptheld

*) Wie, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, der ſo weit verbreitete Glaube an das Fortleben tapferer Fürſten in Bergen, die am Ende der Tage erwachen und ihr Volk aus großer Noth befreien werden.

Siegfried iſt, und die lombardiſch-gothiſche, in welcher Dietrich von Bern figurirt, wie Roland in der weſtfränkiſchen (franzöſiſchen), zu unterſcheiden. Aber alle dieſe weltlichen Lieder beſingen dieſelbe Sage."

Mone hatte bei dieſer Claſſification aus Rückſichtnahme auf den von ihm behandelten Gegenſtand nur die Volksbücher, die ſchriftliche Hinterlaſſenſchaft unſerer Altvordern im Auge. Unſere Aufgabe ſchließt aber auch die im Munde des Volkes fortgeerbten Sagenſtoffe in ihren Kreis. Es dürfte uns daher geſtattet ſeyn, unter geiſtliche Sagen auch ſolche zu claſſificiren, deren Helden in der chriſtlichen Umgeſtaltung als Dämonen, Kobolde, grauſame, bedrückende Fürſten erſcheinen, die aber urſprünglich Götter waren, d. h. perſonificirte Jahres- oder Tageszeiten, aber in ihrer ſcheinbar feindlichen Aeußerungsweiſe.

Weil jedoch das chriſtliche Element, wo es im Gebiete der Volksſage ſich am bemerkbarſten macht, derſelben ein erhöhtes Intereſſe verleiht, darum hat der Verf. mit beſonderer Vorliebe die Gralsſage behandelt, obſchon in der einer bekannten Partei mißliebigen Abſicht, die heidniſche Quelle derſelben, die man ſich bisher vorſätzlich verhehlte, rückſichtslos aufzudecken.

Wie in dieſer Hinſicht die Zionswächteriſchen

Hähne wieder aufkrähen werden, ſo erwartet der Verf. auch von anderer Seite her gegneriſche Stimmen zu vernehmen. Unſere Euhemeriſten*) nämlich werden es demſelben ſehr verdenken, daß er es ſich zur Aufgabe geſtellt, Libuſſa aus dem Buche der Geſchichte zu ſtreichen, was hier gelegentlich bemerkt wird, weil erſt nach dem Ausdrucke dieſer Schrift dem Verf. in Schramms Reiſelexikon S. 1504 die merkwürdige Notiz zu Geſichte kam, daß alte böhmiſche Münzen Libuſſa am Spinnrocken darſtellten. Dieſe allen Perſonificationen des gebärenden Naturprinzips zugeſchriebene Eigenſchaft hatte der Verf. bei der Ahnmutter des Böhmenvolkes — deren göttliche Weſenheit er durch eine ſo große Summe von Beweismitteln zu feſtigen ſuchte, daß ſie von S. 608 bis 641 ſich erſtrecken — allein vermißt, und freut ſich daher, dieſes Hauptargument (vgl. S. 453 ff.) noch zu rechter Zeit aufgefunden zu haben.

Daß in Einem Band ſich nicht alle Sagenſtoffe zuſammendrängen ließen, wird jeder Billigdenkende im Voraus erwarten. Wie nun die auf die Feſtzeiten bezüglichen Volksſagen und Heili-

*) Euhemerus hatte die großartige Entdeckung gemacht, daß Altvater Zeus eigentlich nur ein nach ſeinem Tode vergötterter König war.

genlegenden im ſiebenten Bande des „Kloſters“, im „Feſtkalender“ bereits ihre Erledigung fanden, ſo mußten die aus den Sitten und Gebräuchen der europäiſchen Völker erzeugten Bildungsmotive von Sagenſtoffen auf einen folgenden (zwölften) Band des „Kloſters“ verſpart werden, in welchem die unmittelbar im Boden des Chriſtenthums und der Kirche ſelber wurzelnden Sagen, wie „der ewige Jude“, die blutenden Hoſtien, Teufelsbündniſſe, geſpenſtiſche Mönche und Nonnen, weiſſagende Fiſche, der Hexenglaube, Zauberſegen, das Umwandeln ungetauft verſtorbener Kinder u. a. m. vorzugsweiſe Berückſichtigung finden ſollen.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Heidniſch-geiſtliche Sagenbildungen der Scandinavier und germaniſchen Völker 1

Sagenſtoffe, welche aus der Naturanſchauung ſich gebildet haben:

I. Sagenkreis des Odin 3

II. Sagenkreis der Frigg oder Freia (Holle, Berchta) 443

*

Heidniſch-geiſtliche Sagenbildungen der Slawen. . 559

I. Verehrung des einigen Gottes unter verſchiedenen Namen, die ſeine doppelte Wirkſamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen 561

II. Das gebärende und zerſtörende Naturprinzip 605

*

Heidniſch-geiſtliche Sagenbildungen der keltiſchen und romaniſchen Völker 645

I. Ceridwens Waſchbecken — der heilige Gral . 647

II. Die Feen — unſere lieben Frauen (Marien) 831

*

Seite

Sagenbildungen, welche aus dem Beſtreben: Naturphänomene, Localeigenthümlichkeiten, Orts- und Perſonennamen, monumentale Bilder, Wahrzeichen ꝛc. zu deuten, entſtanden ſind . 917

I. Himmelserſcheinungen 919

II. Das Leuchten des Meeres 933

III. Urſprung der Matroſenſage vom fliegenden Holländer 939

IV. Warum das Seewaſſer geſalzen iſt? . . 944

V. Naturgeſchichtliche Mythen 949

VI. Localſagen 968

VII. Etymologiſche Sagen 992

VIII. Taliſmaniſche Bildwerke, Wappenbilder, Wahrzeichen 1041

Dreiunddreißigſte Zelle.

Heidniſch=geiſtliche

Sagenbildungen

der

Scandinavier und germaniſchen Völkerſchaften.

Sagenſtoffe,

welche aus der Naturanſchauung unſerer heidniſchen Vorfahren ſich gebildet haben.

I. Sagenkreis des Odin oder Wuotan.

Drei Hauptgötter wurden im alten Tempel zu Upſal*) in Schweden verehrt: Wodan, Thor, Fricco. In der Edda finden ſich drei Namen von den vornehmſten Aſen: Oden, Thor, Freir. Zu den chriſtlichen Vorſtellungen in der jüngern Edda hat man die Benennungen Har, Jafnhar, Thridi, d. i. der Hohe, Gleichhohe, der Dritte (**Finni Johannaei Hist. Eccl. Isl. I, 23.**) gerechnet. Nun aber laſſen ſich dieſelben unter den vielen Namen Odins in den mythiſchen Geſängen nachweiſen (**Grimnismal Str. 45, 48.**), Har und Thridi kommen auch bei heidniſchen Dichtern (**Ynglingasaga c. 52, Jarls saga c. 6 u. öft.**) vor. Alle Drei ſind Odin, denn iſt er in den Namen dieſer drei Perſonen in der Edda der einzige Antwortende, ſo

---

*) Upsalar, die Uppſäle = hohe Säle, ſo hieß der Tempel des Gottes Freir (v. Salr, Saal, und upp, oben). Dieſer Name iſt, wie die Ortsnamen überhaupt, aus einem Appellativum ein n. proprium geworden. Uppſala iſt der alte Genitivus plur., wie er noch in dem Ausdruck Uppsala-stad vorkommt. Stad wurde weggeworfen, und aus dem Genitiv der Nominativ gemacht.

kann hinzugeſetzt werden, daß er auch der Fragende iſt, weil Gangler, wie Gylf ſich in **Gylfeginning** nennt, auch einer von Odins Namen iſt (**Grimnism. Str. 45.**). Odin war aber nicht nur ein dreieiniger Gott, ſondern auch ein — zwölfeiniger, denn wie er als Thor den Feind der Unfruchtbarkeit, den Sommer, der mit ſeinem Hammer (Donnerkeil) die Froſtrieſen beſiegt, repräſentirte; als Freir das befruchtende Prinzip ſelber war; ſo gab man ihm zur Charakteriſtik ſeiner in den verſchiedenen Monaten verſchiedenen Aeußerungsweiſen folgende Namen: Allfadr (Allvater, weil er als Jahrgott alle zwölf Monate in ſich begreift), Herian (Heerführer, denn im Frühling kämpft er gegen die Dämonen der Finſterniß), Nikar (Sieger ꝛc. über den Winterrieſen), Heikudr (Ueberwinder sc. der Eisrieſen), Fiöler (Vielfacher, weil die Sonnenwärme die mannigfaltigſten Blumenarten aus der froſtbefreiten Erde hervorlockt), Oſki (der Gewünſchte als Urheber des Lichts), Omi (der Tönende, eine Anſpielung auf das geräuſchvolle Mittſommerfeſt), Vifliadi (Unbeſtändiger, wenn die Tageslänge wieder abnimmt), Vidrir (Wettererzeuger, mit Beziehung auf die Herbſtſtürme), Svidrir (Schwindenmacher der ſommerlichen Erſcheinungen), Swidr (daſſ., denn die Luft wird jetzt noch rauher, der Winter iſt im Anzug), Jalkr (der Abgelebte, im letzten Monat). Seine Söhne, die zwölf Aſen (d. i. die Mächtigen, Starken), nämlich: Hönir (Mitwirker bei der Weltſchöpfung) und Loki (das zerſtörende Feuerelement), welche Beide in der nordiſchen Schöpfungsgeſchichte als Vili und Ve, Odins Brüder, auftreten; Tyr und Heimdalr, Erſterer als Wolkenbewohner, Letzterer als Todtenführer, aber auch Wächter gegen die Rieſen, deſſen Horn einſt das Weltende an-

kündigen wird, in welchem Rieſen und Götter (die zerſtörenden und ſchaffenden Naturkräfte) ſich gegenſeitig vernichten, um die Schöpfung in Nichts zu verwandeln; Thor, der Donnerer; Baldr, der Licht- oder Frühlingsgott, der in der Sommerwende von ſeinem blinden Bruder, Hödr, dem Repräſentanten der zunehmenden Nächte, mit einer Miſpel (weil dieſe auch im Winter grünt) getödtet wird; Forſete, der Weltrichter, welcher im Monat der „Waage“ herrſcht, wo das große Althing (Michelsgericht) gehalten wurde; der herbſtliche Niord; Vali, der das Licht wieder auf die Oberwelt bringt, im Gegenſatz zum ſtummen Vidar, während deſſen Herrſchaft es in der Schöpfung *ſtill geworden iſt*, der Repräſentant des December; der „flockige“ Schneebringer Uller, welcher dem November entſpricht; und Freir, der perſonifizirte Sommer, ſie ſind ſämmtlich nur Theile Odins — des Jahrs. Sie ſind aber auch die perſonifizirten Tageszeiten, denn Ydalir, Ullers Reich, iſt die feuchte, bethaute Mitternacht, Alfheim bezeichnet den nahenden Morgen, die bevorſtehende Geburt Freirs; Valaſkjalf mit dem ſilbernen Dache entſpricht dem ſilbernen Schimmer am Oſthimmel bei Tagesanbruch; Söckvabeck, wo Odin mit der prophetiſch-dichteriſchen Sage aus goldenen Bechern trinkt, bezeichnet das Aufſtehen der Sonne aus dem Ocean; in Gladsheim (Glanzheim) zeigt ſich die Sonne ſchon in ihrer ganzen Stärke; Thrymheim, das auf hohen Bergen ſteht, bezeichnet den noch höhern Sonnenſtand. In Breidablick (Weitglänzend), bei Baldr, iſt die Sonne dem Höhepunkt ihrer täglichen Wanderung nahe, und in Himmiebjörg, Heimdals Wohnung, hat ſie ihn bereits erſtiegen. Folkvangr, wo Freia thront, iſt der frühe Nachmittag, wo die

Sonne den größten Einfluß auf die Fruchtbarkeit der Erde hat. Glitnir iſt der Abend, an dem Forſete alle Streitigkeiten ſchlichtet, ſie einſchläfert, alle Arbeit aufhören läßt. Die Beſchreibung dieſer Götterwohnung iſt das Symbol eines ſchönen Sommerabends, wo die Abendröthe ſich als goldene Säulenreihe zeigt, worauf die ſilberne Himmelsdecke ruht. Noatun, Niords Wohnung am Meeresſtrand, bezeichnet das Untertauchen der Sonne im Ocean; endlich Landvidi, das Domicil des ſtummen Vidar, das ſtille Reich der Nacht. Aber auch in Frauen, Geliebten und Töchtern Odins gibt ſich die vielfache Aeußerung des Zeitgotts kund. Frigg, ſeine Gemahlin, iſt die den Lebensfaden Spinnende, zur Geburt Helfende, ihre Schweſter Fulla Heerdenmehrerin, Obſtförderin, Jörd (Hertha), die Erde überhaupt, Rindr, die gefrorene mit der Schneedecke überzogene Erde im Winter, Sif, Thors Gemahlin, die Erntegöttin, Gefjun, die See, Idhuna die Jugend (Verjüngungskraft), Freia, nicht nur die Zeugungsluſt, ſondern auch die Todtenfrau, denn nur die Hälfte der in der Schlacht Gefallenen gehört Odin, die andere Hälfte ihr. Daß Odin der Sonnengott ſey, darauf ſpielt der Mythus an, welcher erzählt: er habe nur Ein Auge*), das andere wäre dem Mimr (Gedanke) verpfändet, um einen Trunk aus deſſen Weisheitsborn zu erhalten, eine Anſpielung, daß der prophetiſche Geiſt nicht eher ſich rege, als wenn die äußern Sinne ſchlafen, weßhalb auch die Muſen bei Homer den Demodokos für ſeine Blindheit mit der Sehergabe entſchädigen, und auch Tireſias ward erſt zum Seher, nachdem ihn Here des Augenlichts beraubt hatte.

---

*) Aus gleichem Grunde gibt der helleniſche Mythus der Mondgöttin (Artemis Amazo) nur Eine Bruſt.

Mit Recht heißt Odin daher Allfadr (Allvater), er lebt durch alle Alter, regiert über Alles. Er iſt der Weltgeiſt, der alle Räume durchdringt, darauf ſpielt ſein Name Oden (altd. odhr: Odem) an; er iſt der Gute, denn er wird auch Gode ausgeſprochen, und die Gothen nennen ſich nach ſeinem Cultus (wie die Thüringer nach dem Kriegsgott Tyr, die Germanen oder Hermanen nach dem mit ihm identiſchen Irmin, die Heſſen nach dem Heſus u. ſ. f.). Auch Woden lautete ſein Name (wie guerra, das deutſche Wehr, guerriere, Wehrmann, Guilielmus, Wilhelm, Gualterus, Walther, Galli = Walli u. a. m.), daher Wood Odin als Holz- und Waldgott (engl. wood). Fälſchlich wurde *Wodan, weil er* dem Dies Mercurii als Planet vorſteht, für den Mercur gehalten, welchem im nordiſchen Mythus Hermode entſpricht; denn Odin oder Wuodan iſt das Univerſum ſelbſt, der Göttervater Zeus oder der Götterherr (devaspati) Indra. Letzterm entſpricht Odin in mehrfacher Hinſicht, und, wie wir in der Folge ſehen werden, ſind mehrere von Indra's Attribute und Mythen auf ihn übertragen, ſo daß bei der anerkannten Abſtammung der germaniſchen Idiome aus dem Sanſkrit die von Vielen behauptete Herkunft der Aſen aus Aſien große Wahrſcheinlichkeit erhält, doch davon unten ausführlicher.

In Godheim (Götterwelt) iſt die Götterſtadt Asgard, darin die Aſen in goldenen und ſilbernen Palläſten thronen. Jeder Aſe hat ſein Amt und ſeine Eigenſchaft. Täglich ſitzen die Aſen zu Rathe, ordnen das Heil der Welt. Eine Probe von der Art ihres Wirkens folge hier.

Sie hatten beſchloſſen, eine Burg zu bauen, welche die Reifrieſen (die Kälte), wenn ſie nach Midgart (Mittelpunkt der Welt) hineinkämen, nicht einnehmen

könnten. Sie wählten zum Baumeiſter einen Schmied, der in drei Halbjahren mit ſeiner Arbeit zu Ende zu ſeyn verſprach, ſich aber als Lohn die holde Freia, die Sonne und den Mond ausbedung. Die Aſen gingen es ein, wenn er die Burg in Einem Winter bauen könnte. Das wurde von beiden Theilen beſchworen, und auf Loki's Rath noch die weitere Bedingung aufgenommen, daß Niemand dem Schmied helfen dürfe, als ſein Roß Swadilföri, und er bis zum erſten Sommertag fertig ſeyn, oder nichts erhalten ſolle. Wider Vermuthen gedieh das Werk ſo ſchnell, daß es drei Tage vor Sommers Anfang bis auf die Thore fertig war. Nun drohten die Aſen dem Loki mit dem härteſten Tode, wenn er die Vollendung nicht vereitelte, denn Alle kamen überein, daß nur der dazu gerathen habe, Freia (die Productionskraft) nach Jötunheim (dem Rieſenlande, dem Sitz der Unfruchtbarkeit, Finſterniß und Kälte) zu vergeben, und die Welt der Sonne und des Mondes zu berauben, der auch ſonſt zum Uebeln zu rathen ſich zum Geſchäft mache. Als nun Loki bange wird, ſchwört er Eide, um jeden Preis es ſo anzurichten, daß Jener um den Lohn komme, und als am nächſten Abend der Schmid ausfuhr, um, wie gewöhnlich über Nacht Steine herbeizuführen, kam Loki als Stute und wieherte den Hengſt an, der die Stricke entzwei riß und ihm nachlief in den Wald, ſo daß der Schmied ſeine Arbeit nicht fertig brachte (denn das Thor fehlte noch), und aus Zorn und Angſt ſeine eigentliche Geſtalt, die eines Rieſen, annahm, um mit größerer Kraft das Werk zu vollenden. Jetzt aber hielten ſich die Aſen nicht an ihren Eid und Vertrag gebunden, riefen den Thor herbei, der eben von ſeiner öſtlichen Reiſe, wo er das Trollvolk bekämpft, heim-

gekehrt war, der warf mit ſeinem Hammer den Rieſen todt und ſandte ihn nach Niſlhel (Dunkelreich). Loki aber gebar ein graues Füllen mit acht Füßen, Sleipnir genannt, das beſte Roß unter Göttern und Menſchen.

Mone erklärt dieſen Mythus alſo: Der rieſenhafte Schmied iſt der Winter, die Burg die Eisburg, die Steine die Eisſchollen, welche Nachts gefrieren, die drei halben Jahre die nordiſchen Jahrszeiten (denn einen Lenz gibt es nicht im Norden). So viel Zeit gaben ihm die Aſen nicht, ſondern nur den Winter. Alsdann iſt der Donnerer Thor verreist und ſchlägt im Oſten die Trollen todt, er kämpft alſo ſelbſt in ſeiner Abweſenheit, dieſe und Tod ſind gleichbedeutend. Thors Winterkämpfe ſind *alſo Kämpfe* des Lebens mit dem Tode (welcher ſelbſt im Winter nicht Alles zu tödten vermag). Der erſte Sommertag iſt der Eintritt der Frühlingsgleiche, daher in den Volksfeſten der Sonntag Lätare (an welchem man in Geſtalt einer Strohfigur den Tod aus den Dörfern trägt) noch jetzt der Sommertag heißt. Da wird der rieſige Winter um Arbeit und Lohn betrogen, und das erſte Gewitter ſchlägt ihn todt. Er kommt, ohne daß man ihn kennt, im Herbſt, und die Aſen werden von ihm zum Vertrag getäuſcht, weil ſie nicht glauben, daß er ihn werde halten können, aber mit der Zeit nimmt ſeine Rieſennatur immer mehr zu, und tritt zuletzt offen hervor, worauf der Betrug erkannt und die Eide gebrochen werden.

Uhland (im Mythus von Thor dieſe Begebenheit ebenfalls commentirend) ſetzt noch hinzu: Würde der trübe Winterhimmel (wie es in des Rieſen Abſicht lag) nie weichen, ſo ſind (außer der ſchönen Freia, die nur im Sommer wirkſam iſt) auch Sonne und Mond hingenommen. Das Pferd Swadilfari bedeutet, ſeinem

Namen zufolge: Eisfahrer (v. **svadi: glacies lubrica** und **fari: ferri**), alſo der Winterwind, der in der kalten Nacht mit den ungeheuern Steinen, den Eis- und Schneemaſſen zum Bau des Winterrieſen heranfährt. Dieſer Bau ſoll den Bergrieſen und Reifrieſen ſelbſt als Bollwerk entgegen ſtehen, er bedeutet die feſte ſchützende Eis- und Schneedecke, unter der die Erde vor den ſchädlichen Wirkungen des Winterfroſtes ſelbſt geborgen iſt. Doch darf der mächtige Bau nicht vollendet, nicht mit dem Burgthor auf immer abgeſchloſſen werden. Loki hatte den verderblichen Rath gegeben, denn er iſt die Neige des Sommers, welcher mit der peſtbringenden Hundstagshitze Abſchied nimmt. Jetzt aber, um nothgedrungen dem Bau des Winters ein Ziel zu ſetzen, verwandelt er ſich in eine Stute (denn das ſchnelle Roß iſt Symbol des Windes; ſ. w. unt.). Iſt das eisthürmende Pferd Swadilfari Oſt oder Nordoſt, ſo kommt nun der abendliche Loki, auch hier der Endiger, als Gegenwind, als thauender Weſt oder Südweſt. Der Wandel und Wechſel der Winde bei einbrechendem Thauwetter iſt hier durch das Umherrennen der wiehernden Thiere verbildlicht. An dem Zorn des Baumeiſters über die vergebliche Arbeit erkennen die Aſen, daß derjenige, der ihnen zuerſt ein nützlicher Werkmeiſter gegen die Eisrieſen geſchienen, ſelber ein Rieſe des rauhen Felsgebirges ſey, und wie ſie ſich in ihm getäuſcht, ſo achten ſie nun auch ihrerſeits des beſchwornen Friedens nicht, und rufen Thors Beiſtand an, der auch nicht ausbleibt, denn nachdem der Thauwind den Eisbau brach, vernichtet der Donner vollſtändig des Winters Gewalt.

Dieſe Kalendermythe, welche in einer Naturreligion ganz an ihrem Platze iſt, hat in chriſtlicher Zeit, wo

ihre Bedeutung begreiflicher Weiſe verloren geben mußte, noch folgende neue Zweige getrieben. Eine Volksſage aus Norrland (**Iduna** Heft III. 2. Aufl. Stockh. 1826, S. 60 ff.) zeigt den rieſenhaften Baumeiſter ſchon l e g e n d e n a r t i g umgeſtaltet:

König Olaf der Heilige von Norwegen ging in Gedanken vertieft zwiſchen Berg und Thal; er hatte im Sinn, eine Kirche zu bauen, deren Gleichen ſich nicht finden ſollte. Allein er ſah, daß er den Bau nicht zu Stande bringen könnte, ohne ſein Reich ſehr zu beſchweren. In dieſer Bekümmerniß trifft er auf einen Mann, ſeltſamen Anſehens, der fragte, worüber er ſo nachſinnend wäre? Olaf offenbarte ihm ſein Vorhaben, und der Rieſe (Troll) erbot ſich, binnen gewiſſer Zeit ganz allein den Bau zu vollbringen. Zum Lohn bedung er ſich S o n n e und M o n d oder den H e i l i g e n ſ e l b ſ t. Olaf ging darauf ein, entwarf aber einen ſolchen Plan zur Kirche, deſſen Ausführung ihm unmöglich ſchien: die Kirche ſollte ſo groß ſeyn, daß ſieben Prieſter auf einmal darin predigen könnten, ohne einander zu ſtören. Die Pfeiler und Zierrate, aus- und inwendig ſollten aus hartem Flins gearbeitet werden u. ſ. w. Bald ſtand eine ſolche fertig da, bloß Dach und Spitze fehlten. Neu bekümmert über den eingegangenen Handel, wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal. Plötzlich hörte er in einem Berge ein Kind weinen und eine Rieſenfrau es mit dieſen Worten ſtillen: „Tyſt, tyſt! morgen kommt W i n d und W e t t e r, dein Vater, heim, und bringt mit ſich Sonne und Mond, oder den heiligen Olaf ſelbſt.“ Der König, froh über dieſe Entdeckung*), kehrte nach Haus; Alles war fertig, die Spitze eben aufgeſetzt. Da rief Olaf: „Vind och Veder! du har satt spiran sheder!“**) Sogleich fiel der Rieſe mit erſchrecklichem Gekrach von dem Kamm der Kirche herab und zerbrach in viele Stücke, welches lauter Flinsſteine waren.

---

*) Mit des böſen Geiſtes Namen vernichtet man ſeine Macht.

**) „Wind und Wetter, du haſt die Spitze ſchief geſetzt!“

In Norwegen geht dieſelbe Sage um, der Rieſe heißt aber Skalle (Kahl), und zu Nidarös erbaute er die prächtige Kirche. In Schonen heißt der Rieſe Finn, und die von ihm erbaute Kirche befindet ſich zu Lund, auch iſt der Heilige nicht Olaf, ſondern Lorenz. In der genannten Kirche iſt die ganze Begebenheit ausgemeißelt. In erhabener, roher Arbeit findet ſich eine nackte männliche Figur, die einen der beiden Tragepfeiler umfaßt, auf dem andern eine weibliche Figur mit ihrem Kinde, es iſt des Rieſen Weib. Das Kunſtwerk wird von der Sage, wie folgt, erklärt:

Der Rieſe verſprach dem heiligen Laurentius eine Kirche zu bauen; er verſchwieg ihm dabei ſeinen Namen, und ſtellte die Bedingung, daß der Heilige ihm dieſen Namen nenne, wenn die Kirche fertig wäre, oder wenn er das nicht könne, ſeine Augen hergebe. Der Heilige ging darauf ein, und der Bau begann. Die Kirche nahte ihrer Vollendung, und noch immer wußte Lorenz den Namen nicht. Auf einem Hügel in der Nähe von Lund, der Heiligenberg (Helgonabacken) genannt, lag er knieend im Gebet, als er plötzlich eine unterirdiſche Stimme vernahm, wie eines Weibes, das ihr Kind zur Ruhe ſingt. Sie beſchwichtigt es, und ſagt: der Vater werde nun bald mit den Augen kommen. Nun wußte Lorenz den Namen, er lief hin zum Rieſen, der noch beim Mauern war und die Kirche bis auf einen Stein vollendet hatte. Er ruft den Rieſen beim Namen, da wird dieſer wüthend, erfaßt einen Pfeiler, und will die Kirche umſtürzen, wird aber in Stein verwandelt.

Die Sage fügt noch erläuternd hinzu: die Kirche ſey darum nie ganz fertig geworden, weil, ſo viel man auch noch immer daran baue, die Lücke, die Finn gelaſſen, trotz aller Bemühungen ſtehen bleibt; denn wird der Stein eingemauert, ſo fällt er wieder heraus. (Wedderkop, „Bilder aus dem Norden" I. S. 265).

Hier erwäge man, daß **Finn** in der ſchwediſchen Sprache **Schlamm** bedeutet, folglich daſſelbe, wie Titan *), die Titanen kämpfen gegen die Olympier, wie hier im Norden die Froſtrieſen gegen die Aſen, d. h. die winterlichen Naturkräfte — an denen das Charakteriſtiſche iſt, daß ſie den Boden, welchen die Sonne nicht mehr austrocknen kann, in Schlamm verwandeln — ſtehen den ſommerlichen Potenzen feindlich entgegen. Finn, d. i. der Schlamm, iſt der Spätherbſt. Wenn er in den Winter übergeht, welcher über die ganze Schöpfung eine Eisdecke zieht, heißt es: Finn ſey in Stein verwandelt worden. Die Augen, die der Rieſe haben wollte, ſind Sonne und Mond, deren Strahlen die Natur beleben *und die Vegetation* fördern, was der Winterdämon, ſeiner Natur zufolge, gern hindern möchte. An die Stelle der Aſen, deren Collectivname Odin iſt, tritt in der chriſtlichen Faſſung der Mythe ein Heiliger, und Midgart: die Welt, iſt hier unter dem Gotteshaus zu verſtehen.

Weit näher kommt der Eddiſchen Fabel eine Ueberlieferung aus Kurland.

In dem dſerwenſchen Kintegeſinde liegen alte Mauerſteine, in bedeutender Länge und Breite ſich erſtreckend, und das Volk erzählt:

Vor undenklichen Jahren wohnte in der Gegend von Haſenpot ein **ſtarker Mann** (Rieſe), mit Namen Kinte. Er konnte ungeheure Steinmaſſen erbauen und glätten, und ſelbſt die größten Blöcke führte er mit einer einzigen **weißen Stute** zuſammen Sein Wohnhaus baute er auf Felſen, ſeine Felder zäunte er mit Steinwällen. Einmal hatte er Streit mit einem Libauer Kaufmann. Um ſich an ihm zu rächen, lud er einen Stein von zwölf Fu-

*) Τιτανός ſtammt von טִיט Schlamm.

dern, ſpannte ſeine weiße Stute vor, und fuhr nach Libau in der Abſicht, den Fels vor des Kaufmanns Thür zu wälzen. Bei der Stadt angelangt, durfte er aber nicht über die Brücke, man fürchtete, ſie würde unter der Laſt brechen, und verlangte, er ſolle den Stein aus dem Stadtgebiet wegſchaffen. Aergerlich that es der ſtarke Mann, und warf den Stein an dem Weg ab, der über Battenhof nach Grobin führt. Da liegt er noch bis auf heute. Vorbeifahrende Letten zeigen und ſtaunen ihn an. (Watſon in den Jahresverhandlungen der kurländ. Geſellſchaft II. S. 311.)

Des Kinte weiße Stute gleicht ganz dem Svadilfari des nordiſchen Schmieds, nur die Störung des Rieſen in ſeinem Bau erfolgt auf andere Weiſe. In Belgien — ſo weit verſchleppte man das Mährchen — iſt es nicht mehr das Wiehern eines Roſſes, welches, wie in der Edda, das andere Pferd von der Arbeit ablockend, den Ausbau von des Rieſen Kunſtwerk verhindert, ſondern der Hahnenruf. Daß hier der Teufel an die Stelle des Rieſen trat, iſt begreiflich. Wir geben die Sage aus Wolf's Sammlung im Auszug:

Bei einer reichen Ernte ſah ſich ein junger Bauer auſſer Stande, ſeine alte Scheune ausbeſſern zu laſſen. Ein Unbekannter, der ihm begegnete, erbot ſich zu helfen, wenn er einen Vertrag mit ihm eingehen wolle, daß er übers Jahr ihm in ſeine Beſitzungen als Leibeigener folgen würde. Der Bauer wars zufrieden, wofern auch Frau und Kinder Obdach bekämen. Der fremde Herr ſicherte dies mit gräßlichem Gelächter zu. Darauf unterſchrieb der Bauer den Vertrag, worin ſtand, daß die Scheune vor dem erſten Hahnenkrähen fertig daſtehen müſſe, und zwar, da ſie keine Dinte hatten, mit ſeinem Blute. Für die Frau erhielt der Bauer dann noch 100 Pfund mehr, und für das Kind fünfzig Pfund. Als ſie damit fertig waren, trennten ſie ſich; der Bauer verwunderte ſich nicht wenig, als er, heimkommend, zur Seite des Hauſes die Arbeiter

des Fremden ſchon antraf, wie ſie in geſchäftiger Eile Balken auf Balken, Ziegel auf Ziegel häuften, ohne daß Hammer und Hobel, Säge und Beil zu hören waren. Und doch wurden himmelhohe Eichen herbeigebracht und in Stücke geſchnitten, ganze Haufen Steine zerhauen und bearbeitet. Beſtürzt trat er ins Haus, wo ſeine Frau in nicht minder großen Schrecken ſaß, denn ſämmtliche Hausthiere drängten ſich ängſtlich um ſie. Beſonders furchtſam that ein großer Hahn. Er flog ſeiner Herrin auf den Schooß. Sie ſtieß ihn erſchrocken von ſich, und rief, ſich kreuzigend, um Hilfe. Der Hahn fiel zur Erde, erhob ſich aber bald wieder, und ſchrie laut: Kikiriki! Sogleich ſcholl vom Hofe her ein fürchterlicher Schlag, ſo daß die Erde zitterte. Zugleich verſchwanden die Werkleute, und die Scheune blieb unvollendet. Am andern Morgen wunderte man ſich im Dorfe über die ſchöne Scheune voll Garben jeder Art, denn Keiner konnte begreifen, wie ſie hingekommen war, und der Bauer hütete ſich, etwas von ſeinem Abenteuer verlauten zu laſſen. Das unvollendete Loch am Giebel konnte er aber auf keine Weiſe ſchließen. Es ſteht noch offen bis zum heutigen Tage. Auch ſingt ſeit jenem Tag ein Hahn auf der Meierei immer früher als alle andern im Dorfe.

Begreiflich iſt es, daß in der Eddafabel der Froſtrieſe das wohlthätige Wirken der Aſen ſcheel anſieht, daß er, bei ſeinem naturfeindlichen Charakter, es gern verhindern möchte, daß er ihnen zwar ſeine Dienſte anbietet, aber nur um ſie zu hintergehen, obſchon er am Ende ſelbſt der Betrogene iſt, wie wir alljährlich beobachten, daß der Winter gern zerſtört, aber wider ſeinen Willen zur Regeneration der Natur beiträgt, deren halbjähriger Tod vielmehr ihr erſprießlich wird, weil ſie der winterlichen Ruhe bedarf, um wieder neue Saaten hervorkeimen zu laſſen. Es iſt ferner begreiflich, daß, chriſtlich gewendet, das Weltgebäude (Midgart) ſich in eine Kirche umwandeln, und der Gott ein Heiliger wer-

den muß. Daß der Hahn an des Roſſes Stelle tritt, iſt ebenfalls begreiflich, denn weil Beide Lichtſymbole im alten Heidenthum waren, Beide daher dem ſlawiſchen Lichtgott Swantewit geheiligt, wenn ſie von weißer Farbe waren, wie jene Stutte in der Eddafabel und in der kurländiſchen Sage, ſo konnte der Hahnenruf eben ſo gut, wie das Pferdegewieher *), den Dämon der Finſterniß, der Unfruchtbarkeit und des Winters machtlos machen. Im Chriſtenthum — wo Bonifaz das Pferd zum dämoniſchen Thier herabgewürdigt und das Eſſen ſeines Fleiſches verboten hatte, weil es die Hauptkoſt bei den heidniſchen Opfermahlen abgab, und der Pferdefuß Attribut des Satans wurde — im Chriſtenthum alſo mußte nothwendiger Weiſe das Lieblingsthier des Apoſtels Petrus **) den Platz des Pferdes einneh-

---

*) Das Roß gibt nur dann einen Ton von ſich, wenn es den Trieb zur Begattung empfindet. Zeugungskraft iſt Lebensfülle, dieſe correlat dem Licht, wie Unfruchtbarkeit der Finſterniß, dem Winter und dem Tode. Darum war ſchon bei den alten Perſern Pferdegewieher ein gutes Omen, ebenſo im Cultus der ſlawiſchen Lichtgötter von günſtiger Vorbedeutung.

**) Schon die Hellenen wußten, daß der erſte Hahnenſchrei die Schatten der Nacht verſcheuche. So ſagt Philoſtrat vom Schatten des Achilles, als er dem Apollonius von Tyana erſchien: „Er verſchwand, ſobald der Hahn krähte.“ Aehnliches liest man in einem Hymnus des Prudentius:

Ferunt, vagantes Daemones,
Laetos tenebris noctium,
Gallo canente exterritos,
Sparsim timere et cedere.
Invisa nam vicinitas
Lucis, salutis numinis,
Rupto tenebrarum sinu,
Noctis fugat satellites.

In dem Eddaliede „weckt Walhallas goldkammiger Hahn die ſiegreichen Helden.“ Bei den Perſern ward der Hahn als Wächter gegen den licht- und lebenfeindlichen Ahriman, der die Nacht und den Winter ſchuf, angerufen. (Zend-Av. II. Vendidad Fargard 13). Die Araber erzählen von einem wei-

men, wie der Heilige den des heidniſchen Gottes; aber wie ſich der Heilige in einen Bauer und das Gottes-haus in eine Scheune verwandelt zu werden gefallen laſſen müſſen, iſt eine Frage, an deren Löſung man verzweifeln müßte, wenn ſich nicht bei Grimm (D. S. Nr. 181) das Mittelglied fände.

Eine Stunde von Wanfried (in Heſſen) liegt der Hülſenberg, auf welchem Winfried, ſpäter Bonifaz genannt, eine Kapelle zu bauen befahl. Unter dem Baume kam nun oft ein Mann gegangen, der fragte: was es denn geben ſollte? Die Zimmerleute antworteten immer: „Ei, eine Scheuer ſoll es geben.“ Da ging er wieder ſeiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig und der Altar aufgebaut, auch das Kreuz glücklich geſteckt. Wie nun der böſe Feind wieder kam, und das Alles ſehen mußte, ergrimmte er, und fuhr oben durch den Giebel

---

ßen Hahn ungewöhnlicher Größe am Throne Gottes, deſſen Stimme allen Hähnen auf Erden zum Signal dient. Deshalb halten ſie den Hahnenruf für die Stimme Gottes (Bochart Hierozoic. II, 1, 17.) Ambroſius (Hexaemer. V, 24) meint: Erſt nachdem der Hahn zum drittenmal gekräht, erſtarkte Petrus, und wurde würdig, daß ihn Jeſus anblickte. Dieſe geiſtliche Wachſamkeit des Hahns ſoll nun ſein Vorkommen auf Kirchthurmſpitzen erklaren:

Instantis quod signa canens det Gallus Eoi,
Et revocet famulus ad nova pensa manus;
Turribus in sacris effingitur aerea, mentem
Ad superos pelvis, quod revocet vigilem.
Andr. Alciatus.

Nach Hildebrand (Sacr. publ. vet. eccles. p. 17) hat der Hahn auf Kirchthürmen die Bedeutung: Gallus in templis instar habet praeconium ecclesiae. Sicut enim Gallus noctu dormientes gallicinio suo excitat et diem praenuntiat, ita sacerdos plebem ex veterno vitiorum suscitat, et ut opera tenebrarum abjiciant, monet, piisque in solatium, lucem gloriae et diem aeternitatis denuntiat. Als Wächter gegen den Teufel konnte der Hahn noch aus dem Grunde betrachtet werden, daß er, beſonders der weiße, den Löwen, den bekanntlich die Schrift (1. Petr. 5, 8.) als die Maske des Satans bezeichnet, in Furcht zu ſetzen vermag (Plin. H. N. X. 24.)

aus. Das Loch, das er da gemacht, iſt noch bis heutigen Tag zu ſehen, und kann nimmer zugebaut werden. Auch iſt er inwendig in den Berg gefahren, und ſuchte die Kirche zu zertrümmern, aber vergeblich.

In Thüringen hat die Weltburg Midgart — denn eine ſolche iſt ſie, weil der Rieſe ſie mit einem Wall umgeben ſoll — in der chriſtlichen Umwandlung noch am meiſten ihre urſprüngliche Beſtimmung ſich bewahrt, ſie blieb nämlich ein Schloß. Hier trat übrigens der Zufall an die Stelle der Liſt, und der Hahn iſt ſelbſt der Getäuſchte, täuſcht aber auch den Böſen, obwohl gegen ſeine Abſicht. Döring erzählt (Thüringen u. der Harz VII. S. 169) wie folgt:

Auf der Steinsburg (dem kleinen Gleichberg bei Römhild) hauste ein Ritter, der ſeine Tochter für das Kloſter beſtimmt hatte. Daher gab er ihrem Freier, der überdies der Sohn ſeines Todfeindes, zur Antwort: „Eher will ich meine Tochter dem Teufel geben als dir!“ Entrüſtet warf ihm der Jüngling den Fehdehandſchuh hin, und verließ ihn mit der Drohung: er werde morgen mit ſeinen Reiſigen wiederkommen. Da ward dem Alten bange, weil ſeine Beſte halb verfallen und ſchlecht bemannt, alſo einem Sturm kaum widerſtehen mochte. Er verſank in trübe Gedanken, und als die Nacht Berg und Thal umhüllte, trat er hinaus in den Wald und rief den böſen Feind, und beſchwor ihn, noch in derſelben Nacht vor dem Hahnſchrei einen dreifachen unüberſteiglichen Mauerring emporzuthürmen, um die verfallene Beſte vor dem Sturm ſeines Gegners zu ſchirmen. Das gelobte der Böſe, verlangte aber als Lohn des Ritters Tochter, und erhielt deſſen Zuſage. Noch in derſelben Nacht thürmte ſich durch Lucifers dienſtbare Geiſter, die in wildem Treiben Felſen und Steinblöcke herbeiſchleppten, der dreifache Mauerring empor. Es begab ſich aber, daß des Fräuleins Amme vor dem erſten Hahnſchrei mit einem verdeckten Licht in den Hühnerſtall ging. Durch dieſe Helle

getäuſcht, krähte ein Hahn, weil er meinte, der Morgen ſey nahe. Das geſchah aber in dem Augenblicke, wo der Böſe einen gewaltigen Felſen durch die Luft ſchleppte, den er als Schlußſtein in die Mauer fügen wollte. Noch drei Stunden Weges mochte er von der Burg entfernt ſeyn, da warf er zornig ſeine Laſt auf die Erde und zerſtörte den faſt vollendeten Bau. Statt der Jungfrau ergriff der Böſe den alten Ritter, und ſchleuderte ihn unter die praſſelnden Steintrümmer. Noch jetzt ſieht man die rieſenmäßigen Steinringe um den Gleichberg. Das iſt der Teufelsſtein bei Themar, welcher dem Fluche die Entſtehung gab: Ich wollte, du wäreſt, wo der Teufel den Stein abgeladen.

Kehren wir nun zu der vorhin nur ſcheinbar abgeſchloſſenen Fabel der Edda zurück. Die Frucht der Verbindung Loki's in Geſtalt einer Stute mit dem Hengſt Swadilfari, wodurch der Rieſe an dem Ausbau ſeines Unternehmens verhindert worden, war das graue, achtfüßige Füllen Sleipnir, Odin's Reitthier geweſen. Seine acht Füße ſind zwar auf die nordiſchen Octometer, nämlich auf die achtzeiligen Strophen der Voluſpa gedeutet worden, weil Sleipnir Runen auf den Zähnen hat*). Dieſe aber gaben ihm noch nicht den Charakter eines Pegaſus, ſie beziehen ſich bloß auf die im Norden häufig vorgekommenen Pferdeorakel**). Man muß nämlich wiſſen, daß das geſammte Alterthum den Dichter für einen Seher hielt und prophetiſche Sprüche in Verſen abgefaßt waren. Noch jetzt ſagt man von einem Weiſſager: der Geiſt treibt ihn, und „wittern" (von Wind, Wetter) bedeutet ſ. v. a. ahnen, welches deutſche Zeitwort vom ſanskritiſchen an: wehen, abſtammt; davon

*) Das Roß Arvakr hat ſie auf dem Ohr geſchrieben.

**) Dem Gott Freir hielt der Cultus weiſſagende Roſſe. (Grimm S. 623.)

anhuma, lat. animus, ἄνεμος: Geiſt und Wind. Sleipnirs Farbe iſt die der Wolken, nämlich grau, ſeine acht Füße beziehen ſich auf die acht Hauptwinde, und da Odin der Alles durchdringende Weltgeiſt iſt, ſo konnte Sleipnir ſein Reitroß werden. Schon die Schnelligkeit dieſer Thiergattung eignet ſich zum Symbol des Windes, mehr noch beſtätigt ſich dieſe Deutung durch das Lied von Alvis (21), in welchem eine von den Benennungen des Windes: Wieherer iſt. Mone hat die acht Füße auf die acht Wintermonate der nördlichen Länder deuten wollen, weil Sleipnir geboren wird, wenn des Winterrieſen Macht zu Ende geht, doch iſt dieſe Deutung zu künſtlich; denn es iſt ganz gleichgültig, zu wiſſen, nach wie viel Monaten das Windroß geboren wird; näher liegt die Vermuthung, daß das Symbol des Windes alle Winde repräſentire. Im Liede Grimnismal werden zwar zwölf Roſſe erwähnt, nach der Zahl der täglich unter den Weltbaum Ygdraſil zu Gerichte reitenden Aſen, aber ſie alle fließen in Odin zuſammen, folglich auch ihre Roſſe in Sleipnir. Man müßte denn ein Sommer- und ein Winterroß — wie die Griechen eine Leucippe und eine Melanippe — d. h. einen Schimmel und einen Rappen annehmen, und Letzteres heißt dann Gullfari, auf welchem Hrungnir den Odin bei Jotunheim (Rieſenheim, Winterland) erreicht*). Iſt der Wind unter dem Roſſe (oder ſeinem Schnauben) verbildlicht, ſo erklärt ſich der ſchwediſche Spruch: „Was der Athem des Schweins verunreinigt hat, ſtellt der des Pferdes wieder her." (Grimm Myth. S. 624), denn der Wind reinigt die Luft. Indeß iſt

*) So ſind auch Tag und Nacht durch die Roſſe Skinfaxi (Glanzmähne), und Hrimfaxi (Thaumähne) repräſentirt.

Odin's Reitthier die verbildlichte Eigenſchaft des Gottes ſelbſt. Aehnliche Beiſpiele bieten die Mythologien aller Völker. (So reitet der indiſche Luftgott Indra auf einem Pfauen, weil dieſer Vogel die Witterung anzeigt). Odin iſt, wie wir vorhin zu erweiſen ſuchten, die Alles durchdringende Luft *), die Weltſeele, ſein Hauch belebt alle Weſen. Wilhelm-Müller hat darum auch Odin vom altnordiſchen Zeitworte **odh**, dem ahd. **wuot**, welches: **cum impetu ferri** bedeutet, herleiten wollen. Im Altnordiſchen iſt **odhr**: **animus**, hat aber auch die Bedeutung: heftig, wüthend (Björn Halderſon's isl. Lex.); das dem **od** entſprechende deutſche **wuot** hat die Bedeutung **furor** (Wuth) angenommen, welche beide Bedeutungen ſich aus dem Begriffe des Bewegens entwickeln. Obſchon Adam von Bremen ſagt: **Wodan i. e. furor**, worunter er vielleicht den in Sturm dahineilenden Gott verſteht, ſo wäre Odin doch nicht ausſchließlich als die Perſonification der bewegten Luft zu faſſen, ſondern ſchon darum, weil er **Alfadhir**, d. i. Vater der Götter und Menſchen heißt, urſprünglich Himmelsgott, darum hat er nur Ein Auge — die Sonne. Die Wolken ſind der breite Hut, unter welchem er ſein Geſicht verhüllt; das Himmelsgewölbe, der große dunkle Mantel, welcher ihn umgibt, bis mit dem Eintritt des Chriſtenthums der heil. Martin, ein Reitersmann wie Odin, ihn ererbte. Noch jetzt heißt in Niederdeutſchland der wilde Jäger: Hackelberend, d. i. Mantelträger **).

Jakob Grimm ſagt (Myth. S. 870): „Die Chri-

*) Wie Lucan von Jupiter ſagt: **est quocunque moveris.**

) W. Müller etymologiſirt wie folgt: Im Althochdeutſchen bedeutet **hakhul, im Altnordiſchen **hökull**, im Angelſächſiſchen **haccle**: Gewand, Mantel, Rüſtung.

ſten hatten dem Glauben an die Götter ihrer Vorfahren nicht ſo ſchnell, noch ſo völlig entſagt, daß ihnen jene heidniſchen Geſtalten ſo urplötzlich aus dem Gedächtniß entfallen wären. Sie wieſen ihnen nur eine andere Stelle, weiter im Hintergrunde, an. Der alte Gott verlor ſein zutrauliches Weſen und ging in den Begriff einer finſtern, ſchreckenden Gewalt über, welcher immer noch eine gewiſſe Einwirkung verblieb." Die Urſache dieſer Umwandlung erklärt Harrys ſehr ſinnig in der Vorrede zu ſeinen niederſächſ. Volksſagen: „Deutſchland hat einen guten Theil ſeines Alterthums durch die römiſche Prieſterherrſchaft eingebüßt. Urſprünglich beſaß es einen Götterhimmel, der meiſt mit guten Weſen bevölkert war, und ohne Grauen verehrt wurde. Das ſiegende Chriſtenthum konnte ihn nicht ſogleich verſchwinden machen, ſondern heidniſcher und chriſtlicher Glaube miſchten ſich. Allmählig errang der letztere die entſchiedene Herrſchaft, und verwandelte, wo er die Reſte des ältern einheimiſchen Glaubens nicht ganz verwiſchen konnte, dieſelben in dunkle Geſtalten. Urſprünglich getrennte Weſen höherer und niederer Ordnung ſchmolzen in denſelben Namen des Teufels zuſammen." So wurde der Himmelsgott und Allvater Odin, Othan oder Wuotan zum wilden Jäger*), der in der Chriſtnacht das

---

*) Der Ynglingaſaga zufolge, wurde, wenn irgend ein unbekanntes Getöſe als von Pferden und Wagen in der Nacht ſich erhob, geſagt: Oden fährt vorbei In Schonen heißen noch die Stimmen in der Luft, die man zuweilen in November- und Dezemberabenden hört: Odens Jagd (nach Nilſons Skandin. Fauna II. S. 106., der dieſe Stimmen, die dem Larm bei einem Treibjagen ähnlich ſind, von einer nach Süden ziehenden Seevögelart herleitet!)

wüthende Heer anführt*), ſpäter ſogar hiſtoriſirt, ſo daß er nicht einmal mehr der Höllenfürſt, ſondern nur noch ein zur Strafe wegen Uebertretung der Sonntags- oder Feſttagsfeier oder anderer ſündhafter Gelüſten halber nach dem Tode umgehender, die Jagdluſt noch als Geſpenſt ausübender Schatten eines Geſtorbenen! Auf dieſe Art erklärte man ſich in chriſtlicher Zeit Naturerſcheinungen, welche das Heidenthum in ſinnige Mythen gekleidet hatte. So ſagt man noch jetzt in Holſtein, Pommern, wenn in der Luft ein Getöſe erſchallt: „de Wode tüt!" (Adelung u. d. W. wüthen). Odin, Woden, Othan, oder Wuotan, wie er ſonſt heißt, erſchien den heidniſchen Voreltern des jetzigen Geſchlechts, reitend und jagend, in ſeinem Geleite die Einherien, nämlich die Seelen der im Kampf Gefallenen, daher noch jetzt das wilde Heer aus Seelen derer, die eines gewaltſamen Todes ſtarben, ſich recrutiren ſoll. Der chriſtliche Gott hat ſie ſich nicht aneignen mögen, darum verfallen ſie dem heidniſchen. Die Naturerſcheinung des heulenden Windes wird, wegen der oben dem Odin zugeſchriebenen Eigenthümlichkeiten, ihm beigelegt. Bei nächtlichem Lärm heißt es jetzt noch in Schweden: „**Oden far förbi**" (**Geijer Sv. häfd. I. p. 268**). Vielleicht hat der „Odenwald" davon ſeinen Namen, denn daß der Odinscult auch in dieſer Gegend verbreitet war, wird weiter unten gezeigt werden. In Niederſachſen und Weſtphalen wird der wüthende Jäger auf die halbhiſtoriſche Perſon eines Jägermeiſters bezogen!

Bevor nun über die Motive der verſchiedenen Be-

*) Bei den Bauern in Mecklenburg fanden ſich noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts viele Sagen über Odens Jagd, beſonders ſchreckten ſie die Kinder damit um Weihnachten.

nennungen Hakelbärend, Hakelberg, Hakelblock oder auch bloß Bärens, welche die verſchiedenen Sagen dem, im Lauf der Zeit ſogar zu einer geſchichtlichen Perſon gewordenen, wilden Jäger beilegen, Licht verbreitet wird, iſt zu wiſſen nöthig, daß die Stimmen in der Höhe, wo die Beſchaffenheit des Lokales dergleichen Gehörtäuſchungen erzeugt, unter den verſchiedenſten Völkern ähnliche, dieſe Naturbegebenheit erklären ſollende Mythen von geſpenſtiſchen Luftreitern ꝛc. in's Daſeyn riefen.

Der Univerſitätskanzler Autenrieth in Tübingen der eine Sammlung von Zeugniſſen glaubwürdiger Reiſenden über die ſogenannten „Stimmen aus der Höhe“ herausgegeben, ſagt: Sie ſcheinen bald in dieſer, bald in jener Richtung durch die Lüfte zu fliegen, meiſt von oben herab zu erklingen, zuweilen aber aus der Erde heraufzuſteigen. Sie gleichen bald dem Klange der verſchiedenartigſten muſikaliſchen Inſtrumente, bald einem lauten Waffengeklirre oder Trommel- und Trompetenlärmen. Zuweilen ſind ſie dem Pferdegetrappel ähnlich oder entferntem Geſchützdonner, ein andermal beſtehen ſie in einem fürchterlichen hohlen oder plötzlichen, durchdringend gellenden Schrei. Häufig ahmen ſie abwechſelnd vielerlei Thierſtimmen, meiſt Hundegebell nach. Eben ſo häufig gleichen ſie auch lautem Rufen, ſo daß nicht ſelten der überraſchte Hörer glaubt, ſie rufen ihn ſogar mit Namen und ſprechen artikulirte Worte in ſeiner Sprache zu ihm. In ſolchen Fällen meinte der Hellene, ſie riefen auf griechiſch, während der Römer ſie lateiniſch reden hörte. Der heutige Bergſchotte vernimmt ſie deutlich in ſeiner Landesſprache, der gäliſchen. So konnten dieſe Stimmen bei ihrer Mannigfaltigkeit

bald dieſem, bald jenem bekannten Laute verglichen werden, und wo ihr Klang einer Menſchenſtimme ähnelte, wurden ſie von jedem Hörer, entſprechend ſeiner verſchiedenen innern Stimmung, anders, in einzelne Worte oder ganze Reden und in ſeine Sprache überſetzt. — Autenrieth führt hierauf die Zeugen für ſeine Behauptung namhaft an. Zuerſt den Engländer Davy, welcher 1821 ſeine Reiſe in Ceylon zu London herausgab und erzählt, daß er im April (zu Anfang der dortigen Regenzeit) im flachen, waldigen Theil der Inſel den „Dämonenvogel" der Eingebornen gehört, denn geſehen hat ihn noch Niemand. Er kündigte ſich Nachts durch ein Geſchrei an, das den größten Jammer auszudrücken ſchien, und daher den Bewohnern von Ceylon als Todesbote gilt. Der Holländer Hafner, der 1810 ſeine Fußreiſe durch Ceylon drucken ließ, hörte einſt, als er das gebirgige Hochland der Inſel zu Ende der Regenzeit durchwanderte, um Mitternacht ein fernes Hundegekläffe, das aus den gegenüberliegenden Bergen hervorzubrechen ſchien. Bald wurde es in gleicher Weiſe, doch in geraumem Abſtand, auch hinter ihm laut und immer lauter. Er glaubte nun deutlich verſchiedene Menſchenſtimmen zu vernehmen, die aus voller Kehle lachten und ſchwatzten. Dieſe Töne kamen und ſchwanden in einigen Minuten wechſelsweiſe wieder in die Nähe und in die Ferne, und wenn ſie jetzt aus lichten Höhen herabzuſchweben ſchienen, ſo dünkten ſie ihm im nächſten Augenblick tief aus der Erde heraufzuwimmern. Nachher war Alles wieder todt und ſtill, bis eben ſo plötzlich Stimmen durch die Luft ſchallten, die der Widerhall der benachbarten Berge beantwortete. Hierauf ertönte dicht hinter der Klippe, unter welcher er Schutz geſucht hatte, ein

ſo gellender Schrei in ſeine Ohren, als ſollte ſein Trommelfell zerreißen. Außer ſich ſtürzte er unter ſeinem Felſenobdach hervor. Da war es, als ob hundert durcheinander kreiſchende Töne, ſo falſch, ſo fremd, ſo unerhört ihm im Nacken ſchwirrten, daß er, mit aller Faſſung zu Ende, nichts Eiligeres thun konnte, als mit den Fingern in den Ohren in die Grotte zurückzuſpringen. Späterhin hörte er von mehrern verſtändigen Perſonen in Jaffanapatnam, daß ähnliche wunderbare Stimmen im Gebirge und an den Ufern des Mawelinganga-ſtroms keineswegs ſelten wären, und daß ſie nach dem Volksglauben von dorthin — gebannten Geiſtern hervorgebracht würden. Ein Mecklenburger, Namens Wolf, welcher 1784 ſeine Reiſebeſchreibung herausgab und der 20 Jahre in Ceylon, meiſt in Jaffanapatnam, auf dem nördlichen flachen Uferland der Inſel zugebracht, hatte ebenfalls, aber nur einmal um ein Uhr Nachts, die fürchterliche Stimme gehört. Der Schrei hatte weder mit der Stimme eines Menſchen, noch eines Thieres Aehnlichkeit, und ſchien aus einer Höhle hervorzukommen. Schützen aus jener Gegend erzählten ihm, daß ſie in der dürren Jahreszeit an dieſem Theile der Inſel an den Teichen im Walde ſeltſame Stimmen gehört. Bald ſey es ein Ruf, bald ein Schrei, bald einem Geſang ähnlich, aber wirke auf's Gemüth ſolcher Weiſe, daß auch der beherzteſte Menſch ſchaudere. Es laufe die fürchterliche Stimme ſo geſchwind von einem Orte zum andern fort, daß weder der Wind, noch ein Vogel ſolche Geſchwindigkeit haben könne. In wenigen Sekunden höre man ſie faſt eine Viertelmeile weit entfernt. Der Engländer Knox, welcher in der zweiten Hälfte des 17ten Jahr-

hunderts 19½ Jahre im Innern von Ceylon, und ſeine Reiſebeſchreibung im Jahre 1681 herausgab, gedenkt jenes Schreies in der Luft ebenfalls. Er jedoch wollte ihn in der gebirgigen Provinz Cande-Uda, nicht aber im flachen Uferland gehört haben. Obſchon der Ton einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde hatte, ſo mache er doch dieſe ſelbſt zittern. Er höre ſchnell wieder auf, um an einem andern Orte wieder zu erſchallen. Es glaube auch die ganze dortige Welt, der Teufel ſey es, der bei Nacht dieſen grauſenerregenden Schrei ausſtoße. In der Wüſte Kobi, welche das ſchneebedeckte gebirgige Tibet von den mildern Gegenden Aſiens abgränzt, wollen Durchreiſende zuweilen Töne in der Luft, wie von Waffengeräuſch oder auch wie von den verſchiedenartigſten muſikaliſchen Inſtrumenten vernommen haben. Bleiben einzelne Wanderer bei Tage aus irgend einer Urſache hinter ihren Begleitern zurück und verlieren ſie dieſe aus dem Geſichte, ſo hören ſie ſich oft plötzlich mit Namen rufen. Eilen ſie dem Rufe nach, ſo verirren ſie ſich in der völlig öden Wüſte; oder aber ſie hören auf einmal, wenn ſie Nachts hinter der Geſellſchaft zurückbleiben, abwärts vom Wege lautes Pferdegetrappel; es für das ihrer Karavane haltend, verirren ſie ſich und gerathen ſo in Gefahr, zu verſchmachten. Der Schilderung Marco Polo's zufolge wird dieſe Wüſte nicht von Thieren bewohnt, 30 Tage lang gehe in ihr der Weg bloß durch Sand und nackte Gebirge. Auf einen Monat lang mußten daher die Karawanen mit Lebensmitteln verſehen ſeyn. Demnach iſt es alſo ein trockenes, kaltes, von Wald und Pflanzenwuchs entblößtes Land, ohne lebende Weſen, und doch erſchallt in dieſer Oede ähnliches Geräuſch

aus unſichtbarem Organ, wie in dem heißen, mit dem dichteſten Waldgürtel umgebenen, mit wilden Thieren aller Art erfüllten Ceylon. Wird gleich in der Wüſte Kobi des furchtbaren Schrei's nicht ausdrücklich erwähnt, ſo wird des Rufes wie mit Menſchenſtimme und des zuweilen muſikaliſchen Lautes deſto beſtimmter gedacht, aber auch harter Töne, wie des Hufſchlags von Pferden und des Waffengeräuſches von Trommeln. Einem See in der Wüſte Kobi gegenüber, im Altaigebirge, behauptet ein Zeitgenoſſe Marco Polo's, der Mönch Rubriquis (den Ludwig der Heilige von Frankreich im Jahr 1253 an das Hoflager des Mongolenfürſten Mongu-Chan geſchickt hatte), ein Verlocktwerden der Reiſenden durch Dämonen. Als er mit ſeinen mongoliſchen Führern Abends zwiſchen den Felſen jener Gegend durchritt, wurde er von ſeinen Begleitern aufgefordert, zu beten, damit ihnen die dort hauſenden Dämonen kein Unglück zufügten. Morier, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts Perſien bereiste, gedenkt einer hochgelegenen Salzwüſte in der Nähe der Stadt Khom. Hier ſollen Reiſende durch das Geſchrei des Geſpenſtes Ghul verführt und durch die Klauen deſſelben zerriſſen werden. Ruſſiſche Nachrichten über Chiw vom Anfange dieſes Jahrhunderts erwähnen einer zwiſchen dem kaſpiſchen Meer und dem Aralſee in einem ſalzigen Sumpfe liegenden Inſel, wo man Abends zuweilen einen ſolchen Lärm von Hundegebell, verſchiedenen Thierſtimmen und Vögelgeſchrei höre, daß Reiſende dieſe Inſel als den Aufenthalt böſer Geiſter meiden. Im weſtlichen Aſien war die Stimme aus der Höhe nicht weniger bekannt. Die Rabbinen laſſen nach der Zerſtörung des erſten Tempels die Bath Kol (die Stimme aus der Höhe)

an die Stelle der frühern directen Offenbarung aus dem bibliſchen Zeitalter treten, und einer ſolchen ſchrieb Paulus ſeine Bekehrung zu. Alſo muß auch jene Naturbegebenheit den Bewohnern Syriens und Arabiens nicht unbekannt ſeyn. Der Reiſende Burkhardt, welcher 1816 den Sinai beſuchte, erzählt, daß von einem der hohen Gipfel dieſes Gebirgszuges zuweilen noch heutigen Tages ein donnernder Lärm komme, wiederholten Entladungen ſchweren Geſchützes gleich. Die Mönche eines auf dem Berge gelegenen Kloſters, behaupteten gegen Burkhardt, ſie hätten vor etwa 5 Jahren eines Mittags einen Ton, dem des Geſchützes gleich, gehört. Der Iconomos des Kloſters, welcher 40 Jahre daſelbſt gelebt, erinnerte ſich, zu verſchiedenen Zeiten dieſen Schall aus der Höhe gehört zu haben. Burkhardt frug, ob man je einen Erdſtoß dabei verſpürt habe, erhielt aber eine verneinende Antwort. Auch fand er, als er das Gebirge beſtieg, nirgends umher Spuren eines Vulcans oder vulcaniſche Producte. Da nun im bibliſchen Zeitalter der Donner des Geſchützes noch unbekannt war, ſo mochte der Schall des natürlichen Donners von denen, die Aehnliches vernahmen, als Sprache des ſich ſeinem Volke offenbarenden Gottes gegolten haben (vergl. 2. Moſ. 19, 19). — Auch Amerika entbehrt dieſer Erſcheinung nicht. Unter der Südſpitze dieſes Welttheils liegt im 64ſten Grade ſüdlicher Breite ein neuentdeckter Archipelagus öder und felſiger Inſeln, Südſhethland genannt. Auf einer derſelben, berichtet der engliſche Touriſt Wedell (in der Beſchreibung ſeiner in den Jahren 1822 bis 1824 in das ſüdliche Polarmeer unternommenen Reiſen) war einer ſeiner Matroſen zur einſtweiligen Bewachung eines Bootes allein zurückgeblieben. Dieſer legte ſich am Ufer nieder; Abends um 10 Uhr hörte

er zweimal einen Ton, der menſchlichen Stimme ähnlich. Da es noch nicht ganz finſter war, ſah der Matroſe ſich wiederholt um, ohne Jemand zu erblicken. Er ging nun am Ufer hin, hörte bald denſelben Ton wieder, aber noch deutlicher und etwa zwei Minuten lang. Der Ton ſchien ihm nun etwas Muſikaliſches zu haben; endlich ſah er auf einem Felſen eine, als ſie ihn erblickte, ſchnell ſich zurückziehende Robbe. Daß der Seemann glaubte, der Seehund habe die Stimme von ſich gegeben, daß er ſpäterhin eidlich verſicherte, der Seehund ſey ein Meermenſch von röthlicher Farbe und grünem Haar, aber mit einem Robbenſchwanze geweſen, iſt eben ſo vernünftig, als daß der Teufel es iſt, der in Ceylon die Leute durch ſein Geſchrei ängſtigt. — An den Ufern des Orinoko in Südamerika iſt, der Beſchreibung der Länder dieſes Stromes zufolge, welche Pater Gilii im Jahr 1782 herausgab, nicht ſelten ein lautes Getöſe in der Luft, oft dem Schalle einer Kanone gleich, aus der Ferne zu vernehmen. So erzählt dieſer Pater, daß einſt am weſtlichen Ufer des Orinoko der Miſſionär in Cabruta vom entgegengeſetzten rechten, dem Gebirgslande von Parime nahen Flußufer her, ſo häufige Schüſſe hörte, wie aus Steinböllern, daß er dieſen Schall für einen Angriff der Karaibenindianer hielt, welche damals öfter die chriſtlichen Niederlaſſungen beunruhigten. Er ſchickte eine Parthie ſeiner Indianer und ſpaniſchen Soldaten ab, um die Verwegenheit des Feindes zu beſtrafen. Als jene über den Fluß kamen, dauerten die Schüſſe fort. Zu ihrem großen Erſtaunen fanden aber die Ausgeſchickten nirgends einen Menſchen und ſuchten vergeblich aller Orten nach. — Die Holländer an der Südſpitze von Afrika, am Vorgebirge der guten Hoffnung, nannten einen Berg den

Teufelsberg, wegen des Getöſes, das man dort vernimmt. Auch von einem Berg in Java in Aſien ſoll zuweilen eine wiederholte Entladung von Kanonen ähnlichem Schall herkommen. — Gehen wir nun nach Europa über. Herodot erzählt (VI., 105): als die Athener zum Feldzug des Miltiades Hülfe von Sparta verlangten, rief ihrem Botſchafter Phidippidas unterwegs am partheniſchen Gebirge der Gott Pan*), — der bekannte Liebhaber der Schallnymphe Echo — mit ſeinem Namen und beſchwerte ſich, daß ihn, den Gott, die Athenienſer ſo vernachläßigten. Pauſanias berichtet (I., 32): jede Nacht hört man in den Feldern von Marathon, die wenig entfernt vom Berge des Pans lägen, Gewieher von Pferden und ſieht kämpfende Männerbilder. Wahrſcheinlich hörte man alſo auch Waffengeräuſch und der Luftlärm der Wüſte Kobi wiederholt ſich demnach hier. Den Römern, die von nichts, als Schlachten träumten, rief — ſo erfahren wir durch Dionyſius Halicarnaſſus — in der Nacht auf die unentſchiedene Schlacht gegen die Söhne des vertriebenen Tarquinius, in welcher der ältere Brutus geblieben war, eine ſo laute Stimme zu, daß beide Armeen ſie hören konnten, ſie ſollen guten Muthes ſeyn, ein nicht kleiner Theil der Feinde ſey geblieben. Die Römer, dadurch ermuntert, griffen auf's Neue in nächtlichem Ueberfall das Heer der Tarquinier an und ſchlugen es gänzlich. Dionyſius führt auch von den Jahren nach Erbauung Rom's 264 und 271 ohne nähere Bezeichnung ſolche Stimmen an, die dort erſchollen ſeyen, ohne daß ſie von einem Menſchen wären gerufen worden. Livius

*) Er iſt ſchon ſeinem aus dem Sanſkrit abſtammenden Namen (Pávana von pa: wehen) zufolge ein Windgott, daher Erfinder der Rohrflöte.

erzählt, in Rom ſelbſt habe ein Plebejer Nachts eine Stimme, heller als irgend eine menſchliche, gehört. Sie habe ihm befohlen, der Obrigkeit anzuzeigen, daß die Gallier anrückten, an welche damals in Rom noch Niemand dachte.

Die alten Deutſchen vernahmen in den Stimmen aus der Höhe das Geräuſch von Wodan's (Odin's) Heer, die wilde Jagd. Im Mittelalter, wo das Volk durch Jagdfrohnen und durch Hegung des Wildes geplagt ward, war dieſe Deutung die natürlichſte. Geiſter ehemaliger unbarmherziger Jäger, die im Leben Menſchen und Vieh mißhandelt hatten, hielten es zwar nicht mehr der Mühe werth, in Rede ſich einzulaſſen, aber für ihre Frevelthaten wurden ſie nun mit Geſchrei und raſtloſer Unruhe in der Luft umhergetrieben. Noch im Jahre 1675 ſchrieb der ſächſiſche Arzt Fromman ein dickes Buch in lateiniſcher Sprache über dieſes ernſte Thema. Er ſagt: „Die wüthende Jagd macht die Hörer durch die wunderbarſte Miſchung falſcher Töne ganz verwirrt. In der Nacht zieht ſich der Luftlärm bald da, bald dort hin, und kann im Augenblicke wieder verſchwunden ſeyn, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Darum werde das wilde Heer mit Recht legio diabolica genannt." — Nach der „deutſchen Encyclopädie" von Frankfurt wird von mehrern Gebirgen oder einzelnen Bergen aus, ſo vom Thüringer Gebirge, und namentlich dort im Winter vom Hörſelberge, ferner von einem Berge in der Grafſchaft Witgenſtein und von einigen Höhen der Bergſtraße bei Heidelberg die wilde Jagd als ein Geſchrei von Jägern und Schallen der Waldhörner, als Hundegebell, untermiſcht mit Löwengebrüll und Grunzen

von Schweinen, aber auch als Geräuſch von Kriegsleuten mit dazwiſchenkommendem Rufe ihrer Befehlshaber gehört. Erſchallt dabei ein harter Klang wie von einer Glocke, ſo verſchwindet alles wieder in den Bergen. Dieſes Verſchwinden auf einen harten Klang erinnert an den gellenden Schrei in Ceylon, auf welchen bald auch wieder gänzliche Stille eintrat. Das Hundegebell wie das Waffengeräuſch bezeichnen die Stimme des wilden Jägers als zur Familie des Dämonenrufes Aſiens gehörend. — Das **Journal de Paris** enthält den ausführlichen Bericht eines Pfarrers von **Bas Vendomois** im ehemaligen Gouvernement von Orleans, nach welchem er mit *vielen andern* Landsleuten im December 1787 Abends zwiſchen 7 und 8 Uhr in der Luft ein Getöſe hörte, das ſich immer von einem Orte zum andern zu ziehen ſchien. Es kam dem Gebelle einer Menge von Jagdhunden gleich; beſonders ſchien es, als hörte man deutlich den Laut eines großen Jagdhundes. Die übrigen Stimmen waren ſehr verſchieden, mehr oder weniger ſtark, dumpfer oder heller.

Es ſcheint in der kalten Luft des Nordens der fürchterliche hohle Schrei oder harte Ton des heißen Klima's von Ceylon ſich mehr zu verlieren. Doch wird er in Perſien und in der Wüſte Kobi noch zum nächtlichen Geſchrei der Gul's, zum Tönen des Hufſchlags, in Deutſchland zum harten Glockenton. Das auf jener Inſel Aſiens seltenere Hundegebell wird der Hauptlaut im mittlern Europa. Dabei erſcheint, was dort nur zuweilen als Geſangsmelodie tönt, im mittlern Aſien aber zum Schalle vielfacher muſikaliſcher Inſtrumente wurde, auch noch in Deutſchland

und Frankreich. Das Rufen mit vermeintlicher Menſchenſtimme, das in Ceylon noch unbeſtimmt vorkommt, in der Wüſte Kobi und in Hellas hingegen ſogar zum Rufen mit Namen wurde *), und das in beiden ſüdlichen Halbinſeln Europa's ſelbſt zur beſtimmten Rede ſich geſtaltete, ſcheint zwar im minder beweglichen Feſtlande dieſſeits der Alpen ſich zu verlieren, aber es ertönt wieder an der Weſtküſte von Hochſchottland, wo die Stimme des Gebirgsgeiſtes in unſern Zeiten zum Rufe eines boshaften Waſſergeſpenſtes, dem „Kelpy“ der Bergſchotten wurde. Arndt (Beſchreib. der Orkneys und Shetlands v. J. 1826) zufolge erzählen dieſe Hochländer, jener Kobold ziehe durch die lockendſten Klagetöne, als wäre Jemand in Noth, Leute herbei, oder bringe durch ein ſcheußliches Geſchrei den einſamen Wanderer bei Nacht wie von Sinnen. Ein andermal rufe es ihm als Fährmann zu, ſich über ein Waſſer ſetzen zu laſſen, oder zeige ihm Furthen an, worin Roß und Mann verſinken müſſen. Hier an der regneriſchen, felſigten Meeresküſte wiederholt ſich alſo ein Naturereigniß, das man als das ganz gleiche mitten im Herzen des Feſtlandes von Aſien in faſt waſſerloſer Wüſte antraf.

Aber da alle Welttheile der räthſelhaften Erſcheinung — die, obſchon überall ſelten, doch in einzelnen beſtimmten Landſtrichen über die ganze Erde verbreitet, vorzukommen ſcheint — nicht entbehren, ſo muß ſie ihren Grundzügen nach immer dieſelbe ſeyn, und ſie iſt nur dadurch verſchieden, daß hier der eine, dort der andere

*) Sollte nicht der „Paniſche Schrecken“, in Erwägung, daß eben der in ſeinem Coſtüme mit den geſpenſtiſchen Faunen verwandte Pan die Schallnymphe Echo liebte, von dieſer Naturerſcheinung herrühren?

ſchaudererregende Laut vorherrſcht, bald dieſe alle gemiſcht auftreten, bald nur der eine gleichſam vereinzelt in's Daſeyn tritt. Wo das Ereigniß genauer bezeichnet wird, iſt es meiſt die Zeit beträchtlicher Temperaturveränderung, in Ceylon im Anfang oder am Ende der Regenzeit, in Deutſchland und Frankreich zu Anfang des Winters, beſonders in vorgerückter Nacht mit ihrer Abkühlung, wo der Geiſterruf ſich hören läßt. Gewöhnlich wird er in ſolchen Gegenden vernommen, wo der ſogenannte Klang-Porphyr häufig iſt. Dieſe Steinart verklüftet ſich leicht, und der Wind ſpielt dann auf freiliegenden Platten des Geſteins wie eine Aeolsharfe, nur viel ſtärker, ſo daß er, obſchon oftmals wehklagend, doch Mark und Bein des Hörenden durchſchneidet. Weht öſtlich von der Felſenwüſte des Sinai im Sommer der Wind heftig, ſo hört man zuweilen auf einer ſchmalen Ebene am Meerbuſen von Ailoch jenen hohlen Klang, den der Wind von den höher gelegenen Gegenden weiter trägt. Zwiſchen dem Sinai und dem Meerbuſen von Suez zieht ſich eine niedere Bergkette hin, in ihr liegt der „Glockenberg“ (Dschebel-Nakush). Er veranlaßt zuweilen einen andern hohlen Klang, den die dortigen Beduinen mit dem Glockengeläute vergleichen, und auf deſſen Entſtehung Wind und Wetter keinen Einfluß äußern. Gray, Lehrer am University College zu Oxford, will am ſogenannten Platze Nakush (Glocke) etwa drei Stunden von Tor am rothen Meere ähnliche Laute vernommen haben. Die Stelle iſt mit Sand bedeckt, mit Felſen amphitheatraliſch umgeben, und hat einen jähen Abfall nach dem eine ½ engl. Meile entfernten Meere. Sie liegt 300 Fuß hoch und iſt 80 Fuß breit. Dieſe Glockentöne vernimmt man hier in jeder Jahres-

und Tageszeit *). Als Gray zum erſten Mal die Stelle beſuchte, vernahm er nach Verfluß einer Viertelſtunde einen leiſen, fortwährenden, murmelnden Ton unter ſeinen Füßen, der, lauter werdend, ſich in Abſätzen hören ließ, und nach fünf Minuten ſo ſtark wurde, daß er dem Läuten einer Glocke glich. Die Araber der Wüſte ſchreiben dieſe Töne, welche die Kameele in Angſt verſetzen ſollen, einem Mönchskloſter zu, das ſich unterirdiſch erhalten habe, und glauben, ſeine Glocke gebe jene Töne von ſich. Andere ſind der Anſicht, daß ſie von vulcaniſchen Urſachen herrühren, und berufen ſich deßhalb auf die an derſelben Küſte liegenden Pharaobäder. Auch Burkhardt bezeugt vom Glockengeläute des Dschebel-Nakush, (wie Marco Polo von den Geiſterſtimmen in der Wüſte Kobi), daß es dort auch bei Tage vorkomme. Doch auch die Nacht muß in der Wüſte Sinai (Zin) zuweilen fremde Töne erſchallen laſſen, denn während eines nächtlichen Marſches daſelbſt erzählten die Beduinen jenem Touriſten, es werde dieſe Wüſte von unſichtbaren weiblichen Dämonen bewohnt, welche Reiſende, die von der Geſellſchaft zurückblieben, wegführten. (Weibliches Geſchlecht wird ihnen vielleicht nur deßhalb zugeſchrieben, weil unter den Reiſenden ſich keine Frauen befinden, und der Glaube an die Vermiſchung der Dämonen mit den Menſchenkindern zu geſchlechtlicher Luſt in vielfachen Sagen des Orients ſich ausſpricht, die in der Bibel 1 Moſ. 6, 4. und im Koran ihre Beſtätigung finden). Im Hochgebirge Norwegens geht Frau Hulda (Holle) um. Die Bauern ſchildern ſie als eine große alte Frau, dunkel

---

*) Einer verſunkenen Glocke, die in der Chriſtnacht ſich vernehmen läßt, gedenken mehrere Volksſagen.

von Farbe, bei rauhem Wetter treibt ſie ganze Heerden grauer Kühe in die Wälder, offenbar vom Sturmwind gejagte Regenwolken, die bekanntlich in Berggegenden phantaſtiſche Bildungen annehmen. Man ſagt auch bei Schneegeſtöber: Frau Hulda macht ihr Bett, daß davon die Federn ſtieben. (Daſſelbe ſagt man in Weſtphalen der Holle nach). Am meiſten iſt ſie von ihrem Geſang bekannt, einem hohlen, klagenden Ton, den man ſo oft in den Bergen hört, und der auch anderwärts die Sage von Geiſterſtimmen ſchuf. Noch i. J. 1811, alſo zwei Jahre nach dem Krieg in Tyrol, will man dort auf unzugänglichen Felſen Gewehre knallen gehört haben. Die aufgeregte Phantaſie wollte nun aus Mooſen und Haiden zerfleiſchte Arme dem ſchaudernden Wanderer ſich entgegenbreiten geſehen haben. Zu Meran und im Puſterthal vernahmen die Bauern, wenn ſie das Ohr an den Boden hielten, das Getöſe eines Heeres, Pferdegetrappel, das Lachen unbändiger Krieger, jedoch Alles zerfloß in Dunſt, ſobald ſie auf Nebenpfaden hinzuſchlichen. Im Odenwald ſieht man jedesmal vor dem Ausbruch eines Krieges den Rodenſteiner*) Ritter von ſeiner verfallenen Burg mit brauſendem Zug durch die Luft nach der Burg Schnellerts ziehen, eine von vielen Zeugen verbürgte Erſcheinung, die man aus der Beſchaffenheit der Gegend zu erklären ſucht. Bei Reichenhall in Baiern vereinigen ſich zwiſchen himmelhohen ſchroffen Felſenwänden die Straßen von Unken und von Traunſtein. Die Stelle heißt die „Wagſcheid". Da thut es oft

*) Aus „Odens Stein" der Stätte, wo man dem Gott opferte, war, als die Urſache dieſer Benennung des Orts in Vergeſſenheit gerieth, „Rodenſtein" geworden.

Nachts vom Felſen herab grauenvolle Rufe. Aber ſo arg war es lange nicht als i. J. 1831. Damals hörte man ein jämmerliches Heulen von den höchſten Wänden herunter. Endlich hatte ſich der Brunnenwärter vom Neſſelgraben aufgemacht, um in den Bergen oben umzuſehen, woher das Heulen käme. Als er aber auf den höchſten Matten, die den Grat des Berges decken, ſich befunden, mußte er wahrnehmen, daß es nicht aus dieſer Gegend, ſondern gerade unter ihm aus den Klüften der Wand hervordringe, wo ſie am ſteilſten abſchießt, ſo daß ſich keine Gemſe da halten kann. Er erachtete es zu gefährlich, den Laut weiter zu verfolgen, und begab ſich demnach unverrichteter Dinge wieder bergabwärts. Nun kam aber der Kreuzer von Holmbach, ein muthiger Bergſteiger, der ſeine Schafe ſuchte, des Weges, und als er von den Andern den Hergang gehört, beſchloß er, dem Abenteuer nachzugeben, legte Joppe und Hut ab, kletterte mit Lebensgefahr durch die Schrunden auf den Ort zu, woher das Heulen kam, und ſah ein uraltes zuſammengehacktes Weiblein in einer Felſenſpalte ſitzen, das zu winſeln fortfuhr, anſtatt auf ſeine Fragen Antwort zu geben. Er faßte ſie an und zwang ſie, ſeinen Schritten zu folgen. Auf der Matte angekommen, wo er Joppe und Hut niedergelegt hatte, bückte er ſich nach dieſen und zog ſie wieder an. Als er ſich aber nach dem Weiblein umdreht, war es verſchwunden, und konnte von ihm trotz alles Suchens daherum nicht mehr gefunden werden. Darob erſchrack er ſo ſehr, denn nun kam ihm das Ding nicht mehr geheuer vor, daß das Grauen ihn eine Woche lang auf das Krankenbett warf. (Mgbl. 1841, N. 289).

Nachdem nun ſattſam nachgewieſen, wie die wilde

Jagd einem Naturphänomen ihre Entſtehung verdankt, iſt es am Orte, uns wieder nach der Hauptperſon derſelben umzuſehen. Wenn Wuotan in derſelben als Windgott und Wolkenjäger aufgefaßt iſt, ſo wird er jener Mantelträger (vergl. die Anm. S. 21) geweſen ſeyn, der dem wilden Jäger in Niederſachſen zum Namen Hakelbärend verhalf. In der chriſtlichen Einkleidung geſtaltete ſich die Sage ſo: Hakelbärend ſey nach ſeinem Tode in die Luft verwieſen worden, wo er, ohne auszuruhen, Tag und Nacht jagen muß. Als Urſache wird angegeben, weil er auch Sonntags auf die Jagd ausging. Eine andere Sage (Kuhn M. S. N. 175, S. 188) nennt weit richtiger den Chriſttag, denn dieß ſtimmt mit der Zeit jener Naturerſcheinung beſſer überein. Im Harz veränderte Hakelbärend ſeinen Namen in Hakelnberg, wofür die Sage eine Urſache erfand:

Weit umher zieht Hakelnberg in den Gebirgen des Harzes und des Thüringerwaldes. Doch am liebſten weilt er im Hakel*), von dem er auch den Namen hat. Oft hört man ihn um Mitternacht, wie er im Sturm oder Regen, oder im Mondſchein bei umwölktem Himmel mit ſeinen Hunden die Schatten des einſt getödteten Wildes in den Wolken verfolgt. Gewöhnlich geht ſein Zug von der Dummburg aus, quer über den Hakel, nach der jetzt wüſten Dorfſtätte von Ammendorf, in der Feldmark des magdeburgiſchen Dorfs Hakeborn, unweit des Städtchens Egeln. Zuweilen begegnet er dem nächtlichen Wanderer als einſamer Jäger mit einem Hunde, zuweilen in einem Wagen von vier Roſſen gezogen**) und von ſechs Jagdhunden begleitet. Wer aber kein Sonntagskind iſt, der ſieht ihn nicht, ſondern vernimmt nur ein furchtbares Da-

*) Bedeutet das Wort vielleicht einen Hag, d. i. einen eingehegten Waldbezirk?

**) Auch Odin fährt zuweilen. (Grimm Myth. S. 137).

herrauſchen durch die Luft, hört dumpfes Hundegebell, und das Klatſchen ſeiner Pferde, wie im Moorwaſſer, hört ſeinen Waldruf: Hu! Hu! und ſieht die ihn begleitende Waldhorniſtin, die (vom Tuten genannte) Tut-Oſel. Einſt ſaßen drei Wanderer in der Gegend der Dummburg. Schon war es tief in der Nacht. Der Mond blickte durch die ſich jagenden Wolken. Rings umher tiefe Stille. Plötzlich rauſcht es über ihren Köpfen. Sie ſahen auf, vor ihnen her flog eine große Ohreule *). Ha, rief der eine Wanderer, „da iſt die Tut-Oſel! nun iſt Hakelnberg nicht weit.“ „Laßt uns fliehen“, ſprach der zweite, ehe das Ungethüm uns ereilt.“ „Entfliehen können wir nicht“, ſagte der Dritte, „auch habt ihr nichts zu befürchten, wenn ihr ihn nicht reizt. Legt euch nur ſtill nieder auf den Bauch, wenn er über uns wegfährt **). Anreden

---

*) Zu vielen Sagen von der wilden Jagd hat die Eule Veranlaſſung gegeben, deren Ruf in der Stille der Nacht aus den Wäldern von mehrern Seiten her, viel und ſchnell wiederholt, vernommen wird, welches Rufen wohl auch zuweilen das Echo doppelt wiedergibt. Brauſend und ſchnaubend zieht der Zug durch die Gebüſche, und wer ſich in der Nähe befindet, bemerkt feurige, ſchnell umherfahrende Punkte. Bald ertönt ein höheres Hu, bald glaubt man ein ſchallendes Gelächter zu hören, bald das Heulen und Klaffen der Hunde, bald ein jauchzendes Rufen der Jäger, und das Wiehern von Pferden zu vernehmen. Man denke ſich dazu das Schauerliche des Orts, alte Ruinen, dunkle Wälder, wie leicht glaubt nicht die aufgeregte Phantaſie noch Manches zu hören, das eigentlich nicht gehört wird? Es rührt dieſes Geſchrei von den Kriegen und Spielen der Uhu's her, welche zur Zeit der Begattung Statt finden, wo zuweilen ihrer 10 und 20 ſich verſammeln, die unter jenem Geſang ſich herumjagen. Das hohe Hu ähnelt dem ſtarken Jauchzen eines Menſchen, und ſcheint der Paarungsruf zu ſeyn, wo dann auch das Weibchen ein gräßliches lautes Kreiſchen von ſich gibt. Die großen Augen phosphoresciren wie bei den Katzen und andern nächtlichen Thieren Kommt noch dazu, daß die Hunde der benachbarten Dörfer, deren Gebell man in ſtiller Nacht weit hört, von jenem Lärm geweckt, zu heulen anfangen, ſo verbreitet dies bei vorhandener Neigung zum Aberglauben leicht Furcht und Schrecken.

**) Auf dieſe Art helfen ſich die Wanderer in der arabiſchen Wüſte, wenn der giftige Wind Samum über ſie hinweht, den die Aegypter als Typhon perſonifizirten.

müßt ihr den wilden Jäger nicht, ſonſt geht es euch wie jenem Schäfer.“ — Und die Wanderer legten ſich unter das Gebüſch. Bald hörten ſie nun ein Rauſchen, wie von einer Meute Hunde, die durch das Geſträuch ſich drängt, hörten hoch über ſich in den Lüften ein dumpfes Getön, wie von verfolgtem Wild. Von Zeit zu Zeit hörten ſie zuſammenſchaudernd des wilden Jägers furchtbar tönendes Hu! Hu! Zwei der Wanderer drückten ſich feſt an die Erde. Aber der Dritte konnte der Neugier nicht widerſtehen. Er ſchielte ſeitwärts durch die Zweige in die Höhe, und ſah den Schatten eines Jägers, der ſchnell mit ſeinen Hunden vorüber eilte. Jetzt war es plötzlich rings umher ſtill. Die Wanderer erhoben ſich ſchüchtern, und wollten Hakelnberg nachſehen. Aber — er war verſchwunden, und kam nicht wieder. — Wer iſt die Tut-Oſel? fragte nach langer Pauſe der zweite Wanderer? In einem fernen Kloſter in Thüringen — antwortete der Erſte — lebte einſt die Nonne Urſula. Dieſe plagte ſchon im Leben mit ihrer heulenden Stimme die Mitſchweſtern, und ſtörte oft den Chorgeſang. Darum nannte man ſie die Tut-Urſel. Aber viel ſchlimmer wurde es nach ihrem Tode. Denn von 11 Uhr Abends an ſteckte ſie den Kopf durch ein Loch des Thurmes in das Chor der Kirche, und tutete kläglich, und alle Morgen um 4 Uhr ſtimmte ſie ungerufen in den Chorgeſang ein *).

*) Es muß befremden, daß die Sage einer Nonne, ohne den Grund ihrer Strafe anzugeben, ſie nach dem Tode der Ruhe beraubt ſeyn läßt, bloß um anſchaulich zu zeigen: was man im Leben gewohnt war, läßt man auch im Tode nicht. Daß ihre Stimme ſo unlieblich wie die der Eule, war doch kein Grund ihr die Seligkeit abzuſprechen? Aber da man auch die im wilden Heere aus oben angeführter Urſache ſelten vermißte Eule perſonifiziren wollte, durfte man ſogar eine Nonne nicht ſchonen; denn der Eulengeſang ſollte die Urſache hergeben. Im Mittelalter ſangen aber nur Nonnen vor einer größern Zuhörerſchaft. Einer andern ſchlechten Sängerin ließe ſich aus dem Wege gehen, das konnten aber Nonnen nicht, die ſich regelmäßig an jedem Tage zu der von ihrer Mitſchweſter ihnen bereiteten Ohrenpein im Chor einfinden mußten. Da war alſo der Volkswitz geſchäftig, eine ſolche Nonne im Mährchen dem Satan zur Geſellſchafterin zu geben. (Auf die Liſte der vielen wilden Jäger ſetzte die Volksſage auch einen Ruprecht von Eulenſtein.)

Einige Tage ertrugen dies ihre Schweſtern mit klopfenden Herzen und bebenden Knieen. Aber als ſie den vierten Morgen mit einſtimmte, und eine der Nonnen mit zitternder leiſer Stimme zu ihrer Nachbarin ſagte: „Ha — das iſt gewiß die Urſel!“ da ſchwieg plötzlich der Geſang, die Haare ſträubten ſich auf, und alle Nonnen ſtürzten aus der Kirche, halblaut ſchreiend: „Ha! Tut-Urſel! Tut-Urſel!“ Und keine der gedrohten Bußen vermochten eine der Nonnen, die Kirche wieder zu betreten, bis die Urſel durch einen geſchickten Beſchwörer aus einem Kapuzinerkloſter an der Donau aus den Kloſtermauern gebannt war. Dieſer bannte, durch Faſten und Gebet, die Urſel in der Geſtalt der Ohreule *) nach der fernen Dummburg. Hier traf ſie Hakelnberg, und fand an ſeinem Waidruf: Hu! Hu! eben ſo großes Behagen, als er an ihrem „U! hu!“ und ſo ziehen ſie nun, auf immer vereint, auf die Luftjagd aus, er froh, ein Weſen gefunden zu haben ſeiner Art, ſie hocherfreut, nicht mehr eingeſchloſſen zu ſeyn in den Kloſtermauern und den Wiederhall ihres Geſanges zu hören. Da haben wir nun die Tut-Oſel! — Aber wie ging es denn jenem Schäfer, der Hakelnberg anredete? „Hört die wunderbare Geſchichte“ ſprach der dritte Wanderer. Ein Schäfer hörte einſt den wilden Jäger über eine Hürde wegziehen, hetzte ſeine Hunde an, und rief ihm nach: Glück auf Hakelnberg! Hakelnberg kehrte ſchnell um und rief ihm mit dumpfer Donnerſtimme zu: „Haſt du mir geholfen jagen, ſo ſollſt du auch am Fang mitnagen!“ Dabei warf er dem Schäfer eine halb verwitterte Pferdelende **) zu.“

Die Tut-Orſel bildet N. 311 der Grimm'ſchen Sagen, die Pferdelende N. 23 von Kuhns märk. Sagen, N. 494 von Müllenhofs Lauenburgiſchen Sagen,

---

*) Daher Orſel f. Urſel.

**) Ehedem wurden dem Wodan Pferde geopfert, der Opferer aß vom Opfermahl, um dadurch ſeine myſtiſche Vereinigung mit der Gottheit zu erkennen zu geben. Als der heidniſche Gott ſich in den chriſtlichen Teufel verkehrte, wurde der Bund mit demſelben auf die hier erzählte Art angedeutet.

und N. 4 von Sommers Sagen aus Sachſen und Thüringen. Kuhn aber nennt ihn nicht Hakelberg, ſondern den „Helljäger“ *), weil er „unweit des Fleckens Klötze in dem Hellgrund“ jagt; bei Müllenhof heißt er „Wau, wau“ nach dem Hundegebell, der Schauplatz der Begebenheit iſt Bornhevede; Sommer (ſächſ. Sag.) nennt Wettin in der Umgegend von Halle. Hier war es nicht ein Hirt, ſondern ein Schiffer, der, als er den wilden Jäger über ſich hinfahren hörte, gerufen haben ſoll: „Mir auch eine Keule!“ worauf eine Pferdelende in ſeinen Kahn fiel.

Zu Iſenſtädt, im Bisthum Minden, ließ Hakelberg einſt bei ſeinem Umzug einen ſeiner Hunde zurück. Das ganze Jahr lag der Hund da; jeder Verſuch, ihn wegzubringen, war vergebens. Als aber das folgende Jahr Hakelberg mit ſeiner wilden Hetze wieder vorüberfuhr, ſprang der Hund plötzlich auf und rannte dem Heere kläffend nach (Redecker weſtph. Sag. N. 48).

Vom Hunde des Heljägers lautet es auch im Hannöverſchen: wenn man am Chriſtabend das Thor nicht ſchließe, laufe er in's Haus, lege ſich am Herd nieder und ſey dort nicht fortzubringen, ſeine Nahrung beſtehe in Aſche uud Kohlen. Erſt wenn der Heljäger im nächſten Jahr wieder umziehe, ſpringe er

*) Dieſen Namen führt er, weil ſein Gefolge aus den Seelen derer beſteht, die eines gewaltſamen Todes ſtarben, denn Hellweg heißt in Weſtphalen noch jetzt Todtenweg (Grimm Myth. S. 761.) Vielleicht iſt das Etymon Hel, wie die Göttin der Todten im nordiſchen Mythus von Balders Tod genannt wird. Die Hel reitet auf dreibeinigem Pferde (Grimm S. 804), der wilde Jäger zuweilen auf zweibeinigem Roſſe (S. 887.) So erſchien er am Faſtnachtsdonnerſtag im Mansfeldſchen, hinter ihm ſah man einen auf ein Rad gebunden, der ſich von ſelbſt bewegte, andere liefen kopflos ꝛc. Alſo Geraderte und Enthauptete.

auf und gebe wieder davon. Andere ſagen, er werde, ſobald er in's Haus laufe, zu Stein, aber ſobald das Jahr um ſey, und der Heljäger wieder vorbeiziehe, bekomme er wieder Leben und laufe der Jagd nach. Oder: tödtet man ihn, wenn er in's Haus gedrungen und Nachts durch ſein Gewinſel die Ruhe ſtört, ſo verwandelt er ſich am Tage in einen Stein, der, weggeworfen, durch unmittelbare Gewalt wieder in's Haus zurückkehrt und Nachts zum Hunde wird. Er wimmert nun das ganze Jahr, bringt Krankheit, Tod, Viehſeuche und Feuersgefahr in's Haus, erſt mit der Wiederkehr der zwölf Nächte kehrt die Ruhe ein.

Kuhn, deſſen Notizen in Haupts Zeitſchrift f. deutſch. Alterth. VI. Seite 118 nachſtehend zu Grunde gelegt ſind — dem ich, der Natur des Gegenſtandes zufolge, an den meiſten Stellen, wenn kein Glied der Beweiskette ausfallen ſollte, ſogar wörtlich folgen mußte — Kuhn findet ſich veranlaßt, die Quelle dieſer Vorſtellungen im — alten Indien aufzuſuchen, was bei der Verwandtſchaft der indogermaniſchen Völker in Sprache und Mythus nicht befremden kann. In den Hymnen der Veda's, ſo weit ſie bis jetzt uns bekannt ſind, wird eine Sage berührt, welcher zufolge die Pani's aus dem Götterhimmel des Indra Kühe geraubt und in einer finſtern Höhle verborgen hatten, dieſe aber waren von Indra, dem Beherrſcher der Luft — alſo der indiſche Odin oder Wuotan — mit den Maruts (Windgeiſter) wieder erobert worden. Im Inhaltsverzeichniß zum Rig-Veda lautet es ziemlich gleich: „Sarama, die Götterhündin, ward von Indra abgeſchickt, um die von den Panis verborgnen Kühe zu ſuchen, zu ihr ſprachen die Pani's, um ſie zu gewinnen, in den ungleichen Verſen." Die letzten Worte ſind dem im Text genannten

Inhaltsverzeichniſſe zum 8. Buche (Cap. 6, 5.) entnommen, wo ſich ein Gedicht findet, in welchem Sarama und die Panis ein Zwiegeſpräch halten. Zu dieſem erzählt der Scholiaſt: Die Kühe Brihaſpati's, eines Prieſters des Indra, waren von Aſuren (Nachtgeiſtern) Panis genannt, geraubt und in einer Höhle verborgen worden, daher ſchickte Indra, auf Antrieb des Brihaſpati, die Götterhündin Sarama ab, um die Kühe zu ſuchen. Als dieſe den Fluß überſchritten hatte, der zur Stadt Bala's, des Beherrſchers der Panis führt, erblickte ſie die an einen verborgenen Ort geführten Kühe. Als dieß die Panis merkten, ſuchten ſie dieſe in ein Geſpräch zu ziehen, deſſen Inhalt wir bald nachher erfahren werden. Anders faßt dieſelbe Sage der Scholiaſt zum Rig-Veda III., 2, 5: Einſt waren die Kühe der Aegiraſen von den Panis geraubt und in einen Berg entrückt worden. Um ſie wieder zu erlangen, prieſen die Aegiraſen den Indra, darauf ſchickte dieſer die Götterhündin ab, um die Kühe zu ſuchen. Sie vernahm ihr Gebrüll, benachrichtigte den Indra davon, der ſie herausführte und ſie den Aegiraſen wieder zuſtellte. Von Bedeutung iſt bei dieſer Verſchiedenheit der Bericht, daß einmal Brihaſpati an Indra's Stelle tritt, dann, daß in der letzten Sage erzählt wird: nicht die Götterkühe, ſondern die der Aegiraſen, eines uralten, vom (Feuergott) Agni abſtammenden Geſchlechts ſeyen die geraubten. Ferner iſt Brihaſpati hier an die Stelle Indra's getreten, denn in andern Gedichten holt er die Kühe. Auch ſind die Aegiraſen an die Stelle der Götter getreten, womit wohl angedeutet ſeyn will, Götter und Menſchen ſeyen gleicherweiſe von dem Raube betroffen. In der vorerwähnten Unterredung der Panis mit Sarama wird ihr zugemuthet, bei ihnen zu bleiben und

die Beute mit ihnen zu theilen. Sarama weiſt dieſe Zumuthung ab, nur die Milch der verborgenen Kühe möchte ſie gern trinken. Die Panis gewähren dieſen Wunſch. Hierauf ſetzt ſie über den Strom, an deſſen Ufer Bala's Stadt lag und kehrt zum Indra zurück. Auf deſſen Frage, ob ſie die Kühe geſehen, antwortete ſie mit „Nein!“ und als der Gott erzürnt ſie mit dem Fuße ſtößt, ſpeit ſie die Milch aus. Sie flieht zu den Pani's zurück, die von dem nacheilenden Indra erſchlagen werden, worauf dieſer die Kühe zurückbringt. Von Indra heißt es in Rig=Veda, daß er, der Blitzeſchleuderer, die Kühe, d. h. die Wolken, mit ſeinem Strahle melke und ſo ihre Milch als Regen auf die Erde hinabſende. Dieſe Kühe hat Balas oder Valas, d. i. der Verhüller (von var, i. e. velo) in ſeiner Höhle verborgen. Ihre Wiedererlangung durch Indra iſt die Wiederkehr des Sommers, denn daß der Kampf zwiſchen Indra und Bala jener zwiſchen der hellen und dunklen Jahrhälfte war, entnimmt man aus dem Rig-Veda (8, 2, 1), wo es von den Aegiraſen heißt: die Väter, welche die Kühe heraustrieben, ſpalteten durch ihr Opfer b e i m U m l a u f d e s J a h r s den Bala. Darum waren auch bei dem Raub der Kühe Götter und Menſchen gleich betheiligt. Inſofern hatten aber die Väter durch Opfer den Bala geſpalten, als durch den Somatrank Indra ſich bewogen fühlte, gegen die Nachtgeiſter zu kämpfen und ſie zu vernichten. Für das Opfer verleihen die Götter den Menſchen irdiſche Güter, und ſo ſind auch in dieſer Hinſicht Götter und Menſchen gleichbetheiligte Genoſſen in dieſem Kampfe.

In einem Hymnus an den Todtenbeherrſcher Yama (Rig=Veda 7, 6, 15) werden zwei vieräugige Hunde Sarameya's genannt, ſie müſſen alſo Söhne der Sa=

rama ſeyn. Im Epos Maha Bharata (1, 23 ff.) wird erzählt, wie Sarameya, als er zum Opfer des Ganamegaya gekommen, von den Brüdern deſſelben geſchlagen worden, weshalb ſeine Mutter Sarama den Beleidiger verfluchte. Ferner finden ſich im Rig-Veda (5, 4, 21) zwei Hymnen an Vaſtospati, den Schützer des Hauſes, in denen der Name Sarameya abermals wiederkehrt. In einer auf den letztern Hymnus ſich beziehende Legende erfährt man, daß, als Vaſiſtha eines Nachts bei dem Varuna eingekehrt — wie Einige meinen, um Nachtruhe zu halten, nach Andern aber, um Körner zu ſtehlen, da er ſchon drei Tage gefaſtet hatte — ward er von dem Haushund angefallen, er aber brachte durch einen Zauberſpruch das wüthende Thier in den Schlaf. Da Varuna in den Vedas einmal mit dem ihm auch im Namen gleichſtehenden (Himmels- oder Lichtgott) Uranus, dann aber auch mit dem die Erde umfließenden Oceanus zuſammenfällt, und jenſeits deſſelben der Eingang in das dunkle Reich des Yama iſt — daher heißt Poſeidon: Thürhüter des Hades — als deſſen Wächter der Haushund des Varuna anzuſehen wäre; ferner in von Colbrooke mitgetheilten Liedern Sarameya Gott des Schlafes iſt, der gleichzeitig Hüter des Hauſes und Bewahrer vor Krankheit, bald wieder Mehrer der Kühe und Pferde, ſo muß der andere Sarameya — als Bruder des Schlafes — Genius des Todes ſeyn. Sarameya wäre alſo der Hellenen Hermeias oder Hermes, der die in Hundsfell gekleideten Laren zeugte und Seelenführer war, und welcher die Sonnenrinder in eine Höhle verborgen hatte, alſo auch der Hund Cerberus, denn Karbura hieß der Hund des Yama, des indiſchen Pluto.

Die bisher zuſammengeſtellten Züge machen es un-

zweifelhaft, daß auch in den deutſchen Sagen vom Umzug Wuotans die Hunde uralt ſind, und daß ſich der in's Haus laufende Hund der Sarama zur Seite ſtellt. Es liegt alſo die Vermuthung nahe, daß die Hündin Sarama in der klaren Naturſymbolik des Mythus eben ſo gut ihre Stelle gehabt haben wird, wie alles Uebrige. Erwägt man nun, daß in einer Reihe von Hymnen des Rig-Veda Cuna (κυνος, canis) ein Beiwort des Windgotts Vayu und des mit dem (Hundsſtern) Sirius, identiſchen Lichtgotts Surya, nach Einigen auch des Luftgotts Indra iſt; muthmaßlich alſo dieſe Gottheiten, wegen der Schnelligkeit, womit ſich Licht und Luft fortbewegen, unter dem Bilde des Hundes gedacht wurden; überdieß in einem Hymnus Saramaya das Prädicat: der hin und wieder Laufende (punahsara) erhält, ſo ergibt ſich auch in Verbindung mit dem Beinamen Cuna für Indra und Vayu eine erhöhte Wahrſcheinlichkeit, daß ſie ebenfalls als Hunde gedacht wurden. Umgekehrt bedeutet **Sarama**: Wind, weil **Saramya**: Luft, Wind heißt. (Die Wurzel iſt svi, ſich bewegen, ma iſt nur **Suffix**, wie μη in ὁρμη). **Sarama** heißt demnach die Wandelnde, **Saramya**: die das Wandeln Liebende. Man darf demnach **Sarama** als Wind auffaſſen, Sarama demnach ein Windhund, Jagdhund.

Kehren wir nun zur deutſchen Mythologie zurück, ſo finden wir ſchon durch Grimm ausgeſprochen, daß: *das wüthende Heer eine Perſonification des Sturmwindes* ſey. Daß auch bei den Deutſchen, wie bei den Indern, die Gottheit ſelbſt als Hund an der Spitze des Zuges geſtanden, beweist der lange Schwanz der um Jul (die Winterwende) an der Spitze des wilden Heers fahrenden Guroryſſe (Grimm Myth.

S. 897) in der norwegiſchen Sage, ſowie der Schwanz der Huldra (S. 249), d. i. der in den zwölf Nächten umgehenden Holle. Auf die Beziehungen, in welchen Sarama durch ihre Söhne zum Todesgotte ſteht, deutet es, wenn die Einkehr des Hundes in ein Haus Krankheit und Tod über Menſchen und Vieh bringt. Ebenſo heißt es vom Winde, der in der Neujahrsnacht weht, daß er Peſt bedeute (Grimm Myth. S. 330), Hundegebell: Tod oder Feuer; die Hunde merken die umgehende Hel (Myth. S. 633), Deutſchlands Hekate. Auch jener (im obenerwähnten indiſchen Mythus) einkehrende Hund bringt Feuersbrunſt über das Haus, und dieß Alles ſteht mit dem Gott der Unterwelt in nächſter Beziehung, denn der indiſche Yama iſt urſprünglich dem Feuergott Agni gleich (Rig-Veda 1, 66, 4), nicht etwa wie Kuhn annimmt: weil dem Feuer der Leichnam übergeben wird, ſondern weil Agni ein Sohn, d. h. ein Prädicat des zerſtörenden Feuergottes Siwa, deſſen Bruder aber Yama iſt. Wenn alſo in jenem Hunde des wilden Heeres Sarama wieder erkannt wird, und Indra, deſſen Gefolge die Maruts (Windgeiſter) bilden, an Wodan mahnt; ferner auch die Zeit des Umzugs bei beiden Göttern dieſelbe iſt, ſo muß auch der Zweck, um deſſentwillen Indra jenen Zug unternimmt, den alten Deutſchen bekannt geweſen ſeyn. Zwar erwähnt kein älterer Mythus der geraubten Kühe, eine ſchwache Erinnerung liegt aber in folgender hannöver'ſchen Sage: Im Oſterholz befindet ſich ein Helhaus. Da ſoll in alter Zeit am Chriſtabend eine Jagd gehalten worden ſeyn. Der ein Reh verfolgende Sohn des Wirths hat geſagt, wenn er das ſchöße, wolle er ewig alle Chriſtabende jagen. Als er geſtorben, wurde er der Heljäger. An jedem Chriſtabend mußten die Bewohner dieſes

Hauſes eine Kuh hinauslaſſen, worauf ſie augenblicklich verſchwand. Man hat es aber ſtets vorher wiſſen können, welches Stück der Heerde die Reihe treffen würde, denn das hat, wenn es zum Michaelis- oder Martinstag kam, plötzlich zugenommen und iſt ſo fett geworden, wie kein anderes im Stall. Andere Sagen berichten von demſelben Hauſe: Man habe einmal am Chriſtabend die Thüre zu ſchließen vergeſſen, da ſey des Heljägers Hund hineingelaufen, habe bis zum nächſten Jahre am Herde gelegen und ſich dort nur von Aſche genährt; nach Jahresfriſt, als der Heljäger wieder vorübergezogen, ſey er wieder mit davon gegangen.

Was nun die geraubten Kühe anbetrifft, welche Kuhn aus Indien herleitet, und ſie nicht bloß in einer deutſchen Sage wiederfindet, ſondern auch in den von Hermes geraubten Sonnenrindern wieder erkennt, ſo befremdet es, daß er — bei der engen Verwandtſchaft der indiſchen und ägyptiſchen Theologie, nicht zuerſt an Typhon dachte, welcher in der Wüſte feurige Stiere vor ſich hertrieb, weshalb man ihm auch rothe Ochſen geopfert haben ſoll (Diod. I., 88). Von Typhon iſt es aber bekannt, daß er der perſonificirte Giftwind Samum iſt. Sein Geruch iſt erſtickend, ſchwefelartig, dick und ſchwer. Er weht nie länger als ſieben Tage, die Periode entſpricht derjenigen der Veränderungen in der Waſſerhöhe des Nil, nämlich vom Sommerſolſtiz bis zum Herbſtäquinoctium. Seine Wirkung iſt oft tödtlich. Von ihm iſt der arabiſche Wind Chamſin — nach ſeiner 50tägigen Herrſchaft benannt — zu unterſcheiden. Seine Wirkung iſt electriſcher Art. Er kommt plötzlich, und geht eben ſo ſchnell vorüber, lange bleibt aber die Atmoſphäre außerordentlich heiß (40° im Schatten), das Athmen iſt erſchwert, das Blut dringt zum Kopfe. Die-

ſer Wind folgt meiſt vorhergegangener drückender Hitze, die Luft iſt außergewöhnlich trocken. Am fernen Horizont erheben ſich feuerrothe Wolken, ein dumpfes Brauſen läßt ſich hören, die Wolken langen, ſich auf der Erde hinwälzend, an, und plötzlich iſt der Sturm da. Daß die von Hermes geraubten Sonnenrinder auch ſolche feuerrothe Wolken geweſen ſeyn müſſen, ſchließe ich aus der ähnlichen Mythe vom Rinderraub des Kakus, der ſie, wie Hermes, in eine Höhle birgt; Kakus aber heißt der Brennende (*Καίκος* von *καίω*), wie Typhon der Rauchende (von *τύφω*). Nach einer römiſchen Sage hauchte Kakus Feuer aus*), er iſt alſo, wie Hermes, der Feuerhund Sirius, mit welchem Orion die *Thiere im* Thierkreis jagt. Das Rückwärtsſchreiten der *von* Hermes und Kakus geraubten Rinder kann wohl auf das Erſcheinen des Samums bezogen werden, das ſtets im Sommerſolſtiz eintritt, wenn die Sonne im Zeichen des Krebſes weilt. Dann heißt der Sonnengott Apoll: Agrius, d. i. der wilde Jäger, wie ſein Sohn Ariſtäus: Agreus. Von Ariſtäus berichten aber die Mythographen: er habe zuerſt die Solſtitien beſtimmt (**Justin. Hist. 13, 7**) und zu Leos in den Hundstagen eine Peſt abgewehrt, was ſo zu verſtehen iſt: Als Agreus (Jäger) verbreitete er durch Hitze Tod; als man ihn aber um Abhülfe des Uebels anrief, ſchickte er die kühlenden Eteſien, welche Winde von ihrer alljährlichen Wiederkehr benannt ſind, und verdiente ſich dadurch den Namen Ariſtäus, d. i. der Beſte, Gü-

---

*) *Αὐτὴ δ'αληθῶς μεμιγμένα πυρὶ φθεγγεται και διά τῶν μελῶν ἀναφερει τὴν ἀπὸ τῆς καρδιάς θερμοτητα Μέσαις ευφώνοις ἰωμενη τῶν ἔρωτα* (Plut. Amat.)

tigſte. Er führte auch den Beinamen Zeus (Schol. Apollon. 2, 500), denn im Grunde war er dieſer ſelber, wie als Erfinder der Bienenzucht: Zeus Meliſſeus. Zur Zeit der Glutwinde ſehnt man ſich nach Waſſer, darum zeugte Ariſtäus den (von Diana im Bade) in einen Hirſch verwandelten Actäon, deſſen Metamorphoſe einige Waſſertropfen hervorgebracht hatten; der Hirſch ſehnt ſich nach der Quelle (Pſ. 42, 2).

Beachtenswerth iſt, daß die deutſche Sage gleichfalls den wilden Jäger auch in der Johannisnacht, alſo in der Sommerwende, kurz vor dem Eintritt der Hundstage, ſeinen Umzug halten läßt. Auch er wird rothe Wolken in Rindergeſtalt jagen. Eine holſteiniſche Sage läßt zwei Ochſen mit ihren Hörnern in einem Sandberge wühlen, wodurch bewirkt wird, daß ein mächtiger Sturm denſelben über ein nahegelegenes Dorf weht und es ganz zudeckt (Grimm, D. S. Nr. 96). So ſind auch die vier ſchwarzen Stiere, welche die nordiſche Meergöttin Gefjna mit einem Rieſen zeugte, auf die vier Hauptwinde gedeutet worden.

Oben hatten wir Hakelbärend als ein Prädicat Odins nachgewieſen, wenn er, in Wolken gehüllt, Mantelträger heißt, d. h. wenn er die Stürme erregt, die Wolken vor ſich jagt. Die ſpätere hiſtoriſirende Sage hat einen Jäger Hakelberg aus ihm gemacht, und den Namen von dem Orte Hakel*), ſeinem Jagdrevier, abgeleitet. Eine andere Sage ließ die erſte Hälfte ſeines Namens fallen und ſuchte die zweite Hälfte (Bärend) zu erklären:

---

*) In Süddeutſchland heißt er Habsberg (Schnezlers Badiſches Sagenbuch I. S. 186.), und zieht durch den Wald bei Hägelberg, das ſcheint wieder Hakelberg zu ſeyn.

Im Grimnitzer Forſt liegt unfern vom alten Jagdſchloſſe in der Haide ein Platz, der heißt „Bärens Kirchhof“, und ſoll ſeinen Namen von einem Förſter Bärens haben, der dort begraben liegt. Es ſollte in dieſem Forſt nämlich eine große Schweinsjagd gehalten werden, und der damalige Haidereuter, Namens Bärens, begab ſich deßhalb 3 Tage vorher an den Ort, den der Kurfürſt hatte umſtellen laſſen, um die Schweine zu körnen und zu beobachten. Wie er ſich nun hier befand, hörte er um Mitternacht eine Stimme aus einem nahe gelegenen Bruch, welche fragte: „Iſt der Stumpfſchwanz da, der den Förſter Bärens zu Tode bringen ſoll?“ Dieſe Stimme hörte er in der folgenden Nacht wieder, und erzählte alles dem Kurfürſten, dem er jedoch gleichzeitig ſeine Vermuthung äußerte, daß es Hofbedienten ſeyn möchten, die ihn furchtſam machen wollten. Der Kurfürſt befahl ihm darauf, Niemandem etwas zu ſagen, auch die folgende Nacht zu Hauſe zu bleiben; ſtatt ſeiner mußte aber der Büchſenſpanner des Kurfürſten an der gedachten Stelle wachen und die Schweine körnen, und dieſer hörte dieſelbe Stimme. Am folgenden Tage ging die Jagd vor ſich, und der Haidereuter mußte zu Hauſe bleiben. Als aber alles geendigt war, ritt er hinaus, und wurde wirklich unter den getödteten Säuen eines Stumpfſchwanzes gewahr, den man eben auf einen Wagen zu laden im Begriffe war. Da trat er hinzu und ſagte: „Du ſollteſt mir das Leben nehmen, und biſt eher todt als ich?“ hielt auch, als die Bauern beſchäftigt waren, die andere Wagenleiter vorzuſchieben, das Schwein während der Zeit, damit es nicht herunterfalle. Aber der Kopf des Schweins fiel plötzlich herunter und ſchlitzte dem Haidereiter mit ſeinen Hauern den Leib auf, ſo daß er nach wenigen Augenblicken unter Schmerzen verſchied. Darauf hat man ihn an dieſer Stelle begraben, und an jedem Punkte, wo er im letzten Todeskampfe niedergeſunken, einen Stein geſetzt, die nun einen förmlichen Kreis bilden. Dieſe Stelle heißt bis auf den heutigen Tag „Bärens Kirchhof“, kein Menſch aber weiß zu ſagen, wann und unter welchem Kurfürſten dieſer Bärens gelebt hat.

So berichtet Kuhn (märk. Sagen S. 218) die Begebenheit, der ſie theils nach Beckmann's Geſchichte der Mark Brandenburg III. c. 3 Seite 782, theils nach mündlichen Angaben aufzeichnete. Indeß wäre es doch nicht ſo ſchwer, den Zeitpunkt dieſes Ereigniſſes anzugeben, denn es wiederholt ſich alljährlich zur Zeit der Sommerwende, im Junius, welchen die Syrer den „Schweinsmonat" (Chansiran) nannten, weil Adonis oder Thammus um dieſe Zeit von einem Eber oder von Mars in dieſer Geſtalt auf der Jagd getödtet ſeyn ſollte; gleichzeitig erlag auch in Aegypten Oſiris dem in einen Eber maskirten Typhon; in Siam Somonakodom, wie dort das Lichtprinzip heißt, einem Rieſen in Ebergeſtalt; der phrygiſche Sonnengott Attys ward auf der Eberjagd von Adraſt getödtet u. dgl. m. Daſſelbe berichtet Falkenſtein (Nordg. Alterth. S. 295 in der Anmerk.) von Odin: „Dieſer Gott hatte, als er einmal ſeinen Lauf (durch den Thierkreis) vollendet, ſich vor Müdigkeit in eine Höhle zur Ruhe begeben. Wie er eingeſchlummert, ſey ein Eber zu ihm gekommen, der ihn verwundet und das Blut ausgeſogen. Aus dem auf die Erde geſtrömten Blute ſeyen im kommenden Frühjahr Blumen aufgeblüht, daher werde das Schwein dem Odin geopfert." Die Höhle war wohl jene, in welche Hermes und Kakus die Sonnenrinder verbargen, d. h. der Zeitpunkt, wo die Nächte wieder zunehmen. Die Vollendung des Laufes Odins bezieht ſich auf die Sommerwende, wo die Sonne, im Zeichen des Krebſes angelangt, wieder umkehrt; aus dem Blute des vom Eber getödteten Adonis war die Anemone entſproſſen (Theocrit. Idyll. 5, 92 cf. Ov. Met. 10, 726 sq.) Ich erinnere hier an das um Johannis geſuchte Johanniskraut, deſſen Wurzel Körner mit einem purpurrothen

Saft hat, und welche Staude, mit Beziehung auf das Blut des enthaupteten Täufers, den Namen erhielt. Auf dieſer Staude glaubten unſere heidniſchen Vorfahren Balders Blut zu ſehen, Balder war aber als einer der zwölf Aſen, d. h. als einer der zwölf Monatsſöhne Odins, nur ein Prädicat deſſelben, denn der Jahrgott zeigt ſich in jedem Monat in einer neuen Wirkſamkeit, und von dieſer erhält er einen Beinamen, den die Mythen bildende Prieſterſchaft in einen Sohn des Gottes verwandelt *). Dieſer Ideengang findet ſich in faſt allen

---

*) Odin iſt Vater der Zeiten (Aldafaudr. Vafthrnd Str. 4. 53.) Die im Grimnismal aufgezählten zwölf himmliſchen Häuſer ſind die zwölf Stationen der Sonne während ihres jährlichen Laufes durch den Thierkreis. Darauf beziehen ſich die zwölf Namen Odins im alten Aſgard (Edda Daemis 3.) Der Zweifel, ob in der Aſalehre ſo viele Kenntniß der Aſtronomie vorausgeſetzt werden könne, verſchwindet dadurch, daß dieſe Kenntniß einem Stamm angehörte, welcher „der weiſeſte unter den Barden" heißt. (Paene omnibus barbaris Gothi sapientiores semper extiterunt, Graecisque paene consimiles. Jordanes de reb. Get. c. 5.) Jordanes ſpricht oft von einer prieſterlichen Gelehrſamkeit der Gothen (c. 5.), und zu den Kenntniſſen, die zur Theologie gezählt wurden (c. 11.), rechnet er ausdrücklich „die Lehre von den zwölf Himmelszeichen und dem Laufe der Planeten" (Theoreticen signorum duodecim et per ea planetarum cursus). Ueberhaupt kannten die Gothen 346 Sterne mit Namen. In Island lebte ein ſonſt ungelehrter Mann, der aber durch Tradition und eigene Beobachtungen ſo erfahren in der Aſtronomie war, daß man ſeine Angaben bei der Einrichtung des chriſtlichen Jahres gebrauchte. Er hieß Odd, lebte ums Jahr 1000, und wurde „Sternodd" (Stjörnu-Odd) genannt. (Geijer Geſch. Schwed. S. 291. Anm. 2.) Die Namen der Wochentage ſind, mit Ausnahme des ſiebenten Tages, der in England und Holland nach dem Saturn (Satur) heißt, nordiſchen Gottheiten abgeborgt. Unwahrſcheinlich iſt es aber, daß die chriſtlichen Bekehrer dieſen Völkern mit Nachahmung der römiſchen heidniſchen Namen, den Wochentagen gleichfalls heidniſche Namen aus der nordiſchen Mythologie ſollten gegeben haben, zumal der erſte Biſchof von Holum in Island, Jonas Ognundsſon (1105), den Gebrauch dieſer heidniſchen Tagnamen als „böſe Ueberbleibſel heidniſcher Sitten" verboten hatte. Wilhelm von Malmesbury, der in der erſten Hälfte des 12. Jahrhunderts

Religionen, die auf Kalenderdienſt gegründet ſind, daher ſo viele Götter, Heroen ꝛc. mit 12 Söhnen.

Dem Odin ſollte das Schwein geopfert worden ſeyn, weil es ſein Blut vergoſſen. Nun erklärt ſich, warum die Pferdelende, welche der wilde Jäger austheilt (vergl. S. 42), in einer andern Sage eine Schweinskeule iſt. (Wolf, Niederl. S. Nr. 516). Da aber des Förſters Bärens Tod nur in der Hauptſache an Odin erinnert, in den Nebenumſtänden jedoch abweicht, ſo läge, nach Daumers Anſicht, „zu viel hiſtoriſche Beſtimmtheit darin, als daß ſich die Sache in's Gebiet der Phantaſie und Mythe verweiſen ließe," oder mit andern Worten: als daß ein Förſter und Haidereuter, Unterthan eines deutſchen Kurfürſten, ſich in ein Kalenderbild zuſammenſchrumpfen ließe. Alſo Bärens ſoll wirklich gelebt haben! Dann erkläre aber einer das ſeltſame Zuſammentreffen, denn von dem Förſter Hakelberg erzählt Grimm (D. S. Nr. 310 nach Otmar Volksſag. S. 249) ziemlich daſſelbe:

Hanns von Hakelnberg, ein Oberjägermeiſter des Herzogs von Braunſchweig *), hatte auf der Harzburg einen ſchweren Traum. Ihm däuchte, als kämpfe er mit einem Eber, der ihn zuletzt beſiege. Einige Zeit darnach ſtieß

---

lebte, bezeugt, daß die Angeln bei ihrer Ankunft in Brittanien Wodan und Freia verehrten, und ſchon damals den Mittwoch nach Jenem, den ſechsten Tag nach der Freia nannten. War die indiſche Grundzahl der vier Weltalter (432000) auch den Scandinaviern bekannt, wie aus der Mythe von den 800 Einherien erhellt, die aus 540 Thoren Walhalla's ausgehen, ſo konnte auch das Schwein, welches im indiſchen Zodiak vorkommt, ihnen bekannt geweſen ſeyn, und die Fabel von des ſiameſiſchen Sonnengotts Tod durch den Eber ſich in der Odinsſage wiederholen.

*) Im Hannöverſchen gilt er für einen reichen Edelmann, der zur Strafe, daß er durch ſeine Jagdleidenſchaft die Bauern ſehr plagte, nun ewig jagen muß. Kuhn M. S. Nr. 17.)

er im Vorharz wirklich auf einen Eber, dem im Traum geſehenen ähnlich. Er griff ihn an, der Kampf blieb lange unentſchieden; endlich gewann Hanns und ſtreckte den Feind zu Boden. Froh, als er ihn ſo zu ſeinen Füßen erblickte, ſtieß er mit dem Fuß nach den Hauern des Ebers, und rief aus: „Du ſollſt es mir nicht thun!“ Aber er hatte mit ſolcher Gewalt geſtoßen, daß der ſcharfe Zahn den Stiefel durchdrang und den Fuß verwundete. Erſt achtete er die Wunde nicht und ſetzte die Jagd fort. Bei ſeiner Zurückkunft war aber der Fuß ſchon ſo geſchwollen, daß der Stiefel vom Bein getrennt werden mußte. Er eilte nach Wolfenbüttel zurück, die Erſchütterung des Wagens wirkte ſo ſchädlich, daß er mit Noth das Hoſpital zu Wülperode bei Hornburg erreichte, und bald daſelbſt ſtarb. Auf ſeinem Grabe ſtellt ein Stein einen Geharniſchten auf einem Maulthier vor.

Bei Daumer (Geh. d. chr. Alterth. II. S. 220) leſe ich ſogar das Todesjahr (1521) angegeben, ſein Grabſtein liege drei Stunden von Goslar, im Garten eines Wirthshauſes, das der Klepperkrug heißt. Hier iſt alſo eine andere Grabſtätte angegeben. Nach Einigen hauste Hakelberg im Sölling, unweit Uslar. Daß man das Grab eines Mannes zeigt, beweist noch nicht, er habe auch gelebt. Zeigte man in Dänemark doch auch das Grab des Gottes Balder! Freilich war er damals ſchon, wie auch Saxo glaubt, in der Volksmeinung ein ehemaliger König geweſen! So wenig aber anzunehmen iſt, daß Odin durch einen Eber getödtet worden, ebenſo wenig Balder durch die Miſtel, die — ſeltſames Zuſammentreffen! — in der entgegengeſetzten Sonnenwende mit dem Julſchwein noch jetzt in England die Hauptrolle unter den Chriſtnachts-Utenſilien ſpielt (ſ. d. Kloſter VII. S. 1004. 1007). Dazu erwäge man, daß der wilde Jäger vorzugsweiſe in der Chriſtnacht

und Johannisnacht*) jagt! Daß vorhin auch der freundliche Balder, gleich Odin, als wilder Jäger vermuthet wurde, findet ſeine Berechtigung darin, daß Odin als ſolcher: Wuotan (der Wüthende) heißt, das wilde Heer auch „Wuotunges Her“ (Grimm Myth. S. 516) heißt, Wuotunc iſt aber ein Patronymicum von Wuotan, kann daher auf Balder, Odins Sohn, ſich beziehen (W. Müller Altt. Rel. S. 257 Anm.).

Daß Hakelberg kein anderer als Wuotan ſey, kann noch aus folgender v. Müllenhof S. 372 mitgetheilten Lauenburgiſchen Sage entnommen werden:

Den Wode (d. i. Wodan) haben viele Leute in den Zwölften, namentlich am Weihnachtsabend ziehen ſehen. Er reitet ein weißes Roß (wie Odin), 24 wilde Hunde folgen ihm. Wo er durchzieht, da ſtürzen die Zäune krachend zuſammen, und der Weg ebnet ſich, gegen Morgen richten ſie ſich aber wieder auf. Einige behaupten, daß ſein Pferd nur drei Beine habe (vgl. S. 43 Anm.) Er reitet ſtets gewiſſe Wege an den Thüren der Häuſer vorbei, und ſo ſchnell, daß ſeine Hunde ihm nicht immer folgen können. Man hört ſie keuchen und heulen. Bisweilen iſt einer von ihnen liegen geblieben. So fand man einen von ihnen in einem Hauſe in Wulfsdorf (Wolfsdorf?) auf dem Feuerherde, wo er liegen blieb, beſtändig heulend und ſchnaufend, bis in der folgenden Weihnacht der Wode ihn wieder mitnahm. (Vgl. S. 43. wo daſſelbe von Hakelbergs Hund erzählt wird, und S. 48 wo die indiſche Quelle dieſer ſeltſamen Mythe angegeben iſt.) In der Weihnacht darf man keine Wäſche drauſſen laſſen, denn die Hunde (sc. die Winde) zerreißen ſie. Man darf auch

*) Müllenhof Holſt. Sag. S. 361. Ferner erwäge man, daß Balder ſeinen in der Sommerwende erfolgten Tod, wie Hakelberg oder (Hakel-) Bärens im Traume vorherſah, weßhalb auch Frigg ſeine Mutter, zur Verhütung dieſes Unglücks, obwohl vergebliche, Vorkehrungen traf; ebenſo war Odin im Schlafe von dem Eber verwundet worden Dieſe beiden Umſtände ergänzt die Sage von Hakelberg-Bärens.

nicht backen, denn ſonſt wird eine wilde Jagd daraus. (Dieſe Nacht iſt Odin heilig, darum ſoll ſie nicht durch Arbeit entweiht werden. Die in dieſer Nacht umgehende Holle ſtraft die beim Spinnen beſchäftigten Frauen.) Läßt man die Thür auf, ſo zieht der Wode (d. h. der Wind) hindurch, und ſeine Hunde verzehren den Brodteig, wenn gebacken wird.

Dieſe letztere Stelle iſt dunkel, aber Kuhn gibt auch hierüber in Haupts Zeitſchr. f. d. Altth. VI. S. 131 Aufſchluß. Er erinnert an die ebdſ. V. S. 373 über die Frick, die Gattin Odins, die in der Weihnacht ebenfalls umgeht, mitgetheilte Sage von mehlfreſſenden Hunden. Dieſe ſind Perſonificationen des Windes, deſſen Gefräßigkeit ein altmythiſcher Zug andeutet, wenn ihm das Mehl mit den Worten hingeworfen wird: „Sieh da Wind, koch ein Muß für dein Kind!“ (Abergl. 282) oder: „Leg dich, lieber Wind! bring das für dein Kind!“ (Myth. 602).

Daß der wilde Jäger den Sturmwind bedeute, ergibt ſich auch aus folgenden Sagen:

In Dederſtadt bei Eisleben war eine Stelle, bei welcher der wilde Jäger ſtets anzuhalten und ſeine Pferde und Hunde zu füttern pflegte. Als man dort vor einigen Jahren ein Haus baute, wurde die erſte Mauer 15 Mal hintereinander über Nacht wieder eingeriſſen; erſt das 16 Mal blieb ſie ſtehen. Doch iſt es noch jetzt bei Nacht in den Zimmern unruhig, und rings um das Haus, welches gerade an einer Ecke ſteht, weht zu allen Tageszeiten der Wind. (Sommers Sag. aus Thüringen Nr. 5.)

In Fünfbergen iſt ein Haus, wo der alte Jäger Au (ſ. Wau! Wau!) mehrmal in der Woche durchjagte. Gewöhnlich kam er durch die Hinterthür, und wenn er dann, was jedoch nicht immer geſchah, auch die Wohnſtube durchzogen hatte, ſo tobte er durch die Seitenthüre wieder hinaus. (Müllenhof, Schlesw. Sag. Nr. 495.)

In Roßdorf erzählen alte Leute, daß ehedem oft das wüthende Heer mit großem Getöſe Nachts durch den Ort gezogen, und häufig nahm es ſeinen Durchzug durch ſolche Häuſer, deren Eingangsthüre auf die in den Hof führende Hinterthür ſtößt. Da brauſe es hindurch mit entſetzlichem Getöſe, und wer es höre, müſſe ſich ſchweigend verhalten, oder, wenn er ſelbſt in der Flur befindlich, müſſe er ſich zu Boden werfen und ſich ſchlafend ſtellen, ſonſt werde er mitgenommen und über Wald und Wipfel fortgeführt. (Bechſtein Sag. des Rhöngebirges und des Grabfeldes Nr. 12.)

Alte Leute wiſſen noch etwas vom wüthenden Heere und wilden Jäger zu erzählen, wie ſie über Neubrunn (im Würzburgiſchen) und ſeine Berge und Thäler gezogen ſind, am meiſten aber im Herbſt, wenn recht finſtere Nächte waren. Aber die jungen Leute wollen nicht daran glauben, ſie belachen das, was die Alten geſehen und gehört. Wenn das wüthende Heer nun vorüberzieht und die Alten ſprechen: „jetzt zieht das wüthende Heer!“ ſo ſprechen die Jungen: „der Wind heult und pfeift, oder: es kann ſeyn, daß Schneegänſe oder Kraniche ſchreien.“ Es zieht aber doch. — Sonſt, ſprechen die alten Leute, zog es immer in Neubrunn durch drei Häuſer; das kam aber daher, weil in den Häuſern drei Thüren gerade hinter einander waren, nämlich vorn die Hausthüre, in der Mitte die Küchenthüre, und hinten hinaus noch eine Thüre, die alle in gerader Richtung gingen, und wo ſich die drei Thüren bei einem Hauſe in gerader Richtung finden, da zieht, es mag ſeyn wo es nur will, das wüthende Heer durch. Die Alten ſagen aber auch, wenn man auf der Straße oder im Hofe wäre und das wüthende Heer zöge, ſo müßte man ſeinen Kopf zwiſchen die Speichen eines Wagenrades hinein ſtecken, dann könnte es einem nichts thun. (Ebdſ. Nr. 137.)

Aus dem Vorhergehenden erhellt, daß der wilde Jäger eine Perſonification des Windes ſey, und weil dieſer die eigentlichſte Manifeſtation des Gottes Odin, folglich ſtammen alle wüthenden Jäger, mögen ſie Na-

men haben, welche ſie wollen, von ihm. Zunächſt werden es Könige geweſen ſeyn, welche ja bei allen alten Völkern ihren Stammbaum bis zu einem Gott hinaufführen. In den brittiſchen Wäldern rauſchte ſchon zu des Gervaſius Tilberienſis Zeit die nächtliche Jagd des Königs Artus, aber ihn ſelbſt ſah man nicht. Wie dieſer anerkannt mythiſche Herrſcher zu ſo zweideutiger Ehre gelangte, erklärt ſich vielleicht aus ſeinem Namen. Arthur, in der wäliſchen Sage bekanntlich als Bär und Gott eine Rolle ſpielend (Grimm S. 633), iſt das Bärengeſtirn **Arcturus**, und ſchon Ovids Metamorphoſen erzählen von der Jagdluſt des Arcas (Bär), welcher auf der Jagd ſeine in eine Bärin verwandelte Mutter Kalliſto erſchoß. Da ſie aber nicht eine Nymphe der Diana, ſondern das Prädicat der Nachts jagenden Mondgöttin war, ſo muß auch Arcas nur des Nachts gejagt haben *).

Unter Mommſens Papieren fand Müllenhof eine ungedruckte poetiſche Bearbeitung der Sage von Abels Jagd. Dieſer will als leidenſchaftlicher Jäger im Pöler Wald jagen. Da erſcheint ihm der Herr des Waldes, halb Bär, halb Jäger, und verbietet es ihm; nur der König dürfe hier jagen. Da ruft's von allen Zweigen: Heil dem König Abel! Darauf erſchlug er ſeinen Bruder, den König Erich. Die Folge war, daß er nach ſeinem Tode — er ſtarb 1252 in der Schlacht — die Strafe des Brudermordes litt. Wegen nächtlichen Polterns in der Peterskirche zu Schleswig (erzählt der Chroniſt Boiſſen, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts lebte), grub man ihn mit Gutheißen der Königin wie-

*) Dies verſteht ſich von ſelbſt, denn die himmliſche Jagd iſt bei Tage dem Auge unſichtbar.

der aus, und verſenkte ihn, durch den Sarg einen Pfahl getrieben — eine Methode, mittelſt welcher man noch jetzt in Rußland, der Wallachei und Ungarn die Vampyre, d. h. Todte, die man für ſolche hält, unſchädlich zu machen glaubt — in den Moraſt des Pöſewaldes bei Gottorp. Seine Statue, in Stein ausgehauen, mit Hunden umgeben, iſt noch jetzt im Schleswiger Schloßgarten zu ſehen. Dem Volksbuch (1844, S. 84) zufolge zieht Abel um den Dom herum, um den Mövenberg, bis nach Miſſunde zur Stätte des Brudermordes (wohl nur poetiſche Ausſchmückung?). Noch in neueſter Zeit wollen ihn Leute, im Geſichte und am ganzen Körper kohlſchwarz, von drei feurigen Jagdhunden begleitet, auf einem kleinen Roſſe erblickt haben. Daß auch er mit Wodan, dem urſprünglichen wilden Jäger, verwechſelt wird, beweist folgende Sage:

Ein Bauer aus Schuby kam einſt vom Markte heimgefahren, da hörte er das Hurrarufen, Peitſchenknallen, Schnauben und Pruſten der feurigen Roſſe und Hunde. Er rief den König Abel an; auf vieles Bitten erlaubte ihm dieſer, an der Jagd Theil zu nehmen. Da mußte er nun mit der wilden Schaar. Als aber die Jagd gegen Morgen beendet war, bat er den König Abel um ein Stück Wild. Der warf ihm eine ſchwarze Laſt auf den Wagen, indem er ſagte: „Da haſt du einen Braten, viel zu gut für einen Bauer.“ Als dieſer nun nach Hauſe kam und ſeine Frau nach der Urſache ſeines langen Ausbleibens fragte, erzählte er, wie er mit dem König Abel auf der Jagd geweſen ſey, habe auch eine Hirſchkeule mitgebracht. Da ſah die Frau nach, fand aber eine — Pferdskeule. (Müllenhof Schlesw. Sag. Nr. 487.)

Hiemit vergl. man S. 42. Die Frage: wie Abel zum wilden Jäger geworden? ſuchte man ſich durch ſeinen Brudermord zu erklären; als man aber ſich ſelbſt

geſtehen mußte, daß dieſe Erklärung nicht befriedige, dichtete man ihm ungemeine Jagdluſt an. Wie, wenn er mit ſeinem Bruder Erich verwechſelt worden wäre? und zwar dieſes bedeutungsvollen Namens halber? Suhm belehrt uns, daß Odin ſehr oft mit dem Tyr, welchen die jüngere Edda ihm zum Sohne gibt, verwechſelt worden ſey. Tyr iſt wie Odin Siegverleiher, Beherrſcher der Aetherregion, der Wolf war Beider Lieblingsthier, Beide ſtehen der Geſetzgebung vor ꝛc., nur darin unterſcheiden ſie ſich, daß dem Tyr (Zio, Din) der dritte Wochentag gehört, dem Odin aber der vierte. Indeß macht Tyr (Mars) auf das Prädicat des wüthenden Jägers, ſeiner Natur zufolge, mehr Anſpruch als Odin. Schon die Araber ſagten: der Stern Mars heiße bei ihnen Nimrod. Tyr hieß bei den deutſchen Stämmen Er oder Ir, daher der dritte Wochentag*) Eritag in Oeſtreich und Baiern hieß (Schmeller I. S. 96), und in Oeſtreich noch jetzt Erchtag (in Mozarts Briefen), ſelbſt bei dem norddeutſchen Luther (Panzers Ann. d. deutſch. Lit. II. S. 79). Die Erichsſtraße (**Eriksgata**) in Schweden**).

---

*) Ertag (Wien. Urk. 1459, Oeſtr. Urk. 1335. 1416. 1492.) Eritag (altes hdſchr. Calend. der Wien Bibl. Oeſtr. Urk. 1338. Wien. Urk. 1365. Steyrer hist. Alberti D. Austr.) Erentag Urk. des Wiener Hausarchivs nach Joſ. Helwigs Zeitrechnung (Wien 1787 Fol.) Erchtag (Wien. Urk. 1514. Lied v. Schmalkald. Krieg 1546 bei Seb. Schärtlins v. Burtenbach Lebensgeſch.) Erichtag (Oeſtr. Urk. 1312. 1393. Münch. Urk. 1312).

**) Die Straße, auf welcher nach ſchwediſchen Geſetzen des 13. Jahrhunderts die Könige nach ihrer Wahl, von Weſten gen Oſten, durch das Reich fuhren, die Huldigung anzunehmen und die Landesfreiheiten zu beſchwören (Rühs Geſch. Schwed. I. S. 250. 252). Hiernach nannte noch Guſtav Waſa eine Fahrt durch alle Provinzen des unruhigen Reichs ſeine Erichsgaſſe (Archenholz Geſch. Guſtav Waſa's I. S. 331), und noch jetzt heißt ſo eine Reiſe der Könige durch das Reich (Müllers Schwed. deutſch. Wörtb.)

wird wohl das irdiſche Abbild des altdeutſchen Iringsweges (**Gloss. Jun.** bei Nyerup, Symbol. 372: ***Eringeswac* via secta**), d. i. der Milchſtraße am Himmel geweſen ſeye, auf welcher die Götter zu Jupiters Pallaſt wandeln. Bei den Indern heißt ſie: Götterſtraße (**Suravithi**) und „Weg der Frommen" (**didhimarga**); bei den nordamerikaniſchen Wilden der Seelenweg, denn Seelen gehen in Sterne über. Hagen denkt hier auch an „Helweg", an jenen großen breiten Weg, den die Seelen zur unterirdiſchen Wohnung der Todesgöttin Hel ziehen. Der wilde Jäger heißt „Heljäger" (Grimm S. 883). Nahe lag es alſo dem Brudermörder Abel — indem man den Begriff, der ſich an den Namen des von ihm gemordeten Bruders Erich heftete, auf ihn ſelbſt übertrug, da man doch nicht dem Schuldloſen, ſondern nur dem Schuldigen dieſe Rolle eines zur Strafe ſeines Vergehens Nachts umgehenden Geſpenſtes zutheilen konnte — als wilden Jäger zu bezeichnen.

Noch jetzt heißt in Dänemark der Teufel „alter Erich" *), wodurch ein Satz in Muſäus „Rübezahl", der gleich anfangs vorkommt: „Dieſer Jagden müde, zog er wieder ſeine Erichsſtraße durch die Regionen der Unterwelt, und weilte da Jahrhunderte, bis ꝛc." erſt die erforderliche Klarheit erhält. Der erſte Erich wird wohl nicht ein däniſcher König, ſondern der Gott dieſes Landes geweſen ſeyn; denn Rembert im Leben des heil. Ansgar erzählt, daß, als die Schweden zum Chriſtenthum bekehrt wurden (um 853), ein Altgläubiger ihnen verkündigte: wenn ſie noch mehrere Götter be-

*) Hagen beruft ſich dafür auf den Norweger Prof. Henrik Steffens und auf den Dänen Piegel.

gehrten, ſo wollten die alten Götter ihren ehemaligen König Erich als Gott aufnehmen *), auf welche Stelle ſich Adam von Bremen bezieht, bei der Bemerkung, daß die Schweden auch Könige vergöttert haben. Ein Irrthum, welcher auch von Saxo verbreitet wurde, denn nicht Menſchen wurden zu Göttern erhoben, ſondern die Naturkräfte anthropiſirt. Daß dieſe Behauptung begründet ſey, geht ſchon aus dem Umſtand hervor, daß in der chriſtlichen Zeit Erich in jenem Lande der Name des Teufels, wie Wuotan, der ſonſt gütige, Gaben ſpendende „Allvater", zum nächtlichen Heljäger wurde; eine Metamorphoſe, welche die chriſtlichen Bekehrer überall, wo ſie feſten Fuß faßten, vornahmen, um die *Volksgötter* in den Augen der Heiden herabzuſetzen. *Sie läugneten* nicht die Macht der Heidengötter, aber ſie verſchrieen ihre geglaubte Wirkſamkeit als eine dämoniſche, als Zauberei. Alſo nur durch Furcht, nicht durch ſittliche Aufklärung ſuchten ſie die Heiden für den neuen Glauben zu gewinnen; eine Wahrheit, welche die Kirchengeſchichte aller europäiſchen Länder bezeugt. Folgende Sage wird einen neuen Beleg zu der Behauptung geben, daß Götter mit Erdenkönigen verwechſelt wurden:

König W o l d e m a r liebte Torelille, ein Mädchen von der Inſel Rügen. Als ſie ſtarb, führte er, unfähig ſich auch nach ihrem Tode von ihr zu trennen, überall ihre Leiche mit ſich. Dies ward in der Folge ſeinen Begleitern beſchwerlich. Einer derſelben ergriff eine günſtige Gelegenheit, den Leichnam zu unterſuchen, um zu entdecken, was für ein Zauber des Königs Neigung ſo gewaltig feſſelte. Er fand einen bezauberten Ring, welchen die Mutter der Verſtorbenen an ihren Finger geſteckt, um

*) Bei Lindenbrog script. septentr. ed. Fabric. II. 68.

ſelbſt nach dem Tode ihr des Königs Gunſt zu ſichern. Der Höfling zog den Ring vom Finger, worauf alsbald des Königs Anhänglichkeit verſchwand, und er ſogleich die Leiche zu begraben befahl. Des Königs ganze Aufmerkſamkeit war nun auf den Höfling gerichtet, der ſich in dem Beſitz des Ringes befand. Alles, was zu thun war, konnte nur durch den Günſtling geſchehen, der dies zuletzt ſehr beſchwerlich fand und, wohl wiſſend, daß er bloß dem Ringe die Zuneigung des Königs zu verdanken hatte, ihn, als er einſt durch den Wald Gurré ritt, in einen Sumpf warf. Von dieſem Augenblick an fühlte ſich der König glücklicher in dem Walde, als an jedem andern Ort. Er baute im Walde ein Schloß, und jagte Tag und Nacht in der Umgegend. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er die Worte auszuſprechen, die ihm nachher zum Fluche wurden: „Gott möge den Himmel für ſich behalten, wenn er nur in Gurré jagen könne.“ Nun reitet König Woldemar jede Nacht von Burré nach Gurré, und iſt durch das ganze Land als der wilde Jäger bekannt. Wenn er ſich nähert, hört man gewaltiges Hallorufen und Peitſchenknallen in der Luft. Die Leute treten dann bei Seite und ſtellen ſich hinter Bäume. Bald erſcheint Woldemar's ganzes Jagdgefolge. Seine ſchwarzen Hunde eröffnen den Zug, ſie rennen hin und her, die Spur auf dem Boden ſuchend, während ihnen die langen feurigen Zungen aus dem Halſe hängen. Dann kommt „Wolmar,“ auf ſeinem weißen Roſſe einherſprengend und zuweilen ſein eigenes Haupt unter dem linken Arm tragend. Wenn er Jemand begegnet, beſonders alten Leuten, befiehlt er ihnen, ein Paar ſeiner Hunde zu halten. Zuweilen überläßt er ihnen die Hunde mehrere Stunden, und thut ſogleich einen Schuß. Wenn die Hunde dieſen hören, zerſprengen im Augenblick alle Feſſeln und Bande. In einigen Theilen von Dänemark, wo die Straße durch einen Maierhof geht, reitet er zu einer Pforte hinein und zur andern hinaus. So wie er naht, ſpringen alle Thore auf. So pflegt er, beſonders um Weihnacht, mit vier weißen Roſſen durch den Maierhof Ibs, im Dorfe Hoibyr, Diſtrict Odd's, zu reiten. An einigen Orten nimmt er ſo-

gar ſeinen Lauf über die Häuſer; und in der Gegend von Hirlufsholn, im ſüdlichen Seeland, ſoll ein Haus ſtehen, deſſen Dach in der Mitte bedeutend eingeſunken iſt, weil er ſo häufig darüber zieht. In Nord-Seeland beſitzt er ein zweites Gurré, noch immer „Woldemars Schloß“ genannt, wovon noch jetzt Ruinen zu ſehen ſeyn mögen. Hier pflegen alle Frauen in der Johannisnacht auszugehen, und die Thore auf dem Wege für ihn zu öffnen. Gegen zwei Meilen von Gurré liegt Woldemars Hügel, der von Waſſer umgeben iſt. Der Sage zufolge wandeln ſechs ſchwarzgekleidete Prieſter um Mitternacht murmelnd durch die Inſel. (Thiele dän. Sag.)

Wer war nun dieſer Woldemar ſonſt als Wold? So wird Wuotan, Odin in einem von Grimm (S. 142) angeführten Erntelied genannt, und ſoll der Name aus „Wode“, wie der Gott ebenfalls hieß, verderbt ſeyn (S. 143). Auch denkt Grimm (S. 138) bei „Wuotancs weca“ an die große offene Heerſtraße, mit der man lange Zeit den Begriff einer beſondern Heiligkeit verknüpfte, vielleicht die Vorſtellung der himmliſchen Milchſtraße *) verwachſen ließ. So wäre alſo der Wodansweg die vorerwähnte Erichsſtraße oder — Woldemarſtraße, denn die Dänen kennen keine Erichsgaſſe, wohl aber einen Woldemarsweg. Einen ſolchen gibt es auf Seeland, mit der Sage: König Woldemar reite ihn jährlich etlichemal, den Kopf unterm Arm, auf ſchwarzem Roſſe, mit ſchwarzen Hunden (Antiquarske Annal. I. 1812 angeführt von Ha-

---

*) In der Myſterienſprache der brittiſchen Druiden hieß die Milchſtraße caer Gwydion. Dieſer iſt Schöpfer des Regenbogens, welcher bei den Scandinaviern die „Seelenbrücke“ hieß — hier erinnere man ſich, daß im griechiſchen Mythus Iris ſich mit Hermes in das Amt theilt, die Seelen zum Himmel oder zur Unterwelt zu geleiten — und ſein Name Gwydion ſcheint mit Guodan, Wodan, alſo mit Odin verwandt zu ſeyn.

gen in der „Germania“ I. S. 376). Hagen ſetzt noch hinzu, daß hier die ſchwediſche Odinsjagd, das wilde Heer und der Helweg gemeint ſeyn könne. Die däniſche Geſchichtsſage von Rig gelte dann auch für Schwedens Erik (?). Und die ſpätere, unter chriſtlichem Einfluß geſchriebene Sage von „Erik dem Weitgefahrnen“ (Eiriks-Saga Vidforia. Torfaei ser. reg. Dan. 4. Den Inhalt gibt Bartholm Antiq. Dan. 586), der auch zu dem elyſiſchen Wohnſitz der Unſterblichen (Udains-akr) gelangt, ſtünde hiemit in Zuſammenhang.

Der „Himmelsweg“ bietet den natürlichen Uebergang zum „Himmelswagen“, wie die Griechen das Bärengeſtirn nannten (Iliad. 18, 487. Odyss. 5, 273). Grimm führt S. 138 eine Stelle an, aus welcher erhellt, daß es in heidniſcher Zeit „Wuodans Wagan“ geheißen habe. Die Schweden nennen ihn auch „Karlwagn“, d. i. der Wagen des Herrn (carol). Die chriſtliche Sage läßt auf dieſem Wagen Elias gen Himmel fahren. Der ganz kleine Stern über dem mittelſten in der Deichſel iſt der „Fuhrmann“, in Schleswig „Hans Dümkt“ *) genannt.

Hans Dümkt war Knecht bei dem lieben Gott, und hatte es gut in ſeinem Dienſt. Nach und nach fing er an, ſeine Arbeit immer ſchlechter zu verſehen. Namentlich verſah er es im Häkerlingſchneiden, Alles, was er lieferte, war zu lang geſchnitten. Darüber ward Gott ſo böſe, daß er ihn auf die Deichſel des Himmelswagens ſetzte, wo er jeden Abend zu ſehen iſt, zur Warnung für alle Knechte, die den Häckerling zu lang ſchneiden (Müllenhof Schlesw. Sag. 360).

*) Dümkt, d. i. Daumchen, wegen ſeiner Kleinheit ſo benannt.

Der Himmelswagen ſetzt aber auch die Exiſtenz ſeines Gegenſtückes der Höllenkutſche voraus, die in vielen Sagen vom Heljäger eine wichtige Rolle ſpielt:

Eine Frau vom St. Stephan in Bremen, welche um 2 Uhr Morgens zum Waſchen beſtellt war, ließ ſich durch ihren Mann begleiten, weil es noch ſtockfinſtere Nacht, und der Weg nach dem obern Stadttheil weit war. Unterwegs hören ſie, wie die Stephansglocke hinter ihnen anfängt zu ſchlagen; ſie meinen, es wird 2 Uhr ſeyn, aber wie ſehr erſtaunen ſie, als es nicht aufhören will mit Schlagen, bis der 12. Klang herunter iſt. Sie ſehen jetzt wohl, daß ſie ſich Beide in der Zeit verſehen haben, und wollen nach Hauſe zurück. Das iſt zu ſpät. Mit Saus und Braus kommt eine Glaskutſche, mit Hunden beſpannt, die Straße herauf. Ehe der Mann noch zur Beſinnung kommen kann, wird ihm die Halfter übergeworfen, er iſt mit eingeſpannt, und von Neuem geht es Straß auf Straß ab, ohne Ruh, ohne Raſt, bis es Eins ſchlägt. Plötzlich iſt Alles verſchwunden; ſchaudernd läuft der Mann nach Hauſe, und erzählt ſeiner Frau, was ihm begegnet. Darauf legte er ſich zu Bette und ſtarb nach vier Wochen (Wagenfeld Bremens Volksſ. II. S. 25).

In Köln ſah man ehedem Nachts durch mehrere Straßen einen feuerglühenden Wagen rollen, mit glutſchnaubenden Rappen und einen glühenden Kutſcher auf dem Bocke. In dem Wagen ſaß ein Bürgermeiſter, der's mit der Stadt nicht redlich gemeint hat (Wolf D. S. Nr. 205).

In einem Pachthof zu Zelſate ſieht und hört man allnächtlich den Höllenwagen durch die Luft fahren, und ein ſchrecklich Gerammel begleitet ihn. Ein Mann vom Hofe konnte eines Nachts nicht ſchlafen, und legte ſich an's Fenſter, da kam der Höllenwagen auf ihn zu, er hatte kaum noch Zeit, ein Kreuz zu machen, da verſchwand der Spuck (Ebdſ. Nr. 204).

Eines Abends ging eine Frau, die nach Heidelsheim wollte, auf der Landſtraße zwiſchen Ubſtadt und Bruchſal. Am dortigen Galgen kam eine Kutſche hinter ihr her, und, während die Thür aufſprang, lud ein darin ſitzender Mann

ſie zum Einſteigen ein. Nach einigem Zögern ſtieg ſie ein, worauf der Schlag von ſelbſt wieder zuging. Der Herr ſprach kein Wort, doch die Frau gewahrte mit Schrecken, daß er Bocksfüße habe. Als ſie vergebens verſucht hatte, die Kutſchenthüre zu öffnen, um herauszuſpringen, zog ſie ein Gebetbuch aus der Taſche, und betete ununterbrochen, bis ſie bei Untergrombach zu einem Kapellchen kamen. Da öffnete ſich der Schlag von ſelbſt, die Frau ſprang heraus, und unter fürchterlichem Knall verſchwand die Kutſche mit Mann und Roſſen (Schnezler Bad. Sagenb. II. S. 409).

Vor etlichen vierzig Jahren kam ein Schneider aus Wöſſingen und ſein Lehrjunge, als ſie Nachts vom Traishof heimgingen, zu einer Kutſche, worin ein Mann und auf dem Bocke der Kutſcher ſaß, und neben welcher ein anderer Mann im grünen *) Rock einherſchritt. Derſelbe lud die Beiden zum Einſteigen ein, was der Lehrjunge ablehnte, der Schneider aber annahm, worauf ihm der Grünrock hineinhalf und dann ſelbſt einſtieg. Sogleich erhob ſich die Kutſche in die Luft, und flog ſchnell wie der Wind über Berg und Thal, ſo daß der Schneider die Beſinnung verlor. Als er am Morgen erwachte, lag er an ödem Meeresufer, wo ein Schiff anhielt, das ihn mit nach Indien nahm. Nach 20 Jahren kam der für Todtgehaltene in der Heimath an, und fand ſeine Frau an den unterdeß Meiſter gewordenen Lehrjungen verheirathet (Mone's Anz. d. Vorz. 1839).

Inſofern Wuotan auch der wilde Jäger, wäre der Höllenwagen als Nachtſeite des Himmelswagens anzunehmen, wohl geſtattet. „Wuotans Wagen", als Bärengeſtirn aufgefaßt, wirft wieder ein helles Licht auf Brittaniens Artus, der als „Bär" (Arcturus) am Himmel glänzt, in der Sage aber auch ein wilder Jäger war. Die Hellenen fabelten ebenſo vom Geſtirn Orion, daß er

*) Grün kleidet ſich nicht nur der Teufel, ſondern auch derjenige, welcher ihn beim Hexenſabbat mit der jüngſten Hexe copulirt, erſcheint in grünem Meßgewand, auch die Elfen.

ein rieſenhafter (πελώριος) Jäger ſey, der noch in der Unterwelt auf der Asfodeloswieſe das Wild verfolgt (Odyss. 11, 572.), derſelbe Orion, der mit dem Siriushund (Iliad. 22, 29.) die Plejaden (Odyss. 12, 62.) vor ſich herjagt; und auch die große Bärin ſcheint nach ihm hinzuſchauen. (Odyss. 5, 274.) Grimm vergleicht (S. 901) etwas kühn den geblendeten Orion mit dem von mehrern Sagen kopflos geſchilderten wilden Jäger; glücklicher iſt er jedoch in der Zuſammenſtellung des vom Eberzahn tödtlich verwundeten Jägers Hakelbärend mit demſelben Orion, inſofern dieſer an einem Scorpionsſtich ſtirbt. (Arat. Phaen. 637. Ov. Fast. 5, 541.) Ueberdieß geht Orion zur Sommerwende — wo Adonis vom Eber *getödtet* wurde, im Monat des Krebſes, deſſen Scheeren den Scheeren des Scorpions verglichen werden dürfen — auf, zur Winterwende unter; in den Winternächten ſtrahlt er, wo auch das wüthende Heer erſcheint, Windſturm begleitet ihn (nimbosus Orion. Aen. 1, 535).

Somit ſind wir wieder bei Odin angelangt, welcher im Namen ſchon der „Wehende", und dieſer Eigenſchaft halber der „Gott der Gehängten" (hanga-god *) heißt, wie Here die Beherrſcherin des Luftkreiſes — was ſchon der Wetter verkündende Pfau zu ihrer Seite andeutet — das Prädicat ἀπαγχομένη beſaß; denn wenn Zeus im 15. Geſang der Iliade, V. 19, die keifende Gattin aufzuhängen droht, ſo hatte der Cultus in Samos dieß ehedem im Bilde wirklich darzuſtellen verſucht. Odin heißt auch der Wetterherr (Vidhvir), den Schiffern verleiht er günſtigen Wind, und wird inſofern auch mit ſeinem Sohne Niord verwechſelt,

*) Odin ſetzt ſich unter die Galgenbaume und redet mit den Hangenden. (Grimm Kindermährchen III. S. 240. Berl. 1822.)

welcher die Herrſchaft über das Meer hat. In Nordfriesland wurden noch bis zum vorigen Jahrhundert am Tage Petri Stuhlfeier (22. Febr.), um welche Zeit die Schiffer ſich wieder zur See begeben, am Abend auf gewiſſen Hügeln große Feuer (**Biiken**) angezündet, und die Männer tanzten mit Frauen und Bräuten um die Flamme herum, jeder Tänzer hielt in der Hand einen brennenden Strohwiſch, und dieſen ſchwingend riefen ſie in einem fort: **Wedke teare** oder **Vike tare** (Wedke zehre!) Die Morſumer brannten ihr Feuer auf dem Hilligenhoog ab, der auf dem Hilligenört liegt, und früher mit Bäumen (alſo ein Götzenhain) umgeben war. Die Knitumer hatten ihre Biiken anfänglich auf dem Wedeshoog, auf der Anhöhe Wenken. (Auf Silt heißt der Mittwoch [Wodanstag] noch jetzt Wendsday). Die Prediger eiferten vergeblich gegen dieſen Reſt von Odins- oder Wodansverehrung. Da erſannen ſie folgendes Mittel: Die Rantumer ſollen, nachdem ſie, wie gewöhnlich den Wode angerufen, die Feuer erloſchen und alle Welt ſchon zu Bette war, um Mitternacht wieder geweckt worden ſeyn, da ſollen ſie denn zu ihrer Verwunderung auf dem Biikenberg abermals ein gewaltiges Feuer haben lodern ſehen. Als ſie dahin eilten, um es zu löſchen, wollten ſie einen großen Pudel bemerkt haben, der von dem Hügel ſchlich. Nun erriethen ſie leicht „des Pudels Kern"; um alſo nicht den Teufel für immer beherbergen zu müſſen, gelobten ſie, künftig das „Biikenbrennen" zu unterlaſſen. Jedoch auf Oſterlandſilt und Weſterlandföhr hat dieſes Mährchen keinen Beifall gefunden. Dort zünden die Kinder noch heute am 22. Febr. die Feuer an.

Odin ſoll es verſtanden haben, durch bloße Worte (Windsgebrauſe) Feuer zu löſchen, aber auch die Winde

zu lenken und das Meer zu beruhigen. Ein günſtiger Segelwind hieß mit einem altnordiſchen Ausdruck **Oski**, d. h. Wunſchwind, und dieß war auch der Beiname Odins (Müller altt. Rel. S. 186). Nun bekommt auch die Sage von Odins Verwandlung in einen Adler auf der Flucht vor Suttungr (Ebdſ. S. 206) das gehörige Licht, denn weil dieſer Vogel ſich in die höchſten Regionen der Luft erhebt, wurde er Symbol des Windes und des Sturms. Darum jagt auch der wilde Jäger in Geſtalt eines Raubvogels.

In der Nähe des Schloſſes Wynendael, dem ehemaligen Pallaſt der Grafen von Flandern, wohnte vor langer Zeit ein Bauer, deſſen Sohn, anſtatt zu ackern und zu pflügen, der Jagd ergeben, ſich ſtets nur in Wäldern herumtrieb. Als der Bauer auf dem Sterbebette lag, ließ er den Sohn zu ſich rufen. Der aber kam nicht, ſondern pfiff ſeinen Hunden, und zog aus in den Buſch. Darob wurde der Greis von Verzweiflung ergriffen, und fluchte ſeinem Sohne: So jage für ewig! und damit drehte er das Haupt um und war todt. Seit der Zeit irrt der Unglückliche raſtlos in den Wäldern umher, und ruft Nachts gar erbärmlich: Jakko! Jakko! Jakko! Andere ſagen: er ſey von ſeinem Vater in einen Raubvogel verwünſcht worden, fliege in dieſer Geſtalt umher, falle Menſchen und Thiere an, und rufe dabei immer: Jakko! Jakko! Jakko! (Wolf Niederl. Sag. Nr. 260).

Nun begreift man auch, warum im nordiſchen Mythus der W i n d von den F l ü g e l n d e s R i e ſ e n Hransvelgr *) herkommt, der in A d l e r g e ſ t a l t am Ende des Himmels ſitzt (Müller a. a. O. S. 320), und warum den Rieſen Suttungr und Thiaſſi die Adlerhaut beigelegt wird, welcher Letztere bekanntlich in Trymheim (dem toſenden Sturmgebirge) heimiſch iſt. Auf

*) D. i. Leichenſchlinger (Bezeichnung des Adlers).

den ſhetländiſchen Inſeln beſchwört man noch jetzt den Wind in der Geſtalt eines Adlers (W. Scott the pirate). Karl der Große ſoll zu Aachen im Gipfel des Pallaſtes einen ehernen Adler aufgeſtellt haben, zwiſchen welchem und dem Wind irgend ein Bezug eintrat (Grimm S. 600). Auch die Sprache kennt dieſe Symbolik, denn ἀετός (Adler) ſtammt von ἄω (wehen), aquila correſpondirt mit aquilo *), und Aar iſt vielleicht mit ἀήρ, aër, verwandt. Wenn nun der Wind auch als Rieſe aufgefaßt wurde, ſo mußte auch der wilde Jäger im Volksglauben ein Rieſe ſeyn, wie Mars **) und Nimrod, auch Rieſen ſind. Wenn der Sturm Nachts im Walde heult und tobt, ſagt das Volk im Luzerngau: „der Türſt ***) jagt" (Grimm D. S. N. 269). Kraft und Schnelligkeit ſind die beiden Eigenſchaften des Adlers, wie des Rieſen, dem man Siebenmeilenſchritte andichtete.

Wir werden Odin oder Wuodan nun auch von einer neuen Seite kennen lernen, er iſt nämlich nicht nur Beherrſcher der Luft, ſondern auch des Waſſers. Die ſlawiſchen Völkerſchaften, welche Wodans Cultus auch nicht fremd blieben, wo ſie, wie in Pommern, Brandenburg, der Lauſitz, mit deutſchen Stämmen ſich vermiſchten, nennen woda Waſſer, Wodan einen Waſſermann. Grimm hat Odins bei Mimir verpfändetes

---

*) Festus: aquilo ventus a vehentissimo volatu ad instar aquilae appellatur (cf. Hesych. ἀκιρὸς ὁ βοῤῥᾶς).

**) Ares hieß Θȣρας: der Hohe, ebendarum Mars in Latium: Turnus, und ſeine Zwillingsſöhne: Altelli.

***) Türſt iſt verwandt mit ϑȣρας, turris, vgl. Grimm S. 892, welcher Tursas durch Rieſe überſetzt.

Auge auf die ſcheinbar im Ocean untergehende Abendſonne, die Nachts ſich im Meer aufhält, gedeutet, und erklärt ſich daraus den Volksglauben: Man ſoll nicht in das rinnende Waſſer ſehen, weil man in Gottes Auge ſieht. (Toblers Appenzell S. 369[b]). Daß in dieſer Sage Mimir in's Spiel kommt, bezöge ſich dann auf Waſſerorakel, die namentlich bei den ſlawiſchen Völkerſchaften ſehr im Anſehen ſtanden, und im alten Hellas den Meergöttern Proteus, Nereus ꝛc., wie in Rom der Quellnymphe Aegeria Sehergabe zuſchreiben ließen. Da oben **Oski** unter den eddiſchen Namen Odins als Wunſchgott überſetzt wurde, d. h. als eines Weſens, an welches wir uns mit unſern Wünſchen wenden, oder der unſre Wünſche gewährt, ſo iſt hier der Wünſchelruthe und des Wünſchelhutes zu gedenken.

Die Wünſchelruthe — eine ſolche war auch Mercurs caduceus, ſein Zauberſtab — iſt bekanntlich eine Quellenfinderin. Darum gab ſie das alte Latium in die Hand der „Aqua virgo,“ der Brunnenjungfrau Juturna. Diejenigen, welche ſich in Etrurien der Wünſchelgerte bedienten, hießen Aquileges (Plin. XXXI, 3, 27). Sie verſtanden ſich darauf, verborgene Waſſeradern aus dem Glanze zu erkennen, den die Sonne in der größten Hitze auf das Erdreich wirft, weil, wo auf ausgedörrtem Boden ein ſolcher Schimmer bemerklich, ſich auf Feuchtigkeit ſchließen läßt. Bei der Anſiedlung auf einem neuerworbenen Grundſtück wurden die Aquilegen zu Rathe gezogen*). In Griechenland hießen ſolche Leute Hydroſkopen (Waſſerſchauer) und in der Schweiz nennt man noch jetzt die Wünſchelruthe: Brun-

*) In dieſem Augenblick erregt der Abbé Paramelle in Frankreich als Waſſerfühler großes Aufſehen.

nenſchmeckerin (Tobler 80ª). Bevor ich auch ihre Beziehung zu Wuotan verfolge, erinnere ich an die Doppelmythe von Dionyſus. Sein Thyrſus ſoll einſt, wie Moſis Zauberſtab, aus hartem Fels, zwar nicht Waſſer, ſondern Wein entlockt haben, aber der Huf von Silens Eſel — Silen iſt der herbſtliche alternde Bacchus — hatte, wie das neptuniſche Roß Pegaſus, eine Quelle hervorgeſtampft. Dieſes Wunder wird auch Wuotan und ſeinem Sohne Baldr abwechſelnd zugeſchrieben. Letzterer ſoll ſeinem lechzenden Heer in der Hitze der Schlacht — ſo erzählt der hiſtoriſirende Saxo — einen Brunnen geſchaffen haben. Da aber nur Wuotan, Odin, als Schlachtengott gekannt iſt, ſo wird wohl Letzterer, ſchon als Beſitzer des Wunderroſſes Sleipnir, dieſes Wunder bewerkſtelligt haben, wie dieß auch wirklich von der Sage anerkannt wird. Des Roſſes Huf erſetzt die Wünſchelruthe und den Zauberſtab, wo es ein Auffinden von Quellen gilt, denn ſchon im Namen des Roſſes iſt eine Anſpielung auf Waſſer enthalten*). Dadurch erhält folgende Sage ihren Sinn:

---

*) Roß ſtammt von rieſeln (wie Floße von fließen), vergl. das engl. rise, Springquell. Roß hieß ehedem der Fluß Niemen, die Litthauer nannten jeden heiligen Fluß: Roß (Hanuſch Myth. S. 296.) Die Waſſergeiſter der Ruſſen haben Pferdefüße (Grimm S. 459 Anm.), wie Chiron, der Enkel des Oceans und Vater der „ſchnellfließenden“ Ocyrrhoe, die auch den Namen „Hippe“ (Stute) führte. Nur darum reitet Oceanus auf einem Roſſe (Aeschyl. Prom. 395), und verwandelte ſich Neptun in einen Hengſt, weil ἵππος (equus) von ἕπω (fließen) ſtammt, denn equus iſt mit aequor, aqua (ſanſkr. apa Waſſer, acva Roß) ebenſo verwandt, wie Mähre mit Meer, wie Roß mit δ-ρόσος, lat. ros Thau, wie das engl. horse Roß mit ἕρση Thau. Aus dem Gebiſſe der Stute Grimfaxi trieft Thau.

Als die Frieſen an dem Orte, wo Bonifaz einſt die Marterkrone errungen, einen Hügel aufwarfen gegen die andringende Meeresfluth, wollten ſie auch daſelbſt eine Kirche und ein Kloſter bauen; jedoch fanden ſie, daß in der ganzen Umgegend keine Quelle ſüßen Waſſers war, deſſen die Bewohner des Kloſters doch bedurft hätten. Abbo, der Befehlshaber des Landes, den König Pipin dahin geſandt, nahm, als er dieß erfuhr, ſogleich einige ſeiner Gefährten zu ſich, und ritt an die Bauſtelle und um den Hügel, der ſchon vollendet war, herum, eine Quelle zu ſuchen. Schon hatten ſie lange vergeblich ſich bemüht, da ſank das Pferd eines ſie geleitenden Knaben *) mit dem Vorderfuße in die Erde. Schnell ſtürzen die andern zur Hülfe herbei, und kaum war des Roſſes Fuß aus dem Boden herausgezogen, als ein Strahl klaren Waſſers nachſchoß, der ſo reichlich quoll, daß er wenige Augenblicke nachher ſchon einen Bach bildete. Alle koſteten und erkannten, daß es ſüßes Waſſer war, und prieſen Gott für das Wunder, welches er gethan (Wolf N. S. Nr. 19).

Der Sachſenkönig Wittekind, Wittich oder Wiking, welcher den Bekehrungsverſuchen Karls des Großen ſo heftigen Widerſtand leiſtete, ritt an einem heißen Sommertage in den Lübecker Bergen über die Berghöhe, worauf jetzt das Kirchdorf Bergkirchen liegt. Damals lebte er noch mit Karl im Krieg, und er erwog in

---

*) Es iſt ein feiner Zug der Sage, daß nur das Pferd, welches ein Kind ritt, zum Werkzeug der göttlichen Hülfe beſtimmt war, denn bekanntlich gelingt eine magiſche Handlung nur, wenn ein unſchuldiges Weſen mit der Ausführung derſelben von dem Zauberer beauftragt iſt. Beiſpiele dieſer Art in Syrien und Aegypten berichten mehrere Reiſende, unter dieſen auch Profeſſor G. H. v. Schubert in ſeiner „Reiſe nach dem Morgl.“ Im chriſtlichen Mittelalter opferte der Aberglaube Kinder, in der Meinung, ſie eigneten ſich wegen ihrer Sündloſigkeit beſſer zu einem ſtellvertretenden Sühnopfer. Zahlreiche Belege findet man in Daumers „Geheimn. d. chriſtl. Alterthums.“ Noch jetzt wird in Lotterien das große Loos von einem Waiſenknaben gezogen, zweifelsohne, weil man die Hand eines keuſchen Menſchen für glücklicher halt.

ſich: welcher Glaube der wahre ſey, der ſeiner Väter oder die neue Lehre der Franken? „Iſt dieſe die rechte, ſo möchte ich ein Zeichen haben, wodurch ich gewiß würde.“ Es war aber gerade ſehr heiß, und da ſich in den Bergen kein Waſſer fand, ſo durſtete ihn und ſein Pferd. Sogleich fing dieſes gewaltig an mit dem Hufe zu ſcharren, und unter demſelben hervor ſprang ein klarer Quell. Und der König trank und gelobte ein Chriſt zu werden. Dieſer Born iſt noch jetzt das einzige Waſſer in Bergkirchen. (Morgenblatt 1847 Nr. 163. Seite 652).

Ein Pendant hiezu wäre, was Grimm (S. 890) von Karl dem Großen erzählt. Der König war mit ſeinem Heer in die Gebirge der Gudensberger Landſchaft gerückt. Die Krieger ſchmachteten vor Durſt, der König ſaß auf weißem Roſſe (wie Odin, Guden), da trat das Pferd mit dem Huf auf den Boden und eine Quelle ſprudelte hervor, die das ganze Heer tränkte. Dieſe Quelle heißt Glisborn, ihrer klaren Fluth mißt das Landvolk große Reinigungskraft bei. Auch iſt der Stein mit dem Huftritt in die Gudensberger Kirchhofmauer eingeſetzt, noch heute zu ſehen. Hier erſcheint Karl ganz an der Stelle des alten Heervaters Wuotan, dem oberſten Lenker des Krieges, der auf weißem Schlachtroſſe dem Heere voranreitet. Der Gudensberg iſt ein Wodansberg, kurz die ganze, von fränkiſchen Annaliſten erzählte Begebenheit, ein Niederſchlag heidniſcher Mythen, ſo gut, als die Sage von der Gründung des Kloſters Maulbronn an der Stelle, wo der Huf eines Maulthiers aus der Erde einen Brunnen hervorgeſtampft haben ſoll, obſchon das Wappen der Stadt auf dieß fabelhafte Ereigniß anſpielt. Ich muß hier noch einmal darauf zurückkommen, daß

das Pferd ein Symbol des Waſſers iſt, nicht nur in helleniſchen Mythen von Pegaſus und Aganippe*), und in indiſchen — im Sanſkrit heißt das Pferd **Sri-bhratri**, d. i. Bruder der Sri (Lakſchmi), weil es gleich ihr (und der Aphrodite ἱππια) aus den Wellen des Meeres hervorgekommen — ſondern auch in den Göttergeſchichten des ſcandinaviſchen Nordens; denn Nikur (Nix) erſcheint als Apfelſchimmel am Meeresſtrand, und iſt an den verkehrt ſtehenden Hufeiſen zu erkennen (Grimm, Seite 458). Nikarr oder Heikkarr iſt aber ein Beiname Odins (Grimm, Seite 135), ebenſo wie das angelſ. Nikor, und auch Nikur hieß er, was dem althochdeutſchen Nichus entſpricht, aus deſſen verkürzter Ausſprache unſer Nix als Bezeichnung des Waſſergeiſtes hervorging. Daß Wuotan oder Odin wirklich auch ein nordiſcher Neptun geweſen ſeyn muß, beweist ſein anderer Beiname Viſlindi, d. i. der Bebende, eine Anſpielung auf das Steigen und Fallen der Wellen. Wie der günſtigen Wind ſendende Gott auch Sturmwind ausſchickt, und von den Chriſten nur in ſeinem verderblichen Wirken noch anerkannt, zum wüthenden Jäger wurde; ſo als Waſſergott nicht mehr von den Schiffern angerufen, nur noch gefürchtet von ihnen am Johannistag, wo der Strom ein Opfer fordert. Muthmaßlich wurde in der heidniſchen Zeit dem Wuotan am Sonnenwendentage — der wüthende Jäger läßt ſich ja auch noch in der Johannisnacht blicken — geopfert. Im Thale bei Quedlinburg mußte man ehedem alljährlich einen ſchwarzen Hahn in die Bode werfen; unterließ man es, ſo er-

*) Wörtlich Becherſtutte (v. אגן Becher und ἱππη Stutte), es gab aber noch ein Becherroß: Skyphius (v. σκυφος Becher = Schiff).

trank in demſelben Jahr Einer. Das Opfer mußte auch immer zu beſtimmter Friſt geſchehen. (Kuhn in Haupts Zeitſchrift f. d. Alterth. V. S. 278). Die Schiffer und Fiſcher bei Küſtrin in der Neumark reden ebenfalls von einem den Oderſtrom beherrſchenden unbekannten Weſen, das jährlich ſein beſtimmtes Opfer haben müſſe. Wem nun dieß Schickſal zugedacht ſey, für den werde der Waſſertod unvermeidlich. Die Halloren zu Halle fürchten beſonders den Johannistag (Grimm, D. S. Seite 79).

In Schweden, Eſthland und Finnland heißt der Waſſergeiſt Neck, dän. Nök. An die däniſche Form ſchließt ſich zunächſt ein mittelalt. nocca (von noceo?), i. e. spectrum marinum in fluviis an. Urſprünglich ſtand dieſer Name in beſſerm Rufe. Der Schwede Afzelius ſtellt ihm ein günſtiges Zeugniß aus. „Odin,“ ſagt er, „war Beherrſcher des Meeres, er wurde auch Nikur und Nix genannt, er ſoll manche Menſchen in der Runenſchrift und im Runengeſang unterwieſen haben. (Eine Anſpielung auf Waſſerorakel. Auch an die Beredtſamkeit des „näſſenden“ Neſtor ließe ſich hier erinnern, der ein Sohn des weiſſagenden Nereus und Enkel Poſeidons, des Meergotts, war). Die chriſtlichen Lehrer warnten das Volk vor ſeiner Anbetung, und erklärten ihn für den Böſen ſelbſt. Aber das Volk beurtheilte ihn in ſeinen Dichtungen und Geſängen milder. Er erhielt mit ſeinen in den Runen erfahrenen Skalden und Sängern ſeine Wohnung in der Meerestiefe, in Flüſſen und Strömen. (Hiemit wäre alſo auf die ſich von ſelbſt aufdringende Frage geantwortet, wie Odin als Nix in der chriſtlichen Sagenwelt ſich ſo vervielfachen konnte). Dort ſingen ſie bei ihrem Saitenſpiel liebliche Geſänge von dem großen Tage der Verſöhnung

und von der Erlöſung, auf die ſie harren (weil die Skalden die Taufe verſchmähten, müſſen ſie im unſeligen Zuſtand verbleiben, welcher ihnen, nach der Meinung des chriſtlichen Erzählers, ſehr peinlich ſeyn muß). Will Jemand die anmuthigen Töne vernehmen, ſo muß er zum Meeresſtrande gehen, und die Auferſtehung verheißen; und will Jemand vom Nix das Saitenſpiel lernen, ſo muß er ebenfalls zum Seegeſtade oder zum Flußufer gehen, wo ſich der Nix mit ſeinem Spiel hören läßt (iſt die dem Waſſergeiſt zugeſchriebene Neigung zur Muſik etwa eine Anſpielung auf das Gemurmel der Wellen?*), und den Fluthen ein ſchwarzes Lamm opfern. (Die Farbe bezieht ſich auf den gedachten unſeligen Zuſtand der als Heiden verſtorbenen Skalden. Auch die Griechen opferten den Manen ſchwarze Schafe). Dann kommt der Nix fröhlich aus der Tiefe herauf, ſchaukelt ſich auf den Wogen und ſtimmt ſeine Harfe an und ſpricht: „Stimme gegen!" Der Lehrling muß nun, wie die angeſchlagenen Töne angeben, nachſtimmen und hierauf eben ſo ſpielen, wie der Nix. Es wird dann weithin vernommen und der Spielmann im ganzen Lande berühmt. Solche Spielleute werden bisweilen von wirklichem oder erkünſteltem Wahnſinn befallen (im ganzen Alterthum, und noch im heutigen Orient galt der Wahnſinnige für einen Propheten, daher *μαντις*, von *μαινομαι*. Die prophetiſchen Ausſprüche wurden — weil ſie rhythmiſch vorgetragen, deshalb ſind die Nixen muſikaliſch — unter krampfhaften Windungen hervorgebracht; hier muß man den Begriff Waſſerorakel feſthalten; eine Beſchreibung derſelben, wie

---

*) Beachtenswerth iſt, daß der indiſche Gott der Muſik Narada, wie Nereus, ſeinen Namen von Waſſer herleitet.

ſie bei den ſlawiſchen Völkerſchaften ſtattfanden, gibt Hanuſch, Myth. S. 309), wobei ſie unter Zuckungen ſich auf den Boden warfen, und wie raſend ſpielen, bis ihnen der Schaum vor den Mund tritt (ganz nach der Weiſe der Schamanen und Zauberer bei den heutigen Lappen), in welchem Fall irgend ein Mitleidiger herbeizueilen pflegt und mit einem Meſſer alle Saiten raſch zerſchneidet, da dieß das einzige Mittel ſeyn ſoll, wodurch der Mann vom Tode errettet werden kann. Aber den Tanz, oder was er ſonſt vom Nix erlernt, darf er nie mehr ſpielen, ſonſt verfällt er wieder in jenen Zuſtand; und kommt ihm dann Niemand zu Hilfe, ſo ſpielt er ſich in die Hölle hinein.

Die Nixen (dieſe Vervielfachung des Waſſergeiſtes ließe ſich aus mehrfachen Urſachen erklären, wovon ſpäter, wenn der Meerjungfrauen oder weiblichen Nixen gedacht werden ſoll) leben in demſelben Alter, worin ſie geſtorben ſind, fort (chriſtliche Auffaſſung der Mythe), ſo daß es deren von jeglichem Alter gibt.

Nixenkinder ſpielten einſt am Ufer eines Gewäſſers, in deſſen Tiefe ſie ihren Wohnſitz hatten, und die Knaben eines Pfarrers im benachbarten Dorfe geſellten ſich zu ihnen, und nahmen an ihrem Spiel Theil. Da kam der Nix aus der Fluth mit ſeiner Goldharfe nnd griff in die Saiten, die Pfarrerskinder aber wagten es nicht, nach ſeiner Muſik zu tanzen, ſondern riefen ihm zu: „Wozu willſt du hier ſpielen? du wirſt doch nicht erlöst!“ Da fingen die Nixenkinder an zu weinen, und Nix mit der Goldharfe ſank klagend in die Tiefe. Das rührte die Pfarrerskinder, ſie eilten zum Vater, und erzählten ihm, was ſich begeben. Der Pfarrer ſagte, daß ſie ſich an dem Nix und ſeinen Kindern ſchwer verſündigt hätten, und daß dieſe doch noch Erlöſung durch das Blut des lieben Heilands zu hoffen hätten. Da liefen die Knaben eilig hinab zum Strande, und brachten den Nixenkindern die

frohe Botſchaft. Seitdem ſaßen die Kleinen mit ihren Goldharfen ſo fröhlich auf den Wogen, und ſpielten von der Verſöhnung, daß eine Freude war, es anzuhören.

Wenn der Nix unter Brücken oder in Strömen wohnt, ſo wird er gewöhnlich „der Strom-Mann" (**Strömkarl**) genannt. Er ſpielt ſtets auf der Geige; und daher pflegt man von Spielleuten, die mit kräftigen Zügen ſpielen, in Schweden zu ſagen: „Er ſpielt wie ein Strommann!" Seeleute, welche den Nix geſehen haben wollen, ſchildern ihn als einen Greis *), der auf Felſen und Klippen ſitzt, mit grünem Bart, und dieſe Erſcheinung gilt ihnen als Vorzeichen von Sturm und Unwetter. (Weil nach chriſtlicher Auffaſſung Nix ein böſer, ſchadenfroher Geiſt iſt. Auch die Geige in ſeiner Hand weist, nach der Vorſtellung des chriſtlichen Mittelalters, auf dämoniſchen Zauber hin, daher die Spielleute verrufen waren, und Satan oft als Geiger auftritt, auch auf dem Hexenſabbat fehlen ſie nicht. Hier muß erinnert werden, daß ſchon die Inder die Tonkunſt, wenn ſie nicht Cultuszwecken dient, für ſündhaft halten und das apokryphiſche Buch Henoch geradezu die Muſik als eine Erfindung der Dämonen ausgibt.)

Oben wurde bemerkt, daß der Nix (Nikur) zuweilen als Apfelſchimmel dem Meer entſteige, nur daß die Hufen nach hinten zugekehrt ſind. Einſt ſollen, erzählt Afzelius, Knechte eines Bauernhofs ein ſolches Pferd angetroffen und ihm den Zaum angelegt haben. Sie ſpannten es vor die Egge und richteten mit dieſem

*) Auch die Strom- und Meergötter der Hellenen werden ſtets mit grauen Bildern abgebildet, Oceanus heißt ſchlechtweg der „Alte", und Neptuns Enkel, Neſtor, der Bruder der Nereiden, dieſer Beherrſcher der „ſandigen" Pylos, lebt drei Menſchenalter.

Pferde weit mehr, als mit einem gewöhnlichen. Als es aber zur Tränke geführt wurde, wollte es nicht eher ſaufen, als bis ihm der Zaum abgenommen worden, und ſobald dieß geſchehen war, verwandelte ſich das Pferd in einen Fiſch und verſchwand in den Fluthen. Aus Grimms Myth., Seite 458, erfährt man, daß man in Norwegen glaube, wenn Sturm aufſteigt, ein Pferd mit ungeheuern Hufen auf dem Waſſer erſcheine. Aber auch eine deutſche Chronik (Letzner V., 13) berichtet, wie ein Pflüger einſt einen aus dem Meer entſtiegenen ſchwarzen Gaul vorgeſpannt, er ſey friſch und gewaltig vorgegangen, und habe Pflug und Pflüger in den Abgrund gezogen. Auch in Schottland iſt ein pferdgeſtalteter Waſſergeiſt bekannt, der bei den Hochſchotten Waterkelpje heißt. Man würde ſehr irren, wollte man zur Erklärung dieſer mythiſchen Waſſerroſſe den Pferdefuß Satans herbeiziehen, von dem der unſelige Nix die ſchadenfrohe Gemüthsart angenommen hat, ſondern es iſt hier auf Odins Roß Sleipnir hinzuweiſen, das Wind und Waſſer zugleich verbildlichen mochte*), da ja auch Odin ſelbſt bald als

---

*) Daß Roſſe nicht bloß Sinnbilder der Flut, ſondern auch des Sturmes waren, beweist die Abkunft der Roßzwillinge Xanthus und Balius (Iliad. 19, 400—21.) vom Windgott Boreas, und die menſchenfreſſenden Roſſe des Diomedes, welchem (als Heros aufgefaßt) Athene in der Schlacht den Nebel von den Augen ſcheucht, und der ihr ein Bild geweiht, weil ſie auf ſeine Bitte die Gegend von Mothone von verheerenden Winden erlöst hatte. (Paus. IV, 35.) Er aber war nicht ein Sohn des Mars, ſondern wirklich Mars, welchem die Römer im Windemonat ein Roß opferten, weil von ihm Unwetter (intemperies Cat. R. R. 141.) herkommt. Die Lacedämonier opferten auf dem Taygetus den Winden ein Pferd, und ließen die Aſche durch ihren Hauch über das Land hintragen (Fest. Eq. Octobr.), die Veneter aber opferten es dem Diomedes, davon in Daunien der Ort „Argyrippa“ benannt iſt.

Luftbeherrſcher, bald als Wagenlenker gedacht ward. Afzelius belehrt uns: Will man ſich gegen die Tücke des Nix beim Baden ſichern, ſo muß man zuvor Stahl in's Waſſer werfen, ein Meſſer am Strande in die Erde ſtecken oder eine Nadel in die Binſen. Daraus darf man aber nicht ſchließen, als ſchwäche man damit die Macht des Geiſtes, weil dieß „den Nix binden" (bannen) heißt, ſondern nach Abſtreifung der chriſtlichen Auffaſſung würde man den urſprünglichen Sinn erfahren: Durch glänzendes Metall gewinnt man die Geiſter. Noch jetzt gilt dem Irländer — deſſen Inſel einſt wegen der vielen der Magie obliegenden Druidenſchulen die „heilige" hieß — das Eiſen für heilig. Selbſt Diebe haben eine Scheu, es zu ſtehlen. Eine irländiſche Sage berichtet, daß Irland ſeine Benennung Eiſenland (**Ironland, Ireland!**) folgendem Umſtande verdanke: Irland ſey ehemals beſtändig unter Waſſer geſtanden, ausgenommen in jedem ſiebenten Jahre. Fremde Völker ſuchten demgemäß während jener Periode zu landen, allein ſie wurden jedesmal vom gleich darauf herandringenden Meer verſchlungen. Endlich kam eine himmliſche Offenbarung, die Inſel könne bloß dadurch den Wellen entriſſen werden, wenn man, ſo lange das Land ſichtbar, ein Stück Eiſen darauf wirft. Sogleich warf ein Eroberer ſein Schwert darauf. Der Zauber löste ſich, und bis auf den heutigen Tag ſteht Ireland über dem Waſſer. Es wird darum in Irland für ein Glück angeſehen, wenn man Eiſen findet, und der Fund, wenn er in Form eines Hufeiſens vorkommt, über die Hausthüre genagelt. Auch geſchworen wird bei dem „heiligen Eiſen". (Ausland 1836, Nr. 179.) Alſo Eiſen ſoll Irland vor Waſſersgefahr gerettet haben, und das talismaniſche Zeichen iſt ein Hufeiſen. Jetzt

erräth man, warum der Nix in Pferdegeſtalt zwar Hufeiſen hat, aber verkehrt angebracht, was wohl ſo viel ſagen will, als: Im Waſſer braucht das Pferd kein Hufeiſen, es iſt aber ein heiliges Zeichen, darum darf es nicht vermißt werden, und ſeine umgekehrte Richtung deute an, daß es nicht eine profane, ſondern talismaniſche Beſtimmung habe. Es iſt ein „heiliges Eiſen.“ Dieß beſtätigt auch ein anderer Zeuge im Morgenblatt 1841, Nr. 159, Seite 635: „Die Irländer hängen „for good luck“ (als Glück bringendes Symbol) in ihren Wohnungen einen Pferdehuf auf“ (vermuthlich nicht ohne das Hufeiſen). Muthmaßlich herrſchte dieſes Sinnbild auch bei andern nordiſchen Völkerſchaften. Daß es dem Odindienſt nicht fremd geweſen, bezeugt eine alte, von Wedderkop (Bilder aus dem Norden II. Seite 239) mitgetheilte Sage noch in ihrer jetzigen chriſtlichen Faſſung:

Der Swea=König Olaf Skötkonung (Schoßkönig) war durch Ethelred, den König von England, dem Chriſtenthum geneigt worden. Er bat ihn um chriſtliche Lehrer. Da kam Biſchof Sigfried mit drei von gleichem Eifer beſeelten Männern nach Schweden. Sie landeten an der Küſte Smålands, und ſchlugen ihr erſtes Nachtlager in Wexiö auf. Hier ſah der Mann Gottes im Traum eine Schaar Engel. Sogleich beſchloß er, hier eine Kirche zu bauen. Die Heiden hinderten die Ausbreitung ſeiner Thätigkeit, und einer, Namens Gunnar Gröpe, ließ drei Miſſionäre: Winaman, Unaman und Sunaman, aufgreifen, enthaupten und ihre Köpfe in's Meer ſenken. Sigfried ging ſehr betrübt Nachts am Ufer auf und ab, ſeufzte und betete. Siehe, da erblickte er drei Lichter, die wie aus der Tiefe emporſtiegen, und ſich dem Ufer näherten. Die Wellen führten einen Eimer zu ſeinen Füßen, er erkannte darin die Köpfe ſeiner Freunde, und über ihnen ſchwebten die Lichtflammen. Und der eine Kopf öffnete den Mund zur

Rede und ſprach: „Es ſoll gerächt werden!“ — Der andere Kopf: „Wann?“ — Der dritte antwortete: „An Kindern und Kindskindern!“ Bald kamen die von Olaf ausgeſandten Männer, um Gericht zu halten über Gunnar und ſeine Mitſchuldigen, die jedoch auf Sigfrieds Fürbitte begnadigt wurden; zur Strafe ward ihnen auferlegt, die Domkirche in Wexiö zu erbauen, die noch jetzt zur Erinnerung an dieſe Begebenheit drei abgehauene Köpfe im Wappen führt. Auch hängt in der Kirche ein Hufeiſen von Odins Roß Sleipnir, zur Erinnerung folgender Begebenheit: Als hier nämlich zum Erſtenmal die Glocken zur Meſſe riefen, ritt gerade Odin über die Berge, ſein Roß erſchrack *), und ſchlug mit ſeinem gewaltigen Hufe den Fels, der noch die Spur bewahrt, das Eiſen aber fiel ab. Der See, welcher die Häupter der drei Märtyrer aufgenommen hatte, heißt noch jetzt der Heiligenſee (**Holgasjö**).

Der See hat aber ſeine Benennung nicht von den chriſtlichen Märtyrern, ſondern von dem Tempel der zwölf Aſen, der auf einer Inſel Helgö im See geſtanden. Hier ſoll ſich auch der Weg zur Unterwelt befunden haben. Die zwölf Aſen ſind Söhne, vielmehr Prädicate Odins. Daß alſo dieſer hier verehrt worden ſey, iſt gewiß, und in welcher Eigenſchaft? Dieß läßt der See in Verbindung mit dem Hufeiſen errathen. Die chriſtlichen Märtyrer wurden von den Heiden offenbar dem beleidigten Landesgotte geopfert und ihre Häupter darum in den See geworfen. Als aber die Kirche den alten Göttertempel verdrängt hatte, wollte man die Erinnerung an die frühere Heiligkeit des Ortes bei den Neubekehrten feſt halten, und hängte das heidniſche Heilszeichen, das Hufeiſen, dieſes Unterpfand gegen Waſſersnoth, in der Kirche auf. Die Richtigkeit dieſer

*) Die dämoniſchen Weſen können Glockengeläute, weil es zum chriſtlichen Gottesdienſte ruft, nicht ertragen.

Deutung, und wie weit nach Deutſchland hinein die Heiligkeit dieſes Odinszeichens verbreitet geweſen ſeyn muß, ergibt ſich aus folgenden Sagen:

Bei dem Bau der Stephanskirche zu Tangermünde halfen vorzüglich zwei Gewerke, das der Hufſchmiede und das der Schuhmacher. Zum Andenken daran findet man außerhalb an der Südſeite der Kirche ein Hufeiſen und eine eiſerne Schuhſohle eingemauert. Erſteres zeigt an, daß bis ſo hoch die Schmiede die Kirche gebaut haben, und die Schuhſohle, daß bis dahin, von dem Hufeiſen an, die Arbeit der Schuhmacher reicht *).

In der Kirche des Pfarrdorfs Schwarzenſtein im Raſtenburger Kreiſe des Regierungsbezirks Königsberg hängen zwei Hufeiſen, ſonſt eiſerne, jetzt hölzerne, als Wahrzeichen folgender Sage: Im Dorfe Eichmedien, eine Meile von Raſtenburg, im Seunsburger Kreiſe des Regierungsbezirks Gumbinen, lebte eine Wirthin, welche die Zeche der Bauern gern mit doppelter Kreide anrechnete. Als vier Gäſte ſie deßhalb eine Betrügerin ſchalten, betheuerte ſie ihre Ehrlichkeit dadurch, daß ſie die Hand zum Eid aufhub, und ſprach: „Iſt da mein Brettchen nicht richtig, ſo reite der Teufel leibhaftig mich ſelber noch heute!“ Der Böſe nahm ſie ſogleich beim Wort, und ritt auf der Stute hohnlachend zum Dorfe hinaus. Er jagte im Sturze nach Schwarzenſtein, als wollte er ſein Pferd beſchlagen laſſen. Der aus dem Schlafe getrommelte Schmied entſchuldigte ſich: es ſey Mitternacht, da beſchlägt man keine Pferde, auch ſey das Feuer auf ſeinem Herde verlöſcht. Der Teufel legt ſich auf's Bitten, meint, ſein Gaul habe ſchon am Hufe Schaden gelitten, weil er das Eiſen zu lange entbehren mußte. Er verſprach auch, gut zu bezahlen, wenn die Arbeit raſch von Statten ginge. Da ließ ſich der Schmied willig finden. Als er aber das Pferd am Hufe erfaßte, hub es plötzlich zu reden an: „Herr Vetter! ſachte, ſachte, ich bin ja die Krügerſche.“ Der Schmied

*) Geſchichte der Stadt Tangermünde von Pohlmann und Stöpel S. 212.

erſchrack darüber ſo, daß er trotz Bitten und Fluchen nicht mehr recht fort kann, und ehe er das dritte Hufeiſen vollendet hatte, krähte der Hahn, und allſogleich bekam die Wirthin ihre menſchliche Geſtalt wieder. Die beiden fertigen Hufeiſen wurden zur Warnung in der Kirche zu Schwarzenſtein angebracht *).

Zu Ellrich waren ehedem an der Thüre der alten Kirche vier Hufeiſen feſtgenagelt; ſeit die Kirche eingefallen iſt, werden ſie in des Pfarrers Wohnung aufbewahrt. Vor alten Zeiten ſoll Ernſt Graf zu Klettenberg eines Sonntagmorgens nach Ellrich geritten ſeyn, um dort durch Trinken den ausgeſetzten Ehrenpreis einer Goldkette zu gewinnen. Er erlangte auch den Dank vor vielen Andern und, die Kette über den Hals angethan, wollte er durch das Städtlein nach Klettenberg zurück. In der Vorſtadt hörte er in der Niklaskirche die Veſper ſingen; im Taumel reitet er durch die Gemeinde bis vor den Altar; kaum betritt das Roß deſſen Stufen, ſo fallen ihm plötzlich alle vier Hufeiſen ab, und es ſinkt ſammt ſeinem Reiter nieder **).

Keine dieſer drei Sagen läßt ſich in ihrer Erklärung dieſes wunderlichen Kirchenſchmucks auf ein Geſtändniß der Wahrheit ein. Ehe man eingeſtehen mochte, daß Odin in derſelben Kirche, die auf den Trümmern ſeines Tempels erbaut worden, noch durch ſein altes Erkennungszeichen an die heimliche Fortdauer ſeines alten Anſehens erinnere, lieber überredet man die Nachwelt, daß Hufſchmiede und Schuhmacher bei einem Kirchenbau beſchäftigt werden; daß eine Frau ſich in eine Stute verwandle; daß eine zum Gottesdienſt verſammelte Gemeinde einen Trunkenen mit ſeinem Pferde bis zum Altar reiten laſſe, ohne daß auch nur Eine Hand dem Unfug zu wehren ſich empor hebe. Offenbar ge-

*) Ziehnert Volksſ. II. S. 91.

**) Grimm D. S. Nr. 354.

hörte die eiſerne Schuhſohle in der erſten Sage dem Odin, wie das Hufeiſen ſeinem Roſſe; der Teufel, welcher in der zweiten Sage ſeine Stute um Mitternacht beſchlagen laſſen will, iſt Odin als Helljäger und das Märchen nur Traveſtie von **Fornmana Sögur 9, 56. 175**, wo Odin Abends als Reitersmann bei einem Schmiede einkehrt und ſich das Roß beſchuhen läßt. (Grimm Myth. S. XXXV.). In der dritten Sage verräth ſich der trunkene Reiter ſelber als Odin, der in ſein Haus einzieht, denn die Kirche iſt dem h. Nicolas geweiht, für deſſen Pferd die Kinder am Nicolasabend in ihre Schuhe Hafer füllen, weil dieſe Aufmerkſamkeit ehedem dem Pferde des Odin erwieſen wurde (Geijer Schwed. Geſch. I. S. 110). Nix und Nikur haben wir vorhin als Prädicate Odins in ſeiner Eigenſchaft als Waſſergott kennen gelernt. Nick heißt in England der Teufel, aber auch Niklas, der als Klaos, Kluas ein Kinderſchreck, wie Knecht Ruprecht und der wüthende Jäger. Was nun Odin als Nix, Nik betrifft, ſo muß man wiſſen, daß Nicolas auch ein Patron der Schiffer iſt. In ſeiner Kapelle auf der Inſel Minorka findet man, wie Armſtrong berichtet, Votivtafeln, der vom Schiffbruch Erretteten. Die obenerwähnte eiſerne Schuhſohle erinnert an das Todtenſchiff Naglfari, das aus Nägeln todter Menſchen zuſammengeſetzt iſt. Waſſer iſt aber nicht nur auflöſendes, ſondern auch ſchaffendes Element, und ſo führt Odin, „zu dem alle Todten eingehen,“ durch den Tod zur Wiedergeburt. Darum ward der Schuh, wie das Schiff, ein Becher des Heils. Wirklich kennt die Edda neben dem Naglfari auch ein Lebensſchiff (**Skidbladnir**), und die chriſtliche Legende läßt den heil. Nicolaus die zerſtückten Glieder dreier Knaben in einem Taufbecken ſich wieder zuſammenleſen und ihn

die Kinder in's Leben zurückrufen. Was endlich den myſtiſchen Schuh anbetrifft, ſo gehörte er urſprünglich Odins letztem Sohn, dem Aſen Vidar, welcher dem Dezember vorſteht, in welchem Monat das Feſt des h. Nicolaus gefeiert wird. Vidars Schuh war das Gegenſtück von Naglfari, es war aus den Lederſtücken gemacht, welche die Menſchen aus ihren Schuhen für Zehen und Ferſen ſchneiden, und für den Schuh Vidars ſammeln. (Ueber den Schuh als Heilszeichen ſ. Mone, Eur. Heidth. I. S. 455).

Zu Prezen, einem Dorfe zwiſchen Münden und Bückeburg, erhebt ſich da, wo früher das Schloß Arnd geſtanden, ein Kirchlein; vor der Kanzel erblickt man Arnds Bildniß, mit einer Lanze in der Hand und ein Opferferkel in Stein gehauen. Zwiſchen die Schalllöcher am Thurm ein Götzenaltar, ebenfalls in Stein gebildet, mitten vor dem Thurm das Bildniß von Arnd zur Linken, das ſeiner Gattin zur Rechten, in der Mitte ein Schwein in der Flamme auf den Altar, den Mond in Kugelform gerade darüber, die Sonne in Kugelform ſchief in der Höhe darüber eingemauert. Das Alles iſt jetzt noch zu ſehen, nur iſt der Stein geborſten. Die Sage berichtet: Arnd ſey ein Seeräuber geweſen, und damit man ſeine Spur verfehle, ließ er ſeinem Pferde die Hufeiſen verkehrt einſetzen. Auf ſeinem Schloſſe opferte er in einer gewiſſen Jahrszeit der Sonne ein Schwein. Als Karl der Große die Heidenbekehrer in's Land brachte, hätten dieſe des verſteckten Arnd Abweſenheit benützt, um ſeine Gattin zu bekehren, die nun eine Kirche baute, und zum Abſcheu erregenden Andenken ihres vormaligen Heidenthums jene auf Götzenopfer und Geſtirndienſt bezügliche Handlungen durch den Meißel verewigen ließ *).

Da es nicht wahrſcheinlich iſt, daß Arnds Gattin ihre eigene Schmach durch den Stein auf einem Kirch-

*) Dollen Bibl. hist. Schaumburg. p. 418—428.

thurm verewigen wollte, auch auf die Mißbilligung ihres etwa wiederkehrenden heidniſchen Gemahls gefaßt ſeyn mußte, endlich man verlegen iſt, wie man die verkehrt eingeſetzten Hufeiſen mit Seeräuber eiin Einklang bringen könne — denn eine Landratte iſt keine Waſſerratte — ſo lege ich folgende Deutung Unbefangenen zur Prüfung vor: Das Opferſchwein, die Bilder von Sonne und Mond beziehen ſich auf das, dem Odin in einer gewiſſen Jahrszeit, wo beide Himmelslichter in Conjunction ſind, geopferte Schwein. Der Gott iſt, wie oft, auch hier ſein eigener Prieſter. Arnd iſt nämlich Odin, deſſen Roß ebenfalls verkehrt eingeſetzte Hufeiſen hat, wenn es — aus dem Waſſer hervorſteigt (ſiehe S. 86). Nun iſt auch Arnds Seeräuberei begreiflich. Er iſt der Nikr oder Nix, der jedes Leben, das ſich auf ſein Gebiet wagt, als ſeine Beute betrachtet. Durch Opfer ſühnt man ihn. Oben haben wir von Odins Adlergeſtalt auf der Flucht vor einem Rieſen geſprochen (ſiehe S. 73). Der Aar ſoll ſich auf die Winterſtürme beziehen, zur Zeit, wo das Julſchwein geſchlachtet wird. Die Adlerhaut, des Aar(s He)md, wurde verkürzt Arnd ausgeſprochen, ſowie aus dem gleichbedeutenden **Arnar ham** verkürzt Arnim wurde. Somit wäre auch die Etymologie vom Arendſee in der Altmark gegeben, welche die von Grimm (**Nr. 111**) mitgetheilte Sage ſo faßt, als hätte eine Frau, nach Verſenkung eines alten Schloſſes in die Erde, an der Stelle, wo jetzt ein See ſich befindet, ihrem Manne, dem von der ganzen Bevölkerung nebſt ihr einzig Geretteten, zugerufen: „Arnd ſieh!“ (denn dieß ſoll ſein Name geweſen ſeyn). Offenbar war dieſer See ehedem dem Arnd, d. h. dem Waſſergeiſt (oder Seeräuber), Odin, Wuotan geheiligt, daher nach ihm benannt.

Die Flamänder gingen in ihrer Verehrung des Hufeiſens noch bedeutend weiter, indem ſie deßhalb ſogar Jeſum auf die Erde herabkommen laſſen.

Sanct Elip war ein Hufſchmied. Er verſtand ſeine Kunſt ſo wohl, daß er ſich ein Schild machen und über ſeine Thüre ſetzen ließ: „Elip, ein Meiſter über alle Meiſter.“ Solcher Hochmuth ärgerte den lieben Gott, er ſandte alſo Jeſum auf die Erde, um Elip zu beſtrafen. Jeſus ritt auf einem Sonnenſtrahl nieder, nahm ein Schurzfell und band ſich das vor. Auch ſchwärzte er Arme und Geſicht, ſo daß er wie ein Schmiedegeſell ausſah. So trat er vor Elip's Thür, las das Schild und lachte. Elip ärgerte ſich darüber und meinte, das Schild prahle nicht, da er Proben ſeiner Meiſterſchaft gegeben. Da fragte Jeſus, wie viel Zeit brauchſt du, um ein Hufeiſen fertig zu machen? Elip lachte und antwortete: „Hoho, das ſtecke ich nur dreimal in's Feuer, ſo bin ich fertig damit.“ „Das taugt nichts,“ ſprach Jeſus, „einmal iſt's genug,“ aber Elip wollte es nicht glauben. Da kam ein Reiter herangeritten, und Elip ſprach: „Da, Geſell, dem Pferde fehlt ein Eiſen, ich ſehe es ihm an; du kannſt nun deine Kunſt zeigen.“ „Gut,“ ſprach Jeſus. Der Reiter ritt vor die Thüre der Schmiede, ſtieg ab und bat Elip, das Pferd am Hinterfuß zu beſchlagen, und Elip ſprach: „der Geſell da wird es thun.“ Indem kam Jeſus mit einer gewaltigen Scheere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verdirbſt du mir mein Pferd?“ Aber Jeſus ſprach: „Ich will ſchon das Bein wieder anſetzen;“ und mit den Worten nahm er das Bein mit ſich in die Schmiede, und ſchraubte es dort im Schraubſtock feſt, hielt das Eiſen nur einmal ins Feuer und nagelte es ganz gemächlich auf den Huf. Dann nahm er das Bein wieder auf und ſetzte es dem Pferd wieder an. Dieſes lief noch einmal ſo ſchnell als vordem, und der Reiter gab Elip ein großes Stück Geld. Der ſprach nun zu Jeſus: „Ich ſehe, du biſt ein wackerer Geſell, willſt du bei mir in Dienſt treten?“ „Warum nicht?“ ſprach Jeſus, und ſie wurden des Lohnes einig, und Elip ſandte alsbald

den neuen Geſellen zur Stadt, um Eiſen zu holen. In der Zwiſchenzeit kam aber ein zweiter Reiter, deſſen Pferd fehlte auch ein Eiſen, wofür Elip ein neues aufnageln ſollte. Elip lief alsbald in die Schmiede, holte die große Scheere und ſchnitt dem Pferde das Bein ab. Darob erzürnte der Reiter und ſchrie: „Was verderbt ihr mir mein Pferd? da ſeht, wie das Blut läuft.“ Elip aber lächelte: „Laßt mich nur machen, ich will's ſchon wieder anſetzen.“ So ging er in die Schmiede, hielt dreimal das Eiſen in's Feuer, und nagelte es auf das feſtgeſchraubte Bein. Als er damit fertig war, kam er wieder heraus und wollte das Bein wieder anſetzen, aber das ging nicht, das Bein fiel immer herunter, wollte nicht halten; der Reiter tobte und faßte Elip beim Halſe, um ihm den Nacken zu brechen. Da kam Jeſus zu rechter Zeit mit dem Eiſen aus der Stadt zurück, und Elip rief ihn um Hilfe an. Jeſus nahm das Bein und ſagte dem Reiter, er ſolle Elip laſſen, denn der Schaden könne wieder geheilt werden. Alsdann ſetzte er das Bein wieder an, das Pferd ſprang und wieherte vor Freude, und der Reiter bezahlte ſeine Schuld und ritt weg. „Siehſt du nun, daß du kein Meiſter über alle Meiſter biſt?“ ſagte Jeſus, und Elip geſtand es mit ärgerlicher Miene ein, ging zu ſeinem Schilde, nahm ſeinen großen Hammer und ſchlug es in Stücke (Wolf D. S. Nr. 17).

Mit unbedeutender Abweichung findet ſich dieſer Schwank in den von Abjörnſen und Jörgen Mon herausgegebenen Norwegiſchen Mährchen (Nr. 21.) wieder, daher Odins Einkehr beim Schmied auch hier zu Grunde liegen könnte.

Oben war davon die Rede, daß Odins Roß ſeinen Huf in einen Felſen abgedrückt habe (ſiehe Seite 87). Seitdem hat ſich dieſes Mirakel ſehr oft wiederholt. Auf den Mauerwällen der Nürnberger Veſte zeigt man noch die eingedrückten Hufen vom Roſſe, das Eppo von Gai-

kingen, Herr auf Gailenreuth*), ritt; nicht minder berühmt iſt der Sprung des Landgrafen Ludwig von Thüringen über die Saale vom Schloſſe Giebichenſtein bei Halle, der Sprung des Herrmann von Trefurt vom Hallerſtein, der Sprung des Thalmann von Lunderſtatt, die Roßtrappe im Harz, und jene bei Bodenſtädt, unfern von Salzwedel, der Collmannſprung in Irland, der böhmiſche Schemik, den der Ritter Horimir ritt ꝛc. Man könnte hier auf Wittichs Roß in der nordiſchen Heldenſage hinweiſen, aber Odins Schimmel**) ſteht uns noch näher. Mancher dieſer Sprünge dürfte hiſtoriſch ſeyn, aber wo die Spur des Pferdehufs, in Felſen eingedrückt, vorkommt, iſt ſie gewiß Ueberreſt heidniſcher Talismane (Heilszeichen). Es iſt ganz daſſelbe, ob die „fließende" Rhea mit einem Stabe aus dem Felſen Waſſer entlockt***), oder ob Neptuns Dreizack (die Wünſchelruthe?) ein Roß aus der Erde ſprießen läßt†), oder ob Neptun in Theſſalien das „Becherroß" Skyphius††) aus einem Felſen geſchlagen, oder ob Odin, der als Waſſergeiſt zuweilen ſelbſt des Roſſes Geſtalt annimmt, mit dem Hufe ſeines Roſſes den Felſen

*) Sollte Eppo ein verloren gegangenes deutſches Wort ſeyn, das mit ἵππος (Roß) ebenſo verwandt und gleichbedeutend iſt, wie „Stute" mit στητη? Dann dürfte Gailenreuth den Gaulreiter bedeuten. Allein Gailing bedeutet im Altdeutſchen: Heiling, und dies könnte auf das talismaniſche Roß ſehr wohl bezogen werden. Das Zeichen in Nürnbergs Mauer wäre demnach ein mißverſtandener Talisman geweſen.

**) Seltſam, daß auch ſämmtliche hier erwähnten Roſſe als weiß geſchildert werden, wie das Roß Swantewits, Georgs ꝛc.

***) Callimach. h. in Jov. 10. 16. 29. cf. Apollon. Rh. 1, 1146.

†) Virg. Georgic. 1, 12.

††) σκυφος: Schiff, vgl. Eust. Odyss. 1, 174: νῆες ἵπποι ἁλός.

zeichnet. Es iſt ein Talisman gegen Unfruchtbarkeit.

Der Pferdehuf in jenem Felſen bei Lüttich, welcher, wie jener oberhalb des Dorfes Couillat bei Charleroi, und der dritte bei Dinant, ein Denkzeichen Bayards, des Roſſes, das eines der vier Haimonskinder ritt, ſeyn ſoll (Wolf, Niederl. Sag., Nr. 71, 72 74), bedarf alſo keines Commentars. Ein Hufeiſen in Stein beim Gute Ludwigsburg und die Roßtrappe bei Segelberg bildeten ebenfalls Volksſagen (Müllenhof, Schleswig-Holſtein Nr. 193., 544). Auch ſonſt wurde des Roſſes Bild als Talisman verwendet, denn die Aſſendelftner hatten einen Hengſt in der Flagge, angeblich, weil er ihnen durch das Waſſer zugeſchwommen (Wolf, Niederl. Sagen, Nr. 303). Auch das Dorf Berthem hat ein Roß im Wappen. Es ſoll Bayard geweſen ſeyn, den Adelard, der älteſte der Haymonskinder, der Abtei von Corvey ſchenkte (Wolf, Niederl. Sagen Nr. 75).

Faſt im ganzen heidniſchen Europa galt das Pferd als zauberhaftes Thier, urſprünglich im guten Sinn, denn es war dem Odin, wie bei den Slawen dem Lichtgott Swantewit geheiligt. Es gab Orakel (Tacit. Germ. X: **equorum praesagia ac monitus experiri — hinnitus ac fremitus observant**) wie bei den alten Perſern, wo es dem Darius durch Wiehern zur Krone verhalf; und die weiſſagenden Roſſe des Achilles; die vom Sonnengott Surya abſtammenden Roßzwillinge der indiſchen Mythe, welche, wie der pferdefüßige Chiron, ſich der Heilkunde befliſſen, bezeugen, daß im ganzen Heidenthum das Roß über Leben und Tod, Krieg und Frieden befragt wurde. Bei den heidniſchen Pommern und Eſthen entſchied des dem Gott geheiligten Roſſes Huftritt über kreuzweis gelegte Speere von einer beſtimmten myſtiſchen Zahl des Krieges Aus-

gang, ob der Gefangene geopfert werden ſolle. Dieſe wichtige Bedeutung des Roſſes im heidniſchen Cultus erhielt ſich an einigen Orten, ſelbſt in der chriſtlichen Kirche ungeſchwächt fort, wie folgende Sagen bezeugen:

Als die Kirche zu Delve in Norderditmarſchen gebaut werden ſollte, und man keinen Platz wußte, kam man überein, daß man ein Marienbild auf eine bunte Stute (Venus equestris!) binden und das ausgehen laſſen wollte. Wo man es aber des andern Morgens fände, da ſollte gebaut werden. Das Pferd ſtand am andern Morgen in einem Dornbuſch. Nachdem man dieſen mit vieler Mühe niedergeworfen und hinweggeſchafft, baute man das Dorf dahin, und nannte die Kirche: Unſe leve Fru up dem Pferde (Unſere liebe Frau auf dem Pferde.)
Im Norden von Alversdorf im Süderditmarſchen liegt eine weite Heideſtrecke, wo in alter Zeit das reiche Dorf Imenſtede lag, das ſpäter der Krieg zerſtörte. Die Einwohner wollten ſich nun einen andern Wohnplatz ſuchen, und man kam nach langem Suchen überein, einen Schimmel laufen zu laſſen, wo der ſtille ſtehe, ſollen Dorf und Kirche gebaut werden. Das Pferd ging faſt eine halbe Meile ſüdlich und fing im Oſten von Beek, der Gieſelau, auf einem grünen Platz bei einem Fliederbuſch an zu graſen. Da erbaute man die Alversdorfer Kirche, und der Fliederbuſch war weſtlich davon auf dem Kirchhof noch vor wenig Jahren zu ſehen. — Aber auch die Tellingſteder haben den Platz ihrer Kirche auf dieſe Weiſe gefunden, den Süderhaſtedern zeigte ein Schimmel den Bauplatz für ihre Kirche. Auch in Jevenſtede bei Rendsburg hat man nach langem Streit das weiße Pferd gehen laſſen, und es am andern Morgen in einem Sumpfe gefunden, daher auch die Kirche und ein großer Theil des Dorfes noch in einer Niederung liegt (Müllenhof Schlesw. Holſt. Nr. 137. 138).

Gewöhnlich wurde aus dem Blute des geopferten Roſſes geweiſſagt. Nur der Kopf des Thieres wurde nicht vor den Opfernden verzehrt, ſondern gehörte der

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Gottheit, daher ſchreibt ſich die talismaniſche Wichtigkeit des Pferdeſchädels. Man ſteckte ihn im alten Norden auf die ſogenannte Neidſtange, mit dem aufgeſperrten Rachen nach der Gegend hin, von woher der Feind erwartet würde, und glaubte den Feinden zu ſchaden (Saxo Gr. V. p. 75, vergl. Suhms Fabelzeit I. S. 317), oder ſich gegen dämoniſche Einflüſſe zu wahren. Bei den Wenden herrſchte ähnlicher Brauch. Man wollte mit den aufgeſteckten Pferdeköpfen Seuchen abhalten (Prätorius Weltbeſchreibung II. S. 163). Im Lüneburgiſchen, Holſteiniſchen, Mecklenburgiſchen, Pommerſchen ꝛc. iſt es noch jetzt Sitte, daß die Bauerhäuſer auf dem Giebel geſchnitzte Pferdeköpfe haben. Die auswärts ſchauenden Häupter ſollten von den Häuſern Unheil abhalten. Die Dörfer, welche zum Amt Schwarzenbeck gehören, hatten früher auf ihren Hausthüren gemalte Schimmel (Müllenhof Seite 88). Aus dieſer heidniſchen Sitte deuten ſich folgende Sagen:

In Glückſtadt wurde die Frau eines vornehmen Mannes mit großem Gepränge begraben. Nachts wurde von dem habſüchtigen Todtengräber die Leiche wieder ausgegraben, und der Sarg von ihm geöffnet, um ihr die Ringe abzuziehen. Als er den Deckel abnahm, richtete ſich die Frau auf. Er entfloh, ſie aber nahm den Weg nach dem Hauſe ihres Mannes und klopfte an's Hausthor. Ein Diener öffnete; erſchrocken eilte er zu ſeinem Herrn, um die verſtorbene Frau anzukündigen. Der aber antwortete: „Ebenſo wenig als meine beiden Schimmel kommen und die Treppe hinaufgehen, ebenſo wenig wird auch meine Frau wieder kommen.“ Kaum hatte er ausgeſprochen, ſo kam's trip trap die Treppe herauf, und die beiden Schimmel waren auf dem Boden. Da ließ der Mann öffnen, und ſieh, ſeine Frau war wirklich da. Der Mann ließ nun zum Andenken an das Geſchehene oben neben der Treppe im Hauſe zwei Schimmelköpfe malen, die noch lange zu ſehen waren (Müllenhof Schlesw. Holſt. Nr. 554).

Richmuth von Adocht's, eines reichen Burgermeiſters zu Köln Ehefrau, wurde begraben. Nachts öffnete der Todtengräber das Grab, um der Leiche die Ringe abzuziehen. Die Frau wand ſich aber aus den Grabtüchern los, trat heraus und ging auf ihre Wohnung zu, wo ſie den Hausknecht beim Namen rief. Sie erzählte dem Erſchrockenen mit wenigen Worten, was ihr wiederfahren. Der Diener meldete nun dem Herrn: „Unſere Frau ſteht unten vor der Thür und will eingelaſſen ſeyn.“ „Ach,“ ſagte der Herr, „das iſt unmöglich, eher würden meine Schimmel oben auf dem Heuboden ſtehen!“ Kaum hatte er das Wort geredet, ſo trappelte es auf der Treppe und dem Boden, und ſieh, die ſechs Schimmel ſtanden oben alle beiſammen. Die Frau hatte nicht nachgelaſſen mit Klopfen, nun glaubte der Burgermeiſter, daß ſie wirklich da wäre. Mit Freuden wurde ihr aufgethan. Den andern Tag ſchauten die Schimmel noch aus dem Bodenloch, und man mußte ein großes Gerüſte anlegen, um ſie wieder heil und lebendig herabzubringen. Zum Andenken an dieſes Wunder hat man Pferde ausgeſtopft, die aus dieſem Hauſe zum Boden herausgucken (Groote's Kölner Taſchb. f. altd. Kunſt 1816).

Zu Dünkirchen lebte ein reiches Ehepaar in herzlicher Liebe zu einander. Als die Frau nun ſtarb, ließ ſie der trauernde Wittwer köſtlich kleiden, ſteckte viele goldene Ringe an ihre Finger und ordnete ein feierliches Todtenamt an, nach deſſen Ende man ſie in der Kirche einſenkte. Der Todtengräber machte ſich aber in der Nacht auf, ging in die Kirche und öffnete das Grab, um der Frau die Ringe von den Fingern zu ziehen. Als er dieß nicht vermochte, zog er ein Meſſer aus der Taſche, um ihr die Finger abzuſchneiden. Er hatte kaum einen leiſen Schnitt gewagt, als die Frau zuckte und ſich erhob, denn ſie war nur ſcheintodt geweſen. Den beſtürzten Todtengräber tröſtete ſie: „Bekümmert euch nicht, ich danke euch ja mein Leben, was den Finger betrifft, ſo kann ich ſagen, ich hätte ihn abbeißen wollen.“ Da half der Getröſtete ihr aus dem Grabe, und ſie ging nach Hauſe und klopfte an der Thüre. Ihr Mann trat an's Fenſter und fragte: Wer iſt da? — Ich bin es, deine Frau, öffne mir doch die

Thüre. — Das kann ich nicht glauben, eher iſt möglich, daß meine Pferde hinauf auf den Söller laufen und zum Fenſter hinausſchauen. — Kaum hatte er das Wort geſprochen, als er die Pferde auf der Treppe hörte, und, ihnen nachlaufend, ſah, daß ſie den Kopf durch's Fenſter ſteckten. Da eilte er hinunter und öffnete ſeiner Frau und drückte ſie unter vielen Thränen an's Herz. Zum Andenken daran ließ er zwei Pferdeköpfe in Stein hauen, und dieſe an der Höhe des Giebels neben den Söllerfenſtern einmauern, wo ſie noch jetzt zu ſchauen ſind (Wolf N. S. Nr. 536).

Auch in Danzig werden zwei aus dem Bodenfenſter eines Hauſes ſchauende Roſſe durch eine Sage erklärt (Karl, Danz. Sagen II. Seite 31) und ein ähnliches Wahrzeichen in Magdeburg hat Ziehnert (Preußiſche Volksſagen I. S. 113) in Verſen verherrlicht.

Nach den Jahrbüchern des Mecklenburger Vereins (II. S. 118) ſind die an jenem Giebel des Daches kreuzweiſe angenagelten Pferdeköpfe eine Erinnerung an die heiligen Roſſe der Alten. Heinrich Schreiber (Taſchenb. f. ſüdd. Geſch. 1840 S. 240 ff.) hat auch im romaniſchen Rhätien am Giebel der ältern Häuſer zwei hölzerne, gegen einander ſpringende Pferde bemerkt. Auf ſeine Frage nach deren Bedeutung erfolgte die Antwort: es ſey eine uralte Verzierung, wovon man keinen Grund angeben könne, ehedem habe man ſie aber an jedem Hauſe gehabt. Ein mitreiſender Engländer verſicherte den Verfaſſer, daß er dieſelbe Verzierung auch bei den Kimmern in Wales vorgefunden habe. In Holland hängt man einen Pferdekopf über Schweinſtälle, in Mecklenburg wird er dem Siechen unter's Kopfkiſſen gelegt, in Dublin in das Johannisfeuer geworfen, um böſen Zauber abzuhalten *). Alles dieß

*) Der Rauch der Johannisflamme ſoll die Raupen vertreiben.

hängt mit den Pferdeopfern der heidniſchen Völker zuſammen. Ausſchließung von denſelben galt als eine indirecte Losſagung vom väterlichen Glauben. Als König Hakon Adelſtan in Norwegen das Chriſtenthum einführen wollte, verlangten die Bauern, daß er Pferdefleiſch eſſe, als Beweis, daß er der alten Religion treu bleiben wolle. Da er ſich weigerte, wollten ſie ihn todtſchlagen. Wie er ſich aber im folgenden Winter dazu bequemte, ein paar Mund voll Pferdefleiſch zu eſſen, ſahen ſie ihn für rechtgläubig an. (Suhm in Gräters „Bragur" VII. S. 120). Als Inge, Stenkils Sohn, den Schweden das Chriſtenthum aufdringen wollte, und dadurch die Krone einbüßte, wurde ſein Schwager Sven zum König gewählt, weil er ſich erbot, die Opfer aufrecht zu erhalten. Ein Pferd ward ſogleich bei der Gerichtsverſammlung vorgeführt, in Stücke zerhauen, für das Opfermahl vertheilt und das Opferholz mit dem Blute beſtrichen. Davon hieß der neue Herrſcher Blot-Sven (von blota, opfern), weil er dem Pferdeopfer die Herrſchaft über die Schweden verdankte (Geijer, Geſchichte Schwedens S. 135). Die vielen Pferde ohne Kopf, die uns in den Geiſterſagen begegnen, erklären ſich daraus, daß ihr Haupt nach dem Opfer vor dem Tempel aufgeſteckt ward. Seit aber das Chriſtenthum die Götter für Dämonen ausgab — weshalb auch der Chroniſt Thurocz von den Pferdeblut trinkenden Ungarn den Ausdruck gebrauchte: Libaverunt se daemoniis — iſt das Roß des Teufels und der Hexen Reitthier geworden, und nicht bloß Rappen, ſondern ſogar Schimmel, die ehedem den Lichtgöttern

---

die Aſche wird darum auf die Felder geſtreut; da wird man unwillkührlich an Plinius (IX. 10.) erinnert: Palo imponuntur in hortis o s s a c a p i t i s ex e q u i n o genere.

geweihten Thiere*), erſcheinen jetzt nicht ſelten in Volksſagen als Teufelsſpuck, und bei Wolf (Deutſch. Sag. Nr. 141.) liest man von einer Frau, die ſich durch „Hufeiſen auf Händen und Füßen“ als Hexe verrieth.

Das Pferd wurde ſeitdem, was es ſchon bei den Hellenen war, ein plutoniſches Thier. In mehrern Sagen kündigt ein Nachts umlaufender Rappe, wenn er mit ſeinem Kopfe an eine Hausthier ſtößt, einem der Hausbewohner baldigen Tod an. Wie die Valkyrien, erblickt man auch den Tod zu Roſſe. Er ſetzt die Entſeelten, ſeine Beute, auf ſein Roß. Wem fällt hier nicht Bürgers „Lenore“ ein? In Dänemark ſagt man von einem Geneſenen: er hat dem Tod für ſein Roß einen Scheffel Haber geopfert und ihn damit beſänftigt. (Thiele, däniſche Volksſ. I. S. 138). Somit wäre die Habergabe für das Roß des h. Nikolas, dieſes unter dem Namen Klaas, Klaus bekannten Kinderſchrecks erklärt, da ſein Feſt in die Zeit fällt, wo das Jahr abſtirbt. Nikolaus bedeutet ohnehin den alle „Völker bezwingenden (*Νικο-λαος*) Tod,“ und war urſprünglich ein Prädicat Pluto's, der auch bloß „Bändiger“ (*Δαμαστωρ*) und „Vielbändiger“ (*Πολυδαμας*) hieß. Der Schuh, in welchen die Kinder den Haber legen, iſt ſchon oben als Todtenſchiff und Lebensſchiff zugleich gedeutet worden (vergl. S. 90). Durch dieſe Gabe wollte man den Tod verſöhnen und ſich das Leben erkaufen. Auf der Inſel Möen liegt ein Wald, Namens Grünewald. In ihm jagt nächtlich der „Grönjette“ zu Roß, das Haupt unter dem linken Arm (anſpielend

*) Es waren deßhalb weiße Roſſe zum Profangebrauch verboten. Noch in den chriſtlichen Legenden reiten die Heiligen (Georg, Michael, Martin) auf weißen Roſſen, die preußiſchen Wenden haben ſogar ihrem Apoſtel, dem Biſchof Adalbert, ein ſolches zugeſchrieben.

auf die Unſichtbarkeit der Todten), einen Spieß (anſtatt des Todespfeils) in der Rechten, eine Meute Hunde (der vervielfachte Garmr = Cerberus, man denke hier auch an die Laren in Hundsfellen) um ſich herum. Zur Erndtezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Haber für ſein Pferd hin, daß er des Nachts nicht ihre Saaten zertrete. An dieſem einen Zug erkennt Grimm den Odin oder Wuotan, welchem man auch in Niederdeutſchland, wo ſich das Heidenthum länger behauptete, bei der Kornerndte auf dem Felde ein Büſchel Getraide ſtehen ließ für ſein Pferd. Dieſe Sitte in Mecklenburg ſchildert Gryſe in ſeinem „Spiegel des antichriſtlichen Papſtthums (Roſtock 1593).“ In Schonen und Blakingen erhielt ſich dieſer Gebrauch noch lange. (Geijers ſchwediſche Geſchichte I. S. 110). Noch jetzt bringen die Bauern aus Mielberg im Schleswig'ſchen auf den Heſterberg jedesmal, wenn ein gewiſſes Stück Land mit Haber beſäet wird, einen Sack voll davon und laſſen ihn da ſtehen. Nachts kommt dann Jemand und braucht den Haber für ſein Pferd (Müllenhofs Schleswig-Holſtein ꝛc. S. 365). Daß dieſer Sack nur dem Wuotan oder Odin beſtimmt ſey, ergibt ſich aus folgender Sage:

Ein Bauer in Godendorf bei Panker hatte ſpät Abends noch drauſſen etwas zu thun. Er ließ die Thür offen. Da kam ihm der wilde Jäger durch die große Thür ins Haus geritten, und nahm ein Brod vom Schragen herab. Darauf ritt er zur Seitenthür des Hauſes wieder hinaus, und als er dort den Bauern traf, ſagte er zu ihm: Weil ich dies Brod hier bekommen habe, ſo ſolls in deinem Hauſe nimmer daran fehlen.“ Der wilde Jäger hielt Wort, und es iſt wirklich in dem Hauſe des Bauern nie Mangel geweſen. (Müllenhof a. a. O. Nr. 497.)

Da oben ſattſam erwieſen wurde, daß Odin der

wilde Jäger ſey, ſo kann über die Richtigkeit unſerer Vermuthung kein Zweifel mehr obwalten. Ein Beleg mehr findet ſich in dem Namen des Dorfes, denn Odin oder Woden wurde an einigen Orten auch Gode (Gott) ausgeſprochen. Erſt das Chriſtenthum faßte den Nahrung ſpendenden Gott nur von der dämoniſchen Seite auf, aber ſelbſt unter der Maske des wilden Jägers iſt er der das Haus mit Brod ſegnende Gott.

Da das Samenkorn ein Bild des in die Erde gelegten Todten iſt, und die Hellenen ihre Todten (Δημητριοὶ) nach der Getraidegöttin Demeter hießen, ſo könnte auch der für die Roſſe Odins — „zu dem alle Todten eingehen," denn „zu Odin fahren" heißt ſterben — und des heil. Niklas geſpendete Haber eine Abfindung an den Tod geweſen ſeyn, und die in Schweden am zweiten Weihnachtstage mit obligatem Pferderennen ſtattfindende Haberweihe würde mit Odins, des wilden Jägers Umritt in der Chriſtnacht, in einigem Zuſammenhang ſtehen, zumal es heißt, daß in ſeinem Gefolge die Seelen der jüngſt Verſtorbenen ſich befinden. Das große Pferdeopfer um dieſe heilige Zeit wäre alſo nur ein Sühnopfer größerer Art. Thiele (Seite 192) meldet: In alten Tagen herrſchte auf der Inſel Möen der Aberglaube: wenn man einerndtete, die letzte gebundene Habergarbe auf den Acker zu werfen mit den Worten: „Das iſt für den Jöte (der Tod iſt ein Rieſe und heißt darum Langbein) von Upſala, das ſoll er haben Julabends (in der Chriſtnacht) für ſein Pferd." Thaten das die Leute nicht, ſo ſtarb ihr Vieh. Hierzu merkt Grimm an: „Der Jötun von Upſala bezeichnet im chriſtlichen Euphemismus Odin oder Wodan, deſſen Götterbild zu Upſala aufgeſtellt iſt. Vielleicht entſprang

die Redensart zu einer Zeit, als Dänemark ſchon bekehrt, Schweden aber noch heidniſch war."

Aus dem Vorhergehenden wurde erſichtlich, daß Odin ſchon als wüthender Jäger*), der Todesgott war, deſſen Pfeil alles Lebende trifft, und dem man durch Opfer eine kurze Lebensfriſt abzuhandeln hoffte**). Auf Fühnen jagt Palnejäger (**Fornm. Sögur 11, 49—99.** Thiele I. S. 110), welchen Grimm (S. 897) mit dem altnordiſchen Palnatoki identifizirt. Letzterer hieß eigentlich Toko, Sohn Palne's.

Von ihm erzählt Saxo, der im 12ten Jahrhundert ſchrieb, daß er auf König Haralds Befehl, zur Prüfung in ſeiner Bogenkunſt, von des eigenen Kindes Haupt einen Apfel ſchießen mußte, und nach vollbrachter That um die übrigen Geſchoße vom König, gerade wie Tell, gefragt wurde; es wird ſogar noch hinzugefügt, wie Toko hernach gefährliche Schifffahrt beſtanden. Saxo's Angabe enthält noch außerdem den Mord des tyranniſchen Feindes, und dieſe Aehnlichkeit hat mehrfach die Frage veranlaßt, ob ein Zuſammenhang mit der Tellſage ſtattfinde. Wir müſſen alſo den Todesgott Odin eine Weile aus dem Auge laſſen, um dem hiſtoriſchen Gehalt der Sagen von Palnatoke und Wilhelm Tell nachzuforſchen. Da Letzterer erſt im 14ten Jahrhundert auftritt, alſo doch unſerer Zeit nicht ganz ferne ſteht, die Schweiz auf ihn als ihren Befreier vom Joche der

*) Das dreibeinige Pferd, welches er reitet, gehört im Schleswigſchen Aberglauben der Peſtgöttin Hel, er ſelber heißt Heljäger, ſein Roß alſo das umwandelnde Todtenpferd.

**) Wenn ein Todtkranker geneſt, ſagt man im Norden: er hat ſich mit der Hel abgefunden. Wie der wilde Jäger iſt auch die Hel (die Todesgöttin, die nordiſche Hekate) mit einer Koppel Hunde umgeben. Vielleicht weil Hunde geiſterſüchtig ſind, und ihr nächtliches Gebell eine baldige Leiche anzeigt?

Oeſtreicher hinweist, auch Bäume und Kapellen ſeinen Namen tragen, endlich eine Communication der Schweizer mit den ſo weit entlegenen Dänen, und ſomit auch eine Abhängigkeit der ſchweizeriſchen Sage von der däniſchen von den Meiſten bezweifelt wird, ſo müſſen zuvörderſt dieſe Hinderniſſe, welche der mythiſchen Auffaſſung Tells im Wege ſtehen, bei Seite geräumt werden. Geijer erinnert in ſeiner Geſchichte Schwedens, daß die Schweizer ſich als Auswanderer aus Scandinavien bekennen. Merkwürdig iſt auch, daß der Kanton Schwyz im Lateiniſchen denſelben Namen (Suecia) bewahrte, den das Stammland Schweden hatte. Auf dieſe Weiſe könnte alſo die däniſche Tokoſage noch bei den Schweizern fortgelebt haben, und die That des Schützen aus dem 10ten Jahrhundert mit Tells That aus dem 14ten Jahrhundert verflochten worden ſeyn. Daß ein Zuſammenhang zwiſchen beiden Sagen wahrſcheinlich geweſen, darauf hat Aſchbach (Heidelberger Jahrb. 1836 Seite 977) hingewieſen. Auf die alte Einwendung: Saxo ſey erſt im 16. Jahrhundert gedruckt worden, erwidert derſelbe, daß der däniſche Geſchichtſchreiber leicht im Manuſcript in die Hände der Schweizer gelangen konnte. Daß der geiſtige Verkehr zwiſchen den Völkern Europa's, wenn auch nur ſchwach, doch unterhalten wurde, ergibt ſich aus Chroniken des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Zu beachten iſt auch der große Ruf von Saxo's Geſchichtswerk, und daß Tell's Geſchichte gerade in eine Zeit fällt, wo, wie ſich aus Beiſpielen nachweiſen läßt, Uebertragungen und Vermiſchungen von Sagen ſehr häufig waren. Auffallend iſt es, daß Konrad Juſtinger, ein geborner Berner, der um 1390 die Stelle eines Rathſchreibers, ſeit 1411 die eines Stadtſchreibers bekleidete, der alſo beinahe zu Tells Zeitge-

noſſen gerechnet werden kann, von Seiten der Berner Republik (1420) eine Geſchichte ſeiner Vaterſtadt zu ſchreiben beauftragt, mitten unter den Ereigniſſen lebend, die er erzählt, durch ſeine politiſche Stellung den Stand der Sachen genau erkennen konnte, im öffentlichen Treiben ſein Leben zubrachte, ungeachtet deſſen, weiß er kein Wort von Tell zu erzählen. Ein Zeitgenoſſe ſchweigt alſo über eine Begebenheit, die angeblich ſo großes Aufſehen machte, die nach ſpätern Berichten nicht nur zur Befreiung der Schweiz, ſondern auch mittelbar zur ſpätern Blüthe der Eidgenoſſenſchaft den erſten Anſtoß gegeben haben ſoll! Gegen die Einwendung: Juſtinger habe nur eine Berner Geſchichte geſchrieben, und die Geſchichte der Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft und ihre Einzelnheiten hätten wenig Intereſſe für eine Republik, die erſt um 1353 in den Bund getreten — gegen dieſe Einwendung bringt Häuſſer (die Sage vom Tell ꝛc.) vor: daß der Chroniſt einen Mann, deſſen Heldenmuth die Schweiz ihre Freiheit und den Ruhm ihres geſammten Bundes verdanken wollte, nicht ſtillſchweigend übergehen konnte; und wenn auch Bern anfangs mit den drei Waldſtädten in keiner nähern Verbindung ſtand, ſo war dieß doch zu Juſtingers Zeit bereits der Fall. Es liegt aber in der Natur der menſchlichen Neigungen, daß ſie an den ruhmvollen Verdienſten Anderer Theil zu nehmen ſuchen, und nach vollbrachter That ſich gern in die Reihen der befreundeten Sieger eindrängen; warum ſollte nun dieß nicht auch Bern gethan haben, zu einer Zeit, in welcher es mit den zuerſt frei gewordenen Kantonen bereits in inniger Verbindung ſtand und Grund genug zu haben ſchien, ihre Geſchichte mit der Geſchichte Jener eng zu verknüpfen? Zudem ſtand Bern ſchon ſeit langer Zeit in

üblen Verhältniſſen mit Oeſtreich. Dort, wie anderwärts, ſuchte man gewiß gern Dinge hervor, die Oeſtreichs Herrſchaft gehäſſig machen konnten. Dieſes Schweigen über Tell kann auch nicht ſeinen Grund in einer bei Föderativ-Staaten ſo häufigen Kantons-Eiferſucht gehabt haben, weil gerade damals das Vernehmen der genannten Stämme beſonders freundſchaftlich war. Juſtingers Stillſchweigen über Tell wird ſogar noch auffallender durch den Umſtand, daß er die erſte Veranlaſſung zu dem Kriege der drei Waldſtädte mit Oeſtreich erzählt: „Auch waren die Amtleute gar muthwillig gegen Frauen und Jungfrauen, und wollten Gewalt mit ihnen treiben, was aber die ehrbaren Leute in der Länge nicht ertragen mochten und ſich wider die Amtleute ſetzten ꝛc.“ Er ſtimmt alſo in der Angabe der Haupturſachen des Krieges weſentlich mit den übrigen Nachrichten überein, und nähert ſich in ſeinen Worten der Tellsbegebenheit ſo ſehr, daß man beim Leſen jener Stelle jeden Augenblick erwartet, es werde nun auch von Tell Meldung geſchehen. Warum widmete er gerade hier, wo Alles dazu aufforderte, von dem angeblich ſo berühmten Helden zu ſprechen, dem Tell auch nicht eine Silbe? Daraus muß man ſchließen: daß ein glaubwürdiger Chroniſt, der kaum ein halbes Jahrhundert nach Tell gelebt hat, und ſogar noch Manche der mitwirkenden Perſonen gekannt haben mag, Tells angeblich ſo wichtige That nur deshalb überging, weil ſie zu Juſtingers Zeit, d. h. bald nach Tell, nicht für wichtig genug gehalten worden iſt, um in einer Berner Chronik, die ſich zugleich über die Hauptpunkte der allgemeinen Schweizergeſchichte verbreitet, einen Platz zu erhalten.

Johannes von Winterthur († 1348), deſſen Chro-

nik die Geſchichte von Kaiſer Friedrich II. bis zu des Verfaſſers letzter Lebenszeit umfaßt, der ſich nicht nur auf bereits vorhandene Urkunden und auf Ausſagen älterer Perſonen, die noch im 13ten Jahrhundert gelebt haben, ſtützt, ſondern auch ein Dritttheil ſeiner Geſchichte als Zeitgenoſſe und Augenzeuge *) ſchrieb, er, der genau wiſſen konnte, was ſich ereignet hatte, deſſen Wohnort von den drei Waldſtädten nicht ſehr entfernt lag, ignorirt ebenfalls den Tell, obſchon ſein Werk keine ſpecielle Kantonsgeſchichte war. Noch mehr, er beſchreibt ausführlich die Veranlaſſung zum Streite mit Oeſtreich und doch gedenkt er einer ſo merkwürdigen Perſon nicht, wie Tell geweſen ſeyn ſoll! Wäre aber die Tellsſage damals ſchon in die Reihe der „communi voce et fama celebri“ bekannten Thatſachen aufgenommen geweſen, hätte dann eine ſolche Sache von einem Chroniſten gänzlich übergangen werden dürfen? Endlich ward, wie Winterthur andeutet, die Schlacht am Morgarten die Veranlaſſung der jährlichen Feſtlichkeiten und Denkmale, die, wie aus ſeinen Worten (Illa die pro triumpho a Deo habito *diem festum feriamque solennem* singulis annis in perpetuum recolendum statuerunt) erhellt, mitunter kirchlicher Art. Wäre ſchon damals dem Andenken Tells eine Kapelle geweiht geweſen, ſo wäre gerade hier Gelegenheit gefunden, Tells zu erwähnen. Es drängt ſich aber hier die Frage auf, ob nicht dieſes von Johannes Winterthur, einem Zeitgenoſſen Tells, erwähnte Feſt durch die Willkühr der ſpätern Zeit, welche immer mehr den Namen Tells

---

*) Eccard (Corp. script. med. aevi I. Praef. XXIV.) ſtellt ihm das Zeugniß aus: priora ex Chronicis nondum vulgatis, posteriora visu proprio et auditu vel communi voce et fama.

verherrlichte, ob zwar die Feſtfeier der Schlacht am Morgarten in der That noch beſtand, auf Tells Namen übertragen, und ſo ein Individuum zum Repräſentanten einer ganzen Begebenheit erhoben wurde? Alſo hatte auch dieſer Zeitgenoſſe Tells ihm nicht die Bedeutung zugeſchrieben, welche ihm die Nachwelt gab, und ſollte wirklich etwas durch ihn geſchehen ſeyn, ſo kann er es nicht von weſentlichem Einfluß auf die Erhebung der drei Kantone betrachtet haben.

Auch Mutius (Germanor. Chronica Lib. XXII. bei Pistorius Script. Germanor. III. pag. 207 sq.), der im Anfang des 16ten Jahrhunderts lebte, und auf Quellen und Urkunden geſtützt, die ältere Geſchichte behandelte, die Ausſchweifungen der Vögte und die Nachricht von der Entſtehung des Schweizerbundes und den Kampf am Morgarten ſehr ausführlich erzählte, gedenkt des Tell mit keinem Wort!

Erſt ſpäter lebende Chroniſten haben ſich Seiner angenommen, aber ſie widerſprechen ſich unter einander. Melchior Ruß, der zu Ende des 15ten Jahrhunderts ſchrieb, gibt dem Landvogt noch gar keinen Namen; Etterlin, wie Ruß, ein Luzerner, der ſeine Chronik im Jahr 1507 vollendete, nennt ihn Grißler, und Stettler ſchreibt Gryßler. Diebold Schilling nennt ihn Graf von Seedorf; aus einer von Kopp bekannt gemachten Urkunde, die ſich im Schwyzer Archiv vorfand, wird klar, daß in dem Jahr 1302, aus dem jene Urkunde ſtammt, „Herr Eppe von Kußnach“ die Vogtei Küßnach erhielt; aus einer andern Urkunde vom 3. Weinmonat 1314 (bei Kopp, eidgenoſſiſche Geſchichte S. 125) geht hervor, daß um 1314 die Vogtei noch bei demſelben Geſchlechte war. Nach deſſen Erlöſchen kam ſie an Walter von

Tottikon, und dann an ſeinen Eidam Heinrich v. Hunwile; endlich 1402 gelangte ſie an das Land Schwyz, war alſo niemals bei einem Geßler. Melchior Rüß gibt an, daß Tell den Landvogt von der Platte aus erſchoſſen habe, welche nachher die Tellenplatte genannt wurde; andere Chroniken geben die hohle Gaſſe bei Küßnach an, wo der Vogt erſchoſſen worden. — Auch in der Chronologie finden ſich die auffallendſten Widerſprüche. Schilling ſetzt die That Tells in das Jahr 1313, das „Urner Spiel" ſetzt das Jahr 1296 an, Tſchudi († 1572), Landvogt zu Rorſchach und Baden, ſpäter Landamann zu Glarus, gibt das Jahr 1307 an, Ruß und Etterlin aber, die älteſten Zeugen der That, wiſſen ſie noch gar nicht chronologiſch zu ordnen. Auch fällt es auf, daß gerade die Spätern immer genauer und ſorgfältiger in den Specialitäten der Tellſage bewandert ſind, die älteſten Zeugen dagegen noch ziemlich unbeſtimmt und allgemein. „Gewiß höchſt ſonderbar!" — ruft Häuſſer aus — „Zeitgenoſſen der angeblichen That erzählen g a r n i c h t s d a v o n, ein 150 Jahre ſpäter lebender Chroniſt kennt e i n i g e r o h e U m r i ſ ſ e d e r ſ e l b e n, und obgleich mangelhaft, doch ſchon die Hauptzüge der Sage, diejenigen aber, die z w e i v o l l e J a h r h u n d e r t e n a c h d e r B e g e b e n h e i t l e b t e n, ſind genau über Namen, Ort und Zeit unterrichtet, ſie haben die Sache faſt dramatiſirt, und berichten ausführlich jede Frage und jede Antwort der handelnden Perſonen — alles Dinge, wovon man bisher nur Wenig wußte. Und auf ſolche Zeugen hin, deren Erdichtungsſucht nur zu grell in die Augen fällt, erklärte man jene Mythe für eine hiſtoriſche Thatſache, ohne einzuſehen, wie jede Generation es ſich zur Pflicht machte, d i e ſ a g e n h a f t e G e ſ c h i c h t e i m m e r m e h r z u e r w e i t e r n und

auszuſchmücken. Bei Ruß erſcheint Tell noch als eine politiſch unbedeutende, von dem übrigen Treiben der Schweizer ganz iſolirt daſtehende Perſon; die Spätern, namentlich Tſchudi *) und Simler **), geben auch ihm eine Rolle in dem politiſchen Drama, machen ihn auf eigene Hand zum Mitglied des Bundes, der auf dem Rütli geſchloſſen worden ſeyn ſoll. Joh. Stumpf († 1566), deſſen Buch ***) mehr die Abſicht des Verfaſſers, ein geographiſches, als ein geſchichtliches Werk zu ſchreiben verräth, überließ ſich gar zu ſehr dem eigenmächtigen Pragmatiſiren, und änderte Manches nach Gutdünken. Solchen Quellen folgend, mußte Joh. v. Müller Manches Unerwieſene aufnehmen. Jene Widerſprüche ſind aber um ſo auffallender, je mehr die Chroniſten ſonſt in einzelnen Ausdrücken und Wendungen oft wörtlich übereinſtimmen, und alſo auch hiedurch bewieſen, daß es der Neigung und Willkühr freizuſtehen ſchien, der Sage zu nehmen oder zuzuſetzen, was ein Jeder wollte.

Da die genannten Chroniſten in ihren Berichten über den Aufſtand der drei Waldſtädte Juſtinger gefolgt ſind, der den Tell nicht kannte, ſo muß über dieſen die mündliche Tradition, und die auf ſie gegründete, in der kunſtloſen, einfachen Form des Volksliedes ſich ausſprechende Poeſie geweſen ſeyn. Denn bevor noch die Zeit der ſchriftlichen hiſtoriſchen Ueberlieferung gekommen iſt, wird die rohe Maſſe des traditionellen

*) Thl. I. S. 238: „Wilhelm Tell, der auch heimlich in der Bundesgeſellſchaft war.“

**) Regim. gem. Eidgenoſſenſch. Baſel 1576. Fol 27. „Einer aus den Bundesgenoſſen, Wilhelm Tell genannt“

***) „Gemeiner löbl. Eydgenoſſenſchaft Stetten, Landen und Völkern chronikwürdigen Thaten Beſchreibung.“

Stoffes mehr oder minder geſchickt durch Lieder verarbeitet, in denen ſich die einfache Sage bald in hundert verſchiedenen Wendungen und Schattirungen zeigt und die dann dem Chroniſten als Führer dienen. Je mannigfaltiger die Formen, in welche der Liederdichter die Volksſage einſchränkt, deſto mehr müſſen die Chroniken von einander abweichen. Der ſagenhafte Stoff iſt Volkseigenthum geworden. Man ſchaltet mit ihm nach Belieben, denn Grenzen ſind nicht vorgezeichnet. Der Geſchichtſchreiber, der auf ſolchen Grund weiter baut, wählt wieder die ihm wahrſcheinlichſte Form aus, und ſo wird im Laufe der Zeit unter den vielen Formen der Sage Eine herrſchend, die in den Augen der gläubigen Menge das Anſehen einer geſchichtlichen Thatſache erhält. So werden alſo auch hier die Widerſprüche in den Berichten der Chroniſten auf Rechnung der verſchiedenen Tellenlieder zu ſchreiben ſeyn, deren ſich jene Männer als Quellen bedienten. Daraus ginge ebenſo hervor, daß keine der Geſtaltungen der Sage, wie ſie in den Berichten von Ruß bis Tſchudi vorliegen, der Geſchichte angehört, ſondern alle der willkührlichen Fiction ihren Urſprung verdanken. Zwar führt Rocholz (Liederchronik S. 285) ein Paar Verſe *) auf Tell an, die einen Zeitgenoſſen deſſelben, Heinrich von Hünenberg, zum Verfaſſer haben ſollen. Aber ſind ſie wirklich echt, ſo würde man in ihnen nicht nur die älteſten Grundlagen zum Tellenlied haben, ſondern zugleich auch nachweiſen können, wie die Sage des Saxo auf den Schweizerſchützen Tell,

---

*) Dum pater in puerum telum crudele coruscat
Tellius, ex jussu, saeve tyranne, tuo,
Pomum, non natum figit fatalis arundo:
Altera mox ultrix te, periture, petit.

den Zeitgenoſſen Heinrichs von Hünenberg, übertragen worden, und ſpäter in den Tellenliedern den Schweizer Zuſtänden angepaßt iſt. Hünenbergs Verſe, die des Saxo Erzählung in's Kurze gezogen haben dürften, erlaubten ſich nur die einzige Veränderung, daß ſie anſtatt Toko (τοξον: Bogen) Tell (telum Pfeil, alſo Zieler, Pfeilſender) ſetzten. (Aſchbach, Heidelberger Jahrbücher S. 977). Häuſſer zweifelt aber auch an der Echtheit ſelbſt dieſes Liedes, weil man keine Quelle dafür angeben kann, wo ſich dieſe Verſe finden; und weil man ſie erſt jetzt entdeckt hat, in einer Zeit, die auch den Sanchuniathon von Hrn. Wagenfelds Erfindung ſich als einen hiſtoriſchen Schatz aufheften ließ. Weiter gibt Hr. Häuſſer Proben aus mehrern Tellliedern *), aus welchen ein Zuſammenhang zwiſchen ältern vorhandenen Liedern und den Ausſagen der Geſchichtſchreiber des 16ten Jahrhunderts ſich ergibt, ſowie, daß die Urſache ihrer Abweichung in der verſchiedenen Faſſung der weitverbreiteten Volkslieder zu ſuchen ſey.

Die Vertheidiger von Tell's hiſtoriſcher Perſönlichkeit brachten gar ſeltſame Gründe zum Vorſchein, als: 1) daß Ein Tell im Kanton Uri wirklich gelebt habe, ob dieſe Perſon aber vom Landvogt zu dem Apfelſchuß gezwungen worden, ob Letzterer durch jenen Tell getödtet und das Vaterland befreit worden? dieſe Frage wurde nicht erledigt; 2) ſey die Wahr-

*) Das Erſte findet ſich im Giebel eines Hauſes in Arth in der Schweiz (v. Arnim in des „Knaben Wunderhorn" I S. 17 ff. bekannt gemacht), das Zweite erſchien zuerſt 1633, abgedruckt in des Knaben Wunderhorn II. S. 129., und wenig verſchieden in Rocholz Eidgen. Liederchronik 1835 S. 277 ff., das Dritte iſt das um 1740 erſchienene „Urner Spiel" das von Haller (Bibl. d. Schweizergeſch.) erwähnt wird.

heit der Erzählung durch Münzen, Lieder, Feſte und Denkmale dargethan; dieſe Denkmale ſtammen aber aus der Zeit nach 1388 und haben keine andere Quelle, als die Ausſagen der Chroniſten, nämlich das öffentliche Zeugniß von 114 Perſonen, welche beſchworen, nur einen Tell gekannt, keineswegs aber deſſen Thaten ſelbſt geſehen zu haben; 3) die Linde, an welcher Tells Knabe ſtand, habe noch 1567 exiſtirt; wenn man aber den Namen eines Landvogts, eine Jahrzahl, eine ganze Geſchichte erfand, da mochte ſich ja auch leicht ein Baum finden, den man als ſtummen Beweis gebrauchen konnte; 4) habe Tell ſelbſt in der Schlacht von Morgarten mitgefochten; warum aber hat ihn Vitoduranus (Winterthur) bei der Erzählung der Schlacht am Morgarten nicht einmal erwähnt?

Aſchbach (a. a. O. S. 974) meint: daß ein ausgezeichneter Schütze, beigenannt der Tell, in der Zeit der Entſtehung der Eidgenoſſenſchaft (um 1292 nach urkundlichen Beweiſen bei Kopp, nicht um 1307, wie nach Tſchudi Joh. v. Müller angibt) gelebt hat, iſt wahrſcheinlich, weil im Jahr 1388 (alſo beinahe 100 Jahre nach dem Anfang der Eidgenoſſenſchaft) auf einer Landesgemeinde in Uri noch 114 Perſonen anweſend waren, welche ausſagten, daß ſie den Tell gekannt: worauf zu ſeinem Andenken die Kapelle bei Flüelen an der Tellenplatte oder der Tellenſprung am Vierwaldſtädterſee gebaut wurde. Die andern Denkmäler Tells ſind alle aus ſpäterer Zeit.

Bevor ich Aſchbachs Deductionen weiter verfolge, muß ich auf Dunders „Reiſetabellen" verweiſen, wo man lieſt: „Am Ausgang des Paſſes (der hohle Weg, in welchem Geßler erſchoſſen worden ſeyn ſoll?) ſteht Tells

Kapelle, äußerlich Geßlers Tod darſtellend. Am Fuße der Achſenburg, an der Oſtſeite des ſüdlichen Armes des Vierwaldſtädter See's, ſteht „Tells Kapelle“ (ſomit die zweite!), ſie iſt vom Berge Rütli nur $^3/_4$ Stunden entfernt und ſteht auf der „Tellenplatte,“ wo Tell ans Land geſprungen ſeyn ſollte, als ihn Geßler in den Kerker zu Küßnach bringen wollte, und durch die Heftigkeit des Sturmes genöthigt, Tell von den Feſſeln befreien ließ, um ſich deſſen Geſchicklichkeit als Steuermann zu bedienen. Eine halbe Stunde ſüdöſtlich vom See liegt Altorf, von ungeheuern Bergen umgeben. Im Mittelpunkt Altorfs, auf dem offenen Platz ſoll es geweſen ſeyn, wo Tell ſeinem Knaben den Apfel vom Kopfe ſchoß. Sein Stand iſt durch einen ſteinernen Brunnen bezeichnet, auf welchem das Standbild des Schützen und ſeines Sohnes zu ſehen iſt. Der Baum, auf welchen Geßler den Hut aufſtecken ließ und an welchen Tells Knabe gebunden wurde, war eine Linde, die ſich bis zum Jahre 1567 erhalten hat, dann als morſcher Stamm gefällt wurde. An jener Stelle ſteht ebenfalls ein Brunnen. Nach Einigen iſt jene Stelle, wo Tell ſeinen Meiſterſchuß gemacht hat, dort zu ſuchen, wo ein alter Thurm mit ſchlechten Frescomalereien aus Tells Geſchichte verziert ſteht, aber vorhandene Denkzeichen beweiſen deutlich, daß jener Thurm ſchon vor Tells Zeit geſtanden habe.“

Was nun die zweite Kapelle Tells anbetrifft, ſo dürfte ſie die Vertheidiger der hiſtoriſchen Perſönlichkeit Tells als ein *plus* in Verlegenheit ſetzen, wenn nämlich die Kapelle nur auf Tells That Bezug haben ſoll, mich ſetzt ſie als ein *minus* in Verlegenheit, denn ich ſehe mich nach einer dritten Kapelle Tells um, und

zwar aus folgendem Grunde: Im Journal des Luxus und der Moden Januar 1805, S. 38 lieſt man: „In einer wilden Berggegend der Schweiz um den Waldſtätterſee iſt nach dem Volksglauben eine Felskluft, worin die drei Befreier des Landes, die drei Telle genannt, ſchlafen. Sie ſind in ihrer uralten Kleidung angethan, und werden wieder auferſtehen, und rettend hervorgehen; wenn die Zeit der Noth für das Vaterland kommt. Aber der Zugang der Höhle iſt nur für den glücklichen Finder.

Ein Hirtenjunge erzählte Folgendes einem Reiſenden: Sein Vater ſey, eine verlaufene Ziege in den Felſenſchluchten ſuchend, in dieſe Höhle gekommen, und gleich, wie er gemerkt, daß die drei darin ſchlafenden Männer die drei Telle ſeyen, habe auf einmal der alte eigentliche Tell ſich aufgerichtet und gefragt: „welche Zeit iſt's auf der Welt?“ und auf des Hirten Antwort: „es iſt hoch am Mittag“ geſprochen: „es iſt noch nicht Zeit, daß wir kommen“, und ſey darauf wieder eingeſchlafen. Der Vater, als er mit ſeinen Geſellen, die Telle für die Noth des Vaterlandes zu wecken, nachher oft die Stelle geſucht, habe ſie doch nicht wieder finden können.“

Nicht unwahrſcheinlich verdankt dieſes Mährchen von drei Tellen ſeine Entſtehung dem Vorhandenſeyn von drei Kapellen, die vom Tell den Namen haben. Die vermißte dritte findet ſich aber wirklich vor, wenn ſie auch dem Blicke des obgenannten Reiſenden ſich entzogen hat. Die erſte Kapelle ſteht bei Flüelen auf der Felsplatte am Vierwaldſtädter See, und jetzt noch der Tellenſprung genannt. Sie iſt von der Landesgemeinde Uri 1388 erbaut, und ſeit 1581 wird am Freitag nach Himmelfahrt darin Meſſe geleſen und eine Prozeſſion abgehalten. Die zweite Kapelle ſteht zu Bürglen, an dem Platze, wo Tells Haus geſtanden

haben ſoll. Letzteres wurde erſt 1587 abgetragen (alſo zu einer Zeit, wo die Tellſage ſich bereits ausgebildet hatte). Die dritte Kapelle ſteht zwiſchen Jennenſee und Küßnach im Kanton Schwyz, an dem Orte, wo Geßler erſchoſſen worden ſeyn ſoll. Sie wurde erſt 1644 aufgeführt, nach andern Angaben bereits reſtaurirt.

Ob nun das Mährchen von den drei Tellen aus dem Bedürfniß entſtanden war, die drei Tellskapellen zu erklären, weil man für Einen Tell auch Eine Kapelle hinreichend glaubte? dieſe Frage mag ein Anderer beantworten. Für unſern Zweck hat die hier angeführte Schweizerſage eine andere Wichtigkeit, indem ſie zur Zeit ein Zeugniß dafür ablegen ſoll, daß man unter dem Schützen Tell ſich eine beſtimmte mythiſche Perſönlichkeit denken muß, die aber in der Schweiz am wenigſten zu finden wäre. Hier knüpfen wir wieder den oben abgeriſſenen Faden an. Aſchbach weist darauf hin, daß man der im Jahre 1388 auf der Landesgemeinde eidlich von 114 Perſonen verlangten Ausſage zu Gunſten Tells gar nicht bedurft hätte, wenn nicht ſchon vor dieſer Zeit ein Tellenlied im Munde des Volkes lebte, das eben wegen ſeiner zweifelhaften und fabelhaften Angaben jenes Zeugniß nothwendig gemacht hätte. Aber die 114 hatten doch nicht jenen Apfelſchuß, die Fahrt auf dem See, die Ermordung des Landvogts bezeugt, welche Vorfälle, wenn ſie auch wirklich ſich zugetragen hätten, natürlich nicht in Gegenwart von Tells Landsleuten ſtattfinden konnten. Daß keine Zeugen jener That vorhanden waren, verräth Etterlin in den Worten: „wil er (der Tell) — nyemantz ſiner Geſellen ſach, die im zur Hilf möchten komen." Auf dem Schiff und in der hohlen Gaſſe war der Vogt nur von ſeinen Dienern und Knechten umgeben. Schon

i. J. 1607 hatte Willimann (**Ep. ad Goldast 143**), der erſte Zweifler an der Wahrheit der Erzählung von Tell in Bezug auf den Apfelſchuß, die Entſtehung dieſer Sage aus der zur Bezeichnung eines trefflichen Schützen üblichen Redeweiſe hergeleitet: „er ſchießt ſeinem Kinde, ohne es zu verletzen, einen Apfel vom Kopfe.“ Ein beſtimmtes nachweislich altes Denkmal, welches ſich auf den Schuß bezöge, iſt nicht vorhanden, denn der ſteinerne Brunnen zu Altorf, welcher der Tellenbrunnen heißt, und auf dem ein großes ſteinernes Bildniß des Tell und ſeines Sohnes mit dem Apfel ſich noch befindet, iſt erſt im Jahre 1583 gebaut worden. Die Tellenlinde mitten im Flecken Altorf, unter welcher der Schuß geſchehen ſeyn ſoll, kann nicht in Betracht kommen, da der angegebene Zwiſchenraum zwiſchen dem Schützen und dem Apfel die Wahrheit der Erzählung eher in Zweifel zieht, als zur Beſtätigung derſelben dient. Tells Armbruſt auf dem Zeughauſe zu Zürich, die man auch dem vorerwähnten Reiſenden Dunder zeigte, beweist ebenſo wenig für den Schuß, als das an ſo vielen Orten vorgezeigte Schweißtuch der heil. Veronica für die geſchichtliche Wahrheit der betreffenden Legende. Für die hiſtoriſche Bedeutſamkeit Tells ließe ſich nur noch die Ermordung Geßlers anführen, aber ſeitdem Kopp in ſeinen „Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde“, welches Werk 1835 in Luzern erſchienen iſt, urkundlich bewieſen hat, daß kein Geßler in Küßnach je Vogt geweſen *), alſo

*) S. 63. Was den Schuß betrifft, ſo ſetzt ihn das Urnerſpiel 1296, Tſchudi und Joh. von Müller 1307 und Andere 1314. Ruß und Etterlin, die Erſten, die der Tellſage erwähnen, geben kein Jahr an, doch ſetzen ſie den Schuß beſtimmt in die Zeit vor der Schlacht bei Morgarten.

auch nicht getödtet werden konnte, iſt den Vertheidigern der Echtheit der Tellſage der letzte Stützpunkt ihrer Behauptungen aus den Augen gerückt.

Daß nicht nur Tells That, ſondern auch ſeine Namensbedeutung ſchon frühzeitig an den däniſchen Helden Toko erinnerte, veranlaßte die von Saro aufbehaltene Sage, Behufs der Vergleichung im Auszuge hier mitzutheilen. Dieſer berichtet Hist. Dan. X. p. 166—168:

„Ein gewiſſer Toko, der eine Zeit lang in des Königs (Harald) Dienſten geſtanden, hatte ſich durch ſeine Leiſtungen, welche die Bemühungen ſeiner Kameraden überragten, viele Feinde gemacht. Als ſie nun einſt bei einem Gelag etwas trunken ſich unterredeten, rühmte er ſich, ein ſo geſchickter Schütze zu ſeyn, daß er einen noch ſo kleinen Apfel, der auf einen Stock geſteckt wäre, aus weiter Entfernung mit dem erſten Schuſſe treffen könne. Dieſe Rede, mit neidiſchem Haſſe aufgefaßt, gelangte auch zu den Ohren des Königs. Und bald verwandelte des Fürſten tückiſcher Sinn das Selbſtvertrauen des Vaters in eine Gefahr des Sohnes, indem er befahl, an die Stelle des Stabes das theuerſte Pfand ſeines Lebens hinzuſtellen; und wenn der Urheber des Verſprechens nicht mit dem erſten Schuſſe den Apfel getroffen hätte, dann ſolle er mit ſeinem eigenen Leben für die Prahlerei büßen. Es drängte der Befehl des Königs den Krieger, noch Größeres aufzuführen als er verſprochen, weil der hinterliſtige Sinn der Neider die Prahlerei eines im Trunke geſprochenen Wortes hervorhob. Er verſuchte alſo, was er zuvor ſich nicht anmaßte. Der Ausgang der unternommenen Probe war um ſo ſicherer, je ſchwieriger ſie war. Toko brachte daher ſeinen Sohn, und ermahnte ihn ernſtlich, mit gleichem Ohr und unverwandtem Haupt ſo ruhig als möglich das Rauſchen des kommenden Geſchoſſes zu erwarten, damit er nicht durch eine leichte Bewegung ſeines Körpers den Erfolg der größten Kunſtfertigkeit fruchtlos mache. Um ihm alle Furcht zu benehmen, wandte er deſſen Geſicht ab, damit der Knabe

nicht, wenn er den Pfeil ſähe, erſchräcke. Er nahm hierauf drei Pfeile aus ſeinem Köcher; der erſte, den er auf den Boden legte, traf das vorgeſetzte Ziel. Hätte der Zufall ſtatt deſſen des Jünglings Haupt dem Pfeile preisgegeben, ſo wäre des Sohnes Strafe ohne Zweifel für den Vater zur Gefahr geworden, und das Fehlen des Geſchoſſes hätte Beide, den Schützen, wie den Erſchoſſenen, ins Verderben geſtürzt. Als der König nachher den Toko fragte, warum er mehrere Pfeile aus dem Köcher genommen, da er das Glück ſeines Sohnes doch nur einmal verſuchen mußte, erwiederte er: „Um an dir durch die Spitze der andern das Fehlen des erſten zu rächen, damit nicht meine Unſchuld geſtraft, deine Gewaltthat ſtraflos würde.“ Später zog ſich König Harald in das Dunkel eines Waldes zurück; als er dort, um ſich zu entleeren, im Geſträuche ſaß, traf ihn das Geſchoß des rachedürſtenden Toko. Er wurde ſterbend nach Julin zurückgebracht.“

Etwas verſchieden erzählt dieſelbe Sage Albert Cranz *):

„Indeſſen hatte der König auserwählte Kämpfer mancherlei Gattung um ſich. Es war unter ihnen einer, der ſich rühmte, ein ſo ausgezeichneter Schütze zu ſeyn, daß er ſelbſt den kleinſten Punkt treffen könne. Und da er, ſich brüſtend, alle andern verachtete, befahl der König, er ſolle ſeinen eigenen Sohn hinſtellen und von ſeinem Haupte einen Apfel herunterſchießen, indem er ſo ſeiner Prahlerei eine große Gefahr als Strafe auferlegte. Er erfüllte des Königs Geheiß. Er ſtellte ſeinen Sohn und ermahnte ihn, ſich nicht zu regen. Während dem ſuchte der Schütze ſich drei Pfeile aus, legte den Apfel auf den Kopf, und ſchoß ihn mit dem erſten Wurf herunter, vor den Augen des Königs und zum großen Erſtaunen der Uebrigen. Da fragte ihn der König, zu welchem Gebrauch er die beiden andern Pfeile aufgeſpart hätte? Ohne Zögern erwiderte er: „Du haſt mich durch deinen Befehl in dieſe Gefahr gebracht; hätte meine Hand ge-

*) Dan. IV, 21. p. 83. ed. Wechel 1583 fol.

fehlt, ſo hätte dein Herz den nächſten erhalten, und, wer ſich von den Deinigen geregt hätte, den dritten.“ Der König ließ den gerechten Schmerz des tapfern Mannes ohne Strafe.

Hier iſt zwar der Ausgang ein anderer als bei Saxo, doch ſtimmt auch hier die Erzählung vom Schuſſe mit der ſchweizeriſchen überein. Saxo's Angabe enthält noch außerdem den Mord des Tyrannen. Wenn nun Saxo's Geſchichtswerk erſt 1515 im Druck erſchienen iſt, ſo kann doch Tſchudi ihn ſchon benützt haben, wofür der Umſtand zu ſprechen ſcheint, daß Ruß vom Einſtecken mehrerer Pfeile des Schützen noch nichts weiß, wohl aber Etterlin („ich wollte üch ſelbs oder der üweren etlich nit geſelt, ſundern je mit dem pfil, ſo ich im göller hat, zu tode erſchoſſen han“) und Tſchudi („wann ich min Kind getroffen hette, daß ich üch mit dem andern Pfil erſchoſſen, und ohne Zwifel üwer nit gefält wölt haben“). Es iſt aber auch auf dem Wege der Tradition ein Einfluß der ſcandinaviſchen Sage auf die ſchweizeriſche denkbar, wenn nämlich erwieſen werden könnte, daß, wie oben ſchon angedeutet wurde, die Schweizer urſprünglich ſchwediſche Auswanderer waren. Und dieſen Beweis hat Strinholm (Wikingszüge ꝛc. deutſch v. Friſch S. 190 ff.) in der That ſiegreich durchgeführt. Er ſagt, mit Berufung auf eine im Ober-Hasle Cantons Bern ſich vorfindende pergamentne Handſchrift v. J. 1534 (welche Urkunde Prof. Geijer in Abſchrift aus der Schweiz erhalten, und in deſſ. Diſſertation de colonia Svecorum in Helvetiam deducta, Upsal 1828, aufgenommen hat):

Weit weg gegen Norden im Lande der Schweden war ein altes Königreich. Ueber dieſes kam ſchwere Hungersnoth. Da wurde im Rath der weiſeſten Män-

ner vom König beſchloſſen, daß nach dem Looſe jeder zehnte Mann mit Weib und Kindern und allem beweglichem Gute das Land verlaſſen ſollte. Jeder, den das Loos traf, mußte dem Beſchluſſe gehorchen. Sechstauſend ſtreitbare Männer zogen aus Svealand (Schweden). Der Anführer des Haufens hieß Schwitzer. Sie zogen über Waſſer und Land, Berg und Thal, gingen den Rhein hinauf nach Brochenburg, einem Lande, reich an Felſen und Bergen, voll von Thälern und Seen. Das Land gefiel ihnen, denn es war ihrem Geburtslande ſo ähnlich. Da ließ ſich Schwitzer mit ſeinen Schaaren nieder, und bebaute Schwytz (Canton Schweiz), denn ſo nannten ſie das neue in Beſitz genommene Land nach dem Anführer und der alten nordiſchen Heimath *). Aber das Thal war nicht geräumig für Alle; ein Theil zog in das Land gegen den ſchwarzen Berg, welcher nun Brünig heißt (in Unterwalden), verbreitete ſich bis Weisland, wo die Aar entſpringt, und nannte das Thal Hasle **) zum Andenken an die Stätte in

*) In alten Chroniken wird Schwyz Suitia und Sulcia genannt, und das Volk Suites. (Joh. v. Müller c. 3.)

**) Ein Schwede, welcher vor nicht langer Zeit das Haslethal in der Schweiz beſuchte, hat in einem Briefe an Profeſſor Geijer darüber folgendes mitgetheilt: „Die Leute halten es im Allgemeinen für gewiß, daß ſie von den Schweden abſtammen. In ihrer Sprache, welche ſich deutlich vom Berner Dialect unterſcheidet, entdeckte ich ſchwediſche Wörter, wie Hus, Strid, Frihet, Sommar, Winberg, Ongeblick (Ögonblick) — Haus, Streit, Freiheit, Sommer, Weinberg, Augenblick u. ſ. w.“ „Es wird nicht rackt finſter“ ſagte Einer, wie wir ſagen rackt mörkt (ganz, völlig finſter.) Sie ſprechen das Wort Svenkt wie wir aus, und ſagen nicht Schwediſch. Die Zäune (Gärdesgärdar) ſind ganz Schwediſch, was man ſonſt nirgends mehr in der Schweiz findet; und viele Häuſer dort ſind den Bauerhäuſern in Skånn ähnlich. Die Haslethaler ſind ſehr geſchickt in Holzarbeiten, was an die Dalkrlar erinnert. Von einem alten Weinberge, dem höchſten im Thale, ſagten ſie, daß er von den Schweden an-

Svealand, von welcher der Anführer und ſie ausgezogen waren. Erich Olaf *), Schwedens älteſter Geſchichtſchreiber, bewährt dieſe Sage von der Anſiedlung ſeiner Landsleute in der Schweiz; Guſtav I. ſpricht davon in einer öffentlichen Bekanntmachung (i. J. 1555) an das ſchwediſche Volk, und Guſtav Adolf berief ſich durch Geſandtſchaften und Briefe an die Schweizer Cantone auf die gemeinſame Herkunft als eine Aufforderung zu gegenſeitigem Wohlwollen. Alles, was in den ſchriftlich aufgezeichneten und noch lebenden Sagen erzählt wird von der Einwanderung des Schweizeriſchen Urſtammes in ſeine jetzige Heimath und ſeine Niederlaſſung daſelbſt, deutet darauf hin, daß dieſe Einwanderung nicht in die Zeit der großen Völkerwanderung hinaufreicht, ſondern weit jünger iſt **). Große, faſt zur hiſtoriſchen Gewißheit übergehende Wahrſcheinlichkeit hat die Meinung Geijers, daß in den Jahrhunderten der Wikingsfahrten ein nordiſcher Wikingshaufe in dieſe Gegenden hinaufgezogen und ſich dort niedergelaſſen

---

gelegt wäre. Der ſonntägliche Kopfputz der Weiber iſt dem der Barbro Stigsdotter (bekannt aus der Geſchichte Guſtavs I.) nach alten Porträten ähnlich. Die Haslethaler ſind froh, munter, arbeitſam, und haben die Charakterfeſtigkeit der Schweden. Das Thal ſelbſt iſt einem Thale in Småland oder Dalarne gleich, doch wilder und pittoresker" (Geijer de Colonia Svecorum in Helvetiam deducta). Der Name Hasle ließe ſich aus alten Sagen erklären, denen zufolge ein Wahlplatz mit Haſelſtöcken abgeſteckt wurde, welches die Normannen has la vall nannten. (Die Haſelſtaude ſtand auch bei den alten Deutſchen im Rufe der Heiligkeit. Sie diente auch bei der Umzäunung von Gerichtsplätzen, Turnierplätzen ꝛc.)

*) Chronica in Script. rer Svecic. II.

**) Dies wird dadurch beſtätigt, daß es noch gegen Ende des 9. Jahrhunderts hier Heiden gab. Zu dieſer Zeit kommt ein Wigger als Schweizer-Apoſtel vor. Die Einwohner Unterwaldens waren, einer Sage zufolge, die letzten, welche das Chriſtenthum angenommen.

hat, da er das Land unbewohnt und der Heimath ähnlich fand. Eine altnordiſche Sage erzählt von Ragnar Lodbroks Söhnen, wie ſie ihre Waffen in den Südländern weit umher führten, und bis Viflisborg kamen, woſelbſt der Häuptling, dem die Burg gehörte, Vifill hieß, und nach ihm hatte die Burg ihren Namen. Sie nahmen die Veſte ein und zerſtörten ſie *). In Waadtland in der Schweiz liegt ein Kaſtell, welches noch heutiges Tages Wiflisburg heißt, und in alten Schweizer'ſchen Annalen wird von ihr berichtet, daß ſie um das Jahr 605 auf den Ruinen der alten Stadt Aventicum von einem Grafen Vivilus aufgeführt ſey, welcher die Burg nach ſich benannte **). Aber nicht bloß iſt dieſe Uebereinſtimmung zwiſchen den nordiſchen und Schweizeriſchen alten Annalen merkwürdig, was in der Schweizeriſchen Sage von der Hungersnoth als Urſache einer Auswanderung aus dem Norden nach geſchehener Loſung veranlaßte; daſſelbe findet man auch wieder in den franzöſiſchen und angelſächſiſchen Chroniken von dem großen Heerzug von dem ſcandinaviſchen Norden aus um die Mitte des 9. Jahrhunderts, da Björn Jernſide, Ragnar Lodbroks Sohn, und ſein Pflegevater Haſting mit einem gewaltigen Heer ausgingen und auf erſchreckliche Weiſe Frankreich heimſuchten. Dieß erklärt ſich durch die Geſchichte der Wikingsfahrten. Denn nicht bloß nahmen die Schweden mit den Dänen und Normännern gleichen Antheil an den großen Wikingszügen in die Weſt- und Südländer, ſondern es iſt ſogar beſonders erwähnt, daß die mit Haſting und ſeinem Pflegeſohn ausgezogenen Schaaren

*) Ragnar Lodbroks Saga.

**) Guilliman de reb. Helvetic. citirt von Geijer.

in den Chroniken Visigothi (Weſtgöten) genannt ſind. In Schweden iſt Haßle ein oft vorkommender Ortsname, und Haslou, Haslon, Haslak hieß auch ein Ort an der Maas, wo ein nordiſches Wikingsheer im Jahr 881 ſein Hauptlager nahm und daſſelbe ein ganzes Jahr inne hatte. Von Haslon aus zogen Schaaren dieſes Heeres den Rhein hinauf bis nach Mainz und Worms, und die Moſel hinauf bis nach Metz. Damals oder unter einem andern Streifzug in dieſen Gegenden während des 9. Jahrhunderts hat ſich wahrſcheinlich ein Heerhaufen unter Zügen, welche den fränkiſchen Annaliſten unbekannt ſind, bis in die Schweizer Alpen vorgedrängt, und weil ſie daſelbſt unangebaute Thäler getroffen, und das Land reich an Weide, auch ihrer Heimath ähnlich gefunden *), beſchloſſen, ſich dort niederzulaſſen. Sie richteten ſich in allen Dingen nach den Sitten und Begriffen ein, welche ſie aus der Heimath mitgebracht hatten **). Man findet in der älteſten Schweizerverfaſſung dieſelbe Bundesverfaſſung wieder, wie ſie ehemals in Seeland herrſchend, war; Vieles in den Sitten der alten Schweizer erinnert an die altſchwediſchen; blutige Fehden, das Abmachen der Zwiſtigkeiten mit Waffen, die Verweiſung des Mörders aus dem Diſtrict, kommen als erbliche Gebräuche und ſanctionirte Gewohnheiten in den Urkantonen der Schweiz noch im 14. Jahrhundert vor (Joh. v. Müllers Geſch.

---

*) In Schweden gibt es Landſchaften, die an Abwechslung von Bergen, Thälern und Seen denen der Schweiz ſehr gleichen.

**) Da die Nordmannen noch im 9. Jahrhundert der Aſalehre ergeben waren, ſo wird hieraus leicht erklärt, daß es noch gegen das Ende jenes Jahrhunderts Heiden in den Schweizer Alpenthälern gab.

ſchweiz. Eidgen.), und ihre Sprache hat eine geſchwiſterliche Aehnlichkeit mit der altſcandinaviſchen *).

Im Vorigen wurde gezeigt, daß die Schweizer aus Schweden ausgewandert, und zwar zwiſchen dem 7. und 9. Jahrhundert; ſowie daß ſie um jene Zeit noch Heiden, ihre angeſtammte Religion mitten unter chriſtlichen Nachbarn ſich noch lange bewahrten. Sie können alſo ihren Tell nicht von Saxo entlehnt haben, der, Däne und Chriſt, auch erſt im 12. Jahrhundert ſchrieb; überdieß eine Volksſage nicht ihr Element aus Büchern zu holen pflegt. Es darf daher vermuthet werden, daß Saxo und die Schweizer, d. h. Dänen und Schweden, aus einer gemeinſamen Quelle ſchöpften, die ſchon den heidniſchen Scandinaviern floß. Fände ſich noch eine ähnliche Volksſage bei andern, mit den Scandinaviern in Berührung geſtandenen Völkern, ſo wäre die Vermuthung zur Evidenz erhoben, daß die Stammſage, die ſo vielfache Zweige trieb, eine höhere Bedeutung gehabt haben müſſe, als der nationalen Eitelkeit Eines Volksſtamms zu ſchmeicheln, weil in dieſem Falle die andern Völker kein Intereſſe daran ge-

*) Ein Schweizer bemerkt in Geijers Dissertatio de colonia Svecorum: „Die Urkantone in der Schweiz, in welchen die Sage von der ſkandinaviſchen Abſtammung angetroffen wird, unterſcheiden ſich von der übrigen alemanniſchen Schweiz vorzüglich dadurch, daß ſie in ihrer Mundart kein a, ſondern immer â haben, ſie ſagen z. B. gâ stâ, wo die Alemanen gan stan. Dann haben die Urkantone eine Vorliebe für Diphthonge, wo die andern Schweizer ſie meiden, und ſprechen dieſe Diphthonge ganz nach isländiſcher Zunge. Das Uebrige haben ſie mit den andern, Burgundiſch durch die Kehle redenden, Schweizern gemein. Zudem iſt ſchwer zu entſcheiden, ob Ausdrücke wie byga (bygga), Murtâthâl (mötatal), Mytaſtein (Mötasten), Gaum, Gaumr, Gauma (isländiſch Gaumr, Geyma, ſchwed. gömma verbergen) u. a. m. von den Burgundern oder Scandinaviern ſind.“

funden hätten, ſolche Erinnerungen mit gleichem Eifer Jahrhunderte hindurch zu pflegen.

Nun aber belehrt die vorhin citirte Quelle, daß die aus Schweden fortziehenden Auswanderer drei Haufen bildeten, den einen befehligte der obgedachte Schwitzer oder Schweizer, den andern „Remus aus dem Lande der Schweden gebürtig“, den dritten „Wadislaus von Haſius, einem Lande in Schweden oder zwiſchen Schweden und Friesland“. „In Oberhasli oder Hasli im Weißlande, im Canton Bern, lebt noch im Volksmunde das alte Gedicht Oſt-Frieſenlied, dort hört man noch die durch viele Alter vom Vater auf den Sohn fortgeflanzte Sage, wie ihre Stammväter aus dem Lande der Schweden gewandert, und nach mancherlei Schickſalen in dieſen Gegenden ſich niedergelaſſen.“ (Strinholm Wikingszüge S. 194). Nun findet ſich aber in den ebenfalls von Frieſen bevölkerten Marſchgegenden Schleswigs — eine Provinz daſelbſt heißt Nordfriesland — in der Kirche zu Wevelsfles in der Wilſtermarſch ein altes Gemälde auf einer langen Tafel, das ſchon im Kirchenbuche der 1593 neuerbauten Kirche erwähnt, 1741 aber renovirt ward. Dies Gemälde zeigt auf einem großen grünen Platze einen Schützen mit abgeſpanntem Bogen; in einiger Entfernung von ihm ſteht ein Knabe mit einem von einem Pfeil durchbohrten Apfel auf dem Kopfe. Einen andern Pfeil hat der Schütze noch quer im Munde. Ein Wolf oder Hund ſteht zwiſchen dem Knaben und dem Schützen und richtet auf dieſen ſeinen Blick.

Dieſes Bild, welches, da ihm ein Platz in der Kirche angewieſen iſt, vorausſetzen läßt, daß es urſprünglich einem geiſtlichen Zwecke gedient haben müſſe, wird jetzt,

wo der eigentliche Entſtehungsgrund im Volke nicht mehr gekannt iſt, als Erinnerung an folgende Begebenheit gedeutet.

In den Zeiten König Chriſtians I. wohnte ein reicher Mann, Henning Wulf, im Kirchſpiel Wewelsflet, und hatte ſeinen Hof mit vielen Ländereien in der Dammducht. Als die Leute in der Marſch ſich gegen den König empörten, ward er ihr Anführer. Weil der König aber mit großer Macht heranzog und die Hamburger ihm halfen, wurden die Marſchleute geſchlagen, und Hennig Wulf mußte fliehen. Da verbarg er ſich in einem Rethſchallen, und Niemand wußte ihn zu finden. Aber ſein treuer Hund war ihm nachgelaufen, und da er ihm nicht in den Sumpf folgen konnte, ward er ſein Verräther. Man holte den Henning Wulf heraus und brachte ihn zum König. Da dieſer wußte, daß er von allen der vortrefflichſte Schütze ſey, befahl er ihm höhniſch, ſeinem einzigen Sohn einen Apfel vom Kopfe zu ſchießen; gelänge es ihm, ſolle er frei ſeyn. Henning Wulf mußte gehorchen, holte ſeinen Bogen und ſeinen Knaben, und zielte glücklich, hatte aber vorher einen zweiten Pfeil in den Mund genommen. Da fragte ihn der König: für wen dieſer beſtimmt ſey? und Henning antwortete: wenn er ſeinen Sohn getroffen hätte, ſey der Pfeil für den König ſelber geweſen. Da erklärte ihn dieſer in die Acht, und Henning mußte fliehen; ſein Land aber ward eingezogen und muß bis auf dieſen Tag noch ſchwere Abgaben tragen, und heißt das Königsland. Man zeigt auch noch das Haus, wo Henning Wulf gewohnt hat. (Müllenhof Schleswig-Holſtein Nr. 66.)

Das Gemälde iſt wahrſcheinlich alt, und die Sage ſpät an den hiſtoriſch bedeutſamen Henning Wulf geknüpft, das ältere Bild alsdann auf ihn gedeutet. Nicht darf hier überſehen werden, daß am Rhein, welchen die ſchwediſchen Auswanderer auf ihrem Zuge nach der Schweiz berührten, am Rheinſtrom, wo ſie den Grafen Peter von Franken ſchlugen, welcher ihrem Zuge weh-

ren wollte (Strinholm a. a. O. S. 192), ſich noch im 15. Jahrhundert eine Sage vorfand, welche eine der vielen Ausäſtungen der noch zu ermittelnden Stammſage zu ſeyn ſcheint. Sie befindet ſich im **Malleus malificarum p. 2. cap. 16 de sagittariis maleficis** abgedruckt *). Alle drei dürften alſo aus einer Quelle geſchöpft haben. Der Name Henning konnte vielleicht Veranlaſſung gegeben haben, eine ähnliche Sage aus Norwegen, in welcher der tyranniſche König Harold Hardrade, und der Schütze Hemming heißt, auf ihn zu beziehen **). Vedel Simonſon (Geſchichtl. Unterſ. über Tomsburg in Wendenlande, aus dem Dän. von Gieſebrecht, Stettin 1827, S. 110—127) vergleicht mit Palnatoke's Schuß einen ähnlichen Vorfall von Endrid ***). Die Frieſen ſollen, wie Dahlmann

---

*) Fertur de ipso (Punchero) quod quidam de optimatibus cum artis suae experientiam certam capere voluisset, eidem proprium filium parvulum ad metam posuit, et pro signo super birretum pueri denarium, sibique mandavit, ut denarium sine birreto per sagittam amoveret. Cum autem maleficus id se facturum, sed cum difficultate assereret libentius abstinere, ne per diabolum seduceretur in sui interitum; verbis tamen principis inductus sagittam unam collari suo circa collum immisit et alteram balistae supponens denarium a birreto pueri sine omni nocumento excussit. Quo viso dum ille maleficum interrogasset, cur sagittam collari imposuisset? Respondit: si deceptus per diabolum puerum occidissem, cum me mori necesse fuisset, subito cum sagitta altera vos transfixissem, ut vel si mortem meam vindicassem.

**) In Müllers Sagabibl. (III. S. 359.) lieſt man, daß König Haraldr Sigurdarſon († 1066) mit einem Bogenſchützen Hemmingr ſich gemeſſen, und ihm befohlen habe, eine Haſelnuß von ſeines Bruders Björn Haupte zu ſchießen, und Hemmingr vollführte den Schuß.

***) Die norwegiſche Sage (Forum. Sög. II. p. 272) berichtet von Olaf dem Heiligen († 1030): Er wollte einen Heiden, Eindridi Panſa mit Namen, bekehren, und verſuchte ſich mit ihm in Leibeskünſten, im Schwimmen, dann im Schießen; nach einigen gelungenen Schüſſen verlangte der König: Eindridi's

(Geſch. v. Dänem. I. S. 16 Anm.) annimmt, ſchon im 3. Jahrhundert in Schleswig eingewandert ſeyn; die Angeln, welche nach Brittanien zogen, läßt Saxo aus Dänemark abſtammen; könnte man nun auch bei den Britten eine ähnliche Sage nachweiſen, ſo wäre der ſcandinaviſche Norden unzweideutig der Ausgangspunkt dieſer ganzen Sagenfamilie. In der That aber findet ſich eine ſolche und zwar doppelt vor, in Nordengland ſind es drei Schützen: Adam Bell, Clym of the Clough, und William of Cloudesly (Percy Reliques of Ancient Engl. poetry I. p. 143—172), in Südengland Robin Hood. Cloudesly hat nicht bloß ſeinen Vornamen mit Tell gemeinſchaftlich, die Aehnlichkeit ſpringt noch ſtärker in dem Umſtand hervor, daß er ſich von dem König erbietet, ſeinem ſiebenjährigen Sohn einen Apfel auf's Haupt zu legen, und 120 Schritte weit herabzuſchießen; der Pfeil ſpaltete den Apfel. Ideler (Ueb. den Schuß des Tell S. 55) nennt jene Drei, auf eine alte von Percy (Collection of Old Ballads 1727 p. 67) angeführte Ballade verweiſend, als Zeitgenoſſen des Vaters von Robin Hood. „Die Sage von jenen drei Schützen,“ fährt Ideler weiter fort, „iſt ſo ſehr in das engliſche Volksleben übergegangen, daß Clowdesly's Schuß ſprichwörtlich geworden, und daß ſich bei den engliſchen Dichtern *) häufige Anſpielungen

---

Knabe ſolle ans Ziel geſtellt und ihm eine Schreibtafel vom Haupte geſchoſſen werden, ohne das Kind zu ſchädigen. Eindridi erklärte ſich willig, aber jeden Schaden zu rächen bereit; den erſten Pfeil ſchnellte Olaf, und traf dicht neben die Tafel; Eindridi auf Bitte ſeiner Mutter weigerte ſich des Schuſſes.

*) If I do hang me in a bottle like a cat, and shoot at me, and he that hits me, let him be claps on the schoulder and call'd Adam.

Shakspeare Much ado about nothing. Act. I. sc. 4.

finden.“ Was nun den Robin Hood anbetrifft, ſo hat Kuhn in Haupts Zeitſchr. f. deutſches Alterth. (Jhrg. 1845) ſeine Identität mit Odin außer allen Zweifel geſtellt, ſowohl in ſprachlicher Hinſicht, denn **Hrood**, **Hooden** iſt nur eine weichere Ausſprache für Woden (Odin), und Robert (Robin) iſt das altd. **Hruodperaht** (Glänzender, Beiname Wodens als Sonnengott). Er wurde aber in chriſtlicher Zeit zum Schreckbild Ruprecht (Rupert), und um die Zeit, wo im alten Rom die Lemuralien (das Feſt der Manen) gefeiert wurden, in der Chriſtnacht und Walpurgisnacht, wo der wilde Jäger mit ſeinem aus den Seelen gewaltſam Getödteter und Ungetaufter beſtehenden Heer umgeht, in dieſe beiden Jahrszeiten fällt auch Robin Hoods Wirkſamkeit. Er tritt nämlich in den Weihnachts- und Maiſpielen mit ſeiner Geliebten, der Maifrau (die geſpenſtiſche Frau Gode, Holle, Harke), auf. Seine Begleitung beſteht aus Mohrentänzern (**Morris dancers**). Auch Odins Schimmel, den einige Volksſagen noch dem wüthenden Jäger geben, das **Hobby horse** im Feſtſpiel der Britten *), wird nicht vermißt. Als

---

I will reclaim to comely bow and arrows,
Ant shoot with haberdashers at Finsbury;
And be thought the grand child of Adam Bell.
d'Avenant The Wits, Act. I. sc. 3.

With loynes in canvas bow-case tyde,
Where arrowes stick with mickle pride,
Like ghosts of Adam Bell and Clymme
Sol sets for fear they'l shoot at him.
d'Avenant The long vacation in London.

Good deeds sir, doctor dogs meat 'Slight I bring you
No cheating Clim o' the Cloughs or Claribels,
That look as big as five-and fifty and flush,
And spit out secrets like hot custard —“
Ben Johnson the Alchymist. Act. I. sc. 2.

*) The hobby-horse was a compound figure, the resemblance of the head and tail of a horse, with a light wooden frame

Jäger iſt Robin Hood auch ein guter Schütze, und in England waren bis zum 16. Jahrhundert die Maiſpiele mit einem Schützenfeſt verbunden. Robin Hood ſoll als ein Geächteter (outlaw) im Walde von Sherwood mit ſeiner Schaar gehaust — alſo ein wilder Jäger, den alle Welt gern meidet — und im 12. Jahrhundert gelebt haben. Sein wahrer Name ſoll Robert Graf von Huntington (mit Anſpielung auf ſeine Jagdluſt — **hunting**?) geweſen ſeyn. Auch zeigt man im Kirchſpiel Halifax einen Felſen, mit dem er zur Kurzweil nach einem Ziel geworfen hat *). Sein Bogen und ſeine Pfeile wurden noch im vorigen Jahrhundert gezeigt **). Eine Hügelreihe und eine Quelle in der Umgegend von Nottingham tragen ſeinen Namen.

Wenn nun Dänen und Isländer, Schweden und Norweger, Frieſen und Britten (Angeln) mehr oder weniger in der Sage von dem Schützen zuſammen treffen, wenn ſogar ein etymologiſcher Zuſammenhang nicht abzuläugnen — denn die Verwandtſchaft zwiſchen Toko (τοξοτὴς Schütze, τοξον Bogen) und Tell (telum, Pfeil, τελὸς Ziel, alſo Pfeiler, Zieler) ſpringt in die Augen, der engliſche Schütze Adam Bell erinnert an βελος = **telum**, und die Namen ſeiner Gefährten

---

for the body, was attached to the person who was to perform the double character, covered with trappings reaching to the ground, so as to conceal the feet of the actor, and prevent its being seen that the supposed horse had none. Thus equipped he was to prance about, imitating the curvetings and motions of a horse. (Trutt Sports and pastimes p. 224.) Und Brand (Observations of popular antiquities I. p. 145.) ſchildert dieſes hölzerne Roß wie folgt: The colour of the Hobby horse is reddish-white, like the beautiful blossom of the peachtree etc.

*) Der wilde Jäger iſt ein Rieſe wie Nimrod, folglich auch ein Felſenſchleuderer wie Polyphem.

**) Wie in Deutſchland die Rüſtung des wilden Jägers Hakelbärend.

Clym, Clough und Cloudesly ſollen auf Wurzeln ähnlicher (?) Bedeutung, wie die obigen zurückführen (vgl. Ideler a. a. O. S. 73 *); wo ſo viele Aehnlichkeiten zuſammentreffen, iſt man berechtigt, eine allen dieſen Völkern heilige Sage als Quelle zu vermuthen, d. h. eine ſolche, die kein menſchliches Individuum, ſondern die Gottheit ſelbſt zum Gegenſtande ihrer Verherrlichung wählt. Nicht die Profanhiſtorie, ſondern eine Religionsurkunde, entweder aus dem Tempelarchiv oder in prieſterlichen Geſängen mündlich fortgepflanzt, muß nothwenig als das Original jener andern Sagen betrachtet werden, die im Laufe der Zeiten, und nach der Verbreitung des Chriſtenthums ihre urſprüngliche Bedeutung einbüßend, bis zur Unkenntlichkeit umgeſtaltet, zuletzt von jedem Volke gewiſſen populär gewordenen Perſönlichkeiten angepaßt wurden. In der That bietet die Edda einen Helden, der in ſeinem Namen, wie in ſeiner vornehmſten That, ſich als Urbild der Toko's, Tells ꝛc. zu erkennen gibt. Es iſt Niemand anders, als der Bogenſchütze Egil — der Name hat, wie Egge, Egel, Igel, den Begriff des Schneidenden und Stechenden, alſo auch verwandt mit acus (Nadel) und Pfeil — der auf Nidungs Geheiß dem eigenen Söhnlein einen Apfel vom Haupte ſchoß,

*) Wie oben Hakelbärend als ein Prädicat Odins des „Mantelträgers" erklärt worden iſt, und Grimm den Namen auch durch „Kutte" überſetzt, ſo dürfte das gleichbedeutende Hood und Cloudesley (von cloud, Wolke), dieſe ganze Schützenfamilie mit Odin als dem nächtlichen Jäger in Verwandtſchaft bringen laſſen. Hier wäre nicht zu überſehen, daß Cloudesly, wie Tell, den Vornamen Wilhelm führt, der Helm iſt wie der Schild das Bedeckende, und Clym könnte vielleicht aus clypeus (Schild) verdorben ſeyn, zumal Pluto, der Beſitzer des unſichtbar machenden Helms, auch Κλυμενος hieß. Auch Hemming könnte mit dem engl. hem, umgeben, einhüllen, verglichen werden.

und dem fragenden König antwortete: ihm ſeyen die beiden andern Pfeile zugedacht geweſen, wenn der erſte das Kind getroffen hätte. Dieſes hieß Orentil, und war, nach Grimms Etymologie (S. 353 Anm.), nach dem Pfeil benannt *). Beachtenswerth iſt, daß zwar Eigil nicht wie der ihm ſchickſalsverwandte Cloudesly der Bergende, Verhüllende heißt, aber doch ſein Bruder Völundr (v. völ, lat. velo), und der Rieſe Ages (etymol. mit Eigil verw.) war Pfeilkundig, und beſaß einen Helm (Aegis-hjalmr), welcher den Isländern als Bezeichnung des Schrecklichen galt, „er iſt unter dem Aegishelm“ ſ. v. a.; er jagt Schrecken ein. Die junge Edda ſagt: des Aegir (Ages) Helm war ſo ſchrecklich anzuſehen, wie kein Ding in der Welt; von feurigen Augen ſagte man: den Aegishelm im Auge haben. Der Nordländer hat demnach zwei Bedeutungen des Wortes, 1) Schreckenhelm (Wildhelm, Wilhelm, vgl. Anſelm ſ. Angſthelm), und 2) der Helm des Aegir, was an aegja Schrecken mahnt. Aegir heißt zwar der Meeresgott (wie ja auch Odin als Nikur, Neck, Nix ein ſolcher iſt), aber, wie Rask bemerkt, haben die alten Isländer das Wort auch ſchon für Rieſe überhaupt gebraucht, wobei wieder an den Tod (Langbein) zu denken iſt. Mone glaubt: „die Nordländer haben den Ages im Aegir nationaliſirt, welches nicht die einzige Untreue iſt, die ſie an der deutſchen Sage begingen.“ Derſelbe Forſcher weist nach, daß Ages, welcher in der Mythologie und ſpäter in der Heldenſage eine große Rolle ſpielt, für ein elfiſches Weſen gehalten wurde, daß er wegen ſeiner böſen Hand-

*) Ohr, Oehre (Henkel) hat den Begriff des Spitzigen (wie der Geſtalt zufolge das Eſelsohr.)

lungen und Schelmenſtreiche von den Niederländern Malagis (böſer Agis, franz. **Maugis**, im deutſchen Volksbuch: Maleges) genannt worden, daß er den Namen Ago, Agnulf (bei den Salfranken), Egbard (bei den Sachſen), Euglin (bei den Schwaben), Euginhart, Einhart, Eugilbert, Eilwart (bei den Rheinfranken) u. ſ. f. die Entſtehung gegeben. Ages iſt, wie der Seelenführer Hermes bei den Griechen — welcher Pluto's unſichtbar machenden Helm beſaß — ein Dieb, denn der Tod macht die Lebenden unſichtbar, entrückt ſie der Oberwelt, darum Hela, die Todtengöttin, die der Hölle (Helheim) den Namen gab, die erſte Hehlerin. Von Ages ſagt man, daß er Weiber, Jungfrauen und Kinder raube, als Nix? denn der Waſſermann entführt leichtfertige Mädchen in den Fluß (Grimm D. S. Nr. 66) und das Waſſer muß alle Jahre einen Menſchen haben (Nr. 78. 79). Die Dänen haben Lieder vom Meermann Rosmer *), der eine Königstochter ſtiehlt, und acht Jahre beſitzt (**Danske Viser** I. S. 218); ferner ein Lied vom Verrath des Waſſermanns (I. S. 310), der die tanzende Jungfrau an die See zieht. Manche Züge erinnern bei Rosmer an Wieland (Völandr) und ſeine Brüder, unter welchen der oberwähnte Schütze Eigill der bekannteſte. Daß Zwerge Kinder ſtehlen, iſt bekannt, Ages iſt aber, wie weiter gezeigt werden wird, der Elfe Alberich, Oberon, folglich nicht nur Rieſe, ſondern auch Zwerg, denn der — Tod ſchrumpft den Sterbenden im letzten Krampfe zuſammen, oder er iſt „Streckfuß" der „langhinſtreckende", der die ſtarrenden Glieder im letzten Krampfe ausdehnt (**Eurip.**

---

*) Ueber Ros, Roß als Flußname ſ. S. 76 Anm.

Hippol. 786). Vom Zwerg Giebich geht die Sage, daß er ſich ſehr ausrecken konnte. Ahriman, der den Tod in die Welt brachte, hat einen „langgeſtreckten" Körper (Z. Av. Vend. Farg. 19). In der Stadt Hermione, wo Todtencult vorherrſchend, war der Aufenthalt des Procruſtes (Präd. des Pluto), der ſeine Gäſte nach Belieben kleiner machte, oder ausdehnte, wovon ſein Name (Προκρουστης v. προκρούω). Mone leitet auch Hag (Gehege) und Haken vom Ages ab (Geſch. d. deutſch. Heldenſ. S. 147). Dieß würde berechtigen, Hagen, durch welchen der hörnerne Siegfried den Tod erleidet, für den Freund Hain*) zu halten, und an die Worte des Apoſtels zu erinnern: „Tod, wo iſt dein Stachel?" Den Elfen ſagte man nach, daß ſie Blitz und Hagel aus den Wolken entſenden. Auch Ages wird zu den Elfen gezählt, der Hagel erinnert an ſeinen Namen, und weil der Umgang mit den Elfen oder Alben unſinnig macht, ſo entſtand die Redensart „albern" „er hat einen Schuß" „er iſt vernagelt." Von dem Schützen Clough, den wir oben (S. 131) in der Geſellſchaft des Adam Bell und Wilhelm Cloudesly fanden, ſagt Grimm (Schlegels Muſ. III. S. 60), daß ſein Name auf Klaue, folglich auch auf Nagel zurückführe. Alſo war auch Ages (als Elf) ein Schütze wie Eigill in der Wilkinaſaga. Daß die Elfen Seelen der Verſtorben ſind, welche zu gut für die Hölle, zu ſchlecht für den Himmel, in der Luft ſich umhertreiben — alſo das wüthende Heer — daß ſie auf Kirchhöfen ihre Tänze aufführen — werden wir im Verfolge darthun, und der dienſtfertige Puck

*) Auch Hain bedeutet ein Gehege, einen von Bäumen beſäumten Platz.

(Spukgeiſt) befindet ſich nur darum in Oberons Geſellſchaft, weil dieſer der Alberich, Alf, Alp, das Nachtgeſpenſt, der Todten Oberſter, der Tod ſelber, aber nicht mehr Rieſe, ſondern als Zwerg aufgefaßt, und Zwerge haben, wie die Todten, ihren Aufenthalt unter der Erde; die Speiſen, welche ihnen (in den Volksſagen) in der Nacht hingeſetzt werden und wofür ſie ſich dankbar bezeugen, ſind die den Seelen der Verſtorbenen gebrachten Todtenopfer. Pluto iſt Plutus, der indiſche Todtengott Yama hat zum Bruder den in Bergen wohnenden zwerggeſtaltigen Reichthumſpender Kuveras. Darum ſind die unterirdiſchen Zwerge Schätzebewahrer und Austheiler derſelben. Die Schätze ſind in den Bergen, wo das Metall wächst, alſo unſichtbar, daher das ſie bergende aber auch zeigende Wünſchhütlein des Fortunatus, das wir ſpäter als den Hut Odins erkennen werden. Hier muß ich noch einmal auf den Ages zurückkommen, der nicht nur Pfeilſchütze, ſondern auch ein gutes Schwert (Egeſachs) hat, wie der Tod ebenfalls, der im Volksglauben, wenn er eine Leiche gemacht, das Blut von ſeinem Schwerte abwiſcht. Das Schwert des Ages führt auf Eigils Bruder, den Schmied Wieland, der ſich durch Verfertigung eines Schwertes von beſondern Tugenden berühmt gemacht. Wieland hatte der Schwerter berühmteſtes, den Miming *) verfertigt, das ſeinen Beſitzer (den Tod?) unbeſiegbar machte. Wieland hatte auch jenen Helm — man denke hier auch an Pluto's unſichtbar machenden Helm, den der Seelenführer Hermes zum

*) Schreiber, deſſen Tſchb. f. ſüdd. Geſch. IV. S. 105. die werthvollſten auf den Wieland bezüglichen Notizen enthält, fragt an, ob Min-Min: Scharf-Scharf zu überſetzen ſey? ſ. v. a. Haarſcharf. „Min, pointe tranchant, taillant, pointe de tout instrument de fer.“ (Bullet. mem. sur la langue celt. II. p. 165.)

Geſchenk erhielt, ſowie an des Ages Helm, jenen Wildhelm, welcher die Vornamen der unfehlbaren Pfeilſchützen Cloudeſly und Tell ſo bedeutungsvoll macht — verfertigt, welche die Sage mit dem Zeichen des giftſpeienden Lindwurms *) ſchmückte, woher der Beſitzer ſelbſt den Namen des Schlangenträgers führte **). Hirnſchädel faßte er als Trinkſchalen in Gold und Silber, aus Gebeinen machte er Meſſerhefte ꝛc. ***). Er verſtand es, waſſerdichte Nachen †) zu zimmern, kurz, er war der Kunſtarbeiter vollkommenſter. Die **Vilkina Saga**, welche Wielands Leben am ausführlichſten behandelt, eröffnet ihre Mittheilungen über Valint, mit dem Stammvater ſeines Geſchlechts, dem Könige Vilkin, in welchem Grimm (Myth. S. 350) den Schmiedegott Vulcan erkennt. Vilkin hatte mit einem Meerweibe (**Venus „sub pisce"?**) Wachilt genannt, den Rieſen Vadi (agſ. **Vada** ahd. Wato, d. i. den Watenden, alſo einen Waſſergott? vgl. Grimm a. a. O.) gezeugt. (Sollte hier auf die Nachbarſchaft der Vulkane von Meeresgegenden angeſpielt ſeyn? oder auf die cosmogoniſche Regel: alle Dinge ſind durch Miſchung von Feuer und Waſſer entſtanden? Letztere

---

*) Der Lindwurm war bei allen Völkern die Schlange, welche den Tod in die Welt brachte; die aber bei der Wiederſchöpfung der Natur im Frühlinge von Apollo, Hercules, Sigfried, St. Georg, dem Erzengel Michael ꝛc. beſiegt wird.

**) Dieſer Helm hieß Limme. W. Grimm (Heldenſ. S. 147.) vermuthet hier eine Entſtellung aus dem altnordiſchen Linne, Schlange. Schreiber denkt an das Spitzige (Lemm i. e. pointu, aigu im Keltiſchen), warum nicht auch an λιμνη, lima (Feile)?

***) Vilkina Sag. c. 35. Es waren die Schädel von Nidungs Kindern.

†) Vilk. Sag. c. 21. Dürfte man hier vielleicht an das Todtenſchiff Naglfari denken, das, aus Nägeln zuſammengeſetzt, davon ſeinen Namen entlehnte?

Deutung iſt mehr im Geiſte des Mythen ſchaffenden Alterthums). Vadis Sohn, der ihm auf ſeinen Höfen in Seeland (d. h. im Seelenland) geboren wurde, iſt Valint, den er in ſeinem neunten*) Altersjahre zu dem kunſtreichen Schmiede Mimir nach Hunnenland in die Lehre brachte. Nach drei Jahren nahm Vadi ſeinen Sohn wieder in die Heimath nach Seeland (Seelenland) zurück, wo er ein Jahr zubrachte. Inzwiſchen hatte ſein Vater einen neuen Platz für ihn bei zwei kunſtreichen Zwergen im Berge Kallova (?) ausgemittelt. Da er auf dem Wege dahin den neun Ellen tiefen Grönaſund (zwiſchen Seeland, Falſter und Mön zu überſetzen hatte**), ſo nahm Vadi den Kna-

---

*) Die Neun iſt hier ſo bedeutungsvoll, wie bei Vulcan, der 9 Tage brauchte, um von ſeinem Sturz aus dem Himmel auf Lemnos anzukommen.

**) Wie Seeland das Seelenland, ſo könnte unter Mön auch die im Druidencultus bedeutſam heilige Inſel Mona gemeint ſeyn, wo in den Myſterien die Lehre von der Seelenwanderung vorgetragen wurde. Auf dieſe beziehen ſich die 9 Mütter des (9mal wiedergebornen) Seelenführers Heimdal (Odins Sohn). Weil der Ungeborne 9 Monate im Mutterleibe verborgen iſt — Vulcan, die aus dem Himmel zur Erde in die Geburt herabſteigende Seele, kam erſt am 9. Tage nach ſeinem Sturz aus dem Olymp auf der Erde an — darum glaubte man nach der Geburt auch eine 9fache Lebensſtufe durchzugehen, und die 9 Welten im ſcandinaviſchen Mythus ſind folglich bedeutend in der nordiſchen Seelenwanderung. (Mone Eur. Hdth. I. S. 386.) Erſt nach dem 9ten Leben iſt die Seele von Sünden vollſtändig gereinigt, und würdig, in den Himmel einzugehen. Darauf ſpielt bei den Hellenen die 9tägige Feier des reinigenden Apollo in den Carneen im Frühlinge an (Athen. IV. 141.), ſowie die ebenfalls 9tägige Feier der eleuſiniſchen Myſterien im Herbſtanfang zu Ehren der Todtenfrau Demeter, nach welcher die Todten: Demetrier hießen; darauf weist die Neunzahl der Schmiedegötter (Telchinen, Korybanten, Kureten) im kretiſchen Geheimdienſt hin. Und wie bei den Griechen und Römern erſt am 9. Tage der Neugeborne, zwiſchen zwei Feuer hindurchgetragen, den Namen erhielt, ſo ſteht dieſer ſymboliſchen Feuertaufe am dies lustricus gegenüber das Durchwaten des Vadi mit dem Knaben Wieland, durch den 9 Ellen

ben auf die Achſel und watete hindurch. Dort blieb Velint (oder Wieland) zwei Jahre und lernte alle Kunſt der Zwerge, erſchlug ſie aber, nachdem er ihre Tücke wahrgenommen. Mit den Schätzen der Zwerge beladen, wanderte Velint von hier aus nordwärts, bis er nach drei Tagen ein höchſt kunſtreiches Boot zimmerte, und ſich mit ſeinem Gute in die hohe See treiben ließ. Er landete an der Nordſpitze von Jütland, wo König Nidung herrſchte.

Bevor wir dem ſinnigen Schmiede weiter folgen, heiſchen dieſe letztern Angaben, daß ich, ihren tiefen Sinn deutend, bei ihnen verweile, um denen, welche mit Schreiber bei den Fahrten Velints ihm mit der Landkarte in der Hand nachblicken, eine andere Anſicht von dem Styl der Alten zu verſchaffen. Vorhin wurde Velint oder Wieland, wie ich ihn künftig nennen will, als ein plutoniſches Weſen aufgefaßt; in deſſen unterirdiſcher Behauſung befinden ſich die Todten (Pluto) und Reichthum (Plutus) ſpendenden Erzadern. Aber im ſcandinaviſchen Norden trat noch ein anderer Grund hinzu, um die Todesgottheiten, die unterirdiſchen Zwerge, als Schätzeſpender zu betrachten. Geijer belehrt uns nämlich in ſeiner Geſchichte Schwedens (S. 103 ff.), „daß es beſeligend war, mit großer Habe in Walhall anzulangen, denn der Reichthum, den man in die Erde vergraben ließ, bedingte den Genuß im andern Leben.“ Es „war nicht gut, arm zum Odin zu fahren“ (Götveks und Rolfs Saga c. 2.) Aus dieſem Grunde waren die Sclaven aus Odins Reich ausgeſchloſſen,

---

tiefen Grönaſund als ſinnbildliche Waſſertaufe. Alle 9 Jahre kamen die Dänen um Mittewinter im Gau Selon (Seeland) zuſammen, um die unterirdiſchen Götter mit Opfern zu ſühnen. (Mone S. 271.)

und nach ihrem Abſterben an den Gott Thor verwieſen. (Harbartslied in der ält. Edda Nr. 32.) So viel Reichthum man mit ſich vergraben hatte, ſo viel ſollte man nach dem Tode zu genießen haben. (Ynglinga-saga c. 8.) Dem Teufel gehört die Nordſeite. In einer deutſchen Volksſage wird von einem Thurm berichtet, der Fenſter nach allen Weltgegenden hatte, nur aus dem Fenſter, das nach Mitternacht zeigte, durfte nicht geblaſen werden. Der Norden iſt alſo die Todesſeite und zwar aus leicht erklärlichem Grunde, weil Finſterniß und Kälte Synonymen von Tod ſind. Darum trauerten die Weiber, nach Mitternacht gewendet, um den hingeſchiedenen Thammus (Ezech. 8, 14); darum nimmt Wieland ſeine Richtung nordwärts (als Todesgott jeden eben Geſtorbenen repräſentirend), und zwar „nach drei Tagen," denn erſt am vierten Tage iſt man wirklich todt, daher bei der Auferweckung des Lazarus zur Erhöhung des Wunders die Zahl der Tage, die er ſchon im Grabe zugebracht, ausdrücklich bemerkt wird. Daß auch das heidniſche Europa den vierten Tag als den eigentlichen Termin der eintretenden Verweſung anerkannte, beweist des Todes vierſträngige Geißel bei Grimm (Myth. S. 806). Das Boot, mit welchem Wieland in die See fuhr, iſt das Todtenſchiff Naglfari. Oder es kann auch auf die nordiſche Sitte angeſpielt ſeyn, welcher gemäß man den Todten in ein Schiff legte und dieß in die hohe See ſtieß (Grimm, Seite 790). Auch den Todten in einem Fahrzeuge in einen Hügel zu ſetzen, war ſchwediſcher Brauch. (Geijer a. a. O. p. 193 Anm. 5.) Ferner möchte unter „Jütland" nicht das auf der Landkarte zu erblickende, ſondern das Rieſenland Jötenheim zu verſtehen ſeyn. Jöten hießen aber die winterlichen Dä-

monen, ſolche ſind die Lebenfeindlichen Trollenzwerge, welche Thor mit ſeinem Hammer, — bei Ehebündniſſen ward ſein Hammerzeichen gebraucht — erſchlug, ebenfalls, und zu ihnen als Metallarbeiter gehörte auch der Schmied Wieland. Nidung, zu welchem Wieland kam, war unſtreitig der Drache Nidhöggr, welcher die Leiber der Verſtorbenen ausſaugt (W. Müller, altd. Rel. S. 409), der Wurm der Verweſung.

Wenn nun Nidung den Bruder Wielands, den Schützen Eigil aufgefordert hatte, vom Haupte ſeines Kindes einen Apfel wegzuſchießen, ſo darf nach der von J. Grimm (Schlegels Muſ. S. 59) aufgeſtellten Regel: „Aeltern, Kinder und Geſchwiſter wechſeln gegenſeitig ihre Namen und Fabeln" vorausgeſetzt werden, daß der lebenfeindliche Nidung, den wir ſo eben als Drachen und Wurm kennen lernten, auch Eigil ſey, zumal ſchon Thorlacius (IV. 74) den Namen Egil aus Egel, Igel herleitet. Schlange und Pfeil hat aber auch ſchon der Grieche durch die Wörter *σαυρα*, *σαυρος*, *σαυριον*, *σαυριτης* — vergl. auch *ακοντιον* (Wurfſpieß) und *ακοντιας* (Schlange), ebenſo jaculum, bei Lucan **Pharsal.** — identifizirt. Wielands Name, den Grimm (D. Gramm. II. Seite 342) wegen des angelſ. **Vel-and**, mhd. **Wial-ant**, altn. **Völ-undr**, vom altn. **vel** verhehlen, verbergen, betrügen herleitet, wodurch man an den Dieb Ages gemahnt wird (ſiehe S. 136), der — wie Eigil ein Schütze — den Pfeil, wie Wieland ein Zauberſchwert beſitzt, Wieland möchte alſo der das Leben ſtehlende, die Menſchen unſichtbar machende Tod geweſen ſeyn.

Bevor die Identität Wielands mit dem Tode nachgewieſen wird, wie dieß zum Theil ſchon vorhin aus verſchiedenen Anſpielungen der Sage (ſiehe S. 138)

angedeutet ward, dürfte zu erinnern ſeyn, daß Sigil zu Nidung ſich ebenſo verhält, wie — Abraham zu Jehovah. Beim Euſebius liest man nämlich ein Bruchſtück aus der phöniziſchen Geſchichte, worin es heißt: Zur Abwehr einer Peſt habe „Iſrael, wie die Phönizier den Kronos (Saturn) nennen,“ dem höchſten Gott (Uranus) ſeinen einzigen Sohn Jëud (i. e. *μονογενης*, **unigenitus**) geopfert. Weiterhin heißt es von dieſem phöniziſchen König Iſrael, er habe unter ſeinem Volke die Beſchneidung eingeführt. Daſſelbe berichtet die iſraelitiſche Geſchichte — man überſehe hier nicht, daß die Iſraeliten, Nachbarn der Phönizier, dieſelbe Sprache redeten, und wie aus dem Treiben der Könige Salomo und Achab erhellt, auch denſelben Cultus hatten, was allein begreiflich macht, warum der Phönizier Hiram (d. i. der Eingeweihte sc. in den Dienſt Jehovah's) den Tempel Jehovahs baute — von Abraham, der auf Geheiß Jehovahs auf derſelben Stätte, wo der Tempel ſpäter erbaut wurde, ſeinen einzigen Sohn (1. Moſ. 22, 2.) opfern ſollte. Jehovah trat alſo hier an die Stelle des Kinder verzehrenden Saturn = Moloch, folglich war er mit Abraham = Iſrael, der ſein Kind opfern wollte, oder nach phöniziſcher Angabe wirklich geopfert hatte, Ein Weſen; was ja Euſebius ausdrücklich mit den Worten: „Iſrael, den die Phönizier Kronos nennen“ bemerkt. Kronos muß vom ſanſkritiſchen **Krodha**: der Zornige, abgeleitet werden, wie der Feuergott Schiwa in Indien heißt. Er iſt noch im ſlawiſchen Krodo enthalten, den Falkenſtein für den Saturn erklärt, und die helleniſche Mythe weiß von einem Heros Krotopus (*Κροτ-ωπος* ſkr. **Krodh-apa**: Zorngeſicht), welchen man als die Urſache einer Peſt anklagte (**Paus. Attic. 43, 7. cf.**

Conon Narrat. 19) und von einem Krotus, welcher als Sternbild der „Schütze" an den Himmel verſetzt wurde (Eratosth. Catast. c. 28), doch nur weil im Monat des „Schützen," im November, der Tod ſeine meiſten Pfeile verſendet?*). Wie dem Saturn und Moloch, wurden auch ſtellvertretende Menſchenopfer, insbeſondere die eigenen Kinder dargebracht. Man liest bei Geijer (Geſchichte Schwedens S. 109): Zu großen Unternehmungen bereitete man ſich mit Menſchenopfern vor. Gewöhnlich waren dieſe eine Beſtrafung der Miſſethäter, zuweilen ſchien edleres Blut erforderlich, ſelbſt das liebſte. Man opferte Söhne und Töchter. So der däniſche Hakon Jarl zur Zeit einer allgemeinen Landesnoth ſeinen Sohn (Münter, K.-G. v. Dänem.). Der König Aun von Svithiod (Schweden) hatte, um die Begrenzung eines ſchon lange dauernden Lebens durch den Tod noch ferner zu verſchieben, neun ſeiner Söhne, den einen nach dem andern, dem Odin geopfert. Nach der Zahlenfolge derſelben hatte er die Gauen ſeines Reiches benannt, und Tiundaland trägt dieſen Namen, weil dem zehnten (tionde), den das Volk rettete, ein gleiches Schickſal beſtimmt war (Ynglingasaga c. 29). König Olaf hatte aber zur Abwehr einer Hungersnoth ſein eigenes Leben hingegeben (Yngling. c. 47). Ein Chriſt erzählte, er habe zwei und ſiebenzig todte Körper geopferter Menſchen und Thiere hängen geſehen im heiligen Haine bei dem Up-

*) Als Muſenzögling wurde Krotus erſt durch eine falſche Etymologie gedeutet, dann mußte freilich Eupheme ſeine Mutter ſeyn. Oder geſchah dies wegen ſeiner Verwechslung mit dem Lyrakundigen Schützen Chiron? Dieſer aber war auch Arzt, wie Apollo als Παιαν: Beſchädiger und Heiland zugleich, dies erklärt ſich aus der Verwendung der Muſik als Heilmittel.

ſalatempel, in deſſen Innerm Odins Bild aufgeſtellt war. Geijer ſchreibt hier den Adam von Bremen aus, welcher als Chriſt nur die heidniſchen Menſchenopfer mißbilligte; denn daß auch das ganze chriſtliche Mittelalter ſich dieſer Gräuel bei der Meſſe *) ſchuldig machte, hat jüngſt Daumer in ſeinen „Geheimniſſen des chriſtlichen Alterthums" durch eine zwei Bände füllende Sammlung von Belegen außer Zweifel geſtellt, ohne das hieher gehörige Material ganz erſchöpft zu haben, denn nachſtehende, in Afzelius ſchwed. Volksſ. II. Seite 65 ff. angeführte Thatſache (welche ſattſam beweist, durch welche Art von verwandten Vorſtellungen das Chriſtenthum unter den Heiden ſich Eingang verſchaffte), wird in der Daumerſchen Sammlung vermißt. Sie dürfte daher hier ihren Platz finden:

Als Olaf Schooßkönig, aus England Miſſionäre des Chriſtenthums von dem ihm befreundeten König Ethelred ſich beſchrieben hatte, war alsbald Biſchof Sigfrid nebſt noch drei jungen Geiſtlichen in Weriö angekommen. Ein königlicher Diener, der ihre Ankunft dem König in Huſaby meldete, erſtattete über ſie folgenden Bericht: Es waren ſanftmüthige Männer, ihr Vorgeſetzter trug einen weißſeidenen Rock, der bis zu den Füßen reichte. Die Jüngern verneigten ſich vor ihm tief bis zur Erde. Auch ſah ich einen Tiſch mit ſchneeweißem Tuch bedeckt, auf den ein ſehr weißes und dünnes Brod gelegt und daneben ein Trinkgefäß geſtellt wurde, in welches einer von ihnen etwas Getränk goß. Indem er auf ſolche Weiſe Alles ordnete, ſprach er bisweilen leiſe, bisweilen überlaut. Mittlerweile nahm

*) Ihr Name ſpielt darauf an, denn im Engl. heißt to mass (ſpr. mess) Meſſe halten, to mess ſpeiſen (maſten).

der ſo wunderbar gekleidete Mann das dünne Brod und nachdem er einige Worte darüber gemurmelt hatte, hob er es empor, und da kam es mir vor, als ob er zugleich einen kleinen Knaben aufhöbe, der den alten Mann anlächelte. Der König erkannte aus dieſer Beſchreibung die aus England erwarteten Lehrer (Kannibalen), und ſchickte ihnen ſogleich einige der vornehmſten Hofbedienten zur Bewillkommnung entgegen.

Die 72 todten Körper, welche jener Chriſt in Odins heiligem Haine hängen ſah, litten eine Todesart, welche ſeinem Prädicat: **Hangatyr**: „Herr der Erhenkten" entſprach, denn Odin waltet in der Luft (vergl. S. 71). Der Mythus berichtet von ihm, daß er ſich ſelbſt einmal mit der Speeresſpitze gezeichnet, und, ſich ſelbſt geweiht, neun Nächte (vergl. S. 140) an einem Baume hing. Die Sitte, mit dem Speer ſich dem Odin zu zeichnen, wird ſchon im Runengeſang (Str. 1.) erwähnt. Sie entſtand aus der Vorſtellung, welche auch nur die in der Schlacht Gefallenen als zur Aufnahme in die Walhalla würdig erklärt; nämlich der Gott wollte nur das blühende Leben als ein ihm wohlgefälliges Opfer, die an einer Krankheit Verſtorbenen mußten zur Hel hinabſteigen. Um dieſem ſchrecklichen Looſe zu entgehen, pflegte man, wenn der Tod unvermeidlich ſchien, ſich mit einem Speere zu ritzen, um nur wenigſtens einige Blutstropfen dem Körper in Form eines Opfers zu entlocken. Auch ſtürzten ſich die Bejahrten von hohen Felſen herab und „fuhren ſo gen Walhall" (Götreks und Rolfs Sagen Cap. 1. 2.). Gleich neben der Kirche des Kirchſpiels Heljarvd in Blekingen iſt ein ſteiler Felſen, der Walhall heißt, von welchem hinab ſich vormals Menſchen in den bei dem

Felſen gelegenen See Walsjön geſtürzt haben. Ein ſolcher Felſen findet ſich auch auf dem Berge Walhall am See Strängen im Kirchſpiel Kylingared in Weſtgothland. Auf Halleberg in Weſtgothland heißt bei dem Volk der obere Theil des Berges Wahlehall, und die Leute ſagen, diejenigen, die ſich hinabgeſtürzt, ſeyen nachher in einem jetzt beinahe zugewachſenen Teiche gewaſchen worden, welcher Odnskölla (Odinsquelle) genannt wird. (Geijers Geſchichte Schwedens S. 102, Anmerk. 4). Heimiſche Sagen melden auch, wo Einer von Alter bettlägerig und gebrechlich geworden, hätten die Anverwandten ſich verſammelt und ihn mit einer Keule todtgeſchlagen. Eine ſolche Keule nebſt der Kunde ihres vormaligen Gebrauchs findet ſich noch auf dem Hof Trullerum im Kirchſpiel Norra Wi und dem Härad Ydre in Oſtgothland. (Geijer l. c. S. 103 Anm. 3). Der greiſe Stärkoddr erkaufte ſich einen Mann, der ihm den Kopf abhauen ſollte. (Suhm, in Gräters „Bragur“ VII. S. 122). Die Erhängten wurden wahrſcheinlich unmittelbar vor oder nach dem Erdroſſeln mit einem Speer durch das Herz geſtochen. In Deutſchland war es Sitte, Verbrecher zwiſchen zwei Wölfen, den heiligen Thieren des Gottes, aufzuhängen. Ihr Verhältniß zu ihm ließe ſich ſchon aus ägyptiſcher Mythe deuten, wo Wölfe den Weg in die Unterwelt zeigen (Herod. II. 122), daher der Wolf auf Mumiendecken (Creuzer, Symb. 2. Ausg. I. S. 408); und an die Füße der Mumien wurden zwei Wölfe gemalt. (Zoega de obel. p. 307). Die zwei Wölfe Skal und Hate bewirkten, dem Glauben der Scandinavier zufolge, Sonnenfinſterniß; bei dem einſtigen Weltuntergang wird der Wolf Fenrir alle Götter, ſogar den Odin ſelber, verſchlingen. In der Chriſtnacht, wo die

Hunde in Odins wilder Jagd ſich vernehmen laſſen, gehen auch die Wehrwölfe um, in welche laſterhafte Menſchen nach dem Tode incarnirt werden; daher in Wien einſt gegen ſie in der Chriſtmette ein Wolfsſegen geleſen ward, um ihrem ſchädlichen Einfluſſe zu wehren. Der Chriſtmonat hieß Wolfsmonat. Wie der Wolf, iſt auch der Rabe, ein Leichen aufſuchendes Thier. Wie dem lebenfeindlichen Apollo, der in dieſer Eigenſchaft als Peſtpfeilſender im erſten Buche der Ilias ſich zeigt, der Tod weiſſagende Rabe geheiligt war, ſo auch dem Odin. Zwei ſolche Raben ſitzen auf Odins Schultern, und ſie veranlaßten folgende Sagen:

Vor vielen hundert Jahren wollte ein Prediger auf Amrum ſeine Pfarrkinder von der Stranddieberei heilen. Aber ſeine ſcharfe Anrede erbitterte ſie nur. Sie neckten und verfolgten ihn, ſo daß er von der Inſel flüchten mußte. Als er abreiste, bat er Gott, er möchte ein Zeichen ſeines Zornes geben. Seit der Zeit übernachtet kein Rabe mehr daſelbſt. Am Tage ſieht man freilich in den Wintermonaten die Vögel, allein ſobald der Abend kommt, ziehen ſie nach Föhr hinüber. Die Amrumer erkannten zwar das Zeichen des Mißfallens, haben aber das Strandlaufen noch nicht unterlaſſen. (Müllenhof, Schleswig-Holſt. Nr. 185).

Hier weichen Odins heilige Vögel von der Inſel, weil der chriſtliche Gott den Amringern zürnt! Ein andermal bezeichnen des heidniſchen Gottes Weiſſagevögel die Stätte, wo der Gott der Chriſten verehrt ſeyn will:

Bei Kappeln in Angeln wollte man eine Kirche bauen. Das Geld dazu war geſammelt, nur konnte man ſich nicht über den Platz vereinigen. Da ſchickte man zwei Mönche aus, ihn zu ſuchen, aber da ſie auch nicht wußten, wen ſie wählen ſollten, flehten ſie inbrünſtig zur Jungfrau Maria um ein Zeichen, daß ſie nicht irre gingen. So-

gleich flogen ein Paar Raben über ihre Köpfe hin, und ließen ſich bald an einem Orte nieder, wo nun die Kirche aufgeführt ward. Als ſie vollendet war, kamen die Raben wieder, ſetzten ſich an der Weſtſeite der Kirche nieder, und verwandelten ſich in Stein, ohne ihre Geſtalt zu verändern, wie noch heute zu ſehen iſt. Die Kirche hieß darnach Rabenkirche. (Müllenhof l. c. Nr. 140.)

Da nur die im Kampfe Gefallenen oder Geopferten zu Odin eingingen, was allein ſchon den Vers im Grimnismal (Str. 9):

„Valhalls Dach von Speerſchäften gebaut“

erklären würde, ſo folgt daraus die Sitte vor dem Beginn der Schlacht, einen Speer mit einer Verwünſchungsformel, durch welche die Feinde dem Odin geweiht wurden*), über das feindliche Heer zu ſchleudern. So weihte Giſſr vermittelſt eines Speerwurfs die feindliche Schlachtreihe mit der folgenden Formel dem Untergange: „Erſchreckt iſt euer König, zum Tode beſtimmt euer Führer, hinfällig eure Kriegsfahne, erzürnt iſt euch Odin. Abermals fordere ich euch zur Schlacht — — und laſſe Odin ſo mein Geſchoß fliegen, wie ich vorſage“ (Fornald. Sög. I, 503. Hervar sag. c. 18). Denſelben Gebrauch erwähnt die Eyrbyggia-saga c. 44. Möglich iſt es auch, daß bei der Vollziehung des Speerwurfes ein beſtimmter geweihter Speer aus dem Heiligthum des Gottes genommen und daß deshalb dieſer ſymboliſchen Handlung eine beſondere Kraft beigelegt wurde. Die Sagen berichten wenigſtens, daß Odin ſeinen Schützlingen ſeinen eigenen Speer zur Vollziehung dieſes

*) Harald Hildetant gelobte dem Odin alle Männer, die er im Kampf erſchlagen würde (Saxo VII. p. 138.)

Gebrauches lieh. So gab der Gott dem König Erich von Schweden, als er mit Styrbjörn kämpfen wollte, einen Rohrſpieß, und hieß ihn mit den Worten: Odin hat euch Alle! über das feindliche Heer ſchleudern. Als er geſchoſſen hatte, erſchien ein Wurfſpeer in der Luft, flog über Styrbjörns Schlachtreihe und ſchlug ſein Kriegsvolk und ihn ſelbſt mit Blindheit (Tornm. sög. 5, 250. Soem. 165). So wurde auch der Rohrſpieß, welchen Odin dem Stärkoddr gegeben hatte, zu einer Lanze und durchbohrte Vikar. (Fornald sög. 3, 34).

Wenn alſo Odin durch den Speerwurf ſein Opfer bezeichnete,

wenn nach dem in der Skalda (I. 148) aufgeſtellten Axiom: jeder einzelne unter den Aſen kann mit dem Namen des andern bezeichnet werden, wenn zugleich etwas den Unterſchied bezeichnete, daher auch dieſer Verbindung wegen die Götter im heidniſchen Gedichte Velleklo Band heißen (Heimskringla Hakan Grafälls u. Hakan Jarls saga c. 6), nun aber Uller, jener dem erſten Wintermonat vorſtehende Aſe als beſter Schlittſchuhläufer und Bogenſchütze gerühmt wird, in dem Liede Vegtamsquida (Str. 3), ebenſo im Grimnismal (Str. 42 der Stockholmer Ausgabe) Odin ſelbſt Uller heißt;

wenn der Schlittſchuhläufer ſich nur auf den Tod beziehen kann, weil ſeine Herrſchaft über die Natur in jenen Monaten den Höhepunkt erreicht, wo die befruchtenden Ströme zugefroren ſind, und die eiſige Hand des Todes auf der ganzen Schöpfung laſtet;

wenn Odin, der ſich durch 9 Speerſtiche ſelber dem Tode weihte — wie Saturn, der Gott mit der Todes=

ſenſe in Phönizien (vergl. oben S. 144) ſeinen eigenen Sohn zum Opfer brachte — weil der Cultus alle von ihm verrichteten Handlungen zuerſt ſeinen Gott ausführen zu laſſen pflegt *):

ſo folgt aus dieſen Prämiſſen nothwendig, daß Nidung und Eigill nur zwei Perſonificationen des einen Todesgottes Odin ſind, welcher mit ſeinem Todespfeil oder Speer ſich ſelbſt das Opfer ausſucht; und wenn Eigills Knabe mit dem bloßen Schreck davon kam, wie Iſaak in der bibliſchen Urkunde, ſo wurde ihm der Gehorſam für die That angerechnet, gleichwie dem Abraham „zur Gerechtigkeit angerechnet, daß er glaubte,“ d. h. an ſeinen Gott durch Vollziehung ſeines Befehls. Wie oben gezeigt wurde, war jedoch Abraham Jehovah ſelber, wie Eigil der pfeilende, Speerwerfende Odin; und der durch ſo viele Sagen verbreitete Apfelſchuß iſt demnach eine — heilige Mythe (ἱερος λογος); ſchon deshalb, weil der Apfel, den wir aus ſeiner Bedeutung im Mythus von der Iduna erkennen, Symbol der Verjüngung, denn nur durch den Genuß von Iduna's Aepfel verjüngen ſich die Götter. Der Apfel war hier, wie an Iſaaks Stelle der Widder, ſtellvertretend für des Kindes Leben, denn der Sohn iſt der verjüngte Vater. Zwar tritt in der Norwegiſchen Sage von Hemmingr die Haſelnuß an die Stelle des Apfels, aber auch ſie hat in der Naturſymbolik eine gleiche Bedeutung. Schon der Erzvater Jakob kannte ſie, denn er ließ an Haſelſtäben ſeine Schafheerde ſich begatten (1. Moſ. 30, 37); und im alten Rom gab man den Neuvermählten Nüſſe. In die Haſeln gehen

*) So entmannten ſich die Prieſter Saturns in Phrygien, weil es dieſer (Attes als Gemahl der Cybele-Rhea) zuerſt gethan.

bedeutet ſ. v. a. liebeln (Menzel Lit. Bl. 1846 Nr. 49). Mit Haſelruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius, Blocksberg S. 115), weil die letztern dann vergeblich die Fruchtbarkeit von Thieren und Pflanzen zu hindern trachten. Daß eine Opferhandlung allein hier zu verſtehen ſey, beweist die, obgleich von chriſtlicher Hand entſtellte Notiz bei Torfäus, wo er Saro's Erzählung von Palnatoke mit folgendem Nachtrag ergänzt: Utrumque hoc confictum videtur, prius enim non ex Historia Helvetiorum de *Wilhelmo Tellio,* qui Saxone posterior vixit, sed Olafi Trygvini, de *Endridio Pansa,* mutuatum, qui, quo hunc ad fidem Christianam converteret, sororis ejus filium unice dilectum stipiti alligandum curavit, calculumque vertici impositum, ipse jaculo excussit, sine ullo pueri damno, jussitque imitari, aut se victum confiteri, *simulque Christo consecrari; hoc enim solum certamini praemium propositum erat.* Posterius *ex fabula de Hemingo* Juvene desumptum, quem Heraldus Norvegiae rex, in Halogia *e summo montis jugo, super constrata nive declivia, ligneis asseribus decurrere* jussisse traditur etc. Toko's und Hemmings Schlittſchuhlauf erinnert alſo in anderer Weiſe an Odin, d. h. als Schlittſchuhläufer Uller; und der Beiſatz e summo montis jugo ließe zugleich an die oben erwähnte Art der Weihe an Odin denken, welche darin beſtand, daß man ſich von dem „Walhallfelſen" herabſtürzte. Zu einer Zeit, wo Odin nur noch als ſterblicher Herrſcher gedacht wurde, konnte der König Nidung, der doch auch nur ein mythiſches Weſen und gewiß nur die perſonifizirte lebenfeindliche Aeußerung

Odins war, ſeinen Platz leicht an ſpätere hiſtoriſche Könige Dänemarks, Norwegens, Schwedens ꝛc. abtreten, wodurch die urſprüngliche Idee des Mythus ganz verloren gehen mußte; und die willkührlichen Zuthaten und Abweichungen in den ſpätern Ausbildungen der in der Vilkinaſaga erhaltenen, unſtreitig älteſten Form des Mythus, dürfen nicht mehr befremden.

Eigil, welcher als Pfeilſchütze der perſonifizirte Tod iſt, den man ſich in chriſtlicher Zeit ja ebenfalls als Jäger mit Pfeilen denkt*), und welcher ſchon von Grimm (S. 806) mit Odin verglichen wurde, deſſen Speer Gungnir mit Einem Wurf tödtete — Egil war alſo Nidung**) ſelber, zu dem Eigils Bruder Wieland gewiß nicht gekommen wäre, wenn er nicht ſich zum Geſchäft gemacht hätte, Hirnſchalen zu Trinkſchalen und Menſchenknochen zu Meſſerheften für den Tiſch dieſes Königs zu verarbeiten (Vilk. Sag. c. 35 vergl. S. 139). Der ältern Edda zufolge war Wieland ſelber ein König und zwar der Elfen. W. Grimm (Heldenſag. S. 388) meint zwar: Völund gehöre zu den Lichtelfen, allein Schreiber erinnert daran, daß die in Wäldern und Felſen wohnenden Nachtelfen (Svart-Alfar Edda Soem. III. 275 sq. vorzugsweiſe Zwerge und Trollen genannt) die eigentlichen Metallarbeiter ſind, welche zwar von den Aſen verfolgt, aber auch bittweiſe angegangen werden, ſobald ſie der Waffen oder des Geſchmeides bedürfen. Eine Felſenhöhle auf der ſchwediſchen Inſel Verlehall bei Alletorp ſoll Velants Schmiede geweſen ſeyn. Velants Harrad in Schonen leitet ſeinen Namen

*) „Des Todes Strale (Pfeile) hat ſie gar verſtritten Tit. 3770.“

**) Die Wurzel nid bedeutet: ſchaden, verletzen, ſo wie Eigil von ag: ſtechen, verwunden, abſtammt.

von Velants (Wielands) Aufenthalt daſelbſt ab, und führt Hammer und Zange im Wappen. Daß das von Wieland geſchmiedete Schwert des Todes*) Waffe war, daß er wahrſcheinlich auch die vielbeſprochenen Pfeile ſeines Bruders Eigil oder Egel geſpitzt haben wird, darf kaum noch bezweifelt werden. Dunkel iſt dieß in folgender Sage angedeutet:

Ein Mann ritt eines Morgens bei den Dreibergen am Wege von Apenrade nach Jordkirch vorbei. Da hörte er in einem derſelben ſchmieden. Der Bauer rief laut, man möchte ihm doch ein Häckerlingsmeſſer machen, und ritt weiter. Als er Abends wieder zurückkam, fand er auſſen am Hügel wirklich ein nagelneues Meſſer liegen. Nun legte er ſoviel Geld dafür hin als der gewöhnliche Preis iſt, und nahm das Meſſer mit. Da fand es ſich, daß es von vorzüglicher Schärfe war, aber die damit geſchnittenen Wunden waren unheilbar.

Im Gute Dollrott in Angeln iſt ein Hügel, wenn man ſich darauf ſchlafen legt, hört man drunter die Geiſter arbeiten. Ebenſo kann man in dem großen Struckberg bei Heiligenhafen zu gewiſſen Zeiten, wenn man das Ohr darauf legt, es hämmern und pochen hören wie in einer Schmiede. (Müllenhof Schleswig-Holſt. Nr. 386.)

Auf die ſich hier aufdringende Frage: welche Zeit gemeint ſey? antwortet Heinrich Schreiber im Taſchenb. f. Geſch. Südd. II. S. 278: „Wer am Charfreitag ſich mit dem linken Ohr auf die Erde legt, der hört zwar den Teufel ſchreien, muß aber in demſelben Jahre ſterben.“ Da aber „Tod und Teufel,“ ſeitdem der Letztere in die Hölle geſetzt war, zuſammenſtgeellt ſind (Grimm, Seite 814), ſo kann bei der Vorſtellung, daß die Hölle im Bauche der Erde ſich befindet, länger kein Zweifel obwalten, daß Wieland der Tod

*) Valant hieß auch der Teufel (Grimm S. 943).

ſey. Dachte man ſich doch auch nicht nur zu Virgils Zeiten, ſondern noch im chriſtlichen Mittelalter der Cyclopen rußige Werkſtätte, den Aetna, als den Eingang in die Unterwelt! Auch daß Wieland und ſeine beiden Brüder Walkyren heirathen, welche bekanntlich die Menſchen für die Walhalla erküren (Grimm S. 389), und Odins Schlachtmädchen ſind, verräth deutlich die Beziehung dieſer Brüdertrias zum Tode.

Wenn aber das Schmieden bei den Germanen, wie bei den Indiern, denen die Diener des unterirdiſchen Kuveras — geſpenſtiſche Zwerge, welche das Schmiedehandwerk treiben — als dämoniſche Beſchäftigung galt, ſo hatten ſie doch auch von ihrem Stammvolke, den Perſern, eine günſtigere Meinung von dieſer Beſchäftigung ererbt. Als nämlich in Perſien durch des tyranniſchen Zohaks Mordgelüſte die Noth auf's Höchſte geſtiegen war, ſteckte der Schmied Gao ſein Schurzfell als Vereinigungszeichen auf. Es verſammelten ſich Viele, und Feridun an ihrer Spitze beſiegte den Zohak in der Feldſchlacht. Das Schurzfell des Schmiedes ward von Feridun zum Reichspanier geweiht, und jeder nachfolgende König ſchmückte es mit neuen Edelſteinen. (Herbelot Bibl. or. II. p. 616). Daß dieſe freundlichere Seite der Schmiedethätigkeit bei den Deutſchen durch die Vorſtellung des Dämoniſchen und Zauberhaften nie ganz verdunkelt worden, beweiſen folgende Sagen, in welchen ſämmtlich der Schmied als Antagoniſt des Teufels auftritt:

Ein Schmied war ſo arm geworden, daß er weder Eiſen noch Kohlen mehr hatte, da kam ein Reiter und wollte ſein Pferd beſchlagen haben; der Schmied ſagte: er wolle nur erſt im nächſten Dorfe Kohlen und Eiſen borgen. „Fehlt dir weiter nichts?“ ſagte der Reiter, ſo will ich

dir bald geholfen haben, unterſchreib nur dies Blatt mit deinem Blut. Der Schmied ging darauf ein, ritzte ſich den Finger und unterſchrieb. Als er wieder aus der Stube herauskam, war der Hof voller Eiſen und Kohlen. Er beſchlug das Pferd, worauf der Mann wieder fortritt. Er aber bekam große Kundſchaft, und ward wieder wohlhabend. Später ritt ein Anderer auf einem Eſel herbei und ließ den beſchlagen. Als es geſchehen, ſagte der Fremde: „Geld habe ich nicht, aber wünſche dir drei Dinge, und ſie ſollen erfüllt werden.“ Nun wünſchte ſich der Schmied einen Stuhl, worin jeder, der ſich hineinſetzt, ſitzen bleibt; einen Birnbaum, von dem Niemand, der hinaufgeſtiegen, ohne ſein Geheiß wieder herabkam; und einen Sack, aus welchem ohne ſein Geheiß Niemand wieder herauskam. Der Mann auf dem Pferd war der Teufel, der auf dem Eſel aber war der heilige Petrus geweſen. Wie Jener nun kam und das unterſchriebene Blatt zeigte, und den Schmied als ſein Eigenthum holen wollte, ließ dieſer ihn auf den Stuhl niederſitzen, und peitſchle ihn durch, bis er zum Fenſter hinausflog. Den zweiten Teufel lockte er auf den Birnbaum, den dritten in den Sack. *Als der Schmied merkte, daß ſein Tod ſich nähere, ließ er ſich ſein Schurzfell umbinden.* Er klopfte an das Höllenthor, aber die Teufel wollten ihn nicht. Er kam vor den Himmel, Petrus wollte ihn auch nicht, doch ließ er ihn hineinſehen. *Da warf der Schmied ſein Schurzfell in den Himmel*, ſetzte ſich darauf, und ſagte: er ſitze auf ſeinem Eigenthum, von dem ihn Niemand vertreiben könne.

Zu dieſer von Grimm uns aufbehaltenen hannöverſchen Sage (Hausmährchen III. S. 144) bildet folgende einen Pendanten, denn in der Hauptſache iſt ſie dieſelbe:

Im Münſterſchen wird der Schmied von Bielefeld als ſolcher bezeichnet, der die drei Zaubergaben beſaß. Der Schluß hat aber einige beſondere Züge, nämlich als der Schmied auch von den Teufeln abgewieſen iſt, geht er

zum zweiten Mal vor den Himmel, und ſtellt ſich vor das Thor, zuzuſchauen, wie die Seligen von dem heil. Petrus eingelaſſen werden. Es kommt ein Reiter mit Stiefeln und Sporn und will geradezu hinein, der Apoſtel aber ſagt: „Glaubſt du, daß man mit Stiefeln und Sporn ins Himmelreich dringt?“ Darauf erſcheint eine fromme Jungfrau, der öffnet Petrus gleich das Thor, der Schmied benutzt die Gelegenheit, und wirft ſein Schurzfell hinterdrein. „Was wirfſt du das ſchmutzige Schurzfell in den Himmel?“ fragte der Apoſtel. Der Schmied antwortete: „Ich wills wieder herausholen, wenns euch zu ſchlecht iſt.“ Wie er aber im Himmel iſt, breitet er es hinter die Thüre aus, und ſetzt ſich drauf, und ſpricht: „Nun ſitze ich auf meinem Eigenthum, und gehe davon nicht herab.“

In beiden Sagen iſt das Schurzfell das Heilszeichen, welches den Beſitz des Himmels ſichert, und die Macht des Dämons bricht, ganz wie in der perſiſchen Sage, wo das Schurzfell eines Schmiedes das Palladium des Reiches wird, weil deſſen Beſitzer den Zohak überwunden hatte. Zohak war aber Niemand anders, als der Teufel, was ſchon ſein Name (der Dränger, Bedrücker) ausweist; und wie in der Apokalypſe der Satan in den Tartarus angeſchmiedet wird, ebenſo Zohak im Gebirg Damawend von ſeinem Beſieger an einen Felſen geſchmiedet, wo er bis an's Ende der Welt verharren muß. Zohak hatte ein Jahrtauſend regiert, wie Satan auf tauſend Jahre aus der Hölle losgelaſſen werden ſoll; der Teufel ſoll ſich als Koch bei Zohak vermiethet und ihn mit Menſchengehirn gefüttert haben. Aus den Schultern wuchſen ihm gefräßige Schlangen heraus, ſämmtlich Andeutungen ſeines diaboliſchen Weſens. Aber ein Schurzfell hatte ihn überwunden. Es muß alſo das Alterthum mit dem Schmieden nicht immer einen gehäſſigen Nebenbegriff verbunden haben. Daß im deut=

ſchen Mährchen der Eſel das gute Prinzip, das Roß aber das böſe repräſentirt, erklärt ſich daraus, daß der erſtere das Reitthier des Heilands war, das Pferd aber an Odins Schimmel gemahnt, der ebenfalls einſt bei einem Schmied einkehrte, hingegen von der chriſtlichen Sage in den wüthenden Jäger umgewandelt wurde (vergl. S. 22 Anm.), hier aber wiederholt als diaboliſches Weſen auftritt.

Daß ſich die Zwerge für ihre Dienſte bezahlen laſſen, hat man, da ſie gewöhnlich den von ihnen begünſtigten Sterblichen die Schätze der Erde öffnen, nur als Opfergabe zu deuten. Man brachte jeder Gottheit ſolche Geſchenke, die ihr innerſtes Weſen bezeichnen. So erhielt Charon den Obolus von den Todten, die er in die Unterwelt überfahren ſollte, nicht als Fährgeld, ſondern, weil er als Pluto auch Plutus iſt, und eben dieſer iſt der Reichthumſpender; wie Hermes aus demſelben Grunde, weil er Seelenführer in's Schattenreich, und darum auch Pluto's unſichtbar machenden Helm (*Ἄϊδος κυνέη* Iliad. 5, 845) beſitzt. Dieß führt mich auf die Gabe der Zwerge, ſich unſichtbar zu machen, wenn ſie die Nebel= oder Tarnkappe aufſetzen. Aber ſchon Grimm verglich Mercurs petasus mit Odins breitem Hut*); und die rothen Kappen — wovon die R o t h m ü t z c h e n in Flandern**) den Namen haben, oder die breiten Hüte der Zwerge, zu deren Familie

*) In einem eddiſchen Liede (Saem. 46b) heißt Odin: „der Breithutige" (Sidhötter), in einer Sage bloß der Hutige (Höttr) Fornald Sög. 2, 25.

**) In Oſtflandern halten die Knechte es ſehr mit den Rothmützchen, weil ſie ihnen die ſpröden Geliebten Nachts aus dem Bette holen und ihnen in den Pferdeſtall bringen. Wenn nun das Mädchen früh erwacht, iſt es beſchamt, und froh, wenn der Knecht ſchweigt. (Wolf D. S. Nr. 239.)

der Hildesheimer Kobold „Hütchen“ gehört*) — mit den Hüten der Patäken und Kabiren, die, ebenfalls ungeſtaltete häßliche Däumlinge (Dactylen = Fingergötter), im Innern der Berge Erzarbeiten verrichten. Ferner vergleicht Grimm (S. 126) mit Hermes, dem δωτωρ ἐάων, d. i. dem Geber alles Guten, den Zwerg Gibiko, Kipicho, Giebich**), der mehrern Ver-

---

*) Auch Hütchen (niederſ. Hödeke) iſt neckiſcher Natur, wie die Rothmützchen, doch neckt er nur die Schuldigen. Bösartig iſt der engliſche Kobold Couriquet, er führt den Wanderer vom rechten Pfade, und ſein runder Hut iſt von ſo ungeheurer Größe, daß er ſich ganz in ihm einhüllen kann. (Ausl. 1846. Nr. 333.) Wem es glückt, ſich der Mütze eines Zwerges zu bemachtigen, dem wird er dienſtbar (Temme Pommerſche Sag. S. 261.)

**) Goth. giba, ahd. këpo, i. e. Geber, die hinzugefügte Diminutivendung gibika ſoll bloß den Begriff des gütigen Gebers hervorheben (Grimm Gramm. III. 664.) Im Weltharius heißt Guntharis Vater Gibicho (munificus). In mehrern Landſtrichen Deutſchlands ſind Felſen und Waldhügel nach Gibiko benannt, worunter am bekannteſten Givikenſtein, das jetzige Gibichenſtein bei Halle, deſſen die Annaliſten des 11. Jahrhunderts als eines Magdeburgers Schloſſes und königl. Gefängniſſes erwähnen — 1004 wurde hier der Baiernherzog Heinrich gefangen gehalten, 1014 der Longobarde Eppelin, 1027 Ernſt von Schwaben, 1045 Herzog Gottfried von Lothringen, 1070 Ludwig der Springer — ferner Gevekenſtein bei Nienburg an der Weſer, wo ſich Heidengräber und ein ſogenanntes Teufelsbett befinden; endlich ein Felſen Gübichenſtein oder Hübichenſtein, mitten auf dem Harz im Walde unweit des Förſterhofes in Grund. Von dieſem letztern gehen Volksſagen aus, in welchem (ſ. Harrys Sagen Niederſachſens 2. Abthl. S. 32—48) ein wohlthätiger Zwergkönig Gübich geprieſen wird; alſo dringt ſich bei der Annahme, Gibich ſey Eigenname, die Frage auf: Mit welchem Fug ſollte der Genetiv vor „Stein“ auf menſchliche Anbauer und Beſitzer zu beziehen ſeyn? Folglich deutet ſich Gibichenſtein, wie Brunhildenſtein, Kriemhildenſtein, Witgenſtein u. a. m. nach Helden und höhern Weſen, welche die Sage meiſt auf ſolchen in der Wildniß gelegenen Felſen hauſen ließ. So mahnt das Teufelsbett des Nienburger Gibichenſteins an Brunhildenbett auf dem Feldberg.

(Grimm in Haupts Ztſchr. 1841. S. 575.)

gen in Deutſchland den Namen gab. Dieſer Zwergenkönig im Harz erſcheint als alter Mann mit grauem Bart, wie auch Odin bärtig gedacht wurde, daher von ſeinem Cultus die Bewohner des obern Italiens Longobarden (Langbärte) genannt wurden. Harrys (niederſächſ. Sagen II. S. 1) rühmt Giebichs Freigebigkeit. Außer dieſem ſoll er durch Spendung heilſamer Harzkräuter Manchem die Geſundheit wieder verſchafft haben.

Die Zwerge ſind gleichbedeutend mit den Alben oder Elfen, auch dieſe haben einen König, den Alberich oder Alberon, bekannter unter ſeinem franzöſiſchen Namen **Auberon** = Oberon. Sein Beiname „von Mons“ ſcheint auf ſeinen Aufenthalt in Bergen (**mons**) hinzuweiſen. In der Sage des Weſtens ein lockiger Knabe mit dem Lilienſtengel (Wünſchelruthe?), iſt er in der Sigfriedſage ein wilder Zwerg. Schon der Name Alf, Alb, Alp, bezeichnet ein Nachtgeſpenſt, und noch andere Eigenthümlichkeiten der Elfen geben ſie als dämoniſche Weſen zu erkennen. Ihr Aufenthalt ſind Höhlen, Klüfte. Innen iſt freilich Alles glänzend, liebliche Muſik tönt Nachts dort hervor. Bei Tage ſind ſie unſichtbar. Nur an Orten, wo Menſchen ſelten hinkommen, halten ſie ihre Ringeltänze, z. B. auf Leichenäckern, Wieſengründen, bei Bächen und Flüſſen (wie die Nixen). Der erſte Sonnenſtrahl ſtäubt ſie auseinander. Ein Hut oder Käppchen, wozu ſie meiſt die rothen Blüthenglocken des Fingerhuts nehmen, bildet ihre Kopfbedeckung, vermuthlich, um unſichtbar zu bleiben (vergl. oben). Da ſie nur Nachts an die Oberwelt kommen, ſo ſind ſie freilich hinſichtlich der Nahrung nur auf den Thau angewieſen, den ſie von den Blättern ſammeln. Dennoch ſtehen die Elfen, wie die Zwerge ebenfalls, zuweilen in Beziehung zu den Menſchen, vielleicht

als die ihnen von der Geburt bis zum Tode beigegebenen Schutzgeiſter? Gewiſſe Familien haben in Irland ihre beſondern Elfen, denen dieſe ergeben ſind, wofür ſie aber in bedenklichen Fällen Hilfe, in tödtlichen Krankheiten Geneſung erhalten. Weil ſie aber ihren Elfen nach dem Tode zufallen, ſo iſt der Tod des Menſchen für ſie ein Feſt, wo einer der Ihrigen die Geſellſchaft verſtärkt. Daraus geht deutlich ihre unterweltliche Beſtimmung hervor. Des Todten Beſtattung feiern ſie wie ein Hochzeitfeſt, durch Tanz auf ſeinem Grabe. Aber auch den Seelen der Verſtorbenen werden, wie die Göthe'ſche Ballade, „der Thürmer" uns belehrt, Reigentänze auf Gräbern zugeſchrieben. Die Kämpfe der Elfen finden Nachts auf Kreuzwegen ſtatt. Die Elfen ſind eigentlich vom Himmel verſtoßene Engel, die nicht bis in die Hölle geſunken ſind, aber ungewiß über ihre Zukunft, ob ſie am jüngſten Tage begnadigt werden. Daher ihr Doppelcharakter, ihre Empfänglichkeit für das Gute, wie für das Böſe*). In Erinnerung der urſprünglichen Lichtheimath wohlwollend gegen die Menſchen, treibt ſie doch das böſe Element ihrer Natur zu verderblichen Streichen. Ihre Schönheit, die Pracht ihrer Wohnungen, ihre Fröhlichkeit iſt Schein, ihre wahre Geſtalt grauſenhaft. Erblickt man ſie, was aber ſelten iſt, bei Tage, ſo zeigen ſie ein dem welken Blumenkohl ähnliches Geſicht, rothe Augen und graues Haar. Ihre ſelten vernehmbare Stimme iſt die eines Greiſes; ſie ſind ſchadenfroh;

*) Der gemiſchte Charakter der Elfen tritt am deutlichſten beim Hügel-, Moos- und Sumpfvölkchen und den Hausgeiſtern hervor. Die Bergtrollen und Waldleute ſind auch nur zu Zeiten böſe, eben ſo der Neck oder Nix.

obgleich unerſättlich, gedeihen ſie doch nicht. Die böſen Elfen ſind beſonders in der Mainacht thätig, ihr Anhauch verurſacht Beulen und Geſchwüre. Aus dem Satze, daß der Gott, welcher die Plage ſendet, ſie auch abwehrt — woraus ſich die doppelte Bedeutung des apolliniſchen Prädicats: Päan (Beſchädiger und Arzt) erklärt — begreift ſich auch, warum man den Zwergen, deren Anhauch oder Anblick bei Menſchen und Vieh Krankheit und Tod hervorzubringen vermag (Iriſche Elfenm. XLV. CII.), dennoch auch die Kenntniß von Heilkräften der Steine und Pflanzen zuſchreibt (Grimm, Myth. S. 420, 426). Wie ſie den Heerden ſchaden können (D. S. Nr. 30. Wolf, N. S. Nr. 572.), ſo ſorgen ſie auch für dieſelben (D. S. Nr. 298). Wenn ferner ihnen nachgerühmt wird, daß verwahrloste Kinder bei ihnen Speiſe und Unterkommen oder ſonſtige Hülfe finden (D. S. Nr. 298. Mone's Anz. d. Vorz. V. S. 415, Arndt, Mährchen I. S. 135, 156), ſo muß der ihnen gemachte Vorwurf des Kinderdiebſtahls und des Unterſchiebens von Wechſelbälgen, Dickköpfen oder Kielkröpfen, die ungeachtet ihrer Gefräßigkeit nicht zunehmen, eine Verdrehung der urſprünglich heidniſchen Sage ſeyn. Dieß zeigt ſich ſchon daraus, daß, wenn der Wechſelbalg zurückgenommen iſt, die Mutter ihr rechtes Kind friſch und geſund, ſüß lächelnd, wie aus tiefem Schlafe erwachend, wieder findet (D. Sag. Nr. 81). Es hat ſich alſo in der Obhut der Zwerge ſehr wohl befunden, wie die Sagen es auch geradezu ausſprechen, daß die Kinder, welche ſie rauben, es bei ihnen beſſer haben, als bei ihren Eltern (D. S. Nr. 50). Der Glaube an Wechſelbälge, bemerkt Müller ſinnig, beruht darauf, daß Krankheit oder Mangel an Gedeihen eines Kindes die ſorgſame Mutter, welche

es ſich nicht zu erklären vermag, auf den Gedanken bringt, ein geiſterhaftes Weſen trage die Schuld, das ein anderes Kind an die Stelle des ihrigen untergeſchoben. Man würde dieß aber den Zwergen nicht beimeſſen, wenn der urſprüngliche Glaube ihnen nicht zugleich die Sorge für die kleinen Kinder zugeſchrieben hätte. Der iriſche Cluricaune überliſtet und wird überliſtet, weiß von verborgenen Schätzen, entdeckt ſie, aber nur gezwungen. Die Phuka (Puk, Spuk?) zeigt ſich als Adler, Fledermaus, Rappe, jagt mit dem Menſchen, deſſen ſie ſich bemächtigt, über Abgründe, in die Tiefe des Meeres, ſogar in den Mond hinauf. In Schottland denkt man ſich den Einfluß der Elfen am Freitag am ſtärkſten*). Sie reiten Nachts die Pferde müde, die ſie aus den Ställen locken. Schweif und Mähne findet man am Morgen verwirrt, die Thiere keuchend. Dieß geſchieht meiſt in den Julnächten. Gewöhnlich iſt es ein ganzer Zug von ſolchen Geiſtern. An einigen Orten heißt dieſer ſpukhafte Umzug Aaskereia oder Hoskelreia. In dem erſtern Wort erkennt Grimm (Myth. S. 531) eine Andeutung, daß es ein Zug nach Aſgard (asgardreida) ſey, d. h. die Fahrt der Seelen gen Himmel. Zu Pertſhire in England glaubt man, daß wenn Jemand am heiligen Abend allein neunmal um einen Elfenhügel gehe, linker Hand eine Thüre offen ſtehe, durch welche er hinein gelangt. Um wieder herauszukommen, muß er den jährlichen feierlichen Zug der Elfen am heil. Abend abwarten. Wer von den Leckerbiſſen, die ſie ihm vorſetzen, koſtet, iſt — wie Proſerpine, durch den Genuß eines Granatapfels in

*) Den Waſſernixen gehört der Donnerſtag.

Pluto's Behauſung, an ihren Entführer — immer an ſie gebunden, und verwirkt die Geſellſchaft der Menſchen. Weil ſich die Elfen mit Menſchen begatten, ſo bedürfen ſie oft einer Hebamme, deren Dienſt ſie aber reichlich belohnen. Mit Recht hält es Müller für eine Trübung des urſprünglichen Glaubens, wenn erzählt wird, daß menſchliche Frauen häufig herbeigerufen werden, um kreißenden Zwerginnen (D. S. Nr. 41.) oder Elfinnen (D. S. Nr. 68. und Temme Sagen der Altmark Nr. 73., welche den Familiennamen Alvensleben erklärt, weil die Stammmutter dieſes Hauſes bei den Alfen gelebt) Hülfe zu leiſten, obgleich die Bildung ſolcher Sagen für das trauliche Verhältniß, in welchem die Menſchen zu jenen Geiſterweſen ſtehen, Zeugniß gibt. Dreht man aber die Sache um, und nimmt an, daß die Zwerginnen bei der Geburt eines Menſchenkindes zugegen ſind, ſo gewinnt man eine Anknüpfung an den in der Edda (Saem. 188ª Sh. 19) ausgeſprochenen Glauben, daß einige Nornen, welche bei der Geburt eines Kindes erſcheinen, vom Geſchlechte der Zwerge ſind.

Die Elfen ſind nicht nur ihrer Kunſtgeſchicklichkeit wegen berühmt, ſie bringen auch das Schwierigſte in wenigen Augenblicken zu Stande. Als Baumeiſter ſuchen ſie ihres Gleichen, ihre eigenen Wohnungen halten Jahrtauſende. Daß ſie Kinder ſtehlen, wurde ſchon oben berichtet, aber auch auf ſchwangere Frauen machen ſie Jagd, vielleicht wegen ihrer, obſchon noch ungebornen Frucht? Sollte ihre Neigung zu Kindern aus der Abſicht hervorgehen, wie dieß Geiſterart iſt, nur mit unſchuldigen Weſen zu verkehren? Die ſchändlichſte Handlung der Elfen iſt die, daß ſie Menſchen und Vieh mit einem Zaubergeſchoß, dem Elfenkeil,

tödten. (Daher alſo das Sprichwort: er hat den Schuß, iſt albern, wenn Jemand mit den Alben oder Elfen in Berührung kam?) Der Elfenkeil iſt hart und gelb, dem Feuerſtein ähnlich, den er oft erſetzt. Er hat häufig die Form eines Herzens, deſſen Ränder gezähnt ſind, wie eine Säge. Schon die Berührung dieſes Keils, mit dem die Elfen ſicher zielen, bringt plötzlichen Tod. (Das wäre alſo ein Surrogat für Odins Todesſpeer Gungnir, obſchon dieſer das Product der Zwerge iſt). Der **Brownie** der Irländer hat von der braunen Geſtalt den Namen; aber auch Odin heißt Bruno (**Saxo l. VIII. p. 146. Fornald Sög. I, 380.**); er wird bald als wohlgewachſen, bald als mager und zottig dargeſtellt (wie irgendwo auch Odin).

Obgleich Elfen und Zwerge oft ineinander übergehen — ſo ſtammt der kunſtſinnige Schmied Wieland (Völint) der Wilkinaſage zufolge, von den Elfen ab, iſt aber bei Zwergen in der Lehre, obſchon er ſelber ein Sohn des Rieſen Vadi, was auch nicht befremden darf, da oben ſchon die Gabe der Zwerge, ſich zu Rieſen auszurecken, erwähnt wurde — Eigenſchaften und Attribute der Elfen auch den Zwerge zugeſchrieben werden, ſo ſcheint doch zuweilen das Weſen Beider als ein ſehr verſchiedenes bezeichnet zu werden, ja ſogar die Elfen ſelber werden in Licht- und Nachtelfen abgeſondert. Die Lichtelfen ſind dann Vergeiſtigungen des reinſten Naturorganismus, blanker als die Sonne, welche daher „Elfen ausſtrahlend" (**alfrödull**) heißt. Begreiflich iſt es alſo, wenn den Lichtelfen das Geſchäft zugetheilt iſt, das Wachsthum der aus dem Boden emporkeimenden Pflanzen zu beſorgen, während die pechfarbenen, in der Erde wohnenden Schwarz-Elfen über die im Boden noch verborgenen Keime und Sa-

menkörner wachen. In Gegenden, wo der Elfenglaube weniger vorherrſcht, mochten daher die Sagen von pflügenden Teufeln entſtanden ſeyn. Nicht nur der böhmiſche Heilige Procopius zwang ſie zu ſolchem Dienſte, wie man auf einem Steinpfeiler der Prager Brücke kunſtvoll ausgemeißelt erblickt, ſondern auch bei den Flamändern hat ſich eine ähnliche Sage erhalten:

In der Gegend von Hekelghem hatte der Teufel es ſich einmal einfallen laſſen zu pflügen. Nachdem er die Arbeit einige Stunden lang fortgeſetzt hatte, wurde er ihrer überdrüſſig, nahm die Steine und Erdklötze von der Pflugſchaar, und ſchmieß dieſelbe zur Seite. Die Furche aber, welche der Pflug zurückgelaſſen, iſt das Flüßchen Dender, und die zur Seite geworfenen Erdklötze und Steine, das ſind die kleinen Hügel, die in der Nähe des genannten Ortes, ungefähr ³/₄ Stunden von dem Fluſſe, ſich erheben. Nach Andern ſoll dem Teufel die Furche zu tief geworden ſeyn, und er darum eingeſehen haben, daß kein Same in derſelben fortkommen könne. Wieder Andere ſagen, das Waſſer ſey in die Furche gedrungen, und deshalb habe der Böſe nicht weiter gearbeitet. (Wolf Niederl. Sag. Nr. 184.)

Offenbar iſt auch hier Odins Beſchäftigung auf den Teufel übertragen, denn unter dem Namen Bölverkr hatte Odin einen Sommer hindurch dem Rieſen Baugi Feldarbeit verrichtet. (W. Müller, altdeutſche Religion S. 187).

Da Odins Verrichtungen in ſpäterer Zeit auf die Zwerge übertragen wurden, ſo darf man ſich nicht wundern, auch dieſe als Aufmunterer des Ackerbaues anzutreffen:

Vor Zeiten pflügte einmal ein Hirt mit ſeinem Knechte, da ſah man aus der Felswand daneben dampfen und rauchen. „Da kochen und ſieden die Zwerge, ſprach der Knecht, und wir leiden ſchweren Hunger, hätten wir doch

auch ein Schüſſelchen voll davon.“ Und wie ſie das Pflugſterz umkehrten, da lag in der Furche ein weißes Laken gebreitet, und darauf ſtand ein Teller mit friſch gebackenen Kuchen, und ſie aßen dankbar und wurden ſatt. Abends beim Heimgehen waren Teller und Meſſer verſchwunden, blos das Tiſchtuch lag noch da, das der Bauer mit nach Hauſe nahm. (Grimm D. S. Nr. 298.)

Auf einem Berge in der Nähe von Kiel haftete ein beſonderer Segen. Wenn der Bauer vom Morgen an gepflügt hatte, und nun endlich Mittag da war, ſo brauchte er nicht nach Hauſe zu gehen Eſſens halber, denn um dieſe Stunde ſtand da ein Tiſch vor ihm, ſobald er ſich umkehrte, gedeckt mit feinem Tafelgeräth und beladen mit trefflichen Speiſen. Das kam Alles von den „Unterirdiſchen.“ (Volksb. 1844, S. 91.)

Aus dem Vorhergehenden iſt erſichtlich, daß die Zwerge ſich mit den Schwarzelfen in das Patronat der Agricultur theilen. Letztere haben ja ihren Namen von ihrer Unſichtbarkeit, von ihrem Aufenthalt unter der Erde, deren Schooß das Samenkorn aufbewahrt, darum ſchirmen die Lichtelfen die bereits ſichtbar gewordene, hervorgekeimte Saat, die Schwarzelfen aber die noch verborgene Frucht. Darum opferte man den letztern den Ackerſtier, röthete den Hügel, unter dem ſie hauſen, mit ſeinem Blut, und bereitete ihnen von ſeinem Fleiſche ein Mahl. Wie aber Demeter nicht nur das Samenkorn, ſondern auch die Todten in ihre Obhut nimmt, und darum die „Schwarze“ (μελανις, μελαινη) hieß, ſo ſagt man von den Schwarzelfen, daß ſie nicht bloß das goldene Haar (den Getreidehalm) der Erntegöttin Sif (des Donnerers, d. h. des Sommergottes Gattin), das ſobald es auf den Kopf gelegt wurde, wuchs, verfertigt hatten; ſondern auch Odins Spieß Gungner, der in der Schlacht immer traf, das Geſchoß des Todes. Unheil und Seuchen kommen von dieſen unterirdiſchen

Elfen. Beſchwörer und Zauberinnen, die man in Schweden „Kluge“ (kloka) nennt, können aber jene Uebel unwirkſam machen, denn ſie wiſſen genau, ob das Uebel von der Luft (den Elfen), dem Waſſer (den Nixen), oder der Erde (den Berggeiſtern) kommt. Iſt das Erſtere der Fall, ſo darf der Sieche nur etwas von ſeinem Linnen oder Haar auf Dreikreuzwegen opfern, weil an ſolchen Stellen die Elfen ſich verſammeln. Im andern Falle wird ein Opfer am Donnerſtag in den Fluß geworfen, und im letzten Falle legt man beim Sonnenuntergang des erwähnten Wochentags *) ein Stück Metall, einen Pfennig 2c. in den Elfentopf, um die Geiſter zu verſöhnen. Dieſe Elfentöpfe **) werden ſorgfältig von klugen Frauen, Nachkommen der alten Horg-Bräute, bewacht. Sie beſchmieren das Opfer mit Schweinfett — der Eber wurde dem Odin geopfert! — verleſen Gebete und machen über dem Topf Kreuze. Afzelius (Schwed. Volksſ. II. S. 287) berichtet: „Die Horgabräute der Elfen fangen, wenn ſie zu dem Kranken gerufen werden, damit an, daß ſie geſchmolzenes Blei in Waſſer gießen, und aus den Formen, welche es

*) Auch den Zwergen iſt dieſer Tag geweiht. Im Gute Depenau war ein Dienſtmädchen, die hatte einen Bräutigam, der ſie von Zeit zu Zeit beſuchte, aber nie ſagte, wo er zu Hauſe ſey und wie er heiße. An einem Morgen nun, als das Mädchen zum Melken ging, hörte ſie auf der Koppel nebenan Einen luſtig ſingen. Sie geht an den Zaun, ſchaut durch den Buſch, da ward ſie einen Zwerg gewahr, der tanzte und ſang:

Uns Margreit Dat nich weiß,
Dat ick H a n s D o n n e r ſt a g heiß.

Da merkte ſie, daß der Zwerg ihr Bräutigam ſey. Als er wieder kam, ſagte ſie: ſie wolle nichts mit ihm zu thun haben, er wäre ein Unterirdiſcher. (Müllenhof Schleswg-Holſt. und Lauenb. S. 578.)

**) Elfentöpfe oder Elfenmühlen (Alfguärnar) ſind kleine rund ausgehöhlte Steine. Auf dieſen ſitzen die Elfen.

annimmt, ſchließen ſie auf die Einwirkung der Elfen, und ſtellen, nachdem ſie ſich haben bezahlen laſſen, am nächſten Donnerſtag eine neue Operation an, die ſie „den Elfen ſchmieren“ nennen.“ — Daß die Schwarzelfen, wenn ſie ſich von einem Sonnenſtrahl überraſchen laſſen, in Stein verwandelt werden, was kann dieß anders bedeuten, als daß todtes Geſtein, Fels und Klippe, in der Nacht als geſpenſtiſche Weſen ſich ausnehmen?

Ich muß hier noch einmal auf das Etymon des Wortes Elf zurückkommen, weil ſich daraus am leichteſten beweiſen läßt, daß die Exiſtenz der Lichtelfen nicht ſo alt iſt als die der Schwarzelfen, d. h. daß die letztern von den Zwergen ſich kaum trennen laſſen. Sie ſind ſämmtlich Geiſter der Finſterniß, abgeſchiedene Seelen oder Todesboten. Grimm (Iriſch. Elfenm.) meint: Wenn kein Denkmal vor dem 13. Jahrhundert in der hochdeutſchen Sprache die Form alp enthält, ſo ſcheint es nur an der Veranlaſſung gefehlt zu haben, eines heidniſchen, von den Schriftgelehrten verachteten Begriffs Meldung zu thun. Der Ausdruck aber iſt uralt. In mittelalterlichen Gedichten iſt die Form „elbiſch Feuer“: Irrlicht, Elber, Elbin gebräuchlicher. Man denke hier an den Elberich der Nibelungen, der als Auberon in Frankreich, als Oberon durch die Normannen auch in England bekannt wurde (denn ſonſt müßte er dort, da Ob das engl. Elf iſt, Elfric geheißen haben). In agſ. Denkmälern begegnet man ſowohl dem einfachen ålf, als auch demſelben in ſeinen Zuſammenſetzungen Älfric, Alfred, Elfride etc. Bei den ſpätern altengliſchen Dichtern (Chaucer) kommt elve, elquene, elvish u. ſ. w. vor. Am reinſten haben die nordiſchen Sagen und Gedichte die Benennung erhalten. Altnord. alfr, Plur. alfar, ſchwed.

elf, Plur. elfar, dän. elv, Plur. elve, in Zuſammenſetzung ellefolk, ellekonge, ſtatt elvefolk u. ſ. w. Aus ellekonge iſt durch Mißverſtändniß die unrichtige deutſche Ueberſetzung „Erlkönig“ (ſ. Ellekönig, Elfenkönig) entſtanden. (Daß Elfen Kinder und Jungfrauen ſtehlen, wurde ſchon oben bemerkt). Was ſollte auch zwiſchen jenem Geiſt der Göthe'ſchen Ballade und der Erle für eine Verbindung denkbar ſeyn? (Grimm Vorr. zu d. Ir. Elfenm. S. LXI). Die Urbedeutung von alp, alf, alfr iſt das lat. Albus (vgl. αλφιτον Mehl, ἀλφιτά, ein weißes Geſpenſt). Verwandt iſt vielleicht der Flußname „Elbe“ (franz. Aube). ohne daß man darum bei den Elfen an Waſſergeiſter zu denken braucht, was ſie nur zuweilen ſind. Wenn die Edda weiße und ſchwarze Elfen nennt, ſo unterſcheidet ſie die letztern als zwerghafte Bergbewohner. In den Kenningar kommt ein Zwerg Alfr vor. Die Lichtelfen aber ſind durchſichtig (Luftgeiſter), ihre Kleider ſilberſchimmernd, weil des Mondes Strahl auf ſie fällt. Dieſe meint die Edda (Saem. I, 70 u. 231) mit der Bezeichnung: elfenanſtrahlend. Die Erdelfen hingegen ſind eine braune Geſtalt in dunkelfarbnen Kleidern. Sie treiben ihr Weſen in der Nacht, der Sonnenſtrahl verwandelt ſie in Stein (Saem. I. 274 II. 44).

In Deutſchland war ehedem der Begriff der Lichtelfen der allgemeinere, dieß zeigt der Umſtand, daß ſeit der Bekehrung zum Chriſtenthum engil, ebenſo wie früher alp, zu Namenbildungen gebraucht wurde, vgl. Engilrich, Engilhart, Engilbert u. ſ. w. Die Elfen haben die Geſtalt von Kindern, Elberich liegt als Kind von vier Jahren unter einer Linde, wo ihn Otnit kraft eines Ringes ſieht, und meint ihn als Kind fort-

tragen zu können (Str. 99. 108). In der Wilkina-Saga (c. 26) bittet der Kleine den Dietrich, der ihn gepackt hat: er möchte ſeinen kleinen Leib und ſeine ſchwachen Glieder nicht zerdrücken. Im franzöſiſchen Volksbuch iſt Oberon: „drei Fuß hoch, ſein Geſicht von himmliſcher Schönheit“ (**Oberon, qui n'a que trois pieds de hauteur, il est tout bossu, mais il à un visage angelique, il n'y a personne sur la terre, qui le voyant, ne prenne plaisir à le considerer, tant il est beau**). Hingegen in den Nibelungen erſcheint Elberich (Oberon) alt und bärtig (wie Odin). Bei der Zuſammenſetzung der Namen trat das chriſtliche *engil* an die Stelle des heidniſchen *alp*, und die Engel, deren kleine Geſtalt in der Bibel und den Kirchenvätern ſich nicht nachweiſen läßt, denkt ſich nun das Volk wie die Elfen, als ſchöne Kinder; aber bei deutſchen Schriftſtellern des 9. und 10. Jahrhunderts ſind die Engel Jünglinge und werden Gottes Booten (ἄγγελοι) genannt. Um 1250 änderte ſich das, ein bairiſcher Prediger Berthold († 1272) ſagt im Sermon von den Engeln, „daß ſie alleſamt ſind jugendlich gemalt als ein fünfjährig Kind.“ Die Elfen haben aber keine Flügel, alſo mußte man dieſe von den Genien der Römer borgen. Indeß ließe ſich das Geflügeltſeyn der Elfen mit den Schwanenjungfrauen beweiſen. So erzählt eine ſchwediſche Sage von drei ſchönen Elfinnen, die in drei Johannisnächten auf den Waizenacker eines reichen Landmanns geflogen kamen und deſſen drei Söhne heiratheten. Auch ſollen mehrere nordiſche Geſchlechter von mütterlicher Seite geflügelte Elfen zu Ahnen haben. In Småland lebte eine Familie, deren Stammmutter eine Elfenjungfrau war, die mit den Sonnenſtrahlen

durch ein Aſtloch in der Wand hereinflog und dem Sohn des Hauſes ſich vermählte. Er zeugte mit ihr vier Kinder; ſie verſchwand aber hernach auf dieſelbe Weiſe, wie ſie erſchienen war. Bekannt iſt die Vermählung Wielands und ſeiner beiden Brüder mit drei badenden Schwanenjungfrauen, deren ſchönſte, von einem der Jünglinge ihres Federgewandes beraubt, 7 Jahre ſein Weib wird, bis er ihr einſt ihr Schwanenhemd zeigt und ſie in demſelben fortfliegt. Da Schwan und Gans in der Symbolik Gleiches bedeuten, die Gans aber, wie weiter unten gezeigt werden wird, zu Zaubereien diente, ſo möchte das Schwanenhemd der Elfin mit der Kappe des Zwerges daſſelbe bedeuten. Der Beſitz Beider gibt Gewalt über deren Eigenthümer. Die Vermählung Wielands und ſeiner Brüder mit jenen Elfinnen dient als ein neuer Beleg, wie beide Weſen in einander übergehen; denn obſchon auch Wieland ein Elfe, ſo war er doch bei Zwergen in der Lehre geweſen. Elberich hat glänzende Gewande. Die ſchottiſchen Elfen ſchildert Cromak als von kleiner Geſtalt, aber wohl proportionirt, von heller Geſichtsfarbe, mit langem gelben, über die Schulter fallendem Haar, das über den Augen durch goldene Kämme gehalten wird. Sie tragen einen Mantel von grünem Zeug mit eingewirkten Blumen, grüne Beinkleider, zugeknöpft mit ſeidenen Baumeln und ſilberne Schuhe. Sie haben Köcher von Natternbalg, und Bogen aus den Rippen eines Mannes gemacht, der da begraben iſt, wo dreier Herren Länder zuſammenſtoßen; ihre Pfeile ſind aus Schilfrohr, mit Flintenſteinen beſchlagen und in Schierlingsſaft getaucht (alſo Odins Speer im verkleinerten Maßſtabe); ſie reiten auf Pferden (wie Odin), deren Hufe nicht einmal den Thau einer Hyacinthe abſchlagen würde. Mit

ihren Pfeilen ſchießen ſie nach dem Vieh derjenigen, von denen ſie beleidigt worden ſind. Die Wunde iſt nur für Leute von höhern Gaben bemerkbar, dieſe können ſie auch heilen (Keightly Myth. II. S. 192). Die Elfen Irlands ſind von 18 Zoll Höhe. Von ihrer Winzigkeit läßt die Art und Weiſe ſchließen, wie ſie ſich in die menſchlichen Wohnungen ſtehlen. Einer aus dem Haufen verſucht es, das Schlüſſelloch in der Thür zu erſteigen. Er trägt einen Zwirnknäul bei ſich, an welchem er ſich inwendig herunter läßt, und es an irgend einem Möbel befeſtigt. Die, welche draußen ſind, bereiten ſich zum Einmarſch in die Speiſekammer in folgender Ordnung vor: Voran marſchirt der Sackpfeifer mit feierlichen Schritten und ſpielt einen Elfenmarſch, dann ſteigen die Andern, Eines nach dem Andern, auf den Faden und folgen ihm. Sie ſchreiten unter der Wölbung des Schüſſelloches durch, und begeben ſich an der andern Seite herab. Dann ſpringen ſie leiſe, Eins nach dem Andern, auf den Boden, und vollführen den Diebſtahl (Ebdſ. II. S. 211). Die Tracht der Unterirdiſchen iſt moosgrün, in ſchottiſchen, walliſchen, ſhetländiſchen und deutſchen Sagen („Moosweibchen"), in Norwegen blau, in Dänemark grau; die mit den Menſchen in Verkehr ſtehen, ſind Rothröcke. Eine Schweizerſage läßt die Zwerge in langen Mänteln dahertrippeln, welche ihre Füße ganz bedecken. Das wäre denn wieder Odins Mantel, wie ſein Hut bei den obengeſchilderten Zwergen mit der unſichtbar machenden Nebelkappe („Rothmützen"). Was nun die letztere anbetrifft, ſo iſt ſie in Dänemark und Schweden roth, die preußiſchen Zwerge tragen ſpitze, aufgekrämpte Hüte, die Bergmännlein haben weiße Hauptbedeckung. Wer die Mütze des Zwergs ſich verſchaffen kann, hat

auch ihren Eigenthümer in ſeiner Gewalt. Auf dieſe Art war Siegfried Elberichs Meiſter geworden, weil er ihm die Tarnkappe entwendet hatte. Zwerge, die ſo lange geſchlagen wurden, bis man ihre Mütze traf und dieſe abfiel, wurden dadurch ſichtbar und machtlos. Daraus erklärt ſich die Wichtigkeit der Kopfbedeckung bei den Elfen. Demnach iſt es begreiflich, daß die norwegiſchen Erdgeiſter, obwohl ſonſt ganz nackt, doch einen heruntergeſchlagenen Hut auf dem Kopfe haben. Aber auch die alten Römer dachten ſich den Hut vom geſpenſtiſchen Incubus oder Nacht-Alp unzertrennlich (Petron. c. 38). Sie konnten, als Abkömmlinge der Phönizier, freilich dabei an die ſpitzen Hüte der zwergartigen Patäken (Kabiren) gedacht haben, die auch auf etruriſchen Grabgemälden vorkommen.

Im nordiſchen Volksglauben iſt das Echo die Sprache der Berggeiſter — wer denkt nicht hier an die Geliebte des in Arcadiens Bergen verehrten Pan, der paniſchen Schrecken verbreitet? — in Schweden flüſtern die Elfen, der deutſche Kobold Hinzelmann hatte eine Knabenſtimme. Die Willis der Serben haben die Stimme des Spechts *). Eigentlich denkt man ſich die Elfen, wie die Römer ihre Laren, ſprachlos, darum heißen ſie in Irland „das ſtille Volk". Jedes Geräuſch, namentlich aber Glockengeläute — weil es zum chriſtlichen Gottesdienſt ruft — vertreibt ſie. Dieſelbe Abneigung dagegen äußern die Zwerge. Oft haben ſie in ganzen Schaaren einen Ort verlaſſen, wo Anſiedlungen der Menſchen einen Kirchenbau veranlaßten, und lediglich des verhaßten Glockentones wegen. Dieſes beweist neuerdings,

*) Auch die Willi's ſind eigentlich abgeſchiedene Seelen. Wir werden ſpäter auf ſie zurückkommen.

daß ſie dämoniſche Weſen ſind, denn um ſie von dem Todten abzuhalten, wird bei Begräbniſſen geläutet.

Die Speiſe der Elfen iſt nicht in allen Ländern dieſelbe. In Irland leben ſie (als Nachtweſen) nur vom Thau, aber in Deutſchland wird ihnen eine Schüſſel Milch, in Preußen ſogar Bier und Brod des Nachts hingeſetzt, dann die Thüre verſchloſſen. Am andern Morgen findet man, daß ſie davon gegeſſen. W. Scott (Minstrelsy II. S. 163) gedenkt einer Käſequelle auf der Spitze eines Berges in Penblesſhire, weil jeder Vorübergehende in dieſe den Elfen geweihte Quelle Käſe als Opferſpende hineinwarf.

Die Elfen leben in Genoſſenſchaften, in Irland und England haben ſie eine Königin; im ſchottiſchen Hochland, in Schweden und Norwegen einen König. Elberich, der Elfenkönig, trägt eine Krone; Laurin *) iſt Zwergkönig. In Island iſt das Verhältniß am meiſten ausgebildet. Dort iſt der unterirdiſche Staat dem menſchlichen faſt ganz ähnlich. Ein Elfenkönig wohnt in Norwegen, und dahin reist der Statthalter nebſt einigen Unterthanen, alle zwei Jahre Bericht abzuſtatten, dann wird Recht geſprochen und gehandhabt (Ir. Elfenm. LXXXI). Nach däniſchen Sagen bewachen Elfenkönige auf den Vorgebirgen das Land. In Seeland (zu Sjalskör) regiert der Elfe Tolf (Zwölf). Sonntagskinder haben ihn beim Sonnenſchein ſich im Graſe wälzen ſehen. In der letzten Nacht des Jahrs gebraucht dieſer Regent neun neue Hufeiſen **), die er ſich aus irgend einer Schmiede holt. Den Elfenkönig auf Bornholm hört man, wenn Krieg ausbricht, pfeifen und

*) Der Name bedeutet den Unſichtbaren, λαύρα = larva.

**) Deren myſtiſche Bedeutung ſ. S. 85.

trommeln. Noch andere Geiſterkönige reſidiren auf den Inſeln Rügen, Moen und Neves. Der Elfenkönig auf Moen und jener von Neves befeinden gemeinſchaftlich den Vorgebirgskönig von Rügen, der beſtändig in die See hinauslugt, um auf Ueberfall gefaßt zu ſeyn. Nach anderer Meinung herrſcht jedoch nur ein einziger König über alle drei Eilande. Er fährt in einem koſtbaren, von vier Roſſen gezogenen Wagen von einem Vorgebirge zum andern. Bei ſolchen Fahrten fängt die See an zu toſen und zu ſchäumen, das Waſſer wird finſter und trübe, und das Schnauben und Wiehern der Roſſe hört man weithin. (Alſo eine wilde Jagd = Sturmesgebrauſe, der Wagen iſt wohl Odins Himmelswagen, oder Wuotans Höllenkutſche, vgl. S. 69). Auch die ſchwediſch-norwegiſchen Berggeiſter haben ihre Könige, die ſich aber häufig mit Jungfrauen aus dem Menſchengeſchlecht verbinden.

Wie die Nixen, ſind auch die Elfen muſikaliſch. In Norwegen wird die Muſik der Unterirdiſchen als dumpfklingend und klagend geſchildert. Auf Seeland kennt man ein Elfenkönigſtück, das Alt und Jung, ſelbſt lebloſe Dinge, zum Tanze treibt. (Wer denkt hier nicht an Oberons Horn?) Auch der Spieler ſelbſt kann nicht ablaſſen, wenn er nicht verſteht, das Lied genau rückwärts zu ſpielen, oder ihm Jemand von hinten die Saiten der Geige zerſchneidet.

Der wilden Jagd iſt der Tanz entgegengeſetzt, wie das Regelmäßige dem Unordentlichen. Wie wir oben Orion auf die Thiere im Thierkreiſe Jagd machen ſahen *), ſo iſt noch mehr der Elfentanz dem Umkreis

*) Auch die Scandinavier kannten eine Jagd, deren Local der Himmel. So werden Sonne und Mond von den Wölfen

der Geſtirne entnommen. Das Jahr tanzt als Zeit in ſeinem Kreiſe, Sonne und Mond tanzen ihre Bewegung am Himmel herum, ihre Bahn iſt der Ring, den ſie durchlaufen, alſo durchtanzen müſſen. Beachtet man, daß wie in Indien und Perſien auch bei den Germanen und Scandinaviern das Roß Jahrſymbol war*), daher es vor allen andern Thieren dem Odin geheiligt war, daher das Roßopfer verbunden mit Orakeln, um die Zukunft des neuen Jahrs zu erforſchen**); erinnert man ſich an das große, aus 99 Roſſen beſtehende Roßopfer, welches alle neun Jahre neun Tage hintereinander in der Julnacht (Sylveſternacht) in Seeland (Mone eur. Hdth. I. S. 170) dargebracht wurde, ſo können die neun Hufeiſen, die jener Elfenkönig in der Sylveſternacht (wohl nur in jeder 9ten) ſich ſchmieden läßt, nur kalendariſche Beziehung haben, und Odins Reitroß oder Roſſegeſpann iſt aus begreiflichen Gründen von ihm unzertrennlich. Er iſt der Elfen König, und ſteht zu ihnen in einem ähnlichen Verhältniß wie Hermes (Mercur) zu den geſpenſtiſchen Laren als deren Erzeuger.

Wenn die Elfen ſtehlen wollen, bedienen ſie ſich des

Skole und Hate verfolgt, die ſie am Ende der Zeiten erreichen werden.

*) Das indiſche Roßopfer heißt Acwa medha. Ein Upaniſchad des Yagu-Veda lehrt deſſen verborgenen Sinn: „Des Roſſes Körper iſt das Jahr, ſeine Füße die Jahreszeiten, ſeine Knochen die Fixſterne, welche die 28 Stationen des Mondes bilden ꝛc. Das Wunder, welches Zoroaſter an des perſiſchen Königs Guſtaſp (d. i. ſprechendes, orakelndes Roß) Pferd verrichtet, daß es allmählich ein Bein nach dem andern aus dem Leibe zieht, ſpielt auf die Jahreszeiten an. Bei den Perſern wurden nur Roſſe geopfert.“ (Creuzer Symb. I. S. 725.)

**) Bei den Deutſchen (Mone eur. Hdth. II. S. 19.) und bei den Slawen (Ebdſ. I. S. 70. 186. 189.)

Wirbelwindes (Ir. Elfm. XXXVIII), wodurch man wieder an Odin oder Wuotan gemahnt wird, der, als wilder Jäger durch die Häuſer hindurch toſend, das Brod vom Schragen ſtiehlt (Müllenhof Nr. 497). Auch reiten die Elfen und Zwerge — wie Odin — nur auf weißen Kleppern. In der Weihnacht brauſen die grün bekleideten Elfen durch Wälder und Haiden dahin. Man hört Hörnerklang, Pferdegetrappel, Hallogeſchrei, deßhalb heißen dieſe unterirdiſchen Elfen „das wüthende Heer“ und auf der Inſel Möne iſt ihr Anführer „Grön Jette“ (Thiele dän. Sag. I. 196). Es iſt ebenſo gefährlich, dieſen Zug zu ſehen, als der Anblick des am erſten Maimorgen ſeinen Umzug auf weißem Roſſe haltenden, mit ſeinen leuchtenden Elfen (verklärte Geiſter, Odins Einherien) aus dem See Killarney in Irland aufſteigenden O'Donoghue ſegensreich iſt. Auch dieſen mythiſchen Helden hat die Sage in's Menſchenleben herabgezogen:

O'Donoghue herrſchte in dem Lande, welches den reizenden See Lean, jetzt See von Killarney genannt, umgibt. Weisheit und Gerechtigkeit zeichneten ſeine Regierung aus; Glück und Wohlfahrt ſeiner Unterthanen waren die Folgen. Sein Ende war geheimnißreich. Auf einem ſeiner glänzendſten Hoffeſte kam einſt prophetiſcher Geiſt über ihn, und er ſagte die Ereigniſſe künftiger Zeiten voraus. Seine Zuhörer horchten, bald von Staunen ergriffen, bald in Unwillen entbrannt, bald von Kummer gebeugt, je nachdem er die Tapferkeit, die Ungerechtigkeiten, die Verbrechen und das Elend ihrer Nachkommen offen verkündigte. Mitten in dieſen Prophezeiungen erhob er ſich langſam von ſeinem Sitz, bewegte ſich in feierlichen, gemeſſenen Schritten nach dem Ufer des Sees, und ging ruhig auf der Oberfläche des Waſſers fort, das unter ſeinen Füßen nicht wich. Als er beinahe die Mitte erreicht hatte, blieb er einen

Augenblick ſtehen, dann kehrte er ſich langſam um, ſchaute zurück nach ſeinen Freunden, und, die Arme gegen ſie bewegend, entſchwand er. Das Andenken an ihn iſt mit Ehrfurcht bewahrt worden. Man glaubt, jedesmal am erſten Mai, dem Jahrestag ſeines Scheidens, Morgens bei Sonnenaufgang, komme er wieder, ſein altes Reich zu beſuchen. Nur wenigen Begünſtigten iſt es vergönnt, ihn zu ſehen, und wem dieſe Auszeichnung zu Theil wird, der betrachtet ſie als eine glückliche Vorbedeutung. Iſt es Vielen geſtattet, ſo gilt es als ein Zeichen reichlicher Ernte, ein Segen, deſſen Mangel während der Regierung dieſes Fürſten von ſeinem Volke niemals gefühlt wurde. — Einige Jahre waren verſtrichen, ſeit der letzten Erſcheinung des O'Donoghue. Der April war diesmal auffallend ſtürmiſch geweſen, doch am Morgen des 1. Mai hatte ſich die Wuth der Elemente gelegt. Die erſten Strahlen der aufgehenden Sonne vergoldeten eben die Gipfel der Berge, als das Gewäſſer beim öſtlichen Ufer des Sees plötzlich und heftig bewegt wurde, obgleich der übrige Theil ſeines Spiegels ruhig und ſtill lag wie ein Grabmal von geglättetem Marmor. Im nächſten Augenblick ſchoß eine ſchäumende Welle vorwärts, und glich einem ſtolzen Streitroß mit hoch gekämmten Mähnen. Hinter dieſer Woge erſchien ein herrlicher völlig bewaffneter Krieger auf milchweißem Roſſe. Schneeige Federn wallten prächtig von einem Helm aus glänzendem Stahl. Das Roß, ſtolz auf ſeine edle Laſt, ſprang hinter der Welle auf dem Waſſer daher, welches ihn wie feſtes Land trug, während Bogen von Schaum, der glänzend in der Morgenſonne ſchimmerte, bei jedem Sprunge aufſprützten. — Der Krieger war O'Donoghue. Hinter ihm her kam eine zahlloſe Menge Jünglinge und Mädchen, die ſich leicht auf der Oberfläche des Sees bewegten, wie Elfen im Mondenſchein über luftige Gefilde dahin gleiten. Sie waren durch Gewinde köſtlicher Frühlingsblumen verbunden, und ihre Schritte folgten dem Takt einer bezaubernden Melodie. Als O'Donoghue beinahe die weſtliche

Seite des Sees erreicht hatte, wendete er plötzlich das Pferd, und richtete ſeinen Lauf längs dem waldbegränzten Geſtade von Gleeaa hin, vor ihm her die mächtige Woge, die wallend bis zum Nacken des Pferdes aufſchäumte, deſſen feurige Nüſtern darüber wegſchnaubten. Der lange Zug der Diener folgte mit luſtigen Seitenſprüngen der Spur des Führers, und bewegte ſich in unermüdlicher Lebhaftigkeit nach den Accorden der himmliſchen Muſik, bis ſie nach und nach bei ihrem Eintritt in die Nebel, welche allezeit über einen Theil der See ſchweben, eingehüllt wurden, und vor den Augen der ſtaunenden Zuſchauer erblaßten. Doch die Töne der Muſik erreichten immer noch ihre Ohren, und das Echo, welches dieſe melodiſchen Weiſen erfaßte, wiederholte ſie eifrig, und verlängerte ſie in immer ſanftern Klängen, bis endlich der letzte Laut dahin ſtarb, und die Zuhörer wie aus einem ſeligen Traum erwachten. (Ir. Elfm. S. 191 ff.)

Dieſe Beſchreibung O'Donoghues läßt unſchwer erkennen, daß er dem in der Chriſtnacht, um die Zeit, wo die Sonne ihren niedrigſten Standpunkt erreicht hat, daher ſauſenden „Grön Jette" *) gegenüber, der Wiederbringer des Frühlings iſt, denn Jette iſt der nordiſche Name für das Rieſengeſchlecht, mit welchem der Donnerer Thor Krieg führt. Jette war Wuotan, der winterliche Odin, der mit ſeinem Speer Tod Verbreitende; O'Donoghue, deſſen Sichtbarwerden das Zeichen einer guten Ernte iſt, der ſommerliche Odin, für deſſen Pferd die Bauern in Schonen und Blekingen auf dem Felde eine Garbe Hafer ſtehen laſſen, als dankbare Spende für den von Odin ausgegangenen Feldſegen. Odins Roß haben wir ſchon oben als das befruchtende Waſſer kennen gelernt, denn ſein Huftritt lockt Quellen aus dem Boden, darum darf man ſich nicht wundern, daß O'Donoghues Roß aus dem Waſſer hervorkommt. Die

*) D. i. der bärtige Rieſe (Grimm S. 896.)

Witterung des ganzen Jahrs erkundete man aus dem ehemals dem Odin geſchlachteten Roſſe. Die Weiſſagungen galten als von Odin ſelbſt ausgegangen, der ſich mit ſeinem Opfer vereint hatte, und nun aus dieſem, d. h. aus den Zuckungen des Thiers, aus dem Rinnen ſeines Blutes ꝛc. die Zukunft zeigte. (In Mißjahren wurden dem Odin ſogar Menſchen geopfert, ja der König ſelbſt, ſ. S. 145). Es iſt demnach auch O'Donoghue's Sehergabe auf Odin — der in ihm nur unter einem andern Namen erſcheint — zurückzuführen. Die Vorſtellung, daß die Seelen, welche während ihres Erdenwallens einen tugendhaften Wandel führten, für ihrer Hinterbliebenen Wohl im Himmel als Fürbitter auftreten, wurde von der Volksdichtung hier ſo aufgefaßt, daß Odin — der als Grön Jette den Zug laſterhaft Verſtorbener anführte — als O'Donoghue im Gefolge lichtglänzender Elfen (verklärter Geiſter) erſcheinend, das Vorzeichen des Ernteſegens wird. Käme er und ſein Roß nicht aus den Wellen hervor, würde Dürre zu befürchten ſeyn. Alle übrigen Zuthaten gehören der ausmalenden Dichtung an, und ſind weiter keine nothwendigen Beſtandtheile des Mythus vom O'Donoghue. Daß dieſer in England bei den Maiſpielen durch die Maske des „Mailords" Robin Hood, und ſein Roß durch das hobby horse erſetzt wird, bezeugt deutlich, daß dieſe Mythe nur auf Odin als Frühlingsgott Beziehung habe, deſſen kriegeriſches Gewand ihn als den Sieger über die Dämonen der winterlichen Finſterniß zu erkennen gibt. In dieſem Sinne hat auch der indiſche Kriegsgott Kartikaya die Plejaden (das Frühlingsgeſtirn) zu Ammen gehabt, und den Mars hatte Juno durch den Geruch einer Blume, ohne Zuthun eines Mannes empfangen. Daß Odin

vorzugsweiſe Schlachtengott war, daß alle Gefangenen daher ihm geopfert wurden, iſt ſchon oben berührt worden, wie es ſich auch von ſelbſt verſteht, daß Odin, in deſſen Reich nur die Seelen der in dem Kampf Gefallenen aufgenommen wurden, ſelber nur als Krieger gedacht werden konnte.

Vor der Schnelligkeit der Elfen — Odin als Alles durchdringender Weltgeiſt — ſchwindet Zeit und Raum. Der Zwerg Alvis in der Edda hatte alle neun Welten durchwandert (Alvismal IX). Dadurch erklärt ſich, warum Odin, als weiſeſter der Götter (Saem. 38 b), als Erfinder der Runen (Saem. 28 a 195 b), Odin, welcher Weiſſagungsgabe verleiht (Saem. 4 b), in den der Zukunft und alles deſſen, was in der Entferung geſchieht, kundigen Elfen (Grimm D. S. Nr. 175, Thiele dän. S. III. 63) ſich manifeſtirt. Die Bergmännchen klopfen den Bergleuten den Tod dreimal an (D. S. Nr. 37). Der Zwerg Alvis läßt keine Frage des Gottes Thor unbeantwortet, überall iſt er geweſen, jedes Ding ihm bekannt. Die Zwerge ſchneiden Runen, und löſen ſie auf (Ir. Elfm. LXXXVII).

Von der Kunſtfertigkeit der Zwerge war ſchon oben die Rede, als ich des Schwertes gedachte, welches Wieland geſchmiedet; aber auch der Elfenkönig Elberich hatte ſich ein Schwert geſchmiedet (Pnit Str. 122). Die Wilkina Saga ſchreibt ihm die Verfertigung der Schwerter Nagelring und Eckeſachs zu, und bemerkt bei letzterm ausdrücklich, daß es unter der Erde geſchmiedet ſey (Cap. 40), d. h. in der Unterwelt, denn es iſt das Schwert des Todesengels, die Hippe oder Senſe des Knochenmanns, Odins Speer, der ſicher tödtet.

Swafarlami, der Zweite in Odins Nachkommenſchaft, König von Gardarike (Rußland), ritt einſt auf die Jagd,

konnte aber den ganzen Tag kein Wild treffen. Als die Sonne ſank, fand er ſich ſo tief im Walde, daß er ſich nicht mehr zurecht finden konnte. Unfern erblickte er vor einem Hügel zwei Zwerge, er zog ſein Schwert und ſchnitt ihnen den Rückweg ab, indem er ſich zwiſchen ſie und den Hügel ſtellte. Sie boten ihm Löſegeld, und er fragte ſie nach ihren Namen: der eine hieß Dyren, der andere Dwalin. Da wußte er, *daß ſie die geſchickteſten aller Zwerge waren, und legte ihnen auf, ihm ein Schwert zu ſchmieden, das nie roſten dürfe, durch Eiſen und Stahl, wie durch Zeug dringen müſſe**), *und dem Beſitzer in jedem Kampfe den Sieg erringt.* Unter dieſen Bedingungen wollte er ihnen das Leben ſchenken.

Er kehrte an einem beſtimmten Tage zurück, die Zwerge kamen hervor und überlieferten ihm das Schwert. Als Dwalin in der Thüre war, ſagte er: „*dieſes Schwert wird das Verderben eines Mannes ſeyn, jedesmal wenn es gezogen wird*, drei der ſchändlichſten Thaten werden damit geſchehen, *und dein Verderben wird es auch ſeyn.*“ Darauf ſchlug Swafarlami ſo nach dem Zwerge, daß die Klinge den feſten Stein durchdrang. Er wurde nun Herr des Schwertes, und nannte es Tirfing, trug es in jedem Gefecht, und ſchlug damit den Rieſen Thiaſſi.

Kurz nachher wurde er von dem Berſerker **) Andgrim, der darauf Herr des Schwertes wurde, erſchlagen. Als die 12 Söhne Andgrimms mit Hialwr und Oddur (Präd. Odins) um die ſchöne Ingeborg fechten mußten, trug Argantyr das gefährliche Schwert, die Brüder wurden aber alle im Gefecht erſchlagen. Argantyr hinterließ eine einzige Tochter, die, als ſie erwachſen, Mannskleider anlegte, den Namen Hervardar annahm, und ſich zu einem Haufen Wikinger geſellte. Da ſie wußte, daß das Schwert Tyrfing mit ihrem Vater begraben war, ſo beſchloß ſie,

---

*) Gegen das Schwert des Todesengels ſchützt kein Harniſch.

**) Die Berſerker waren Krieger, die bei dem Gedanken an Kampf von ſolcher Wuth entflammt wurden, daß ſie in ihre Schilde biſſen, durch Feuer liefen, glimmende Kohlen verſchluckten u. ſ. w.

den Todten zu erwecken, um das Zauberſchwert zu erlangen. Hervar ging ſodann an den Hof des Königs Gudmund, und da ſie eines Tages mit dem König ſpielte, trug es ſich zu, daß einer der Diener Tirfing nahm und auszog. Aber dieſes Unheilsſchwert kam ſtets nur zum Verderben eines Menſchen ans Tageslicht. Deshalb ſprang Hervar auf, ergriff das Schwert, und ſchlug dem Diener das Haupt ab. Darauf kehrte ſie zu ihrem Großvater Biartmar zurück, wo ſie, weibliche Gewänder anlegend, ſich Gudmunds Sohn Haufud vermählte, dem ſie Argantyr und Heidrakr gebar, Erſterer war mild, der Andere heftig. Haufud wollte dem Heidrakr nicht erlauben an ſeinem Hofe zu bleiben. Als dieſer daher wegreiſte, ſchenkte ihm ſeine Mutter nebſt andern Gaben das Schwert Tyrfing. Ehe er von ſeinem Bruder ſchied, zog Heidrakr das Schwert, um es zu betrachten; kaum fiel das Tagslicht auf die gefeilte Klinge, als die Berſerkerwuth über ihn kam, und er ſeinen Bruder erſchlug. Er begab ſich nun zu den Wikingern und erhielt für ſeine dem König Harald geleiſteten Dienſte ſeine Tochter Helga. Tyrfings Beſtimmung war aber den Tod überall auszuſenden, und ſo fiel Harald von der Hand ſeines Schwiegerſohnes durch dieſes Schwert. Später war Heidrakr in Rußland, wo er den Sohn des Königs in die Pflege nahm. Auf einer Jagd hatten ſich Beide von ihrem Gefolge entfernt, als ſich ein Eber zeigte. Heidrakrs Speer zerbrach an den Hauern des Thiers, da zog er ſein Schwert und tödtete es. Tirfing aber konnte nur durch Menſchenblut beruhigt werden. Heidrakr wandte ſich um, und da er nur ſeinen Pflegeſohn erblickte, ſo erſchlug er dieſen. Endlich wurde er im Bette von ſeinen Sclaven, die das Schwert ihm ſtahlen, ermordet, aber ſein Sohn und Nachfolger, Argantyr, tödtete ſie, und bekam das Zauberſchwert wieder. In der Schlacht gegen die Hunnen richtete er ein großes Blutbad an, unter den Erſchlagenen fand man aber ſeinen eigenen Bruder Laudr. So endet die Geſchichte vom Zwergſchwert Tyrfing.

Daß dieſe Mythe nur auf Odin ſich bezieht, deſſen Todeswaffe hier nicht nicht mehr der Speer Gungnir,

ſondern das Schwert T i r ſing iſt, welches ſchon etymologiſch ſeine Beſtimmung andeutet *), geht daraus hervor, daß Swafarlami geradezu als Odins Nachkomme bezeichnet iſt, daß der zweite Beſitzer des Todesſymbols Andgrimm, d. h. Arngrim, Arndgrim: Adlergrim (wie Uhland überſetzt) Odin als Aar iſt, der auf ſeine Beute niederſtürzt (Ueber den Adler, deſſen Geſtalt Odin als Sturmgeiſt annimmt, ſ. S. 73). Oddur iſt ſchon von Geijer (Urgeſch. Schwed. S. 303) als Prädicat des w ü t h e n d e n Odin erkannt worden. Argantyr iſt offenbar Hangatyr, ein Prädicat Odins (Grimm S. 178) als Kriegsgott. (Ueber Argantyr vgl. Grimm a. a. O. die Anm.). Argantyrs Tochter nimmt nur den Namen Harvardr an, wenn ſie Mannskleider trägt. Das Eddalied von Grimnir führt dieſen Namen unter Odins Prädicaten auf, und bedeutet er: Hartbart, Bartreich, eine Anſpielung auf die mit Odins Bart verglichenen Wolken. Uhland ſagt: „Wenn Harbard ſich als denjenigen bezeichnet, der den Kämpfen nachzieht, Fürſten aufreizt und niemals verſöhnt, ſo iſt dieß ganz und gar Odin, wie er überall in der nordiſchen Heldenſage umgeht. Heidr heißt bei Grimm (S. 994) eine der luftreitenden Valkyren oder Todwählerinnen, welche die im Kampf zu Fallenden ausſucht, alſo wird Heidrakr nur die männliche Form dieſes Namens geweſen ſeyn. Daß der Wechſel des Geſchlechts der Idee keinen Eintrag that, erſieht man aus Harbard, ſonſt Odin, hier ein weibliches Weſen. Daß Heidrakr wirklich kein anderer als Odin ſey, geht daraus hervor, daß der von

*) Die Wurzel Tirk findet ſich in folgenden engliſchen Wörtern wieder, die Tod und Zerſtörung bedeuten: Dirk, ein Dolch (das k ſteht für k, vergl. dwarf = Zwerg), dart, Pfeil s-tarve, ſ-terben (darben, verderben.)

Heidrakr erſchlagene Laudr als ſein Bruder aufgeführt wird, und bekanntlich wird an Loki's Statt zuweilen Lodr neben Hönir und Odin aufgeführt (Grimm S. 221). Loki iſt aber Odins Bruder (die Lohe), wie Lodr das lodernde Feuer. Der von Heidrakr erſchlagene Lodr oder Laudur iſt alſo die vom Sturmwind ausgelöſchte Flamme, gleichwohl ſind Beide Brüder, denn ohne Luft kann das Feuer nicht beſtehen. Daß das Schwert Tirfing nur der Form, nicht aber dem Weſen nach, von Odins Speer Gungnir verſchieden iſt, erweiſt ſich aus ſeiner, von der Edda gegebenen Beſchreibung: „Alle, über die der geſchoſſene Speer fliegt, ſind dem Tode geweiht."

Da Wieland, der Verfertiger des Schwertes Miming, bei den Zwergen in die Lehre ging, und zwar Mimir ſein Meiſter hieß, ſo dürfte auch dieſes berühmt gewordene Schwert nur ein anderer Name für dieſelbe Idee ſeyn, denn was im Innern der Berge, dem Licht entrückt, geſchmidet wird, kann nur auf Nacht und Tod ſich beziehen. Man könnte vielleicht durch den Umſtand, daß Odin bei Mimir ein Auge verpfänden mußte, auf ihn als einen Jupiter Stygius ſchließen. Das Auge büßte Odin ein, weil er aus Mimirs Brunnen zu trinken begehrte. Eben ſo heißt es von den Elfen: wer Speiſe oder Trank von ihnen anrührt, iſt ihnen auf immer verfallen. Da Odin unſterblich, ſo konnte er nicht ganz dem Reiche der Nacht verfallen, ſondern behielt noch das andere Auge, um am Tage den Sterblichen leuchten zu können, gleichwie Proſerpine durch den Genuß des Granatapfels den Winter hindurch im Beſitze Pluto's bleibt, obgleich dieſer ſie anfänglich gar nicht mehr dem Licht wiedergeben wollte.

Andere Kunſtgebilde, z. B. Metallſchuhe der Zwerge, machen unſichtbar.

Der iriſche Zwerg Cluricaune, ein kleines altes Männchen mit verſchrumpftem Geſicht, auf deſſen erbſenfarbigem Rock große Knöpfe ſind, und der nicht nur an ſeiner Greiſengeſtalt, ſondern auch durch ſeinen aufgekrämpten Hut ſich als ein Odin **en miniature** zu erkennen gibt, hat ſich die Metallſchuhe, die er trägt, ſelbſt verfertigt. (Vielleicht waren urſprünglich ſolche neben den Hufeiſen in der S. 88 erwähnten Kirche zu ſehen?). Daß die Elfen zum Tode in Beziehung ſtehen, verräth der Volksglaube, daß ſie unſichtbar einen Schlag verſetzen, der Lähmung zur Folge hat, daß ihr Anhauch Beulen und Geſchwüre erzeugt ꝛc. In Wales glaubt man: ſchon der bloße Anblick eines Elfen bringe Wahnſinn und Tod, letztern oft erſt in Jahresfriſt.

Wo Elfen geweſen ſind, darf das Vieh nicht graſen. Berührt ein Thier die Stelle, wo Elfenſpeichel liegt, ſo wird es von der Seuche (Elfenfeuer) befallen. Sollte nicht dadurch die vergiftende Ausdünſtung der Todten gemeint ſeyn? In der Edda (**Alvismal II.**) ſagt der Gott zu dem Zwerg: „wie biſt du ſo fahl an der Naſe, warſt du im nächtlichen Dunkel bei einer Leiche?“ Wenn Elberich in den Nibelungen als alt und bärtig (wie Odin), im Otnit aber als ſchönes Kind beſchrieben wird, ſo bezieht ſich vielleicht die erſtere Beſchreibung auf das Ausſehen der Todten, da bekanntlich ſelbſt Kinderleichen die Züge eines Greiſes annehmen, die Knabengeſtalt bezieht ſich dann auf die von dem Leibe freigewordene Seele. Bildeten doch auch die Griechen die Pſyche als Kind ab! und was ſind ihre Genien anders, als Seelen Verſtorbener, die ſchützend ihren Angehörigen zur Seite ſtehen? So erklärt ſich auch der

bald menſchenfreundliche, bald feindliche Charakter der Elfen und Zwerge. Wenn die alten Römer im November und December keine Ehen ſchloſſen, weil die Lemuren umgehen, von deren lebenfeindlicher Geſinnung man ſich nichts Gutes verſah, ſo findet ſich auch bei den ſchwediſchen Elfen eine Parallele. Wie Afzelius berichtet, kommt es noch jetzt öfter vor, daß ein Bräutigam den Neid der Elfen fürchtet. Er ſchützt ſich gegen ſie am Hochzeitstage mit jenem Kraut, das von dem Lichtgott Balder den Namen entlehnte. So wie die Alten an Kreuzwegen das Gefolge der finſtern Hekate erwarteten, ſo fürchtet man in Schweden noch jetzt auf dieſen Wegen Gefahr von den Elfen. Jene Sagen, welche von dem Auszug der Unterirdiſchen über eine Brücke berichten, oder ihre Ueberfahrt über Flüſſe, wobei ihre große Zahl das Schiff drückt (Grimm, D. S. Nro. 152 — 154., Thiele, dän. Volkſ. II. 2) mahnen an die S. 67 Anm. erwähnte Seelenbrücke und an das Todtenſchiff Naglfari (Charons Nachen). Die in der Unterwelt weilenden Laren (wörtlich Unſichtbare) verehrte der Römer als Schutzgötter ſeines Hauſes, d. h. als die Seelen ſeiner Vorfahren. Von allen Speiſen erhielten ſie ihre Spende. Das Lararium befand ſich in der Nähe des Herdes. Ganz dieſelbe Bewandtniß hat es mit unſern Hausgeiſtern, deren Anhänglichkeit an die Familie, unter welcher ſie wohnen, ſprichwörtlich iſt. Der vorerwähnte Cluricaune ſchließt ſich gern einer Familie an, verhütet heimliche Unfälle, wird aber zornig, wenn man die ihm gebührende Speiſe nicht an den beſtimmten Ort geſetzt hat. Er hält bei der Familie aus, ſo lange ein Glied davon lebt, die aber gleichfalls Seiner nicht los werden kann. Puck, den Shakeſpeare im Sommernachtstraum verewigt hat, wird gewöhnlich zu den ſpuken-

den Hausgeiſtern gezählt. Sein Name bedeutet in Island einen böſen Geiſt (**Puki**) überhaupt, däniſch **Spöge** = Spuk (ſ. **Quarterly Review XXII.**) Das Wort **Pouke** findet ſich in der britiſchen Literatur zuerſt in dem alten engl. Gedichte **the Vision of Pierce Plowman**, wo es unzweifelhaft den großen Gegner Gottes und der Menſchen bedeutet. Shakeſpeare hat das Wort zuerſt mißbraucht, denn Ben Jonſon macht Puck nie zu einem „**Fairy**,“ bei ihm iſt er Benennung eines Teufels. Als ſpukender Hausgeiſt kann er nur der unruhige Geiſt eines in dem Hauſe, wo er ſein Weſen treibt, unſelig Verſtorbenen ſeyn. Da Katzen vorzugsweiſe für zauberhafte Thiere galten, ſo erklärt ſich hieraus der geſtiefelte Kater, deſſen Fußbedeckung, wie bei andern Geiſtern die Kopfbedeckung, die Gabe, unſichtbar zu machen, mittheilt. „In dem Schloſſe Kalenberg hauste ein kleiner Geiſt, Namens Stiefel. Er war einſt an einem Bein beſchädigt worden, und trug ſeitdem einen großen Stiefel, der ihm das ganze Bein bedeckte, weil er fürchtete, es möchte ihm ausgeriſſen werden.“ (Grimm, D. S. Nr. 77). Dieß iſt der gefeite Schuh, mittelſt deſſen man durch die Lüfte fährt, wie Mercur mit den Flügelſchuhen. Man denke hier an den Siebenmeilenſtiefel im bekannten Mährchen. Vermuthlich iſt ein ſolcher Zauberſchuh von Metall (vergl. S. 188), denn deſſen Glanz diente zu magiſchen Zwecken, und ein ſolcher Schuh gäbe dann an Werth einem Hufeiſen nichts nach (vergl. S. 88). Der deutſche Kob-old, der niederländiſche Cab-ot und der franzöſiſche Gob-elin entſprechen ihren Namen (*Κοβαλος*, Spötter), denn ſie ſind zwergartige, ſchadenfrohe, neckiſche, aber doch dienſtfertige Hausgeiſter. In Deutſchland ſind ſie vorzüglich heimiſch. An manchen

Orten hat faſt jeder Bauer einen ſolchen. Er verrichtet allerlei Hausarbeit, trägt Waſſer in die Küche, haut Holz, holt Bier, kocht, ſtriegelt die Pferde, miſtet den Stall aus u. dergl. Noch jetzt ſpricht man von einer Magd, der die Arbeit raſch von der Hand geht: „ſie hat den Kobold.“ Sie machen, ehe ſie in die Häuſer einziehen wollen, erſt eine Probe. Bei Nachtzeit ſchleppen ſie Sägeſpäne in's Haus, in die Milchgefäße aber bringen ſie Koth von unterſchiedenem Vieh. Wenn nun der Hausvater genau achtet, daß die Späne nicht zerſtreut, der Koth in den Gefäßen gelaſſen und daraus die Milch genoſſen wird, ſo bleibt der Kobold im Hauſe, ſo lange nur noch einer von den Hausbewohnern am Leben iſt. Hat die Köchin einen Kobold zum heimlichen Gehülfen angenommen, ſo muß ſie täglich um eine gewiſſe Zeit und an einen beſondern Ort im Hauſe ihm ſein zubereitetes Schüſſelchen Eſſen hinſetzen. Vergißt ſie dieß einmal, ſo hat ſie eine unglückliche Hand, ihr mißräth Alles, und ſie wird von der Herrſchaft ausgeſcholten. Darüber hat man oft den Kobold kichern gehört, davon das Sprichwort: „Er lacht wie ein Kobold,“ „ſich bucklig lachen,“ denn der Kobold hat einen Höker. Verändert ſich das Geſinde, ſo bleibt der Hausgeiſt doch, nur muß die abziehende Magd ihn ihrer Nachfolgerin empfehlen, damit auch dieſe ſeiner warte. Will dieſe nicht, ſo hat ſie Unglück, bis ſie endlich abzieht. In Schweden will man die Hausgeiſter, während die Zimmerleute ihr Mittagsmahl hielten, auf den Bauſtellen, mit kleinen Aexten zimmernd, geſehen haben. Wird im Walde Holz gefällt, ſo ſagt man dort: „der Knecht hält zwar die Axt in der Hand, aber der Hausgeiſt fällt den Baum.“ Bekommen die Pferde im Stalle ein ſtattliches Anſehen, ſo gebraucht

man die Redensart: Der Knecht wirft zwar Futter in die Krippe, aber der Hausgeiſt bringt die Pferde auf die Beine. Daß die Zwerge häufig bei ländlichen Arbeiten Hülfe leiſten, das Getraide einerndten helfen, Heu machen (vergl. Grimm, D. S. Nr. 147, 149), könnte wieder auf Odin als Erndtegott hinweiſen, der ſchon das im Erdenſchooß — dem Wohnort der Zwerge — verborgene Saatkorn in ſeine Obhut nimmt. In dieſem Sinne mögen die Zwerge allerdings durch ihre Wirkſamkeit das Wachſen und Reifen der Gewächſe befördern. Und nur für eine Verirrung der Sage erklärt es Wilhelm Müller, daß die Zwerge bei ſolchen Gelegenheiten ſich diebiſch erweiſen, die Früchte von den Feldern ſtehlen, oder die ausgedroſchenen Körner für ſich einſammeln (D. S. Nr. 152, 155), wenn nicht durch ſolche Erzählungen angedeutet werden ſoll, daß dem Menſchen Nachtheil entſteht, wenn er dieſe wohlthätigen Weſen erzürnt, und ſie dadurch veranlaßt, ihre Thätigkeit einzuſtellen oder gar ſchädlich zu verwenden. Wenn ſie zuweilen den Menſchen von ihrem neubackenen Brode oder Kuchen mittheilten (Mone's Anz. d. Vorz. VII. p. 475), ſo iſt dieß der klarſte Beweis von ihren wohlthätigen Einwirkungen auf den Feldbau, denn in gleichem Sinne feierten die alten Römer am 1. März, alſo im Frühlings-Anfang, das Feſt der „Kuchenfrau" Anna Verenna, die bei Bovillä (einem nach dem Pflugſtier — bos, *bovis* — genannten Orte) als Nährmutter dem Volke warme Kuchen brachte. (Vergl. Ovid. Fast. 3, 660—667).

Man hält dafür, daß die Kobolde zuweilen Meſſer im Rücken hatten, je nachdem ſie mit einem ſolchen oder andern Inſtrument vor Zeiten umgebracht worden, denn es ſind die Seelen der im Hauſe Er-

m o r d e t e n. Dann begreift man auch, warum der Kobold ſo genau darauf achtet, daß die Magd ſein Eſſen nicht vergeſſe; denn die **Daemoniorum coena**, d. h. das der abgeſchiedenen Seele zubereitete Gaſtmahl bei den alten Römern, die ſogar einen eigenen Koch dazu beſtellten, „**qui mortuis coenam coqueret**“*) und welches meiſt aus Honigkuchen und Hülſenfrüchten beſtand, dieſe Todtenabfütterung fand man auch bei den heidniſchen Einwohnern des mittlern und nördlichen Europa, ſelbſt in Schweden und Liefland vor, alſo bei Germanen u n d Slaven. Die Liebesmahle der erſten Chriſten waren urſprünglich Todtenmahle bei Beerdigungen ihrer Verwandten oder an Gedächtnißtagen der Märtyrer (Pertſch, Kirchenhiſt. S. 457, 580). Die heidniſchen Preußen brachten nicht nur den Sterbetag ihrer Lieben, ſondern auch den 3., 6., 9. und 40. Tag nach demſelben bei Gaſtmahlen zu, wozu die abgeſchiedene Seele eingeladen wurde. Ein M e ſ ſ e r durfte nicht zur Zertheilung der Speiſen gebraucht werden. Um die Seelen zu laben, warf jeder von ſeinem Vorrath etwas hinter ſich auf die Erde, und um ſie nicht Durſt leiden zu laſſen, wurde denſelben auch ein Glas Bier eingeſchenkt. So komiſch unſerm Zeitalter dieſe Opferſpende auch dünken mag, ſo ſchwindet der lächerliche Anſtrich doch bei der Betrachtung, daß in der Olaf Tryggv-Saga ſchon dem O d i n Bier gegeben, und damit den Aſen zugetrunken wurde. Von den Sueven am Zürcherſee berichtet der h. Columban zu Anfang des 7ten Jahrhunderts, daß ſie eine Tonne Bier in Bereitſchaft hatten, wenn ſie dem W o d a n opfern wollten. (Geijer, Urg. Schwedens S. 242 Anm.) Fiel von un-

*) Plaut. Pseudol. Act. III. sc. 2. v. 7

gefähr etwas von den Speiſen vom Tiſche, ſo ließ man es für diejenigen armen Seelen liegen, die keine Verwandten hatten, ſie zu erquicken. Im Mecklenburgiſchen wurden bei den Leichenſchmäuſen dickgekochte Erbſen mit Häringen *) aufgetragen, in der Priegnitz Hirſenbrei **).

Aus dem Vorhergehenden wird begreiflich, warum die Hausgeiſter alle ihre Dienſtleiſtungen nur bei aufmerkſamer Beſorgung ihrer Verköſtigung verrichten. Von dem Hildesheimer „Hütchen“ erzählt man, daß er gern den Köchen und Köchinnen zur Hand war. Von dem allerlei Geſtalten annehmenden „Hinzelmann“ auf dem alten Schloſſe Hudemühlen im Lüneburgiſchen berichtet Grimm (D. S. p. 106): „In der Küche handthierte er Nachts, und wenn die Köchin nach der Abendmahlzeit Schüſſel und Teller unabgewaſchen durcheinander in einen Haufen hinſetzte, ſo waren ſie Morgens wohl geſäubert, glänzend wie Spiegel, in guter Ordnung hingeſtellt. Auch verlor ſich niemals etwas in der Küche, oder war ja etwas verlegt, ſo wußte es Hinzelmann gleich in der verborgenen Ecke, wo es ſteckte, wieder zu finden, und gab es ſeinem Herrn in die Hände. Hatte man fremde Gäſte zu erwarten, ſo ließ ſich der Geiſt ſonderlich hören und ſeine Arbeiten dauerten die ganze Nacht. Da ſcheuerte er die Keſſel, wuſch die Schüſſeln, ſäuberte Eimer und Zuber. Die Köchin bereitete ihm dafür auch freiwillig ſeine ſüße Milch zum Frühſtück.

---

*) In den Hülſen erkannte man ein Symbol des Körperlichen, d. h. daß die Seele des Verſtorbenen noch nicht ganz der Erdenwelt entrückt ſey, daher keine Ruhe habe, mit ihrem Trachten noch dieſer Welt zugewendet, an ihre frühere Wohnſtätte gebannt ꝛc. Häringe verlangt auch die geſpenſtiſche Berchta, die weiße Frau.

**) Der Hirſe iſt Symbol des Thaus, der Nahrung der Geiſter. Er wird in einigen Gegenden Deutſchlands am Neujahrstag gegeſſen, wie Häringe in der Chriſtnacht.

Seine Kammer war im oberſten Stockwerk. Sein Hausgeräthe beſtand aus einem Strohſeſſel, den er ſelber geflochten, aus einem kleinen runden Tiſch und aus einer Bettſtatt, worin man nie ein Merkmal gefunden, daß ein Menſch darin geruht, nur bemerkte man ein kleines Grübchen, als ob eine Katze da gelegen. Auch mußte ihm das Geſinde täglich eine Schüſſel ſüße Milch mit Brocken von Weißbrod auf ſein Tiſchchen ſtellen, welche hernach rein ausgegeſſen war. Zuweilen fand er ſich an der Tafel des Hausherrn ein, wo ihm an einer beſondern Stelle Stuhl und Teller geſetzt werden mußte. Wer vorlegte, gab ihm die Speiſe auf ſeinen Teller, und ward das vergeſſen, ſo gerieth der Hausgeiſt in Zorn." (Damit vergl. man S. 191). Die „Heinzelmännchen" in Cöln ſchildert O. L. B. Wolff in der „Mythologie der Elfen" II. S. 33) als kleine nackte Männchen, die allerlei Arbeit verrichteten, bucken, brauten, wuſchen und dergleichen Haushaltſachen mehr. Als ſie noch in Cöln lebten, gab es manchen Bäcker, der keinen Geſellen hielt, denn die kleinen Unſichtbaren bucken gewöhnlich über Nacht ſo viel Weiß- und Schwarzbrod, als er im Laden brauchte. In manchem Hauſe pflegten ſie zu waſchen und alle Arbeit für die Mädchen zu verrichten.

Um dieſe Zeit gab es dort einen geſchickten Schneider, den ſie ſehr gut leiden konnten, denn als er ſich verheirathete, fand er in ſeinem Hauſe an ſeinem Hochzeitstag die feinſten Lebensmittel, koſtbare Gefäße und Hausgeräth. Als ſich ſeine Familie vermehrte, leiſteten ſie ſeiner Frau große Hülfe in der Wirthſchaft, ſie wuſchen für ſie, und ſcheuerten zu den Feiertagen das Kupfer und Zinn, ſo wie das ganze Haus vom Boden bis zum Keller. Hatte der Schneider einmal viel zu thun, ſo fand er ſeine Arbeit am folgenden Morgen von den Heinzel-

männchen angefertigt vor. Jetzt fing aber die Neugier an des Schneiders Frau zu plagen. Sie ſtarb vor Begierde, einmal ein Heinzelmännchen zu ſehen, konnte es aber aller Mühe zum Trotz nie dahin bringen. Einſtmal ſtreute ſie überall Erbſen hin, damit die kleinen Leute darüber fielen, um ſie auf dieſe Weiſe zu Geſicht zu bekommen. Das mißlang ihr aber auch, und ſeit dieſer Zeit verſchwanden die Heinzelmännchen, wie überall, wo die Leute ihre Neugier nicht zügeln konnten.

Die Befriedigung dieſer Neugier ſchlägt ſelten vortheilhaft aus. Grimm erzählt (D. S. p. 92) von einer Magd, die ihr „Heinzchen“ ſehen wollte. Der Kobold nannte ihr den Ort, wo er ſich ihr offenbaren wolle, rieth ihr aber, einen Eimer kalt Waſſer mitzubringen. Da begab es ſich, daß ſie ihn auf dem Boden nackt liegen ſah, und ein großes Meſſer ſtack ihm in dem Rücken. Da zog ihr der Schreck eine Ohnmacht zu, aus welcher der aufſpringende Kobold ſie mit einem Sturzbad weckte. Seitdem iſt ihr die Luſt vergangen, den Kobold zu ſehen.

Die Dienſtfertigkeit der Hausgeiſter, deren Anhänglichkeit an die Familie in gewiſſen Fällen ſogar beſchwerlich wird — denn ein Bauer ſah ſich einmal genöthigt, ſeine Scheuer anzuzünden, nur um den darin hauſenden Kobold los zu werden, was ihm aber nichts half, denn der Geiſt ſaß plötzlich auf dem Karren, in welchen das Gut geflüchtet wurde — dieſe Anhänglichkeit läßt ſich nur aus der Vorſtellung herleiten, daß der Geiſt des Ahnherrn über das Wohl ſeiner Nachkommen wacht, und ſo lange er in dem Hauſe weilt, geht Alles gut von Statten *). Aehnlich dachten die

*) Afzelius meint: der Glaube an die Hausgeiſter, welche Scheuer, Stall und Küche unter ihre Aufſicht nehmen, iſt dadurch aufgekommen, daß man ſich vorſtellte: die Seelen der Leibeige-

Römer von ihren Penaten, die doch auch abgeſchiedene Seelen (Laren) waren, wie aus Plautus (Merc. V, 1, 5) erhellt, und ſie würden nicht am Heerde ihren Platz behauptet haben, wenn man ihnen keine Speiſe vorgeſetzt hätte. Unſichtbar die Familie umſchwebend, wenden ſie die dem Hauſe drohenden Gefahren ab. Nicht anders denkt man in Indien. In Wilſons „Theater der Hindu“ I. S. 94 Anm. leſe ich: „Jedes Haus hat ſeine Gottheit, welcher täglich ein Körbchen mit Reis und ein Waſſerkrug hingeſtellt wird, die Verehrung wird aber meiſt vom weiblichen Geſinde dargebracht;“ hier alſo ganz wie in Rom, wo den Penaten ein Tiſch geheiligt war (Naev. B. Pun. I.), und fortwährend mit einem Teller von Erſtlingsfrüchten geziert. Selbſt die Verwechslung der Penaten mit den Laren — zu welchen letztern ich, wenn durchaus ein Unterſchied unter den Hausgeiſtern beſtehen ſoll, den Kobold mit dem Meſſer im Rücken zählen möchte, nämlich einen ſolchen Geiſt, welcher einſt in dem Hauſe ermordet wurde und nun darin umgehen muß — findet ſich in Indien wieder, denn Wilſon bemerkt (a. a. O.): „im Allgemeinen werden die Hausgottheiten für die unſichtbaren Kobolde gehalten, welche überall herumſpuken, und auf irgend eine beſondere Stelle als auf ihr Eigenthum Anſpruch machen. Als Opfergabe wird ihnen Reis geſpendet, um ſie in günſtiger Geſinnung zu erhalten. Während nun die Schutzgeiſter der Familien unſichtbar zur Mehrung des Hausſegens beitragen, einſt unſeres Gleichen, jetzt noch uns umſchwebend, ganz

---

nen, welche in heidniſcher Zeit, während der Bauer und ſeine Söhne auf Wikingrfahrten ausgezogen waren, alle Feld- und Hausarbeiten beſorgen mußten, ſetzten in gewiſſer Weiſe dies Geſchäft auch nach dem Tode fort.

jene Penaten, deren Bilder (Palladien) Auswanderer in die neue Heimath mitnahmen, um ihres Schutzes nicht zu entbehren, wie auch unſere Volksſagen Fälle bekannt machen, wo ſeit dem Wegzug eines Hausgeiſtes Alles in der Familie mißglückte, ſo gibt es auch eine mißgünſtige, ſchadenfrohe Art von Koboldén, die man nur durch fortwährende Opferſpenden in guter Laune zu erhalten vermag. In ganz Sachſen und Thüringen, berichtet Sommer (Thüringer Sagen S. 171), tragen die Kobolde rothe Röcke und rothe Kappen, haben große feurige Augen, und ziehen, wenn ſie durch die Luft fliegen, lange feurige Streifen hinter ſich her. Zuweilen erſcheinen ſie in der Luft ganz wie helles, roth und blau flackerndes Feuer, und im Braunſchweigiſchen erzählt man, daß Kobolde als Flammen quer durch die Zimmer, und aus einem Hauſe in das andere ſchweben. Gewöhnlich heißen ſie darum „rothe Jungen.“ Sie kommen meiſt durch den Schornſtein in die Häuſer, wofür Sommer a. a. O. S. 32 von einem Kobold im Dorfe Kloſter Mannsfeld ein Beiſpiel anführt. Sie haben auf dem Herde, hinterm Ofen oder im Schornſtein ihren Platz. Daß ſie, wie Kuhn (Vorrede zu den märk. Sagen S. IX.) annimmt, urſprünglich Feuergottheiten waren, zunächſt des Herdes, den man verehrte, bezeugt folgende von Wolf (N. S. p. 572) mitgetheilte Notiz: „Die Rothmützchen oder Kaboutermännchen vermehren oft das Holz. In mondloſen Nächten ſteigen ſie durch den Kamin in's Haus, machen ſich Feuer auf dem Herde und ſetzen ſich ruhig vor denſelben hin. Das Feuer ſieht aber außer ihnen Niemand, doch wärmt es mehr als anderes. Oft findet die Hausfrau Morgens von einem ganzen Bündel Reiſig nur noch einige kleine Reischen um den Feuerblock lie-

gen, aber die zündet ſie flink an, denn ſie weiß, daß dieſelben eben ſo lange brennen, als ein ganzes großes Bündel und doppelt ſo viel wärmen. Würde die Hausfrau dem Rothmützchen fluchen oder während das Holz brennt, ein Kreuz über ſich machen, dann wären die Reischen in einem Augenblick verflackert."

Burkhard von Worms gedenkt eines Brauchs, den Hausgeiſtern in Keller und Scheune Schuhe, Bogen und Pfeile hinzulegen. (Grimm S. 449). Dieß läßt deutlich auf Attribute einer Gottheit ſchließen. Er nennt ſie **pilosi**, wobei man noch nicht berechtigt iſt, an Waldgeiſter zu denken, weil die Vulgata Jeſ. 13, 21 pilosi überſetzt, wo die LXX.: *δαιμόνια* haben; denn auch der Mönch von St. Gallen (bei Pertz, Leben Carls d. Großen II. 741) erzählt von einem „pilosus," der das Haus eines Schmiedes beſuchte und ſich Nachts mit Hammer und Ambos beluſtigte, alſo hier ein launiger Hausgeiſt. Wollte man aber auch hier wegen der fauniſchen Geſtalt an Waldgeiſter, Holzleute, Moosleute ꝛc. denken, die auch ein zwergartiges Volk, haarig und in Moos gekleidet, zuweilen aber dreieckige ſchwarze Hüte tragend (H. Sachs I. 407[a]), ſo wäre es auch hier erlaubt, an einen collectiven Wuodan oder Wode (Odin) zu denken, welcher bekanntlich auch den Wäldern vorſtand und darum „Wold, Wold!" in Aernteliedern angerufen wurde (Müller, Altd. Rel. S. 119), auch als der in Wäldern jagende Woldemar ſchon oben erkannt worden iſt. Althochdeutſche Gloſſen überſetzen pilosi durch **Scratun**, alſo Waldgeiſter; dennoch bezeichnet die Däminutivform **Schretel**: Hausgeiſter und Zwerge. So ſagt Michel Beheim (v. Aberglauben 9): „Jedes Haus hat ſein Schretzlein." Letztere beiden Geiſterarten gehen oft in einander über, denn auch die

Zwerge ſorgen für den Wohlſtand der Familien (Grimm, D. S. Nr. 29, 35, 39, 43). Die von ihnen geſchenkten Kleinode bewirken, daß das Geſchlecht ſich mehrt, ihr Verluſt zieht den Untergang des Stammes nach ſich (D. S. Nr. 32, 41, 68). Denn das zeigt ein Nichtachten dieſer wohlthätigen Weſen an, wodurch ſie ihren Schutz aufhören laſſen, wie ſonſt der auf irgend eine Weiſe erregte Zorn der Zwerge das Ausſterben eines Geſchlechtes bewirkt (D. S. Nr. 31). Auch die Gunſt der Zwerge bewahrte man ſich durch Darbringung von Brod und Milch (D. S. Nr. 34, 37, 154). Den Kabouterchen legt man Butter, Eier ꝛc. vor. (Wolf, N. S. Nr. 560). Den Zwergen wird bei einem Baume eine Schüſſel mit Milch und Honig hingeſetzt und das Blut einer ſchwarzen Henne hingeträufelt (D. S. Nr. 38). Milch wird auch den Schlangen gereicht, die an einigen Orten als Genien des Hauſes verehrt werden (Grimm, Myth. p. 651, vergl. D. S. I. S. 111. Temme, Pomm. Sag. Nr. 257, Mone, Anz. d. Vorz. VIII. S. 530), wie ja auch die Römer den Genius als Schlange — weil ſie, alljährlich ihren Balg wechſelnd, ein Verjüngungsſymbol wurde — dachten (**Serv. in Aen. 5, 85: nullus locus sine genio, qui per anguem plerumque ostenditur.**) Bei den Germanen trat hier noch eine beſondere Veranlaſſung hinzu, nämlich die Schlange war Odin heilig, denn der Gott hatte ſich in dieſes Thier verwandelt, als er ſich der Gunnlödh nahte; Ofnir und Swefnir heißen die beiden Drachen, welche in der Unterwelt hauſen, zugleich aber ſind dieß Odins Beinamen (**Sn. 86. Ynglinga saga c. 7. Saem. 44ᵇ 47ᵇ**). Daß die Schlange zugleich den Genius, den Urheber des Lebens vorſtellte, ſteht damit nicht im Widerſpruch,

da ja auch Freia, die Urheberin der Zeugungen, die Hälfte der Todten in Anſpruch nimmt, ſo daß Odin, von dem als Weltgeiſt alles Leben ausgeht, nur die Hälfte der Todten übrig behält, obſchon von jedem Todten geſagt wird: „er iſt zu Odin gefahren, er iſt bei Odin zu Gaſte,“ denn aus dem Tode entwickelt ſich das neue Leben, und alles Geborne muß ſterben. Daher vereinigen ſich beide Begriffe in Odin.

Am nächſten kommen den Zwergen die Wichtlein oder Bergmännchen, ſchon in ihrem Wuchſe, denn ſie ſind nur etwa 3/4 Elle groß. Sie haben das Ausſehen eines Greiſes mit einem langen Barte, ſind gekleidet wie die Bergleute, mit einer weißen Hauptkappe am Hemd und einem Leder hinten, haben Laterne, Schlägel und Hammer. Sie laſſen ſich vornehmlich in den Gängen ſehen, welche Erz geben. Sie ſchweifen in den Gruben und Schachten herum und ſcheinen gar gewaltig zu arbeiten. Bald iſt es, als durchgrüben ſie einen Gang oder eine Ader, bald als faßten ſie das Gegrabene in den Eimer, bald, als arbeiteten ſie an der Rolle und wollten etwas hinaufziehen.

Lavater (de Spectr. 1580) theilt von den Berggeiſtern Folgendes mit: „Ein frommer und gelehrter (!) Mann hat vor einiger Zeit an mich geſchrieben, daß in den Bündtner'ſchen Gebirgen eine Silbergrube ſey, auf welche das Haupt deſſelbigen Orts, Herr Landammann Peter Buol, in den letzten Jahren große Koſten verwendet, aber nicht geringen Reichthum aus derſelben geſammelt; darin war ein Bergteufel, welcher beſonders am Freitag, wenn die Bergleute das ausgegrabene Metall in ihre Geſchirre geladen, ſich ſehr geſchäftig erzeigt und das Metall nach ſeinem Wohlgefallen aus einem Geſchirr in das andere geſchüttet, welches der

Landammann gern ſah; ſo oft er aber in die Grube hinunter oder aus derſelben wieder herausſteigen wollte, ſegnete er ſich mit Bezeichnung des Kreuzes und blieb unverletzt. An einem gewiſſen Tag aber begab ſich, als der Berggeiſt ſehr überläſtig und ungeſtüm geweſen, daß einer von den Silbergräbern denſelben aus Verdruß mit Scheltworten überhäufte und mit vielen gräulichen Flüchen zu ihm geſagt: er ſolle zur Hölle fahren. Da habe der Berggeiſt den Bergknappen bei'm Kopf genommen, und ihm denſelben ſo herumgedreht, daß das Angeſicht auf den Rücken gekommen, und er doch nicht gänzlich erwürgt worden, ſondern mit dieſem gekrümmten Halſe noch etliche Jahre gelebt habe, auch Vielen, die noch am Leben ſind, wohlbekannt geweſen."

Georg Agricola, deſſen Schriften von Metallen und Bergwerken bekannt genug ſind, unterſcheidet am Schluſſe ſeines Büchleins von den unter der Erde lebenden Thieren zwei Arten Berggeiſter in den Metallgruben. „Etliche ſind gräßlich anzuſehen und den Bergknappen feindlich." Ein ſolcher ſey zu Annaberg im Bergwerk „der Roſenkranz" geweſen, dieſer habe mehr als zwölf Arbeiter durch ſeinen Hauch getödtet. Ein Anderer wurde in Schneeberg in der St. Georgengrube geſehen. „Er trug eine ſchwarze Kutte — alſo ein Bergmönch — und hatte einen Bergknappen in die Höhe genommen, aber nicht ohne Verletzung ſeines Leibes, zu oberſt auf eine Höhle, einer zuvor ſehr reichen Silbergrube getragen."

Am Kuttenberg in Böhmen hat man die Bergmännchen oft in großer Anzahl aus den Gruben heraus- und hineinziehen ſehen. Wenn großes Unglück bevorſtand — ſie klopfen dem Bergarbeiter dreimal den Tod an — hat man die Wichtlein hören ſcharren, graben, ſtoßen, ſtampfen u. ſ. w., bisweilen auch mit den Hämmern

ſchmieden. In Idria ſtellen ihnen die Bergleute täglich einen Topf mit Speiſe an einen beſondern Ort. Auch kaufen ſie jährlich zu gewiſſen Zeiten ein rothes Röck-lein, für Knaben paſſend, und machen ein Geſchenk da-mit (Wolff, Myth. der Elf. II. S. 36). Sollte die Wahl dieſer Farbe nicht auf plutoniſche Naturkräfte, auf Elementarfeuer anſpielen?

Oben iſt die Ideenverwandtſchaft zwiſchen Tod (Pluto) und Metall (Plutus), woraus ſich auch die Brüder-ſchaft von Yama, dem indiſchen Pluto und Kuveras, dem indiſchen Plutus; ſowie der Geldbeutel als Attribut des Seelenführers Mercur; der den Obulus einkaſſirende Todtenſchiffer Charon, und das Aerarium im Tempel des Saturnus zu Rom, welcher von Jupiter zum Richter in der Unterwelt erwählt wurde, erklären laſſen. Hätte man nur in Hellas und Latium den Todten eine Münze mitgegeben, ſo würde das Nachſtehende immer noch einer Stütze entbehren. Allein nicht nur in Sardinien, dem heutigen Griechenland, in Rußland ꝛc. herrſcht noch dieſe Sitte, ſondern auch im Herzen von Deutſchland. Kuhn hat ſie in der Altmark vorgefunden. Und da im ſcandinaviſchen Norden die Vorſtellung herrſchte, daß nur ein Mann, dem ſeine Schätze in's Grab fol-gen, von Odin aufgenommen werde (ſiehe S. 141), ſo muß man wohl zugeben, daß Odin, „der Todten Herr" (Yngling. c. 7.) wie ihn auch der euhemeri-ſirende Saxo nennt, auch der Schatzgott ſey. Von den Zwergengeſchlechtern ſagt der nordiſche Mythus, daß ihr Aufenthalt unter Helheim (Hölle) ſey; daher ihr Haß gegen die Menſchen. Wir kennen ſie freilich nur als unterirdiſche Schmiede. Da ſie aber den Speer Gungnir und das Schwert Tirfing ſchmiedeten, ſo ſind ſie Tod verſendende Gewalten, zumal ihre Berührung,

ſchon ihr Anhauch (was man auf die vergiftende Atmoſphäre in den Bergwerken beziehen dürfte) tödtlich zu ſeyn pflegt. Einzelne Sterbliche, welche in ihren unterirdiſchen Aufenthalt verlockt wurden, lebten außerhalb der Zeit. Wenn ſie nach einem Jahrhundert wieder an die Oberwelt herauf kamen, glaubten ſie nur Eine Nacht in dem geheimnißvollen Aufenthalt zugebracht zu haben.

Arndt berichtet ein ihm erzähltes Mährchen von einem Arbeiter Jakob Dietrich in Rambia, der in der Johannisnacht, wo die Geiſter auf der Oberwelt umgehen, zufällig in den Beſitz der Mütze eines Bergmännchens kam, das mit Seinesgleichen im Mondenſchein ſich erging. Als der rechtmäßige Eigenthümer den Dieb bemerkte, ſagte Dietrich: Ich gebe die Mütze nicht wieder, es ſey denn, du laſſeſt mich mit euch in den Berg hinabfahren, damit ich mich umſchaue und ſehe, wie ihr es dort treibt. Durch die Mütze hatte er Gewalt über den Geiſt bekommen, daß er ihm in Allem gehorſam ſeyn mußte. Die Unterirdiſchen, zu welchen Dietrich hinabgeſtiegen war, gehörten zu den Braunen (vgl. S. 166, wo Odin den Namen Bruno führt). So hießen ſie von der Farbe ihrer Kopfbedeckung und Kleidung. Sie hatten ihre Häuschen in den Bergen, aber damit waren ſie ſehr geheim. Wie ſie aus den Steinen, worin ſie wohnen, herauskamen und wieder hineinſchwanden, hat er nie bemerken können, ſo oft er auch aufpaßte; ſondern ſie kamen vor ſeine Augen und verſchwanden wie Blitze. Einige kleine Dirnen aber, die ihn lieb hatten, haben ihm zugeflüſtert: Jeder habe ſein eigenes Häuschen tief im Geſtein. Die größten dieſer Unterirdiſchen waren kaum eine Elle lang. Ob ſie auch ſterben, weiß man nicht. Einige erzählen, daß ſie ſich in Steine verkriechen und ſo ſich verwachſen, und zu wunderſamen Klängen, Aechzern und Seufzern werden, die ſich zuweilen hören laſſen, ohne daß man weiß, woher ſie kommen, oder zu abenteuerlichen Knorren und verflochtenen Schlingen, wodurch die Hexen ſchlüpfen ſollen. Fragte man ſie nach einer Leiche, ſo ver-

ſtanden ſie das Wort gar nicht. Das iſt gewiß, daß manche von ihnen über zwei Jahrtauſende alt ſind. Ihr Fleiß und ihre Regſamkeit verdienen Anerkennung, Niemand verſteht ſo gut als ſie das Innere der Erde und die Naturkräfte, und was in Bergen, Steinen und Metallen wächst, und was in den Farben der Blumen und den Wurzeln der Bäume für Triebe lauſchen. Sie haben viel Freude an Gold und Silber und edeln Steinen und machen die feinſten Arbeiten daraus. Deßwegen nennen Viele ſie Hüter des Goldes und des Silbers, und meinen, daß ſie von Habgier beſeſſen und böſe metalliſche Geiſter ſind. Man thut ihnen aber Unrecht, denn ſie verſchenken viel Schönes an die Menſchen. Sie haben das Metall nur lieb wegen des Glanzes. Die mit den ſchwarzen Jacken und Mützen ſind aber wohl geizig und von ſchlimmerer Natur. Sie üben gern arge Tücke. Wenn ſie die Oberwelt betreten, ſuchen ſie am liebſten Einöden auf. Dem Menſchen ſchließen ſie ſich nur an, wenn er ſich ihnen verpfändet oder verſchrieben hat. Zuweilen verwandeln ſie ſich in ſcheußliche Thiere. Sie weben die Nebelkappen, womit man ſich unſichtbar machen kann, und verfertigen Zauberwaffen, Harniſche, die gegen Stahl und Hieb feſt ſind, Degen, die nie Scharten bekommen, vor welchen kein Panzer, kein Helm aushält, dünne Kettenhemde, leicht wie Spinnwebe, wodurch keine Kugel dringt. Ihre Klingen ſind zugleich biegſam wie Rohrhalme, und ſcharf wie Diamanten. Auch wirken ſie noch viel anderes Zaubergeſchmeide aus Stahl und Eiſen, das zu mancherlei verborgenen Künſten gebraucht wird und zum Theil die ſeltſamſten Eigenſchaften hat. Die Braunen ſind aber die Juweliere der Berge, die mehr in Gold, Silber und Edelſteinen arbeiten. Als die erſten Wochen vergangen waren, da ſpazirte Dietrich oft aus und ließ ſich von dem ihm dienſtbaren Geiſt Alles zeigen. Es gab da unten die allerlieblichſten Spaziergänge nach allen Seiten, und er konnte Meilen weit wandeln, ohne daß ſie ein Ende nahmen. Man ſieht daraus, wie unendlich groß der Berg war, worin die Unterirdiſchen wohnen, und doch ſchien die Spitze oben wie ein kleiner Hügel, worauf einige Bäume und Sträuche ſtehen. Daraus kann man auch

wiſſen, wie viele Meilen ſeine Tiefe nach unten hinabgehen mußte. Das aber war das Beſondere, daß zwiſchen jeder Au und jedem Anger, die man hier mit Hügeln und Bäumen und Inſeln *) und Seen durchſäet, in der größten Mannigfaltigkeit hatte, gleichſam eine ſchmale Gaſſe war, durch welche man wie durch eine kryſtallne Felſenmauer gehen mußte, bis man zu etwas Neuem gelangte. Die einzelnen Anger und Auen waren aber oft eine Meile lang. Auf den Bäumen wiegten ſich Vögel **), die flatterten von Zweig zu Zweig, und die Blumen waren ſo wunderſchön von Farbe und Duft. Aber bei aller Herrlichkeit herrſchte hier doch tiefe Stille. Es wehte kein Wind, man fühlte bei aller Helle keine Hitze; Nachen, als Schwäne geſtaltet, kamen ſelber an's Land geſchwommen, wenn man über einen Strom wollte, und führten ans jenſeitige Ufer, ebenſo führten ſie zu den Inſeln. Woher das Alles kam, wußte Niemand. Das ſah aber Dietrich wohl, daß die großen Karfunkel und Diamanten, womit die hohe Decke ſtatt des Himmels gewölbt war, und womit alle Wände des Berges geſchmückt ſtanden, für Sonne, Mond und Sterne leuchteten. Dieſe lieblichen Fluren waren meiſt einſam. Man ſah wenige Unterirdiſche auf ihnen, und die man ſah, ſchienen immer nur ſo vorüber zu ſchlüpfen, als hätten ſie die größte Eile. Das war hier auch noch beſonders, daß wie die Himmelskörper hier durch Edelgeſteine erſetzt wurden, es hier eigentlich keine Jahrszeiten gab, ſondern die Luft war immer gleich, d. h. es herrſchte ewiger Frühling. Auch das war gar ſeltſam, daß hier die Nacht nie ſo dunkel und der Tag nie ſo hell war, als auf der Oberwelt.

Wenn in dem Vorhergehenden die Bergmännchen in gute und böſe abgetheilt, auf die Unſterblichkeit Beider deutliche Anſpielungen enthalten ſind, die Beſchreibung ihres Aufenthaltsorts als ein paradieſiſcher geſchildert wird, ſo

---

*) Die Inſeln der Seligen.

**) Die Seelen der Gerechten nehmen im Volksglauben dieſe Thiergeſtalt, zuweilen auch die der Blumen an. (Grimm S. 786.)

ſteht dieſer Fall nicht vereinzelt da. Afzelius (Schwed. Volksſ. II. S. 299) weiß von „Elfengärten" mit „Früchten und Blumen von wunderbarer Schönheit," wo der Beſucher „Bäume von herrlicherem Grün als er je zuvor geſehen," antraf; aber, „wenn er ſpäter den Ort wieder aufſuchte, konnte er den Garten nirgends finden. Vielmehr iſt die Stelle nach wie vor eine wilde Berggegend." In der Umgegend der Stadt Pösneck im Orlagau ſieht man einen Berg, auf welchem einſt die Burg Ranis ſtand. Im Innern des Berges ſollen Elfen wohnen. Man erblickt hier „goldene Früchte auf ſilbernen Bäumen, die Blumengewächſe ſind aus edlem Metall gewunden, deren Blüthen in Rubinen, Saphiren und Smaragden erglühen. Gräſer und Diſteln wuchern umher, aus glänzenden Kryſtallen gebildet. Große, hellleuchtende Karfunkel ragen aus dem Gebirge hervor, und verbreiten, in dieſen Herrlichkeiten ſich ſpiegelnd, ein zauberhaftes Licht über das Ganze". (Börner Volksſ. a. d. Orlagau S. 53).

Als im Jahre 1231 Magiſter Conrad in Deutſchland gegen die Ketzer predigte, wollte einer derſelben den Meiſter zur Ketzerei verleiten. Als er nach vielen Reden Conrad noch immer nicht überzeugen konnte, ſprach er endlich zu ihm: „Du biſt gar hartnäckig in deinem Glauben und haſt doch in deinen Büchern kein einziges Zeugniß, worauf du ſicher bauen könnteſt. Wollteſt du aber meinen Worten vertrauen, ſo führte ich dich zu Chriſtus und ſeiner Mutter, daß du ſie mit deinen leiblichen Augen ſchauen könnteſt." Der Meiſter ahnte alsbald einen Teufelstrug, doch wollte er ſehen, was an der Sache wäre und antwortete: „Könnteſt du das, dann müßte ich dir wohl glauben." D'rob war der Ketzer hocherfreut, und ſetzte dem Meiſter Tag und Stunde feſt, wo ſie zuſammen gehen wollten. Conrad gelobte zu kommen, kam auch, trug aber unter ſeiner Ordenskappe ein Büchslein mit einer geweih-

ten Hoſtie bei ſich. Der Ketzer führte ihn nun in eine Berghöhle, da ſahen ſie einen ungeheuern Pallaſt, der in wunderbarer Klarheit ſchimmerte. In deſſen Innerm angelangt, erblickten ſie Throne leuchtend wie vom reinſten Golde. Auf ihnen ſaß ein König, umgeben vom hellſten Glanz, neben ihm eine Königin, die mit dem freundlichſten Blick auf die Eintretenden ſchaute. Zu beiden Seiten der Throne ſtanden prächtige Stühle, auf denen Greiſe ſaßen, die Patriarchen und Apoſtel ſchienen. Den übrigen Raum füllten unzählige Schaaren von Engeln. Kaum ſah der Ketzer dieß Alles, da fiel er auf ſein Angeſicht nieder, und blieb lange anbetend liegen. Meiſter Conrad aber ſtand verwundert da, denn was er erblickte, übertraf ſeine Erwartung. Endlich erhob ſich der Ketzer und fuhr ihn an: „Warum beteſt du nicht an, da du doch vor Gottes Sohne ſteheſt? Bring ihm ſchnell den Zoll deiner Verehrung, damit du aus ſeinem Munde des wahren Glaubens Geheimniſſe erfährſt.“ Da ſchritt der Meiſter alsbald näher, zog das Büchslein aus der Kutte und reichte es der Königin, die auf dem Throne ſaß, mit dieſen Worten dar: „Biſt du wahrhaft Chriſti Mutter, dann nimm hier deinen Sohn und ich werde dich als Gebärerin unſeres Heils erkennen und ehren.“ Kaum aber hatte Conrad das Wort aus dem Munde, als die Erſcheinung ſchwand, und er mit dem Ketzer in ſo großer Dunkelheit ſaß, daß ſie ſich nur mit Mühe wieder aus dem Berge herausfinden konnten. Der Ketzer ſah nun den Teufelstrug ein und bekehrte ſich (Wolf, Deutſch. Sag. Nr. 347).

Alſo nur der geweihten Hoſtie hatte Meiſter Conrad es zu verdanken, daß er den Teufelstrug entdeckte, welcher ihn überreden wollte, das Paradies ſey im Berge. Demnach werden wir auch die vorhin von Arndt mitgetheilte Beſchreibung der Entdeckungen jenes Mützendiebs Dietrich mit Argwohn zu beurtheilen haben, zumal bekannt iſt, daß die „Hügelvölkchen“, wie die Elementargeiſter in Schweden heißen, jene in heidniſcher Zeit Verſtorbenen ſind, die in den Grabhügeln in un-

geweihter Erde beigeſetzt wurden, und daſelbſt des Weltgerichts fortharrend, in ihren Bergen und Geſchlechtsgräbern fortleben unter Furcht und Zittern, von der Hoffnung ihrer einſtigen Erlöſung ſingen, von ſündlichen Begierden wie zur Zeit ihres irdiſchen Lebens gefoltert werden — wie hätte ſonſt Frau Holle (oder Venus, wie die gelehrte Geiſtlichkeit ſie nannte) den Ritter Tannhäuſer in den Venusberg verlocken mögen? — nach der Zuneigung und dem Umgang der Chriſten ſich ſehnen — jedenfalls, wie aus S. 163. 165. erhellt, nach ihren Frauen, Jungfrauen und Kindern — aber ſobald ſie dieſelben anrühren, deren Tod herbeiführen (Afzelius II. S. 294). Eher möchte man, in Anbetracht, daß der Eingang in den Aetna als Eingang in die Unterwelt gedacht wurde, und daß in Irland die Beſucher der Patrikshöhle die Seelen im Fegfeuer erblicken, das Innere der Berge für die Hölle halten. Auch der Venusberg oder Horſelberg, wohin es den verliebten Tannhäuſer ſo mächtig zog, wird wohl dieſe Beſtimmung gehabt haben. Schon ſein Name Mons *horrisonus,* vom Gebrüll der Verdammten, das man hier vernommen haben will, ſo geheißen, und in H o r ſ e l, Hörſel*) verſtümmelt, weist darauf hin. Im Jahre 1398, erzählt Kornmann (de monte Veneris), hatte man bei Eiſenach, zwiſchen welcher Stadt und Gotha der Berg liegt, drei große Feuer in der Luft bemerkt, die ſich bald in einen Klumpen zuſammenzogen, bald wieder auseinander gingen, und endlich in den Hörſelberg hineinfuhren. Derſelbe Kornmann leitet aber dieſe Sage vom Fegfeuer im Thüringer Hörſelberg (de mirac. mort. 1610 II. c. 47) aus England her. Ein König

*) Das Volk etymologiſirte: Höre! der Seelen Berg.

ſoll daſelbſt ein Mädchen niedern Standes zu ſeiner Gemahlin erhoben haben, ſey bald nachher verſtorben, und die junge Wittwe habe durch Gebet und Almoſen ſeine Erlöſung aus der ewigen Pein zu bewirken geſtrebt. Da ſey ihr einſt im Traum kund geworden: die Seele ihres Mannes befinde ſich unfern von Eiſenach in Thüringen im Fegfeuer, und weder Gebet noch Almoſen können ihm helfen. Da habe ſie gleich nach ihrem Erwachen ein Schiff ausgerüſtet, ſey mit Frauen und Dienern nach Deutſchland hinübergeſchifft, und ſo nach Thüringen gekommen, wo ſie in der Nähe jenes Berges eine Kirche und ein Frauenkloſter erbaute, in welchem ſie zurückgezogen für das Seelenheil ihres Gatten betete. Den Ort ſelbſt nannte ſie „Satansſtätte“, woraus, als ſich noch andere Leute daſelbſt anbauten, „Sattelſtätt“ (!) wurde. Endlich that ein zweites Nachtgeſicht kund, daß das fortgeſetzte Beten und Wohlthun ihres Gatten Erlöſung bewirkt habe. Bauge erkennt den Hörſelberg in der That für den Aufenthalt hölliſcher Geiſter. In ſeiner „Thüringer Chronik“ erzählt er:

In den Hörſelberg trug einſt der Teufel einen Schwarzkünſtler, der vom Thüringer Landgrafen Ludwig III. den Auftrag erhalten hatte, nachzuſehen, wo ſich die Seele ſeines Vaters, Ludwig des Eiſernen, befinde. Der kam unter des Teufels Leitung an eine ungeheure Grube, auf welcher ein glühender Deckel lag, den hob der Teufel ab, und blies mit einer ehernen Poſaune ſo ſtark hinein, daß davon Himmel und Erde erbebten, und ſiehe! aus der Grube ſchlug eine helle Lohe mit gräulichem Geſtanke auf, und mitten in dieſer ſchwebte die Seele des abgeſchiedenen Landgrafen und rief mit kläglicher Stimme: Sieh' mich Unglücklichen, der ich nicht aus dieſer Pein erlöst werde, bis mein Sohn alles das, was ich den Stiftern zu Mainz, Fulda und Hersfeld entriſſen habe, ihnen zurückgegeben iſt. Als der Schwarzkünſtler nun ein Wahrzeichen ver-

langte, daß er auch wirklich der Landgraf ſey, ſagte er ihm einige geheime Dinge, die nur ihm und ſeinem Sohne bekannt ſeyn konnten, und verſank ſofort wieder in die Grube. Jener hinterbrachte nun dem Landgrafen Alles, was er geſehen; allein da dieſer auf den Rath ſeiner Vertrauten jene Stiftsgüter nicht wieder herauszugeben für gut fand, und ſich auf reichliches Almoſenſpenden für ſeines Vaters Seelenheil beſchränkte, ſo dürfte dieſer noch heute auf Erlöſung lauern.

Bechſtein in ſeinem „Thüringer Sagenſchatz" I. p. 149 sq. fügt ſupplirend hinzu, daß ſich dieſer Spuk in neuerer Zeit wiederholt habe.

Als einſtmal mehrere Weinkärner in der Dämmerung auf der großen Heerſtraße, die von Gotha nach Frankfurt führt, nach ihrem Nachtquartier, dem Dorfe Schönau zufuhren, ſahen ſie, am Fuße des Hörſelberges hinziehend, wie ſich an einer Stelle des Berges, wo ſie nie zuvor eine Oeffnung wahrgenommen, ſich die Erde aufthat; und als ſie näher hinzutraten, bemerkten ſie eine Glut aus der Höhle aufflackern, wie wenn Eiſen in einem Hochofen geſchmolzen würde. Als ſie aber genauer hineinblickten, ſahen ſie eine Menge Lebender und Verſtorbener in einem Flammenmeer ſitzen, und es kam ihnen vor, als ſeyen ihnen einige davon bekannt. Bald erkannten ſie ſogar mehrere reiche Weinhändler, für die ſie oft geladen hatten, und die jetzt dafür mit Feuer geſtraft wurden, daß ſie den Wein mit Waſſer vermiſcht, oder gar mit ſchädlichen Ingredienzen verſetzt hatten. Als nun aber einer der Fuhrleute ausgerufen hatte: Ach, daß ſich Gott erbarme! verſank Alles wieder in Finſterniß, und die frühere Oeffnung blieb verſchwunden.

Der Umſtand, daß das wilde Heer, angeführt von Frau Holle (die Huldra oder Hela des Nordens, die in Helheim — der Hölle — herrſcht) alljährlich am Faſtnachtsdonnerſtag in dieſen Berg zieht, wo ſie ihre Hofhaltung hat — dieſer Umſtand begünſtigt einerſeits

den Volksglauben, der die Unterwelt hieher verſetzt; anderſeits ſpielt der Name Tannhäuſer, wie jener von Frau Holle in dieſen Berg verlockte Ritter hieß, darauf an, daß hier der Aufenthalt der Todten ſey, deren Collectivname aber Tannhäuſer iſt, weil die heidniſchen Deutſchen, insbeſondere die Allemannen, ihre Todten in ausgehöhlten Tannen begruben; vielleicht weil die Tanne verwandt mit der Fichte iſt, die ſchon die Hellenen dem Pluto geweiht hatten (**Picea *feralis* arbor et *funebri* indicio ad fores posita Plin. XVI, 10.**) und welche in der Traumſprache (**Artemidor. Oneirocrit II, 25.**) Bild der Zerſtörung wurde; auch der Umſtand daß im Slawiſchen **peklo**: Pech und Hölle zugleich bedeutet (Grimm S. 765), das pechige Harz der Fichte dieſe Ideenverbindung begünſtigt, könnte hier in Betracht zu ziehen ſeyn. Im ſchwäbiſchen Oberland heißen von jener urſprünglichen Begräbnißweiſe noch jetzt die Särge: Todtenbäume; jeder in der Tanne Wohnende iſt folglich ein Tannhäuſer, dieſer Name alſo ein **Nomen collectivum** für alle Todten *).

---

*) Sollte Tannhäuſer der von Hagen (Minneſänger IV. p. 421 bis 434) geſchilderte Minneſänger Tanhuſer ſeyn, welcher den in ſeinen Dichtungen enthaltenen Andeutungen zufolge dem öſtreichiſch-baierſchen Hauſe der Freiherrn von Tanhuſen angehörte, ſo erwieſe obige Etymologie freilich ſich als unhaltbar. Da aber ſpätere Sagen den Helden der Sage einen fränkiſchen Ritter nennen, der ſich am Hofe Friedrichs des Streitbaren aufhielt, ſo iſt es bei ſo ſchwankenden Angaben erlaubt, die Vermuthung aufzuſtellen, daß das bekannte Geſchlecht der Tanhuſer dem Bewohner des Hörſelbergs nur den Namen geborgt haben wird, weil dieſer — ſein Weſen am paſſendſten bezeichnet. Ein ſolcher Fall ſteht nicht vereinzelt da, wie die Tellſage beweiſt, wo ein Mann Namens Tell ſeinen Namen dem mythiſchen Bogenſchützen leihen mußte. In den Gedichten des Minneſängers Tanhuſer findet ſich nirgends eine Andeutung von ſeinem Abenteuer im Venusberg. Nur dies ſtimmt in etwas mit ſeiner Geſchichte überein, daß Papſt Urban IV, — welcher ihm die Abſolution verweigert, und

Wollte man Tannhäuſer hiſtoriſch auffaſſen, und des Papſtes Weigerung, ihm eine Buße aufzulegen, die ihn der Wohlthaten des Chriſtenthums wieder theilhaftig werden ließe (vgl. die Anm.), mit des hiſtoriſchen Tanhuſers Anhänglichkeit an die Hohenſtaufen in Zuſammenhang bringen, um wegen der damit verknüpften Oppoſition gegen die römiſche Curie des Papſtes Härte bei dargebotener Gelegenheit zu motiviren (Gräße's Tanhäuſer S. 30), ſo wäre hier ein natürlicher Anknüpfungspunkt, um die Sage vom Friedrich dem Hohenſtaufen zu deuten, der zu Thüringen bei Frankenhauſen im Kyffhäuſer Berg ſitzt, den Kopf in der Hand haltend, nickend, mit den Augen zwinkernd, der Bart iſt ihm groß gewachſen, durch den ſteinernen Tiſch oder um den Tiſch herum, dergeſtalt, daß er dreimal um die Rundung reichen muß, bis zu ſeinem Aufwachen, jetzt aber geht er erſt zweimal herum. Einer Sage zufolge, hat ihn 1669 ein Bauer geſehen, der aus dem Dorfe Reblingen Korn nach Nordhauſen fahren wollte, und von einem kleinen Männchen in den Berg gelockt, darin ſein Korn ausſchütten mußte, dafür aber ſich die Säcke mit Gold füllte. Eine andere Sage läßt einen Schäfer von einem Zwerg hineinführen, den der dießmal nicht ſchlafende Kaiſer fragte: Fliegen die Raben noch um den Berg? und auf die Bejahung dieſer Frage ausrief: Nun muß ich noch länger ſchlafen!

---

durch ſeinen ſpäter Blüthen tragenden dürren Stecken ſeine Härte, obwohl vergeblich, bereut haben ſoll, weil der troſtlos gebliebene Ritter wieder in den Hörſelberg zurückging — daß dieſer Papſt allerdings der im Volksliede erwähnte Urban ſeyn könnte. Aber auch dies bewieſe weiter nichts, als daß die ältere — heidniſche Sage uns nur noch in der Umarbeitung eines Dichters aus dem 13. Jahrhundert erhalten wäre.

worauf er dem Schäfer mit einem Fuß ſeines goldenen Handfaſſes ein Geſchenk machte. Nach andern Sagen ſitzt Friederich in einer Felſenhöhle bei Kaiſerslautern oder zu Trifels bei Anweiler oder im Unterberg (Wunderberg) bei Salzburg, oder er geht im Arnothale um. Was hatte denn aber Friedrich Schweres verbrochen, daß er nach ſeinem Tode — lebend im Berge zubringen muß? Hat er etwa, wie der Landgraf von Thüringen, geiſtliche Güter eingezogen! Nein! aber noch ſchlimmere Anklagen waren über ihn im Umlauf, ſo daß Jeſu Drohung: „Wer mich nicht anerkennt, den werde ich auch nicht anerkennen vor meinem himmliſchen Vater," auf ihn ihre Anwendung litte. Ein Brief vom Papſt Gregor IX. an alle chriſtlichen Könige und Fürſten (mitgetheilt von Raynald ad ann. 1239) lautet: **Probationes in fidei victoriam sunt paratae, quod iste rex pestilentiae** (Friedrich) **a** ***tribus baratronibus*** **sc. Christo Jesu, Moyse et Mahometo** ***totum mundum fuisse deceptum*** **et duobus eorum in gloria mortuis, ipsum Jesum in ligno suspensum manifeste proposuerit** *). Dieſe Beſchuldigung gründet ſich auf das Zeugniß des Thüringer Landgrafen Heinrich Raſpe — deſſelben, der die Güter ſeiner Schwägerin, der heil. Eliſabeth, an ſich riß, und ſie mit ihren Kindern in's Elend verwies — welcher dieſe entſetzliche Läſterung von Friedrich gehört haben wollte **). Anſtatt alſo daß der Papſt dem Kaiſer die Geige an den Kopf geſchlagen hätte, that er ihn in den Bann, während deſ-

*) Die Vertheidigungsſchrift des Kaiſers liefert Harpheim in Concil. German. III. p. 562.

**) H. Gigas Flores tempp. p. 126. Andere ſchreiben dem Pietro di Vinci aus Capua die Verfaſſerſchaft dieſes Buches zu.

ſen er ſtarb, folglich bis zum jüngſten Tag in dem Berge ſchlafen muß.

Daraus ließe ſich aber nur beweiſen, daß der Volksglaube den Aufenthalt in Bergen für gleichbedeutend mit dem in der Hölle hielt. Offenbar ein Mißverſtändniß chriſtlicher Zeit, wo man dieſe Sage deuten wollte, und nicht mehr konnte. Da erinnerte man ſich der Händel, welche die Hohenſtaufen mit den Päbſten hatten; und bei der den Letztern zugeſchriebenen Macht zu löſen und zu binden, konnte ein ſolches Schickſal des Kaiſers nach dem Tode leicht vermuthet werden. Aber es war zu furchtbar, um es als Folge der Beleidigung eines Papſtes zu erklären. Da mußte plötzlich Jeſus der Beleidigte ſeyn, obſchon Friedrich mehr zu thun hatte, als ſich in der theologiſchen Polemik zu verſuchen. Dennoch würde ich die Erfindung des Märchens loben, wenn nicht zwei Umſtände die Sache erſchwerten: erſtlich, daß erwartet wird: Friedrich werde, wenn Schwaben in Noth ſeyn werde, erwachen, um es von ſeinen Feinden zu befreien. Dieß paßt auf keinen Verdammten, der die Ewigkeit der Höllenſtrafen erfahren ſoll, und der ſeiner dämoniſchen Natur zufolge lieber Schaden ſtiftet, anſtatt ein Helfer aus der Noth zu werden; zweitens wird auch vom König Sebaſtian von Portugal, welcher in der unglücklichen Schlacht bei Alcazar blieb, angenommen, daß er noch irgendwo unbekannt fortlebe, und zur rechten Zeit, wenn auch ſpät, erſcheinen werde. Eine ſpaniſche Sage läßt den Maurenfürſten Boabdil im Alhambra in einem B.rg die Zeit abwarten, wo er ſich für ſein Volk erheben werde, und vorläufig nur in der Johannisnacht mit ſeinem geſpenſtiſchen Hofſtaat die ſchläfrigen Glieder zu einem Umritt in Bewegung ſetzen. Die Schweizer laſſen ihren

Tell, aber in einer dreifachen Verkörperung, in einer Felskluft am Vierwaldſtätterſee dem Zeitpunkt, wo ſie ſeiner bedürfen werden, entgegenſchlafen (ſ. S. 117). Der mythiſche König Artus von England wohnt in der Nähe des Aetna, in einem Berge unweit Catania. Alljährlich eröffnen ſich ſeine Wunden, an denen er nicht ganz verblutete. Daß ſelbſt noch in unſern Tagen die Bauern in Steiermark ihren Befreier von der Leibeigenſchaft, den Kaiſer Joſeph nicht geſtorben glauben, wie man dieß auch von Napoleon behauptete, ließe ſich allenfalls wie bei Friedrich dem Hohenſtaufen aus ihrer Abneigung gegen die Päpſte erklären. Auch ein anderer rothbärtiger Kaiſer, der ſächſiſche Otto, welcher ebenfalls mit den Geiſtlichen in Streit gerieth, ſoll gleichfalls im Kyffhäuſer Berg eingeſchloſſen geweſen, und erſt ſpäter vom ſchwäbiſchen Friedrich, dem Hohenſtaufen, abgelöst worden ſeyn. Harrys erzählt in ſeinen Niederſächſ. Sag. Nr. 1:

Von Kaiſer Otto wurde zwar dem Volke geſagt, er ſey plötzlich geſtorben, man veranſtaltete ein feierliches Begräbniß, doch der Kaiſer lag nicht im Sarge, ſondern ſchmachtete im Gefängniß. Und als er nach vielen Jahren ſtarb, fand ſein Geiſt keine Ruhe im Grabe, ſondern irrte lange umher, bis er ſich den Kyffhäuſer Berg zur Wohnſtatt erkor. Nun zogen einſt Muſikanten durch das Thal am Kyffhäuſer und ſpielten vor den Häuſern; doch nirgends empfingen ſie eine Gabe, ſo daß ſie ſich den ganzen Tag vergebens gemüht hatten. Da ſprachen ſie am Abend: „Wir wollen dem Kaiſer Otto ein Ständchen bringen, vielleicht ſchenkt er uns Etwas.“ Als ſie mit einem Muſikſtück zu Ende waren, kam des Kaiſers Caſtellan und überreichte einem Jeden einen grünen Zweig. Die Muſikanten warfen aber die Zweige weg und lachten: „Wenn wir nicht mehr hätten verdienen wollen, ſolch kaiſerliche Gnade hätten wir auch ſonſt finden können.“ Nur Einer

ſteckte ſich den Zweig an den Hut und ſagte: So habe ich doch ein Andenken an den Kaiſer Otto! Und als ſie Abends ſpät in die Herberge kamen, war der Zweig auf dem Haare des Muſikanten zu Gold geworden. Die Andern eilten nun zum Berge nach ihren Zweigen zurück, doch dieſe waren verſchwunden. Am folgenden Morgen ſpielten ſie wieder vor dem Kyffhäuſer, und ſogar drei Tage hindurch, doch der Caſtellan brachte ihnen nichts zum Dank.

Ein armer Schäfer hatte gehört, wie der Muſikant durch des Kaiſers Geſchenk ſo reich geworden, er trieb nun immer auf den Kyffhäuſer, und dachte: Wenn ich nur den Weg wüßte, der in den Berg zum Kaiſer Otto führte. Er wollte ihm ſeine Armuth klagen. Und wie er einſt daran dachte, bemerkte er vor ſeinen Füßen eine Fallthür, er öffnete ſie, und ſtieg eine lange Treppe in den Berg hinab bis in einen weiten hochgewölbten Saal. Dort ſaß der Kaiſer Otto mit ſeinem langen rothen Bart an einem ſteinernen Tiſch, um ihn her ſaßen viele hundert Ritter und Schildknappen in voller Rüſtung. Der Kaiſer winkte freundlich dem Schüchternen und ſprach: „ich weiß ſchon, weshalb du kommſt. Hier nimm dir ſoviel du brauchſt.“ Dabei wies er auf einen Haufen glühende Kohlen in einem Winkel. Der Hirt griff zu, und als er die Treppe wieder hinauf war und die Kohlen ausſchüttete, waren ſie reines Gold.

Ein anderer Schäfer verlor am Johannisabend ſeine Heerde, die er auf dem Kyffhäuſer gehütet hatte. Er lief durch das Gebüſch, ſie zu ſuchen; dabei ſtreifte er, ohne es zu wiſſen, mit den Füßen die Wunderblume ab, und ſie blieb an ſeiner Schuhſchnalle hängen. Wer dieſe Blume, die nur in der Johannisnacht blüht, an ſich trägt, der kann die Geiſter ſehen. Wie es nun im Thale 11 ſchlug, war der Schäfer gerade dicht unter dem Gipfel des Berges, und er ſah, wie ſich der Berg aufthat und Kaiſer Otto mit vielen Rittern herausſtieg. Sie begannen Kegel zu ſchieben. Als es 12 ſchlug, ſtiegen ſie in den Berg zurück, und dieſer ſchloß ſich wie-

der. Der Schäfer nahm nun zum Wahrzeichen den König der Kegel und ſteckte ihn ein. Am Morgen, als er ihn ausnahm, war er ganz von Gold.

Einer Angabe zufolge ſoll Otto, nachdem er mehrere hundert Jahre in dem Berge gehaust hatte, ins Grab zur Ruhe eingegangen ſeyn, eine andere Angabe läßt ihn aber aus dem Kyffhäuſer ins Quedlinburger Schloß ziehen, wo er noch jetzt in den tiefen Kellern deſſelben ſitzen ſoll.

Dieſes traurige Loos hatte ſich nun Kaiſer Otto wegen ſeiner Händel mit der Geiſtlichkeit zugezogen, daß er nach dem Tode von einem Berge in einen Keller überſiedeln muß, während er bei einer kirchlichern Geſinnung ſo ruhig und bequem in ſeiner Ahnengruft hätte ſchlafen können bis zum jüngſten Tage, wo der Kaiſer, wie der geringſte ſeiner Unterthanen, geweckt werden wird!

Wie aber ließe ſich auf dieſem Wege begreiflich machen, daß einer der erſten Beſchützer des Papſtthums, der ſogar dem Nachfolger Petri auch politiſche Macht verſchaffte, und dafür die Kaiſerkrone in Empfang nahm, wie konnte Karl der Große, überdieß ein Heiliger des Kalenders, ebenfalls in den Berg geſperrt werden, wenn ein ſolches Loos als Höllenſtrafe gedeutet wurde? Zum Glück widerſprechen ſich auch hier die Nachrichten, denn nicht nur im Unterberg bei Salzburg ſitzt er, ſondern auch in der Burg Denſenberg im Paderbornſchen, ebenfalls am ſteinernen Tiſche; auch ihm iſt der Bart bis auf die Füße gewachſen; auch er ſoll noch vor dem jüngſten Tag wieder kommen, um die Regierung ſeines verlaſſenen Reiches zu übernehmen. Aber auch zwiſchen Nürnberg und Fürt liegt „Kaiſer Karls Berg", aus dem in früherer Zeit oft Geſang erſcholl (Mone's Anz. d. Vorz. V. S. 174). In Weſtphalen zwiſchen Lübbecke und Holzhauſen, oberhalb des Dorfes Mehnen an der

Weſer, liegt ein Hügel „die Babylonie" genannt. In dieſem ſitzt Wittekind, der Sachſen Herzog, den Karl der Große durch die Ueberredungskraft ſeines Schwertes zum Chriſtenthum bekehrt hatte, und harrt bis ſeine Zeit kommt. Daß er geſtorben, wurde lange Zeit nicht geglaubt, obſchon ſeine Gebeine in der Kirche von Enger bewahrt werden, obſchon Wallfahrten nach ſeinem Grabe Statt fanden. Doch ſitzt er nicht immer über-einander. Wie der obgenannte König von Granada, Boabdil, machte er in gewiſſen Nächten einen Umritt von der Babylonie nach dem Schloſſe Werder (am Einfluſſe der Werra in die Weſer) bei Rebme, aber nur Nachts, und ſein Roß hatte immer verkehrt auf-gelegte Hufeiſen (Redeker Verhdl. d. weſtphäl. Geſellſch. S. 35). Der letztere Umſtand läßt allein ſchon ihn als ein Abbild des Odin (ſ. S. 79. 83. 91.) erkennen, wenn auch nicht das Weilen im Berge ſelber von dem Gotte entlehnt wäre, wofür die Belege bald nachher folgen werden. Außer Wittekind wurde noch ein anderer zeit-genöſſiſcher Fürſt in dieſen Kreis gezogen, nämlich der im Ardennerwalde umgehende und einmal wiederkom-mende Regent der Niederlande, Ogier (Otacher?), den die Dänen unter dem Namer Holger ſich aneigneten.

Vor vielen Jahrhunderten ward dann und wann das Geräuſch von Waffen in den Gewölben des Schloſſes Kro-nenburg gehört. Niemand wußte den Grund davon, und im ganzen Lande war Niemand, der den Muth beſaß, in die Tiefe hinabzuſteigen. Endlich ſagte man einem Ge-fangenen, der das Leben verwirkt hatte, daß ſeine Schuld vergeſſen ſeyn ſollte, wenn er Nachricht bringen könnte von dem, was in den Gewölben wäre. Er ſtieg hinab und kam an eine große eiſerne Thüre. Als er anklopfte, ging ſie von ſich ſelbſt auf. Er fand ſich in einer tiefen Wölbung. In Mitte der Decke hing eine

Lampe herab, die beinahe ausgebrannt war. Darunter ſtand ein großer ſteinerner Tiſch, um welchen einige in Stahl gekleidete Männer ſaßen, deren Haupt auf den kreuzweis gelegten Armen ruhte. Der, welcher zu oberſt am Tiſche saß, ſtand auf. Es war Holger der Däne. Als er aber ſein Haupt von den Armen erhob, borſt die ſteinerne Tafel mitten entzwei, denn ſein Bart war hindurch gewachſen. „Gib mir die Hand“, ſprach er zu dem Manne; dieſer wagte es nicht ihm die Hand zu reichen, ſondern ergriff eine eiſerne Stange, in welche Holger ſeine Finger eindrückte. Endlich ließ er los und murmelte: „Es iſt gut! ich freue mich, daß es noch Männer in Dänemark gibt, wir kehren zurück, wenn nicht mehr Männer in Dänemark ſeyn werden, als ihrer Raum auf einer Tonne haben.“ (Thiele dän. Sag. I. 23.)

Hier folge eine ähnliche Sage:

Am Tils-Graben, einem Erdfall zwiſchen Dahlum und dem Flecken Bokenem im Amt Bilderlahn im Hannöverſchen, ſtand, wo jetzt der Teich iſt, einſt eine Burg. Ihr letzter Beſitzer, der Ritter Tils, hing ſo ſehr am Waidwerk, daß er auch die Feiertage nicht achtete. An einem Chriſtfeſte ſagte er: „Heute muß ich ein Wild erlegen, und ſollte auch meine Burg darüber untergehen.“ Aber vergebens jagte er bis zum ſpäten Abend mit ſeinen Gefährten. Mißmuthig kehrte er zur Burg, aber als er eben an der üppigen Tafel ſein Ungemach vergeſſen wollte, verſank plötzlich die Burg mit Allem was darin war. Aus dem weiten Erdſpalt quoll das Waſſer auf, und bildete den kleinen See, den ſie jetzt den Tils-Graben nennen. Einſtmals wurde ein Taucher in den Graben hinabgelaſſen. In die Tiefe gekommen, ſah er die verſunkenen Häuſer mit einer Kirche, in einem großen Saal, vor einem ſteinernen Tiſch, ſaß Ritter Til alt und grau, ſein weißer Bart war durch den Tiſch gewachſen. (Harrys niederſächſ. Sag.)

Zuweilen wird gar keine beſtimmte Perſönlichkeit ge-

nannt, die Erzählung aber bleibt in den Hauptzügen dieſelbe:

Ein Schmied ſuchte in dem Becken des Odensbergs (Odinsberg) nach einem Weißdorn zum Hammerſtiel. Plötzlich entdeckte er ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingefälle, trat hinein und ſtand in einer neuen Wunderwelt. Starke Männer kegelten da mit eiſernen Kugeln, der Schmied ſchaute ihnen zu. Sie forderten ihn auf, mitzuſpielen, was er ablehnte: „die Eiſenkugeln wären ſeinen Händen zu ſchwer." Die Männer blieben aber freundlich und ſagten, er ſolle ſich ein Geſchenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug ſie heim und legte ſie unter ſein Eiſengeräth. Als er ſie nun ſpäter verſchmieden wollte, und rothgeglüht hatte, zerſprang ſie auf dem Ambos in Stücke, und jedes Stück war eitel Gold. So oft er wieder auf den Odenberg kam, fand er die Oeffnung nimmer, jenesmal hatte er eben den Tag (Johannis?) getroffen, an welchem der Berg den Menſchen offen ſteht. (Grimm Myth. S. 905.)

Bei Gemünden liegt der Guckenberg, von dieſem geht die Sage, ähnlich der vom Rothbart im Kyffhäuſer, daß vor länger Zeit ein Kaiſer (welcher?) mit ſeinem ganzen Heer in dieſen Berg verſunken ſeyn ſoll! Nun ſitzt er darin an einem ſteinernen Tiſch, und wenn ſein Bart dreimal um den Tiſch gewachſen iſt, ſo wird der Kaiſer mit allen ſeinen Wappnern wieder hervortreten. Einſt kam ein armer Knabe auf den Berg, welcher in der Gegend Semmeln zum Verkaufe trug, und traf daſelbſt einen ſteinalten Mann an, der ſprach freundlich mit dem Knaben. Dieſer klagte ihm ſein Leid, daß er ſo wenig verkaufen könne und ſein Verdienſt ſo gering ſey. Da ſprach der Alte: „Höre Kleiner, ich will dir einen Ort zeigen, wo du alle Tage ſo viele Wecke verkaufen kannſt, als du zu tragen im Stande biſt; aber du darfſt Niemandem davon etwas offenbaren." Darauf führte der alte Mann den Jungen in den Berg hinein, und es war ein Berg wie in einer großen Stadt, und ein gar reges Leben da-

rin. Und an einem Tiſche ſaß der Kaiſer und ſein langer Bart war ſchon zweimal um den Tiſch gewachſen. Dahin brachte nun der Knabe täglich ſeine Semmelwecke und empfing dafür uraltes Geld. Da aber nun in ſeinem Orte deſſen bald zu viel umlief, wurden die Leute ſtutzig, mochten es nicht mehr annehmen und drangen endlich in den Knaben, zu ſagen, wo er dieſes alte Geld bekäme. Da offenbarte er ſeinen ganzen Handel. Ein junger Freund von ihm drang ſich ihm nun beim nächſten Berggang zum Begleiter auf, um des Guckenbergs innere Herrlichkeit auch wahrzunehmen. Allein der Semmelbube fand nicht nur den Eingang nicht wieder, ſondern nicht einmal den Berg, und kam ihm die ganze Gegend anders vor. (Bechſtein, Sagen des Grabfeldes Nr. 14).

In Hormayrs Taſchenbuch (Jahrg. 1831 S. 214) findet ſich eine Tradition aufgezeichnet, welcher zufolge Friedrich der Rothbart nicht im Kyffhäuſer ſitzt, ſondern im Unterberg bei Salzburg. Dafür iſt als Grund angegeben, daß er als Verwüſter Salzburgs durch Otto von Wittelsbach und die Grafen von Plain, die unbeugſame Anhänglichkeit des Salzburger Erzbiſchofs Konrad an Papſt Alexander III. ſtrafen wollte, und nun hier mit einem unermeßlichen Heer der Dinge, welche noch kommen ſollen, entgegen harrt. Dieß wäre alſo ein hiſtoriſcher Grund für die Bedeutung des Unterbergs als Geiſterdomicil. Es gibt aber auch noch einen naturhiſtoriſchen Grund dafür. Nämlich ſeine Höhe — 4200 Pariſer Fuß über das mittelländiſche Meer erhaben — iſt Urſache, daß ſich an kühlen Herbſtabenden dichte Nebelwolken ſammeln, die ſich langſam von demſelben herabſenken und dort ſich über die Ebenen verbreiten. Zu Zeiten löſen ſich Reihen von Nebelwolken von der großen Maſſe ab, ſchweben dahin und geſtalten ungeheure Säulen, Heere, Luftgebilde aller Art.

Dazu trat der Glaube, daß der Berg ausgehöhlt ſey, daß in demſelben ſich anmuthige Gärten, ſpiegelhelle Quellen und Hügel von Gold und Silber vorfinden. Kleine Männlein bewachen die Schätze, die in der täuſchenden Dämmerung auch wohl außerhalb des Berges ſich ſehen laſſen. Welchen Einfluß die Localität auf Sagenbildungen hat, könnte auch aus andern Beiſpielen erwieſen werden. So z. B. haften auch am Fichtelgebirge, namentlich an der Gegend um den Ochſenkopf und Schneeberg, Sagen von unterirdiſchen Gewölben, die ſich nur zu gewiſſen Zeiten öffnen, und ihre Herrlichkeit an Gold, Silber und Kleinodien ſehen laſſen, aber der Phyſiker erklärt ſich dies Alles aus — einer gewiſſen Lichtſtrahlenbrechung. Namentlich ſoll die Haupturſache der Grottenbeleuchtung das Moos ſeyn, das ſich vorzüglich ſchön auf der Louiſenburg in einer Höhle links am Eingang in die dortigen Anlagen findet, wo es durch ſeinen von der Refraction der Lichtſtrahlen entſtehenden Schimmer die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden feſſelt. Es iſt eine Art Laubmoos, das dort unter dem Namen des *leuchtenden Mooſes* bekannt iſt. Auf dieſe Art dürften Sagen, wie jene vom „Geldkeller" im Löbauer Berge in der Oberlauſitz u. a. m., entſtanden ſeyn. Gewiß iſt es, daß manche wunderſam mit farbigem Geſtein oder mit Stalaktiten verſehene Grotte zu Sagen vom Sitz der Zwerge und Gnomen Veranlaſſung gab, wiewohl die Bergſtollen und Schachten und die Köpfe der Bergmänner die früheſten Geburtsſtätten derſelben geweſen ſind *).

---

*) Es iſt noch nicht lange her, ſchreibt ein Correſpondent dem „Morgenblatt" (1841 Nr. 288 S. 1151.), daß ein Bauer, Namens Sebaſtian Fletſcher, an den Netersberg kam, und da an einem Felſen lange Goldzacken herunterhän-

Doch würde ich, ſolchen Betrachtungen weiter folgend, mich zu weit von meiner eigentlichen Aufgabe entfernen, welche keine geologiſche Abhandlung werden ſollte, ſondern die Frage über den Zweck des Aufenthaltes ſo vieler Helden der Vorzeit in Bergen ꝛc. beantworten will. Daß dieſe den Beſuchern von ihren unterirdiſchen Schätzen mittheilen, mag allerdings durch das leuchtende Moos ſich erklären laſſen, wenn nicht überhaupt bei dem Innern der Berge eine natürliche Ideenverbindung zu Gold- und Silberadern hinleiten würde. Oben wurde angenommen: das Innere der Berge ſey die Hölle (Höhle), und damit würde folgende von Grimm (D. S. Nr. 143) einer „Beſchreibung des Fichtelbergs" (Lpz. 1716, S. 59 ff.) entlehnte Sage ſtimmen:

Im 16ten Jahrhundert lebte in Schweidnitz ein Mann, Johannes Beer genannt. Im Jahr 1570, als er ſeiner Gewohnheit nach zu ſeiner Luſt auf den nah gelegenen Zobtenberg ging, bemerkte er zum Erſtenmal eine Oeffnung, aus der ihm beim Eingang ein gewaltiger Wind entgegen wehte. Erſchrocken ging er zurück, bald darauf aber, am Sonntag Quaſimodogeniti, beſchloß er die Höhle von Neuem zu unterſuchen. Er kam in einen engen, geraden Felſengang, ging einem fernſchimmernden Lichtſtrahl nach und gelangte endlich zu einer verſchloſſenen Thüre, in der eine Glasſcheibe jenes wunderſame Licht warf. Auf dreimaliges Anklopfen ward ihm geöffnet, und er ſah in der Höhle an einem runden Tiſch drei lange abgemagerte Geſtalten in altdeutſcher Tracht ſitzen, betrübt

---

gen ſah. Er verſuchte etwas davon abzuſprengen, aber da ſie mit der Hand nicht loszubrechen waren, ſo ging er nach Hauſe um eine Hacke zu holen, legte jedoch vorher noch einen großen Steinhaufen zuſammen unter den Felſen hin, um die Stelle nicht zu verfehlen. Als er mit der Hacke wieder zurückkam, fand er zwar den Steinhaufen, aber die Goldzacken waren nirgends mehr zu erſchauen.

und zitternd. Vor ihnen lag ein ſchwarzſammtnes goldbeſchlagenes Buch. Hierauf redete er ſie mit „pax vobis!“ (Friede ſey mit euch!) an, und bekam zur Antwort: „hic nulla pax!“ (Hier iſt keine Ruhe). Weiter vorſchreitend rief er nochmals: „pax vobis in nomine Domini!“ (Friede ſey mit euch im Namen des Herrn!) Erzitternd verſetzten ſie: „hic non pax!“ (Hier iſt nicht Friede!) Indem er vor den Tiſch kam, wiederholte er: „pax vobis in nomine Domini nostri Jesu Christi!“ (Friede mit euch im Namen unſeres Herrn Jeſu Chriſti!) worauf ſie verſtummten, und ihm jenes Buch vorlegten, welches, geöffnet, den Titel hatte: liber obedientiae (Buch des Gehorſams). Auf Beers Frage: wer ſie wären? antworteten ſie, ſie kennten ſich ſelber nicht. „Was ſie hier machten?“ — „Sie erwarteten in Schrecken das jüngſte Gericht und den Lohn ihrer Thaten.“ — „Was ſie bei Lebzeiten getrieben?“ Hier zeigten ſie auf einen Vorhang, hinter dem allerlei Mordgewehre hingen, Menſchengerippe und Hirnſchädel. — „Ob ſie ſich zu dieſen böſen Werken bekennten?“ — „Ja!“ — „Ob es gute oder böſe?“ — „Böſe.“ — „Ob ſie ihnen leid wären?“ — Hierauf ſchwiegen ſie ſtill, aber zitterten: „ſie wüßten's nicht.“

Aus dem Vorhergehenden iſt alſo erwieſen, daß im Mittelalter die Geiſtlichkeit alle ihr feindlichen Regenten deßhalb in das Innere der Berge verſetzte, weil man — wie nicht nur die Geſchichte der drei Männer, ſondern auch die oben gegebene Beſchreibung des Hörſelberges errathen läßt — daſelbſt ſich die Unterwelt, den Aufenthalt der Verdammten dachte. Die Einwendung, daß auch Karl der Große, ein Heiliger, dieſem Schickſal verfiel, muß aus der Uebertragung der von Götterſagen — durch Verdrängung der Naturreligion — auf Helden der chriſtlichen Zeit angedichteten Erlebniſſe erklärt werden. So z. B. wurde der, wie weiter unten gezeigt werden wird, von Odin nicht verſchiedene hörnene Siegfried — die heidniſchen Gott-

heiten faßte die Kirche als teufliſche Weſen auf! — als die kalendariſche Bedeutung ſeiner Schickſale nicht mehr verſtanden wurde, im alten Bergſchloſſe Geroldseck wohnhaft gedacht (D. S. Nr. 21) und zwar in der Geſellſchaft noch anderer Helden, wie Herman, der als Befreier ſeines Volkes zuerſt die Vorſtellung von dem Wiedererwachen Friedrichs, Karls, Olgers ꝛc., wenn ſein Volk in Noth ſeyn werde, erzeugt haben mochte. Da aber guter Grund zur Annahme vorhanden iſt, Herman ſey der als Schlachtenlenker Odin verehrte Kriegsgott geweſen, deſſen Bildniß ſeinem Streitheer voran in die Schlacht getragen wurde, ſo wie daß die Irminsſäule, wie jene auf die 12 Aſen ſich beziehenden Balken im Götterſaal zu Upſal in Schweden, keine politiſche Denkſäule, ſondern eine dem Intereſſe des Cultus *) dienende war — ſo wird Herman, wie Siegfried, der in jedem Frühlinge ſein Volk von dem Lindwurm des feuchten ſchlammigen Winters befreit, alſo ein Helfer, wenn die Noth, d. h. der Tod (im März) am heftigſten wüthet, während des Bergſchlafes den im Winter verborgenen Sommer bedeutet haben. Er ſchläft nur, aber er iſt nicht wirklich todt, denn im wiederkehrenden Lenze offenbart er ſich wieder.

---

*) Bei den alten Sachſen wurde die Gottheit unter dem Namen, und unter dem Bilde eines Balkens oder Baumſtammes vorgeſtellt, der dann als der alles erhaltende (haltende) gedeutet wurde. (Truncum ligni non parvae magnitudinis sub dio colebant, patria enim lingua Irminsul appellantes, quod latine dicitur universalis columna, quasi sustinens omnia, (Adam. Brem. I, 5.) Dieſer Zuſammenhang zwiſchen Gott und Säule erinnert an den alten nordiſchen Gebrauch, die Götterbilder auf den Balken auszuſchnitzen, die den Hochſitz im Hauſe umgaben, wodurch ſich die Vieldeutigkeit des Wortes Ass erklärt, das in der altnordiſchen Sprache Gott (As) und Balken (Säule Stütze) zugleich bedeutet.

Darum heißt es von Friedrich: bei ſeinem Hervorkommen wird er ſeinen Schild hängen an einen dürren Baum, wodurch dieſer grünen und eine beſſere Zeit werden wird. Wenn Frau Holle oder Venus im Winter im Hörſelberge zubringt, weil ſie als Naturgöttin, wie die ſchwarze Demeter oder deren Tochter Proſerpine um jene Zeit die unterirdiſche Ceres iſt — daher Proſerpine nur im Winter dem Pluto, im Sommer aber dem Zeus vermählt iſt; umgekehrt Adonis, im Sommer der Venus, im Winter der Proſerpine gehört — ſo wird Tannhäuſer, der Holle Geliebter, auch nur im Winter ein Tannhäuſer, d. h. ein Todter ſeyn, und des Papſtes Stab, der zu ſpät, d. h. als Tannhäuſer ſchon in der Unterwelt war, in einen blühenden Aſt ſich verwandelte, Mißverſtändniß der ältern heidniſchen Sage ſeyn. Denn wenn der Papſt an dieſem Wunder erkannt haben ſoll, daß der Himmel Tannhäuſers Buße anerkannt und des Papſtes Härte mißbillige, ſo muß man bedenken, daß dieſes Wunder, aus dem Standpunkte der Naturſymbolik aufgefaßt, nicht eher eintreten konnte, als wenn Tannhäuſer ſchon wieder in den Hörſelberg zurückgekehrt war, weil ja auch das Ausſchlagen und Grünen der Bäume, ihr Blüthentreiben erſt nach dem Winter, nicht aber im Herbſte — vor dem Einziehen Tannhäuſers in den Berg — erfolgt. Der Schild, welcher, kaum an den Baum gehängt, ihn grünen macht, iſt die glänzende Sonnenſcheibe, die im Lenz ihre ganze Kraft entfaltet, und die Wunden, welche der Winter ſchlägt, unkräftig macht. Ein ſolches Sonnenſchild war jenes des Mars, das die Salier bei Wiedereröffnung des Jahrs am 1. März in Prozeſſion herumtrugen. Eigentlich waren es 12 Prieſter des Mars und 12 Schilder, aber Eines nur ſollte das echte geweſen ſeyn, ebenſo

wie die Sonne, obſchon in jedem Monat in einem andern Zodiakalbild verweilend, doch nur die eine, nicht aber eine zwölffache iſt. Ich erinnere auch hier an jenes Schild (Aegis), welchem allein Jupiter ſeinen Sieg über die Giganten (Winterrieſen) verdankt hatte; ich erinnere ferner an „Hectors *) Schild von gerundeter Wölbung, wie aus Nachtgewölk ein Stern hervorblickt, ſtrahlenhell“ (Iliad. 11, 61. 62.) Wenn das noch fortdauernde Umfliegen der Raben um den Berg dem Friedrich ein Zeichen iſt, daß er noch hundert Jahre länger ſchlafen müſſe, d. h. daß es noch Winter ſey, ſo iſt dieſe Deutung durchaus nicht gezwungen. Man denke hier an Noah's Raben, der auch ein Zeichen war, daß die Erde noch nicht von den Waſſern — dieſe ſind dem Orientalen, was dem Nordländer die Eisdecke: der Winter, wo die Felder bedeckt ſind — frei ſey; erſt die Taube, der Brütvogel, die Plejade, das bekannte Frühlingsgeſtirn, iſt die Glücksbotin, der Rabe ein Unglücksbote, ſein ſchwarzes Geſider die Winternacht, die Abweſenheit des Sonnenlichts. Im Winter, wo es auf dem Felde keine Nahrung gibt, zeigen ſich die Raben häufiger den Menſchen, ſie ſind daher ein winterliches Bild, ſchon als Aasfreſſer, als Todtenvögel, denn Winter und Tod ſind in der Idee gleichbedeutend. Friedrichs (und Otto's) rother Bart wurde von Grimm S. 310 auf den Blitzgott Thor bezogen, der im Winter ebenfalls ſchläft, d. h. unthätig iſt, und an deſſen Stelle in Norwegen Olaf der rothbärtige als Rieſenbändiger trat; hingegen

*) Dieſer ein Sohn nicht nur des Priamos (d h. des priapäiſchen Apoll), ſondern auch des Apollo ſelbſt (Lycophr. 265), war kein anderer als — der Sonnengott Apollo Hecator ἑκατωρ = ἑκατος, d. i. der aus der Ferne treffende Ausſender der Strahlenpfeile. (Voß myth. Br. III. S. 190.)

Carls weißer Bart (à la **barbe florie** iſt ſein Beiname im roman. Epos) auf Odin „Langbart“ (vgl. S. 186). Nach der Dreitheiligkeit des nordiſchen Jahrs, welche Eintheilung durch die drei dem Odin geheiligten Jahresfeſte im Herbſt, um Mittewinter und im Frühling *) ſich kund gibt, mußte auch des Kaiſers Bart dreimal um den Tiſch gewachſen ſeyn, bevor er aufwachte. Daß die Wecken jenes Knaben im Berge ſich in Gold verwandelten, bezieht ſich auf das Samenkorn, welches, im Herbſt der Erde anvertraut, im Frühjahr zur goldenen Saat aufſchießt. Daher verwandelt ſich auch das Korn, das jener Bauer im Kyffhäuſer Berg ausſchütten mußte, in Gold (ſ. S. 213). Auch der in Gold verwandelte Zweig jenes Muſikanten läßt ſich kaum anders deuten, denn der Baum verliert im Winter nur ſein Laub, nicht auch die Zweige, aber im Frühjahr ſetzt er Blüthen an, die zur Goldfrucht werden. Die in Gold verwandelte Kohle bezieht ſich auf die Erſtehung des Lenzes (Lent heißt noch im Engl. die

---

*) Die erſten beiden um Michaelis und Weihnacht (oder Lichtmeß?) wurden gehalten, um ein fruchtbares Jahr zu bewirken, das dritte im Frühling, wo die wieder geöffnete See zu Wikingsfahrten lud, hieß *Siegesopfer*. (Geijer Schwed. Urgeſch. S. 426) Ob das Winterfeſt in den Dezember oder in den Anfang des Februar fiel, wird dadurch zu einer ſchwebenden Frage, weil König Hakon der Gute in Norwegen die „Geiersnacht“ (Hökenatten) oder Mittwinternacht, welche in der heidniſchen Zeit nach der Herwararſage zu Anfang Februars eintraf, auf die chriſtliche Weihnacht verlegt hatte. Die Lichtmeſſe (zur Zeit des alten Winteropfers und Diſar-Tings gefeiert), wird noch in einigen Landſchaften die kleine Weihnacht (Litta Jul) genannt. Das Frühlingsfeſt iſt das eigentliche und Hauptfeſt Odins, des Kriegsgotts, des Siegers über die Winterdämonen. Ueber die Herbſtfeier als Aerntefeier weiter unten, wo die Identität Odins mit dem h. Michael, d. h. der Nachweis von der Uebertragung der Aemter des heidniſchen Gottes auf den Erzengel, nachgewieſen werden ſoll.

Faſtenzeit) nach dem Aſchermittwoch. Der als golden erkannte Fuß eines Handfaſſes aus des Königs Rüſtkammer läßt vermuthen, daß der Schäfer den Lenzfuß bekam, denn das Gefäß ſelbſt wird in der Zahl ſeiner Füße mit jener der Jahrszeiten übereingeſtimmt haben. Grimm beruft ſich zwar (S. 908) auf eine Tradition, welche Friedrichs Erwachen mit dem Weltende zuſammentreffen läßt, dann ſoll auf dem Walſerfeld eine Schlacht erfolgen, der Antichriſt erſcheinen, die Engelpoſaune tönen, und der jüngſte Tag anbrechen. Allein da, wie der Kirchenlehrer Hieronymus wiſſen wollte, Chriſtus in einer Oſternacht zum Weltgericht kommen wird, ſo dürfen wir vorläufig den Antichriſt für den von Siegfried erlegten Lindwurm, d. h. die alte Höllenſchlange, für den unterliegenden Winterrieſen halten. Schon Mone ſprach ſich dahin aus, daß in der Sage von Friedrichs ewigem Schlaf im Kyffhäuſer Berg — außer dieſem und dem Unterberg wird auch die Felſenhöhle bei Kaiſerslautern (D. S. Nr. 295) als ſeine Schlafſtätte genannt — nur der Name des Kaiſers hiſtoriſch ſey, und daß die Sage einen mythiſchen, d. h. heidniſch-religiöſen Sinn habe (Heidn. Eur. II. S. 214). Auch von Odin ſagte man, nachdem der Gott als ſterblicher König aufgefaßt worden, man ihn daher in Schweden eines natürlichen Todes ſterben, ihn ſogar ſich ſelber auf dem Sterbelager mit Wehresſpitze ritzen, und ſich ſo ſymboliſch, wie ſpäter ſeine Verehrer, „für Odin zeichnen“ ließ *); — von Odin ſagte man alſo: er ſey nach Asgard hingegangen und werde dort ewig leben. Wenn Krieg

*) So leiteten die Phönizier die Beſchneidung vom Kronos, den ſie Iſrael nannten (ſ. S. 144) her, der Gott, den ſie anbeteten, hatte ſich zuerſt beſchnitten.

bevorſtand, ſchien er ſich zu offenbaren ꝛc. (Geijers Geſch. Schwed. I. S. 20). Es iſt daher erlaubt, in den Rittern, welche mit Friedrich und Otto im Kyffhäuſer wohnen — zumal Karl der Große im Odenberg ſitzt — die nordiſchen Einherien, die in der Schlacht gefallenen Helden, zu vermuthen, die bei Odin in Walhalla einkehren. Ich erinnere dabei an Odins Speer, den ich oben als Urheber des Todes erkannte, und von welchem die Edda ſingt: „Als Odin ſeinen Spieß unter das Volk warf, war der erſte Krieg auf Erden.“ (Geijer Urgeſch. Schw. S. 272). Darum ſind in der Walhalla, d. i. in der Todtenhalle, lauter Krieger.

Dieſe Einherien (einheriar) leben nun zwar in der Walhalla in Freuden, aber die Gewohnheiten aus dem frühern Leben ſetzen ſie auch jetzt noch fort. Sie ziehen täglich zum Kampfe aus, ſchlagen ſich gegenſeitig Wunden und tödten einander; aber am Abend verſammeln ſie ſich alle wieder zum fröhlichen Mahle. Eben ſo zieht Kaiſer Otto in der Mitternachtsſtunde mit ſeinen Rittern aus dem Kyffhäuſer zum Kegelſpiel, und jener ungenannte Kaiſer treibt mit den Seinen dieſe Kurzweil innerhalb des Berges (ſ. S. 217). Das Befremdende eines ſolchen Vergleichs zwiſchen Kampfſpiel und Kegelſpiel verſchwindet, wenn man ſich erinnert, daß noch im chriſtlichen Mittelalter zu Hildesheim die Domherren am Todtenſonntag (Dominica Laetare) auf dem Schloßhofe Klötze aufſtellten, Kegel darauf ſetzten und dieſe herabwarfen (Hannov. Landesbl. 1833 S. 30). Letzner (Hist. Caroli magni Hildesh. 1603 c. 18) weicht zwar inſofern ab, als er für den Tag dieſer wunderlichen Ceremonie erſt den Samſtag nach jenem Sonntag beſtimmt, auch auf dem Domhofe nicht die Domherren ſelbſt, ſondern die Straßenjungen dieſes

Spiel treiben, und das Aufſtellen der Kegel auf die Klötze von einem Bauer beſorgen läßt, und die Kegel auf die heidniſchen Götzen deutet, welche die chriſtlich gewordenen Sachſen niedergeworfen haben. Dies Alles ſoll aber nicht hindern, in den Kegeln, die ebenſo leicht wieder aufgeſtellt als umgeworfen werden können, jene fallenden und wieder auferſtehenden Walhallakämpfer zu erkennen, zumal Odins Cultus bei den Sachſen noch lange fortgewirkt haben mag, nachdem bereits das Chriſtenthum äußerlich alle heidniſchen Elemente ausgeſchieden hatte. Da aber der Geiſt des Heidenthums aus der Schale der Ceremonie, die man nicht aufgeben wollte, längſt entwichen war, ſo konnten Mißdeutungen jener nun längſt bedeutungslos gewordenen Spiele, in welchen ehedem der Cultus die Beſchäftigungen der Götter und Seligen nachbildete, nicht ausbleiben. Daß Odin (Wodan) von allen deutſchen Stämmen als Gott verehrt worden ſey, bezeugt Paulus Diaconus. Müller (altt. Rel. S. 84) bemerkt: „Als Gott der Sachſen iſt Wodan, wenn wir die niederdeutſche Abſchwörungsformel (Maßmann die deutſch. Abſchwör. S. 22) nicht auf dieſes Volk beziehen, doch durch andere Zeugniſſe nachweisbar. Der mit Wodan identiſche **Odin** wird auch Fornmanna-Sögur 5, 239 geradezu „**Sachſengott**“ genannt, und die Bedeutung, welche er bei den Angelſachſen hatte, deren Könige ihr Geſchlecht auf ihn zurückführten *), ſichert ſeinen Cultus auch den

*) **Hengiſt** und **Horſa**, die (angeblichen) Anführer der Angelſachſen, die 449 nach Britannien übergingen, und im vierten Gliede von Odin abſtammen (Geijer Urgeſch. Schwed. S. 378 Anm.) halte ich für — Pferdeköpfe, ſymboliſche Zeichen der Gegenwart Odins (vgl. S. 96 mit S. 101), die man dem Heere vorantrug, denn die Auswanderer nahmen den alten Cultus in die neue Heimath mit. Analogien bietet die Geſchichte aller Völker. So nannten die Hellenen eine

Altſachſen. Für die angrenzenden Thüringer ſteht Wodan durch ein Merſeburger Gedicht feſt *). Die Franken werden ihn als Nachbarn der Sachſen ebenſowohl gekannt haben **), und es darf für ſie auch das Zeugniß der erwähnten Abſchwörungsformel in Anſchlag gebracht werden. Bei den Gothen wird Wodan zwar nicht genannt, aber es läßt ſich Vieles in Anſchlag bringen, was dafür ſpricht, daß dieſer Stamm ihn vorzugsweiſe ***) verehrte.

---

von ihnen in Beſitz genommene Provinz Aetolien nach dem Colonienführer Aetolus; dieſer, ein Sohn Endymions, d. i. des nächtlichen Apollo — denn wenn Diana wacht, ſchläft ihr Bruder — war Apollo ſelber, in deſſen Tempel zu Delphi die Aetoler Statuen Apollos weihten (Paus. X, 15, 2. 16, 6.) Aetolus, d. i. der Glänzende (αἴθολος v. αἴθω) hieß Apollo mit Recht, denn er iſt die perſonifizirte Sonne. Dieſes eine Beiſpiel wird genügen, um von dieſem auf die Angeln ſchließen zu dürfen. Horse iſt die engliſche Ueberſetzung von Hengſt, und bekanntlich war das Roß (Sleipnir) Hauptſymbol Odins. Zwei Könige mit Pferdenamen, die gemeinſchaftlich Colonienführer waren, laſſen ſich ſchwer denken, und ihre Abſtammung von Odin iſt nicht anders zu verſtehen, als jene des Aeſculap von Apollo dem Vater der Heilkunde, oder des Minos von Zeus, von dem alle Geſetze ausgehen. Den Chroniſten zufolge waren Hengiſt und Horſa Frieſen, denn das von ihnen erbaute Lancaſter iſt ein verderbtes frieſiſches Wort Cancaſtra. Auch ſagen Hengiſt und Horſa ſelber, daß ſie unter Odins Geleite nach Britanien gekommen, ihr Vater hieß Udolph Haron. Udolf iſt wie das deutſche Odo, Odilo, Otto, Ottmar ꝛc. aus Odin entſtanden, unter deſſen Prädicaten auch Hari, d. i. der Hohe, war. (Müller a. a. O. S. 201.) Daß die Frieſen Odinsverehrer, konnte ſchon aus S. 128 geſchloſſen werden, aber die Pyramide des Heiden Odinarius in Oedtmarſen in Frießland, die ſpäter in eine Kirche verwandelt wurde (Wolf N. S. Nr. 11.), könnte als ein zweiter Beweis gelten.

*) Proben bei Müller S. 9. (I. Zauberſpruch über die Feſſeln eines Kriegsgefangenen, II. über den verrenkten Fuß eines Pferdes).

**) Der Godenberg und der Odenwald liegen in dieſer Provinz, und Odin wurde auf Carl den Großen übertragen.

***) Gothen hießen ſie, und ihr Land Gothiod nach Odin, den ſie Goth (angelſächſ. Goda, niederſ. Gode: Gott) nannten. Gautr iſt einer von Odins Namen (Grimnismal Str. 54),

Daß Odin von den Sueven verehrt ward, merkt man aus den vom h. Columban bei den Sueven am Zürcherſee wahrgenommenen Bierlibationen zu Ehren Wodans ab. (Geijer Urg. Schw. S. 242 Anm.) Daß die Longobarden den Odin Langbardr *) verehrten, bezeugt Paul War-

I Bäume, nicht Bart

Gautland, Gotland (Skalda I. 195.) der Gothen Land. Obgleich bei alten Schriftſtellern erſt im zweiten Jahrhundert n. Chr. ihr Name vorkommt, ſo waren ſie doch in Scandinavien kein jüngerer Name. Die Gothen nennen ſich vorzugsweiſe der Götter Volk (Gothiod). Es iſt die einzige nationelle Benennung in den eigentlich mythologiſchen Geſängen der ältern Edda. Freyr heißt Folcvaldr gotha: des Göttervolks Regierer (Skirnisför Str. 3.) Die Gewißheit, daß die in der Edda enthaltene Götterlehre die Religion der nordiſchen Gothen war, und daß ſie auch bei den ausländiſchen Gothen ſich fand, iſt längſt anerkannt, ſowie die Stammverwandtſchaft Beider aus wechſelſeitigen Traditionen ſich beſtätigt. Dazu kommen die Spuren eines ſüdlichen und öſtlichen Urſprungs des alten nordiſchen Glaubens. Unter allen Völkern, welche dieſe Lehre bekannten, iſt keines, deſſen Aufenthalt im Süden oder Oſten Europa's ſo gewiß iſt als jener der Gothen. Daß der Stamm einmal beiſammen war, ehe er ſich zerſtreute, iſt gewiß. Waren ſie die Geten, deren Stammland Thracien? Denn zu Auguſtus Zeiten werden ſie unter Völkern am aſowiſchen Meer erwähnt. Ueber Oſt- und Weſtgothen, wie über viele Nationen vom Don bis zur Theiß, vom ſchwarzen bis zum baltiſchen Meere herrſchte im vierten Jahrhundert Hermanrich (der Jormunrek der Edda) bis der Einbruch der Hunnen in Europa ſeine Macht brach, und die Gothen aufs römiſche Reich ſtürzte. Aſow wäre eine Aſenſtadt, von wo die Verehrung der Aſen oder Anſen — womit die Gothen das Göttergeſchlecht, von welchen die Gothenkönige ſich abkünftig rühmten, bezeichnen — ausgegangen. Gothiſche Namen, wie Auden (Odin), Thorer (Thor), Thorismund (Thors Beſchirmung), Thorimuth (Thors Muth, des nordiſchen Thormodr), Thuriſend (Thors Diener) u. a. m. ſind Namen von gothiſchen Königen oder Anführern. Kinder nach Göttern zu nennen war nordiſcher Brauch.

*) Daraus erklärt ſich die Bartpflege, als eine in ihrem heidniſchen Cultus begründete Volksſitte. Die Haarpflege der alten Deutſchen war eine Aeußerung ihres Dienſtes des Strahlen ausſendenden Sonnengotts. Aehnlich trugen nach dem Beiſpiele Odins ſeine Prieſter bei den Gothen einen hohen Hauptſchmuck, weil Odin Sidhöttur der mit langem herabgehendem Hute (Grimnism. Str. 46.) heißt. Paul Warnefried (l. c. c. 8.) ſagt, daß die Longobarden vor einer Schlacht

nefried (de Gest. Long. I, 9.). Ueber ſeinen Cultus bei den Frieſen und Angeln iſt Suhm (üb. Odin S. 59 vgl. Finn Magnuſen Edda I, 13.) nachzuleſen. Selbſt die wendiſchen und lettiſchen Völkerſchaften hatten ihn ſich angeeignet, denn die Isländer ſprechen von wendiſchen Runen, und bei Rhetra, dem vornehmſten Cultusort der Wenden, der erſt um 1150 zerſtört wurde, und an welchen noch der Rhetraberg bei dem Dorfe Prilwiz erinnert, fand man im 17. Jahrhundert Götterbilder der Wenden mit Aufſchriften in einer Art Runenbuchſtaben. Und in Romowe, dem Hauptort für den Gottesdienſt der preußiſchen Letten, wurde auch Odin mit ſeinen Raben verehrt.

Die Ynglinga Saga gibt den Odin als Stammherrn eines Königsgeſchlechts an, als Fremdling ſoll er in Schweden eingewandert ſeyn, und alle Gewalt, die der alte König Gylfe gehabt, an ſich gebracht haben. Vom Don ſoll er, durch Sachſen, nach der Inſel Fünen

---

den Wodan um Sieg anriefen; die Mutter des Anführers der Longobarden richtete daſſelbe Gebet an Freia, welche ſich mit Odin in die auf dem Kampfplatz Gefallenen theilt (Edda Daemis. 24.) Der Stammſage zufolge waren die Longobarden aus Scandinavien gekommen, wie die Schweizer durch das Loos zur Auswanderung von dort gezwungen. Die Veranlaſſung zu den langen Bärten der Longobarden erzählt eine Sage wie folgt: Als die vorerwähnte Mutter des Anführers, die weihſagende Gambara, Wodans Gemahlin (Freia = Frigg) um Sieg für die Ihrigen angerufen hatte, ſtellte ſie — da der Gott den Sieg derjenigen Parthei verſprochen hatte, welche er zuerſt bei Sonnenaufgang ſähe — auf den Rath der Göttin die Weiber der Longobarden, welche mit ihren langen Haaren das Geſicht verhüllen mußten, gegen Oſten an den Ort, auf welchen Wodan gewöhnlich Morgens hinſchaute. Als er ſie ſah, rief er aus: wer ſind dieſe langen Bärte? und die Göttin ſagte nun: „denen du deinen Namen gegeben, mußt du auch den Sieg verleihen.“ Und ſo ſiegten die Viniler, ſeitdem Longobarden genannt, über die Vandalen, ließen aber von nun an die Bärte wachſen (Mone Eur. Hdth. II. S. 192.)

gekommen ſeyn, daſelbſt ein Heiligthum geſtiftet, Seeland gegründet, darauf ſich Schweden unterworfen und ſeinen Söhnen das Nordland ausgetheilt haben. So wurde Odin für das ganze Nordland der gemeinſame Stammherr aller Könige, daher man in den Stammſagen jedes nordiſchen Volkes entweder ihn oder ſeine Söhne antrifft, ſo daß vom Yngwi-Freyr die ſchwediſchen Ynglinger, von Skjöld, Othins Sohn, die däniſchen Skjöldunger, und das Geſchlecht des norwegiſchen Hakon Jarl auch von einem Sohne Odins, dem Saming, abſtammte.

Vor der Dynaſtie der Ynglinger war Fornjeter König in Jotland (Finland), ſeine drei Söhne: Hler, auch Aegir (das Meer) genannt, Loge (Lohe = Feuer) und Kare (Wind = Luft). Dieſe zeugten Froſt (Kälte), den Vater von Snö (Schnee), deſſen Sohn war Thorre (Donner — denn der Sommer folgt dem Winter), und (nach einer andern Handſchrift bei Björner, die mit dem Flateyarbuch übereinſtimmt) hatte Kare auch drei Töchter: Fönn (harter Schnee), Drifva (weicher Schnee) und Mjöll (Schneeduft). An dieſes vom Kare herſtammende Schnee- und Eisgeſchlecht ſchließt ſich ein anderes, das auch an den Eigenſchaften ſeines Stammvaters Theil hat. Kare's Bruder Loge (Flamme) hat ſich (nach der Torſten Wikingſonſaga) mit der Königin Glöd verheirathet, die ihm zwei Töchter Eyſa (Kohle) und Emyria (Aſche) gebar. Thorre hatte zwei Söhne: Nor (der Norwegen den Namen gab), und Gor, und eine Tochter Goa. Thorre brachte jedesmal um Mittewinter ein großes Opfer (Thorra-blot), wovon nachher der Monat ſeinen Namen erhielt. Einmal begab es ſich bei dieſem Opferfeſte, daß Goa verſchwand. Man ſuchte ſie vergebens, und als der Monat

zu Ende war, veranſtaltete ihr Vater ein neues Opfer (Goe-blot), wovon der folgende Monat ſeinen Namen erhielt. Er erfuhr aber nicht, wohin Goa den Weg genommen. Nor ſollte ſie im Lande, Gor an den Küſten ſuchen. Die Schweſter ward bei einem König Rolf in Hedemarken gefunden, der ſie geraubt hatte, und nun durch einen Vergleich behielt. Von Nor, der ſich mit Rolfs Schweſter vermählte, ſtammen viele Könige her, nach deren Namen die kleinen norwegiſchen Königreiche ſollen genannt worden ſeyn. Unter ſeinen Nachkommen machte ſich Halfdan berühmt, der ein großes Opfer brachte, um drei Jahrhunderte zu leben, aber nur erlangen konnte, daß in drei Jahrhunderten kein Unberühmter in ſeiner Familie geboren werden ſollte. Wer mochte aber dieſer Halfdan*) ſeyn, da doch die Edda, obgleich ſie mit der Heimskringla darin übereinſtimmt, daß ſie die Ynglinge von Odin abſtammen läßt, dieſelben doch auch — hier mit einem Liede der ält. Edda (**Hyndludrod Str. 16**) übereinſtimmend — von Yngve, dem Sohne Halfdans, herleitet? denn der vierte Sohn Halfdans war Yngve (**Skalda** S. **192**). Gleich darauf wird aber geſagt, daß die Ynglinge von einem Ingvar abſtammen (S. 193), in der Vorrede aber, daß ſie von Yngve, Odins Sohn, kommen. Bedenkt man ferner, daß die Namen von Thorre und Goa an zwei Monate des alten nordiſchen Jahres geknüpft ſind (die ungefähr dem Januar und Februar entſprechen), die andern Monate aber theils von natürlichen Kennzeichen, theils von gewiſſen Beſchäftigungen, theils endlich von der Ordnung der Monate in jeder Jahrszeit hergenommen ſind **), ſo iſt nicht wahrſchein-

*) Uhland weist ſeine Identität mit dem Donnerer Thor nach.

**) Das alte nordiſche Jahr fing mit dem Winter an, weil

lich, daß die beiden erwähnten Monate allein ihre Namen urſprünglich von Perſonen erhalten haben ſollten, beſonders da dieſe Namen auch eine andere Erklärung zulaſſen *). Auch Gylfe, der oberwähnte Zeitgenoſſe Odins, iſt keine beſtimmte Perſönlichkeit, ſondern nur ein poetiſcher Ehrenname, der bei allen Dichtern für König überhaupt gebraucht wird (Skalda S. 191). Man hat Gylfe in Gylwe (gylvi: der Goldene) einem Sohne Beilir's (d. i. der Kreuzer, v. beita kreuzen), des Sohnes Gor's finden wollen (Müller Sagabibl. II. 439). Aber Hallenberg hat in ſeiner Anm. zu Lagerbriegs Geſch. (S. 4. ff.) bewieſen, daß Nor's und Gor's Ländertheilung — Erſterer ſollte Norwegen, der Andere die Inſeln zum Antheil erhalten haben — nur Norwegen betrifft, folglich Gylfe nicht König von Schweden, zu Odins Zeit geweſen ſeyn kann, wie die proſaiſche Edda glauben machen will. „Es iſt ein vergebliches Bemühen," geſteht Geijer in ſeiner Urgeſchichte Schwedens, „irgend eine nordiſche Geſchichte über Odin

---

die Jahre nach Wintern gezählt wurden. Die 12 Monate waren bei den Isländern 1. Gormánadur (Schlachtmonat, der erſte im Winter, begann um Mitte October); 2. Frermánadur (Froſtmonat, auch Ylir: der Heulende — von den Stürmen); 3. Mörsugr (Talgſauger — wegen der langen Nächte, die mehr Beleuchtung fordern); 4. Thorre (Thorres Monat); 5. Goe (Göjemonat); 6. Einmánadur oc Sádtid (der einzige — vom Winter noch übrige — Monat, zugleich Saatzeit, weil er auch die erſte Hälfte des April in ſich begriff); 7. Gaukmánadur (Guckuksmonat); 8. Solmánadur (Sonnenmonat); 9. Midsumar (Mitteſommer), 10. Heyannir (Heumonat); 11. Kornskurdarmánadur (Erntemonat); 12. Haustmánadur (Herbſtmonat). Jon Gam Schediasma de ratione anni solaris secundum rudem observationem vet. pagan. in Islandia. Havn. 1733. p. 113.

*) Der Monatsname Thorre bedeutet den vornehmſten Theil von etwas (hier vom Winter); Björn Haldorson Isl. Lex. Der Name Göjemonet kann vom Zeitwort giaeast, hervorgucken, aufſehen, hergeleitet werden, was hier auf die Erde angewendet iſt, die in dieſem Monat anfängt, den Schnee von ſich zu thun. Gam. l. c. 114.

hinauszuführen. Mit ihm ſteigen die Erinnerungen auf zum Himmel oder wieder in die Tiefe. Die Ynglingaſaga fängt die Geſchlechtsreihe nach Oden mit Njord an, deſſen Sohn Yngve Frey dem Geſchlecht den Namen gegeben haben ſoll. Das alte isländiſche Langfedgatal hat dieſelbe Ordnung. Njord aber ſcheint hier Odens Sohn vorzuſtellen, und Yngve Frey ſeinen Enkel, weil dies Geſchlechtsregiſter in gerad abſteigender Linie geht. In der Vorrede zur Edda, in Rimbegla und im Fundin Noregur iſt wieder Ingve, Ingefreir oder Freyr, ein Sohn Odins, alſo der Gott Freir als irdiſcher König (Yngve) gefaßt. Das älteſte einheimiſche Königsverzeichniß der heidniſchen Zeit im Registr. Upsaliense nennt Inge den erſten König Schwedens, ſetzt aber hinzu, ſeine Söhne Neork und Frode wurden als Götter verehrt, folglich war auch Ingwe ein Gott. Ebenſo iſt (nach dem isländiſchen Langfedgatal) Dan, welcher Dänemark den Namen gab, der achte von Odins Sohn Sköld *).

Nach ſolchen Proben läßt ſich auf die Sagacität derjenigen ſchließen, welche, der Meinung des alten Saxo folgend, den „Allvater“ als einen irdiſchen König auffaſſen. „Um jene Zeit,“ ſagt Saxo, „als die durch Vermiſchung der Zauberer mit den Rieſen entſtandenen Menſchen regierten, hielt ſich ein gewiſſer (!) Odin (Othinus quidam), der in ganz Europa fälſch-

*) Eigentlich wird Sköld als Sohn Lodurs aufgeführt, aber Letzterer iſt nach Thorlacius (Ant. Bor. Spec. III. §. 27.) ſelber ein Prädicat Odins. Münter (Leire in Seeland am Anf. d. 19. Jahrh. Kph. 1806) leitet den Namen der alten däniſchen Königs- und Opferſtadt Lethra von Lodur ab. Nichts deſtoweniger iſt Saxos Lotherus ein Tyrann, wie der alte eddiſche Gott Hödur ebenfalls, der mit ſeinem Bruder, dem Lichtgott Balder, Odins Sohn, Krieg führte.

lich (?) einen göttlichen Namen erhalten hatte, ſehr oft in Upſala auf, entweder wegen der Einfalt der Einwohner, oder wegen der Anmuth des Orts." Weiter ſpricht er von einem Mit-Odin (Meth-Othinus) oder Mitregent, der in göttlichem Anſehen ſteht, bis der rechte Odin wiederkommt und ihn vertreibt (d. h. bis der Lenz den Winter verdrängt, denn in der andern Erzählung im 8. Buche wird der Uſurpator Uller genannt, jener Aſe, welcher dem erſten Wintermonat vorſteht, und als Schlittſchubläufer den Winter überhaupt repräſentirt, wie der Aſe Baldr den Sommer). Die Aſen geben ihm Odins Würde und Namen. Odin wird durch einen Götterrath (zu Anfang des Winters) verbannt, und zwar zur Strafe für die Schmach, deren er ſich während ſeiner Bewerbung um Rinda (die zugefrorne, mit einer Eisrinde überzogene Erde) unterwerfen mußte. Nach längerer Zeit gewinnt er ſeine Macht wieder *), ſeine Gottheit wird von allen Völkerſtämmen erkannt, und er verjagt den Uſurpator, welcher erſt ſeine Zuflucht nach Schweden nimmt, auch dort ein Reich zu gründen ſucht, zuletzt aber von den Dänen erſchlagen wird. Odin iſt auch bei Saxo Prieſter, Anführer und Gott **), ſteht auch bei ihm an der Spitze eines Götterhofes (**Collegium Deorum**), ihm ſteht es zu, **divini senatus magistratum gerens** zu ſeyn. Asgard, die Aſenſtadt, iſt dem Saxo die Stadt Byzanz (! **Dii, quibus praecipua apud Byzantium sedes habebatur l. III.**) In dieſer

---

*) Saxo vermuthet, daß hier Beſtechung obgewaltet, und ſagt ſcherzend, daß, wenn einer frage: wie viel etwa gegeben worden ſey, er nicht wiſſe, wie theuer man einen Gott kaufe. (Vergaß er etwa an die 30 Silberlinge?)

**) Auch Apollo iſt Prieſter als Chryſes, und Anführer als Aetolus.

Fabel ſchimmert doch die Vorſtellung durch, daß die Aſalehre von den Grenzen Aſiens nach dem Norden gekommen iſt. (Aber auch Paul Warnefried, in ſeiner Geſch. d. Longobarden, läßt den Wodan aus Griechenland kommen — qui non circa haec tempora, sed longe *anterius* nec in Germania, sed in *Graecia* fuisse perhibetur).

Vorhin war eines ~~Mit-Odins~~ (oder winterlichen Odins = Uller) gedacht worden. Da aber das nordiſche Jahr, wie das ägyptiſche (Diod. I, 26.), perſiſche (*Μιθρας τριπλασιος* bei Plutarch) und griechiſche ein dreitheiliges war, daher drei Jahresfeſte dem Odin gefeiert wurden (ſ. S. 247 Anm.), ſo konnte man auch von drei Odins ſprechen. Als ein dreieiniger iſt er ſchon S. 3 erkannt worden. Muthmaßlich dachte man ſich, wie unter dem zweiten Odin den Schlittſchuhläufer Uller, ſo unter dem dritten den herbſtlichen Forſete, welcher Götter und Menſchen richtet, weil er dem Monat der „Waage“ vorſteht. In dieſem Monat wurde das Erntefeſt gefeiert, welches in chriſtlicher Zeit dem Erzengel Michael zugewendet wurde, der auf Bildwerken des Mittelalters eine Waage in der Hand hält, in der einen Schale eine Seele wägend, in der andern ihre Thaten, der Satan zu ſeinen Füßen (ſ. Kloſter VII. S. 536). Da ſchon Grimm (Myth. S. 798). Michael mit Wuotan identifizirte — obſchon aus weniger haltbaren Gründen als jene ſind, welche die Verwandtſchaft Beider bezeugen, nämlich daß Michael, als Anführer der Engel, gegen die Teufelsſchaaren und auch als Seelenrichter, wie Odin Kriegsgott und Herr der Todten iſt, — ſo wäre es erlaubt, in ſofern Odin auch als Erntegott (ſ. S. 103) verehrt ward, auch ihn wie Michael als Herbſtgott (als dritten Odin = Forſete) anzuer-

kennen. Dieß hat aber auch ſchon die Volksſage beſtätigt:

Zu der Zeit, wo Dietrich, Erzbiſchof von Köln, das Schloß auf dem Gudensberge (Godesberg) baute, ſah ein Prieſter, der von Köln zurückkehrte, wie der Erzengel Michael in der bekannten Geſtalt, mit ausgebreiteten Flügeln von dieſem Berge zu dem benachbarten Stromberg flog, wo man den heil. Petrus verehrt. Zur ſelben Zeit ſah ein Mann, Namens Dietrich, der mit ſeiner Frau aus einem nahen Dorfe zur Kirche ging, ebenfalls eine Reliquienkapſel von dem Gudinsberg durch die Luft nach Stromberg führen. Beide ſahen ſie das, und blieben bis heute der Sache Zeugen. Bis jetzt nämlich hatte der Erzengel auf dem Gudinsberg, auch Wudinsberg (Wuotensberg) genannt, eine ihm geweihte Kirche. Obgleich der Berg ſehr ſtark war, und zum Schutze der Gegend gar wohl gelegen, hatte es doch noch Keiner gewagt, eine Burg daſelbſt zu erbauen. Die Einwohner ſagten ſelbſt, das könne man nicht des heil. Michael wegen. Der Herr Dietrich aber hatte der Worte wenig Acht; dafür wurde er aber auch abgeſetzt, noch ehe die Mauern des Schloſſes da ſtanden (Wolf D. S. Nr. 183.)

Hier iſt alſo deutlich geſagt, daß dieſer nach Odin, Wuotan oder Gode genannte Berg *) unter dem beſondern Schutze des Erzengels Michael ſtand; daß dieſer hier gleichſam wohnte, und erſt entwich, als der Erzbiſchof den Berg durch Erbauung einer Burg zu weltlichem Gebrauche beſtimmen, alſo ſeiner Heiligkeit berauben wollte, daher der Erzengel erzürnt dieſe Gegend für immer verlaſſen hatte.

---

*) Vom Dienſte des Gottes waren in allen Ländern, wo er verehrt wurde, Berge und Ortſchaften benannt, von welchen hier nur Einige namhaft angeführt ſind, als: Othensberg (jetzt Onsberg) auf der däniſchen Inſel Samſöe, Odensberg in Schonen, Odenſe auf der Inſel Fünen, in Oſtergötland Odenfors, in Weſtergötland Odenskulla, ein Geſundbrunnen, Odensaker. Godesberg bei Bonn; in

Nichts iſt klarer, als daß, wenn der nach dem Odin, Wuodan oder Gode genannte Berg der Wohnſitz des Erzengels Michael war, beide Weſen für identiſch gegolten haben.

Michael läßt ſich zwar aus bibliſchen Gründen nicht als Patron der Ernte nachweiſen, aber die Kirchweihfeſte (Kirmſen), die man um Michaelis feiert, ſcheinen ſchon frühzeitig nicht bloß eine Kirchenfeier geweſen zu ſeyn, denn ein altes Lied lautet:

Ayes zyts nach ſant michelstag,
da der Summer endes pflag,

Heſſen Udenesberg, der aber noch in Urkunden 1154 (Schminke Beſchreibung von Caſſel p. 30) Wuodenesberg hieß, Gudensberg bei Erkshauſen, Amts Rotenburg (Niederheſſ. Wochenbl. 1830 S. 1296), Gudenberg bei Oberelſungen (daſ. S. 1219); in der angelſächſ. Chronik (Ingram p. 27) kommt ein Vodnesbeorg vor, woraus nachher Wansborough (in Wiltſhire) gemacht wurde. Woodnesborg in Kent unweit Sandwich, Wednesburg in Staffordſhire, Wednesham in Cheſhire. Unweit Berg op Zoom und der Schelde gegen Antwerpen liegt Woensdrecht (i. e. Wodani trajectum, Wodansfurt). Im Oldenburgiſchen liegt Godensholt (ehedem Wodensholt genannt). Woenſel = Woedensſele (Wodani aula) liegt unweit Eindhoven am Dommel in Nordbrabant. Namensverwandt iſt der durch Jean Paul berühmt gewordene Ort Wunſiedel (Wodans Anſiedlung, Wodansſitz) im Fichtelgebirge, Wunstorp (Wodansdorf), Städtchen und Stift in Niederſachſen (heißt in einer Urk. von 1179 noch Wodenstorp). Bei Windbergen in Ditmarſchen führt ein Platz den Namen Wodenslag, Woeslag. Unweit Hordersleben in Schleswig ſind die Dörfer Wonsbeke, Wonslei. Bei Sätuna in Weſtergötland liegen Wieſen Oesangarne (Odens Anger), auf welchen des Gottes Pferde geweidet haben ſollen, Odenſpiel, Dorf, und Odendahl, Amt im Bergſchen, Odenhauſen, Dorf im Paderbornſchen, Odenkirchen unweit Köln, Odingen, Dorf unfern von jenem, Odisheim im Lande Hadeln, Odenbach im Zweibrückſchen, Odenheim, Dorf am Oberrhein, Odenſaßen im Fulda'ſchen, Odenſos an der Pegniz bei Nürnberg, Godesberg bei Köln, Godenau unweit Bonn, Godebuſch (Odins Hein) im Meklenburgiſchen, am Fluſſe Radegaſt. Auch Vaudemont in Lothringen ſoll aus Wodani mons entſtanden ſeyn.

alle di feld berobet ſind
und das lob der kalte wind,
zerfüret und zerſtröbet.

Reynizſch belehrt uns, daß das Erndtefeſt ehedem präciſe am Michelstag (Mihiltag) nach vollendeter Erndte ſeinen Anfang nahm. Es wurden an dieſem Dankfeſte Erndtelieder geſungen, deren einige noch bekannt ſind. Im Fürſtenthum Kalenberg laſſen die Bauern bei'm Kornſchneiden einige Halme ſtehen, binden Feldblumen dazwiſchen, und nach verrichtetem Schnitt verſammeln ſie ſich um die ſtehen gebliebenen Halme, faſſen die Aehren an, nehmen die Hüte herunter und rufen dreimal aus vollem Halſe:

Fru Gaue! hahlet ju fauer!
dut Jahr up den Wagen,
dat ander Jahr up de Karre.

Sodann zieht jeder den angefaßten Halm nach ſich und rupft ihn ab.

Fru Gaue iſt aber kein Anderer als Herr (altd. Fro, Frohn) Gode, wie Wodan, Odin bei den Angeln, Sachſen und Franken hieß*).

Im Mecklenburgiſchen ließ man früher bei der Roggenerndte am Ende eines jeden Feldes einen kleinen Streif Getreide unabgemäht ſtehen, flocht daſſelbe mit den Aehren zuſammen und beſprengte es. Die Arbeitsleute traten um den Getraidebuſch, nahmen die Hüte ab, richteten die Senſen in die Höhe und riefen Wodan dreimal mit folgenden Verſen an:

Wode, hale dynem roſſe un voder,
un diſtel unde dorn,
thom andern jahr beter korn!

*) Das Wort „Göde" für Pathe hat ſich noch die geiſtliche Bedeutung bewahrt, denn die Prieſter Odins hießen ebenfalls wie der Gott: Goda (geiſtl. Väter).

David Frank (Alt. u. N. Mecklenb. I. 57) kannte noch dieſen Gebrauch. Das Getraide, welches man für das Pferd des Gottes ſtehen ließ, war ein einfaches Opfer für den Verleiher der Erndte. Auf den Edelhöfen war es auch Sitte, wenn der Roggen abgeärndtet war, das Wodelbier zu geben. Am Steinhuderſee wird nach gehaltener Erndte ein Feuer angezündet und wenn die Flamme lodert, ruft man unter Hüteſchwenken: Waude! Waude! (Müller S. 120). Kuhn (M. S. S. VI.) ſchildert einen märkiſchen Brauch, der den Namen Vergodendeel, d. h. Fro (Herrn) Gode's Theil (Antheil) führt. Dieſer Antheil Wodan's iſt der Erndtebüſchel, den man dem Gott als Opfer ſtehen läßt und nach echt heidniſcher Sitte umtanzt. Die von Kuhn (S. 341.) geſchilderte Sitte, die aus der letzten Garbe gefertigte Geſtalt jubelnd in's Dorf zu führen, verräth gleichfalls den alten Segen ſpendenden Gott.

Erwägt man, daß Saturn in Latium Gott der Erndte war — ſeine Gemahlin iſt die Obſtgöttin Ops — aber ſeine Getraideſichel in die Todesſenſe ſich verwandelt, wie er auch nach ſeinem Sturze in den Tartarus Todtenrichter wurde, und als ſolcher auf orientaliſchen Kalenderbildern die Waage in der Hand hat; erwägt man, daß Ceres auch die richtende Nemeſis in der Unterwelt iſt, daß ſie die „Jungfrau" in dem einen Monat ein „Aehrenbüſchel" (spica), im folgenden aber die „Waage" in der Hand hat, ſowie daß ihr Name Demeter, die weibliche Form von Pluto Damator, Damaſtor (der allesbändigende sc. der Tod), weil ſie als „ſchwarze" Demeter (μελαινις) ſelber ihre von Pluto geraubte Tochter, die Königin der Schatten iſt, ſo bemerken wir, wie die Begriffe Erndte, Tod und Gericht in einander fließen. Demzufolge darf es

nicht befremden, wenn der Erndtegott Wodan auch der Todtenherr und Richter zugleich iſt und am Michelstag ehedem die Herbſtgerichte ſtatt hatten. Sein Speer Gungnir hatte ſich in chriſtlicher Zeit in die Sichel des Todes verwandelt, denn wie von dieſem, heißt es auch von Odins Speer, ſeine Berührung habe immer Tod zur Folge gehabt. Wenn auch oben nur die im Kampf Gefallenen als Odins Gäſte bezeichnet worden ſind, ſo ſcheint er doch urſprünglich ein Todtengott im allgemeiner Beziehung zu ſeyn, denn auch die an einer Krankheit geſtorbenen Fürſten kommen zu ihm, und bei Odin zu Gaſte ſeyn, bedeutet ſ. v. a. ſterben. (Fornald sög. I. 118, 422, 423. II., 366). Odins Hand berührt einen Menſchen, ſ. v. a. er ſtirbt (Egilssaga p. 624). Wenn der Dänenkönig Hadding (bei Saxo l. I.) noch lebend in die Unterwelt geführt wurde, um den Ort zu ſehen, an dem er nach dem Tode weilen werde, und Müller beweiſt (a. a. O. S. 263), daß er mit dem Gott Niördr identiſch ſey, Letzterer aber von der Ynglingaſaga (c. 11) als Verleiher einer geſegneten Erndte aufgefaßt, und wie der indiſche Todtengott Varuna bei Seefahrten angerufen, wie Kuvera des indiſchen Todtengotts Yama Bruder, liegende Gründe und fahrende Habe geben kann (Egilss. 677) und „reich wie Niördr" (Vatnesdaela-Sag. 202) ein Sprichwort war, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß Hadding ſelber der Schatz-, Erndte- und Todtengott Odin war. Auch Gerichtsgott war Niördr, denn er wurde bei feierlichen Eiden angerufen (Egilss. 365). Dieß führt mich wieder auf Odin, als den Geſetzgeber, unter deſſen Schutz alle rechtlichen Handlungen ſtanden. Der „allmächtige Aſe," welcher neben Niördr in der hier erwähnten Eidesformel ange-

rufen wurde, konnte nur Odin ſeyn, denn Odins Verſprechen heißt auf den Orkney-Inſeln ein feierliches, gegenſeitiges Verſprechen, wobei die Partheien ſich durch eine Oeffnung in dem ſchwarzen Odinsſteine (**black stone of Odin**) die Hände geben. (**Jamieson scott. Dict. s. v. Odin**).

Wenn nach Saxo Odin eine Zeitlang aus dem Himmel ſich entfernte oder verbannt wurde, ſo iſt dieß, wie bei Apollo's Verweiſung aus dem Himmel, auf den winterlichen Aufenthalt des Sonnengottes im Schattenreiche zu deuten; denn Admet, deſſen Heerden Apollo hütete, war ein Prädicat des Pluto — Admet und Damator, Damaſtor, vergl. S. 245, ſind gleichbedeutend, *Ἀδμητός*, der nicht zu bewältigende Tod, *Δαμαστωρ* und *Πολυδαμας*, der alles bewältigende Tod. Admets Heerden ſind die Sonnenrinder, die Hercules dem Geryon aus der Unterwelt entführt; Admets Gemahlin Alceſte, die Hercules aus dem Schattenreich befreit, iſt Pluto's Gemahlin Proſerpine, die im Frühling dem Zeus ſich vermählt — ſomit Apollo im Tartarus. Dieß war im Winter, wo der Segen des Feldes unſichtbar. Man denke hier an den obenerwähnten Todtenrichter Saturn, welcher in Latium (im Sommer) den Ackerbau eingeführt haben ſoll. Dem Odin wurden, weil er unterweltlicher Gott — er heißt „Herr der Geſpenſter" (**Drauga drottinn** Ynglingaſ. c. 7) — Menſchen geopfert, aber meiſt um eine gute Erndte zu erzielen *). Dieß konnte nur bei dem Odiniſchen Herbſt-

*) Bei Geijer (Urgeſch. Schwed S. 403) leſe ich: Als Domald ſeinem Vater in die Regierung gefolgt war, herrſchte in Schweden Hungersnoth. Da brachte man ein großes Opfer in den Uppſalen (im Göttertempel zu Upſal.) Den erſten Herbſt opferten ſie Ochſen, das Jahr wurde aber nicht beſſer darnach; den andern Herbſt brachten ſie Men-

opfer vorkommen, wo der ſchlechte Erfolg der Erndte auf Mittel zur Verhütung eines zweiten Mißjahrs ſinnen ließ. Und ſomit dürfte Daumers Hypotheſe von Menſchenopfern am Michaelstag noch im chriſtlichen Cultus, auf Beachtung Anſpruch machen *).

ſchenopfer, aber das Jahr wurde eher ſchlimmer. Den dritten Herbſt kamen die Schweden in Maſſe nach Upſal, wo das Opfer ſeyn ſollte. Die Häuptlinge rathſchlagten, und kamen darin überein, daß die Mißjahre von ihrem König Domald kommen möchten, und daß ſie ihn ſelbſt opfern müßten, um ein gutes Jahr zu erhalten; ſie beſchloſſen, ihn zu überfallen und zu tödten und die Sitze der Götter mit ſeinem Blute zu beſtreichen, und ſo thaten ſie. — Die Erzählung, ſetzt Geijer hinzu, hat das Anſehen hiſtoriſcher Glaubwürdigkeit, denn ſpäter hatte Olaf Trätälja daſſelbe Schickſal, und die Ynglingaſaga (c. 47) bemerkt ausdrücklich: daß die Schweden gewohnt waren, ihrem Könige die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit der Jahre zuzuſchreiben.

*) Im Jahre 1458 und den darauf folgenden machten ſich Schaaren von Kindern auf, um nach St. Michael, einem an der Küſte der Normandie auf einem Felſen gelegenen Wallfahrtsort, zu ziehen, indem ſie von dem Drang dahin ſo mächtig ergriffen wurden, daß ſie ſtarben, wenn man ſie hinderte, ihm zu genügen. Man nannte dieſe Kinder Michaelskinder. Von Ellwangen, Schwäbiſch Hall und andern Orten brachen ſie zu Hunderten auf. Man gab ihnen einen Pädagogen, und einen Eſel für die Erkrankenden mit. Die Reiſe ging bis zur Küſte hin, wo ſie die Zeit der Ebbe erwarteten, um trockenen Fußes an die erſehnte Stelle zu gelangen. Zurückgekehrt war keines von ihnen. (Schnurrer Chron. d. Seuchen, I. S. 373.) Hier fragt ſich, was wollten die Kinder dort? Es iſt zunächſt ſo viel klar, daß es mit jenem Orte eine beſondere Bewandtniß gehabt, und ein von ihm gehendes eigenthümliches Gerücht die Phantaſie der kindlichen Pilger aufgeregt habe. Die Sache läßt ſich nur wie folgt erklaren: Es ging das ſich auf einen zu St. Michael üblichen Opfercult beziehende Gerücht: daß Kinder dort in Engel verwandelt, und als ſolche zur himmliſchen Herrlichkeit emporgehoben würden. Das reizte die in Kindern mächtige Schwärmerei. Man mag hiebei an ein Bild im Kloſterhofe zu Memleben denken, wo die Himmelskönigin im rechten Arm ihr Jeſuskind, im linken einen gekrönten Engel hat, der wahrſcheinlich ein Kind vorſtellt, das die Märtyrerkrone mittelſt des Opfertodes erworben hatte. Jenen Michaelskindern ſchwebte die in Ausſicht geſtellte Glorie vor, aber die Weiſe, wie ſie dazu gelangen ſollten, war ihnen nicht deutlich. (Geh. d. chr. Alt. II. S. 6.)

Daß zuweilen zur Rettung des eigenen Lebens dem Odin ſtellvertretende Menſchenopfer dargebracht wurden, habe ich ſchon S. 145 durch mehrere Beiſpiele erhärtet. Nun iſt aber beachtenswerth, daß die kirchliche Tradition die Einſetzung des Michaelsfeſtes einer Engelserſcheinung zuſchreibt. Der Erzengel Michael ſoll, wo jetzt die Engelsburg ſteht, einem Papſt zur Zeit einer Peſt mit bluttriefendem Schwert in der Hand erſchienen ſeyn, und, dieſes abwiſchend, dem Papſt die beruhigende Verſicherung gegeben haben, daß nun die Seuche aufhören werde. Wahrſcheinlich opferte man ihm zur Abwehr der Peſt an jenem Tage, und die Daumer'ſche Hypotheſe gewinnt durch dieſe Tradition eine erhöhte Glaubwürdigkeit. Michaels, als Todtenrichter mit der Seelenwaage, wurde ſchon oben gedacht. Sein Zuſammenfließen mit Odin kann alſo bei ſo vielfacher Aehnlichkeit der Aemter gar nicht befremden. Dazu kommt, daß am Michaelstag auch das Herbſt-Thing, der herbſtliche Gerichtstag, gehalten wurde. Auf dergleichen Mihilitagen ſind die Herbſtgeſetze Königs Karl I. abgeredet worden. Daß bei den Zuſammenkünften der Gemeinden aus den verſchiedenen Gauen das Abhalten von Märkten — die wegen der damit verbundenen kirchlichen Feier auch Meſſen genannt wurden — die nothwendige Folge ſeyn mußte, iſt klar; zumal die Schlichtung von Streithändeln und die Erlegung der Zehnten nach vollendeter Erndte, ſowie Zahlungsverbindlichkeiten jeder Art auf dieſen Tag angeſetzt wurden.

Daß Odin als kriegeriſcher Gott gedacht wurde, bezeugt ſein Bild im Tempel zu Uppſal, das ihn gewaffnet darſtellt (Adam. Brem. c. 233: „Wodanem sculpunt armatum, sicut nostri Martem sculpere

solent.“). Daß auch Michael, der himmliſche Streiter gegen die alte Schlange, gewaffnet und (wie Odin) als Reiter abgebildet wird, iſt bekannt. Sein Schwert wurde des Todes Waffe, ſein Roß das Todtenpferd, worüber unten Ausführlicheres folgen wird, und hier vorläufig nur erinnert wird, daß es an einigen Orten Sitte war, bei Einweihung eines Todtenackers zuerſt ein lebendes Pferd in demſelben zu verſcharren. (Grimm S. 804.) Dachte man vielleicht an Hel, die „Pferdejungfrau“ (Glitnis gna), die ihrem Wohnort den Namen Helheim (Hölle) gab?

Wie aber bei den Griechen Minos, bei den Indern Dharma die Gerechten richtet, und Dharma's Bruder Yama, gleich Saturn, dem (wie Satan), in den Tartarus mit den götterfeindlichen Titanen geſtürzten, die Sünder verurtheilt, ſo hat auch die chriſtliche Mythologie aus der Ep. Jud. V. 19, wo Michael und der Satan ſich um die Seele Moſis ſtreiten, Veranlaſſung genommen, in Michael den guten Genius, im Satan den böſen zu perſonifiziren, und Beider verwandtes Geſchäft dennoch zu unterſcheiden Michael mit dem blutenden Schwert und der Seelenwaage konnte durch Opfer immer noch verſöhnt werden, nicht ſo der Satan. War es daher nicht ganz natürlich, daß Odin, den wir hier ſo vielfach im Chriſtenthum durch Michael erſetzt fanden, als „Herr der Geſpenſter“ noch öfter zum chriſtlichen Teufel ward? Noch in chriſtlicher Zeit pflegte man in Dänemark und Island die Verwünſchung zu gebrauchen: „Fahr zu Odin“ (far du till Odens, *Worm* mon. Dan. 11), nach Burmann (Abhandl. über Provinzialgeſ. pag. 203) noch jetzt in Schweden ein Eid, mit welchem man auf falſchen Schwur den Tod als Strafe herbeiwünſchte. Wir in Deutſchland ſagen nicht mehr:

„fahr zu Odin!“ (d. h. ſtirb!) ſondern: „fahr zum Teufel!“ Odin als Gott des Eides, veranlaßte, daß man den Raum zwiſchen dem geſtreckten Daumen und Zeigefinger in den Niederlanden „Wodansſpanne“ (**Woedenspanne**) nannte, wie ja auch der Römer polliceri (eidlich geloben), vom Schwur: me pollice! alſo vom Daumen (pollex) oder dem Daumengott Pollux herleitete. Wodan der Schätzeſpender war Gott des Spiels, darum, ſagte man, laufe das Spiel auf dem Daumen. (Grimm, S. 145). Als Erfinder des Spiels, war Wuotan auch Erfinder des Würfels — vielleicht zuerſt des Todeswürfels? denn das Opfer wurde durch das Loos beſtimmt — war es nicht natürlich, daß, chriſtlich gewendet, das Würfelſpiel auf den Teufel bezogen wurde?

Ein Bauer und der Teufel mietheten einmal gemeinſchaftlich ein Stück Land. Damit aber ſpäter kein Streit um die Ernte entſtünde, ſagte der Teufel zum Bauer: „Laß uns würfeln, wer das, was über der Erde oder wer das, was darunter wächſt, endlich haben ſoll.“ Der Bauer wars zufrieden. Aber der Teufel verſtand den Kniff, warf, und hatte die meiſten Augen; ſo ſollte er das haben, was oben wüchſe. Der Bauer aber hatte das Feld zu beſtellen, und beſäete es mit lauter Rüben, da erhielt der Teufel, als der Herbſt kam, nur das Kraut. Das ärgerte ihn, doch konnte er nichts dazu ſagen. Weil ſie aber das Feld auf zwei Jahre gemiethet hatten, ſo würfelten ſie zum zweiten Male. Da warf der Teufel mit Abſicht die wenigſten Augen, aber der Bauer ſäete nun Waizen, und im nächſten Herbſte erhielt der Teufel allein die Wurzeln. Nun ſchimpfte er erſt dem Bauern die Haut voll, als er ſich abermals betrogen ſah, und ſagte voll Aerger: „Uebermorgen komme ich, dann ſollſt du dich mit mir kratzen.“ Hatte der Bauer erſt gelacht, ſo ward ihm nun doch bange. Seine Frau merkte ſeine Traurigkeit, und fragte ihn darum. Der Mann ſagte ihr nun, ſo und ſo, und morgen ſolle er ſich mit dem

Teufel kratzen. Da ſprach die Frau: „Sei nur ruhig, ich will ſchon mit ihm fertig werden, geh du nur aus.“ Der Mann ging alſo am beſtimmten Tage aus, und als der Teufel kam, da that die Frau, als wenn ſie ganz ärgerlich wäre. „Was fehlt ihr denn kleine Frau?“ fragte der Teufel. „Ach“ antwortete ſie: „ſeh er nur mal her, da hat mir mein Mann eben mit dem Nagel ſeines großen Fingers dieſen großen Riß quer in meinen ſchönen eichenen Tiſch gemacht.“ — „Wo iſt er denn?“ — „Wo ſollt' er wohl anders ſeyn als beim Schmied? Er iſt ſchon wieder hin, und läßt ſich die Nägel ſchärfen. Iſt das nicht zum ärgerlich werden?“ „Da hat ſie ganz Recht“ ſagte der Teufel, und ſchlich ſich aus dem Hauſe, froh, daß er wieder fortkam. (Müllenhof Schleswig-Holſtein Nr. 377.)

In der nächſtfolgenden Sage verräth ſich weit deutlicher die urſprüngliche Idee vom Todeswürfel, d. h. vom Looſen des Opfers, das hier, wo der Gott in den chriſtlichen Teufel ſich verkehrte, ein Würfeln um die Seele werden mußte.

Eine Viertelmeile von der Stadt Domnau liegt im Felde ein Stein von mittelmäßiger Größe; in demſelben ſieht man drei vierkantige Löcher, als wenn daſelbſt drei große Würfel gelegen. Dieſe ſind aber daher entſtanden:

Es war vor Zeiten ein Zimmergeſell in Domnau, der war gar fromm und gottesfürchtig. Eines Tages aber hatte er ſich berauſcht, und es kamen ihm böſe Gedanken, in denen er den Teufel zum Würfelſpiel einlud. Dieſer fand ſich alsbald ein, und ſie giengen zuſammen auf das Feld an dieſen Stein. Dort würfelten ſie um vieles Geld, welches der Teufel gegen die Seele des Zimmergeſellen ſetzte. Der Teufel hatte den erſten Wurf, und warf ſofort die höchſten Augen. Da entſetzte ſich der Geſell ſehr, er wurde plötzlich nüchtern und ſah ein, in welchen ſchlimmen Handel er ſich eingelaſſen. Er bat die Gnadenmutter um Beiſtand; dann warf er, und es geſchah, daß einer der Würfel ſich ſpaltete, und ihm ſo höhere Augen

gab. Der Teufel verſchwand darauf voll Zorns; von den drei Würfeln waren aber die drei Löcher in dem Stein zurückgeblieben, die darin annoch zu ſehen. (Tettau und Temme Volksſ. Preußens und Lith. Nr. 201.)

Der Teufel iſt aber auch ein Kartenſpieler:

Zu Wettern ſaßen an einem Sonntag während der Hochmeſſe drei Männer in der Schenke und wollten Karten ſpielen. Es fehlte ihnen aber ein Vierter, um die Parthie voll zu machen, und ſie fluchten gottesläſterlich darüber. Da trat plötzlich noch ein Mann in die Schenke und forderte ſich ein Glas Branntwein. „Wollt ihr ein Spielchen mit uns machen?“ fragten ihn die drei Bauern. „Warum nicht?“ entgegnete der Fremde, und ſetzte ſich an den Tiſch. Während nun der eine die Karten miſchte, wollte der zweite der Männer die Tafel abwiſchen, um anſchreiben zu können, ſtieß jedoch mit dem Arme die Kreide herab, die auf der Erde in kleine Stückchen brach. Er bückte ſich dennoch, um wenigſtens das größte Stückchen aufzunehmen; — wie ſehr aber erſchrack er, als er ſah, daß der Fremde einen Pferdefuß hatte! (Wolf N. S. Nr. 468.)

Dieſelbe Begebenheit ſoll ſich auch zu Neu-Ruppin zugetragen haben: dort waren es aber Bürger, die mit Dr. Fauſt ſpielten, und ſein fortwährendes Gewinnen ſich gar nicht erklären konnten, bis eine unter den Tiſch fallende Karte eines Mitſpielers, welche aufzuheben ſich dieſer bücken mußte, zur Entdeckung von des Doctors — Pferdefuß führte; da iſt allen ſogleich klar geweſen, warum er ſo viel Spielglück habe. (Kuhn, Märk. Sag. Nr. 152).

Im Schachſpiel hat der Teufel weniger Glück:

In dem Walde von Clairmarais bei Cameryk, wo jetzt die Ruinen eines Kloſters ſichtbar ſind, erhob ſich einſt eine Burg. Die Frau des Ritters, der ſie bewohnte, war zu hochmüthig, um mit Menſchen zu verkehren, die

nicht von adeliger Geburt waren. Einmal war der Ritter ausgeritten und Abends noch nicht zurückgekehrt. Doch begehrte ein anderer Ritter Einlaß in die Burg, und die Frau willigte gern ein, ſie ließ ihn ſogar in ihr Betſtübchen kommen. Da begann der Fremde durch Schmeicheleien ſich ihre Gunſt zu gewinnen, und ſagte ihr endlich, daß er drauſſen im Walde einen alten Mann angetroffen, der laut geſchworen, ſich an ihr zu rächen, weil ſie ihn aus dem Schloſſe gejagt hätte. Auch hätte der Alte geſprochen: er ſey der Burgfrau Vater, und ſie nicht von Adel, ſondern er hätte ſie gegen ein todtes Kind von ihrem vermeinten Vater in der Wiege ausgetauſcht. Mit dergleichen und andern Reden brachte der Fremde die Frau dahin, daß ſie mit ihm vor das Thor eilte und ihren Vater erſtach, worauf ſie der Burg wieder zurannten und ſich an ein Schachbrett zum Spiel hinſetzten. Nach einer Weile flog die Thüre auf, und der Herr von Clairmarais trat mit zorniger Miene ins Zimmer. Der fremde Ritter brach bei ſeinem Anblick in ein lautes Gelächter aus. Die Edelfrau aber hätte in die Erde ſinken mögen. Der Ritter ſchritt auf ſie zu, und rief ihr mit emporgehobenem Schwerte entgegen: „Dich müſſe der Teufel holen, du Vatermörderin und Ehebrecherin!“ — — Ehe er jedoch noch auf ſie zuſchlagen konnte, faßte der Fremde ſie mit den Worten: „Ich nehme es an“, beim Haupte und verſchwand mit ihr unter einem fürchterlichen Donnerſchlag. Der Ritter erwachte erſt am ſpäten Tage aus der Betäubung, wollte dann aber nichts mehr mit der Welt zu ſchaffen haben, ging in ein Kloſter des heil. Bertinus, und ſtarb dort eines ſeligen Todes.

Seitdem ſtand das Schloß verlaſſen, und keiner wollte mehr auf demſelben wohnen, denn in jeder Nacht war in demſelben ein gräulich Getümmel. Auch kehrte Keiner von dort zurück, wer auch dahin gehen mochte. Endlich wagte ein frommer Benedictiner den Weg, und trat bei anbrechender Dämmerung in den Burghof. Eben hatte er, nachdem er noch mehrere Säle durchſchritten, ſich in einer kleinen Kammer hingeſetzt, um etwas auszuruhen, als die Thüre aufging, und ein groſer Herr, auf deſſen Bruſt

ein Schild mit dem Namen Brudemer — ſo hatte der Entführer der Burgfrau geheißen — hing, mit einer bleichen Frau am Arme eintrat; hinter den Beiden kam eine glänzende Dienerſchaft, und dieſer folgten acht Knappen mit ſchweren Kiſten auf dem Rücken. Der Herr wies mit dem Finger auf einen Tiſch, auf welchem ein Schachbrett ſtand, und dann auf einen zur Seite deſſelben ſtehenden Stuhl, den der Mönch alsbald einahm. Der Ritter ließ ſich auf einem andern nieder, und Beide begannen zu ſpielen. Der Mönch zog nur ganz vorſichtig, und berechnete jeden Zug aufs Genaueſte. So ſah er bald, daß er den Gegner überwinden würde. Doch da wies die Frau mit dem Finger auf einen Bauer, den der Ritter gleich vorrückte. Dieſer Zug veränderte das Spiel, und brachte den Mönch in die höchſte Gefahr, denn er wußte wohl, daß ſeine Seele dem Böſen gehörte, wenn er verlöre; auch brach das ganze Gefolge bei dem Zuge in ſchallendes Gelächter aus. Der Mönch bereuete ſchon im Stillen ſeinen Gang, beſchloß aber fortzuſetzen, was doch einmal ſeyn mußte, und ſchob nach einem kräftigen Gebete einen andern Stein dem Bauer entgegen. Der Herr wurde nachdenkend, denn das Spiel ſtand nun wieder zu des Mönches Gunſten, und ſtellte ſich mit jedem Zuge beſſer für denſelben, er mochte thun was er wollte. Als Beide noch einige Züge gethan, und der Gewinn offenbar in des frommen Geiſtlichen Händen lag, geſchah plötzlich ein gräßlicher Schlag, der Mönch ſtürzte nieder und Alles verſchwand.

Am andern Morgen fand der glückliche Spieler ein weibliches Gerippe mit zerfezten Lumpen zur Seite des umgeſtürzten Spieltiſches, und an der Thüre acht Kiſten voll Gold und Silber. Er begrub die Knochen im Burghofe, und wandelte dann das Schloß in ein Kloſter um, neben dem er von dem erſpielten Schatz eine Kirche baute, und in dem er der erſte Prior wurde. (Wolf N. S. Nr. 179.)

Gewiß hätte der Teufel auch die Schachparthie gewonnen, wäre er nicht, wie bei jenem Würfelſpiel mit

dem Zimmergeſellen, durch ein zur rechten Zeit ange=brachtes Stoßgebet ſeines Gegners confus geworden.

Die Seele auf's Spiel ſetzen oder ſie verpfänden, iſt ziemlich das Gleiche. Weil nun die Olaf Tryggvaſons=Saga meldet: König Eirikr (Erich) von Schweden habe ſich dafür dem Odin gegeben, daß er ihm zehn Jahre lang Sieg verleihen ſolle (Fornm. Sög. 5, 250 und 10, 283, in welcher zweiten Darſtellung Odinr ein Teufel (djöfull) heißt; ſo hat ſchon Grimm (S. 971) ſich der Vermuthung nicht erwehren können, daß dieſe Sage vielleicht aus chriſtlichen Teufelsgeſchichten übernommen ſey? ſollten dieſe aber in heidniſcher Anſicht zu begründen ſeyn, ſo könnten dergleichen heidniſche Ueberlieferungen unter Chriſten die Sage von Teufelsbündniſſen veranlaßt haben. Da aber einer Blutverſchreibung die nordiſchen Quellen ſo wenig, als des Abholens nach dem Verfall gedenken, ſo müſſen dieſe Vorſtellungen von einem Pact mit dem Teufel mittelbar durch die Juden aus Perſien zu den chriſtlichen Völkern gedrungen ſeyn, wie an ſeinem Orte gezeigt werden ſoll. Hier mag vorläufig zur Beſtätigung für die Richtigkeit dieſer Anſicht daran erinnert werden, daß Verſchreibungen an den Teufel unheidniſch ſind, weil ſie erſt erdacht werden konnten, nachdem die römiſche Form der Chirographie in Europa überhand genommen hatte.

Wenn vorhin die Würfel als Todeslooſe gedeutet wurden, ſo haben ſie in der Völuſpa doch auch eine edlere Bedeutung gehabt. Str. 54 iſt von „goldenen Würfeln" die Rede, „welche die Götter im Anfang der Zeiten beſeſſen." Sie ſind alſo die ſchimmernden Himmelskörper. Dürfte von dieſem weiter gefolgert werden, ſo ſind die „goldenen Kegel" (S. 217), mit

welchen Kaiſer Otto der Rothbart und ſeine Ritter auf dem Kyffhäuſerberg in der Johannisnacht ſpielen — denn daß ſie golden waren, davon hatte ſich der beſchenkte Schäfer mit ſeinem Exemplar überzeugt — ebenfalls Sterne. Aus dem Gang der Geſtirne wurde die Zukunft prophezeit. Der eigentliche Zeitpunkt war die geheimnißvolle Mittſommernacht. In dieſer wurde auch im heidniſchen Norden der Völa Weiſſagelied (die Völuſpa) recitirt. Darin ſingt ſie von der Weltſchöpfung, berückſichtigt vornehmlich die Beſtimmung der Zeit durch den von den Göttern vorgeſchriebenen Gang der Geſtirne, und ſchließt mit Weiſſagungen von den letzten Zeiten der Welt, von der Auflöſung der Elemente, von der Erneuung der Erde ꝛc. Dieß zu erfahren, mußte den Bewohnern jenes Berges ſehr wichtig ſeyn, weil ihre Erlöſung erſt bei der Ankunft des Antichriſts, d. h. bei dem Weltuntergang erfolgen ſoll. Daß dieſe Vorſtellung von der aſtriſchen Bedeutung der Kegel auch in Deutſchland, und ſelbſt noch in der chriſtlichen Zeit bekannt geweſen ſeyn müſſe, beweiſt ein in der Hauptkirche zu Annaberg in Sachſen über der Thüre der alten Sacriſtei befindliches Bild, auf welchem die Engel*) nach aufgeſetzten Kegeln ſchieben (ſ. Schramms Reiſelexicon S. 57, Leipzig 1744). An andern Orten mochte die Erinnerung an die heidniſche Abkunft dieſer Kegel länger gehaftet haben, daher die Volksſage ſie nicht zum Spiele der Engel, ſondern der Rieſen machte. So erzählt ſie von einem Berge bei Ober-Oderwitz in der ſächſiſchen Lauſitz, daß in dem Schooße deſſelben neun goldene Kegel ſammt Kugel von gleichem Metall

*) Den Engeln, als Boten Gottes und Verkündigern ſeiner Rathſchlüſſe, iſt die Erforſchung und Kenntniß der Zukunft Berufsſache.

ſich befinden, mit denen ſich einſt die Rieſen die Zeit vertrieben. Eines Tages, am Allerheiligenfeſte, ſpielten ſie bis um Mitternacht beim Lampenſchimmer und trieben ihr ſchnödes Spiel, Göttern und Menſchen Hohn ſprechend. Da öffnete ſich plötzlich des Mondes Scheibe, und ein Feuerball fuhr herab, welcher Kegel, Kugel und Rieſen in die Erde vergrub. Noch liegt unter dieſem Berge der geſchmolzene Goldklumpen, harrend der Hand eines Glücklichen, die ihn zur Oberwelt bringt. (Gräve, Lauſ. Volksſ. Nr. 15.)

II. Die Schöpfungsgeſchichte.

Im Liede Grimnismal (Nr. 49.) ſagt Odin: „Mit einem und demſelben Namen bin ich nie genannt worden, ſeit ich unter das Volk fuhr.“ In der That machen alle Namen Odins, die in der Mythologie und bei den Dichtern vorkommen, ein paar hundert aus. Wir wollen uns aber hier nur auf die Aufzählung und Charakteriſtik der zwölf bekannteſten, nämlich ſeiner Söhne der Aſen, beſchränken. Sie heißen die Götter, eigentlich gibt es aber nur Einen Gott, „er heißt Allfader, in Aſgard hat er zwölf Namen. Er lebt durch alle Alter und herrſcht über Alles, Großes und Kleines. Er ſchuf den Himmel, die Erde, die Luft und Alles, was dazu gehört. Das Größte iſt, daß er den Menſchen ſchuf, und ihm einen Geiſt (Odem = Odin) gab, der nie vergehen ſoll, auch wenn der Leib zu Aſche verbrennt.“ (Edda Daemis. 3). Zu dieſer Stelle merkt Geijer an, daß, wenn auf dieſe Beſchreibung chriſtliche Vorſtellungen Einfluß gehabt haben ſollen, dennoch der Kern heidniſch, das Chriſtliche nur in der Einkleidung und im Ausdrucke liege. (Urgeſch.

Schwedens S. 195 Anm.). Die Einwendung, daß Odin nicht der „Ewige" ſeyn könne, weil er am Ende der Zeiten ſelber mit der Welt vergehen ſoll, läßt ſich dadurch beſeitigen, daß in jener Eſchatologie Odin als Zeitgott und Sonnengott aufgefaßt iſt; der Wolf, der ihn verſchlingt, bewirkt die Sonnenfinſterniß; aber dieſer Zuſtand iſt nur der Uebergang zu einer neuen Schöpfung. Daß Allfadr von der Sonne wohl unterſchieden wurde, bezeugen folgende Stellen: In der Heimſkringla Harald Harfagersſaga c. 4., ſchwört Harald „bei dem Gotte, der über alle Dinge herrſcht," und der Isländer Thorſten gelobt „dem Gotte, der die Sonne geſchaffen hat" (**Vatnsdaelasaga c. 37**); Torkil läßt ſich in ſeiner Todesſtunde in den Sonnenſchein hinaustragen, und befiehlt ſich „dem Gotte, der die Sonne geſchaffen hat" (**Landnama** S. 19). Er hatte den Ruhm, als der Tugendhafteſte auf Island bekannt zu ſeyn. Zu bemerken iſt, daß nirgends davon die Rede iſt, daß die Aſen d i e S o n n e g e ſ c h a f f e n hätten. Sie hatten Tag und Nacht geordnet, der Sonne, dem Monde, den Sternen ihren Platz gegeben. Aber d i e S o n n e w a r a u s M u s p e l h e i m s F u n k e n e n t ſ t a n d e n, a u s d e m ſ e l b e n F e u e r, d a s e i n ſ t d i e W e l t v e r z e h r e n ſ o l l. Unter Odins Name kommt auch „S c h ö p f e r d e r S o n n e" vor (**Skalda** S. 94). Er war alſo in ſeiner höchſten Bedeutung der Gott, der die Sonne geſchaffen hat, kann alſo nicht durch ſein eigenes Werk zerſtört werden.

Zwar ſteht auch mit der Eigenſchaft des Unendlichen Odins Abkunft von Bör im Widerſpruche, welcher wieder ein Sohn Buri's, wie dieſer vom Rieſen Ymir. Das ſind aber kosmogoniſche Perſonificationen, die der Uranfänglichkeit Odins ſo wenig Eintrag thun, wie

die vorodiniſche Herrſchaft des oben erwähnten Königs Gylfe. Man überſehe nicht, daß in der nordiſchen Schöpfungsgeſchichte die Götter nur Ordner der für ſich beſtehenden zweckloſen Kräfte und Maſſen ſind, daß ſie der Sonne und dem Mond, die ſchon vorher für ſich beſtanden, nur den Platz anweiſen, den ſie in der Schöpfung einnehmen ſollen. Nun heißt es in der dritten Strophe der Völuſpa:

„Im Anfang der Zeiten war es als Ymir baute,
Da war weder Sand noch See, noch Wogen,
Die Erde fand ſich nirgend, noch der Himmel,
Ein gähnender Schlund war, aber nirgend Gras.“

Alſo Ymir baute bloß das ſchon Beſtehende, die Sonne aber war das Werk Odins, dieſer kann alſo nicht jünger als Ymir ſeyn, ſondern er war ſchon vor dem Anfang der Zeiten, daher ſein Name „Allvater.“ Der Rieſe Ymir iſt das urſprünglich Allgemeine, aus dem ſich das Beſondere entwickelt, wie z. B. in der perſiſchen Kosmogonie aus der Schulter des Stiers alle Thiere und der Menſch hervorkommen. Dort iſt unter dem Stier die Erde (gau = Kuh und Erde) gemeint, welche die Nährerin aller Weſen iſt; hier Ymir entſtanden aus den Strömen elivagar, die von der Feuerwelt Muſpelheim ſich entfernend, zu Eis gefroren, aber durch die von Muſpelheim ausgehende erhitzte Luft aufthauten. Aus den belebten Tropfen entſtand Ymir. Er fiel in Schlaf, ſchwitzte, und da wuchs unter ſeiner linken Hand Mann und Frau, ſein Fuß aber zeugte mit dem andern einen Sohn. Von ihm ſtammen die Rieſen. Alſo Ymir iſt das Chaos, die unentfaltete Geſammtheit der Elemente und Naturkräfte, deren Perſonificationen die Rieſen ſind, die Feinde aller Harmonie. Ihren Gegenſatz bilden die Götter, darum beginnt

die Schöpfung nicht mit Odin, ſondern mit Ymir. So führt auch in der griechiſchen Theogonie erſt die dritte Generation der Götter, Zeus mit ſeinen Brüdern Waſſer (Poſeidon) und Feuer (Pluto) eine dauernde Herrſchaft über die Welt, obſchon ſonſt bald der Himmel (Uranus), bald das Meer (Oceanus) als älteſter Gott bezeichnet werden, denn Oceanus heißt der „Alte" (γερων), und der Meergott Proteus iſt im Namen der „Erſte" (πρωτος = primus). Seine Gabe, in alle Geſtalten ſich zu verwandeln, ſpielt auf die Entſtehung aller Dinge aus dem Waſſer an, daher Oceanus der älteſte Gott, aber dennoch iſt Zeus der Uranfängliche und Eine; der orphiſche Hymnus nennt ihn „aller Weſen Vater, aller Weſen Mutter," „das Eine und das All."

Ymir, obgleich aller Rieſen Vater, hätte zu Grunde gehen müſſen, wenn nicht die Kuh Audhumla, obſchon erſt nach ihm hervorgebracht, ihn mit den vier Milchflüſſen aus ihren Eutern ernährt hätte. Ymir iſt Mannweib, wie der Protogonos (Erſtgeſchaffener) in der orphiſchen Kosmogonie, d. h. er iſt die ungetheilte Materie, ſein Leben wird aber durch die organiſche Milch erhalten, und die Kuh iſt die Weltmutter, der beſſere Theil der Materie, denn Ymir war böſe. Salz *) iſt

*) Bekannt ſind bei den Germanen die heiligen Salzbäche, um deren Beſitz blutige Kriege entſtanden. Da die Heiligkeit derſelben aus heidniſchen Begriffen hervorging, ſo ſuchten die chriſtlichen Bekehrer ſie dadurch in Mißcredit zu bringen, daß ſie die Hexen Salz kochen ließen. Die Germanen glaubten, eine Gegend, wo ſalzhaltiges Waſſer iſt, liege dem Himmel nahe, und die Gebete der Menſchen werden von den Göttern nirgends beſſer vernommen. Durch die Gnade der Götter komme das Salz in dieſen Fluß und in dieſe Wälder. Nicht wie bei andern Völkern trockne es an dem Erdreich, von dem die wilde Meeresflut zurückgewichen ſey; ſondern das Flußwaſſer werde auf glühende Baumſchichten gegoſſen, und aus der Vermiſchung zweier feindlicher Urſtoffe, des Waſſers und des Feuers, gehe das Salz hervor. Nach Einigen ſoll die

die treibende und ſchaffende Kraft der unorganiſchen Welt, darum leckte die Kuh *) die ſalzigen bereiſten Steine, und ſo entſtand aus dem Felſen am erſten Abend Haar, am zweiten Tag der Kopf, am dritten der ganze Mann Buri **). Buris Sohn Bör nahm die Rieſin Besla, Bölthores Tochter, und zeugte mit ihr Odin, Wile und We.

Mone macht darauf aufmerkſam, daß in dieſer Schöpfungsſage ſich gar keine Spur von einer Beziehung auf planetariſche Verhältniſſe vorfindet, keine Idee von Zeitbeſtimmung iſt noch da, denn es gab noch keine Planetenwelt, kein planetariſches Jahr, die vorkommenden Zahlen ſind eben ſowohl, wie die Menſchengeſtalt Ymirs, ſinnliche Bilder, um das Ueberſinnliche anzudeuten, weil dafür keine Sprache Begriffe, daher auch keine Worte hat, und die Ideen in Bildern reden, die immer aus der Erfahrung genommen ſind.

Odin, Wile und We ***) ließen ſich in einen Kampf

Saale der heilige Salzfluß geweſen ſeyn, um deſſen Beſitz ſich die Catten und Hermundurn ſtritten. Andere behaupten, es ſey die Werra geweſen, welche aus dem Salzbrunnen unterm Urſulaberge in der Alsleber Markung, und aus dem Salzloch'e bei Ober-Esfeld entſpringt.

*) In der Milchkuh, als dem Urweibe und der Weltmutter, iſt die Grundlage zu der großen Frauenachtung unter den alten Deutſchen gegeben.

**) Die dreitägige Entſtehung iſt ſammt den zwölf Flüſſen Hvergelmirs und den vier Milchſtrömen der Anfang der Zahlenlehre. Iſt dieſe aber in der Schöpfung ſchon begründet, ſo hat ſie auch Bedeutung für dieſelbe, es iſt Sternkunde darin enthalten. (Mone Eur. Hdth. I. S. 318.)

***) Alle drei Brüder ſind Einer, nämlich Odin, denn dieſer iſt der perſonifizirte Weltgeiſt, Luft, Odem, Hauch, das ahd. willo bedeutet nicht bloß Wille, ſondern auch impetus und spiritus. Bei We läßt ſich ſogleich an das Wehen denken. Dieſe von Grimm (S. 148) gegebene Etymologie läßt es nun begreiflich finden, daß wenn Loki der Frigg, Odins Gemahlin, die Buhlſchaft mit ihren beiden Schwägern vorwirft, ſie we-

mit Ymir ein, in welchem ſie ihn tödteten. Als er zu Boden ſank, lief eine ſolche Menge Blut aus ſeinen Wunden, daß alle Rieſen darin ertranken, mit Ausnahme des Bergelmir und ſeiner Frau. Dieſe entkamen in einem Schiffe, und von ihnen ſtammt das (jüngere) Rieſengeſchlecht.

Das Wort, welches hier und allgemein durch „Schiff" überſetzt iſt, lautet im Original ludr. Dazu macht Grimm die Anmerkung: „Im Ahd. bezeichnet ludara eine Wiege (Graff Sprachſchatz II, 201.); und das würde trefflich paſſen, weil auch in andern Sündfluthſagen das gerettete Kind in einer Wiege liegt. Snorri redet zwar nicht von einem Rieſenkind, ſondern von einem erwachſenen Rieſen, der mit ſeiner Frau im ludr ſitzt, das kann aber ſpätere Abänderung ſeyn."

Ich weiß nun nicht, in welchen Sündfluthſagen die Wiege eine Rolle ſpielen ſoll? wenn nicht etwa in jener ſüddeutſchen, die ich im erſten Bande von Schnezlers badiſchem Sagenbuch vorfinde:

An der Elz liegt das freundliche Suckenthal. Reicher Bergſegen hatte eine Menge Knappen dahin gezogen. Ueberall, ober- und unterhalb der Erde, herrſchte geſchäftiges Treiben; um das Kirchlein, welches weiter oben im Thale von einem grünen Bühle herabſchaut, ſah es aus wie ein gewerbſames Städtchen. Unweit davon erhob ſich ein ſtattliches Schloß, die Engelsburg genannt, in welchem die Herrin dieſer Landſchaft in Glanz und Herrlichkeit lebte. Sie ſah es gern, daß die Bergleute auch gute Tage hatten, und dieſe gaben ihr Wohlleben auf ſo üppige Weiſe kund, daß man die Gegend das Paradies nannte. Als aber der Uebermuth auf's Höchſte geſtiegen war, ſollte die

---

gen der Identität der drei Brüder von dieſer Anſchuldigung des Ehebruchs freigeſprochen werden kann, obſchon ſie für die Frau eines jeden der Brüder galt.

Herrlichkeit ein grauſenvolles und plötzliches Ende nehmen. Es war an einem heitern Maiſonntag, als die Berge ringsum vom Jubel herbeigeſtrömter Gäſte widerhallten. Da traf es ſich, daß der Prieſter das Allerheiligſte zu einem Sterbenden vorübertrug. Sein Meßner ging, nach altem Brauch, mit einem Glöcklein läutend voran. Als nun Letzterer die Leute wiederholt aufforderte, nur auf ſo lange, bis der Kranke die heilige Wegzehrung erhalten habe, den Tanz einzuſtellen, ward er verhöhnt, ja das Edelfräulein ließ ſich vom Fenſter ihres Schloſſes gottloſerweiſe vernehmen: „Ihres Vaters Schweine trügen auch viel ſolcher Glöcklein am Halſe,“ worauf das Tollen immer ausgelaſſener wurde.

An demſelben Tag lag ein alter Bauer im Thale krank darnieder; nur ſein jüngſter Sohn war bei ihm geblieben, um ſeiner zu warten. Auf einmal fällt es dem Alten ein, zu fragen, wie es mit dem Wetter ſtünde; er ſchickt deshalb den Jungen hinaus, um nachzuſehen, ob ſich der Himmel nicht zu trüben beginne? Der Knabe kommt mit der Nachricht zurück: es ſey noch immer das ſchönſte Wetter. Dieß beruhigte den Alten nicht, er ſchickte den Knaben wiederholt hinaus, um nach dem Wetter zu ſchauen. Dießmal kam derſelbe mit der Meldung zurück, von allen Seiten ſey der Himmel noch ganz blau, nur über dem Gipfel des Berges ſchwebe ein kleines Wölkchen. Da hatte der Greis keine Ruhe mehr, und befahl dem Sohn, in größter Eile ihn ſelbſt und die beſten Sachen ſeiner Habe auf die Höhe des Berges zu tragen. Da lud der kräftige Jüngling ſeinen Vater auf den Rücken und trug ihn auf den nahen Berg, alsdann auch nach und nach das beſte und unentbehrlichſte Hausgeräthe. Kaum war er mit dieſer Arbeit zu Stande gekommen, als mit entſetzlichem Wolkenbruch ein Gewitter ſich entlud und in wenigen Minuten das ganze Thal in eine Waſſerwüſte verwandelte. Schloß und Häuſer waren verſchwunden, ſämmtliche Bergſtollen und Werke verſandet und verſchlammt; nur die Kirche und ein einziges Haus, worin gottesfürchtige Leute wohnten, ragten noch über den Fluthen empor, in welchem bei dreihundert Knappen und fünfzig Bergwerkangeſtellte ihr Grab

ſanden. Nur wenige Menſchenleben entgingen dem Verderben. Es waren die Kinder, welche man, als die Waſſer ſich verlaufen hatten, in ihren zwiſchen den Wipfeln der Bäume hängen gebliebenen Wiegen fand. Da man nicht wußte, welchen Familien ſie angehört, alſo ihren Geſchlechtsnamen nicht herausbringen konnte, nannte man ſie Dolden (ſo viel als Wipfel) zum fortwährenden Gedächtniß der wunderbaren Art ihrer Errettung bei der Zerſtörung von Suckenthal.

Menzel in einer Anzeige des hier angeführten Buches im Lt. Bl. zum „Mgbl." berichtigt: Dolde heißt die herabhängende Blüthe oder Fruchttraube mit breitem Boden und oben concentriſch zulaufenden Stielen. Damit kann eine an Zweigen hängende Wiege wohl verglichen werden, nicht aber mit dem Wipfel, der nur die höchſte Baumſpitze bedeutet.

Da wir aber hier nicht die Dolde, ſondern nur die Wiege im Auge haben, ſo laſſen wir jene Gloſſe auf ſich beruhen, und ſprechen die Vermuthung aus, daß die nordiſche Fluthſage — denn einen Odinscultus in den Rheingegenden haben wir S. 242 nachgewieſen, daher eine ſo weite Verſchleppung der Sage nicht auffallen darf — in der chriſtlichen Zeit mit Beſtandtheilen der bibliſchen Flutbſage gemiſcht, und daher bis zur Unkenntlichkeit verfälſcht werden konnte. So gehören die an die Bergrieſen des Nordens mahnenden übermüthigen Bergknappen dem heidniſchen Urelemente der Erzählung an, ebenſo die Rettung der Kinder in der Wiege; das Paradies, welches durch die Fluth zerſtört wird, der Bibel. Begreiflicher Weiſe mußte, wie in der Bibel, eine Widerſpenſtigkeit gegen das göttliche Weſen als Motiv der einbrechenden Fluth angegeben werden. Solche Miſchungen von Heidniſchem und Bib-

liſchem begegnen uns in den Sagen dermaßen häufig, daß jede Bemerkung darüber eine Wortverſchwendung wäre.

Börs Söhne ſchufen aus Ymirs Leichnam — die Welt, aus ſeinem Blute die See, aus dem Fleiſche die Erde, aus den Knochen die Felſen, aus den Zähnen die Klippen, aus dem Schädel wurde die Himmelswölbung, aus den Haaren die Bäume, und das in die Lüfte geflogene Gehirn zerfloß in Wolken. Die aus Muſpelheim umherfahrenden Funken feſtigten ſie an den Himmel, daß davon Alles erleuchtet wurde. Und die Sonne kannte nun ihr Haus und der Mond ſeine Kraft, und die Sterne ihre Oerter, und Tage und Jahre wurden fortan gezählt. Jetzt ſtrahlte auch die Sonne hernieder auf das kraftloſe kühle Geſtein. Da keimten aus der Erde die grünen Gewächſe.

Dieſe Sage, commentirt Mone, entwickelt weiter das Syſtem der Schöpfungslehre. Die Erde und der Planetenhimmel gehen aus dem Tode des Weltleibes (Ymir) hervor. Sie ſind ſelber ſterblich, und eben ſo die Planetenſchöpfer, die Söhne Börs. Geburt iſt Folge des Todes, und umgekehrt. Hierin liegt die Idee der Fortdauer. Tod iſt Trennung und Urſache der Zweiheit, durch Ymirs Tödtung entſteht Feindſchaft zwiſchen Börs Söhnen und den Rieſen. Alles iſt in der Zeitwelt dem Wechſel unterworfen; Rieſen, Götter und Alles, was von ihnen kommt, iſt vergänglich; nur der Eine, der außerhalb der Welt, die Hitze aus Muſpelheim geſendet, iſt unwandelbar und ewig. Darum ſtammen auch die Götter mütterlicher Seits von den Rieſen, von der Materie, daher der große Haß zwiſchen Beiden, weil ſie verwandt ſind. Aus dieſer Schöpfungslehre folgt alſo die Sterblichkeit der Götter, und ſie iſt die Grundlage zum Glauben an die Fortdauer. Der Satz, daß die Erde aus

dem Waſſer, alle Dinge aus dem Feuchten entſtanden, iſt darin angedeutet, daß das Waſſer das Blut aus dem Weltleibe Ymir iſt.

Die Geſtirne ſind verirrte Funken aus Muſpelheim, die in die Raumwelt (Ginnunga-gap) gekommen, und dadurch vergänglich geworden, daher ſie dem Wechſel unterworfen. Sie ſind nämlich Seelen verirrter Geiſter, die, mit der Materie vereinigt, als ſterbliche Menſchen ſpäter geboren werden. (Daher Seelen = Sterne, das Schickſal der Menſchen von dem Stern abhängig, der in ihrer Geburtsſtunde heliakiſch am Horizonte aufging). Jene als Sterne glänzenden Funken ſind der Gegenſatz der Wolken, d. h. der unſtäten, trüben Gedanken des Planetenleibes (Ymirs). Die Sterne, dieſe verirrten Lichter des Geiſtes, ſind zwar in Ymirs Schädel eingeſchloſſen, aber höherer Abkunft und die beſtändigen Feinde der „hartmüthigen" Wolken. Die Eingeſchloſſenheit der Muſpelheimiſchen Funken in Ymirs Schädel iſt auch der Grund, warum die Planeten dem Einfluß der Rieſen ausgeſetzt ſind.

Später ſchuf Odin Zwerge aus dem Erdenſtaub, nach anderer Angabe empfingen ſie Leben in Ymirs Fleiſche. Begabt mit Verſtand und Geſtalt der Menſchen, blieben dieſe Maden dennoch im Geſtein und in der Erde. Alſo nur Menſchen und Zwerge ſind erſchaffen, Götter und Rieſen gleichſam von ſelbſt aus dem Chaos hervorgegangen, denn Börs Söhne mußten das erſte Menſchenpaar aus zwei Bäumen, aus Eſche und Erle, zimmern. Odin hauchte ihnen Odem ein, Wile gab ihnen den Willen, Verſtand, Denkkraft, und We warmes Blut *). Aber auch zwiſchen den Zwergen

*) So berichtet die jüngere Edda, hingegen die Voluſpa nennt anſtatt Wile den Hönir, und ſtatt We den Lodr (Loki).

— jenen in der Stille waltenden elementariſchen Kräften, deren Thätigkeit begonnen haben muß, bevor die Erde bewohnbar ward — und den Menſchen waltet ein Unterſchied ob. Erſtere ſind aus der rohen unorganiſchen Natur erſchaffen, ſie ſind Maden, Würmer im Aaſe, aber der Menſch iſt aus der organiſchen Natur, aus der Pflanzenwelt. Die Abſtammung der Menſchen aus dem Baum ſtamm iſt in dem „Stammbaum“ und im Worte „abſtammen“ angedeutet. Nicht zu verkennen iſt auch die verſchiedene Art und Weiſe, in welcher Rieſen, Götter und Menſchen ihr Geſchlecht fortpflanzen. Nur ein einziger Rieſe war aus dem Eiſe entſprungen, er muß aus ſich ſelbſt Kinder zeugen, aber durch Paarung beider Füße. Daß aus dem Fuße Kinder hervorkommen ſollen, iſt zwar nach phyſiſchen Geſetzen unbegreiflich, aber der Symbolik iſt nichts unmöglich. Ich erinnere hier nur daran, daß die Traditionen der verſchiedenſten Völker ſchon das bloße Zeichen eines Fußes auf die Fruchtbarkeit der Frauen einwirken laſſen, ſo z. B. in Indien der Fußtapfen des Buddha auf Ceylons höchſtem Berge, von den Mahomedanern „Adams Pik“ genannt (Ritter Vorh. d. Völkergeſch. S. 335); ferner das bei der Quelle Groosbank zu Spaa in die Erde eingedrückte Zeichen vom Fuße des heil. Remaklus, zu welchem unfruchtbare Frauen wallfahren (Wolf N. S. Nr. 143). Auf einem Felſen der Alb bei Heuberg in Schwaben, wo ſich die Trümmer der Burg Roſenſtein erheben, ſah man noch zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Spur eines Menſchenfußes in Stein, den die Regierung mit Pulver ſprengen ließ, weil Aberglaube damit getrieben worden (Lang's Taſchenb. f. 1800, S. 129—136). Welcher Aberglaube? läßt ſich aus dem vorhergehenden Beiſpiel ſchließen. Wie alt dieſe Vorſtellung ſey, geht

ſchon daraus hervor, daß das *pedum* (v. pes, pedis) des Oſiris eine Bürgſchaft des Kinderſegens war. Die Sprache deutet darauf ſchon durch die Verwandtſchaft v. ποϑος (cupido) und ποδος (pedis), durch die Ableitung des Wortes πατὴρ (pater) v. πατεω an, vgl. βατὴρ der Beſchäler = Hengſt und das deutſche „treten" (πατεω) vom Begatten der Hühner. Noch unzweideutiger iſt das K n i e ein Zeugungsſymbol, die Sprache ſpielt darauf vielfach an*), und noch eine deutſche Sage (erzählt von Wolf Nr. 198) erhält dadurch ihr Verſtändniß:

Zu Nadsloo bei Dixmüde in Weſtflandern ſieht man in der Kirche einen Grabſtein, worauf folgende Geſchichte ausgehauen iſt: „Es war einmal ein Mann in dem Dorfe, der war dem Trunk und Fluchen ergeben. Es begab ſich, daß ſeine Frau guter Hoffnung wurde. Als ſie gebären ſollte, trat eben der Mann ins Haus, trunken und fluchend. Die Frau rang und ſchrie in ihren Schmerzen, er ſolle doch eine Wehmutter holen, aber er achtete ihrer Bitte nicht, ſo daß ſie eines jämmerlichen Todes ſtarb. Ehe ſie aber die Augen ſchloß, wünſchte ſie dem Gefühlloſen, daß er dieſelben Schmerzen erdulden müſſe, die ſie erduldet habe. Mit dieſem Wunſche verſchied ſie. Noch war ſie nicht lange todt, als des Mannes rechtes Bein zu ſchwellen anfing, und immer mehr ſchwoll, bis zu einer ungewöhnlichen Dicke. Die Aerzte thaten allerhand dafür, legten Pflaſter und Salben auf, aber alles vergeblich. Das dauerte neun volle Monate. Als dieſe herum waren, nahmen eines Morgens die Schmerzen auf eine grauſame Weiſe zu, und ließen nicht nach während dreier Tage. Die ärgſten Martern hätten nicht ſo peinigen kön-

*) Sanſk. jan ſich fortpflanzen, janu das Knie, vgl. γένω, gi-gno mit γονυ, hebr. brach, brüten, berech Knie, bericha Fortpflanzung, bircuim (nicht Kniee ſondern) Mutterſchoos (Hiob 3, 12. vgl. 31, 10.) Aus der Knieſcheibe (lat. poples) ging das Volk (populus) hervor.

nen. Am Ende des dritten Tages aber öffnete das Bein ſich in der Gegend des Knie's, und ein — lebendiges Kind ging daraus hervor, welches jedoch bald mit dem Manne ſtarb. Weil die Geſchichte ſo merkwürdig war, hat man ſie auf dem Grabſtein ausgehauen, und ſie daneben auch in dem Kirchenbuche aufgeſchrieben.

Was nun die Abſtammung der Menſchen aus Bäumen betrifft, ſo finden ſich noch in Deutſchland dunkle Erinnerungen an dieſen Mythus. Unter den Handwerkern hat ſich noch jetzt der Reim erhalten:

Darauf bin ich gegangen nach Sachſen,
Wo die ſchönen Mädchen auf den Bäumen wachſen.

Dieß erklärt ſich daraus, daß die Sachſen mit ihrem erſten König Aſchanes (Aſkanes oder Aſkanius?) mitten im Walde aus den Harzfelſen bei einem Springbrunnen herausgewachſen zu ſeyn vorgaben. Schon die früheſten Bibelausleger haben den Aſkanes der noachidiſchen Völkertafel (1. Moſ. 10, 3. Jer. 51, 27.) als den Repräſentanten des deutſchen Volkes erkennen wollen. Die Juden nennen noch jetzt Deutſchland: Aſhkanes. An Aſcanius (den Sohn des Aeneas), mit Grimm, zu denken, iſt gar kein haltbarer Grund vorhanden, denn die Deutſchen haben ſich nie von Troja abkünftig gerühmt, wie es doch die Franken und Britten thaten. Man könnte bei Aſk (Eſche) auch an Iskio, den zweiten Sohn des Mannus (Mann), denken, von welchen die Iſcaevonen, ein deutſcher Volksſtamm, ſich herleiten, daher die Ascisburg (Asburg, auch Aſperg?) der Iſtävonen am Rhein (Leo in Haupts Ztſchr. II. S. 534). Grimm findet ein Bedenken darin, daß die Frau, nicht ihrem Manne entſprechend, Eſkja heißt — weil ſich dann Beide verhielten, wie Meſchia

und Meſchiane, das aus dem Baume *) hervorgegangene erſte Menſchenpaar in der perſiſchen Schöpfungsgeſchichte — ſondern Embla; emla bezeichnet ein geſchäftiges rühriges Weib (Graff Sprachſch. I. 252 v. amr, ambr, ambl: labor assiduus). Kanne dachte deßhalb das griechiſche μελια (Eſche) hieherziehen zu müſſen **), dann durfte bei den erſten Menſchen, wenn das Weib gleichfalls nach der Eſche hieß, an die Welteſche Ygdraſil gedacht werden. Ein anderer Gelehrter, der die Iſtävonen mit dem gothiſchen Geſchlechte der Astingi, Azdingi zuſammenhielt, veranlaßte Grimm, hier einen Wegfall der aspirata h zu vermuthen. So würde der Aſt zum mythiſchen Dänenkönig Hadding, welchen Grimm aus mehrern Gründen für Odin ſelbſt gehalten hat. Und dieſer als Menſchenſchöpfer konnte anthropiſirt gar wohl zum erſten Menſchen werden.

Auf den Urſprung der Materie aus dem Feuchten, deutet nach Grimms Herleitung von hrim (Reif, Thau) der Name Ymir, welcher durch Verſetzung der Buchſtaben entſtand (hrimkaldr = reifkalt), alle Rieſen heißen hrimpursar, d. i. Reifrieſen. Nahe liegt aber auch die Ableitung von ymja (toſen), ſo daß Ymir der Rauſchende wäre. Der aus Ymrs Füßen hervorgegangene Buri iſt eigentlich aus dem Stein geboren, denn er war dadurch entſtanden, daß die Kuh den ſalzigen bereiften Grund geleckt, die Kuh hatte ihn gleichſam aus den Steinen geleckt, und da Buri einen Gebornen ***) bedeutet, ſo wäre in Berückſichtigung, daß

---

*) Er heißt Reiba, alſo eine Eiche (robor).

**) Aus welcher nach Heſiod (Ἐργ. 147) das Menſchengeſchlecht des dritten Weltalters ſtammt.

***) Im Rigsmal 105a wird Burr das erſte Kind von Fadir und Modir genannt.

er vor der Schöpfung Aſks aus der Eſche da geweſen, an die Deucalioniſche Erſchaffung der Menſchen aus Steinen (vgl. Matth. 3, 9.) zu erinnern, die das Sprichwort „Stein und Bein ſchwören“ erklärt, wie auch Stein (*ripa* = litus, *λιϑος*) und Bein (Rippe = latus) im arabiſchen Jbn, das Stein und Kind bedeutet, in Einen Begriff zuſammenſchmelzen. Daß beide Formen der Menſchenſchöpfung, die aus dem Stein und jene aus dem Baume ſehr wohl neben einander beſtehen konnten, beweist bie Frage der Penelope an ihren Gaſt (Odyss. 19, 163.): ob er aus der Eiche oder aus dem Felſen geboren ſey?

Nachdem die Götter Himmel und Erde geordnet, das erſte Menſchenpaar aus Eſche und Erle erſchaffen, Midgart (die Erde, die man ſich als Weltmitte dachte, nämlich zwiſchen Himmel und Hölle) den Menſchen zum Aufenthalt angewieſen hatten, richteten ſie ſich ſelbſt eine Wohnung ein, die ſie Asgard nannten. In dieſer Götterburg war ein Ort Jthavöllr, wo ſich die Aſen verſammelten, und zuerſt einen Hof zimmerten, worin zwölf Plätze waren, ohne den Hochſitz Odins. Dieſer ſtand auf dem Platze Hlidſkjalf, von wo aus der Gott alle Welt und jedes Menſchen Thun durchſchaute *). Mit Hülfe der Zwerge führten ſie nun auch eine Brücke auf von der Erde zum Himmel, von ihnen Bi fröst (die bebende Brücke), von den Menſchen der Regenbogen genannt. Sie iſt das kunſtvollſte und ſtärkſte Werk, dreifarbig; aber der rothe Streifen in der Mitte iſt brennend Feuer, damit

*) In Grimms Kinderm. Nr. 35. wird von einem Menſchen erzählt, den der heil. Petrus in den Himmel eingelaſſen, und und der neugierig zuletzt auf den Stuhl des Herrn ſtieg, von welchem herab man Alles auf dem ganzen Erdkreis überſchauen kann.

kein Fremder den Göttern nahe. Einer Weihſage zufolge wird dieſe *Götterbrücke*, die ſchon S. 64 als der *Weg der Seelen zum Himmel* erkannt wurde, am Ende der Tage zerbrechen. Denn da die Götter auf ihr zur Erde niederſteigen, ſo iſt ihre Beſtimmung nach dem Weltuntergang, wo die Götter ſelber aufhören, zu Ende. Halten wir feſt, daß man ſie vorzugsweiſe als die Seelenbahn betrachtete, auf welcher die gereinigten Geiſter den Rückweg zum Himmel antreten, ſo erklärt ſich ihre Bedeutſamkeit im Todtencultus. Denn auf Runenſteinen, d. h. auf Grabſteinen mit Runenſchrift, liest man, daß Brückenbauen verdienſtlich und heilför-dernd für die abgeſchiedenen Seelen ſey. Mehrere Bei-ſpiele führt Geijer (Urgeſch. S. 131 Anm. 2) an: „Rageilfr ließ dieſe Brücke bauen für Anund, ſeinen „guten Sohn“ — „die Mutter baute die Brücke für ihren einzigen Sohn“. (Auf einem Runenſtein in Upp-land, Göransſons Bautil. 146). „Holfaſt ließ die Brücke machen für Hame, ſeinen Vater, der in Viby wohnte.“ „Holfaſt ließ den Weg bahnen für Igul und Ura, ſeine liebe Frau.“ (Runenſtein bei Södertelje, Bautil. 829). Auf dem Sundbyſtein in Funbo in Uppland iſt die Rede von drei Geſchwiſtern, die eine Brücke über eine Furt geſchlagen für ihren Vater (Verelii Runograph. Scandin. p. 45). Dieſer Glaube, daß eine Brücke, zur Bequemlichkeit für Reiſende zu bauen, dem Erbauer nach dem Tode den Untergang über die Seelenbrücke erleichtere *), iſt in's Chriſtenthum übergegangen. Einer

*) Die Brücke, als Uebergang aus dem Irdiſchen in die Ewig-keit, muß auch den Alten bekannt geweſen ſeyn, denn gerade der Cultus der Todtengöttin Demeter in Eleuſis, wo man in ihre Myſterien ſich einweihen ließ, um nach dem Tode unmittelbar ins Elyſium einzugehen, beſaß *Brückenprie-ſter* (Γεφυϱαῖοι), die Göttin ſelbſt hatte dort das Prä-

Tradition zufolge entſtand die Rhonebrücke über die Inſel Bartelaſſe, unfern von Avignon, auf höhere Eingebung. Ein Schäfer in der Umgegend, Namens Benazet (Benedict), erhielt vom Himmel den Befehl, die Bürger Avignons aufzufordern, zum Beſten der Pilger, die nach Rom und Jeruſalem — letzteres iſt als Abbild des himmliſchen Jeruſalems aus der Apokalypſe bekannt — wallfahren, eine Brücke über die Rhone zu bauen. Der Biſchof von Avignon forderte einen Beweis der göttlichen Sendung von dem Schäfer. Dieſer beſtand darin, daß er einen ungeheuern Felsblock auf die Schultern lade, und ihn als Grundſtein zur Brücke in den Fluß werfe. Das Wunder geſchah, und der Brückenbau wurde beſchloſſen (Mylius Reiſ. durch Südfrankreich II. S. 273). Aus dieſem Geſichtspunkte wollen auch die vielen Legenden erklärt ſeyn, in welchen der Teufel die Heiligen am Brückenbau zu hindern ſtrebt. Leicht ließe ſich die Quelle von der Verdienſtlichkeit des Brückenbaues bis nach Indien, dort wo die Wiege aller Religionen iſt, verfolgen, denn im Epos Ramayana liest man: als der Halbgott Rama — in welchen ſich Wiſchnu, das Prinzip des Heils in der brahmaniſchen Dreifaltigkeit (Trimurti) incarnirt hatte — von dem ſchwarzen Ravana, dem Anführer der aus dem Lichtreich (Maha Surga) geſtürzten rebelliſchen Geiſter, mit Krieg überzogen ward, hatte der Affengott Hanuman, mit ſeiner Affenſchaar dem Rama zu Hülfe kommend, weil das Meer hemmend entgegentrat, eine Brücke nach der Südſpitze der

---

dicat Γεφυραῖα (Brückenfrau). Und in Rom war der Prieſter ebenfalls ein Brückenmacher (ponti-fex), weil er das Amt der Seelſorge verwaltet.

heiligen Inſel Lanca (Ceylon) gebaut *). Bedeutſam iſt hier, daß eben ein Affe dieſen Dienſt verrichtet, denn in Aegypten iſt der affengeſtaltige Kynokephalos das prieſterliche Abzeichen, und wird als Führer der Seelen in die Unterwelt auf Mumiengemälden niemals vermißt. Er auch hält den Wagebalken, wenn die guten und böſen Handlungen des Verſtorbenen im Amenthes gewogen werden, und nimmt den Platz des guten Genius, dem wolfsgeſtaltigen Ankläger gegenüber, ein. Daß die Indier eine Seelenbrücke kennen, wurde ſchon S. 64 angedeutet. Von dort mochte dieſe Vorſtellung nach Perſien eingewandert ſeyn, denn **Tschine-vat** heißt: Pfad der Gins (Genien, Geiſter). Dieſe Brücke führt aber nicht bloß nach dem Ort der Seligkeit (**Behesht**), ſondern auch in den Ort der Verdammniß (**Duzak**), während der Islam nur eine Paradieſesbrücke (**Sirat**) beſitzt, hingegen der Scandinavier außer der Regenbogenbrücke (**Bifröst**) auch noch eine nach Helheim führende Brücke kennt.

III. Die Aſen.

Das herrſchende Geſchlecht der ſcandinaviſchen Götter führte den Namen Aſen (**aesir**), eine Benennung, die vielleicht nur zufällig an das gleichbedeutende etruſciſche **aesar** (*αισοι θεοι ὑπό τῶν Τυῤῥηνων*, **Hesych.**) mahnt, was ich nur deßhalb hier bemerke, weil dieſe Vergleichung ſo oft gemacht worden iſt, ohne daß man dabei auch auf die Etymologie Rückſicht nahm, denn das griechiſche Wort bedeutet: Vertheiler der Schick-

---

*) Dies geſchah, indem er 10 Felſen, deren jeder 64 Meilen im Umfang hatte, mit einer einzigen Handbewegung ins Meer warf.

ſalslooſe, *αἶσα* vgl. *Αἴσακος*, jenen trojaniſchen Heros, der von dem Traumdeuter Hermes abſtammt; die Aſen hingegen hießen urſprünglich **anses**: Balken, wofür der Grund S. 226 Anm. angegeben worden iſt. Jornandes betrachtet die Aſen nur als Halbgötter (**Semidei**), doch bloß, um ſie von ihrem Vater Odin, dem eigentlichen und einigen Gott, zu unterſcheiden, deſſen verſchiedenen Thätigkeitsäußerungen in zwölf Monaten des Jahres deren Perſonifizirung durch die Aſen veranlaßt haben mochte. Die erſte Kraftäußerung des Schöpfers im Frühling iſt ſein Sieg über die zerſtörungsluſtigen Naturkräfte, welche im Winter die ganze Natur in Banden hielten. Ich eröffne daher die Reihe der Aſen mit dem „Aſenfürſten" (**Àsabragr**), wie

Thor,

der Donnergott, in der Edda heißt. In Norwegen und Island ward er ſogar noch über Odin geſetzt, gewöhnlich aber mit ihm zugleich genannt (Grimm S. 147). In der Volksverſammlung zu Thrandheim ward der erſte Becher dem Odin, der zweite dem Thor gebracht; das Herbartlied ſetzt Odin über Thor. Wie weit aber des Letztern Verehrung noch außer dem Norden verbreitet war, ließe ſich daraus entnehmen, daß auch der keltiſche Donnergott: Taranus hieß (**taran**, Donnerſchlag, **taranu**, wettern, gäliſch: **torun**, Donner), bei den eſthniſchen Finnen hieß Taran, der über die Witterung und den Donner *) herrſcht (Mone heidn. Eur. I. S. 74), bei den Lappen: Torden **), bei den Tſchu-

*) Ihm wurden Hammer und Eiſenhandſchuhe beigelegt.

**) Ihm wurden hölzerne Hämmer in Bergſpalten oder Felshöhlen zum Opfer hingelegt.

vaſchen Tora, bei den Sachſen hieß er Thunar (Donner), bei den Angelſachſen Thunder und Thor. Ferner bezeugen die weite Verbreitung des Thorscultus die vielen nach ihm genannten Ortſchaften und Berge, nicht bloß in Scandinavien, wo Thorsberg in Gothland (Thorslund), Thorsklint in Oſtgothland u. a. uns begegnen, ſondern auch in den verſchiedenen deutſchen, ſelbſt ſlawiſchen Landſtrichen, als: Thorn, die bekannte Stadt in Preußiſch-Polen; ebenſo heißt ein Stift im Lüttichſchen, Thoran (jetzt Drewen genannt), Städtchen in Voigtland, Thorenburg (jetzt Dornberg *), Luſtſchloß im Anhaltiſchen, Dornburg an der Saale im Weimarſchen (hier ſoll Thor verehrt worden ſeyn), Thorgau, an der Elbe in Preußiſch-Sachſen, Thorsberg in der Grafſchaft Falkenſtein, Thorberg, Landvogtei im Canton Bern; Tarnow in Polen und Tornow in Schleſien dürften wohl auch hieher gezählt werden, in Anbetracht, daß die Wenden und Slawen ſo manchen nordiſchen Gott in ihren Götterkreis aufnahmen. Der Thunersberg bei Warburg, Donnerſchwee bei Oldenburg, Donnersreut in Franken, Donnersted in Braunſchweig, Donnerkaute in Heſſen, Donnersbühl in der Schweiz u. a. m. Das oldenburgiſche Donnerſchwee ſcheint wie das oben erwähnte Odenſe auf einen ehemaligen Tempel (ve) des Gottes hinzuweiſen.

Durch die Vermählung des Himmels mit den Dünſten der Erde entſteht der Donner, darum iſt Thor von Odin mit der Erde (Jörtha) gezeugt. Seine Pflege-

---

*) Wahrſcheinlich iſt Dorn, wie Zorn ebenfalls, aus Thorn entſtanden, der brennende Dorn läßt ſich mit dem Donnerkeil ſehr wohl vergleichen. Der Hebräer hatte für Dorn und Sommer (deſſen Manifeſtation der Donner iſt), nur Ein Wort.

ältern ſind aber der Sturmrieſe Vingnir (der Beſchwingte) und Hlora (die Funkelnde), ſeine Gemahlin die Erndtegöttin Sif, ſeine Söhne Modi (Muth) und Magni (Stärke). Der Flügelſchwinger und die Funkelnde eignen ſich allerdings zu Pflegeältern des in Sturm und Flamme daherfahrenden Gottes, dem dieſes geflügelte Weſen nicht von der ſchwerfälligen Mutter Erde angeboren ſeyn kann. Ueberall, wo Thor ſich zeigt, iſt er der mächtigſte Gott, in ihm vereint ſich der Mittelpunkt der Kraft. Er vertritt alle andern Götter gegen die böſen Rieſen, die er mit ſeiner allbeſiegenden Waffe, dem Hammer Mjölnir (Zermalmer) zermalmte. In Schleswig und Holſtein hört man noch jetzt den Fluch: „Daß dich der Hammer treffe!" (Finn Magnuſen, nord. Arch. S. 139), während ſonſt der Deutſche mit dem kürzern „Donnerwetter!" ſeinem Zorn Luft macht. Daß dieſer Hammer ein Symbol des Donnerkeils war, ſieht man aus Saxo, welcher erzählt, daß der däniſche Prinz Magnus Nilsſon, der zum König der Gothen gewählt wurde, auf einer Inſel in Schweden einen Jupiterstempel zerſtört habe, der ehedem für heilig galt, und daß er als Siegeszeichen große dort gefundene Hämmer heimgebracht habe, die Jupitershämmer ſeyen genannt worden (quos *Joviales* vocabant). Die Schweden hießen noch zu Saxo's Zeit den Magnus dieſer That wegen „Heiligthumsräuber" (coelestium spoliorum raptorem). Die Heiligkeit des Donnerſtags, welche in chriſtlicher Zeit nur noch durch die an dieſem Tage den Elfen und Zwergen zugeſchriebene erhöhte Wirkſamkeit (vergl. S. 169 Anm), ſowie darin angedeutet iſt, daß eben am Donnerſtag vor Weihnacht das geſpenſtiſche Poſterli in der Schweiz — jetzt freilich nur noch als Mummelſchanz und Scherz — ſeine Rolle ſpielt,

und am Faſtnachtsdonnerſtag das wilde Heer in den Hirſelberg ſich zurückzieht, gibt die ehemalige vorzugsweiſe Verehrung des Thor genügend zu erkennen.

Ueber die Heiligung des Donnerſtags (*Thors* day, wie ihn die Engländer nennen) finden ſich noch mehrfache Spuren. So hielt man es im Mecklenburgiſchen früher für unrecht, dieſe oder jene Arbeit, namentlich am Hopfen, vorzunehmen (Dav. Franck, Alt u. Neu Mecklenburg I. S. 59). Am Donnerſtag Abend darf man nicht ſpinnen, weil der Böſe ſonſt eine leere Spule in die Stube wirft, mit dem Zurufe: „Spinnt auch dieſe voll!" (Kuhn, M. S. p. 379). Der Donnerſtag iſt beſonders günſtig, um Heilquellen zu beſuchen, überhaupt Heilungen von Krankheiten vorzunehmen (Lex. Myth. 961), denn dem Thor ſchrieb man ehedem die Wiederverleihung der Geſundheit zu, weil ſein Hammer von den Todten erweckt (284 Anm). Daher opferte man dem Thor auch, nach Adam von Bremen, bei anſteckenden Krankheiten, und wenn man trank, pflegte man über dem Becher das Hammerzeichen zu machen. Die Donnerkeile, welche das Haus vor Gewitterſchäden ſchützen, verſchaffen den Kranken Erleichterung (Müller, Altd. Rel. S. 246). Und weil das Feuer Krankheiten hinwegnimmt (Saem. 27b), indem es die Luft reinigt, darum brannte dem Thor in ſeinen Tempeln ein ewiges Feuer (ſ. w. u.), Thor ſorgt für das Fortblühen der Geſchlechter, darum weihte ſein Hammer Ehebündniſſe, und ſein Tag, der Donnerſtag, gilt in Niederſachſen noch jetzt für beſonders günſtig zu Hochzeiten (Müller a. a. O.). Ueber Starkodhr verhing er in ſeinem Zorn, daß er der Letzte ſeines Geſchlechtes ſeyn ſollte (Forn. sög. III., 32). Die Schnepfe, deren Flug nahendes Gewitter verkünden ſoll,

heißt die Donnerſtagsziege (Grimm, S. 168), weil ſie dem Thor geheiligt war, und da ſie mit einer Ziege nicht die geringſte Aehnlichkeit hat, ſo muß wohl zugleich an Thors Böcke, an die Ziege als Sternbild, deren Aufgang die erſten Gewitter bringt, und die ſchon von der Sprache mit Blitz und Sturm in Verbindung gebracht wurde (ſiehe S. 287), gedacht worden ſeyn.

In dem heidniſchen Liede **Höstlanga**, Fragm. 1, **Nr. 1 (Thorlac. Ant. Bor. Spec. VI.)**, heißt Thors Hammer „der Klippenſöhne (Zauberer = Rieſen) Feuerfeind.“ Noch nennt man glatte, an beiden Enden zugeſpitzte Feuerſteine, die man häufig in der Erde, beſonders in Grabhügeln findet, „Donnerkeile“ (**Thor viggar**). Eben dieſe Heiligkeit des Hammerzeichens, wodurch die Unholde des Winters überwunden wurden, veranlaßte in der Folge, das Zeichen des Kreuzes mit Thors Hammer zu verwechſeln (Geijer, Urgeſch. Schwed. S. 127 Anm.). Inſofern Thors Hammer die Winterrieſen, d. i. die Dämone der Unfruchtbarkeit, beſiegte, konnte er nach der Einführung des Chriſtenthums leicht durch das Vervielfältigungszeichen (+) erſetzt werden; wobei ich an die Kreuzigung der Pſyche durch den Liebesgott (Böttigers Kunſtmyth. II. S. 462), an des Auſonius Idylle: **Cupido cruci affixus**, an das Venuszeichen ♀ (welches die Vereinigung des Männlichen + und Weiblichen ⊙ bedeutet), an den in ein + ſich endigenden Stab der ſyriſchen Venus (Aſtarte) auf Münzen von Sidon ꝛc. erinnere, das in Indien noch heute als Symbol der Befruchtung verwendet wird, wo es der Ehengott Pollear auf der Stirne trägt (**Paullini Syst. Brahm. p. 172**). Aber auch der europäiſche Norden kannte es, denn Geijer (Urgeſchichte

Schwedens S. 127 Anmerk.) beſtätigt dieß mit den Worten: „Das Kreuzeszeichen reicht in das älteſte Heidenthum hinauf.“ In den ſogenannten Kummelgräbern, dieſen älteſten Denkmälern Scandinaviens und des weſtlichen Europa — man findet ſie in Scandinavien, auf den däniſchen und britaniſchen Inſeln, auf Jütland, in Holland (wo man ſie Hömenbetten heißt), in Frankreich, im nördlichen Spanien und ſelbſt in Portugal — entdeckte man, außer Urnen, Streithämmern und Keulen von Hornſtein, auch kleine, gleichſam glatt geſchliffene runde Steine, theils in der Mitte durchbohrt, theils ganz und eiförmig mit vielen eingegrabenen Kreuzeszeichen (vergl. Gött. Anz. 1824, Nr. 70., 71.) Hier ſollte es wohl, wie der Phallus oder Lingam in indiſchen Gräbern (N. Müller, Gl. W. u. Kunſt d. Hindu S. 555), der ſich aber auch in Weſtindien in Gräbern vorfand (Lit. Gaz. 23. Avr. 1842), ein tröſtendes Sinnbild der Wiedergeburt aus dem Tode ſeyn? daher die Mythe: Dionyſus habe den Phallus vor die Thore des Hades gepflanzt, und das phalliſch dargeſtellte Bild des Hermes beim Anblick der Todtengöttin Perſephone (Cic. N. D. III., 22, 56. cf. Herod. II., 51). Nun iſt auch erklärlich, warum das abgeſtumpfte Kreuz (T), das in den Iſisproceſſionen der Aegypter eine wichtige Rolle ſpielte, und noch von den gnoſtiſirenden Ophiten (Schlangenbrüder) gebraucht wurde, auch auf Denkmälern der Tempelherren vorkommt, in neuerer Zeit zum Hammer der Freimaurer ward.

Daß das Hammerzeichen, welches die Heiden mit dem Kreuzeszeichen verglichen, heilig war, erhellt daraus, daß Thor Balders Scheiterhaufen mit ſeinem Hammer weihte (Edda Dämis. 49).

In Süddeutſchland hat ſich noch eine Sage erhalten, die *den Hammer als Einweihungszeichen von Kirchen* kennt, ein Beweis, wie weit nicht nur Thors Cultus ſich verbreitet hatte, ſondern auch, wie ſchwer ihn das eindringende Chriſtenthum zu überwinden vermochte. Die Sage iſt von Baader in Mone's Anz. f. Kunde deutſch. Vorz., Jahrgang 1839, mitgetheilt, und lautet wie folgt:

Die drei uralten Kapellen bei Scheflersheim, Oberwittighauſen und Grünfeldhauſen wurden von Rieſen erbaut, welche die ſchweren Steine dazu in ihren Schürzen herbeitrugen. *Als das erſte Kirchlein fertig war, warf der Baumeiſter ſeinen Hammer hoch durch die Luft, mit dem Vorhaben, da wo er niederfalle, wieder eine Kapelle zu bauen.* In einer Entfernung von zwei Stunden fiel der Hammer zu Boden, und daſelbſt wurde das zweite Kirchlein errichtet. Nach deſſen Vollendung warf der Rieſe den Hammer ebenſo, wie das vorige Mal, durch die Luft, und *erbaute* ſodann *auf dem* wieder zwei Stunden entfernten *Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle.*

Daß Thor, der Bekämpfer der Rieſen, hier ſelber zum Rieſen wurde, iſt Einfluß des Chriſtenthums, das ſeine Vorſtellung von Rieſen als Baukünſtlern aus dem Heidenthum entlehnt hatte (ſ. S. 11), aber hier nicht Thor ſelber eine Kirche bauen laſſen konnte, weil ſonſt Thor dadurch ſeine Verehrung gegen Chriſtus, der ſeinen Donnerkeil nun ſich zugeeignet (Grimm, S. 167), kund gegeben hätte.

Grimm (in Haupts Zeitſchr. f. d. Alt. V. S. 72) findet ſich durch eine Notiz in Thoms Anecdotes and traditions derived from ms. sources Lond. 1839 p. 84: „The holy mawle, which they fancy

hung behind the churchdoor, which when the father was seaventie, the sonne might fetch to knock his feather in the head, as effete and of no more use“ zu der Bemerkung veranlaßt: „Waren Hämmer (mawle, maillet, malleus) oder Schlägel am Eingang heidniſcher Tempel wirklich aufgehangen oder bildlich ausgehauen, ſo mögen die Bilder, wie bei anderm Anlaß, auch noch auswärts an der Mauer chriſtlicher Kirchen eine Stelle gefunden haben, oder in's Stadtthor gemauert worden ſeyn. Urſprünglich konnten ſie Darſtellungen des heiligen Hammers des Donar geweſen ſeyn, die man hernach auf jenen Volksglauben (daß grauſame Söhne ſich des, ob zwar nicht ausgeübten Rechts bedienen konnten, ihre ſiechen Eltern durch den Hammer einen ſchnellern Tod ſterben zu laſſen) deutete. In mehrern ſchleſiſchen und ſächſiſchen Städten hängt am Stadtthor eine Keule mit der Inſchrift:

Wer den Kindern gibt das Brod
Und ſelber dabei leidet Noth,
Den ſchlagt mit dieſer Keule todt.

Zu Osnabrück ſtand (nach Strodtmann p. 119) der Reim vor einem Hauſe (es wird nicht geſagt, ob mit aufgehangener, ausgehauener oder bloß gemalter Keule):

De ſinen kindern gift dat braut,
un lüt ſülveſt naut,
den ſall me ſlaun mit der kuſen daut.

Alſo auch hier Beziehung der Keule auf den Todſchlag des Greiſes, nur ſo gewendet, daß er ihm gleichſam als Strafe für die Thorheit, ſich allzufrüh ſeiner Habe zum Beſten der Kinder entäußert zu haben, ge=

bühren ſoll. Es ſind alſo drei Stufen des Mythus und dießmal zugleich des Symbols: 1) der Hammer des Gottes, 2) der Bezug auf den alten Vater, 3) die mitleidige Deutung dieſes Bezugs; die engliſche Auslegung muß nothwendig der deutſchen als frühere vorangehen."

Dieſe Betrachtungen regen von ſelber zu der weitern Frage auf: Beſtand vielleicht die Einweihung der Todten mit dem heiligen Hammerzeichen in dieſer barbariſchen Handlung des Vatermordes? oder ſchlug man dem bereits Verſchiedenen den Schädel ein, um dem Scheintod vorzubeugen? Der erſtere Fall wäre inſofern der wahrſcheinlichere, weil man es für ſchimpflich hielt, eines natürlichen Todes zu ſterben. Wie man in Dänemark ſich mit dem Speer für Odin ritzte, von einem Felſen ſich herabſtürzte ꝛc. (vergl. S. 147), ſo wird man in Norwegen und Island, wo Thors Cultus überwiegend war, ſich mit dem Hammer dieſes Gottes ihm geweiht haben*). Die vom Blitz Erſchlagenen galten ſchon bei den Hellenen für beſondere Lieblinge des Zeus, die der Gott ſich ſelber zum Opfer ausgewählt. Herrſchte dieſer Glaube auch bei den Scandinaviern, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß der Sieche mit dem Symbol des Donnerkeils künſtlich nachhalf, und wer dieſen letzten Dienſt dem Sterbenden erwies, wird alſo mit ganz andern Augen angeſehen worden ſeyn, als es nach den Anſichten eines erleuchtetern Zeitalters der Fall wäre.

Inſofern Winter und Unfruchtbarkeit gleichbedeutende Begriffe ſind, Thors Donnerkeil aber die Eisrieſen er-

*) Die wiederbelebende Eigenſchaft dieſes Hammers, die ſich an Thors geſchlachteten Böcken erprobte, läßt ſo etwas vermuthen; wer an der Krankheit ſtarb, galt nicht als Opfer des Gottes, war der Hela und ewiger Nacht verfallen.

legte, erklärt ſich daraus, warum mit Thors Hammerzeichen die Ehen eingeweiht wurden, wie ein Dichter ſingt:

„— Es dröhnt mit ernſtem Donnerſchlage
Thor das Jawort in den heiligen Bund.“

Die Geſundheit, die man beim Opfermahl dem Thor brachte, bezeichnete man durch das Hammerzeichen über dem Trinkhorn (**Heimskr. Hakan Adelstans Fostressaga c. 18**). Das Zerhämmern der Rieſen mit dem Donnerkeil oder Thors Hammer bildete, nachdem das Chriſtenthum die naturfeindlichen Eigenſchaften der Rieſen auf den Tod und den Teufel übertragen hatte, folgende Sage:

Der fromme Schmied von Jüterbok hatte eines Abends einen heiligen Mann beherbergt, der ihm vor der Abreiſe geſtattete, drei Bitten zu thun. Er bat erſtlich, daß ſein Lieblingsſtuhl hinter dem Ofen die Kraft bekäme, jeden ungebetenen Gaſt auf ſich feſtzuhalten, bis ihn der Schmied ſelbſt loslaſſe. Zweitens, daß ſein Apfelbaum im Garten die Daraufſteigenden nicht herablaſſe. Drittens, daß aus ſeinem Kohlenſack keiner herauskäme, den er nicht ſelbſt befreite. Nach einiger Zeit kam der Tod, gerieth auf den Seſſel, und mußte dem Schmied noch zehn Jahre ſchenken, daß er herunterkam. Als dieſe Friſt verlaufen, kam der Tod wieder, und ſtieg auf den Apfelbaum. Sogleich rief der Schmied ſeine Geſellen herbei, die mit Stangen den Tod jämmerlich zerſchlugen; diesmal ward er nur unter der Bedingung los, daß er den Schmied ewig leben laſſen wolle. Glieder- und lendenlahm zog der Tod ab, begegnete unterwegs dem Teufel und klagte ihm ſein Herzleid. Dieſer lachte ihn aus und meinte, mit dem Schmied fertig zu werden. Der Schmied verweigerte aber dem Teufel ein Nachtlager; wenigſtens werde die Hausthür nicht mehr geöffnet, er müſſe denn zum Schlüſſelloch einfahren. Das iſt dem Teufel ein Leichtes, allein der Schmied hatte den Kohlenſack vorgehalten, band

ihn alsbald zu, wie der Teufel darin war, und ließ nun auf den Ambos wacker zuſchmieden. Und als ſie ſich müde gehämmert, wurde der Teufel zwar wieder befreit, mußte aber zu demſelben Loche hinaus ſeinen Weg nehmen, wodurch er hereingeſchlüpft war. (Grimm Kinderm. III. S. 145.)

Der Schmied von Jüterbok war unſtreitig Thor ſelbſt, denn Jüterbok bedeutet den Gott (Bog) der Frühe (jutra) bei den Wenden. Thors Wirkſamkeit beginnt aber mit dem Jahresmorgen. Daß die Wenden dem Thor in ihrem Pantheon einen Platz eingeräumt haben werden, laſſen ſchon die nach ihm genannten Ortſchaften wendiſcher Bevölkerung vermuthen (ſ. S. 277). Aber eine Lithauiſche Volksſage, welche die Anbetung des Hammers erklären ſoll, legt hier ebenfalls Zeugniß dafür ab:

Einſt hatte man viele Monate hindurch die Sonne nicht geſehen, indem ein mächtiger König ſie in einem feſten Thurm in Verließ gehalten. Endlich brachten die Zeichen des Thierkreiſes ihr Hülfe, ſie ſprengten mit einem eiſernen Hammer die Pforte des Thurmes auf, und gaben die nun befreite Sonne den Menſchen zurück. Aus dieſem Grunde, berichten die Lithauer, wird der Hammer, welcher das Licht wiedergegeben, angebetet. (Tettau und Temme, Litth. Volksſ. S. 28.)

Jedermann erkennt in dem König den Winterrieſen, in dem Verließ die Eisdecke, in den Zeichen des Thierkreiſes die Aſen, in den Hammer den des Thor, des Aſenfürſten. Er iſt der Befreier der Sonne, denn er führt den Frühling herbei.

Ein dritter Beweis der Miſchung von ſcandinaviſchen und ſlawiſchen Gottheiten unter den Wenden wäre vielleicht in Folgendem enthalten:

Die alten Preußen erzählten, daß die Sonne an den Mond verheirathet geweſen ſey. Aus dieſer Ehe waren

die Sterne entſproſſen. Als aber der Mond ſeiner Gattin ſpäter ungetreu ward, und dem Morgenſtern ſeine Verlobte entführte, ward er zur Strafe von dem Donnergott Perkun mit einem ſcharfen Schwerte zerhauen. Die zwei Hälften, in die er geſpalten ward, ſind noch in dem erſten und dritten Mondviertel zu ſehen. (Ebdſ. S. 28.)

Hier iſt Perkun anſtatt Thor genannt, aber der Wechſel des Geſchlechts — denn nur die germaniſchen Völker kennen die Sonne und den Mond, den Slawen iſt der Letztere weiblich, die Sonne männlich — beweiſt eben, daß den heidniſchen Preußen durch ihre, als Anwohner der Oſtſee unvermeidliche Berührung mit den Dänen und Finnen auch ſcandinaviſche Religionsbegriffe nicht fremd geblieben ſeyn können.

Thor beſitzt auch einen Gürtel (den Thierkreis), der ihm, wenn er ihn um ſich ſpannt, doppelte Stärke verleiht*) und ein Paar bezauberte Eiſenhandſchuh, um des gewaltigen Hammers Schaft zu faſſen. Den Gürtel bezieht Wilhelm Müller auf die Gewitterwolken. Hamar bedeutet urſprünglich einen harten Stein, daher trug auch Jupiter einen Kieſel, das Symbol des Blitzes.

Horn (κεϱας) und Strahl (κεϱαυνος) ſind in der Idee Eins. Schon darum konnten Thors Geſpann zwei Böcke bilden; aber noch aus einem andern Grunde, nicht etwa, daß ſie, wie Uhland meint, die Sprungfahrt über die Berggipfel verſinnlichen ſollen, ſondern, weil die Frühlingsſtürme ſich erheben, wenn das Geſtirn: die Ziege, heliakiſch aufgeht, daher αἶξ Sturm und Ziege zugleich bedeutet. (Hesych. v. αἰγις). Daß des Donnerers Zeus Ziegenſchild auch Stürme bedeute, erhellt aus der Iliade (4, 167. 17, 593 sq.). Der Chaldäer hatte für

*) Thor iſt Beſitzer des Thierkreiſes, denn in ſeinem Zeichen, dem „Stier," entwickelt die Sonne ihre größte Kraft.

Bock (barcha) und Bliß (barka) nur Ein Wort, vielleicht, weil beim Aufgang der „Ziege" in den Frühlingsſtürmen das erſte Gewitter ſich entladet *), und den Winter verſcheucht. Darum verdankte Zeus lediglich dem Ziegenſchild ſeinen Sieg über die Giganten, und Thor fährt in ſeinem Bocksgeſpann nach Jotunland, um dann deſto ſicherer mit ſeinem Hammer die Rieſen zu bändigen. Als die chriſtlichen Miſſionäre Thor für den Teufel erklärten, bekam dieſer den Bocksfuß und das Bockshorn und den Spottnamen „Meiſter Hämmerlein." (Grimm, S. 166).

Als das Plöner Schloß gebaut ward, ſtand der Teufel oft bei Sonnenaufgang auf dem Sageberger Kalkberg, und ſah mit Verdruß das ſchöne Gebäude ſich erheben. Als ihm aber die Fenſter des Schloſſes entgegen funkelten, ergrimmte er ſo, daß er ſeinen großen Hammer ergriff und hinüber ſchleuderte. Er hätte gewiß das Schloß zertrümmert, wenn nicht unterwegs glücklicher Weiſe der Hammer vom Stiel geflogen wäre. Nun flog er wieder auf eine Koppel der Dorfſchaft Pehmen am Plöner See, Gemeinde Boſau, und drang ſo tief in die Erde, daß er eine Kuhle bildete, die meiſt mit Waſſer angefüllt iſt, und noch heute die Hammerkuhl heißt. Ein alter Eichſtamm ſtand früher daneben, und das war der Stiel des Hammers geweſen. Man ſagt auch, daß dies zu Herzog Hans Adolphs Zeiten geſchehen, und der Teufel ſo böſe geworden ſey, weil der Herzog ſeinen mit ihm geſchloſſenen Contract nicht hatte erfüllen wollen. Das Loch läßt ſich auch jetzt noch nicht ausfüllen, ſo tief iſt es. (Müllenhof Schleswig ꝛc. Nr. 360.)

Auf dieſen Meiſter Hämmerlein bezieht ſich der Fluch

*) Die „Ziege" befindet ſich in der Nähe des „Stiers" auf deſſen Rücken das Regengeſtirn die „Hyaden" erblickt werden, welche der Spanier die „ſieben Zicklein" nennt (Grimm S. 419.)

„Donner und Teufel“ und die Redensart: „dat is en Hamer,“ d. h. ein Teufelskerl (Brem. Wb. II., 575), „verhammert“ für: verdonnert, „der Hammer kenne ſie alle!“ (Schütze II., 96) für: der Teufel kenne ſie alle! In Dänemark verſteht das Volk unter **gammel Thor** den Teufel.

Daß aber die Verehrung Thors noch nicht ganz entſchwunden ſey, bezeugen folgende Thatſachen. Hartknoch (Alt- und Neupreußen S. 170 ff.) verſichert, daß n o ch j e t z t, obſchon im Geheimen, die Bauern in Preußen die Ceremonie des „Bockheiligens“ begehen. Sie kommen aus mehrern Dörfern in einer Scheune zuſammen und wählen aus ihrer Mitte einen Greis zum Prieſter, machen dann in der Mitte der Scheune ein Feuer an, die Männer bringen einen Bock herbei, die Weiber aber Weizenmehl, welches geknetet wird. Dann ſetzt ſich der Prieſter auf einen erhöhten Sitz, von welchem er an die Verſammelten eine Rede hält. Dann führt er den Bock in die Mitte der Verſammlung, legt ſeine Hände auf ihn und ruft die alten Götter nach der Reihe an, daß ſie gnädig herabſchauen wollen. Darauf fallen alle Anweſenden vor dem Prieſter auf die Kniee, beichten mit lauter Stimme ihre Sünden und ſtimmen dann einen Lobgeſang der Götter an. Alle faſſen nun den Bock an, heben ihn in die Höhe und halten ihn ſo lange, bis der Lobgeſang zu Ende iſt. Dann ſetzen ſie den Bock auf die Erde, und der Prieſter ermahnt nun das Volk, das Opfer in Demuth zu verrichten, ſowie es von ihren Vorfahren auf ſie gekommen, es auch auf ihre Nachkommen zu bringen. Alsdann ſchlachtet er den Bock, fängt das Blut in einer Schüſſel auf, und beſprengt die Herumſtehenden damit. Darauf wird der Bock in Stücke gehauen und auf Brettern

über das Feuer gelegt, um zu braten. Die Weiber machen nun aus dem mitgebrachten Mehl Kuchen, dieſe werden aber nicht in einem Backofen gebacken, ſondern ſie geben ſie den Männern, welche ſich zu beiden Seiten des Feuers ſtellen, und die Kuchen einander durch's Feuer ſo lange zuwerfen, bis ſie gar ſind. Hierauf wird das Opfermahl gehalten, das die folgende Nacht hindurch dauert. Was von dem Mahle übrig bleibt, wird ſorgfältig vergraben.

Daß ſämmtliche Anweſende den Bock anfaſſen müſſen und der Kuchen durch die Hände aller Männer geht, beweist, daß hier ein ſtellvertretendes Sühnopfer — der Bock aus dem Thierreiche, der Kuchen aus dem Pflanzenreich, der Bock vertritt den Thor, der Kuchen ſeine Gemahlin, die Erndtegöttin Sif — dem heidniſchen Gott dargebracht wird. Wie alle Sühnopfer, wird auch dieſes im Frühjahr, wo Thor ſeinen Hammer wieder ſchwingt, ſtattfinden. Nur dem Thór opferte man Böcke.

Jenes Bocksopfer ſteht aber nicht vereinzelt da. In den Mannsfeldiſchen Dörfern Ködewiz, Finnſtedt, Gorsleben, Zörniz und Krimpe feiert man am Himmelfahrtstag — alſo am Donnerstag! — ein Feſt, bei welchem man eine Tonne Bier trinkt — von Bierlibationen zu Ehren Thors berichtet Geijer (Urg. Schwed. S. 242 Anm.) — und darauf in einer für das Feſt erbauten Scheune, die neben der Kirche (!) ſteht, tanzt*). In der Mitte des vorigen Jahrhunderts verſammelte man ſich vor dem Tanze am Gemeindebrunnen, und trank da ſieben Eimer Bier. Hierauf machte Jemand auf die Wichtig-

*) Die Tänze ſind weſentlich an den Götterfeſten, die vielen Volksſagen die Entſtehung gaben.

keit des Feſtes aufmerkſam, denn würde es nicht mehr gefeiert, ſo würde die Obrigkeit den Zehnten und noch dazu ein ſchwarzes Rind mit weißen Füßen und weißer Bläſſe, einen Ziegenbock mit vergoldeten Hörnern und ein vierſpänniges Fuder Semmeln einfordern. (Neue Mittheilungen des thüring. ſächſ. Vereins V, 2, 130 ff.) Das Geld, mit welchem das Feſt ausgerichtet wird, ſchießen die einzelnen Dorfgemeinden zuſammen; ſie erwählen zwei Bierherren, die Alles anordnen und nichts zu zahlen brauchen. Das Bier aber muß bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden, und jeder Fremde, der vorübergeht, muß mittrinken. In Finnſtedt, Gorsleben, Zörniz und Krimpe trinkt man das Bier im Dorfe, in Ködewiz auf einem Hügel vor demſelben, welcher davon der Bierhügel heißt, und auf den am Himmelfahrtsmorgen aus jedem Hauſe ein Bewohner kommen muß. Wenn eine Gemeinde das Feſt nicht mehr feiern wollte, ſo wäre ſie, wie man jetzt ſagt, verpflichtet, einen Bock mit ganz goldenen Hörnern, zwei Fuhren Semmeln und eine Tonne Mückenfett der Obrigkeit zu liefern. Beſonders wichtig iſt, daß in dieſen fünf Mannsfeldiſchen Dörfern keine andern Frühlingsgebräuche vorkommen. In dem Bock erkennt auch Grimm (S. 48) ein Thorsopfer, darauf weiſen ſchon die vergoldeten Hörner hin. Durch das Rind ſcheint die Viehzucht, durch die Semmeln der Ackerbau vertreten zu ſeyn, wie man auch überhaupt nicht außer Acht laſſen darf, daß Thor, als Lenker des Wetters, auch Befruchter der Erde iſt, was ſchon Adam von Bremen bezeugte: **Thor praesidet in aëre, qui tonitrua et fulmina, ventos imbresque, serena *et fruges* gubernat.**

Daß dieſe Himmelfahrtsgebräuche lediglich dem Thor

galten, geht ſchon aus dem im Leben des h. Eligius (II, c. 16) ausgeſprochenen Verbot hervor, einen Donnerſtag im Mai heilig zu halten; und noch an andern Orten, als den hier genannten, ſcheinen Beziehungen zwiſchen Thor und dem Himmelfahrtstag obzuwalten. So ſollen die aus kleinen Immortellen gewundenen ſogenannten Himmelfahrtsblümchen das Haus vor Gewitterſchäden ſchützen, weshalb man ſie bis zum nächſten Himmelfahrtstage hängen läßt (Literatur-Blatt 1844, Nr. 1.). Ein ähnlicher Gebrauch wird in Gräters „Bragur" VI, 1, 126 erzählt: nämlich am Himmelfahrtstage Kränze aus weißen und rothen Blumen in der Stube oder im Stall über dem Vieh aufzuhängen, und ſie erſt im nächſten Jahr durch friſche zu erſetzen. Ferner glaubt man, in das Haus, in welchem am Himmelfahrtstag genäht werde, ſchlage das Gewitter ein, und es trachte überhaupt nach allen Dingen, an welchen an dieſem Tage gearbeitet werde (Müller S. 248). Vielleicht hat man hier die Quelle zu ſuchen, welche den Himmelfahrer Elias gegen Gewitterſchäden als Patron empfahl? (vergl. Kloſter VII. S. 477), Chriſtus war bei dem älteſten Troubadour (Diez p. 15): „Herr des Donners." So fehlte nur noch der Patriarch Henoch, als das **tertium comparationis**.

Während Odin auch als Reiter gedacht wurde, fährt Thor in ſeinem mit Böcken beſpannten Wagen daher, denn es lag nahe, den ſchallenden Donner mit dem Geräuſch zu vergleichen, welches ein raſſelnder Wagen verurſacht. Daher heißt noch jetzt im Schwediſchen **aska** der Donner und der Blitz, welches Wort aus **as** und **aka**, fahren, gezogen werden, entſtanden ſeyn dürfte. Thor heißt auch „Herr des Wagens" (**Reid-**

hartyr). Auf Gotland ſagt man noch jetzt „Thors Fahren“ (Thors akan) von Donner, das Fahren eines Wagens über ein Gewölbe kommt dem Krachen des Donners am nächſten. Auch dem heutigen Krainer iſt des Donners Rollen Gottes Fahren.

Das Wirken Thors, als wohlthätiger Gott, hat ſchon Thiodolf im 9ten Jahrhundert im Mythus vom Rieſen Hrungnir beſungen, welchen Thor an der Ländergränze auf Griottunayardr einſt zum Zweikampf beſchieden hatte, und deſſen Schädel Thors Hammer ſprengte. Die Ländergränze bezieht ſich wohl auf den Lenz, welcher das Reich des Winters, in welchem der Rieſe mächtig iſt, von dem des Sommers abſcheidet. Die Rieſen hatten den Fall Hrungnirs vorausgeahnt, und darum einen langen und breiten Lehmrieſen aufgerichtet. Er iſt der zähe wäſſerige Lehmboden am durſtigen Fuße des Steingebirgs. Er war ſo furchtſam, daß er ſchon das Waſſer ließ, als er nur Thor ſah*). Mit ihm wird menſchliche Anſtrengung fertig, während den Hrungnir, deſſen Herz von hartem Stein, wie ſein Haupt, nur Thor beſiegen kann. Hrungnir war alſo der Urrieſe, aus deſſen Gebeinen einſt die Felſen geſchaffen wurden. In ihm bezwang Thor, die felſenſpaltende Gewalt des Wetterſtrahls, die dem Anbau der Erde widerſtrebende Steinwelt; denn der Volksglaube ſchrieb den Bergſturz, die Felslawinen Thors Hammer zu (Saxo VII., 187.) Mit Einem Streiche auf Hrungnirs ſteinernes Haupt hatte Thor bewirkt, daß es in kleine Stücke ſprang, davon hieß er bei den Skalden: Schädelſprenger und Rieſenzermalmer. Aber Hrungnir war nicht ungerächt gefallen. Er hatte ſeine Steinwaffe, einen Schleifſtein, dem Gott entgegen geworfen, und den Hammer im Fluge getroffen, wo-

*) Sinnbildlich für: Thauwetter.

durch zwar der Schleifſtein entzwei brach — der eine Theil fiel zur Erde, und daraus ſind alle Wetzſteinfelſen geworden — der andere aber fuhr in Thors Haupt, und um dieſen herauszubekommen, wandte ſich der Gott nach Thrudvang, um die Frau Oervandils, die Weiſſagerin Groa, zu befragen. Sie ſingt ihren Zauber über ihn, bis der Schleifſtein los wird. Die zu hoffende Heilung wollte Thor durch die frohe Botſchaft lohnen, daß er, von Norden her über Elivagar watend, im Korb auf ſeinem Rücken Oervandil aus Jötunheim (dem Rieſenland) getragen habe. Zum Wahrzeichen ſagte er ihr, daß eine Zehe deſſelben aus dem Korbe vorgeſtanden und erfroren ſey, weshalb er ſie abgebrochen, an den Himmel geworfen, und daraus den Stern „Oervandils Zehe" gemacht habe. Oervandil müſſe auch bald heimkommen. Hierüber erfreut, vergißt ſie ihrer Zauberlieder, und der Schleifſtein wird nicht loſer, ſondern ſteckt noch in Thors Haupte. Uhland erkennt nun im Schleifſtein das Geſtein, darauf auch in urbarem Felde Pflug und Karſte noch immer ſtoßen. Groa*) iſt das Saatengrün, das vergeblich bemüht iſt, die Steine des Feldes zu bedecken. Eine Weiſſagerin war ſie, weil die klugen Frauen auch durch magiſche Mittel heilten. Ueberdieß iſt ſie Vorbotin der künftigen Erndte. Oervandil heißt wörtlich: der mit dem Pfeil (vergl. S. 135) Anſtrebende, iſt der Fruchtkeim, der, wenn die Saat grünt, bald auch hervorſtechen und aufſchießen wird*). Ihn hat Thor von Norden her aus der Rie-

*) Dieſer Name iſt doppelſinnig, er bedeutet: Keimen und Grünen, aber auch Zuwachſen und Vernarben.

*) Von hier fiele alſo neues Licht auf die Eigils-, Toki-, Hemmings-, Hennings-Tellſage. Der Apfel zeigt die herbſtliche Jahrszeit an — Hemming zielt nach einer Haſelnuß, was gleichfalls auf den Herbſt hindeutet — in welcher Kö-

ſenwelt Jötunheim über Elivagar (die Eisſtröme) im Korbe getragen; er hat das keimende Pflanzenleben den eiſigen Winter über bewahrt; aber Oervandil hat eine Zehe hervorgeſtreckt und erfroren. Der Keim hat ſich allzufrühe herausgewagt und muß es büßen. Daß die erfrorne Zehe an den Sternhimmel verſetzt wird, dazu — meint Uhland — hat irgend ein Sternbild von entſprechender Form den Anlaß gegeben.

Dieſen Oervandil hat Saxo, der ein ungemeines Talent beſaß, auch die erkennbarſten Naturmythen hiſtoriſch zu verarbeiten, nach ſeiner Weiſe umgeſtutzt und Shakeſpeare dadurch den Stoff zu ſeinem Hamlet hergegeben. Dieſer Umſtand dürfte als Entſchuldigungsgrund gelten, wenn ich mir hier eine Abſchweifung von dem vorgeſteckten Ziel erlaube, um Dahlmann (Forſch. S. 226) in ſeinen Nachweiſungen der Saxoniſchen Geſchichtsmacherei zu folgen. Amleths Leiden und Liſten füllen eilf Folioſeiten Saxo's (III. 48—59), und doch war er nicht einmal König von Dänemark! Es taucht hier ein jütländiſches Königshaus auf, von dem ſchwer zu begreifen iſt, woher es komme. Als nämlich König Helge (i. e. der Heilige) den Sachſen Jütland entriß, ſetzte er dort drei Jarle (Statthalter) ein: Heſka, Eyr und Ler (p. 28); ſpäter iſt aber nur von Einem, der über Jütland geſetzt iſt, Görwendil (Oervandil = Eyr? sc. Oer, Oehre, Aehre?) die Rede, und darauf von zweien praefectis Jutorum (pag. 48). Horwendil und Feng, Görwendils Söhnen, als ſolche vom König eingeſetzt. Aus dieſem Geſchlecht iſt Amleth. Bis dahin darf das Abhängigkeitsverhältniß des Hauſes gegen

nig Nidung, der neidiſche Winter, den Eigill, den Repräſentanten des Sommers zwingt, ſeine eigene Frucht: Oerendill — deſſen Name Oehre, Pfeil (vgl. S. 135) Anm. bedeutet, aber die Aehre iſt — zu vernichten.

Dänemark als beſtehend angeſehen werden, nur daß es auffällt, Horwendils Verwaltung eine tyranniſche genannt zu ſehen, ſo auch, daß Koller (Collerus), Norwegens König, ihn, neidiſch auf ſeinen Ruhm als Seeheld, mit Krieg überzieht, als ob er eine Macht für ſich wäre. Er ſucht Jenen auf, um ſich mit ihm zu meſſen. An einer Inſel mitten im Meere legen die Flotten Beider von verſchiedenen Seiten an. Die Annehmlichkeit der Ufer lockt die Führer, das Innere der frühlingsgrünen Gehölze (interiora nemorum verna) zu durchſtreifen und ſie begegnen einander ohne Begleitung. Ein Zweikampf wird beſchloſſen, doch verabreden ſie, daß der Sieger den Beſiegten ehrenvoll beſtatten, und wer den Andern verwunde, ihn mit zehn Pfund Goldes büßen ſolle. Die Anmuth des frühlingsmäßigen Ortes (vernantis loci jucunditas) vermag nicht, ſie vom Kampfe abzuhalten. Der kühne Jüngling kümmert ſich in ſeiner Hitze nichts um den Schild und faßt das Schwert mit beiden Händen. Koller fällt von Horwendils Schwert. Dem Vertrag gemäß, wird er in einem prächtigen Grabhügel beigeſetzt. Dann verfolgt Horwendil Kollers Schweſter Sela, gleichfalls eine Seeheldin, und erlegt auch ſie. Nachmals erhält er die Tochter ſeines Oberherrn, des Dänenkönigs Rörik, Gerutha (Shakeſpears Gertrude), zur Gemahlin und hat von ihr einen Sohn Amleth. Sein Bruder Fengo ſtellt ihm nach, ermordet ihn und heirathet die Wittwe (incestum parricidio adjecit). Allein als Amleth, zum Ziele ſeiner Liſten gelangt, den meuchelmörderiſchen Oheim erſchlagen hat, gewinnt Alles ein verſchiedenes Anſehen. Der Ermordung des Fengo wird als eines Königsmordes (regia nex p. 54) gedacht; Amleth, ſeine That rechtfertigend, nicht bei Dänemarks

König, wie man meinen möchte, ſondern vor dem jütiſchen Volke, nennt ſeinen Vater einen mit der größten Milde regierenden König (**mitissimum** ***regem***), und erbittet ſich von den Jüten die Anerkennung als Nachfolger (***regnum,*** **si merui,** ***date*** **habetis paternae potestatis** ***haeredem***). In Folge der langen wohlgeſetzten Rede, wird er als König ausgerufen. (***rex*** **alacri cunctorum acclamatione censetur p. 56**). Keine Sylbe davon, daß das Land unter Dänemark ſtehe, und was Rörik dazu ſagen werde. Auch weiterhin wird Amleth als ſelbſtſtändiger König aufgeführt, bis plötzlich des indeß verſtorbenen Röriks Nachfolger, Wiglef, auf den Gedanken kommt, daß doch Amleth den König von Dänemark beleidigt habe, indem er ſich zum Könige von Jütland machte (**fraudato rege, cui dignitatum jura dandi tollendique jus esset,** ***Jutiae*** **regnum occupasse**), und er vertreibt zuerſt Amleths Mutter — die als Röriks Tochter doch Wiglefs Schweſter iſt — überwindet und tödtet dann ihn ſelber.

Augenſcheinlich findet es Dahlmann, wie hier eine alte Sage ein neues Kleid bekam, das nur zu eng zugeſchnitten iſt. Der alte Kern deutet auf die Zeit, da das Land der Dänen noch aus einer Mehrzahl von Herrſchaften beſtand; die neuere Einkleidung kann nur aus einer Zeit ſtammen, wo die Einheit des Reiches ſchon Alles erfüllt und die Sagen durchdrungen hatte. Eben hieher führt der mehrmalige Geſchäftsgebrauch der Schreibekunſt in dieſer Amleths-Sage, in deſſen Beſchaffenheit ſich übrigens eine ähnliche Miſchung verſchiedener Zeiten zeigt. Das verrätheriſche Schreiben an den König von Brittanien, welches bei Shakeſpeare für Roſenkranz und Güldenſtern ſo übel ausſchlägt, beſteht

hier aus einem Stücke Holz mit eingeſchnittenen Buch-ſtaben, die Amleths Tod enthalten. Amleth bemächtigt ſich des Holzes, während ſeine beiden Gefährten ſchla-fen; ſchabt die Schrift ab, ſetzt eine veränderte an die Stelle, und wendet ſo den Beiden den Tod zu, ſich aber des brittiſchen Königs Tochter (p. 52). Hier iſt alſo die Farbe des höhern Alterthums beibehalten. Ein zweiter Brief aber, den Amleth von Brittanien nach Schottland überbringen ſoll, wird eine **charta** genannt, ein **scriptum**, iſt verſiegelt (p. 57) und die liſtige Königin des Landes braucht, um den Brief zu verfäl-ſchen, nicht abzuſchaben, ſie löſcht nur aus (**oblite-ravit**).

So ſprechen alſo aus dieſer Sage zwiefache Zeiten. Zu Saro's Zeit mußte die Einheit des Reiches ſchon längſt beſtanden haben, ſonſt konnte den Geſchichtſchrei-ber noch jeder Landsmann Lügen ſtrafen, und ihm von Königen von Jütland und der Inſeln erzählen. Die gegenwärtige Einheit hatte zu Saro's Zeit bereits das Andenken der frühern Vereinzelung bezwungen; denn die Gegenwart ſiegt immer, ſo lange noch nicht der Geiſt durch die ungeheure Gewalt gehäufter Schriften zerſtückelt worden iſt. So haben ſpätere Dänen ſeit der eingeführten Erbgerechtigkeit und Unumſchränktheit ihrer Könige, ſogar zum Trotz aller ſchriftlichen Zeug-niſſe, beweiſen wollen, daß eben dieſes der uralte Zu-ſtand Dänemarks war. Folgerecht entäußerten ſich daher die nach Saro ſchreibenden Chroniſten dieſes ſeltſam zwiſchen zwei Zuſtänden ſchwankenden Amleths, und machten den unverſtändlichen König von Jütland, Am-leth, ohne Weiteres zu einem König von Dänemark, dem auch ſein Vater und ſein Oheim ſchon als Kö-nige vorangegangen ſind. Wenn dafür auch Wiglef

vom Platz weichen mußte, ſo war an dieſem, der nichts gethan hatte, als den beliebten Amleth zu tödten, ſeine Mutter zu tödten, und an einer Krankheit zu ſterben, welche Todesart in den Augen der alten Dänen für ſchimpflich galt (vgl. S. 147 ff.), auch nicht ſonderlich gelegen. Wiglef wird demnach von den Spätern als König nach Norwegen verſtoßen, folgt aber am Ende doch dem Amleth, deſſen Stiefvater er nun ſeyn ſoll, und gleichwohl nachher deſſen Wittwe heirathet. Es macht nichts, ſchließt Dahlmann ſeine Deduction, daß ſo ein Paar Könige von Dänemark mehr werden; ſo accommodirt man Sagen, deren Aeußeres der Gegenwart nicht mehr entſpricht.

Uhland hat durch alle hiſtoriſche Verkleidung hindurch die Grundzüge des alten Naturmythus wiedererkannt. Horwendil iſt Oerwandil. Der Gegner, mit dem er den Inſelkampf (Holmgang) zu beſtehen hat, heißt Koller, d. i. der Kalte *), der von Norwegen (dem Norden) kommt. Es iſt der Sieg des aufkeimenden Jahresſegens über den Frühlingsfroſt, den Nordhauch, der beſonders in jenen Gegenden auch dem Saatfeld Verderben droht. Die Bezeichnung des Lenzes hat ſich vollkommen erhalten. Oervandil, der in der frühern Sage von Thor noch erwartet wurde, iſt nun gekommen. Aber er iſt noch ebenſo unbehutſam, als da er die Zehe herausſtreckte. Er kämpft ſogleich mit weggeſchobenem Schilde, der Keim hat die ſchützende Hülſe abgeſtreift. Dießmal jedoch iſt er glücklicher, denn es iſt günſtigere Zeit, und er ſelbſt iſt beſſer erſtarkt, als da ihn Thor über die Eisſtröme trug. Der prächtige

*) Kolr aſſimilirt aus koldr (engl. cold: kalt), wie in dem ähnlichen Namen Snäkollr (Schneekälte), Fornald Sag. III, 713.

Grabhügel, den er ſeinem Gegner errichtet, iſt der hohe, dichte Halmenwuchs, und die Buße von zehn Pfunden Goldes kann er mit goldenen Körnern zahlen. Gerwendil, des Horwendil Vater, verläugnet die mythiſche Verwandtſchaft nicht. Iſt Horwendil (Oervandil) der Arbeiter mit dem Pfeile, ſo iſt Gerwendil (**Geirvandil**) der mit dem Speer *). Der Name des Sohnes, der in der vorigen Fabel allein hervortrat, wird in dieſer durch den des Vaters verdeutlicht. Der vollgewachſene Fruchthalm mit der ſpitzigen Aehre ſtrebt wie ein Schaft mit dem Speereiſen empor; der neukeimende, der von jenem abſtammt, bringt nur wie eine Pfeilſpitze heran; ſo iſt Oervandil der Sohn Geirvandils. Gerutha (Shakeſpears Gertrud) erſcheint in anderer Form (**grodhr, grodhi: feracitas**, Wildheit, dän. **groede**) gleichartig mit Groa, wie in der jungen Edda Oervandils Frau heißt. Ob Fengo, Herwendils Bruder, Mörder und Ehenachfolger, und Sela, Kollers kriegeriſche Schweſter, auch in die mythiſche Verwandtſchaft einſchlagen? geſteht Uhland, nicht beantworten zu können; noch weniger ſey zu ermitteln, ob die ſchon in Saro's Erzählung romanhafte Beſchaffenheit der Sage von Amleth (**Amlodhi Sn. Edd. 126**, vgl. **Lex Isl. I, 29.**) mit dem Mythus, dem ſie jetzt angereibt iſt, nur durch ſpätere Willkür oder ſchon urſprünglich verbunden war?

Es iſt dieſes Verzagen Uhlands an der Löſung der Hauptaufgabe um ſo mehr befremdend, als er in Grimms Mythol. das erforderliche, etymologiſche Material vorgefunden haben würde. Wenn Horwendil der perſoni-

---

*) Lex. Isl. ör: sagitta (Pfeil), geirr (hastile Wurfſpieß). Der ahd. Name iſt kér. wovon der entſprechende Name Kérwentil aus dem 9. Jahrhundert (Schmeller Bair. Wrtrb. II. 334.)

ſizirte Fruchthalm iſt, ſo muß ſein Bruder Fengo in irgend einer Beziehung zu ihm ſtehen. Schlägt man Grimm S. 498 auf, ſo liest man: „König Frode (der perſonifizirte Friede, hier als Gegenſatz von böſer Zeit = Mißjahr aufgefaßt, denn Frode iſt ein Beiname von Freir, dem Fruchtbarkeitſpender) hatte zwei Rieſenjungfrauen Fenja und Menja zu Mahlmägden, die ihm auf der Mühle Grotti Gold und Friede mahlen mußten. Hier überraſcht ein Zeugniß für das ehemalige Vorhandenſeyn dieſes Mythus auch in Deutſchland, aus den bloßen Eigennamen ſchöpfe ich es. Manigold iſt ein häufig begegnender Mannsname, der ſich aus mani, altn. men = monile erklärt; ſeltener erſcheint Fanigold, Fenigold, v. fani, altn. fen = palus, das Gold bezeichnend, das im Schlamm verborgen liegt."

Es fragt ſich nun, welches Gold gemeint ſeyn könne, das im Schlamme verborgen iſt? Eine andere Erklärung gibt es hier unmöglich als die: das Fruchtkorn, denn der Halm ſchießt am üppigſten aus der fetten Schlammerde hervor, dieſes Gold iſt auch das einzige, welches gemahlen wird; Fenja gibt es auf die Mühle Grotti (d. i. zermalmend, verwandt damit iſt das deutſche: Grkes). Daß Fenja im hier erwähnten Mythus weiblichen Geſchlechts iſt, muß man ihrer Beſchäftigung zuſchreiben, denn im Alterthum, wo nur noch Handmühlen im Gebrauche waren, beſorgten ausſchließlich Frauen dieſes Geſchäft (Jeſ. 47, 2. Hiob 31, 10. Aristoph. Lysistr. 644. Schol. Plut. Sept. Sap. Conv. 14.). In der ſymboliſchen Sprache bedeutet aber Mühle das weibliche Glied (μυλλος, wovon mulier), und der Mann iſt der Müller, daher der Satyriker Petronius molere mulierem für: Beiſchlaf ge-

braucht, und Theocrit (Idyll. 4, 48.) μυλλω (mahlen) in demſelben Sinne. Der durch die Buhlin der Kraft beraubte Samſon muß in der Mühle mahlen (Richt. 16, 21.), welche Stelle der Talmud (Sota fol. 10.) wie folgt commentirt: Unter dem Mahlen iſt immer die Sünde des Beiſchlafs zu verſtehen. Darum ſtanden am Feſte der keuſchen Veſta in Rom alle Mühlen ſtill (Ovid. Fast. 6, 310.), hingegen in Cyzicus, welche Stadt den Priap auf ihren Münzen hat (Klauſens „Aeneas" I. S. 100), und deren unzüchtiger Cultus einer Colonie von Cyzicus, der Stadt Priapus den Namen gab (Strab. XIII, 587.), dort, wo alljährlich der Tod des apolliniſchen Heros Cyzicus mit einem Klagefeſte gefeiert ward (Apollon. Rh. I, 1057), wurde als tröſtendes Symbol ſeiner Wiedergeburt ein großes Mahlfeſt gehalten, an dem alle Theilnehmer des Feſtes an die Mühle Hand anlegten. Daß dieſes Mahlen nur in dem hier bezeichneten Sinne zu verſtehen ſey, beweist der Umſtand, daß des Cyzicus Vater, der priapäiſche Apoll (Apollon. Rh. I, 948. Schol.) bei Laomedon — wie Simſon bei den Philiſtäern — die Mühle in Bewegung ſetzte (Stat. Theb. I, 699. 700.). Wie Apollo war auch Zeus ein Müller (μυλεὺς Lycophron. 435), aber ſchwerlich ein Müller von Profeſſion, ſondern inſofern er als ſchaffendes, Leben gebendes Prinzip der Fortpflanzung der Geſchöpfe vorſteht.

Iſt nun erwieſen, daß jeder Mann ein Müller, und jede Frau eine Mühle, woraus allein ſich begreifen ließe, daß jede Vermählung eine Vermehlung*), und warum der Hebräer den Sohn (bar) auch das

*) Confarreatio, bei Verlobungen pflegten die alten Römer zwei Mehlhaufen unter einander zu miſchen.

Getreide (bar, lat. far) nennt, ſo iſt es nicht zu kühn, die mahlende Jungfrau Fenja ihr Geſchlecht wechſeln zu laſſen, und ſie in dem König Fengo, dem jüngern Bruder des Getreidehalms (Horwandil), wieder zu erkennen. Der jüngere Bruder war er, weil die Kornähre erſt reif geworden ſeyn muß, bevor ſie in die Mühle kommt. Fengo iſt alſo die Perſonification des Mahlens, die Mühle (Grotti) iſt ſein Weib Gerutha*). Der Brudermord beſteht in dem Mahlen des Korns. Das gemahlne Korn iſt, wie ſchon vorher aus der doppelten Bedeutung des Wortes bar (Sohn und Getreide) ſich ergab**), Gerutha's Sohn Amleth oder Hamlet. Das A oder Ha iſt als proſthetiſch von der Wurzel mlet oder melt auszuſcheiden. Im Engliſchen bedeutet melt ſch—melzen, hebräiſch malat, mlat zermalmen, πλάτω: platt ſchlagen; durch Austauſch des t gegen k: μέλγω, mulceo, wovon Vulkan der hämmernde Gott: Mulciber, hieß. Durch Erweichung des t in n wurde aus melt: mjeln: mahlen, wovon mjölnir, Thors Hammer. Hamlet iſt demnach das gemahlne Korn.

An der Beſiegung des Hrungnir hatte Thors Diener Thialf Antheil gehabt, indem er den Rieſen beredet, ſich nach unten mit dem Schilde zu decken, um dadurch ſeinen Schädel gegen Thors Hiebe unbeſchützt zu laſſen. Weil Thialf ein Sterblicher, ſo ſchloß Uhland: daß durch Men-

*) Im eddiſchen Grottaſang wird den Mahlmägden nur ſo lange Schlaf geſtattet, als der Kukuk ſchweigt (Grimm, S. 644), der ſeine Eier in fremde Neſter legt und darum von Plautus (Asinaria in fine): moechus (Ehebrecher) genannt wird; alſo auch in der Edda das Weib: die Mühle.

**) Auch kann hieher gezogen werden ἀλφι, ἀλφιτον, Mehl, ἀλφηστικος der Buhler, alica Waizen, alicaria die Hure, κριϑη Gerſte = Zeugeglied u. a. m.

ſchenfleiß das Gebirge von unten herauf bearbeitet wird, während der Blitz (Thor) von obenher fährt. Thialf war auf folgende Art dem Gott bekannt worden. Thor hatte nämlich in Geſellſchaft Loki's (des perſonifizirten Feuers) einſt eine Ausfahrt gemacht, und war Abends bei einem Bauer eingekehrt. Thor ſpannte die Böcke von ſeinem Wagen und ſchlachtete ſie, zog die Haut ab und ſott das Fleiſch in Keſſeln. Den Bauer lud er mit Weib und Kindern zum Eſſen, und hieß ſie die Knochen auf die Bocksfelle werfen. Thialf, des Bauers Sohn, zerbrach mit ſeinem Meſſer das Schenkelbein des einen Bocks, um zum Marke zu kommen. Thor blieb die Nacht über, am Morgen hub er aber den Hammer Mjölnir, und weihte damit die Felle. Da ſtanden die Böcke auf*), doch hinkte der Eine am Hinterfuße. Als Thor bemerkte, daß das Schenkelbein zerbrochen ſey, ſagte er: Der Bauer und ſeine Leute müſſen nicht verſtändig mit den Knochen umgegangen ſeyn. Die erſchrockenen Bauersleute bieten Alles, was ſie haben, zur Sühne. Den Gott verläßt nun der Zorn, und er nimmt zum Vergleiche die Kinder des Bauers, Thialf und Röſkva, deſſen Schweſter, als Dienſtpflichtige an.

Uhland überſetzt Röſkva: die Raſche, Rüſtige, und weil Thialf der „fußrüſtigſte" (**föthvatastr Sn. Edd. 50**), flinkſte aller Menſchen genannt wird, ſo ſey daraus zu ſchließen, daß damit angedeutet iſt: zur Urbarmachung der Erde erfordere es ein Zuſammenwirken göttlicher u n d menſchlicher Thätigkeit.

Im Eddaliede von Hymir wird derſelben Begebenheit

*) Ueber die wiederbelebende Kraft von Thors weihenden Hammer ſ. S. 284 Anm.

unter andern Umſtänden gedacht. Auf der Rückfahrt Thors vom Gebiet des Eisrieſen Hymir ſtürzt einer der Böcke halbtodt vorwärts, er iſt ſchief geworden durch Anſtiften des trugkundigen Loki. Als bekannt wird dabei vorausgeſetzt, welchen Erſatz Thor dafür von dem Geſteinbewohner (**hraunbui**) empfangen habe, der ſeine beiden Kinder zum Entgelt gegeben (**Hym. 36. 37.**). Dieß deutet an, daß der Mythus vom Hinken des Bockes und der Erwerbung des Dienſtgefolges eine allgemeinere Bedeutung hatte, alſo verſchiedener Anknüpfungen fähig war. Uhland meint nun: Loki habe durch hinterliſtigen Rath die Zerbrechung des Knochens bewirken wollen, um Thors Fahrt zu hemmen. So erhalte Loki's Mitanweſenheit im Hauſe des Bauers Bedeutung, während ſie in der jüngern Edda müßig iſt. Der Bauer (**bui**) wird als Bewohner des Steinichts (**hraunbui**) bezeichnet. Es handelt ſich vom Anbau eines ſteinigen Geländes, der Bauer iſt mit den Seinigen zu Thors Tiſche geladen, aber ſie wollen allzu leichten Kaufes zum Marke kommen. So erlahmt Thors Geſpann, der Bauer muß nun ſelbſt herhalten, er muß ſeine Kinder, ſeine eigene Arbeit, in Thors Dienſt geben.

Dieſe Deutung iſt zu ſehr im Styl einer modernen Sittenlehre gehalten, während die Götterfabeln aller Völker ſich ſämmtlich darin gleichen, daß ſie nur kalendariſche Winke geben. Es iſt durchaus nicht nothwendig, in dem Bauer und ſeinen beiden Kindern menſchliche Weſen vorauszuſetzen. Bevor ich auf die Beſtimmung dieſer Drei eingehe, iſt das Hinken des Bockes in nähere Betrachtung zu ziehen. Das Hinken der Götter bedeutet die Kraftloſigkeit des kaum gebornen oder des alternden Jahrgotts. Der ägyptiſche Harpo-

krates, nach Jablonſky ſchon dem Namen zufolge ein Hinkender, ſitzt in Kindesgeſtalt auf der Lotusblume, dem Symbol der Gebärmutter, und die einzige Locke auf ſeinem Haupte gibt ihn als d:n erſten Tag des Jahrs zu erkennen. Am erſten März, mit welchem die Römer das Jahr eröffneten, hieß Mars der Hinkende (Ancus und Salius), und auf dieſen Zuſtand ſpielten ſeine Prieſter, die Salier in ihren Tänzen an. Auch des Ares (Mars) Sohn Jalmenus (v. ιαλλω = salio) ſpielte auf dieſes Gebrechen an. Hinkend kam im Frühjahre Dionyſus aus dem Schattenreich zurück, wo er ſich im Winter aufgehalten, und die Lieder, welche der Cultus, der dieſen Zuſtand dramatiſch vorſtellte, dabei ſang, hießen Skolien, denn σκολιος bedeutet ſ. v. a. claudus, hinkend. Im Frühjahr wird das Symbol der alten Zeit vernichtet, und durch ein verwandtes neues erſetzt. Bock und Widder wurden im Frühjahr als Sühnopfer geſchlachtet, und im nächſten Jahre erlitt um dieſelbe Zeit ein ähnliches Thier daſſelbe Schickſal. Der hinkende Bock (Repräſentant des Thor oder des im Frühling beginnenden Jahrs) iſt die von ihrem Kreislauf ermattete alte Zeit, das Mark des Bockes deutet auf die Opferung deſſelben, denn das Fett durfte nicht vom Opferer verzehrt werden, es war die Speiſe des Altarfeuers. Thialf würde nicht gewagt haben, ſich es zuzueignen, wenn er nicht wie ſeine Schweſter die Eigenſchaften des Gottes im Namen andeuten ſollte. Was iſt ſchneller als der Blitz *)? Er daher der „Fußrüſtigſte“, ſeine Schweſter die „Raſche“, ſein Vater ebenfalls Thor als Urbarmacher des Bodens. So heißt

*) Mone erkennt im ſchnellfüßigen Thialf den lauen Frühlingswind. Wie kommt der aber zum Mark des Bocks?

auch Zeus als Lenzbringer: Ackerer (γεωργος). Darum kehrt Thor bei dem Bauer ein, wenn er aus dem Winterreich der Rieſen zurückkommt. Loki, im Namen der Endende (Müller altt. Rel. S. 213) trägt die Schuld am Hinken des Bocks, deſſen Lauf zu Ende geht. Er wird geſchlachtet, aber im zweiten Bock lebt die nur ſcheinbar ſterbende Zeit fort. In der andern Form der Sage ſchlachtet Thor beide Böcke, um ſeinen Wirth für die Nachtherberge abzufinden, aber am Morgen, d. h. im Frühlinge ruft ſie Thors Hammer, der Blitz, wieder in's Leben, und auch hier iſt nur der eine Bock gelähmt. Daß die Knochen wieder belebt werden, hat aber noch einen hieroglyphiſchen Sinn. Der Knochen, als das Unzerſtörbarſte am Körper, war ein Sinnbild der Fortdauer. Darum war des Pelops Knochen in Piſa ein Unterpfand gegen die Peſt, die durch ihn in Elis wirklich abgewendet worden ſeyn ſollte. Beiſpiele ähnlicher Art aus der Geſchichte anderer alten Völker aufzuführen, würde zu weit vom Ziele abführen; ich beſchränke mich alſo nur noch darauf, des Beinchens Lus (d. i. Wiedergeburt) zu erwähnen, von welchem die Rabbinen fabeln, daß es, mit dem Mörſer noch ſo fein zermalmt, unzerſtörbar ſey, und aus dieſem der ganze menſchliche Leib wieder auferſtehe. Uhland erklärt auch dieſes Wunder nach moderner Anſchauungsweiſe wie folgt: Die Wiederbelebung der am Abend bis auf die Knochen verzehrten Böcke in der Frühe drückt aus, wie die den Winter über aufgezehrte Nahrung durch Thors Macht ſich jährlich wiederherſtelle.

Eine ähnliche Bedeutung, wie der Kampf Thors mit Hrungnir, haben deſſen Abenteuer mit dem Rieſen Skrymir, welcher die Schläge des Hammers kaum fühlte, und deſſen Handſchuh ſo geräumig war, daß Thor mit

ſeinen Begleitern darin Platz hatte. Der Rieſenhandſchuh, worin ſie übernachteten, war eine Steinkluft geweſen; vergeblich hatte ſich Thor zu gewaltigen Hammerſchlägen gegürtet, obſchon nachmals des Hammers Spuren als Vertiefungen im Felsſtocke ſichtbar wurden, der Rieſe ſelbſt blieb unangetaſtet, und hielt den Speiſeſack feſt zugeſchnürt, denn — Thor konnte hier wohl Felſen kerben, aber nimmermehr nährende Frucht dem Steingrunde abringen (Uhland). Oder Skrymnir, in deſſen Handſchuh Thor ſchläft, iſt die Winterzeit, wo die Vegetation todt iſt. Daß ihm der Rieſe den Speiſeſack zuſchnürt, und Thor ihn nicht auflöſen kann, bezieht ſich auf die winterliche Nahrungsloſigkeit. Die unauflöslichen Knoten ſind die Kälte, die den Speiſeſack, die nährende Erde, zuſchnürt. Thors ohnmächtige Hammerſchläge auf den Kopf des Rieſen ſind die Wintergewitter, auf die kein fruchtbarer Regen folgt. (Mone). In den Kämpfen gegen Geirrödhr *) und ſeine Töchter Gialp **) und Greip ***), von denen die eine einen Fluß, welchen Thor durchwaten muß, anſchwellen macht, zeigt der Gott ſeine Kraft gegen die wilden Bergſtröme. In den Abenteuern mit dem Eisrieſen Hymir ſind Thors Anſtrengungen gegen die Eismaſſen des winterlichen Meers angedeutet. Hymir iſt der Winter (χειμαρ, hiems), von Uhland, mit Beziehung auf hum (i. q. crepusculum Lex. Isl.) der Dämmernde genannt, er wohnt an des Himmels Ende, im Oſten der urweltlichen Eisſtröme Elivagar. Als er, vom

*) Der Gewitterrieſe, der die lärmende Brandung und die reißende Strömung hervorbringt.

**) Gialp, das Anſchlagen der Wogen ans Ufer, Lex. Isl. 281.

***) Greip, die Ergreifende, Räuberiſche, Greipa ein Flußname Fornald Sög. I, 489.

Waidwerk heimkehrend, in den Saal tritt, ſchallen die Eisberge, der Bart des Greiſes iſt gefroren, vor ſeinem Blicke berſtet die Säule von der zerſprengenden Gewalt des Froſtes. Die drei Stiere, welche der Rieſe ſieden läßt, und von denen Thor vor Schlafengehen allein zwei verzehrt, ſind die wandelnden Gletſcher. Der Name Dämmerer (Hymir) ſpielt auf die Lichtarmuth des hochnordiſchen Winters an. Dort ſind die Fiſchplätze des Wallfiſchfangs, darum ſchickt ſich Thor zum Fiſchfang an, wenn der Rieſe ihm Köder gebe. Dieſen zu erlangen, geht Thor in den Wald und reißt einem ſchwarzen Stier den Kopf ab. Dieſer heißt Himmelbrecher (**Hirminbriotr**), alſo ein hochgezackter Eisblock. Seine ſchwarze Farbe — er heißt alsvartr — erklärt ſich aus der dunklen Farbe des Treibeiſes *). Von Hymir mußte Thor den Braukeſſel holen, wenn die Götter bei Aegir zu Gäſte ſeyn ſollten. Aegir iſt das Meer (*αἶγαι = aequor*), beſonders in Beziehung auf Schifffahrt. Das Vermiſſen des Keſſels ſpielt auf die im Winter zugefrornen Buchte und Sunde an, ihr Auftauchen iſt die Zeit, wo der Keſſel aus des winterlichen Hymirs Verſchluſſe kommt. Den Keſſel zu löſen, iſt daher die Aufgabe des Lenzbringers Thor. Freilich muß der Gott zuvor den Kelch an des Rieſen hartem Schädel zerſchlagen, d. h. das feſte Eiskryſtall muß zuvor gebrochen und zerſchellt ſeyn. (Neuern Reiſeberichten zufolge fertigt man im äußerſten Norden Becher aus Eiſen. Ein ſolcher iſt Hymirs Kelch, deſſen Zerſchlagung ſtellt den Bruch des Eiſes vor). Doch mit dem Bruch des Eiſes iſt Aegirs Gebiet noch nicht wirthbar gemacht,

*) Ueber die Eismaſſen in den nördlichen Meeren ſ. Ausl. 1835. Nr. 68.

vielmehr tobt gerade dann die See am ungeſtümſten. Darum muß mit der Erlangung des Keſſels die Bändigung der Midgardſchlange verbunden ſeyn, denn ſie iſt die zurückgedrängte, aber ſtets zerſtörungsgierig anſtrebende Urkraft des Elements, während Aegir das in der geordneten Welt, obſchon nothdürftig gebundene Waſſerreich darſtellt. Die Midgardſchlange hat darum ihren Aufenthalt weit außen im Ocean, Aegir dagegen bewohnt eine Inſel des Binnenmeers. Thor ködert die Schlange mit dem abgeriſſenen Stierhaupt, d. h. das Meer verzehrt die ſchwimmenden Eiſtrümmer, wie am Abend zuvor der eisſchmelzende Donnergott zwei ſolche Rinder Hymirs aufgezehrt hatte (Uhland). Grimm S. 158 ſtellt Thors Kampf mit der Weltſchlange den Kampf des Elias mit der Höllenſchlange gegenüber, ſo wie ihn ein altdeutſches Gedicht vom jüngſten Gerichte beſchreibt. Aber auch Elias iſt der Donnerer, ſelbſt bei ſlawiſchen Völkern (ſ. Kloſter VII. S. 477).

Thor als Blitzgott iſt zugleich der Feuergott. Daraus erklärt ſich der Aberglaube, daß kein Gewitter da einſchlägt, wo das Heerdfeuer brennt (W. Müller altt. Rel. S. 243). Und im Hildesheimiſchen werden an beſtimmten Tagen Holzſpäne geweiht, welche bei eintretenden Gewittern angezündet werden (Müller l. c.). In niederſächſiſchen und weſtphäliſchen Gegenden wird auf dem Lande das Heerdfeuer erhalten, ſelbſt wenn es nicht benützt wird. Dieß erinnert an das ewige Feuer in den Tempeln Thors (Lex. myth. 930). War Thor der Beſchützer des Heerdfeuers, ſo dürften die S. 198 gedachten, dem Heerdfeuer vorſtehenden „rothen Jungen" nicht aus dem Odinscult, ſondern aus dem Dienſt des Thor herzuleiten ſeyn. Ebenſo möchte die rothe Farbe überhaupt, mit Beziehung auf

das Feuer, die Heiligung rother Thiere dieſem Gotte veranlaßt haben, denn unter den Vögeln war ihm das Rothkehlchen und das Rothſchwänzchen geheiligt, unter den Säugethieren das Eichhörnchen, deſſen Aſche, in's Waſſer geworfen, Donner und Blitz erzeugen ſoll (Müller S. 250 Anm.) Der Aberglaube wehrt die Aushebung von Rothkehlchenneſtern, weil ſonſt das Wetter in's Haus ſchlägt. Wo ein Rothſchwänzchen niſtet, ſchlägt das Wetter ein (Grimm S. 167). Ferner dürfte Thors rother Bart *) die rothbärtigen Kaiſer Otto und Friedrich, die in Bergen dem jüngſten Tag entgegenharren, nicht als irdiſche Abbilder Odins, ſondern des Thor erkennen laſſen; denn Thorolf Moſtrarſkögg glaubte, daß er mit allen den Seinigen nach dem Tode in einem Berge wohnen würde, welchen er den heiligen Berg (Helgafjäll) nannte, innerhalb des Landes, das er dem Thor geheiligt, und in welchem er ihm einen Tempel erbaut hatte (Eyrbyggiasaga c. 4.) Landeama führt viele Beiſpiele von einem ähnlichen Glauben auf Island an, wo Thor vorzugsweiſe verehrt wurde. Hieher gehört auch, was die Nialsſaga c. 79 erzählt, daß man vor Gunnar von Hlidarenda — der im Kampfe gefallen war, alſo doch auf

*) (Geijer Urgeſch. Schw. S. 231 Anm.) Der rothe Bart iſt eine Anſpielung auf die feurige Lufterſcheinung des Blitzes. Wenn der Gott zürnt, bläst er in ſeinen rothen Bart, und Donner ſchallt durch die Wolken. Aber auch Hülfsbedürftige riefen ſeinen rothen Bart an. In der erſtern Beziehung (der Zornesröthe) ruft ein Anhänger des Heidenthums den Thor gegen die Chriſten an: Blas ihnen die Stimme deines Bartes entgegen! Dieſer rothe Bart lebt noch in Flüchen der ſpätern Zeit fort, denn noch jetzt fluchen die Nordfrieſen: „Deß walts der rothhaarige Donner!" (Grimm S. 162.) „Donnerbart" heißt ein aufs Dach gepflanztes, gegen den Blitz ſchützendes Kraut (Grimm S. 167.)

einen Platz in Odins Walhalla Anſpruch machen konnte — glaubte, er wohne in ſeinem Hügel. Erwägt man, daß Thor wie Odin im Sturme herrſcht (ſ. S. 60), daß Thors Hammer mit Odins Speer gleiche Beſtimmung hat *), daß Thor die Seelen der Verſtorbenen aufnimmt, wie Odin — nur mit dem Unterſchied, daß die Odinsverehrer zu Thor bloß die Armen und Sclaven kommen laſſen, die keine Schätze mit in's Grab nehmen können, wobei aber zu berückſichtigen, daß in Gegenden, wo Thor allein verehrt ward, folglich die Lehre von der Walhalla nicht durchdringen konnte, alle Todten einander gleichgeſtellt ſeyn mußten (Geijer Urgeſch. Schw. S. 232, 233); — ſo darf eine Verwechslung Odins mit Thor, folglich auch ihrer Abbilder, nicht befremden. Dieſe Gleichſtellung **) und oft gegenſeitige Ueber- oder Unterordnung des einen und des andern bezeugen mehrere Umſtände. So wird der Tempel in Upſal zwar Odins Tempel genannt (Er. Müller Sagabibl. III.), aber Adam von Bremen weist dem Thor darin den Ehrenplatz an. Thor iſt zwar Odins Sohn, aber die Rimbegla nennt, abweichend von der Aſenlehre, Odin Thors Abkömmling. In einem isländiſchen Tempel fand man Thors Bild mit-

*) Nicht bloß als Attribut des Tod ausſendenden Gottes, ſondern auch in den Rechtsgebräuchen, denn wie man zur Beſtimmung eines Beſitzes in Deutſchland einen Speer zu werfen pflegte, ſo fand in denſelben Fällen auch der Wurf des Hammers ſtatt, und der Zuſchlag mit dem Hammer in den heutigen Auctionen findet hierin ſeine Deutung.

**) Dieſe zeigt ſich ganz deutlich in der Schwurformel: Ich ſchwöre bei meinen mächtigen Göttern Thor und Othan (Juro per deos meos potentes Thor et Othan, Twysden Script. Rer. Anglia-), ſo wie auch darin, daß nicht nur dem Odin Menſchenopfer dargebracht wurden (ſ. S. 145), ſondern auf Island auch dem Thor, dort aber nur Verbrecher (Müller S. 78.)

ten zwiſchen Odin und Freir (Fricco) und am meiſten geſchmückt (Suhm üb. Oden S. 161). Daſſelbe bezeugt der Scholiaſt zu Adam Bremenſis vom Tempel zu Upſala *).

In Norwegen wurde unter allen Göttern Thor am höchſten verehrt (Heimskringlasag. Olaf Tryggv. Sag. c. 75.); ebenſo auf Island (Finn. Joh. H. E. Isl. 1, 8.). In dieſen beiden Ländern werden die Götterhäuſer vorzüglich dem Thor geheiligte genannt; während von ſolchen Götterhäuſern, die dem Odin geweiht geweſen wären, weder in Norwegen, noch auf Island, wohl aber in Schweden die Rede iſt. In dem Tempel auf Möre in Norwegen ſaß Thor in der Mitte, mit Gold und Silber reich geſchmückt auf einem zierlichen Wagen, vor den zwei von Holz geſchnitzte Böcke geſpannt waren, die eine ſilberne Kette um die Hörner gewunden hatten (Olaf Tryggv. sag.) Aus dem Tempel auf Rödsö wurde Thors Bild auf dieſe Weiſe rings um die Inſel geführt. Zuweilen wurde Thor auch ohne Wagen und Böcke vorgeſtellt (Finn Magnuſens nord. Arch. S. 121). Selbſt in der Edda (Daem. 21.) heißt Thor „der ſtärkſte der Götter", ſelbſt dieſe rufen ihn um Hülfe, wenn ſie in Noth ſind (Daem. 42.)

Unter den dem Thor heiligen Thieren ſteht der Bock oben an. Daß das Bocksopfer der Longobarden, deſſen Gregor der Große gedenkt, ihm gegolten habe, läßt ſich mittelſt der Analogie ſchließen, denn die Oſſeten und Circaſſier opferten bei der vom Blitz getroffenen Leiche

*) In hoc templo, quod tantum ex auro paratum, statuas trium Deorum veneratur populus, ita ut Thor potentissimus eorum, in medio solum habeat triclinium. Hinc et inde locum possident Wodan et Fricco. (Ad. Brem. de situ Dan. c. 233. ed. Lindenbrog.)

eine Ziege, und richteten das Fell an einer Stange auf, dieſer Gebrauch war aber longobardiſch (Grimm S. 169). Zunächſt dem Bocke galt der Bär für das heilige Thier des Thor, deſſen Beiname Björn war; vielleicht weil der Bär, wie der Donner, im Winter ſchläft? Da vorhin Thor als Bekämpfer der naturfeindlichen Mächte erkannt worden iſt, von ihm Geſundheit und Abwendung der Seuchen erwartet wurde (ſ. S. 280), ſo ſteht damit der deutſche Glaube im Zuſammenhang, daß der Bär die Kraft habe, Zaubereien unwirkſam zu machen*), und, wie Thor, böſe Geiſter zu beſiegen. Einen Beleg dafür gibt die Erzählung von dem geſpenſtiſchen Schretel und dem ihn beſiegenden weißen Bären, ſ. Mone's Unterſ. z. deutſchen Heldenſ. S. 287, vgl. Ir. Elfenm. S. CXV. sq., wozu neueſtens auch die echte norwegiſche Sage bei Asbjörnſen und Moe Nr. 26 an den Tag gekommen iſt:

Ein Mann in Finnmarken hatte einen weißen Bären gefangen, den wollte er dem König von Dänemark bringen. Nun traf es ſich, daß er gerade am Weihnachtsabend (wo die Geſpenſter vorzugsweiſe umgehen) zum Dovrefjeld kam. Da ging er in ein Haus, wo ein Mann Namens Halvor wohnte. Den bat er um ein Nachtquartier. „Wie ſollt' ich wohl Jemanden Nachtquartier geben können?“ klagte der Mann, „jeden Weihnachtsabend kommen hier ſo viel Trollen (Unholde**), daß ich mit den Meinigen ausziehen muß, und ſelber nicht einmal ein Dach über den Kopf habe.“ — „O ihr könnt mich indeß immer beherbergen“, ſagte der Fremde, „denn mein Bär kann hier unter dem Ofen liegen, und ich lege mich in den

*) Eine Regel des Aberglaubens lautet: Ein Bär im Stall ſchützt das Vieh gegen Behexung.

**) Saem. 77b lautet es: Groß würde das Geſchlecht der Trollen ſeyn, wenn nicht Thors Hammer ſie zermalmt hätte.

Bettverſchlag.“ Halvor hatte nichts dagegen, zog aber ſelbſt mit ſeinen Leuten aus, nachdem er zuvor gehörig für die Trollen hatte zurichten laſſen. Die Tiſche waren beſetzt mit Reißbrei, Stockfiſchen, Wurſt und was ſonſt zu einem herrlichen Gaſtſchmaus gehört. Bald darauf kamen die Trollen an; einige waren groß, andere klein; einige langgeſchwänzt, andere ohne Schwanz, einige hatten ungeheure Naſen. Alle aber ließen ſichs ſchmecken und waren in beſter Laune. Da erblickte einer von den jungen Trollen den Bären, der unter dem Ofen lag, ſteckte ein Stückchen Wurſt an die Gabel, und hielt es dem Bären vor die Naſe. „Kätzchen*), magſt auch Wurſt?“ fragte er. Da fuhr der Bär auf, fing fürchterlich an zu brummen, und jagte ſie alle Groß und Klein aus dem Hauſe. Von der Zeit an haben die Trollen nie wieder den Weihnachtsbrei bei Halvor auf Dovre gegeſſen.

Dieß iſt nun gewiß einer der auffallendſten Belege für die zähe Dauer ſolcher Stoffe in der Volksüberlieferung.

Das Eichhörnchen konnte auch aus einem andern Grunde, als wegen ſeiner rothen Farbe, nämlich weil es auf Eichen haust, dem Thor geheiligt ſeyn; denn, wie dem Zeus, gehörte auch ihm die Eiche. Eine ſolche bei Geismar hatte der h. Bonifaz umhauen laſſen; eine

---

*) Das Schretel, welches in dem iriſchen Mährchen und im deutſchen, von Mone nach einer Handſchrift des 14. Jahrhunderts mitgetheilten, Gedicht an die Stelle des Trollen tritt, iſt, wenn man das altn. skratti (malus genius, gigas) berückſichtigt, daſſelbe was der Troll, ein Eisrieſe, winterlicher Dämon; gegen dieſe zog Thor im Frühling oder ſchon um Weihnacht aus, weil die alsdann zunehmende Tageslänge den Sieg des Gottes verkündet. Schmids ſchwäb. Wrtb. S. 478 verſteht unter „Schreteln“ einen Schmetterling, alſo eine Pſyche, aber nur die Seele eines unſelig Verſtorbenen, eine Larve (sereza). Grimm hält „Schrätlein“ für ſynonym mit Alp, Waldgeiſt ꝛc. Ein ſolcher, der auf dem Fichtelberg hauſte, hieß Katzenveit, und war ein Kinderſchreck. Dieſen Beinamen hatte er vielleicht, weil mit der Katze am meiſten Zauberei getrieben wurde.

andere, nicht minder berühmte, ſtand bei Thorn (Tettau und Temme, Volksſ. Oſtpreußens S. 37), der Stadt, die von dem Gott den Namen erhalten hatte.

Grimm theilt (S. 647) mit, daß Niemand des Rothkehlchens Neſt ſtören dürfe, ſonſt ſchlage der Blitz in's Haus; ebenſo, daß das Neſt des Rothſchwänzchens den Blitz heranziehe. Er fragt daher, ob ſie dem rothbärtigen Donar heilig waren? Kuhn (in Hagens „Germania" VII. S. 431 ff.) hält dieß für noch wahrſcheinlicher, wenn man die Legende vom heil. Servan vergleicht: Mirror Vol. 26 p. 16: „Servan was a saint of approved prowess and great good nature: *he slew a dragon* in single combat, turned water in to wine, and once, when a hospitable poor man *killed his only pig to entertain* him and his religious companions he supped upon the pork, *and restored the pig to life next morning*. p. 31: St. Servan had *a tame robin,* who used to feed from his hand, perch upon his head or shoulder while he was reading or praying, and flutter its wings and sing, as if bearing part in his devotions. The boys of the monastery one day twisted its head off, and accused Kentigern of having killed it. To prove his innocence he made a cross upon the head, and put it on again, and the bird was nothing the worse for what it had undergone." Die Tödtung zum Zweck der Verſpeiſung und die Wiederbelebung des Ferkels erinnert an denſelben Vorgang, der von Thors Böcken erzählt wird (ſ. w. u.), und auch die Erlegung des Drachen weist auf Thor als Beſieger der Midgardsſchlange. So enthält auch die

Sage vom getödteten Rothkehlchen vielleicht noch irgend einen Mythus, der urſprünglich vom Donar erzählt, ſpäter aber auf den Heiligen übertragen wurde. Die Farbe des Thiers machte es dem Donnergott heilig, weil auch der rothe Fuchs im Isländ: holtathorr heißt (Grimm, S. 162). Dieſe Betrachtung leitet zum Eichhörnchen hin. Grimm (S. 582) berichtet, daß zu Bräunrode am Harz, ehe in der Abenddämmerung des erſten Oſtertags die Feuer angezündet werden, Alt und Jung aus dieſem Dorf und aus Greifenhagen in die zunächſt gelegenen Waldungen zieht und daſelbſt die Eichhörnchen aufſucht. Dieſe pflegen ſie durch Werfen mit Steinen und Knütteln ſo lange zu verfolgen, bis die endlich ermatteten Thiere lebend oder todt in ihre Hände fallen. Der Umstand, daß die Thiere vor Entzündung des Oſterfeuers aufgeſucht werden, erregt die Vermuthung, daß ſie ehedem als Opfer in die Flamme geworfen wurden, welche man dem Gott des Himmelsfeuers entzündete.

Frei

oder Freir (altd. Fro: der Herr) war in Schweden höchſter Gott, wie Thor in Norwegen und Island, wie Odin in Dänemark. Gewöhnlich ſtanden aber die Bilder aller drei Gottheiten in den Tempeln neben einander.

Freir iſt vorzugsweiſe Spender der Fruchtbarkeit, der animaliſchen ſowohl, als der vegetativen. In Beziehung auf die erſtere wurde er, dem Adam von Bremen zufolge, mit ſtarrendem Schamglied abgebildet und bei Hochzeiten wurde ihm geopfert. Er iſt die Sehnſucht des Mannes nach dem Weibe, ſo tritt er im Liede von Skirnirs Fahrt auf, welches ſein ganzes Weſen am deutlichſten bezeichnet. Ihn rief man um

fruchtbare Erndten an (Sn. 28), vergl. Ynglingaſaga c. 12. Daß, um ſolche zu erzwingen, ihm ſogar Menſchen geopfert wurden, iſt aus der Ynglingaſaga bekannt, die auch unter dem Namen des Helden Y n g e, d. h. Jüngling, Gott der Jugend, eigentlich von ihm handelt (ſ. S. 239). Frei's Diener iſt Skirnir, d. i. der helle Sonnenſtrahl (lex. Isl. skirnia: claresco). Ob ſein Schiff Skidbladhnir, in welchem man ſtets mit gutem Winde fährt, und das ſich, wenn es gebraucht iſt, wie ein Tuch zuſammenfalten läßt (Saem. 45^{b}), das aber, der Ynglingaſaga c. 7 zufolge, auch dem Odin beigelegt wird, die Regenwolken ſeyn ſollen, wie W. Müller deuten will, laſſe ich dahingeſtellt ſeyn, da Andere unter dieſem Bilde wieder Anderes finden wollten. Jedenfalls dürfte Mone's Deutung auf größern Beifall Anſpruch machen. Dieſer ſagt: das Schiff ſey der Sommer, da im nordiſchen Eismeer für den Winter kein Bild des Schiffes taugen kann. Die Aſen fahren darin, weil ſie die Monatsgötter ſind. Sie ſteigen in völliger Rüſtung im Mai, dem Monat des Freir, ein, und darum iſt auch das Schiff ſein Eigenthum. Da die Jahreszeiten ihren beſtändigen Verlauf haben, ſo faßt auch das Schiff günſtigen Wind, wenn es fahren ſoll. In der Herbſtnachtgleiche aber wird es aus dem Waſſer genommen und zuſammengelegt, und weil im Winter ſo äußerſt wenig von der Triebkraft des Sommers übrig iſt, ſo muß man wohl das große Sommerſchiff zuſammenfalten und in die Taſche ſtecken können. Das thut ja auch jedes Blatt im Herbſte, es verliert ſeine Ausdehnung, dürrt und rollt ſich zuſammen. Die Wärme dehnt aus, die Kälte zieht zuſammen.

Auch ein ſeltſames Schwert beſaß Freir. Es ſetzte ſich nämlich von ſelbſt in Schwung, wenn er es gegen

die Rieſen gebrauchte (Saem. 82). Daß er es einſt weggab, wird die Urſache ſeines Todes (Sn. 73), wenn er zur Zeit des Weltuntergangs mit Surtur den Kampf beſtehen wird. Was mag dieß wohl für eine Waffe geweſen ſeyn? Vielleicht erräth man die Bedeutung aus folgendem Verſe eines im „Wunderhorn“ (II., 296) mitgetheilten Volkslieds:

„Das Schwert ſoll weder hauen noch ſchneiden,
Das Annelein ſoll ein Mägdeli bleiben.“

Die Orientalen nennen das Weib die Scheide des Mannes. Die Frieſen trugen bei Hochzeiten der Braut ein Schwert vor. Da nun Freir der nordiſche Ehengott iſt, ſo kann es keinem Zweifel mehr unterliegen, daß Freirs Schwert für den Mutterſchooß daſſelbe ſeyn ſollte, was der Pflug für den Erdenſchooß; ein ſolches Schwert ſetzt ſich freilich von ſelber in Bewegung, denn es iſt, wie die Hand, ein Glied des Körpers ſelber, und braucht nicht erſt erfaßt zu werden. Aber nur den Rieſen, d. h. den zerſtörenden, Tod bringenden Naturkräften iſt es gefährlich, weil es ihre ſchädliche Wirkſamkeit durch neue — Zeugungen vereitelt. Daß Freir ſich ſeines Schwertes durch Verſchenkung an Skirnir entäußerte, und deshalb am Weltende waffenlos ſeyn wird, iſt nicht als Urſache und Wirkung zu faſſen, denn würde er ſeine Waffe behalten haben, würde das Weltende gar nicht erfolgen. So lange die abſterbenden Generationen durch neue Geburten erſetzt werden, kann das Ende der Welt nicht denkbar ſeyn. Da aber alles Geſchaffene nicht ewige Dauer hat, ſo muß Freir ſein Schwert einbüßen, damit das Ende der Welt möglich werde. Wilhelm Müller hat dieſe Symbolik ganz verkannt, denn er erklärt ſich den Verluſt des Schwertes

aus dem friedlichen Charakter des Gottes, dem nichts verhaßter als Krieg und Zerſtörung; daher in ſeinem Tempel Niemand Waffen tragen, kein Mörder und Geächteter, oder Friedloſer*) eintreten durfte (Müller, S. 169).

Freirs Thätigkeit im Frühlinge ward in Schweden von dem Cultus durch einen Umzug des Gottes mit ſeiner Prieſterin, die ſeine Gemahlin vorſtellte, verbildlicht. Das Volk kam dem Wagen entgegen und opferte für Fruchtbarkeit des Jahrs. (**Fornm. Sög. 2, 73—78**). Ward die Prieſterin ſchwanger, ſo galt dieß für das Vorzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Bei dieſer Gelegenheit wurden Ochſen geopfert, vielleicht weil im Mai die Sonne im Zeichen des „Stiers" weilt, daher unter dem dichteriſchen Namen des Ochſen „Freir" aufgezählt wird (**Sn. 221**[a]). Aber auch weiße Roſſe waren ihm heilig, wie dem Odin. Ein ſolches hieß Freifari. Um Mittewinter wurde dem Gott ein Eber geopfert, vielleicht mit Beziehung auf jenen Eber „Goldborſte," welcher in der Walhalla allnächtlich geſchlachtet wird, um am nächſten Morgen heil wieder aufzuſtehen, ganz wie die Sonne, die Abends untergeht, am nächſten Tag aber wieder im gewohnten Glanze leuchtet. Ihre Strahlen ſind des Ebers Goldborſten, aber der dem Freir um Mittewinter geopferte Eber bezog ſich auf den Tod des Jahres in der längſten Nacht, die der Wiedergeburt des Lichts vorhergeht. Der Eber, das lichtfeindliche, nur feuchte, ſchlammige Orte aufſuchende Thier, das in der Sommerwende den ſchlafenden Odin getödtet hatte (ſiehe S. 54), muß in der Winterwende es mit dem eigenen Blute bezahlen, und weil es durch den herbeigeführten Tod Odins die Vegetation zerſtört, ſo muß es nun alljährlich in dem Zeitpunkt,

*) Freir heißt darum auch Frode (d. i. Friede, Friedrich.)

wo die Tageslänge wieder zunimmt, als Sühnopfer für ein fruchtbares Jahr dem Freir — denn dieſer iſt nur der ſchwediſche Name für Odin — geſchlachtet werden. Muthmaßlich wurden ihm auch um dieſe Zeit die von Saxo ebenfalls erwähnten Menſchenopfer gebracht, denn im Winter iſt der Gott ein grollender. In der Sage von Olaf findet ſich der Zuſatz, daß man ihm *in ſeinen Grabhügel* zu ſeinem Troſte lebendige Menſchen in das Grab brachte (**Olafss. II., 191 ed. Skalh. cf. Yngl. sag. c. 12**). Als unterweltlicher Gott (Pluto, **Dis**) waltet er auch über den Reichthum (Plutus, **Dives**) **Sn. 28 Egilss. S. 677.** Und wie Odin nur begüterte Todte in ſein Reich aufnimmt (S. 141), ſo ſieht auch Freyr die Armen nicht mit günſtigem Auge an (**Fornm. sög. 2, 74**). Und weil Eidleiſtende nur die unterweltlichen Gottheiten anriefen — die Hellenen ſchwuren beim Styx, die Römer beim Orcus — ſo rief man in Schweden den Freir zum Zeugen der Wahrheit an (**Egilss. 5, 365**). Nach **Sn. 131** ſitzt er mit Odin und Thor zu Gericht. Und weil der Eber das Thier der Finſterniß — vielleicht ſeiner kleinen Augen halber und ſeines ſtets zur Erde geſenkten Blicks, und weil ſein Aufwühlen des Bodens die Sehnſucht nach der Unterwelt verräth? — weshalb ſchon die Griechen das Ferkel (*φορκος*, **porcus**) mit der Unterwelt (**Orcus***) und dieſe wieder mit dem Eid (*ὁρκος*) in Beziehung brachten, Phorkys, den Vater der ſchweinszahnigen Gräen (Göttinnen des Alters) in einer Grotte wohnen ließen, und der Tod-

*) Wir haben nur noch die lat. Benennung, aber daß *πορκος* den Griechen auch die Hölle war, leuchtet aus den Worten des Phanokles V. 19. hervor, wo er von der Laute des Orpheus ſagt: *ὁρκȣ στυγνον ἐπειθεν ὑδωρ.*

tenfrau Demeter Schweine in unterirdiſchen Kapellen ($\mu\varepsilon\gamma\alpha\varrho\alpha$) hielten (Paus. IX, 8), ſo hatte nicht nur in Latium der Fetiale an das erſchlagene Ferkel den Fluch für Meineid gebannt (Liv. I, 24. IX, 5), bei Bündniſſen das Schwein zum Opferthier gewählt (Aen. 8, 639. 12, 170. Varro R. R. II, 4, 9: initiis pacis foedus cum feritur, porcus occiditur), ſondern auch der europäiſche Norden legte auf der Eberhaut ſtehend Eide ab *). Wer dem Freir kein lebendes Schwein um Mittewinter opfern konnte, der brachte es im Bilde auf einem Backwerk dar, und auf Freirs heiligen Julgalt deutet die noch jetzt in einigen Gegenden Norddeutſchlands heimiſche Sitte, Backwerke mit des Ebers Geſtalt um Weihnacht zu verkaufen (Müllenhof, Schleſw. Holſt. S. XLIV.) Die Spuren des wirklichen Eberopfers haben ſich aber noch in England forterhalten, wo das Haupt des Wildſchweins — der Kopf des Opferthiers gehörte ſtets der Gottheit, der man es opferte, den Rumpf behielt der Opferer — auf feſtlichen Tafeln in der Chriſtnacht als Schaugericht erſcheint, aber im Mittelalter auch mit Lorbeer und Rosmarin geſchmückt wurde. Mancherlei wurde dann damit vorgenommen. In einer Ballade von Arthurs Tafel heißt es: Dreimal wird mit einer Ruthe darüber geſchlagen, und dann können es nur die Meſſer tugendhafter Männer anſchneiden. Ein ander Mal zeigt ſich ſogar ein lebendiger Eber im Saal, und ein kühner Held ſchneidet ihm das Haupt ab. Zu Orford ſtellen ſie auf Weihnachten ein Eberhaupt aus, tragen es feierlich um und ſingen: caput apri defero reddens laudes domino! (Da bringe ich des Ebers Kopf und ſinge unſres Herrn Lob!)

*) Die Sitte des Ebergelübdes hat Grimm (Deutſch. Rechtsalterth. S. 900 sq.) erlautert.

In Island wurde bei feierlichen Eiden außer dem „allmächtigen As" (Odin) nur Freir und

Njördhr

angerufen, der Letztere iſt Vater des Freir — obſchon nach anderer Angabe (**Forn. sög. 2, 12**) Odin; ſchon deßhalb, weil Freir zu den Aſen gehört, die ſämmtlich Odins Kinder ſind — wahrſcheinlich Freir ſelbſt, denn die Ynglingaſaga (c. 11) ſtellt ihn als Verleiher des Friedens und geſegneter Ernten hin, und Grimm will in der von Tacitus erwähnten deutſchen Naturgöttin Nerthus die Freia erkennen, und glaubt daraus folgern zu dürfen, daß Freias männliches Ich, Freir, zugleich Njördr geweſen ſey, deſſen Name ſchon einen Nährer oder Nahrungsſpender ankündigt. Reich, wie Njördr, gilt ſprichwörtlich von einem Wohlhabenden (**Vatnsd. s. 202**). Zufolge **Sn. formali 10** ſoll Njördr, wie Saturn, im Weinbau und Ackerbau, gleich einer Erdgöttin, unterwieſen haben. Dem Njördr, wie ſeinem Sohne Freir, wurde bei feierlichen Opferſchmäuſen der zweite Becher getrunken — dem Odin (ſiehe S. 193) oder Thor (ſiehe S. 285), wohl der erſte — um fruchtbare Zeiten zu erlangen (**Sag. Hakon. god c. 16**); Odin hatte den Njördr mit Freyr zum Vorſteher der Opfer eingeſetzt (**Yngl. sag. c. 11. Sn. 354**), aber die Mythologie aller Völker lehrt, daß die Götter Begründer ihres eigenen Cultus, ihre eigenen Prieſter ſind (Creuzer Symb., 2te Ausg. I. S. 19). Mit Odin berührt ſich Njördr, inſofern er über den Wind und die Wogen herrſcht, daher er auch von Seefahrern und Fiſchern angerufen wurde. Nur drei Sommermonate läßt ſich im Norden das Meer beſchiffen, darum wohnt Njördr nur drei Nächte am Seegeſtade, aber neun Nächte

mit ſeiner Gemahlin Skadi (Schatten?), jener Tochter eines (Eis-) Rieſen im Gebirge, d. h. im Berge — in der Unterwelt. Skadi erhielt zur Sühne für den Tod ihres Vaters, des vom Donnergott erlegten Rieſen Thiaſſi, die Erlaubniß, ſich unter den Aſen einen Gemahl auszuſuchen, doch unter der Bedingung, daß ſie von ihrem künftigen Gatten nur die Füße ſehen ſollte*). Sie wählte Njördr, den ſie wegen ſeiner glänzenden Füße für

Baldr

hielt. Dieſer war der eigentliche Repräſentant des Frühlings, denn ſein Tod fällt in die Mittſommernacht, wo die Tage wieder zunehmen. Loki's (des Endigers) Liſt hatte ihn dadurch herbeigeführt, daß er — als die Aſen ſich daran ergötzten, mit Steinen, Geſchoßen und Waffen aller Art auf Baldr zu werfen — den blinden Hödhr (Hader, Haß), alſo den Repräſentanten der dunkeln Jahrhälfte**), beredet hatte, mit einer Miſtel nach ihm zu zielen. Zu der Wahl der Vogelbeere ſoll, wie die Mythe berichtet, den Loki der Umſtand vermocht haben, daß Baldrs Mutter — als ihr der Sohn einen beunruhigenden Traum, daß ſein Leben in Gefahr ſey***),

*) Als Wintergöttin und Rieſentochter vermählt ſie ſich dem Spätſommer.

**) Saxo verwandelte dieſen eddiſchen Gott in einen ſchwediſchen König Hother, der mit Baldr, Odins Sohn, um Nanna's Hand buhlt.

***) Der ähnliche vergebliche Warnungstraum des Förſter Bärens, der oben für den Odin erkannt wurde, läßt vermuthen, daß Baldr im Traum nicht die Miſtel, ſondern einen Eber als die Urſache ſeines Todes erblickt haben werde, welches Thier die Miſtel in den Weihnachtsgebräuchen eine Rolle ſpielt (ſ. S. 322. 325 Anm.) Aber den Eber hatte er durch die von ſeiner Mutter gebrauchte Vorſicht nicht mehr zu fürchten; ſo mußte denn, damit der Traum kein Schaum würde, die Miſtel des Ebers Amt verwalten. Wird aber alljährlich um Mittewinter nicht dem Baldr, ſondern dem Freir das Schwein geopfert, ſo gilt dies als ein Beweis mehr für die Identität beider Götter.

mitgetheilt — allen Thieren, Pflanzen, Steinen und Giften den Eid abgenommen hatte, daß ſie ihm nicht ſchaden wollten. Nur den Miſtelſproß, der eben aus der Erde hervorkeimte*), ihr alſo noch zu jung ſchien, hatte ſie übergangen. Loki hatte ſich in Geſtalt einer Frau zur Frigg begeben, und ſie gefragt, ob ſie wiſſe, was die Aſen in ihrer Verſammlung vorhätten. Sie antwortete: alle ſchießen zum Ziel nach Baldr, ohne ihm zu ſchaden. Da ſagte Frigg: Waffen, Thiere und Pflanzen werden ihm nicht ſchaden, ich habe ſie alle in Eid genommen. Da fragte die Frau, ob ihr denn alle möglichen Dinge geſchworen hätten, ſeiner zu ſchonen? Frigg antwortete: es wüchſe ein kleines Bäumchen weſtlich von Walhall, Namens Miſteltein, das hätte ihr aber zu jung geſchienen, um es in Eid zu nehmen. Darauf ging die Frau fort. Loki zog nun den Miſtelſtein auf, und ging damit zur Verſammlung, wo er Hödr zum Schießen verleitete, und weil dieſer blind war, ihm die Hand führte. Der wahre Grund aber, weshalb ſich Loki von der Miſtel den ſicherſten Erfolg verſprach, war dieſer: weil ſich die Blume der Miſtel in der Sommerwende entfaltet; ſie blüht alſo zu einer Zeit auf, wo andere Blumen ſchon altern, und iſt durch ihr beſtändiges Grün, und weil die Beere in der Winterwende reift, alſo ihr der Winter nichts anhaben kann, Hödrs paſſendſte Waffe**). Hödr warf und Baldr ſank

*) Die Miſtel entſteht, wenn ein Vogel eine unverdaute Vogelbeere auf einen Aſt der Eiche fallen läßt, wo ſie zum gedeihlichen Boden etwas Moos findet, und daraus hervorwächst.

**) Das beſtändige Grün der Miſtel eignete ſie zum Sinnbild der ſich ſtets erneuenden Zeit, daher ihre myſtiſche Bedeutung am Weihnachtsabend — wo ſie in Wäles von den Landleuten noch jetzt ins Dach gehängt wird, und die Männer ihre nach Leibesſegen ſich ſehnenden Frauen darunter hindurch-

entſeelt zur Erde. Die Aſen wurden ſprachlos vor Schreck, ſie wagten aber nicht, Rache gegen den Urheber zu üben, denn der Verſammlungsort war heilig und gefriedet. Odin jedoch kannte die Schwere des Unglücks am beſten, denn er als Jahrgott, als Inbegriff der geſammten Zeit, als Erntegott insbeſondere, konnte die Folgen vom Tode des Frühlings am richtigſten vorausſehen. Man beſchloß, in Hels dunkle Wohnung einen Boten abzuſenden, und Löſegeld für Baldr anzubieten. Hermode, der flinke Götterbote (Hermes), beſtieg alſo Odins achtfüßiges Roß Sleipnir (das wir ſchon S. 102 als Todtenpferd kennen gelernt), und ritt eilends von dannen. Inzwiſchen nahmen die Aſen Baldrs Leiche, und führten ſie zur See, in welche ſie das Schiff Hringhorn laſſen wollten, um es zu verbrennen, aber es ging nicht von der Stelle, ſo daß nach der Rieſin Hirurkin (Feuerwirbel) nach Jotunheim geſchickt werden mußte. Sie kam, auf einem Wolfe*) reitend, hatte Nattern zu Zügeln, trat zum Schiffe und ſtieß es mit Einem Ruck in's Meer, ſo daß es Funken ſtob und die Erde zitterte. Baldrs Leiche wurde nun in's Schiff getragen, und ein Scheiterhaufen angezündet (das Johannisfeuer in der Mitteſommernacht), um die umgehenden Geſpenſter zu vertreiben**). Als die trauernde

---

führen — und in der Neujahrsnacht, wo man im ſüdlichen Frankreich: Au gui l'an neuf! ruft d. h. zur Miſtel! (gui ein ins Franz. übergangenes bretagniſches Wort) das neue Jahr iſt da! Dieſer Ruf galt in der Druidenzeit als Aufforderung, die Miſtel abzuſchneiden.

*) Ueber denſelben als unterweltliches Symbol ſ. S. 148.

**) Wie man vorher an Baldrs blutigen Tod gedacht, ſo erinnerte man ſich nun an das blutende Haupt des Täufers, und gab der Staude (Hypericon quadrangulare), an der man einſt Baldrs Blut zu ſehen glaubte, den Namen Johanniskraut (dän. St. Hans Urt, Blodblomſter, norw. Mandellod), kurz

Wittwe (die weibliche Perſonification des Frühlings) dieß ſah, barſt ſie vor Kummer, und wurde zu ihrem Mann auf den Scheiterhaufen gelegt. Dorthin wurde auch ſein Pferd geführt.

Bei dieſem Brande waren vielerlei Leute gegenwärtig. Freir fuhr in einem Wagen herbei, den der Eber Goldborſte zog. Heimdalr, der Sohn von neun Müttern, ritt das Roß Gultoppr (Goldzopf), Freia erſchien in ihrem Katzengeſpann; auch Odin und Frigg waren nicht ausgeblieben. Daß die dem Tod ſein Opfer ausſuchenden Walkyrien und Odins Raben bei einer Leichenfeier nicht vermißt worden ſeyen, läßt ſich von ſelbſt ſchließen. Die Letztern, Hugin (Gedanke) und Munin (Erinnerung) genannt, durften ſchon als tröſtende Sinnbilder der geiſtigen Fortdauer, worauf auch ihre Namen anſpielen, nicht fehlen. Der Ynglingaſaga (c. 7.) zufolge waren ſie es, die durch ihre Fähigkeit der Rede im Stande, aus allen Weltgegenden Nachrichten mitzutheilen, den Odin zum Allwiſſenden gemacht hatten. Die Raben wären eigentlich, wofür dieſe Vögel ſchon von den Indiern gehalten wurden: Seelen der Verſtorbenen (repraesentant animas defunctorum, ſagt P. Paulinus a Bartolomo ausdrücklich). Auch wiſſen die Brahmanen von zwei unſichtbaren Genien, welche fortwährend auf den Schultern des Menſchen ſitzen, und nicht nur alle ſeine Handlungen und Reden belauſchen, ſondern auch ſeine geheimſten Gedanken erſpähen, um hierauf in der andern Welt Rechenſchaft abzulegen von der irdiſchen Lebensweiſe des Abgeſchie-

---

alle Heilkraft Baldrs ward zur Mirakelgabe des neuen Heiligen. Auf Island, den Faröern, in Schonen, Jütland ꝛc. wird die hellſtrahlende Anthemis Cothula, die in der Sommerwende blüht, noch jetzt Baldrs Braue genannt.

denen. Nun hatten aber alle Seelen ihren Urſprung von Odin, der Weltſeele, daher fliegen die Raben, Gedanke und Erinnerung, von Odin aus und zu ihm wieder zurück. Erſterer mochte die Seele vor ihrer Einpuppung in den Leib repräſentiren, der Andere die Seele, welche die irdiſche Hülle bereits abgeſtreift hatte. Denn, wenn die Nebelkappe der Sinnenwelt von dem geiſtigen Auge abgezogen iſt, ſieht die Seele wieder klar und hell. Sie erinnert ſich wieder ihrer himmliſchen Heimath und des Zwecks ihres Erdenlebens. Auch alle Handlungen, gute wie böſe, die ſie auf Erden begangen, und deren Mehrzahl ihr aus dem Gedächtniſſe entſchwunden, reihen ſich jetzt zu einem Ganzen, und bieten eine Ueberſicht des ganzen Erdenlebens, ſo daß die Seele des Laſterhaften ihr eigener Richter wird. Dieſer Zuſtand tritt unmittelbar nach dem Tode des Leibes ein. Darum konnten Odins Raben bei Baldrs Leichenfeier am wenigſten vermißt werden.

Odin legte jetzt ſeinen Ring Draupnir (den träufelnden Thau?) auf den Holzſtoß, und Thor weihte den Scheiterhaufen, ehe er angezündet wurde, mit ſeinem Hammer *). Hermode ſah, in Hels Wohnung angekommen, wirklich dort ſeinen Bruder Baldr auf einem Hochſitz bei den Todten. Hela antwortete: nun müſſe ſich zeigen, ob Baldr ſo reich ſey an Freunden, wie man behauptete. Wenn alle Dinge in der Welt ohne Ausnahme ihn beweinten, ſo ſoll er wiederkehren dürfen. Da ſandten die Aſen Botſchaft über die ganze Welt, daß alle Dinge Baldr aus der Gewalt der Hela (Hölle) weinen möchten. Alle thaten es, Menſchen, Thiere, Erde, Bäume, Steine und Erze, wie man noch

*) Der Grund dafür iſt S. 280—281. angegeben.

dieſe Dinge weinen ſieht, wenn ſie aus der Kälte in die Wärme kommen. Aber da die Geſandtſchaft wieder heimkehrte, fanden ſie an einem Felſen eine Rieſin, Namens Thöck, und ſie baten ſie, Baldr aus der Hölle zu weinen. Dieſe aber antwortete: „Thöck möchte weinen mit trockenen Thränen Baldrs Leichenzug, Todter oder Lebender Sohn nöthige ich nicht; Hel behalte ihren Raub.“ Thöck war aber wieder nur der verkleidete Loki geweſen, der als „Endiger“, was ſein Name bedeutet, nur im Intereſſe der Todtengöttin handeln konnte. Daß er es geweſen, hatte er, dem Gedichte **Lokaglepsa** (Loki's Schmähung) zufolge (in der ältern Edda), bei Aegirs Gaſtmahl, wo er ſich unter die Götter eindrängte und ſie mit Schmähungen überhäufte, ſelbſt geſtanden.

Allem Anſchein nach war Baldr nur ein anderer Name für Freir — nur daß Letzterer zu den Vanen gezählt wird, wie Jener zu den Aſen. — Wie Othin in der Walhalla, Thor, Nörhr und Freir (zur Winterszeit) im Hügel (ſ. S. 231, 321) hauſen, ſo Baldr in dem dunklen unterirdiſchen Reich der Hela *). Baldrs Name zeigt einen „weißen Gott“ an, wie es der Biel-

*) Balders Hügel in Dänemark, deſſen Lage jetzt Niemand weiß, und welcher Saxo in dem Glauben beſtärkte, dieſer Gott ſey ein ſterblicher Held geweſen, beweist nichts weiter, als daß Baldr dort im Geſang oder in der Sage des Volkes lebte, denn dieſe pflegt durch dergleichen Umſtände ſich überall zu localiſiren. Im Chronicon Erici regis heißt es, daß Baldr als König (!) in Dänemark ſeinem Vater Othen gefolgt ſey; Frithlaffs Sohn, „welcher ein großer Zauberer war und als Gott verehrt wurde, weshalb die Griechen von den Dänen ein goldenes Bild von ihm mit großer Ehrfurcht empfingen.“ Hier wird von dieſem Oden daſſelbe erzahlt, was Saxo vom Mith-Odin (ſ. S. 240) berichtet; er ſey nämlich plötzlich auf Fyen (bei Odenſee) geſtorben und dort begraben worden. (Geijer Urgeſch. Schw. S. 220 Anm.)

bog der Slawen, der Belen der Kelten war. Er iſt die Perſonification des hellen Sommerlichts, und wie die Römer den Hercules, d. i. die Alles ſehende Sonne zum Zeugen der Wahrheit anriefen (Me Hercle!) oder den Pollux (πολυ-λευκῆς, d. i. der ſehr Weiße, viel Leuchtende), ebenſo ſchwuren die Genter „by den witten god“ (bei dem weißen Gott *), welcher aber kein anderer als Baldr (vgl. S. 331 Anm.) war. Denn auf die weite Verbreitung von Baldrs Cult laſſen die vielen Ortsnamen auch außerhalb Scandinaviens ſchließen, wovon ich hier nur die ſchwäbiſchen namhaft mache, als: Baldern, ein Flecken Baldringen, Amt in der Abtei Ochſenhauſen, Baldersweil, Dorf bei Kletgau, Baltingen, Dorf bei Biberach **). Das Dorf Belſen zwiſchen Tübingen und Hechingen iſt zwar von Mone auf den keltiſchen Beal, Belen bezogen worden; gewiß aber ſind beide Götter Ein Weſen, ſo wie es keinem Zweifel unterliegt, daß Belgien, wo man bei dem „weißen Gott“ ſchwur, vom Dienſt dieſes Gottes den Namen hat. Für das Vorkommen des Gottes Baldr in Deutſchland zeugt ein verſchollener Mythus, der uns zugleich mit einem andern im Norden ungenannten Namen des Gottes bekannt macht, und welchen Grimm (S. 205) im Auszuge mitgetheilt. Der Inhalt des Mythus iſt: „Als Phol und Wodan einmal zu Walde ritten, ſey Baldrs Fohlen der Fuß ausgerenkt, und ſogleich die größte Sorgfalt der Himmliſchen erwieſen worden, ihn wieder einzurichten; doch weder Sindgund und Sunna, noch Frua und Fulla vermochten es, erſt Wo-

---

*) Wolf N. S. Nr. 55.

**) Ein Ort Balderſchwang im Vorarlberg, öſtlich von Bregenz, läßt zweifelhaft, ob er nicht nach einer Perſon Baldheri benannt ſey.

dan der Zauberkundige ſelbſt konnte den Fuß beſchwören und heilen.“

Hierzu merkt Grimm an: Dieß Ereigniß iſt der Edda ſo wenig als andern altnordiſchen Sagen bekannt. Doch was ein heidniſcher Spruch ſchon vor dem 10. Jahrhundert in Thüringen wußte, hat ſich ſeinem weſentlichen Inhalt nach in Beſchwörungsformeln geborgen, die noch unter dem ſchottiſchen und däniſchen Landvolk leben, nur daß auf Jeſus angewandt wird, was die Heiden von Baldr und Wodan glaubten *).

Weiter macht Grimm auf mehrere Ortsnamen aufmerkſam, die einen ehemaligen Cultus des Phol in Deutſchland vorausſetzen laſſen, als: das Dorf Phulsborn, unfern der Saale; von den Städten Apolda,

---

*) S. 93 haben wir uns überzeugt, daß Jeſus noch über Wodan ſteht, denn während Wodan nur den lahmen Fuß des Pferdes heilt, ſchneidet der Heiland ſogar ein geſundes Bein ab, um ein neues Hufeiſen etwas bequemer aufzuſetzen, und richtet Alles wieder ſo ein, als ob nichts vorgefallen wäre. Daſſelbe Kunſtſtück gerieth aber auch einem nicht einmal in beſonderm Rufe ſtehenden Sanctus, ich meine den h. Albo, der zufällig mit Baldr etymologiſch verwandt iſt, denn Albus heißt: der Weiße. Die Legende berichtet: Führte man ein Pferd zu ihm, ſo löste er den Fuß ab, trug dieſen in ſeine Werkſtätte — denn er war ein Hufſchmied — beſchlug denſelben, und brachte ihn dann dem Eigenthümer zurück, indem er ihn vermittelſt einiger Gebete und geſchlagenen Kreuze wieder an das Bein anfügte. (Hirzel, Anſ. v. Ital. I. S. 238 Anm.). Zwar hat das erlahmte Pferd Baldrs, wenn man dieſen als Lichtgott auffaßt, ſeinen vollen Sinn, denn durch Hemmung des Sonnenlaufes würde großes Unheil auf der Erde erfolgen — eine ſinnige Deutung Grimms S. 205., welcher ich die Heilung des Roſſes vom perſiſchen König Guſtaſp zur Seite ſtelle, deſſen vier Beine (Jahresviertel) nach und nach in den Leib zurückgetreten, durch Zoroaſters Machtſpruch nach und nach wieder hervorgekommen waren, alſo auch hier kalendariſche Anſpielungen — hingegen die beiden Legenden des chriſtlichen Mittelalters von künſtlichen Pferdekuren ſind planloſe Kunſtſtückchen à la Bosco, demungeachtet ſind wir weit entfernt, den Werth der Heiligenlegenden geringer anzuſchlagen, als den der Göttergeſchichte.

Dornburg und Sulza gleichweit entlegen. Urkunden des Mittelalters ſchreiben Phalsborn und Pfolezborn *). Es befindet ſich aber auch ein Falsbronn auf dem fränkiſchen Steigerwald an der rauhen Eberach. Noch deutlicher mahnt an eine Gottheit Baldebrunn in der Rheinpfalz, was wohl Baldrsbrunn geheißen haben muß. Saxo erzählt nach einem nordiſchen Mythus, daß Baldr ſeinem lechzenden Heer in der Hitze der Schlacht einen Brunnen ſchuf **). Jene Ortſchaften ***) bezeugen alſo in ihrem Namen, daß Baldrs Fohlen auch anderswo Quellen hervorgeſtampft, oder aus der Bilderſprache in unſere Redeweiſe überſetzt: Fruchtbarkeit entwickelt habe.

Es befremdet aber, daß Grimm, um das Etymon des Namens Phol zu verfolgen (S. 1210), ſogar bis zum chaldäiſchen Bel †) zurückgeht, nicht aber an das deutſche voll und füllen denkt, womit Fohlen und Füllen (junges Roß) ſich vergleichen ließe; in=

---

*) Sollte demnach Pforzheim früher Pfolzheim — zumal wegen der Nachbarſchaft von Maulbronn! — geheißen haben? denn an Pforte iſt doch nicht zu denken, es müßte denn Pfortenheim lauten. Ueberdies hätte der Name keinen Sinn.

**) Victor Balderus, ut afflictum siti militem opportuni liquoris beneficio recrearet, novos humi latices terram altius rimatus aperuit, quorum erumpentes scatebras sitibundum agmen hianti passim ore captabat. Eorumdem vestigia sempiterna firmata vocabulo, quamquam pristina admodum scaturigo desierit, nondum prorsus exolevisse creduntur.

***) Weiterhin führt Grimm noch einen Ort Phaling an, der auf der linken Seite der Donau unterhalb Straubing liegt. In der Ammergegend gibt es mehrere Polling — dürfte man auch Pollnau in Deutſchböhmen an der bairiſchen Grenze hieher zählen? — Follendorf bei Gotha heißt in Urkunden des 14. Jahrhunderts Phulsdorf. Zwiſchen dem Harze und Thüringen liegt ein Ort Pölde unweit Scharzfeld. (Gehörte dann auch das weimarſche Apolda hieher?)

†) Wenn durchaus Phol (Baldr) mit einem orientaliſchen Gott verwandt ſeyn ſoll, ſo wäre doch zuvörderſt an Pollear,

ſofern Phol als ſynonym mit Freir*) dem Geber der Fülle, dem Urheber der Fruchtbarkeit, als deren Sinnbild das Quellen**) hervorſtampfende Roß vorzugsweiſe zu nehmen iſt. Ein anderer, dem Baldr angehöriger Name, iſt der ſeines mit Nanna erzeugten Sohnes

Forſeti

(**Forasizo** Grimm S. **212**), d. h. der Vorſitzende (**praeses**), denn dieſer dem Monat der „Waage" vorſtehende Aſe ſchlichtet alle Streitigkeiten. Alle, die in ſchwierigen Sachen zu ihm ihre Zuflucht nehmen, gehen ausgeſöhnt von ihm. Götter und Menſchen kennen keinen beſſern Richterſtuhl (**Saem. 42ª Sn. 31. 103.**) Forſeti ſucht Alles in's Gleichgewicht zu bringen, und es gelingt ihm auch in dem Zeitpunkte, wo Tag und Nacht gleich ſind, wodurch auch wieder der ewige Streit des Lichtes und der Finſterniß, der Wärme und Kälte beigelegt wird. Obgleich vom Geſchlechte der Lichtgötter (Aſen), ſo entſcheidet er doch — ſo groß iſt ſeine Gerechtigkeitsliebe — beim Herbſt-Thing (am Michaelstag vgl. S. **241**) zum Vortheil der Rieſen oder des Dunkels. Forſeti wurde auch von den frieſiſchen Bewohnern Helgolands (Heiligenland) und von den Sachſen verehrt. Forſeti bildet aber nur die eine

---

den Ehengott der Inder, zu denken, welcher auch dem Apollo ſeinen Namen geliehen haben mochte, weil Letzterer in Troas und Lampſacus auch als priapaiſcher Gott gekannt ſeyn mußte, denn nur die etymologiſche Verwandtſchaft von Priapus und Priamus läßt es begreiflich finden, daß die Priamiden Troilus und Hector auch als Söhne Apollo's aufgeführt werden.

*) Im Sanſkrit bedeutet pri fruchtbar ſeyn, und phul blühen, Blüthe und Frucht beherbergen aber den gleichen Sinn.

**) Aus dem Brunnen holt der Storch die Kinder!

Seite Baldrs, von dem es gleichfalls heißt, daß ſein Ausſpruch unumſtößlich iſt; die andere Seite iſt

Heimdalr,

welcher (Saem. 72^{a}) wie Baldr „der weiße As“ hvitastr asa genannt iſt. Seine weiße Farbe möchte aber nicht, wie bei Baldr, auf die Helle des Tageslichts, ſondern auf das bleiche Mondlicht zu beziehen ſeyn. Er iſt der Mond, dem die deutſchen Stämme, ausnahmsweiſe von andern Völkern, männliches Geſchlecht beilegen. Er wohnt in Himiebjörg (Himmelsberg), und wacht an der Regenbogenbrücke (Bifröst) gegen die Ueberfälle der Rieſen *). Als Wächter der Götter ſteht er bei Nacht wie wie bei Tage (Sn. 30.) Wie der Inder vom Mondgott Menu die Repräſentanten der vier Kaſten zeugen läßt — weil die Seelen aus dem Monde auf die Erde verſetzt werden — ſo ſoll Heimdalr einſt unter dem Namen Rig **) auf Erden gewandelt, und mit drei Frauen (☽, ☉, ☾), die drei Stände: Sclaven, Freie und Edle gezeugt haben, daher im Anfang der Völuſpa alle erſchaffenen Weſen „Söhne Heimdalrs“ genannt werden. „Distributor mundi“ wird Heimdalr (Lex. Isl. 137^{a}) genannt, weil nach dem Mondwechſel das Jahr und die Zeit

*) Inſofern der Regenbogen der Seelenpfad, die Geiſterbrücke, ſo wäre zu vermuthen, daß der Glaube: die Seelen der Abgeſchiedenen werden in den Mond verſetzt, auch im Norden bekannt war.

**) Rig (Glanz) iſt Erich (vergl. S 67) der Wandler durch die „Eriksgaſſe“, welche die Milchſtraße iſt, die aber, wie der Regenbogen, als eine Brücke der Seelen aus dem Himmel zur Erde gedacht ward. Auſſerdem iſt die Milchſtraße der Pfad, welchen der leuchtende Gott des Mondes zur Nachtzeit zu wandeln ſcheint.

überhaupt eingetheilt wird (Müller S. 230). Inſofern iſt es auch natürlich, ihn bei Erſchaffung der Menſchen thätig wirkend zu denken. Das feuchte Mondlicht bringt den Mond zum Waſſer in Beziehung. Da nun der Meerrieſe Aegir 9 Töchter zeugte, ſo ſollen, nach Müller, dieſe die 9 Mütter Heimdalrs ſeyn. Dieſer Anſicht Müllers ſtelle ich eine andere von Legis (Alkuna S. 75) gegenüber, welcher bei Heimdalrs 9 Müttern an die 9 (?) Farben des Regenbogens denkt; die einzig befriedigende Deutung möchte die S. 140 Anm. angegebene ſeyn, welche in der Neunzahl eine Beziehung zur Seelenwanderung anerkennt. Heimdalr, der bei Erſchaffung der Weſen thätig, wird darum am jüngſten Tage in's Gjallarhorn (Gellhorn) ſtoßen, d. h. die Poſaune der Auferſtehung blaſen. In ihm ſind alle Seelen enthalten, er hat alle 9 Welten bereits durchwandert, von der Schöpfung bis zum Untergang der Zeitwelt. Er iſt darum der neunmal Geborne, er hat alle Wiedergeburten bereits überſtanden. Mit Abſicht wurde ihm im Norden das Mittſommernachtsfeſt gefeiert, wo die Sonne ihren Kreislauf vollendet hat, und wieder rückwärts ſchreiten — bildlich: ſterben — muß, um in der nächſten Winterwende wieder geboren zu werden. Darum thront auch Heimdalr in „Himmelsberg", wodurch der höchſte Standpunkt der Sonne angedeutet iſt. Er iſt der Mondgott; und das Zeichen des Krebſes, in welchem die Sonne um Sommermitte ſich befindet, hieß bei Macrobius: die Mondpforte, durch welche die Seelen in die Geburt herabkommen, entgegengeſetzt der Sonnenpforte in der Winterwende, wo die Seelen wieder in's Lichtreich zurückkehren.

Der Umſtand, daß in den Rheingegenden der zweite Mai mit dem Namen Pfultag oder Pulletag be-

legt wird, daß aber am Abend des erſten Mai dem keltiſchen Frühlingsgott Beal oder Belen zu Ehren das ſogenannte Beltein*) oder Walpurgisfeuer angezündet wurde, iſt ein mächtiger Beweis für die Identität Phols und Baldrs; denn, wie vorhin gezeigt wurde, fand Baldrs Tod in der Mitſommernacht Statt, die Anzündung ſeines Scheiterhaufens war das Urbild aller Johannisfeuer, welche an einigen Orten die Walpurgisfeuer erſetzen. Der Zweck dieſer beiden Feuer war das gleiche: alle naturfeindlichen Gewalten zu verſcheuchen. Phol oder Baldr, der Urheber der Fruchtbarkeit, war ja ihr entſchiedenſter Gegner, jene Feuer eine Erinnerung an ſeinen ſtellvertretenden Opfertod, welchem als dem eines Gottes beſondere Sühnkraft zugeſchrieben wurde. Aehnlich ſchlachtete man im Dionyſuscult im Frühlinge einen Stier, von dem alle Anweſenden ein Stück ſeines Fleiſches eſſen mußten, wodurch man aller Mißernte vorgebeugt glaubte, weil der Stier den Dionyſus, den Spender der Feldfrüchte, ſelber repräſentirte. Auch noch ein anderer Zug der Sage, nämlich der, daß auch Baldrs Roß mit der Leiche ſeines Herrn verbrannt wurde, ſpricht für die richtige Deutung dieſer Ceremonie, denn in Irland wird noch jetzt ein Pferdekopf zur Abwehr böſen Zaubers (ſ. S. 100) in das Johannisfeuer geworfen. Dort hieß der Gott Bealdäg. Daß ein Opfertod, nach der Weiſe Baldrs, hier unerläßlich ſchien, bezeugt Armſtrong (s. v. *bealtain*, wo er in der Beſchreibung des Belfeuers einer

*) Daher die vielen Ortſchaften „Beilſtein" in vielen einſt von Bekennern keltiſcher Religion bewohnten Ländern. Die Verſtümmlung des Namens trat ein, als man ſich der urſpr. Bedeutſamkeit dieſer Stätten für den Cultus nicht mehr bewußt war.

Ceremonie erwähnt, aus welcher erhellt, daß die Hauptperſon ehedem beſtimmt war, to be sacrificed to Beal, whose favour they mean to implore in rendering the year productive, the devoted person is compelled to leap three times over the flames. Hierzu merkt Grimm an: Die gottesdienſtliche Beziehung läßt ſich hier gar nicht verkennen. Man ſieht an dem dreimaligen Laufen durch die Flamme, daß es hauptſächlich auf einen Menſchen abgeſehen war, der den Gott gnädig machen ſollte, daß aber ſpäter Viehopfer an deſſen Stelle traten, und endlich von der leiblichen Darbringung nur ein Springen über das Feuer für Menſchen und Vieh übrig blieb. — An die Stelle des wirklichen Opfertodes mochte ſpäter in Irland das am Maiabend übliche Peitſchen mit Neſſeln getreten ſeyn (Ir. Elfenm. S. 229), denn ganz ohne Blut durfte es bei dieſer Art von Opferfeſt nicht abgehen. Da die Palilien der Römer, welche der Göttin Pales zu Ehren im Frühling Statt fanden, mit gleichen Ceremonien begleitet wurden — nämlich man ließ die Heerde über das angezündete Strohfeuer ſpringen, in dem Glauben, daß dann die Göttin für die Mehrung des Viehes ſorgen werde, der Name Pales aber an palus = φαλλος, das Organ der Fortpflanzung erinnert, und palus die Bedeutungen Stammbaum und Baumſtamm in ſich vereinigt, Letzterer bekanntlich jener von den Engländern *maypole* genannte Maibaum iſt, welcher den Mittelpunkt bildete, um welchen das Maifeuer angezündet wurde — ſo braucht man bei der am Tage liegenden Bedeutung dieſes Symbols nur das Wort pole (Pfahl) mit dem ältern angelſächſiſchen *pol* zu vergleichen, um in dem Namen des Gottes, deſſen Eigenthümlichkeit dieſer Pfahl andeuten ſollte — nämlich

den „Pfahl im Fleiſche" *), um mich der eigenen Worte des Apoſtels Paulus zu bedienen — allſogleich den Fruchtbarkeit verbreitenden P h o l herauszufinden.

Inſofern Baldrs Tod in der Mittſommernacht das Vorbild des Weltuntergangs war, ſo ergibt ſich als natürliche Folge, daß

V a l i

oder Vali (der Weiße, wie Baldr) in der entgegengeſetzten Sonnenwende ſeinen Platz einnimmt, wo das Licht wieder zunimmt, denn Vali war es, welcher den blinden Hödr, den obwohl unabſichtlichen Mörder Baldrs, auf den Holzſtoß legt. Darum feierte man um jene Zeit die ſogenannte Kyndelmisse (ein Fackelfeſt = Lichtmeß), und erluſtigte ſich dabei durch Freudenfeuer. Weil er ein Vorbote des wiederkehrenden Frühlings, ſo mußte die winterliche Gattin Odins, Rinda (die zugefrorne Erde) ſeine Mutter ſeyn. Vali iſt der erſte Tag des Jahrs, oder — weil der Scandinavier nur nach Nächten zählte — die erſte Nacht. Darum ſagt die Edda (Saem. 6^b 95^b) von ihm: Nur eine Nacht alt, habe er ſchon den Tod ſeines Bruders Baldr an Hödr, den perſonifizirten Winter, gerächt. Eine ähnliche Aufgabe ward einem andern Sohn Odins,

W i d a r,

zu Theil. Er ſoll einſt den Tod ſeines Vaters an dem Wolfe Fenrir rächen, welcher beim Weltuntergang den Odin ſelber verſchlingen wird. Zu dieſem Behufe iſt ihm der mächtige Eiſenhandſchuh verliehen, deſſen

---

*) σκωλοψ ἐν σαρκί (σ-κωλοψ iſt verwandt mit colus, ein langes Stück Holz, Spinnrocken).

oben gedacht worden iſt; denn mit dieſem tritt er Alles, auch beim heftigſten Widerſtande, zermalmend nieder. Ihm wird aber auch gleiche Stärke, wie Thor nachgerühmt. Weil Widar die Götter und die Schöpfung überlebt, ſo möchte ſeine Stummheit daraus erklärt ſeyn, denn auch die Laren (die Todten) ſind ſtumm, ihrer Mutter Lara war die Zunge ausgeriſſen worden. Andere ſchließen aus Widars Sprachloſigkeit auf ſeine Regentſchaft im December, wo die ganze Natur todt iſt. Ihm vorher geht der Schlittſchuhläufer

Uller,

den wir S. 240 als Mit-Odin erkannten, der während Odins winterlicher Entfernung aus ſeinem Reiche die Weltherrſchaft führt, alſo gleichſam Mitregent iſt. Seine gerühmte Fertigkeit als Bogenſchütze gibt ihn als denjenigen zu erkennen, welcher dem Monat des „Schützen" vorſteht, wo der Tod die meiſten Pfeile verſendet, aber als Mit-Odin repräſentirt er den ganzen Winter, und iſt folglich der geübteſte Schlittſchubläufer. Weil der Winter auf den Sommer folgt, darum iſt der Donnergott ſein Stiefvater — ſein eigentlicher Vater war Odin — ſeine Mutter die Erntegöttin Sif. Eigentlich war er Odin ſelbſt als — wilder Jäger, daher er *Weidi* As (der weidmänniſche Aſe) unter ſeinen Beinamen zählt.

Bei dem Namen Uller haben Andere an den Sender der Schneeflocken (Ulle = Wolle, wie orm = Wurm, Odin = Wuodan) gedacht, man vgl. Grimm S. 209 Anm. und Legis „Fundgruben des Nordens" II. S. 135, ich hingegen möchte nicht Ulle mit Wolle, ſondern mit Hülle vergleichen. Der Schütze Uller wäre

demnach der Jäger H u t bert (Hubert), Robin H o o d, den wir oben als trefflichen Schützen erkannten, und deſſen Vornamen Robin oder Robert mit Kuhn aus **Hruoth-peraht** (Glänzender) für abbrevirt zu halten, zu gelehrt und künſtlich erſcheint, ſondern das eigentliche Etymon wäre das ſanſkritiſche **rupa** = λοπη, Robe, Hülle, Uller alſo der breithutige Odin als wilder Jäger, und der Hut bezöge ſich, wie bei „Hütchen“ dem Zwerge auf die Gabe, ſich unſichtbar zu machen, ſo hier auf die Nebelkappe, welche der Sonnengott im November — dem h. H u b e r t gehört der 3. Nov. — aufſetzt *).

Eine andere Perſonification Odins war, inſofern dieſer Gott die Weiſſagung durch Runenſchrift lehrte, der Seher

B r a g u r

oder Bragi. Er heißt der beſte Skalde, denn der Dichter iſt ein Seher, folglich auch umgekehrt. In Bragurs Zunge ſind Runen gegraben. Weil der Prophet auch rückwärts in die entfernteſten Zeiten blickt, darum lieh man ihm die Greiſengeſtalt und einen bis zum Gürtel wallenden Bart. Aus Bragurs Horn wurde Minne getrunken, eine religiöſe Handlung, von welcher aber die Trunkſucht der deutſchen und verwandten ſcandinaviſchen Stämme hergeleitet werden muß, worüber ich an einem andern Orte mich ausführlicher verbreiten werde. Dieſer Sitte des Minnetrinkens zu Ehren Thors,

---

*) U l l e r s d o r f in der Lauſitz läßt vermuthen, daß Wuodan auch unter dieſem Namen in Deutſchland verehrt worden ſey, zumal es drei Dörfer dieſes Namens in jener Gegend gibt, was alſo nicht als Erinnerung an einen ſterblichen Erbauer gedeutet werden kann. Auch der Mannsname U l r i c h könnte hieher gezogen werden, vgl. F r i e d r i c h für F r o d e, Freirs Beiname. Wie aus A l b e r t = A l f r e d, A d a l b e r t, ſo wurde aus U l r i c h ſpäter U d a l r i c h.

Odins und Freia's — ſie beſtand in Bier — entſagte man auch in chriſtlicher Zeit nicht. Man trank dann Chriſti, Mariä und der Heiligen *) Minne.

T y r

iſt von allen Söhnen, welche Frigg dem Odin geboren hatte, ſeinem Vater am ähnlichſten, denn auch er iſt Verleiher der Tapferkeit, Kriegsgott, und wurde in der Schlacht angerufen; wie Odins Name auf die bewegte Luft anſpielt, ſo bedeutet T i s (Ζεύς, ſanſkr. djaus Himmel) den Aether, denn div bedeutet leuchten (lat. sub divo: unter dem Himmel). Das d ging nicht bloß bei den Griechen in z über (vgl. Djauspiter = Jupiter Ζευς πατηρ), denn der altn. Name Tysdagr (Dienſtag) klingt im Ahd. Ziestag, agſ. Tivesdäg — Tyr hat im Gen. Tys, im Acc. Ty — das agſ. Tiv mußte im Ahd. Zio lauten; und wie im Sanſkr. div leuchten, die Wurzel v. devas, ϑεος, deus iſt, weil der Himmel als Götterwohnung gedacht wird, ſo findet ſich dieſelbe Geneſis der Begriffe auch bei den Völkern des Nordens vor, denn in der Edda begegnet man einmal dem Plur. tivar, Götter. Grimm bemerkt: Zwar liegt dieſes tivar von Tyr ab, mag aber doch verwandt damit ſeyn, wie mit Ζεύς, Διός, ϑεός und ϑειῶς. J wird dadurch geſichert, daß die altn. Mundart kurzes iv in y zuſammenzieht. „Iſt aber, folgert er weiter, T u i ſ c o der erdgeborne Stammgott der Deutſchen, für Tivisco, Tiusco zu nehmen *), ſo

---

*) Michaels Minne (Fornm. Sög. 1, 162. (Martinsminne) F. S. 10, 178.)

**) T i u ſ o verhält ſich zu T i u = Z i o, wie manisco (Menſch) zum ältern man (Mann), denn Tuiſco iſt Vater des Mannus (Tacit. Germ. 3.), der erſte Menſch oder Stammvater eines Volkes iſt ſtets der von ihm verehrte, jedoch anthropiſirte Gott.

läge darin ganz deutlich die Bezeichnung eines göttlichen, himmliſchen Weſens, wobei es dahingeſtellt bleibt, ob man ihn auf Wuodan beziehen will.“

Alſo Tyr iſt Odin = Wuodan, und um ſo gewiſſer, als ältere Geſänge den Tyr nicht zu einem Sohn Odins, ſondern, wie dieſen ſelber, zu einem Rieſenſohn machen, auch nach Suhms Zeugniß der Cultus des Tyr im Norden älter iſt, als der Odins (Suhm üb. Od. S. 188). Die frühere höhere Stellung des Tyr geht nicht nur aus ſeiner auch bei ſlawiſchen Völkern gewordenen Anerkennung — Tyrol und Steyermark (Styria) haben von ihm den Namen — ſondern auch ſchon aus ſeiner oben nachgewieſenen Namensbedeutung hervor, die „Gott“ überhaupt bedeutet (er iſt der leuchtende Himmelsgott althd. ziari, glänzend, agſ. tir: Glanz). So heißt Odin: Figtyr, Gautatyr, Thor: Reidhartyr (der fahrende Gott) u. a. m.

Wie Odin bei dem Weltuntergang durch den Wolf Fenrir (Zermalmer) ſeinen Tod finden wird, ſo Tyr durch den Hund Garmr (Cerberus). Aber auch der Wolf war dem Tyr ſchon gefährlich geweſen; wenn auch nicht ihn ſelbſt, ſo hatte er doch das bezeichnende Glied des allmächtigen Weſens, die Hand, einſt verſchlungen gehabt, und zwar bei folgender Veranlaſſung. Tyr hatte Loki's Product, den Wolf Fenrir aufzufüttern, übernommen, eine Beſchäftigung, die er mit Odin theilte, deſſen zwei Wölfe Hate (Haß) und Skolle (Bellender = σκυλαξ, Schakal) alles Eßbare von den dem Odin dargebrachten Opfergaben erhielten — denn für ſich behielt der Gott nur das Trinkbare, Bier und Meth —; als aber die Götter ſahen, wie das Thier täglich zunahm, und alle Prophezeiungen verkündeten, daß er beſtimmt ſey, ihr Unglück zu werden, entſchloſſen

ſie ſich, eine ſehr ſtarke Kette (Leding) zu machen und hießen ihm, ſeine Kraft daran zu verſuchen. Dem Wolf ſchien ſie nicht ſehr ſtark. Kaum hatte er ſich ausgeſtreckt als das Band brach. Hierauf machten die Aſen ein ſtärkeres Band (Droma). Auch dieſes ſollte der Wolf verſuchen. Sie ſtellten ihm vor, daß ſeine Stärke ſehr berühmt werden würde, wenn ein ſo großes Band ihn nicht halten könnte. Der Wolf merkte wohl, daß es übermäßig ſtark war, bedachte aber, daß ſeine Kräfte ſeit der Zeit, da er das Band (Leding) zerriß, zugenommen hätten, und daß er, um berühmt zu werden, ſich einiger Gefahr ausſetzen müſſe. Er ließ ſich das Band freiwillig anlegen. Da die Aſen damit fertig waren, ſchüttelte ſich der Wolf, und ſchleuderte das Band gegen die Erde, ſo daß die Stücke weit fortflogen. Den Aſen wurde nun bange, daß ſie ihn nicht wieder binden würden. Sie ſchickten alſo Skirnir, Freirs Diener, nach einigen Zwergen in Schwarzelfenheim, und ließen das Band Glipnir verfertigen, das aus folgenden Beſtandtheilen zuſammengeſetzt war: aus dem Schall des Katzentritts, aus dem Weiberbart, aus des Berges Wurzeln, aus des Bären Sehnen, des Vogels Speichel und aus dem Hauch des Fiſches. Es war weich und glatt wie eine Seidenſchnur, dabei aber doch ſtark und ſicher. Als das Band den Aſen gebracht ward, zogen ſie nach der Inſel Bygern im See Amtswertner und hatten den Wolf bei ſich. Sie zeigten ihm das Seidenband und fragten, ob er es zerreißen könne, da es ſtärker ſey, als man nach der Dicke ſchließen ſollte. Sie gaben es ſich einander und verſuchten es, entzwei zu reißen, aber umſonſt, doch ſagten ſie, würde der Wolf ſchon damit fertig werden. Fenrir antwortete: es ſchiene ihm eben keine große Ehre zu

verſprechen, ein ſo dünnes Band zu zerreißen, aber weil Betrug dabei im Spiele ſeyn könne, käme es nicht an ſeine Füße. Die Aſen antworteten: er würde leicht ein dünnes Seidenband zerreißen, da er vorher große Feſſeln zerbrochen habe. Der Wolf antwortete: er laſſe ſich das Band zwar anlegen, um nicht der Muthloſigkeit beſchuldigt zu werden, aber zu ſeiner Sicherheit gegen Ueberliſtung verlange er ein Pfand, nämlich einer der Aſen ſoll eine Hand ihm in den Rachen legen, dann erſt werde er glauben, daß es ohne Falſch zugehe. Die Aſen ſahen ſich verlegen einander an, keiner wollte ſeine Hand wagen, bis endlich Tyr ſich dazu anſchickte. Da dehnte ſich der Wolf aus, das Band ward feſter; je mehr er ſich anſtrengte, deſto ſtärker ward es. Da lachten alle Aſen, nur Tyr nicht, der ſeine Hand einbüßen mußte. Als die Aſen ſahen, daß der Wolf völlig gebunden war, nahmen ſie das Ende der Kette und zogen es durch einen großen Felſen (Giöl), und befeſtigten ihn tief in der Erde. Dann nahmen ſie ein anderes Felſenſtück (Twite), womit ſie jenen noch tiefer hineintrieben, um ihn deſto feſter zu machen. Der Wolf riß den Schlund ſchrecklich auf, aber ſie ſteckten ein Schwert hinein, ſo daß das Heft im obern, die Klinge im untern Kiefer ſtand. Er heulte entſetzlich, und Schaum rann aus ſeinem Munde. Da ſoll er liegen bis zum Weltuntergang (Rühs „Edda“ c. 8.)

Wackernagel (Schweiz. Muſ. I. S. 107) hat Tyrs Einhändigkeit daraus erklären wollen, daß der Gott des Kriegs immer nur Einem Theile der Kämpfenden den Sieg verleihen kann. Dagegen bemerkt Wilhelm Müller treffend, daß die e t h i ſ c h e Erklärung eines e c h t e n und a l t e n Mythus immer bedenklich ſey, hier aber beſonders, denn warum mußte eben der Wolf dem

Gott die Hand abbeißen? Erwägt man, daß dieſer Wolf, welcher einſt Sonne und Mond verſchlingen wird — wie überhaupt auch die längſte Nacht die Wolfsnacht heißt, in welcher der Wehrwolf auftritt, und davon der Chriſtmonat, in welchen die kürzeſten Tage fallen, noch zu Karls des Großen Zeit der Wolfsmonat hieß — ein Symbol der Finſterniß, dieſe aber das Licht regelmäßig verdrängt, ſo iſt Tyr als der der Nacht vorhergehende Tag, wie Odin, Ernährer des Wolfes, wird aber auch, wie dieſer, von ihm verſchlungen, oder er muß mindeſtens die Hand, das Sinnbild ſeiner Kraft und Thätigkeit, einbüßen. Der Mythus von Tyrs Einhändigkeit iſt jenem von Odins Einäugigkeit analog; beide drücken, die eine den Schlaf, die andere die Machtloſigkeit des Tages in der Nacht aus. Eine nicht minder glückliche Vermuthung Müllers iſt, daß die in den märkiſchen Sagen noch fortlebende Frau Herke oder Erce die Gattin des Tyr geweſen ſey, mit welcher Loki, wie mit der Erdgöttin Frigg oder Frick, Odins Gemahlin, buhlte, denn der Dienſtag (*Tys* day: des Tyr Tag) hieß früher Eritag oder Ertac (ſ. S. 63). Tyr muß aber auch E r, E o r oder E a r geheißen haben, weil dieſe Namen einer althochdeutſchen Rune dem Zeichen für Z gegeben werden. Damit ſtimmt auch der Name E r e s burg oder Heresburg in Weſtphalen, wo Karl der Große die I r m i n ſäule umhauen ließ. Irmin oder Armin war der in Geſtalt einer Säule — wie Mars als Lanze (**Quirinus** v. **curis**) — verehrte Kriegsgott. Daß der dem Tyr geweihte Berg E r e s berg geheißen habe (wie Sigburg früher Sigberg), geht aus dem ſächſ. M e r ſ e burg hervor, was lat. Ueberſetzung ſeyn konnte, wie Marsberg in einer andern Gegend Weſtphalens, Marsheim (Mar-

ſem) an der Weſer u. a. Tyr als Er, Aer, war alſo Ares, der Kriegsgott, deſſen heilige Vögel — ſobald man wieder Odin an die Stelle Tyrs ſich denkt, wozu man auch deßhalb berechtigt iſt, weil ſchon oben Odin als wilder Jäger vgl. S. 64) Erich hieß — der Aar und der Rabe *) waren. Der Rabe als Krieg verkündendes Vorzeichen iſt über der Thüre des Königsberger Rathhauſes in duplo gemalt, ſo wie auch auf dem unterſten Rathhausgiebel ſich ehemals ein eiſerner Rabe befand, der aber ſeit vielen Jahren abgenommen iſt, ſ. Kuhn M. S. Nr. 239, wo zugleich nach einer Chronik berichtet wird, daß jenes Wahrzeichen eine Erinnerung an einen im März (alſo im Marsmonat) 1589 über dem Rathhauſe wahrgenommenen Kampf von Raben ſeyn ſoll, welcher damals als Vorzeichen des bald nachher, noch in demſelben Jahre zwiſchen dem Rath und der Bürgerſchaft wegen eines Stückes Land unweit des Pimpinellenberges ausgebrochenen Krieges gedeutet wurde. Und nur, wenn Merſeburg die Stadt des Tyr oder Er, Erich war, ſo läßt ſich einigermaßen begreifen, warum, angeblich zum Andenken an den jähzornigen Biſchof Thilo von Merſeburg (1466—1514), noch jetzt ein Rabe in einem ſtattlichen Käfig auf dem äußern Schloßhof gehalten wird. Der Wärter dieſes Raben genießt die demſelben ausgeſetzte Penſion von 12 Scheffel Korn und 12 Thaler Geld, muß aber auch dafür, wenn der Rabe mit Tod abgeht, einen neuen ſchaffen. Fragt

*) Die Normannen hatten zum Feldzeichen einen Raben (Bartholin. Antiq. dan. 477.) Dieſer Fahne entnahm man Vorzeichen für den Sieg. Zeigte ſich der Rabe mit offenem Schnabel und flatternden Flügeln, bedeutete es Sieg, ſchien er ſtill zu ſitzen und die Flügel hängen zu laſſen, ſo war es eine unglückliche Vorbedeutung.

man nach der Urſache dieſer ſeltſamen Stiftung, ſo gibt die Volksſage zur Antwort: Dem Biſchof ſey ein Ring abhanden gekommen, und er habe in ſeinem Jähzorn einen ſchuldloſen Diener, auf welchen der Verdacht des Diebſtahls fiel, hinrichten laſſen, nach deſſen Tode habe man den Ring in einem Rabenneſte vorgefunden, und da habe der Biſchof als Beweis ſeiner aufrichtigen Reue, damit ſein Vergehen in ewiger Erinnerung fortlebe, dieſe ſeltſame Stiftung hinterlaſſen. Hier drängt ſich die Frage auf, ob nicht der Biſchof ſelber in ſo üblen Ruf unverdienter Weiſe gekommen, bloß weil er Thilo (Diminutiv von Tyr, Tys, wie Udilo v. Odo, Othello v. Otto u. a. m.) geheißen, und der alte heidniſche Gott dem chriſtlichen Mittelalter ſchon unbekannt, folglich auch jede Beziehung auf ihn ganz unverſtändlich geworden war. Da die Kirchen überall ſich als Erben heidniſcher Heiligthümer erklärten, und Merſeburg früher einen geiſtlichen Oberherrn beſaß, ſo lag es ganz nahe, daß, als die Herrſchaft des heidniſchen Gottes (ſeines Cultus) auf den Biſchof übergegangen war, dieſer auch der Erbe ſeines Raben werden mußte. Denn, obſchon ſich keine directen Zeugniſſe in der uns erhaltenen ſcandinaviſchen und altdeutſchen Literatur vorfinden, daß der Rabe auch dem Tyr gehörte, ſo konnte er doch als Vogel Odins, deſſen Identität mit Tyr nun ganz außer Zweifel geſtellt iſt, auch zum Tyr in Beziehung treten. Auch, wenn wir den Raben, als auf die Lehre von der Seelenwanderung hinweiſend, (ſ. S. 327), betrachten *), und ihn dem Kriegsgott deßhalb zum Begleiter geben, weil die im Kampf Ge-

*) Aus dieſem Grunde hießen auch die Eingeweihten in die, in einem großem Theil des heidniſchen Europa verbreiteten, Mithrasmyſterien: Raben.

fallenen unmittelbar in Raben verwandelt werden — auf welche Weiſe ſich auch erklären läßt, warum Artus, der auch ein wilder Jäger, in einen Raben verwandelt worden war (ſ. Grimm S. 637), denn im Gefolge des wilden Jägers befinden ſich die Seelen der Verſtorbenen — ſelbſt dann ließe ſich ein Bindeglied in dem Nachts jagenden König Erich*) auffinden (ſ. S. 64), von dem die Milchſtraße (der Seelenpfad) den Namen Erichsgaſſe erhalten hatte (ſ. S. 63).

Loki

wird zuweilen, wie Odin, ſein Bruder, der dreizehnte Aſe genannt, und mit Recht, denn er iſt Odin ſelber, nur ſeine feindliche Seite. Seine auf Zerſtörung ausgehenden Handlungen und Rathſchläge erläutern ſeinen Namen: „der Endiger,“ obſchon einer von Legis**) aufgeſtellten Etymologie zufolge Loge (Logi) die Lohe das Feuer ſeyn ſoll — Loki ſchlägt ſeine Kinder, ſagt man im Norden, wenn das Feuer kniſtert —, aber wegen der verſchiedenartigen Wirkungsweiſe dieſes Elements unterſchied man einen Utgard-Loki, dem die Herrſchaft über die unterirdiſchen Zwerge und Rieſen zugetheilt iſt, deſſen Sitz Utgard, die nordiſche Unterwelt iſt, und einen Aſa-Loki, welcher mit den Aſen verkehrt. So zwiſchen zwei Welten hin- und herſchwebend, bald als vulkaniſches Feuer***), bald als Meteor am Himmel

---

*) Erich iſt Er = Tyr, das ahd. heru (Schwert) hat Grimm (S. 184) von dem Namen dieſes Gottes hergeleitet, denn die Alanen verehrten dieſe Waffe als Symbol des Mars (Ammian. Marcellin. XXXI. 2.)

**) Alkuna S. 80.

***) Ein Erdbeben erklärte man ſich als die Zuckungen des Gottes, der wegen ſeiner Schandthaten von den Aſen gebunden wurde. Loki hatte nach Baldrs durch ihn verſchuldeten Tod noch die Frechheit gehabt, ſich beim Mahl der Götter in Ae-

ſich zeigend, oder die Atmoſphäre durch Gluthitze verſengend — „Lokis Brand" heißt der Hundsſtern, „Loki trinkt Waſſer" ſagt man noch in Dänemark, wenn die Sonne Waſſer zieht, „Loki treibt ſeine Geiße aus," ſagt man in Jütland, wenn man die in der Sonnenhitze auf der Erde ſchwebenden Dünſte bezeichnen will, ſ. Grimm, S. 221 —, konnte er leicht zu der Ehre gelangen, der Mittelpunkt des ſcandinaviſchen Götterſyſtems zu werden. Sein Schöpfungstrieb bewährte ſich bei der Bildung des erſten Menſchen, denn er war jener Ve, Börs Sohn und Odins Bruder, weil der Rieſe Farbauti, welcher Loki's Vater nach einer andern Genealogie iſt, nur ein anderer Name für Bör zu ſeyn ſcheint, denn Farbauti's Sohn Helblindi iſt in der Edda (Saem. 46[a]) ein Prädikat Odins. Loki iſt alſo mit Recht zu den Aſen gezählt, und Odins Bruder, obgleich ſelbſt die ältere Edda nur noch weiß, daß er einſt ſein Blutsbruder war (Saem. 61[a]). Daher heißt Odin Freund des Loptr (Loptsvinr) oder Loki. Zugleich iſt Loki auch Surtr, d. i. der Schwarze (Svartr), ein Feuerdämon*), welchem die Kraft beiwohnt, Alles zu

girs Wohnung einzufinden und ſie mit Schmähungen zu überhäufen. Vor ihrer Rache ſich zu ſichern, baute er ſich ein Haus mit vier Thüren, um nach allen Seiten heranziehende Feinde zu bemerken, verbarg ſich aber auch oft in einen Lachs. Da fingen ihn die Aſen und führten ihn in eine Berghöhle, banden ihn mit den Eingeweiden ſeines eigenen Sohnes über drei Klippen, und das Band wurde zu Eiſen. Ueber ſein Haupt wurde eine Otter aufgehangen, ſo daß das Gift auf ſein Geſicht tropfen ſollte. Aber ſeine Frau Sigga ſitzt bei ihm und hält den Gifttropfen eine Schale unter. Wenn die Schale voll iſt und ausgeleert wird, tropft inzwiſchen das Gift auf Lokis Geſicht, da ſchüttelt er ſich, daß die Erde bebt.

*) Auf der Inſel Island nennt man noch jetzt einen gewiſſen vulcaniſchen Stoff (bitumen lignum fossile): Brand des Surtur (Surturbrandr); ebenſo nennt man aber auch feurige Schwefeldünſte: Lokis Geruch (loka daun). W. Müller S. 212.

ſchwärzen, denn dieſer Beherrſcher der Feuerwelt Muſpelheim wird am Ende der Tage die Schöpfung der Aſen und dieſe ſelber verzehren. Ganz daſſelbe lehrt die indiſche Eſchatologie von dem Feuergott Siwa, zubenannt Kalas (Verbrenner und Schwärzer, lat. calor und caligo), weil er bei dem allgemeinen Weltbrand allein von allen Göttern übrig bleiben wird. Loki heißt nicht umſonſt: Endiger *).

Aber nicht bloß das verzehrende Feuer, ſondern auch das zerſtörende Waſſer iſt in Loki perſonifizirt, und auch der Wind, inſofern er zerſtörend wirkt. Endlich auch der Winter, denn er hatte Hödrs Hand geführt, als der Sommer getödtet werden ſollte; die letale Waffe war ein Miſtelzweig geweſen, weil die Miſtel im Winter wächst und reift, alſo auch nicht des Lichtes zu ihrem Gedeihen bedarf. Eine andere Waffe wäre dem Lichtgott Baldr unſchädlich geweſen, denn das unkörperliche Licht iſt unverletzbar, die einzige Waffe, die an ihm haften konnte, war das Symbol des Winters (Uhland, Myth. v. Thor S. 146).

Loki ſetzt nicht nur die Aſen durch ſeine Zerſtörungsluſt in Verlegenheit, ſondern er hilft ihnen auch durch ſeine Liſt wieder heraus (vergl. S. 8), denn er iſt nicht bloß das Ende, ſondern auch der Anfang. Seiner

*) Loki gehört zur Wurzel lukan: ſchließen; das altn. Subſt. lok iſt: finis, consummatio, repagulum. Loki iſt alſo der deutſche Höllriegel, verwandt mit dem engl. Feuerdämon Grant, denn das agſ. grindel, ahd. krintil, mhd. grintel bedeutet einen Riegel (repagulum, pessulus). ſ. Grimm S. 222 Alſo iſt Loki Pluto, welcher den Schlüſſel des Hades beſitzt, und davon, Ζαγρευς סַגָּר der Schließer) heißt — Janus Clusius in der etruriſchen Todtenſtadt Cluſium. Man ſtellte ſich die Hölle als mit Riegeln geſperrt vor. Als Chriſtus mit Löwenkraft zur Unterwelt fuhr, mußten die Grintel brechen. (Fundgr. I. 178.)

Liſt verdankte man die Wiederbringung des Frühlings. Denn als der Rieſenfürſt Thrym (Sturmesbraus) dem (im Winter) ſchlafenden Thor ſeinen Donnerkeil, den Hammer, geſtohlen hatte, wollte er ihn nur unter der Bedingung herausgeben, daß man ihm die Liebesgöttin zum Weibe bringe. Freia entrüſtet — denn wie mag der Lenz dem Winter ſich vermählen? — ſchnaubte vor Zorn, daß der Aſenſaal unter ihr erbebte, „die Mannslüſternſte will ſie heißen, wenn ſie mit nach Jötunheim fahre.“ Die Aſen berathen ſich, wie der Hammer wieder zu erlangen ſey? Heimdalr räth an, den Thor als Braut zu kleiden und zu ſchmücken, und die Liſt gelingt; Thor wird mit dem großen Briſingſchmuck gebunden, Frauengewand umwallt ſein Knie. Loki ſchließt ſich als Dienerin ihm an. Abends kommen ſie bei Thrym an, es wird Bier herbei getragen, die Braut allein ißt einen Ochſen, acht Lachſe, alle Leckerbiſſen, die den Frauen gehören, drei Tonnen Meth trinkt ſie. Nie ſah Thrym eine Braut breiter beißen, noch ein Mägdlein mehr Meth austrinken. Loki aber ſpricht: Nichts aß Freia ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim. Thrym beugt ſich lüſtern, ſie zu küſſen, aber zurück ſpringt er den ganzen Saal entlang, ſo furchtbar ſind Freia's Augen, aus denen Feuer zu brennen ſcheint. Da ſagt wieder die ſchlaue Dienerin: Nicht ſchlief Freia ſeit acht Nächten, ſo ſehnſüchtig war ſie nach Jötunheim. Jetzt heißt Thrym den Hammer hereinbringen, und zur Einweihung ſeines Ehebundes auf der Jungfrau Knie legen. Kaum hat nun Thor ſeinen Hammer wieder, als er zuerſt Thrym, dann das ganze Geſchlecht der Eisrieſen erſchlägt, und der Winter iſt nicht mehr. Um zu ermitteln, wo Thors Hammer verborgen ſey, hatte Loki Freija's Falkengefieder anlegen

müſſen (über d. Bed. dieſ. Myth. w. unten), ſo daß er in zwiefacher Beziehung zur Wiederbringung der ſchönen Jahreszeit mitgewirkt hatte.

Er hatte dem erſten Menſchen die Lebenswärme eingehaucht, die Blutfarbe gegeben, und heißt darum Lodr (das lodernde Feuer), alſo ähnlich dem Götterverächter und Menſchen bildenden Feuerdieb Prometheus, der von Hermes, wie Loki von den Aſen gefeſſelt wird, oder der Demiurg des Plato, der Urheber der materiellen Schöpfung. Er iſt darum Lodhr (das lodernde Feuer), und tritt neben Hönir (Saem. 3b) auf, der dem Menſchen den Geiſt einflößt, obſchon (Saem. 180 Sn. 135) auch als Loki zugleich mit Hönir genannt. Beidemale iſt Odin als mitwirkend aufgeführt, welcher deßhalb auch in altn. Denkmälern: Thridi (der Dritte) heißt. Eigentlich ſind aber alle Drei der Eine. (Ueber Lodhrs Identität mit Odin ſ. S. 187). Loki iſt auch der Vermittler zwiſchen den Göttern und Zwergen. Er brachte die Werkzeuge, welche ſie durch ihre Kraft hervorgebracht, aber nicht anwenden können, in die Hände der Götter. Thors Hammer, dieſe Bürgſchaft des Frühlings und Freirs Schiff (ſ. S. 318), ſind von Zwergen verfertigt, aber Loki brachte ſie zu den Göttern. Ohne ihn wäre alſo ihre Beſtimmung nicht erreicht worden.

Wenn aber Loki auch nicht das poſitive Lebensprinzip iſt, ſo doch überwiegend das negative, denn er zeugte den Wolf Fenrir, welcher einſt in Odin die ganze Schöpfung, Sonne, Mond ꝛc. verſchlingen wird. Er iſt der Vater der Midgardſchlange, welche das Verderben der Welt ſeyn wird, er ſelber iſt Surtur, der perſonifizirte Weltbrand am Ende der Tage. Hela, die Beherrſcherin der Todten, iſt ſeine Tochter, und unter dem Namen

Utgardarloki iſt er ſelber der Herr der Unterwelt. Utgardar ſind die äußerſten Grenzen der bewohnten Welt, wohin das Alterthum die Stätte der Ungeheuer und Rieſen der Hölle ſelber verſetzte. Die ältere Edda kennt den Utgardarloki nicht, aber die jüngere Edda erzählt von ihm, daß er den Thor, der in Begleitung Loki's — hier wird alſo das Himmelsfeuer von dem Höllenfeuer als beſondere Perſönlichkeit unterſchieden — und ſeines Dieners Thialf in ſeine Burg kam, auf eine ſeltene Art blendete. Es wurden Wettkämpfe angeſtellt. Logi (das ſelbſt Metalle ſchmelzende Erdfeuer), der Diener des Rieſen, überwindet Loki (den Endiger) in Schnelligkeit des Eſſens; denn als Jener das in einem Troge vorgelegte Fleiſch bis zur Hälfte verzehrt hatte, war von dieſem ſchon die andere Hälfte zugleich mit den Knochen und dem Trog vertilgt. Ich kann in dem Ueberwundenen nur die Perſonification des natürlichen Endes aller Dinge erkennen, als Gegenſatz zur Flamme, die auf gewaltſame Weiſe einwirkend, dieſes Ende, das einmal, obſchon ſpäter, herankommen würde, nur beſchleunigt.

Saxo IX. p. 163 — 165 erwähnt einen Ugarthilocus als göttliches Weſen, welches der däniſche König Gormo mit Gebet und Opfern verehrte, und zu dem auf ſein Geheiß Torkill eine an Abenteuern reiche Fahrt unternahm. Von dieſem Letztern wird auch erzählt, daß er drei von den Haaren des Ugarthilocus ausraufte, welche ſo groß und ſo ſtark wie Lanzen waren (X. 165). Was mochte dieſe Mythe für einen Sinn beherbergen? Grimm hat ſich um die Entzifferung dieſes Räthſels nicht bekümmert, ſondern nur an ein ähnliches Haarausraufen des Teufels erinnert, wenn er auf dem Schooße ſeiner Großmutter ſchläft (Kinderm. Nr. 29.);

ferner an eine niederheſſiſche Sage gemahnt, in welcher die Hand einer Königstochter Demjenigen zur Belohnung verſprochen wird, welcher drei goldene Haare vom Kopfe des Teufels bringt. (An die drei Barthaare des Sultans, welche Hüon von Bordeaux dem König Karl bringen ſoll, iſt nicht gedacht worden!) Endlich erinnert er noch an ein norwegiſches Mährchen, in welchem einem getödteten Drachen drei Federn aus dem Schwanze gezogen werden. Eine Erzählung aus den Maingegenden, in welcher ſeltſamer Weiſe der Teufel zum Phönix (!) wird, werden drei Federn deſſelben geſucht (Kinderm. III. S. 58). Und dieſe dürfte es begreiflich finden laſſen, wie in nachſtehend mitgetheiltem, von Grimm ignorirtem, Mährchen der Teufel zu Federn gekommen ſey:

Vor vielen hundert Jahren lebte ein Mann, der ſeinen Sohn zärtlich liebte, in der Folge aber von einem Räuber gefangen ward, der ihn in ſchweren Ketten ſchließen und in einen tiefen Kerker werfen ließ, dem Sohne aber nicht die Freiheit raubte. Letzterer bat vergeblich für die Freiheit ſeines Vaters. Endlich ſprach der Räuber: „Soll ich deinen Wunſch gewähren, ſo bringe mir zuvor drei Federn von des Teufels Haupt!“ Der Teufel nämlich wohnte in einem Schloſſe weit über der See, jedes Jahr wuchſen ihm drei neue Federn auf dem Kopfe, und die drei alten fielen ihm aus. Es war aber nicht leicht zu ihm zu kommen, denn nur an drei beſtimmten Tagen geſtattete dies die See, die Tage waren jedoch nicht bekannt. Kam man zur unrechten Zeit, ſo wurde man in die See geſchmiſſen. Der Junge ging auf gut Glück zu, und als er an die See kam, hielt ein Schiff am Ufer, da ſtieg er hinein und fuhr drei Tage lang, da hielt das Schiff an einem Schloſſe an. Er ſtieg heraus und ging auf das Schloß zu. Da kam ihm eine Frau entgegen, das war des Teufels Haushälterin; die frug ihn, was er wollte: „Ach“ ſprach er, ich hätte gern des Teufels

drei Federn, wenn ich die dem Räuber gäbe, bekäme ich meinen Vater wieder." Die Haushälterin hatte Mitleid mit dem Jungen, nahm ihn mit ſich in das Schloß, und wies ihm ein Kämmerchen unter der Erde an, und ſprach, daß er da fünf Tage bleiben ſolle, bis ſie ihn rufe, gab ihm auch gut Eſſen und Trinken, ſo viel ihn gelüſtete. Während dem kam der Teufel nach Hauſe und legte ſeinen Kopf auf den Schoos der Haushälterin, und entſchlummerte. Da zog ſie ihm ſchnell die drei Federn aus, und es wuchſen ihm drei neue. Die alten ſteckte ſie in die Taſche, und als der Teufel aufgeſtanden war, gab ſie dieſe dem Jungen. Der dachte vor Freude nicht mehr an Eſſen und Trinken, lief aus dem Kämmerchen der See zu, dort aber begegnete ihm der Teufel, und frug ihn: „Was haſt du in meinem Schloſſe gethan?" — „Ich habe Butter und Käſe gebracht und komme aus der Küche." — „Dann geh' nur!" ſprach der Teufel, und der Junge lief, was er konnte, ans Geſtade, und ſprang ſchnell in das Schiff, das auch ſchnell mit ihm auf dem Waſſer dahinflog; doch nicht für lange, denn der Arme hatte juſt einen von den unglücklichen Tagen getroffen, und als er mitten in der See war, da ſchlug das Schiff um, und er fiel ins Waſſer. Da ſchwamm er den ganzen Tag und die ganze Nacht, und konnte nicht ans Land kommen. Endlich ſah er des Morgens ganz fern ein ſchwarzes Pünktchen, und als er darauf zuſchwamm, war es ein Schiff. Aber da hatte er wieder Unglück, denn das Schiff gehörte einem Seeräuber, und der verkaufte ihn einem reichen Herrn, bei dem er zwei Jahre als Sklave dienen mußte. Weil er aber ſeines Herrn Wünſche ſo pünktlich vollzog, ſo ward ihm die Freiheit, und da reiste er ſo lange, bis er an das Schloß des Räubers kam. Dem gab er die drei Federn, und löste alſo ſeinen Vater aus. (Wolf D. S. Nr. 28.)

Welchen Dienſt dem Räuber des Teufels Federn leiſten ſollten, wenn nicht den eines Zaubers, iſt ſchwer zu ergründen. Unſtreitig ſind die Federn älter, als die Haare, und weil an dem Wundervogel Phönix der Begriff des

Zaubers haftet, ſo mochte der Phönix mit dem Teufel in Verbindung gebracht worden ſeyn. Dann gab es ſich von ſelbſt, Federn anſtatt Haare zu verlangen. In Gegenden, wo die Phönixmaske des Teufels nicht bekannt war, wo aber doch der Ruf ſeiner Federn hingedrungen ſeyn konnte, glaubte man, bei der Schwierigkeit, ſich dieſen Schmuck des Teufels zu erklären, am beſten zu thun, wenn man die Federn in Haare verwandelte. Aehnlichen Umbildungen einer Sage oder eines Mährchens bei der Verſchleppung deſſelben in die entfernteſten Gegenden begegnet man zu häufig, um ſolche Abweichungen für unwahrſcheinlich zu halten. In dem hier erzählten Mährchen tritt des Teufels Haushälterin an die Stelle ſeiner Großmutter, die wieder eine heidniſch-nordiſche Abkunft verräth. Denn als Thor und Tyr in des Rieſen Hymir Haus getreten waren, hatten ſie deſſen 900häuptige Großmutter (amma), aber auch noch eine andere Frau, des Rieſen Liebſte (die Haushälterin?) angetroffen. Letztere, von freundlicher Geſtalt, hielt für nöthig, die Ankömmlinge unter Keſſel zu ſetzen, weil ihr Liebhaber manchmal unfreundlich gegen Gäſte ſey. Ganz ſo handelt jene Haushälterin gegen den Sohn, welcher, ſeinen Vater zu befreien, ſelbſt den Teufel nicht ſcheute. Uhland hat in Hymirs Großmutter (anſpielend auf ihre vielen Köpfe) die Ergießung der Schneewaſſerbäche erkannt, die im Sommer niederſtrömend, das Strandeis erzeugen; in der ihre Gäſte behütenden Kebsfrau des Rieſen, die ihm abhold zu ſeinem Schaden redet, irgend ein ſommerliches, vom Froſt- und Dämmerrieſen feſtgehaltenes Lichtweſen vermuthet. Es wäre demnach geſtattet, dieſelbe Deutung auf den vom Räuber gefangenen Vater des muthigen Jünglings anzuwenden, deſſen Freiheit nur

zu erlangen iſt, wenn die Phönixfedern dem Winterdämon ausgerupft werden. Der Phönix iſt bekanntlich ein Verjüngungsſymbol, aber die Federn ſcheinen dem Teufel ſo wenig urſprünglich zu gehören, als dem Loki das Falkengefieder der Freia, welches anlegend, er den Lenz herbeiführte. Nur als der Teufel ſchlief, waren die Federn zu gewinnen, alſo im Sommer — umgekehrt war es Winter, als Thrym dem ſchlafenden Donnergott ſeinen Hammer ſtahl — und daß auf dem Kopf des Teufels wieder neue wachſen, beweist nur die Hoffnung, im nächſten Frühjahr ihm wieder neue auszurupfen. Im chriſtlichen Volksglauben ſteht des Teufels Großmutter freilich ganz müßig da, man hat ſich alſo mit der Erklärung behelfen müſſen, daß man Scheu getragen, der Mutter Gottes eine Teufelsmutter gegenüberzuſtellen, und es daher vorgezogen, Letztere noch älter zu machen, damit ſie an Häßlichkeit ihrem Sohne nichts nachgebe.

Hält man nun gegen einander, daß Odin das Licht ſendet, Loki aber in der Finſterniß herrſcht, daß Odin die erfreuliche Sonnenwärme ſchickt, welche die Saaten reift, Loki aber Gluthhitze, welche ſie verſengt, daß Odin den Sturm bändigt, den Loki, als Vater des Roſſes Sleipnir, erzeugte; ſo iſt Loki von Odin zwar verſchieden, aber ſcheinbar, er iſt nur die finſtere Seite des höchſten Gottes, der gleichfalls ein unterweltlicher Todſender, „Herr der Geſpenſter" (ſ. S. 247), Menſchenopfer Heiſchender ꝛc. iſt. In jener Zeit, wo Odin, nach Saxo, im Auslande auf Reiſen oder in Verbannung lebte, war er in der Unterwelt. Damals hatte Loki als Ve, mit Frigga, Odins Gemahlin, gebuhlt; ebenſo wie Proſerpine im Winter in Pluto's Gewalt

ſich befindet, im Frühling aber zu Zeus zurückkehrte, mit dem ſie den Dionyſus Zagreus zeugte.

Das von Loki gezeugte Roß Sleipnir iſt, inſofern ſein Reuter Odin den nie ſein Opfer verfehlenden Speer Gungnir ſchwingt, jenes Pferd, auf welchem Loki's Tochter, Hel, in Peſtzeiten reitet.

Der von Thiele (dän. Volksſ. I. S. 137) erwähnte Gebrauch, auf jedem Kirchhof, ehe er Menſchenleichen empfängt, ein lebendes Pferd zu begraben, von welchem man ſpäter glaubte, es ſey das geſpenſtiſch umwandelnde Todtenpferd *), läßt hier Beziehungen auf Loki zu. Vielleicht wurde es ihm als Todtengott zum Opfer gebracht? Der entweichende Teufel muß unvermerkt ſeinen Pferdefuß ſehen laſſen (vergl. S. 253). Die Münze, welche der Teufel als Buhlerlohn zahlt, verwandelt ſich am nächſten Morgen in Pferdeäpfel. (Horſt's Zauberbibl.) Als Pferd erſcheint der Teufel in den Sagen von Zeno und in Legenden. Schwarze Roſſe holen Verdammte zur Hölle ab.

Ueber den Teufel als Pferd vergl. man auch Remigius Daem. I. 23, 151 ff. Gervaſius (III., 92) erzählt von dem teufliſchen Pferde eines ſpaniſchen Ritters, das an des Thedel von Wallmoden geſpenſtiſchen Rappen erinnert. In dieſe Familie gehört auch jenes ſchwarze Roß, das den Herzog Friedrich von Oeſtreich aus ſeinem Kerker befreien ſollte (Trithem. Chron. 1323).

Der Küſter in Siebeneichen im Lauenburgiſchen erzählte Jedermann, daß in der Franzoſenzeit der Pächter in Lanken ihm ein Pferd zuſchickte, auf dem er zum Hochzeits-

*) Häſtweda, ein Kirchdorf in Schonen, hat urſprünglich Häſthwita geheißen, weil bei der dortigen Kirche ein weißes Pferd (häst-hwith) geſpukt haben ſoll. (Afzelius ſchwed. Volksſ. III. S. 205.)

ſchmauſe reiten ſollte. Er machte ſich auf den Weg. Bald kam er an einen Ort, wo der böſe Geiſt ſein Weſen hatte. Das Pferd bäumte und warf ihn ab. Nachdem er es lange gejagt und mit Gras gelockt hatte, gelang es ihm endlich, ſich wieder in den Sattel zu ſchwingen. Nun aber begann das Thier ſeinen Lauf hoch über die Wieſen und Büſche, über Wälder, Häuſer und Höhen hin, und brachte ihn im Nu vor die Thüre des Hochzeithauſes. (Müllenhof, Schleswig-Holſtein Nr. 322b.)

An der Landſtraße von Oldenburg nach Heiligenhafen ging eines Abends ſpät ein Wanderer. Da er ſehr ermüdet war, dachte er bei ſich: „Wenn du nur ein Pferd zu faſſen hätteſt, ſo wollteſt du bald nach Oldenburg kommen.“ Als er in der Gegend des Galgenbergs ankam, bemerkte er in der Dämmerung einen alten Schimmel, der ſich zu ihm geſellte und nicht von der Seite wich. „Du kommſt mir eben recht“ dachte der Mann, faßte den Schimmel, ſchwang ſich hinauf und trabte davon. Aber ſchon nach ein paar Schritten fing das Thier unter ihm an größer zu werden, und wäre der Reiter nicht herabgeſprungen, der Schimmel wäre mit ihm, wer weiß wohin gegangen, denn das Pferd war der Teufel ſelber. (Ebdſ. Nr. 527.)

Die jungen Leute des Dorfes Kaſſöe bei Apenrode wollten an einem Sonntagabend nach Hüdewod zum Tanz. Als ſie aber an den zwiſchen beiden Dörfern fließenden Bach kamen, konnten ſie nicht hinüber, weil er durch Regengüſſe angeſchwollen war. Indem ſie umherſchauten, wurden ſie eines in der Nähe ſtehenden Pferdes gewahr. Sie beſchloſſen auf daſſelbe zu ſteigen und hindurchzureiten. Als aber ein Paar aufſtiegen, bemerkten ſie, daß für einen noch Platz ſey. Es ſtieg alſo noch Einer auf, und abermals war Platz für noch Einen da. So ſaßen ſie endlich Alle auf dem Pferde. Da ſie aber mitten im Bache waren, blickte einmal einer der vorderſten zurück, und wie er die vielen Leute auf dem Pferd ſitzen ſah, brach er voller Verwunderung in die Worte aus: „Jeſu Chriſti Kreuz, welch eine lange Mähre!“

Kaum hatte er das Wort geſprochen, brach dem geſpenſtigen Pferde der Rücken, die Reiter fielen insgeſammt ins Waſſer und das Pferd verſchwand mit fürchterlichem Geheul. Die jungen Leute eilten erſchrocken nach Hauſe, denn die Luſt zum Tanzen war ihnen vergangen. (Ebdſ. Nr. 312.)

Merkwürdig iſt in dieſer Hinſicht auch das ſogenannte Teufelspferd, das in Schlachten unwiderſtehlich zu ſchnellen und weiten Reiſen durch die Lüfte dient. Ein ſolches beſaß auch Heinrich der Löwe von Braunſchweig. In Einer Nacht hatte es ihn aus dem gelobten Lande in die ferne Heimath verſetzt, um das Beilager ſeiner ſich für eine Wittwe haltenden Gemahlin mit einem neuen Geſpons noch zu rechter Zeit zu verhindern.

Ein anderes Thier Odins, welches von ihm als wildem Jäger leicht auf den Teufel vererbt werden konnte, war der Hund. Ein ſchwarzer Pudel, der Nachts unter einem Birnbaum neben glühenden Kohlen als Hüter eines Schatzes angetroffen ward, wird in Mone's Anz. f. K. d. Vorz. VII. p. 227 erwähnt.

Ein Jäger von St. Lievens Eſſche ging eines Tages ſeinem Berufe nach. In dem dortigen Walde iſt es höchſt verdächtig, und wer nicht muß, vermeidet gern den Weg dahin. Kaum war der Jäger am Buſche angelangt, ſprang ein großer Hund ihm auf die Schulter. Sein eigener Hund nahm ſogleich die Flucht. Als der Jäger ſeine Büchſe faßte, anlegte und losdrückte, blieb das Thier vor ihm ſtehen. Er legte nochmals an, wieder kein Schuß, der Hund ſtand noch immer, es blieb daher dem Jäger nichts zu thun, als ſo ſchnell er konnte, die Flucht zu ergreifen (Wolf N. S. Nr. 437.)

Ueber dem Teufelsgang zu Antwerpen ſah man ſonſt eine Schilderei, die den Teufel darſtellte, und die leitete ihren Urſprung davon her: In dem Gange wohnte ein gräulicher Flucher. Einmal ſchrie er: „Daß der Teufel

hier in die Kammer fahre!“ Und ſogleich trat ein ſchwarzer Hund herein, in der Kammer nahm er aber menſchliche Geſtalt an und ſetzte ſich an den Ofen. Der Flucher ſchickte zum Pfarrer, der gebot dem Teufel, ſich wieder fort zu machen. Dieſer aber ſprach: „Man hat mich ja gerufen, und ſo bin ich gekommen.“ Nun fing der Pfarrer an ihn zu beſchwören, und ſprach nochmals: er ſolle gehen, woher er gekommen wäre. „Das kann ich nicht“ ſagte der Teufel, „ich muß einen andern Weg nehmen.“ — „Alſo durchs Fenſter in Gottes Namen!“ rief der Pfarrer, und in demſelben Augenblick geſchah ein Knall, daß alle Fenſterſcheiben brachen. In der Stube war ein ſolcher Geſtank zurückgeblieben, daß kein Menſch es darin aushalten konnte. (Ebdſ. Nr. 467.)

Bei Nübel in Angeln auf Pushof wohnte ein blinder Bauer mit zwei blinden Söhnen. Er war aber doch nicht hülflos, denn er hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht, welcher ihm einen ſchwarzen Hund gegeben hatte. Dieſer ſorgte für Alles, wartete der Kühe, und fütterte die Pferde bei Nachtzeiten. Wenn der Bauer ausgegangen war, erzählte ihm der Hund Alles, was ſein Geſinde geſagt und gethan. Er wußte Alles, als wäre er dabei geweſen, und wenn einer auch nur eine Flocke Wolle genommen hatte. Der Hund pflegte ſtill vor der Scheunenthüre auf einem Pflugrad zu liegen, und wenn der Bauer in den Hof kam, erzählte er ihm Alles. (Müllenhof Nr. 282.)

Hunde als Wahrzeichen von Kirchen, Städten ꝛc. laſſen auf ein bei der Grundlegung des Gebäudes eingemauertes Thier dieſer Art ſchließen. Die vielen Sagen von Kirchen, Brücken, zu deren Erbauung der Teufel durch perſönliche Mitwirkung oder durch Schenkung der zum Bau erforderlichen Summen behülflich geweſen, wenn die Seele des erſten Weſens, das in die Kirche oder über die Brücke ginge, ihm gehören ſollte, und den man durch das Hindurch- oder Hinübertreiben eines Thieres liſtig abfand*), haben in

*) Vgl. Grimm D. S. Nr. 336.

dieſer Sitte ihren Urſprung. Wie in Griechenland man des Glaubens iſt, wer zuerſt vorübergehe, wo der Grundſtein eines neuen Gebäudes gelegt wird, müſſe binnen Jahresfriſt ſterben, weshalb die Maurer, um das Unheil zu verhüten, auf dem Stein ein Lamm oder einen ſchwarzen Hahn abſchlachten (Grimm, S. 1096), ſo hatten die Münnerſtädter beim Bau ihrer Pfarrkirche einen Hund gewählt. Dieß ſchließe ich aus Folgendem:

Am nördlichen Eingang zur Pfarrkirche von Münnerſtadt (unfern Kiſſingen) iſt linker Hand ein ſteinerner Hund eingemauert. Man erzählt, daß dieſes Bild den Hund des Maurermeiſters der Kirche vorſtellen ſoll, der ſeinem Herrn überall hin nachlief. Als nun einſt der Architect ſchon hoch oben am Dachſtuhl arbeitete, kam der Hund auch hinauf, und ſprang, da ihn ſein Herr bedrohte, von oben herab, ohne nur im Mindeſten beſchädigt zu werden. Da fertigte der Meiſter zur Erinnerung an dieſen glücklichen Sprung das Bild ſeines treuen Hundes, und brachte es an der Stelle an, wo daſſelbe ſich noch jetzt befindet. (Bechſtein fränk. Sagenſchatz S. 243.)

Eine ſo geringfügige Urſache für das Wahrzeichen einer Kirche läßt ſich kaum denken. Anders aber verhält es ſich, wenn des Hundes ſtellvertretender Opfertod zu einem Akt der Dankbarkeit, zu einem Denkmal an ihn auf ewige Zeiten die Erbauer aufgefordert hatte.

Was in Franken Sitte war, wird auch im benachbarten Baden in der Praxis geweſen ſeyn. Somit wäre ſchon im Voraus das Wahrzeichen des Städtchens Bretten erklärt. Die Sage will es freilich beſſer wiſſen. Sie erzählt:

In Bretten lebte vor Zeiten ein Mann, der ſeinen Hund ſo gut abgerichtet hatte, daß das Thier vom Metzger Fleiſch in einem Korbe holte, der ihm ins Maul gegeben wurde, und in welchen ſtets ein Zettel mit dem nöthigen Gelde

lag. Einmal aber ſandte es ſein Herr, der evangeliſch war, am Freitag zu einem katholiſchen Metzger, der ſich durch die Zumuthung, am Faſttag Fleiſch zu verkaufen, beleidigt fühlte, und aus Rache dem Hunde den Schwanz abhieb, dieſen in den Korb legte, und dazu ſchrieb: Da haſt du Fleiſch! das Hündlein aber verwundet, trug den Korb treu über die Gaſſe nach Haus, legte ſich nieder und ſtarb. Die ganze Stadt trauerte (! auch die Katholiken?) und das Bild des Hundes ohne Schwanz wurde, in Stein ausgehauen, übers Stadtthor geſetzt. — Andere aber erzählen, der Hund habe ſtets Fleiſch und Würſte geſtohlen, bis es endlich ein Fleiſcher ertappt und verſtümmelt hatte. (Grimm D. S. Nr. 95.)

Die doppelte Relation iſt an ſich ſchon verdächtig und die Zeit, in welcher die ſo wichtige Begebenheit, welche die ganze Stadt in Trauer verſetzte, ſich ereignet, iſt, wie aus der Veranlaſſung von des Fleiſchers Rache zu ſchließen, jene, in welcher bereits zwei ſich befeindende Confeſſionen Brettens Bevölkerung bildeten, alſo nicht mehr die ganze Stadt um den Hund trauern konnte. Das Stadtthor wird aber jedenfalls von höherm Alter ſeyn. Berückſichtigt man jedoch die zweite Relation, um ungehindert die Begebenheit in eine frühere Zeit hinaufrücken zu dürfen, ſo iſt ein diebiſcher Hund noch weniger Gegenſtand des Mitleids, um die ganze Stadt in Trauer zu verſetzen und ſein tragiſches Ende durch ein Bild auf dem Stadtthor zu verewigen. Die Erklärung, welche die Sage gibt, erklärt alſo nicht das Wahrzeichen, ſondern erzählt nur den Haß der katholiſchen Parthei gegen die proteſtantiſche Bevölkerung Brettens, indem man dem Wahrzeichen ihrer Stadt ein verächtliches Motiv unterſchob. Wenn ſchon Fiſchart das Sprichwort „es geſchieht dir wie dem Hund in Bretten“ von übel belohnter Treue verſtand, ſo kann dieſe Sache ſo aufge-

faßt werden: der Hund, welcher (nach dem Glauben jener Zeit) ſein Leben dafür hingab, daß der Bau des Stadtthors ein feſter bleiben ſollte, mußte zum Danke den Spott der Nachwelt erfahren, die über die Urſache ſeiner Verſtümmelung ſich luſtig macht. Der Schwanz des ſteinernen Hundes konnte vielleicht wegen der Höhe des Thores oder wegen der zu kleinen Dimenſionen von ſchwachen Augen nicht erkannt werden, oder das Material hatte ſich im Laufe der Zeit abgebröckelt, ſo daß der Schweif des Thieres unkenntlich geworden. Es circulirt aber noch eine dritte Relation (vergl. Schnezler, bad. Sagenb. II. S. 413). Dieſer zufolge befindet ſich des Hundes Bild nicht über'm Stadtthor, ſondern am Dach der Lorenz k i r ch e; und die Stadt hätte wirklich Urſache gehabt, dem Thier Dankbarkeit zu bezeugen, denn zur Zeit einer Belagerung war ſie ſchon ausgehungert, und auf dem Punkte, ſich zu übergeben, als man den Feind durch einen wohlgemäſteten Hund täuſchte, der aus dem Thor gemächlich hervorkroch. Den Spott der Belagerten erwiederte der Feind durch Verſtümmelung des Thieres. Dieſe Begebenheit erinnert aber zu auffallend an die Belagerung der Veſte Karlſtein in Böhmen — wo ein Bock die Rolle des Hundes übernahm und gleichfalls die Belagerer durch ſeine Wohlbeleibtheit täuſchte; aber auch noch an viele andere ganz gleiche Belagerungs-Anecdoten, daß bei ſo auffallender Uebereinſtimmung in der Hauptſache, gegen die Wahrheit der meiſte Verdacht entſtehen muß. Zugleich aber drängt ſich hier die Frage auf: worin beſtand hier der Undank, der jenes Sprichwort hervorrief, da der Hund ein Denkmal erhielt?

Den klarſten Beleg für die Richtigkeit der hier vor-

getragenen Deutung enthält folgende holländiſche Sage von der Gründung der Stadt Hontsdam:

Als Floris III. Graf von Holland nach ſeiner Huldigung in Walcheren wieder nach Holland zurückgekehrt war, ſandte er die beſten Werkleute des Landes nach Flandern, um dort die Dämme wieder herzuſtellen. Als die Meiſter zu einem dieſer Dämme gekommen waren, fanden ſie unter ſeinen Trümmern einen Hund, der während ſechs Tagen dort geheult hatte. Keiner wußte dieſes Zeichen zu deuten. Da hielten die Deichmeiſter Rath mit einander, und kamen zu dem Beſchluſſe, den Hund in die Oeffnung zu werfen, welche bis dahin trotz aller Mühe nicht hatte geſtopft werden können. Als Keiner unter den Werkleuten dies zu thun ſich anſchicken wollte, trat ein muthiger Holländer zu dem Damme, griff den Hund beim Schwanz, und ſchmiß ihn mit kräftgem Schwunge in den bodenloſen Schlund; die andern Arbeiter warfen ſchnell große Erdhaufen nach, und bald bemerkten ſie, daß ſie Grund hatten. Alſo bauten ſie den Damm fertig. Aus den Hütten, welche die Werkleute dort ſich gebaut hatten, entſtand allmählig ein Städtchen, dem Graf Philipp viele Privilegien und Freiheiten gab, und welches man, zum Andenken an die wunderbare Geſchichte mit dem Hunde an dem Damme, Hontsdamm nannte. (Wolf N. S. Nr. 44.)

Neben Odins Thiermaske wählt der Teufel auch, zumal er „Meiſter Hämmerlein" heißt, die Lieblingsthiere des Thor. Der Bocksfuß iſt ein eben ſo ſicheres Kennzeichen des Böſen, als der Pferdefuß. Nach einer heſſiſchen Volksſage hütete der Teufel einen Schatz und geſtattete Niemandem, ihn zu heben, außer wer ihm einen ſchwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrächte. (Grimm, S. 961).

Ein Bauer vergrub in Gegenwart ſeines Knechtes viel Geld, trug dem Teufel die Hut darüber auf, und band ihm ein, den Schatz nicht eher fahren zu laſſen, bis man

ihm einen ſchwarzen Ziegenbock gebracht haben würde. Der Knecht reiste nach Holland, wo er viele Jahre blieb, der Bauer ſtarb mit dem Geheimniſſe dahin, und ſeine Nachkommen verarmten. Der Knecht kam endlich wieder, fand den Hof heruntergebracht, erinnerte ſich des vergrabenen Schatzes und des ſchwarzen Ziegenbocks, und war ſo ehrlich, den rechten Erben mit einem aufgefundenen ſchwarzen Bock zu dem Ihrigen zu verhelfen. (Wolf D. S. Nr. 462.)

Ein reicher Bauer ſchickte eines Sonntags alle ſeine Leute aus dem Hauſe, theils in die Kirche, theils aufs Feld. Darauf grub er im Stall ein Loch, ſetzte einen Koffer hinein, und ſchüttete ſein Geld muldenweiſe darin auf. Darnach verſchloß er den Koffer, machte das Loch wieder zu und verſiegelte es mit den Worten: „Nun Teufel, verwahr' es ſo lange, bis ſie dir einen ſchwarz und weißen Ziegenbock bringen.“ Ohne Wiſſen des Geizigen hatten aber ſeine Kinder einen armen alten Mann über die Nacht beherbergt. Dieſer hatte auf dem Heuboden geſchlafen, und ſtand gerade auf, wie der Bauer all ſein Geld vergrub, ſo hatte er Alles mit angeſehen. Der Teufel bemerkte ihn gleich und ſagte: „Zwei Augen ſehn!“ der Schalk paßt auf. Der Bauer dachte, das könnte nur eine Katze ſeyn, und ſagte: „Laß ſehen, was ſieht!“ In aller Stille verließ der Alte hernach das Haus. Der Bauer ſtarb, und ſeine Kinder bewirthſchafteten nun ſchon ſeit einiger Zeit die Stelle; da kam der alte Mann wieder und bat um Aufnahme. Sie wieſen ihn Anfangs ab; bald aber, als ſie ſich erinnerten, daß ſie ihn ſchon einmal wider des Vaters Willen beherbergt hätten, ließen ſie ihn da bleiben. Das Geſpräch kam bald auf die ſchlechte Zeit und die Kinder klagten. Der Alte fragte: ob denn ihr Vater ihnen nicht reichlich Geld hinterlaſſen hätte? „Ach nein! ſagten ſie, nichts als Schulden.“ Da verſprach er ihnen Geld genug zu verſchaffen, wenn ſie ihn lebenslänglich verſorgen wollten und einen ſchwarz und weißen Ziegenbock verſchaffen könnten. Damit waren die Leute gern zufrieden. Aber es koſtete Mühe, einen ſolchen Bock

zu finden; als man ihn endlich erhielt, brachte der Sohn des Bauern ihn in den Pferdeſtall und ſagte, wie der alte Mann ihm vorgeſchrieben hatte:

Da hier Teufel, haſt du das Deine!
Nun gib mir auch das Meine!

Sogleich zerriß der Teufel den Bock, die Leute aber holten ſich den reichen Schatz. (Müllenhof Nr. 276.)

Auf der Burg Alteberſtein liegen fünf Kiſten voll Geld verborgen. Dieß hat eine Frau offenbart, welche viel dergleichen Geheimniſſe wußte. Vor einigen Jahren hat ein in der Schatzgräberei erfahrner Förſter in der Adventszeit fünfzehn Mondnächte hinter einander nach dieſen Schätzen gegraben. Schon war er mit der Hacke auf eine eiſerne Kiſte geſtoßen, als aus der zerfallenen Halle eine menſchliche Geſtalt auf einem ſchwarzen Bocke hervorgeritten kam. „Seht, da kommt einer auf einem Geißbock daher!“ rief einer von denen, die dem Förſter bei ſeinem nächtlichen Werke halfen; ſogleich verſchwanden Bock und Reiter, aber auch die Kiſte. (Schnezler, Bad. Sagenb. II. S. 231).

Im Schloß zu Hummelshauſen liegt ein ungeheurer Schatz begraben; der iſt in einer großen Kiſte verwahrt, und auf dieſer liegt ein ſchwarzer Bock. Jedes Jahr ſinkt die Kiſte eine Klafter tiefer in die Erde. Bis ſie gefunden iſt, wird weder Glück noch Segen auf dem Schloſſe ſeyn. Die Bewohner deſſelben ſterben und verderben. (Wolf D. S. Nr. 250.)

Nächſt dem Bocke iſt das Lamm des Teufels Opfergabe. Bekanntlich opferten ſchon die Griechen dem Pluto und der Hecate, überhaupt den unterirdiſchen Gottheiten ein ſchwarzes Schaf. In Norwegen werden dem Waſſermann ſchwarze Lämmer und weiße Böcke geopfert (Grimm, S. 461), woraus die Verwandtſchaft beider Thiergattungen erhellt. Es kann alſo nicht befremden, daß das Lamm, obſchon es im Ev. Matth. ein dem

Bock entgegengeſetztes Symbol, dennoch vom Böſen nicht verſchmäht wird. In Niederſachſen glaubt man: wer ſich zur Faſtnachtzeit im Wald unter eine Egge ſetzt, der kann Alles mit anſehen, alle Thiere, die durch das Holz ziehen, und allen Spuk, der ſich in dieſer Nacht ſehen läßt. Dieß wußte ein Schäfer, und wollte es verſuchen, er ging in den Wald unter die Egge ſitzen und ſchaute durch die Löcher. Als nun der Spuk vorüber war, wollte er unter der Egge wieder hervorkriechen, allein er ſaß feſt und der Teufel ſtand neben ihm und wies die Zähne. „Haſt du kein ſchwarzes Schaf, das ganz kohlſchwarz iſt?“ fragte er, „das gib mir, dann kommſt du los.“ Der Schäfer blieb liegen, bis es tagte, da gingen Leute durch den Wald und wollten ihn losmachen, aber ſie vermochten es nicht; da ließ er ſich ſein ſchwarzes Schaf bringen, das nahm der Teufel, ging damit in die Luft auf, und der Schäfer wurde los (Grimm, Myth. S. 961). Afzelius berichtet aus Schweden, daß dort in der erſten Zeit des Chriſtenthums (wo alſo heidniſche Opfergebräuche noch lebhaft im Gedächtniſſe des Volkes hafteten) unter dem Altar jeder Kirche ein Lamm vergraben wurde, um dadurch das Fortbeſtehen des Gebäudes zu ſichern. „Wenn man zur Zeit, wo kein Gottesdienſt gehalten wird, in die Kirche tritt,“ fährt er fort, „ſo geſchieht es bisweilen, daß man ein kleines Lamm quer durch den Chor der Kirche laufen und darin verſchwinden ſieht. Dieß iſt das Kirchenlamm. Wenn es ſich auf dem Kirchhofe, namentlich dem Todtengräber, zeigt, ſo ſoll es den Tod eines Kindes bedeuten, welches das nächſtemal zur Erde beſtattet wird.“ (Schwed. Volksſ. III., S. 206). Der geſpenſterhafte Charakter dieſes Lamms ſagt deutlich,

daß es zur Unterwelt in Beziehung ſtehe, und durchaus nicht ein Symbol desjenigen ſey, den Johannes mit dem Lamme verglichen hat, ſondern ſeines Widerſachers Eigenthum. Damit vergl. man folgende Sage:

Zu Maſſeman-Weſtram im Raemſträßchen läßt ſich jede Nacht ein weißes Schaf ſehen. Man ſagt, es ſey eine verborgene Höhle in der Pfarre, worin das Thier ſich bei Tage aufhalte. Niemand kann das Thier berühren; bei jedem Verſuche, den man noch dazu gemacht, ſchwebte es vor den Füßen des Verfolgenden weg, verſchwand plötzlich, und zeigte ſich einige Minuten ſpäter im Rücken des Getäuſchten. (Wolf N. S. Nr. 552.)

Die weiße Farbe des Thiers macht es zweifelhaft, ob man hier ſich eine Teufelsmaske denken dürfe. Bedeutet vielleicht das weiße Schaf, wie vorher das Kirchenlamm, als vorbedeutend in Beziehung auf Kinderleichen, ein vom Cultus geopfertes Kind (vergl. Daumer, Geh. d. chriſtl. Alterth. I. S. 145), deſſen Seele umgehen muß? Die „verborgene Höhle in der Pfarre" verräth eine Krypte oder unterirdiſche Kirche, worin der chriſtliche Prieſter Chriſti ſtellvertretendes Sühnopfer in neuern Exemplaren — am häufigſten wählte man Kinder, ihrer Sündloſigkeit halber — wieder auffriſchte.

Der Wolf iſt als Odiniſches Thier ſchon oben S. 148 erkannt worden, zugleich aber von infernaliſcher Bedeutung. Der in der Chriſtnacht umgehende Wehrwolf iſt das Abbild des von Loki gezeugten Fenriswolfes, welcher am Ende des großen Weltjahrs die ganze Schöpfung verſchlingen wird; er iſt, als lichtſcheues nächtliches Thier, verwandt mit den beiden von Odin gemäſteten Wölfen, Skolle und Hate, welche in den Sonnenfinſterniſſen und Mondfinſterniſſen die beiden Himmelslichter zu verſchlingen drohen, und ſie immer

verfolgend am Ende der Tage auch wirklich erreichen werden. Es lag alſo nahe, das dem Loki gehörende *lichträuberiſche* Thier in chriſtlicher Zeit dem *ſeelenräuberiſchen**) Satan zur Seite zu ſtellen, zumal dieſer auch den Schafen Chriſti nachſtellt. Eine Anſpielung dieſer Art enthält ein über der nördlichen Kirchenthüre im Dorfe Eichel am Main ausgebauenes Bild: ein Widder mit dem Kreuze, gegen den ein Wolf den Rachen aufſperrt, welches die Sage wie folgt erklärt:

Als die Gegend bei Eichele noch mit Wald bedeckt war, kam ein Mann mit einem Schafe zu der dortigen Wallfahrtskirche, „Maria zur Eiche“ genannt. Er band das Schaf außen an die Kirchthüre und ging hinein, ſein Gebet zu verrichten. Mittlerweil kam aus dem Wald ein Wolf gegen das Schaf, dieſes riß ſich los und ſprang in die Kirche, der Wolf ihm nach. Da lief es zur Thüre zurück, faßte den Strick, der daran hängen geblieben war, und riß die Thüre im Hinauslaufen zu. Der Wolf war nun eingeſchloſſen, und wurde umgebracht. (Schnezler Bad. Sagb. II. S. 647.)

Das Sprichwort: „in Eichel fängt das Schaf den Wolf“ hat auf dieſe Fabel, die ſehr verbreitet ſeyn mußte, weil ſie ein Sprichwort erzeugte, Bezug.

Wenn aber auch der Wolf am Ende der Tage Alles verſchlingen wird, ſo überſah man doch nicht, daß das Ausſchmelzen und Ausbrennen der Materie im Feuer (Loki = Surtur), wie bei dem Verbrennungsprozeß des Phönix, zur Wiedergeburt einer neuen geiſtigern

---

*) Seelenräuber heißt der Wolf ſchon bei den Kirchenvätern (Gregor. M. Opp. I. p. 1486.) Grimm denkt bei latro (Räuber) an das bellende Thier, gewiſſermaßen wäre die Aehnlichkeit erwieſen, wenn nämlich geſtattet iſt, latrare mit lacerare (λακεῖν) zu vergleichen, denn zerreißen, zerfleiſchen iſt des Wolfes Eigenthümlichkeit.

Schöpfung verhilft, was auch das nordiſche Alterthum glaubte. Dieſe Vorſtellung muß ſehr alt und ſehr verbreitet geweſen ſeyn, weil ſie ſich in vielen Sprachen wiederfindet, inſofern Wolf und Licht durch Ein Wort bezeichnet werden*). Zeus und Apollo hießen nach dem Wolf (λυκεῖος), weil ſie Lichtgötter ſind, und ſelbſt eine Anſtalt geiſtiger Erleuchtung, das Lyceum zu Athen, bekam vom Wolfe den Namen. Gleichwie das Jahr im ewigen Kreislauf der Wolfsbahn (λυκαβας) ſinkt auch der Menſch und einſt die ganze Welt in Nacht, nur um aus ihr wieder zum Licht zurückzukehren. Das Ei auf dem Wolfskopf im Zeichen der Zwillinge auf dem Thierkreiſe von Tentyra (bei Hug Myth. S. 178) ſpielt deutlich darauf an, daß der Wolf oder der Weltbrand zur Wiedergeburt verhelfe. Nicht nur den in den Wolf verwandelten Lycaon, ſondern auch den Todtenerwecker Aeſculap hatte des Wolfszeus Zeus (Ζεὺς λυκᾶιος) Blitz verzehrt. So iſt auch in der nordiſchen Eſchatologie der gemeinſame Scheiterhaufen der Götter und Menſchen (Loki = Surtur), ihr letzter Befreier. Auf dieſe Art verhilft der Wolf zum Sieg über die Finſterniß, und die Begriffe Sieg und Licht vereinigten ſich in dem Wolfskopf des Mars auf etruriſchen Grabgemälden (Urnen, Vaſen). Noch im chriſtlichen Mittelalter war des Wolfes Erſcheinen Vorzeichen des Sieges. (Wolf, D. S. Nr. 376), ſowie ſchon den Irpinern,

---

*) Sanſkr. urca (Wolf), von arc (brennen = ἄργος, glänzend, lat. arguo, klar machen), λυκος Wolf = λυκη, lux, Licht, u. öft. Selbſt der Hebräer, der keine Mythen vom blitzverzehrten Lycaon, und keinen durch einen Wolf erregten Weltbrand kennt, leitete den Wolf (seeb) vom Leuchten (sub) ab; daher sahab: Gold.

die nach dem Wolfe (irpus) hießen, das Zeichen, wo ſie eine neue Niederlaſſung gründen ſollten (Strab. II., 208). Heldenname der glücklichſten Vorbedeutung war das ahd. Wolfhraban (ſpäter Wolfram *), weil auch der Rabe den Sieg weiſſagt. W o l f g a n g (Lupambulus i. J. 1000 act. Bened. sect. 6, pars 1 pag. 3) bezeichnet einen Helden**), dem der Wolf des Sieges vorangeht. Vielleicht ſtellte alſo das Umhertragen eines Wolfsbildes am Koledafeſte der Slawen, welches auf den Tag fiel, wo die Sonne wieder zu wachſen beginnt, nicht den Sieg über den Wolf der Finſterniß (der Wehrwölfe in den langen Nächten), ſondern den Sieg des Lichts über die Dunkelheit vor? Aus der guten Vorbedeutung, welche ſich an das Begegnen des Wolfes (Wolfgang = Gangolf ***) knüpfte, glaubte Grimm erklären zu können, warum in der alterthümlichen Segensformel XIV Martin (der chriſtliche Mars) und Wolfgang als Hirtenheilige angerufen werden.

Ich glaube nun, den Leſer gehörig auf die Wolfsbilder an kirchlichen Gebäuden vorbereitet zu haben.

Ueber dem Kirchenthor zu Georgenzell †) fand ſich ein großes Wolfshaupt eingehauen. Von dieſem geht die Sage:

---

*) Dieſer von Grimm S. 1093 gegebenen Deutung des Namens ſteht das Vorkommen der gleichen Endſylbe in den Mannsnamen Bertram (Bertho), Gunthram (Günther) u. a. m. entgegen.

**) Man denke hier an Wolfdietrich in der Heldenſage an die Heldengeſchlechter der Welfen (Guelfi in Italien), Wölfingen, Wulfingen ꝛc. Vgl. Grimm D. S. Nr. 406b. 515. 517.

***) Gang-olf d. i. Gang des Wolfes (Ulph, wie Wurm aus orm, Wuotan aus Odin entſtand). Das Kloſter W o l f s münſter an der Saale zum Stifte Fulda gehörend, hieß auch G a n g o l f s zelle. (Bechſtein a. a. O. S. 140.)

†) Ehemaliges Ciſtercienſerkloſter unweit Sinnershauſen.

Als man das Kloſter baute, war auf drei vorhergehende ungewöhnlich ſtrenge Winter große Hitze und Dürre, Theurung und Seuchen erfolgt, ſo daß die wilden Thiere aus Mangel an Nahrung aus den Wäldern liefen. Da fingen die Steinmetzen einen Wolf, nährten ihn und machten ihn zahm, dafür bewachte er den Bau (! damit er nicht weggetragen werde?), und ſie hieben zum Andenken das Wolfshaupt über das Kirchenthor, daher nannten Viele hernach das Kloſter Wolfszelle, ſtatt Georgenzelle (Bechſtein fränk. Sagenſchatz S. 47.)

Daß hier der Begriff Sieg vorwaltet, ergibt ſich ſchon aus der Umänderung des Kloſternamens Georgszelle in Wolfszelle. Georg iſt bekanntlich wie Martin ein Patron der Soldaten, Beide wurden, wie ehedem Odin, um Sieg angerufen (vergl. Kloſter VII. S. 300 Anm. und S. 677 Anm.)

Da aber der Wolf auch in andern Kirchen erſcheint, wo dieſe Erklärung nicht ausreichen würde, ſo iſt man genöthigt, jene Erklärungsweiſe anzuwenden, welche dem Hündchen am Dache der Lorenzkirche in Bretten zu ſeinem bisher verkannten Rechte verhalf. Man vergl. deshalb folgende von Grimm (D. S. Nr. 186) zuerſt mitgetheilte Sage mit der von mir S. 361 verſuchten Deutung:

Zu Aachen im Dom zeigt man an dem einen Flügel des ehernen Kirchenthors einen Spalt und das Bild eines aus Erz gegoſſenen Wolfes. Als Grund dafür wird angegeben: Aus Mangel an Geld habe man mit dem Kirchenbau einhalten müſſen; da habe der Teufel ſich erboten, die erforderlichen Summen unter der Bedingung herzugeben, daß die erſte Seele, die bei der Einweihung der Kirche in die Thüre hereinträte, ſein würde. Der Rath zauderte lange, willigte aber endlich ein, und verſprach den Inhalt der Bedingung geheim zu halten. Darauf ſey mit dem Höllengeld das Got-

teshaus herrlich ausgebaut, indeß aber auch das Geheimniß ruchbar geworden. Niemand wollte nun die Kirche zuerſt betreten. Da erſann man eine Liſt. Man fing einen Wolf im Wald, trug ihn zum Hauptthor der Kirche; und an dem Feſttag, als die Glocken zu läuten anfingen, ließ man ihn los und hineinlaufen. Wie ein Sturmwind fuhr der Teufel hinterdrein, und erwiſchte, was ihm nach dem Vertrag gehörte. Als er aber merkte, daß man ihm bloß eine Wolfsſeele geliefert, warf er in der Wuth das Thor ſo gewaltig zu, daß der eine Flügel ſprang und den Spalt bis auf den heutigen Tag behalten hat.

Entkleidet man das Factum von ſeiner mährchenhaften Hülle, ſo bleibt als trockene Wahrheit die Thatſache zurück: Um den Grund des Gebäudes zu feſtigen, wurde ein gefangener Wolf als Opfergabe an den unterirdiſchen Dämon eingemauert. Den Teufel denkt man ſich bekanntlich in der Tiefe (Teufe) wohnhaft.

Oben war auch der Eber zu den auf die wilde Jagd bezüglichen Thieren Odins gezählt worden, ſcheinbar ihm feindlich, denn der Eber hatte dem ſchlafenden Gott in der Mittſommernacht das Blut ausgeſaugt und wurde deßhalb in der Mittwinternacht ihm geſchlachtet. War der Eber wie die Miſtel alſo das winterliche Bild (ſ. S. 325), ſo wird Loki, der mit einer Miſtel des Lichtgotts Balders Tod herbeiführte *), auch jener Eber ge-

*) Eben im Schleswigſchen, wo man noch jetzt um Weihnachten Backwerk mit des Ebers Bild verkauft (Müllenhof, Schlesw. Holſt. S. XLIV.) erinnert man ſich auſſer Danemark (vgl. S. 329 Anm.) noch am lebhafteſten an Balders Tod:

Bei Boldersleben ſieht man auf einer Anhöhe noch die Spuren eines Schloſſes. Da hat früher König (Gott) Bolder reſidirt Er gerieth mit dem König Hother (der blinde Höder Balders Bruder), der in Hadersleben wohnte, in Streit und erſchlug ihn. Nun liegt noch ſüdlich von der Kirche in Agerskow ein Hügel Boldershöhe, die ſollen vom ſtarken Bolder herrühren, der nachher hier begraben ward. (Müllenhof S. 374.)

weſen ſeyn, welcher dem Odin das Blut ausſaugte, jener Eber, deſſen Zahn dem Förſter Hakelbärend oder Berendt (boar, engl. der Eber), dieſem anthropiſirten Odin (ſ. S. 39) das Leben raubte. Hakelbärend wurde oben für das Prädicat des im nebligen November breithutigen, d. h. verhüllten Sonnengotts erklärt. Odin als wilder Jäger in den Adventsnächten war alſo Hutbert oder Hubert, der Schutzpatron der Jäger. Einer Lauſitzer Sage zufolge, die auf einen Herrn von Noſtiz auf Kreckwiz das Schickſal Hackelberends oder Berends, ſelbſt auch den vorbedeutenden Traum von des Ebers todtbringenden Zahn überträgt (Gräve, Lauſ. Sagen S. 191), läßt ſich der Keuler, welcher noch nach ſeinem Tode dem jagdluſtigen Herrn den Tod brachte, feuerhauchend am Abende des Hubertustages ſehen.

Im Parc-des-Dames, einer Abtei bei Löwen, lebte eine fromme Oberin, die dabei von ungemeiner Schönheit war. In einem unbewachten Augenblicke ward der Satan mächtig in ihr, ſo daß ſie den verführeriſchen Worten eines Geiſtlichen glaubte, der häufig das Kloſter beſuchte, und ſich von ihm aus dem Kloſter locken ließ. Bald darauf ſtarb ſie. Seitdem ſieht man ſie allnächtlich auf einer glühenden, von Flammen umſprühten, Sau aus einer Laube reiten, in der ſie zuerſt mit jenem Prieſter ſündigte. In größter Schnelligkeit rennt das Thier mit ihr aufs Kloſter zu und wieder zurück. Nach mehrmaligem Hin- und Herrennen verſchwinden Beide in der Laube. (Wolf N. S. Nr. 239.)

Offenbar eine Verwechslung des von Hödr erſchlagenen Balders mit ſeinem Bruder Freir, dem Siegverleiher, der in einem Hügel begraben wurde. Der Lichtgott iſt Siegesgott, Balder (engl. bold, kühn, ſtark, davon der Eigenname Balduin) alſo der ihm ſo ähnliche Freir, der aber nur im Winter im Hügel wohnt, d. h. unſichtbar iſt.

In Woltersdorf am Fuße der Kranichsberge, welche ſich an den von Rüdersdorf bis zur Spree erſtreckenden Steg ausdehnen, treibt ſich oft um Mitternacht eine Sau herum, die jeden, der ihr begegnet, zwingt, eine Strecke auf ihr zu reiten. So ging auch Einer noch ſpät durchs Dorf, da ſah er plötzlich die Sau herbeiſtürzen, er aber trug einen Kreuzdornſtock, und wer den hat, dem können die böſen Geiſter nichts anhaben; mit dem ſchlug er die Sau über den Rücken; als er aber aus dem Dorfe hinauskam, erhob ſich ein ſo gewaltiger Sturm, daß er kaum weiter konnte. Er wird alſo wohl die Sau nicht weiter geſchlagen haben. (Kuhn M. S. Nr. 198.)

Zum Verſtändniß des Zuſammenhangs muß man wiſſen, daß beim Toſen der Windsbraut Suſtert gerufen wird, mit dieſem Namen aber iſt der Teufel geſcholten (Grimm, S. 599), der auch Sauzagel und Schweinezagel heißt. Ihm mißt der Aberglaube das Aufregen des Windes bei (Woycicky, poln. Sag. I., 81 und 89). Dieß wirft auch Licht auf Folgendes:

Ein Holzhacker in den Ardennen hatte eines Tages ſchlechten Verdienſt gehabt, unmuthig ſetzte er ſich unter eine alte Eiche, um über ſein Unglück nachzudenken. Da trat ein altes Männchen vor ihn hin und munterte ihn auf, mit ihm auf die Jagd zu gehen. Der Holzhacker dachte nichts dabei zu verlieren, und willigte ein. Da nahm das Männchen eine Pfeife und pfiff dreimal. Plötzlich kamen von allen Seiten Männer und Frauen herbei, gefolgt von Jägern und Hunden. Ein köſtlich Abendmahl wurde bereitet, und der Holzhacker aß von dem Brode, trank von dem Weine, und fand Beides ſehr köſtlich. Hierauf begann die Jagd, die bis gegen Mitternacht dauerte. Man tödtete ſo viel Wild, daß der Holzhacker vierzehn Tage noch nichts anderes that als Eberfleiſch einſalzen, und hatte ſo viel davon, daß er auf ein ganzes Jahr Vorrath beſaß (Wolf N. S. Nr. 516.)

Jedermann erräth hier, daß der Eber zu dem Jul-

opfer der Chriſtnacht in Beziehung ſteht, welches dem Gotte dargebracht wurde, der in dieſer Nacht als wilder Jäger mit Sturmesgebrauſe daherzieht, ſ. S. 177.

Hier dringt ſich von ſelbſt die Frage auf, wenn Odin als Winderreger „Herr der Gehängten" hieß, da alle in der Luft Geſtorbenen unter ſeiner beſondern Obhut ſtanden *), ob nicht der Teufel als Urheber der Windsbraut, und weil er ſeine Beute durch die Luft entführt, aus gleichem Grunde der Henker genannt wird? Grimm vergleicht S. 980 den Teufel, welcher einen Canonicus, der ſich verſäumt hatte, durch die Luft von Bayeux nach Rom zu den Metten, und Klingsor und Ofterdingen durch denſelben Zauber aus Ungarn nach Thüringen verſetzt, mit dem Odin, welcher ſeinen Schützling, den König Hading, in den Mantel nimmt und durch die Lüfte trägt (S. 133). Beides erklärt ſich nur dadurch, daß der Teufel, wie der alte Gott, in der Luft zumeiſt, ſeine Thätigkeit äußert. Soll die eine Vergleichung richtig ſeyn, warum nicht auch die andere? Dennoch denkt Grimm bei dem „Henker" nur an den bibliſchen „Mörder von Anfang her;" und da er ſich nicht verhehlen kann, daß „Seelentödter" ein allgemeiner Begriff, der neben dem Henker noch unzählige andere Todesarten einſchließen kann — abgeſehen davon, daß das Henken nur von leiblicher Tödtung verſtanden werden darf — ſo erinnert er daran, daß auch dem Tod Strick (?) Zaum und Roß zugeſchrieben werden; daher die Redensart: „der Teufel hat mich umſtrickt." Jedoch letzteres Bild bezieht ſich nur auf die Netze, mit welchen der Teufel die Menſchen umgarnt; was aber ſoll der Henker mit einem Pferdezaum anfangen?

*) Windestoſen verkündet nach einer Regel des Aberglaubens, daß ſich Jemand erhängt hat (Grimm S. 601.)

Da auch der Haſe zur wilden Jagd gehört, ſo nimmt der Teufel auch dieſes Thieres Geſtalt nicht ſelten an. Wie Hela auf dreibeinigtem Roſſe reitet, ſo zeigt ſich Satan als dreibeiniger Bock (Grimm, S. 947) und dreibeiniger Haſe. In folgender Sage fehlt der vierte Fuß noch nicht.

Zu Ottargem bei Aelſt zog einmal ein Jäger auf die Jagd. Eben war er im Felde, als er von fern einen Haſen erblickte, welcher auf ihn zuſprang und beinah im Schußbereich wieder umkehrte. Dies wiederholte ſich zu mehrern Malen. Der Jäger aber war noch mehr verwundert, als plötzlich ein auſſergewöhnlich großer Haſe auf ihn zuſchoß, und ihn mit rauher Stimme fragte: „Sind die andern ſchon lange weg?“ Diesmal kehrte der Jäger vor dem Haſen um. (Wolf N. S. Nr. 387.)

Ein redender Haſe kann, wie die ſprechende Schlange im Paradieſe, nur der Teufel ſeyn, und ob er auch vier Füße habe. Dieß iſt ſo klar als die Sonne.

Auch des Bären Geſtalt nimmt der Teufel zuweilen an*).

In der däniſchen Feſtung Glückſtadt ſpielten im Dezember 1686 einige Soldaten im Wachthauſe mit Würfeln. Einer, der immer verlor, fluchte: er wolle des Teufels ſeyn, wenn er nicht Alles wieder gewinne, was ihm die Andern abgewonnen. Kurz nachher ſchlug die Stunde, in welcher er ſeinen Poſten antreten mußte. Da ſtand er noch nicht lange, als ein Bär auf ihn zurannte. Bei'm erſten Geräuſch des herzukommenden Thieres rief der Soldat: Wer da? und erhielt zur Antwort: Ich bin's, dem du dich vor einer Stunde zu Eigen gabſt. Der Soldat verließ ſich dießmal nicht auf ſein Gewehr, ſondern auf's Gebet, und der Bär kehrte

*) Bei H. Sachs III. 3, 13e will einer zwei alte Weiber mit einer Bärenhaut zudecken und dem Teufel zum neuen Jahre ſchenken.

um. (Wolf, D. S. Nr. 323). Als Bär erſcheint der Teufel auch bei Cäſarius V, 49.

Auch ſchwarze Hühner werden dem Teufel dargebracht, es darf aber keine weiße Feder daran ſeyn. (Grimm a. a. O.). Wahrſcheinlich gehörten ſie auch dem Loki, denn Völuſp. 39 iſt von einem „rußfarbigen Hahn in Hela's Saal" die Rede. In Baiern wird noch jetzt bei Todtenämtern von den Laien beim Offertorium ein ſchwarzes Huhn dargebracht (Münchner gel. Anz. 1837 Sp. 640). Bei dem großen Todtenopfer zu Lethra wurden 99 Hähne dargebracht, und das Zauberweib, welches den König Hading in die Unterwelt führte, opferte einen Hahn (Saxo I. p. 17). Damit vergl. man folgende Sage, welche das Wahrzeichen an der Sachſenhäuſer Brücke in Frankfurt erklärt:

Der Baumeiſter der Sachſenhäuſer Brücke hatte ſich verbindlich gemacht, die Brücke bis zu einer beſtimmten Zeit zu vollenden. Als dieſe herannahte, ſah er die Unmöglichkeit ein, und wie nur noch zwei Tage übrig waren, rief er in der Angſt des Teufels Beiſtand an. Dieſer erſchien, und erbot ſich, die Brücke in der letzten Nacht fertig zu machen, wenn ihm der Baumeiſter dafür das erſte lebendige Weſen, das darüber ging, überliefern wolle. Der Vertrag wurde geſchloſſen, und der Teufel baute in der letzten Nacht, ohne daß ein Menſchenauge in der Dunkelheit ſehen konnte, wie es zuging, die Brücke fertig. Als nun der erſte Morgen anbrach, kam der Baumeiſter und trieb einen Hahn über die Brücke vor ſich her, und überlieferte ihn dem Teufel. Dieſer aber hatte die Seele eines Menſchen erwartet, und wie er ſich betrogen ſah, packte er zornig den Hahn, zerriß ihn und warf ihn durch die Brücke, wovon die zwei Löcher entſtanden ſind, die bis auf den heutigen Tag nicht zugemauert werden, weil Alles in der Nacht wieder zuſammenfällt, was Tags daran gearbeitet iſt. Ein goldener Hahn auf einer Eiſenſtange ſteht aber noch jetzt als Wahrzeichen auf der Brücke. (Grimm D. S. Nr. 185.)

Ueber verwünſchtes Geld iſt der Fluch ausgeſprochen: nur der ſolle es finden, der es mit zwei ſchwarzen Hähnen auspflüge (Grimm S. 929). In Wilſter vergrub ein Reicher ſein Geld unter einer alten Linde. Der Teufel wollte es nur für einen pechſchwarzen Hahn mit weißem Kamm ausliefern. Des Reichen armer Nachbar hatte gelauſcht und fand endlich einen ſolchen Hahn (Müllenhof S. 203).

Der Knecht eines reichen Pachters hatte all ſein Geld durchgebracht, und kam ſpät Abends trunken nach dem Pachthof zurück. Den Prügel des Herrn fürchtend, kehrte er am Thore wieder um, und ging auf einen Kreuzweg, um daſelbſt ſich dem Teufel zu verkaufen. Er rief den Böſen ſo lange, bis ein Teufel zu ihm kam, und ſprach: der Herr und Meiſter der Hölle könne nicht eher ſeinem Wunſche genügen, als bis ihm eine ſchwarze Henne geopfert ſey, und dies müſſe um Mitternacht geſchehen. Der Knecht eilte in den Hof zurück, und holte daſelbſt eine ſchwarze Henne, mit welcher er auf den Kreuzweg zurückkehrte. Der Pact wurde auf fünf Jahre abgeſchloſſen, und der Knecht ſchrieb ſein Handzeichen mit Blut in ein Büchelchen, welches der Teufel ihm hinreichte. Nach Hauſe zurückgekehrt, hörte er von ſeinem Herrn auch nicht den leiſeſten Vorwurf. Seine Taſchen waren ſeit jenem Abend ſtets gefüllt. Jedesmal, wenn er die Hand hineinſteckte, zog er — ſechs Silbergroſchen heraus, und führte ein gar luſtig Leben. Als aber die fünf Jahre bald um waren, erfaßte den Knecht die Reue. Er entdeckte ſich dem Pfarrer. Dieſer beſtellte ihn auf den verhängnißvollen Tag zu ſich. Beide begannen zu beten. Bald vernahm man ein gräuliches Getöſe um das Haus herum, und im Schornſtein rumorte es, als ſolle er zuſammenfallen. Der Knecht wurde plötzlich in die Höhe geriſſen, aber der Pfarrer kam ihm mit dem Johannisevangelium zu Hülfe. Da fiel das Büchelchen mit der Unterſchrift durch den Schornſtein, und der Teufel war weg, aber der Knecht lag halb todt auf der Erde. (Wolf N. S. Nr. 454.)

Die ſchwarze Henne im Wappen der Grafen von Henneberg (Bechſtein Sag. d. Grabfeldes Nr. 156) ſcheint zuerſt das Wahrzeichen ihrer Burg geweſen zu ſeyn. Wahrſcheinlich hatte man, um dieſe unüberwindlich zu machen, in der Vertiefung der Burgmauer eine lebendige Henne eingemauert, deren Farbe ſchon darauf hinweist, daß man den Böſen durch dieſes Opfer veranlaſſen wollte, ſeine Zerſtörungsluſt nicht an dieſem Gebäude auszulaſſen. Dieſe Vermuthung erhält durch Nachſtehendes eine nicht geringe Unterſtützung:

Ueber Nüdlingen, zwiſchen Münnerſtadt und Kiſſingen gelegen, iſt auf einem Hügel, eine alte Burgſtätte ſichtbar, welche heute Huhnberg, vor Alters aber Henneberg genannt wurde, wie eine Urkunde vom Jahre 1243 deutlich ausſagt*). Den Namen ſoll Burg und Berg von einem Haushuhn erhalten haben, das zur Zeit, als man die erſtere gründen wollte, und für dieſelbe noch keinen Namen wußte, auf dieſen ein Ei gelegt. Zur Unterſcheidung des Namens von dem ſchon früher erbauten Schloſſe Henneberg habe man es Huhnberg genannt, und dieſe Burg durch das Bild eines Haushuhns von dem Wappen der erſtern, eine Wildhenne, unterſchieden. (Bechſtein Sag. des Grabfeldes Nr. 110.)

Da es nicht wahrſcheinlich, daß ein ſo unbedeutendes Ereigniß, wie eine Ei legende Henne einer Burg zu ihrem Namen verholfen habe, ſo iſt wohl eher anzunehmen, daß das Wappen der Burg an die Henne erinnern ſollte, welche lebendig eingemauert wurde, als ein dem Dämon der Zerſtörung gebrachtes Opfer, daß er an dieſem Gebäude nicht ſeine Wuth auslaſſe (oder wie Grimm S. 1095 deutet: „ein der Erde gebrach-

*) Cum vir nobilis Hermannus Comes de Hennenberg in monte dicto Hennenberg sito super villam Nutteling edificia — excessisset. 4. Mart. 1243.

tes Opfer, daß ſie die Laſt auf ſich dulde.“ Jedoch von einem Erdcultus findet ſich ſelbſt im deutſchen Heidenthum keine Spur vor, wohl aber ſchrieb man dem Loki die Erderſchütterungen zu. Daß Niemand als der Teufel dieſe Opferſpende erhielt, erweist ſich aus der Erklärung des Münnerſtädter Wahrzeichens:

Auſſen an der Pfarrkirche zu Münnerſtadt in ziemlicher Höhe, ſeitwärts über dem ſteinernen Hund zur Rechten erblickt man einen Wolf, der eine Henne frißt. Man ſagt: die Henne bedeute die Grafſchaft Henneberg, zu welcher Münnerſtadt ehedem auch gehörte, und der Wolf bedeute das Hochſtift Würzburg, das ſich allmählig, die Verarmung des Grafenhauſes benutzend, ein Stück des Henneberger Landes nach dem andern anzueignen wußte. (Bechſtein Nr. 107.)

Ich aber ſage: der Wolf bedeutet den Teufel, der das ihm dargebrachte Opfer zerreißt, in's Heidniſche zurückūberſetzt: Loki (der als Vater des Fenriswolfes ſelber ein Wolf war, wie als Vater des Sleipnir ſelber ein Roß, daher alle Teufelspferde von ihm abſtammen.)

Daß der Rabe als Leichenvogel zur Teufelsmaske ward, weiß man ſchon aus des Hieronymus Commentar zum Hiob 38, 41. Und würde er nicht auch im Volksglauben dieſe Anwendung erfahren haben, ſo könnte er nicht im Puppenſpiel dem Fauſt die Verſchreibung mit dem Teufel überbringen. Auch der Geier lebt vom Aaſe, und die ehemalige Fluchformel: „Fahr zum Odin!“ (Stirb!) hat der Deutſche in: „Hol dich der Geier!“ überſetzt. Aus Kinderm. Nr. 165 iſt zu errathen, daß die drei Federn, welche jener muthige Jüngling aus des Teufels Kopf ausziehen ließ (ſ. S. 354), dem fabelhaften Greif gehörten, welcher eigent-

lich der Geier iſt. Dieſer Goldhüter (**Herod. III., 116. IV., 13. Mela II., 1.**) und Goldgräber (**Paus. Attic. 24, 6. Solin. XV., 22. Plin. VII., 2.**) konnte leicht, wie der Bock, Hund und Drache des Schätze ſpendenden Unterweltsgottes Lieblingsthier ſeyn. Vom Teufel erzählt man, wie vom Geier, daß er ſeine Beute durch die Luft entführt. Ein uraltes lateiniſches Dichterwerk läßt den Herzog Ernſt mit dem Grafen Wezel, nachdem ſie ſich in Ochſenhäute genäht, von einem großen Greifen durch die Wolken über den Ocean ſeinen Jungen in's Neſt tragen. Wappen und Namen von Greifswalde verrathen Spuren einer ehemaligen Verehrung dieſes Vogels, denn von den öſtlichen Wenden an der Nordküſte Deutſchlands — wo die Greife als Fahnenbild gewählt wurden (Allg. hiſt. Bibl. II. S. 183), was vorausſetzen läßt, daß der Greif ihnen, wie andern Völkern der Adler, ein Bild des Siegesgottes war, der dem Heere in die Schlacht voranzog — von dort war dieſer Aasvogel auch zu den deutſchen Stämmen eingewandert, und wurde in chriſtlicher Zeit als Tod verkündender Vogel unter die teufliſchen Thiere eingereiht.

Man ſagt aber auch: „Hol dich der Kuckuk!" und dieſer Vogel iſt doch ein Frühlingsbote? Daß er aber ſeine Eier in fremde Neſter legt, hat auch von ihm eine unvortheilhafte Meinung verbreitet. Er iſt der Ehebrecher (**Plaut. Asinaria in fine.**) In der Schweiz heißt ein ungebetener Nebenbuhler: Gugſch. Schon in der Edda iſt er als ſolcher gezeichnet (ſ. S. 303 Anm.). Er iſt alſo der Ehebrecher, und wie für einen ſolchen der Italiener eine andere Teufelsmaske, den Bock (**becco, becconazzo**) als Bezeichnung brauchte, daher — weil der Spottname in ſeiner urſprünglichen

Bedeutung nie den beleidigten Theil ausdrückt, ſondern den beleidigenden, alſo auf jenen angewandt, zum Ausdruck der höchſten Ironie wird — „Jemand zum Bocke machen" (nämlich in der umgekehrten Bedeutung) ihm Hörner aufſetzen, obgleich der Ehebrecher ſelber der Bock iſt *); ebenſo bezeichnet der Deutſche den hintergangenen Ehemann als Kuckuk franz. **cocu**, altfranz. **coux, coucuol, cougoul, coquard,** (**lat. med. aevi: cugus**) anſtatt den Verführer **).

Nach der gewöhnlichen ***) Auffaſſung der Sage von Robert dem Teufel war er vom Satan mit der Gemahlin des Herzogs von der Normandie gezeugt worden. Demnach iſt der Teufel nicht bloß Verleiter zum Ehebruch, ſondern begeht ihn zuweilen auch ſelbſt. — Vom Kuckuk ſind aber auch noch andere, ihm ungünſtige Meinungen im Volke verbreitet. Wie die Ausleger zum Shakeſpeare (Hamlet IV, 5.) die dem Heiland Brod verweigernde Bäckerstochter zur Strafe in

---

*) So erklärt Artemidor (Oneirocr. II, 12): wenn man träumt, auf dem Bocke zu reiten, bedeutet es die Untreue der Frau, und auch er braucht ſchon den Ausdruck: Hörner aufſetzen (κερατα ποιεῖν.)

**) Shakeſpeare (am Schluſſe des Luſtſpiels: Der Liebe Müh iſt umſonſt):

The cuckoo then on every tree,
Mocks married men, for thus sings he Cuckoo;
Cuckoo a word of fear
Unpleasing to a married ear.

Aehnlich heißt bei den Deutſchen nicht der dem geilen Hahn ähnliche Ehebrecher, ſondern der von ihm Beſchimpfte: Hahnrei (ſ. Hahnrer, Hahner). Dem Zeitwort hahnen ähnlich gebildet iſt das von Molſiere gebrauchte cocufier.

***) Die Tradition, welcher Keller (Altfr. Sag. II.) folgt, läßt Robert zwar vom Herzog der Normandie ſelber mit ſeiner Gemahlin gezeugt werden, rechtfertigt aber ſeinen Namen dadurch, daß die Herzogin durch das dem Teufel gethane Gelöbniß, künftig nur ihn anzubeten, plötzlich geſegneten Leibes wird.

eine Eule verwandelt wiſſen, ſo ſagt man in Deutſchland: Der Kukuk ſey ein verwünſchter Bäcker, und trage darum fahles, mehlbeſtaubtes Gefieder, weil er in theurer Zeit armen Leuten von ihrem Teig geſtohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen ſegnete, ihn herausgezogen, bezupft und jedesmal dabei gerufen: Guck, Guck! (Schau, Schau!). Darum ſtrafte ihn der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dieſes Geſchrei wiederholt. Grimm, welcher dieſes Hiſtörchen aus des Prätorius Weltbeſchreibung anführt, merkt hierzu an: Des Kukuks Ruf, wenn er noch nach Johannis vernommen wird, bedeutet Theuerung. Daß der Kukuk unter die Teufelsmasken gezählt wurde, bezeugt folgende, von Wolf (D. S. Nr. 297) dem Cäſarius (Dial. mirac. dist. V. c. 17.) nacherzählte Begebenheit:

Abt Theobald von Eversbach erzählte: Ein Laienbruder hörte eines Frühlings den Kukuk und zählte, wie oft der Vogel ſeinen Namen ſchrie, und zählte bis zu zwei und zwanzig. „Oh," ſprach er alsdann, „ich habe noch 22 Jahre zu leben, was ſoll ich all die Zeit im Kloſter thun? Nein, da gehe ich lieber noch für 20 Jahre in die Welt zurück, und komme für die letzten zwei Jahre wieder." Das that er auch, fand ſich aber vom Satan betrogen, denn er lebte nur noch zwei Jahre.

Hier iſt alſo der Kukuk der Lügenvater, wie der Teufel in der Schrift genannt wird. Von Loki läßt ſich zwar nicht direct eine Beziehung zum Kukuk nachweiſen; aber Raubvogel und Frühlingsbote iſt auch der Falke, deſſen Geſtalt Odin und Loki abwechſelnd annahmen, Letzterer, als er die Göttin der Jugend wieder aus der Gewalt der Rieſen ſchaffen wollte. Vielleicht bedeutete der Raubvogel — wie ſonſt auch der Adler, vgl. S. 73

— die dem Lenz vorhergehenden Aequinoctialſtürme? Dann wäre der Mehl ſtehlende Kukuk der mit Mehl beſchwichtigte Wind des wilden Jägers? (ſ. Grimm S. 602 Anm.), worauf ich auch noch in dem folgenden Kapitel zurückkommen werde. Aber noch ein anderer Grund könnte für die Zueignung des Kukuks an den Teufel angeführt werden. Als Weiſſagevogel — von Norden her bedeutet ſein Ruf Trauer, von Oſten und Weſten Glück, im Frühling verkündet er Hochzeit und die Zahl der Kinder, nach Johannis aber bedeutet ſein Ruf Theuerung — mußten ihn die chriſtlichen Mönche wegen ſeiner Berührung mit zauberiſchen Weſen — denn der Schaum auf Weiden, den die cicada spumaria hervorbringt, wird bald Kukuksſpeichel *), bald Hexenſpeichel genannt — für ein Organ des Teufels halten. Bei Arndt (Reiſ. d. Schwed.) liest man: Gegen den Kukuk hüte man ſich mit Fragen, daß man ſich nicht verſtricke. Er vermag die Menſchen zu necken und zu bethören. Sein Erſcheinen iſt oft von böſer Vorbedeutung. Einen Beleg dafür gibt Paulus Diaconus VI., 55 aus dem Leben des Longobardenkönigs Hildeprand.

Unter die goldhütenden Thiere gehört vorzugsweiſe der Drache. Ob jedoch Loki vor dem Teufel als Schlangengeiſt aufgefaßt worden ſey? möchte ich bezweifeln. Die Drachenkämpfe ſtammen aus dem Orient, gleichwie die Höllenſchlange. Die als Genien der Familie mit Milch gefütterten Hausſchlangen, deren ſchon oben flüchtig gedacht wurde, und auf welche an einem andern Orte zurückzukommen ſich wieder Gelegenheit bieten wird, gehören, ihres eudämoniſchen Charakters wegen überhaupt nicht

*) Der Vogelſpeichel wurde zum Bande Gleipnir verwendet, womit der Fenriswolf gebunden ward.

in Loki's Reich. Sie galten bei den Longobarden als Wodans Symbol, als Sinnbild des Lebens und der Geſundheit. Auf die Midgardſchlange läßt ſich nicht berufen, denn ſie wird von Einigen als der die Erde umzüngelnde Meeresgürtel gedeutet, von Andern als Zeitkreis, von Niemanden aber als böſes Prinzip. Den Göttern wird ſie zwar am Ende der Tage Verderben bringen, aber nur, weil ſie als perſonifizirte Zeit alles Endliche zerſtören muß, damit — aus den Trümmern der alten Welt eine neue herrlichere erſtehe. Die Zeitſchlange beißt ſich in ihren eigenen Schwanz. Thor ſtirbt zwar an ihrem Gifte, aber er erlegt ſie doch, lauter Anſpielungen auf den Satz: daß nichts Zeitliches ewig währe. Dieſe Zeitſchlange iſt alſo nicht das abſolute Böſe, am wenigſten ſteckt Loki in ihrer Haut, welcher als Surtur die ganze Schöpfung verzehrt. Wenn alſo doch der Drache ein Goldhüter iſt, d. h. ein zur Unterwelt in Beziehung ſtehendes Weſen, ſo kommt dieß daher, weil er der Lindwurm iſt. Lind bedeutet nämlich Schlamm *), Koth, und bekannt iſt die Traumregel, die auch manche Volksſage ſchuf, daß Koth **) Gold bedeute. Die Münze des Teufels verwandelt ſich bei Tage in Koth oder Pferdemiſt. Der Drache iſt jene „Mißgeburt von Dreck und Feuer“, denn die Edda hat **dreki** für Drache (Grimm S. 652), alſo hier **nomen**

———

*) Lincoln ſ. v. a. der Ort, wo eine Colonie in einer Schlammgegend ſich anbaute.

**) Lutum (Koth) iſt mit Π-λȣτος (Reichthum) verwandt, Bei der Wurzel iſt λάϑω, π-λατω verfinſtern, bedecken, das Metall iſt, noch ſo dünn geſchlagen, undurchſichtig. Der indiſche Golddämon Kuveras iſt etymologiſch mit κοπρος (Koth) verwandt. Zu den unterirdiſchen Zwergen zählte man auch Goldemar.

et omen*). Das Gold heißt Wurmbett bei den Dichtern des Mittelalters, weil der Drache auf dem Schatz liegt (Martial. XII., 53.). Schon die Alten ließen das goldene Vließ und der Heſperiden goldene Aepfel von Drachen bewachen.

Im Sonnenſchein glänzte ein Haufen Gold, und rings herum ſtreckte ſich ein ſchwarzer Wurm, doch ſo, daß er nicht anreichte und zwiſchen Kopf und Schwanz eine Spanne frei ließ. An dieſer Stelle trat der Knecht, der des Schatzes anſichtig geworden, und ſammelte Gold. Schon hatte er Taſchen und das ausgezogene Oberhemd voll geſackt, als es ihm einfiel, ſeine Begleiterin herbeizurufen, die den Reſt des Schatzes aufladen ſollte; aber ſeine Stimme verhallte in dem furchtbaren Brauſen, das ſich plötzlich erhob: „Schütt' aus das Gold! ſchütt aus das Gold!“ rief es, daß der Erſchrockene alles Gold hinwarf und zu fliehen begann. Augenblicklich ſenkte ſich der Wurm mit dem Schatz in den Berg, und die Erde ſchloß ſich wieder zu. Nur wenige Goldſtücke lagen da, die beim Hinwerfen außerhalb des Schlangenrings gefallen waren. (Reuſch, Samland Nr. 3.)

Die Begriffe *Koth* und *Gold* vereinigen ſich auch in der *Maus*. Der Mäuſegott Apollo Smintheus (v. σμινθος Maus), ſo genannt, weil unter ſeinem Altar heilige Mäuſe niſteten und eine Maus zu ſeinen Füßen abgebildet war —der ſminthiſche Apoll alſo wurde in der *Gold*ſtadt Chryſe verehrt, ſein Prieſter (d. h. ſein Prädicat) war Chryſes: der Goldene. Auf dieſes Prieſters Gebet hatte der Gott die Peſt in's griechiſche Lager geſandt, *Tod* und *Verweſung* ſind aber wieder die *Maus* (μινθος = σμινθος, λαμας bei

*) Da aber Drache (δρακων) griechiſchen Urſprungs iſt, ſo denkt Grimm an δερκω, ſchauen, leuchten; warum nicht an ταρασσω, ſchrecken?

Heſych. Maus, $\lambda\alpha\mu o\varsigma$ Koth, $\lambda o\iota\mu o\varsigma$ Peſt, $\lambda\upsilon\mu\eta$ Verderben). Ein weit verbreiteter, bei Völkern, ſowohl ſlawiſchen als deutſchen Stammes vorkommender Aberglaube, der aber auch ſchon im alten Rom zu Hauſe war (Cicero de divinat. II., 27. Ovid. Fast. 2, 574. Liv. 27, 30. 23, 2. Plin. Hist. Nat. 8, 57. Auson. Idyll. 12, 3. u. öft.) läßt aus dem Nagen einer Maus oder Ratte auf den nahen Tod eines Hausbewohners ſchließen. Glaucus ſtarb ſpielend mit einer Maus (Tzetz. ad Lycophr. 811.) Die Todten, das Gold und das Fruchtkorn haben, wie dieſe Nagethiere, unter der Erde ihren Aufenthalt. Nun erklärt ſich auch, warum des Getreidegotts Dagon *) Verehrer den Judengott — der ihnen zürnte, weil ſie ihn mit der Bundeslade den Leviten gewaltſam abgenommen hatten, und der ſie dafür mit einer Krankheit an den Sitztheilen ſtrafte — dadurch verſöhnten, daß ſie in ſeinen Tempel vergoldete Aerſe und vergoldete Mäuſe als Sühngeſchenke darbrachten (1. Sam. 6, 1. ff.) Alſo auch hier eine Ideenverbindung zwiſchen Koth, Gold und Maus. Das von einem Geizigen gebrauchte jüdiſche Sprichwort: „Die Maus liegt auf dem Golde" (Buxtorf Lex. chald. talm. rabb. p. 1605) wirft Licht auf folgende von Grimm (D. S. Nr. 332) erzählte Sage:

Vor langen Jahren ging ein armer Krämer durch den Böhmerwald gen Reichenau. Er war müde geworden und ſetzte ſich, ein Stückchen Brod zu verzehren, das einzige, was er für den Hunger hatte. Während er aß, ſah er zu ſeinen Füßen ein Mäuschen herumkriechen, das ſich endlich vor ihn hinſetzte und aufſchaute, als erwartete es etwas. Gutmüthig warf er ihm einige Bröcklein von ſeinem

*) Daher überſetzen die LXX dieſen Namen: $\Sigma\iota\tau\omega\nu$.

Brod hin, ſo wenig auch er es ſelber entbehren konnte. Sie nagte es aber auch gleich weg. Dann gab er dem Thierchen, ſo lange er noch etwas hatte, ſo daß ſie ordentlich zuſammen Mahlzeit hielten. Nun ſtand der Krämer auf, einen Trunk Waſſer an einer nahen Quelle zu thun. Als er wieder zurückkam, ſiehe, da lag ein Goldſtück auf der Erde, und eben kam die Maus mit einem zweiten, legte es daneben, und lief fort, das dritte zu holen. Der Krämer ging nach und ſah, wie ſie in ein Loch lief und daraus das Gold hervorbrachte. Da nahm er ſeinen Stock, öffnete den Boden und fand einen großen Schatz von lauter alten Goldſtücken. Er hob ihn heraus, und ſah ſich dann nach dem Mäuslein um, aber das war verſchwunden. Nun trug er voll Freude das Gold nach Reichenau, theilte die Hälfte den Armen aus, von der andern Hälfte ließ er daſelbſt eine Kirche bauen. Dieſe Geſchichte iſt zum ewigen Andenken in der Dreifaltigkeitskirche zu Reichenau in Böhmen in Stein ausgehauen.

Aber auch die Begriffe Maus und Tod ſind identiſch, wie ſchon der oben erwähnte Aberglaube und die Redensart „mauſetodt" bezeugt. Nicht anders dachten die Alten. In der ägyptiſchen Hieroglyphik iſt die Maus Sinnbild der Vernichtung (ἀφανισμος). Juſtinus, der Märtyrer, führt ſie unter den heiligen Thieren zugleich mit dem Krokodil auf, das den Todbringer Typhon repräſentirte, und noch jetzt in Indien dem Todtengott Yama geheiligt iſt. Apollo hatte auf das Flehen ſeines Prieſters Krinis Mäuſe unter das feindliche Heer geſchickt, wie auf das Gebet ſeines Prieſters Chryſes den Griechen die Peſt. Auf das Gebet des Prieſterkönigs Sethon in Aegypten hatte ſein Gott die Bogenſehnen und die Köcher der aſſyriſchen Krieger von einem Heer Mäuſe in einer einzigen Nacht zernagen laſſen. So erzählt Herodot. Die Bibel (Jeſ. 36, 36. II. Kön. 19, 35. II. Chr. 32, 21.) berichtet dieſelbe Begebenheit;

der König der Aſſyrer, Sanherib, iſt derſelbe, nur weicht ſie in ſofern ab, daß nicht ein ägyptiſcher Prieſterkönig, ſondern der König der Iſraeliten, Hiſkias, die Gottheit um Beiſtand gegen die Aſſyrer anruft, und ſtatt der Mäuſe iſt es eine Peſt, die das feindliche Heer heimſucht: Es heißt zwar: „der Engel des Herrn tödtete ꝛc.“, eben ſo lautet eine Parallelſtelle II. Sam. 24., wo aber ausdrücklich hinzugefügt wird, daß der Engel mit Peſt getödtet habe. Dieſe Abweichung der beiden Berichte über die Niederlage der Aſſyrer, hinſichtlich des Werkzeugs der göttlichen Strafe erklären Michaelis (Anm. zu Jeſ. Cap. 19, S. 107) und Heß (Geſch. d. iſrael. Kön. II. S. 51) dadurch, daß ſie annehmen: die Erzählung der Aegypter ſey erſt ſpäter von der hebräiſchen abweichend geworden, und Mißverſtändniß einer Hieroglyphe habe hierzu Veranlaſſung gegeben. Denn die Bildſäule, die dem Prieſterkönig Sethon zum Andenken an dieſe Begebenheit errichtet worden ſey, habe doch, wie Herodot erinnert, in der einen Hand eine Maus gehalten, welche nach Horapollo Vernichtungsſymbol ſey, mithin auch Sinnbild der Peſt. Darum ward alſo der Peſtpfeile ausſendende Apollo im „Mauslande“ Myſien und auch in Troas als Mausgott (Smintheus) verehrt; — auf Münzen der Inſel Tenedos iſt die Maus neben dem Kopf Apollo's abgebildet (Golz Gr. Inscr. tab. 13.), auf Münzen von Alexandria ſteht ſie vor ihm, und noch auf andern hält Apollo ſie in der rechten Hand, den Pfeil in der Linken. Darum alſo wird auf einer Silbermünze von Metapont auf der Vorderſeite der Kopf der Demeter — nach welcher alle Todten Demetrier hießen, weil ſie die Todtenfrau iſt — auf der Kehrſeite die Maus angetroffen (Müller Denkm. Taf. 42,

Nr. 193). Strabo ſagt von den Spaniern: Hier ſeyen zuweilen eine Menge Mäuſe zum Vorſchein gekommen, und unmittelbar darauf ſeyen peſtartige Krankheiten erfolgt. Aelian meint: die Mäuſe zeigen ſich häufig, wenn ungeſunde Nebel eintreten, welche Krankheiten erzeugen. Da wäre endlich das große Räthſel vom Rattenfänger zu Hameln, an deſſen Löſung noch neuerlich Daumer ſcheiterte, von ſelber enthüllt!

Ich denke mir die Entſtehung dieſer Sage, wie folgt: Eine Unzahl Ratten oder Mäuſe hätten plötzlich die Einwohner von Hameln mit ihrem Beſuche erſchreckt, waren aber auch bald wieder verſchwunden, muthmaßlich, weil ein Rattenfänger durch magiſche Mittel *), wie im Orient noch jetzt die Schlangenbeſchwörer **),

*) Dieſer Fall iſt kein vereinzelter. Südlich von der Inſel Rügen liegt die kleine Inſel Rattenort. Vor Alters waren auf einer andern kleinen, weſtlich von Rügen liegenden Inſel Ummanz ſehr viele Ratten. Dieſe lockte ein fremder Rattenfänger für ein gutes Stück Geld zuſammen und trieb ſie bei dem Dorfe Wyß durch das Waſſer nach der Inſel, die ſeitdem Rattenort heißt. (Temme, Volksſ. v. Pommern u. Rügen S. 169.) In Neuſtadt-Eberswalde gab es ehedem ſehr viele Ratten, beſonders in der ſtadtiſchen Kornmühle. Um das Jahr 1608 erbot ſich ein gewiſſer Mann bei dem Rath, dieſes Ungeziefer gegen eine Belohnung von 10 Thlr. für immer zu vertreiben. Da zahlte ihm der Magiſtrat 2 Thlr. ſofort. Darauf legte der Mann etwas in die Mühle, und am folgenden Tag zogen die Ratten haufenweiſe aus der Mühle in den benachbarten Fluß, keine blieb zurück. Nach Verlauf des Jahres holte ſich der Mann die andern 8 Thlr. Nach der Zeit ſind keine Ratten weder in der Mühle, noch in der Stadt zu ſpüren geweſen. (Beckmann hiſt. Beſchr. v. Brandenburg I. S. 829.)

**) Auch über das Vorkommen Solcher in Deutſchland hat ſich eine Sage erhalten, welche Bechſtein (Oeſtr. Sag. S. 101.) der Vergeſſenheit entzog:

In die alte Stadt Salzburg zog einſt ein berufener Zauberer, welcher ruhmredig verkündete, daß er alle Schlangen der ganzen Umgegend auf eine Meile Weges in eine Grube zuſammenbringen und tödten wolle. Solchen Antrag nahm die Obrigkeit zu Salzburg gern und willig an, wurde auch einig mit dem Schlangenbeſchwörer um den Lohn, und nun

dieſe Thiere aus ihren Löchern lockte, und bewirkte, daß ſie in Schaaren ſeiner Pfeife folgten. Ob die Burgerſchaft ihm die verſprochene Belohnung vorenthalten, oder ob dieſe nicht ſeiner Erwartung entſprochen hatte? Dieſe Frage mag Jeder ſich ſelbſt beantworten. Genug, es erfolgte unmittelbar darauf eine anſteckende Kinderkrankheit *), und da glaubte man: der erboste

---

begann derſelbe unter dem Zulauf vielen Volkes an einem paſſenden Orte ſeine Beſchwörungen. Auf einer kleinen Pfeiſe pfiff er einen ſeltſamen, eigenthümlichen und unnachahmlichen Ton, und ſiehe, zu aller Menſchen Verwunderung kamen von Wegen und Stegen, aus Häuſern und Kellern Schlangen herbei, und ringelten ſich in der Grube, daß es gräulich anzuſehen war. Immer noch blieb der Zauberer auf ſeiner Pfeife, und murmelte dazwiſchen die Formeln ſeiner Beſchwörungen. Da kam zuletzt eine ganz alte, über die Maßen große Schlange, das war die Königin der Andern, und bei ihrem Anblick erſchrack der Zauberer ſo, daß das Pfeiflein ſeiner Hand entfiel und er einen Augenblick in der Beſchwörung ſtockte. Flugs ſprang die Schlange auf ihn zu, ringelte ſich wie ein Gürtel um ſeine Weichen, ſchnürte ihm die Eingeweide zu, und riß ihn machtlos in die Grube, wo die andern Schlangen ſich über ihn wälzten und ihn langſam zu Tode marterten. Niemand konnte es hindern, Entſetzen ergriff alle Schauenden, bang entflohen ſie, und bald darauf verloren ſich die Schlangen wieder dahin, woher ſie gekommen waren. Rund um Prenzlau, die Hauptſtadt der Ukermark, findet ſich keine Schlange, ehedem gab es ſehr viele dort. Da war aber einmal ein Verbrecher in der Stadt, der das Leben verwirkt hatte. Der erbot ſich, alle Schlangen aus der Gegend zu vertreiben, wenn man ihm das Leben ſchenke. Dies geſchah. Seitdem gibt es dort keine Schlangen mehr. (Beckmann hiſt. Beſchr. v. Brandenburg I. S. 834.)

*) Folgende Angaben lehren, daß wirklich zu der von den Chroniſten angegebenen Zeit des Kinderausgangs (1284) in Hameln in der phyſiſchen Welt viel Bedrohliches ſich ereignete. In den Jahren 1282 und 1283 ſtarben im Winter und im Frühling ſo viele Menſchen in Böhmen und Mähren, daß man die Leichen wie Heu auf Wägen hinausſchaffte und in große Gruben warf. Auch in Schottland und Dänemark herrſchten Seuchen. (Webſter). Unter der franzöſiſchen Armee, die i. J. 1283 unter Philipp III. in Arragonien einfiel, erkrankten Menſchen und Pferde faſt in gleicher Zahl. Dort ſah man als Urſache des Sterbens ein Inſect in der Größe einer Eichel an, deſſen giftiger Stich oft plötzlich getödtet

Rattenfänger habe durch ſeine Teufelskünſte der Stadt dieſes Unglück zugefügt. Daß er die Kinder in einen Berg geführt haben ſoll, hieß in der Bilderſprache des Mittelalters: er hatte ſie in die Unterwelt entführt (vgl. S. 225). Die Straße, durch welche die Kinder zum Oſterthor hinausgeführt wurden, meldet die Chronik, habe die bungeloſe Straße geheißen, weil keine Trommel (Bunge, Bummel) darin ertönen durfte. Geſchah es, daß ein Brautzug hindurchging, ſo mußten die Spielleute über dieſe Straße hin ſchweigen. Iſt daraus, wie Daumer will, auf eine Straße zu ſchließen, die zu einer Stätte führte, wo Kinderopfer Statt fanden? Vielleicht hatte die Straße davon den Namen, weil die Todten durch dieſe zu dem nahen Todtenacker hinaus getragen wurden, daher man es für unziemlich hielt, hier luſtige Weiſen ertönen zu laſſen. Das Stillſchweigen der Schriftſteller, die der Zeit jenes Ereigniſſes nahe lebten, erklärt ſich Daumer als ein erzwungenes, denn die Geiſtlichkeit wollte ihre fanatiſchen Gräuel nicht zur Publicität kommen laſſen. Dieſer Schriftſteller befindet ſich alſo inſofern mit den Autoren früherer Zeiten, welche des ſeltſamen Factums gedenken, auf dem gläubigen Standpunkte, nur nimmt er (I. S. 275) an: „In Mäuſe wurden (von der Sage) die zu opfernden Kinder verwandelt, inſofern man ihnen die euphemiſtiſche Benennung der Thiere gab, die ſonſt (warum nicht auch dießmal?) die Stelle der zu opfernden Kin-

habe. (Villalba). Im folgenden Jahre war, nach Webſter, eine beſondere Verdunkelung der Sonne, ein Höherauch und ein Ausbruch des Aetna. (Schnurrer Chron. d. Seuchen I. S. 297. 298.) In Müllners Annalen (S. 513.) ſteht bei dem Jahre 1283 die Bemerkung: „Dies Jahr iſt in ganz Deutſchland große Theurung und Hunger geweſen, auch hat die Peſt an etlichen Orten ſehr gewüthet.“

der vertraten, ſo wie man bei chriſtlicher Umwandlung des moſaiſchen Paſchahfeſtes in eine altartig molochiſtiſche Menſchenopferfeier den geopferten Menſchen, namentlich Chriſtum, als Opferlamm bezeichnete."

Die geſchichtliche Glaubwürdigkeit des Kinderauszugs aus Hameln ſollen die am vorigen Rathhauſe angebrachten Reime:

Im Jahre 1284 nach Chriſti Geburt
Zu Hameln wurden ausgefuhrt
Hundert und dreißig Kinder daſelbſt geboren,
Durch einen Pfeifer unter den Köppen *) verloren,

---

*) Weil der Berg, in welchen die Kinder verſchwunden ſeyn ſollen, Koppenberg hieß, ſo wird Daumer verleitet, einen Platz ſich vorzuſtellen, wo das Köpſen (!) der Schlachtopfer zur Abwehr der Seuche ſtatt fand. Dennoch könnte meine vorhin ausgeſprochene Vermuthung Beachtung verdienen: hier ſey ein Begräbnißplatz, muthmaßlich aus der Heidenzeit, geweſen, der aber durch Jahrhunderte nicht mehr ſeiner Beſtimmung dienend, der chriſtlichen Bevölkerung nur noch als Geſpenſterort im Gedächtniſſe haftete. Ein Seitenſtück bietet ſich in dem märkiſchen Städtchen Köpenik, in deſſen Nähe der Müggelſee, was ſehr bezeichnend iſt, denn die vielen in ſlawiſchen, oder von ſlawiſchen Stämmen urſprünglich bewohnten, Provinzen vorkommenden Ortsnamen Müggeln, Müglitz, Mögeln, Mohilew u. a. m. bezeichnen Gräberſtätten, Grabhügel. Könnte ich das gleichfalls ſlawiſche Wort Köppe, Köpenik ebenfalls überſetzen, ſo würde ſich noch deutlicher der Zuſammenhang ergeben. „Die Spukgeſtalten in Köpenik" (Kuhn M. S. Nr. 115), der kopfloſe Schimmelreiter, der nächtlich durch die Straßen von Köpenik trottet, die gleichfalls kopfloſen Hunde, welche ihm folgen, die im Schloſſe daſelbſt umgehende heidniſche Prinzeſſin, deren weißen Schleier man Nachts von der Plattform ꝛc. herabwehen ſieht, der große graue Hund mit feurigen Augen, welcher ſich Nachts bei der Pyramidenbrücke zeigt, alle dieſe Erſcheinungen beweiſen nur, daß die frühere Beſtimmung des Ortes keine andere, als eine zum Tode in Beziehung ſtehende geweſen ſeyn könne. Da die Erde daſelbſt lauter Ungetaufte beherbergt, ſo mußte die chriſtliche Bevölkerung auf den Gedanken verfallen: die Heiden haben keine Ruhe im Grabe und gehen um. Wie in Köpenik dachte man in Hameln, einem ebenfalls urſprünglich von ſlawiſchen Wenden bevölkerten Ort, denn der Gott Ham gehört der ſlawiſchen Mythologie an. In den Berg entrückt ſeyn, galt dem Mittelalter für gleichbedeutend mit dem

bezeugen; ferner eine Inſchrift am ſogenannten neuen Thore:

Centum ter denos cum Magus ab urbe puellos
Duxerat ante annos CCLXXII condita porta fuit,

welche Martin Scholl in ſeiner Schrift: **Fabula Hamelensis, sive disquisitio historica, qua ostenditur *fabulis accenseri debere*, quod refertur de infausto exitu puerorum Hamelensium, qui inciderit in annum a Christo nato MCCLXXXIV. etc. Groningae 1659** citirt *).

Ein drittes Zeugniß iſt das im Kloſter des h. Bonifaz ehedem vorhandene Denkmal:

Post duo CC mille, post octuaginta quaterque
Annus hic est ille, quo languet sexus uterque,
Orbantis pueros centumque triginta Johannis
Et Pauli caros Hamelenses non sine damnis.
Fatur ut omnis, eos vivos Calvaria sorpsit.
Christe tuere tuos, ne tam mala res quibus obsit.

Außer dieſen Denkmälern gab es noch einige andere, welche das Andenken an die Begebenheit der Nachwelt überliefern ſollten. So ſtanden am Koppenberge zwei Steine in Kreuzform, um den Ort zu bezeichnen, wo die Hamelnſchen Kinder in die Erde gingen; auch war in einem Hauſe der Papenſtraße, das vor 90 Jahren

---

Zuſtand der Unſeligkeit nach dem Tode. Warum man aber auch Chriſtenkindern die Seligkeit abgeſprochen haben ſollte? ließe ſich vielleicht mit der Betrachtung erklären, daß ſie gleichſam eines gewaltſamen Todes, an der Seuche geſtorben waren, die man zu allen Zeiten für ein Zeichen göttlichen Zornes hielt.

*) Alſo wäre 272 Jahre nach der Wegführung der 130 Kinder aus der Stadt durch den Zauberer dieſes Thor erbaut worden, nämlich, wenn man die Jahrzahl 1284 für die Zeit der Wegführung annimmt, i. J. 1556. Dies ſtimmt mit der von Sprenger (Geſch. v. Hameln S. 24) erwähnten Inſchrift über jenen Verſen überein..

(von 1846 an gerechnet) neben dem Wirthshauſe zum braunen Hirſche ſtand, der Ausgang der Kinder in Holz gebauen. Aber als die wichtigſte Autorität zur Beglaubigung der Sage galt bei den alten Erzählern das Gemälde, welches ſich in einem Fenſter der Marktkirche in Hameln befunden haben ſoll. Schon Wier und Loſſius berufen ſich darauf, als auf eine Hauptquelle, und Athanaſius Kircher ſagt ausdrücklich, daß er ſelber es noch geſehen habe. Von der unter dieſer Glasmalerei befindlichen Unterſchrift führt Schook S. 17 folgendes Fragment an:

Am dage Johannes
und Pauli
sind binnen
Hammelen ge
baren tho k (al)
varie *) unde
dorch
allerlei ge
den koppen
Anno 1571.

Batzner, Paſtor zu Iben, im Amte Grubenhagen, ermahnt bei Erwähnung dieſes Gemäldes in ſeiner Chronik des Stiftes Hildesheim Cap. 36. alle Eltern, daß ſie ihre Kinder nicht in der Irre gehen laſſen ſollten, damit der Teufel ihrer nicht mächtig werde, welches leicht geſchehen könne, da Satanas ihnen (den Bürgern von Hameln?) doch ſo feind iſt.

Alle dieſe Denkmäler, ſagt Lütke (in Hagens „Germania" IV. S. 60), enthalten von dem eigentlich Sagenhaften, namentlich von den Mäuſen, nicht die geringſte Spur. Dennoch iſt zu vermuthen, daß gerade ſie, vorzüglich aber die Glasmalerei in der Kirche, an

---

*) Der Koppenberg hieß auch Calvarienberg.

deren genauere Beſchreibung Niemand gedacht hat, die Zuſammenſtellung der Sage mit der Geſchichte und das Aneignen der Mäuſe und des Rattenfängers für die Stadt Hameln hervorgebracht hat. Nachdem nämlich das Andenken an die Begebenheit, welche wirklich dargeſtellt war, erloſchen, ſuchte man durch Anknüpfung der Sage an das Gemälde dieſes dem Beſchauer verſtändlich zu machen. So ſind im Alterthum und im Mittelalter mehrere Sagen aus der Anſchauung von unerklärlichen Kunſtwerken entſtanden. Als ein Beiſpiel dieſer Art führt Lütke die Merſeburger Sage von dem Stabe und dem Ringe des Biſchofs Thilo an, die der Landrath Lepſius in Naumburg aus einem alten Sculpdurdenkmale gedeutet hat *).

Ob wirklich ein Rattenauszug dem Kinderauszug vorhergegangen, oder ob die Synonymen Maus und Peſt jenes Gemälde veranlaßten, in welchen das Sterben der Kinder als ein Mäuſe-Auszug dargeſtellt worden, und das Mißverſtändniß des Bildes in der Folgezeit das Mährchen vom dämoniſchen Rattenfänger erſt erzeugt habe? wage ich nicht zu entſcheiden. Daß der Tod oder der Teufel zuweilen auch als Mäuſegott gedacht wurde, bezeugt Nr. 279. der Temme'ſchen Volksſ. von Pommern und Rügen:

In der Stadt Grimmen fährt jedes Jahr in der Walpurgisnacht ein Wagen mit vielem Geraſſel durch alle Straßen. Er fährt ſo raſch und ſchwer, daß die Fenſter an den Häuſern zittern, wo er vorbeifährt. Wenn man nun hinaus auf die Straße ſieht, ſo erblickt man eine große ſchwarze Kutſche, vor der vier Mäuſe geſpannt ſind. Auf dem Bocke ſitzt ein Kutſcher, der einen Hühnerfuß hat und einen großen Hut trägt.

---

*) Neue Mittheilungen aus dem Gebiete hiſt. antiq. Forſchungen, herausgegeben von Förſtemann IV. Nr. 2. S. 125.

Die Höllenkutſche haben wir ſchon S. 69 kennen gelernt; die Walpurgis iſt, wie die Chriſtnacht und Johannisnacht, eine Geſpenſternacht; der Hühnerfuß verräth, wie anderswo, die Hahnfeder, den rußigen Hahn der Hela, alſo Loki = Satan. Der große Hut des Kutſchers iſt die unſichtbar machende Kopfbedeckung, die den Kobolden „Hütchen,“ „Rothkäppchen,“ „Rothmützchen“ u. a. m. ihren Namen gab. Es iſt der Hut hier, wie anderswo der Helm (ſ. S. 135), das Anzeichen eines geſpenſterhaften Weſens. Ich erinnere an das ahd. **helethelm** i. q. **latibulum** (von **latere** verbergen), altn. **hialmr** (Helm), in der Edda **Saem.** 50a Wolke bedeutend, **helm** gehört zu **helan**: **tegere**, wovon **Hela**, die Göttin der Unterwelt. Pluto hatte einen unſichtbar machenden Helm, den er dem Todtenführer Mercur, dem Vater der Laren (Manen), ſchenkte. Die Geiſter legten „Grimhelme“ an (Grimm, S. 997), *grima* iſt im Altn. Name für eine Zauberin, bedeutet aber urſprünglich Larve, Hülle. Nun iſt klar, warum der Kutſcher mit dem breiten Hute in Grimmen ſeine nächtlichen Fahrten hält, d. h. wir haben hier eine von etymologiſchem Witz erfundene Sage, ähnlich der von Köpenik, vergl. S. 395 Anm.)

Nach dieſer kleinen Abſchweifung, welche die Beziehung der Maus zu Tod und Teufel erweiſen ſollte, knüpfe ich den vorhin abgeriſſenen Faden meiner Unterſuchung des hiſtoriſchen Gehalts der Hammelnſchen Rattenfängerſage wieder an.

Der vorerwähnte Jeſuit Kircher ſagt in ſeiner 1650 erſchienenen **Musurgia II. lib. IX. p. 3**, wo er auf dieſe fabelhafte Begebenheit zu ſprechen kommt, daß von dieſer die Stadt bis auf den heutigen Tag ihre Jahre zu zählen pflegt: „ſeit dem Auszug unſerer Kin-

der.“ Weiter ſucht er die Glaubwürdigkeit dieſes Ereigniſſes durch den Zuſatz zu erhöhen: „Ich bin ſelbſt in jener Stadt geweſen, habe ſelber den Berg geſehen, und die auf einem kleinen Gemälde in der Kirche dargeſtellte Geſchichte mit Verwunderung betrachtet.“ Es fragt ſich alſo: was das für ein Ton von ſolcher Kraft in der Pfeiſe geweſen ſey? Ich antworte, daß es ohne Zweifel (!) der Teufel war, der nach Gottes verborgenem Rathſchluſſe die verzauberten Knaben in eine andere Gegend des Erdbodens verſetzt hat; denn die Chroniken Siebenbürgens bezeugen, daß um dieſelbe Zeit in Siebenbürgen plötzlich Knaben mit einer unbekannten Sprache erſchienen ſeyen, die ſich dort angeſiedelt und ihre Sprache beibehalten hätten, ſo daß bis auf den heutigen Tag noch nichts als Sächſiſch geſprochen werde.“

Der gelehrte Mann wußte vielleicht nicht, daß die Sachſen in Siebenbürgen ſchon 1142 unter dem Ungarkönig Geyſa II. dahin einwanderten. Auch hat offenbar eine Namenverwechslung auf die Vermuthung geleitet, daß im Lande Siebenbürgen die Hameln'ſchen Kinder wieder an's Tagslicht gekommen wären; es gibt nämlich unweit von Hameln bei der Schauenburg ein Dorf Siebenbergen. In der mündlichen Erzählung ſagte das Volk wahrſcheinlich, daß die Kinder bei Hameln in den Berg, und bei jenem Dorfe wieder aus der Erde gekommen ſeyen (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. 1832 S. 294). Hieraus machte der leichtgläubige Kircher, der in einem dicken Folianten ſogar die Arche Noah's ausgemeſſen hatte, das ihm viel beſſer bekannte Siebenbürgen, und ließ alſo die 130 Kinder eine ſo weite unterirdiſche Fußreiſe durch einen halben Welttheil fortſetzen, und an der äußerſten

Grenze Europa wohlbehalten wieder an's Tageslicht kommen!

Der Rector am Johanneum zu Hamburg, der bekannte Hiſtoriker und Geograph Johann Hübner, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, glaubte der Sache einen Anſtrich von Glaubwürdigkeit zu geben, indem er (im 6ten Theil ſeiner „hiſt. Fragen") bemerkt: „es hätten zwei von den Kindern nicht folgen können, doch war eines davon blind, und das andere ſtumm geworden. Das Blinde erzählte, wie der Spielmann mit den Kindern in den Berg hineingegangen wäre; das Stumme hingegen wies den Berg, welcher ſich geöffnet und die Kinder verſchlungen hätte." Iſt das nicht ſinnreich ausgedacht? Was aber die von Kircher geglaubte unterirdiſche Fußpartbie anbetrifft, ſo wagt er zwar nicht entſchieden ſie zu bezweifeln, meint aber doch: „Qui capere potest, capiat," er ſelber begreife nicht die Möglichkeit einer ſolchen Reiſe.

Was am meiſten der Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichte Eintrag thut, iſt die Wiederholung derſelben an mehrern Orten. Nicht nur in Deutſchland ereignete ſich ein ähnlicher Fall im Dorfe Wöllniz, „wo ein geſpenſtiger, furchtbar anzuſehender Vogelſteller*) in allerlei Geſtalten umherſtreift, Mädchen an ſich lockt, und ſie in den Berg führt, aus dem ſie nicht wieder zum Vorſchein kommen (Gottſchalk, Volksm. II. S. 20 ff.), ſondern auch zu Belfaſt in der Provinz Ulſter in Irland (Hannöv. Anz. 1825 St. 22) und in Frankreich in der Nähe von Paris im Dorfe Draucy-les-Nouis hat ſich Aehnliches zugetragen. Am letztern

*) Sind die Seelen Vögel (Grimm S. 788), ſo iſt der Satan ein Papageno.

Orte war es ein Kapuziner, Namens Angionini, der für Geld die Ratten vertreiben wollte, alle Mäuſe in einen Fluß lockte, wo ſie ertranken, er aber, der das Bad zuerſt genommen hatte, kehrte wohlbehalten zurück; allein, obſchon er über die Ratten nicht nur Gewalt gehabt, ſondern auch ſeine Macht über das feuchte Element kund gegeben, konnte doch den Bewohnern jenes Dorfes nicht ſo viel imponiren, daß ſie ihn gutwillig bezahlt hätten. Da nahm er wieder zur Magie Zuflucht. Er holte aus ſeinem Mantelſack ein kleines Horn und ſtieß hinein. Sogleich kam alles Hausvieh, Pferde, Ziegen, Schafe, Rinder, Schweine, Gänſe ꝛc. herbei und ſammelte ſich um ihn. Dießmal ſchritt er aber nicht nach dem Fluſſe zu, ſondern nach einer andern Seite, und verſchwand mit ſeinem bezauberten Gefolge, ohne daß Jemand gewagt hätte, ihn daran zu hindern." Das Jahr der Begebenheit iſt 1240. Demnach hätten wir hier das Original und die andern wären nur Copien; oder die Ratte war als Symbol der Vernichtung allgemein bekannt, und ſo konnte in verſchiedenen Gegenden Europa's daſſelbe Factum, d. h. eine Peſt oder Viehſterben, worauf die letztere Erzählung anſpielt, unter demſelben Bilde dargeſtellt werden. Folgendes Beiſpiel wird dieſe Vermuthung begründen helfen. Wolf (D. S. Nr. 199) erzählt:

Kaiſer Heinrich IV. hatte einen argen Feind. Nachdem er zu Lüttich geſtorben war, ſaß dieſer, ein hochmüthiger Mann, bei einem Gaſtmahl. Plötzlich drangen aus allen Mauern Mäuſe, und die umzüngelten ihn in ſo großer Menge, daß man ſie umſonſt von ihm zu entfernen ſuchte. Sie drangen immer wieder vor, thaten aber keinem Andern etwas, nur auf Jenen hatten ſie es abgeſehen. Da ließ er ſich endlich auf einem Schiffe einen Bogenſchuß weit ins Meer führen, um den Thieren zu entfliehen, aber

ſie folgten ihm auch dahin nach, nagten an dem Schiffe, und hätten es in den Grund gebohrt, wären die Schiffleute nicht in aller Eile dem Lande wieder zugeſegelt. Da ließen ſie den Mann liegen, und die Mäuſe fraßen ihn auf bis zum letzten Stückchen Fleiſch.

Wer erinnert ſich hier nicht an den Mäuſethurm in Bingen, wo Biſchof Hatto von Mainz von Mäuſen aufgezehrt wurde? und an jene nicht minder bekannte vom Polenkönig Popiel, den ein gleicher Tod als Strafe des Brudermordes traf? Der Eine hatte ſich einen Thurm in den Rhein, der Andere einen ſolchen auf einer Inſel bauen laſſen, aber die Mäuſe ſchwammen Beiden nach. Sie trieb alſo nicht der Hunger, ſonſt hätten ſie andere Leute angefallen. Daß die Mäuſe nur das eine Opfer ſich ausſuchen, in allen drei Sagen keinen der umſtehenden Perſonen angreifen, beweist deutlich, daß hier unter einem ſchaudervollen Bilde eine gewöhnliche Todesanzeige gegeben ſey. Freilich mußte Hatto ein hartherziger, gegen die Noth anderer Menſchen fühlloſer Mann ſeyn, Popiel mußte alle ſeine Brüder vergiftet haben, weil man ſich ſonſt ein ſo grauſames Ende nicht zu erklären vermocht hätte. Eine einzelne Maus kann allerdings keinem Menſchen tödtlich werden, darum mußte ein ganzes Heer dieſer Thiere den der Nemeſis Verfallenen angreifen. Es waren aber auch keine gewöhnlichen Mäuſe, denn kein Strom hält ſie auf — dem Tod kann man nirgends entrinnen, und nur Einen verfolgen ſie, den dem Tod Geweihten. In der vorhin erzählten Sage wird in Ermanglung eines hiſtoriſchen Grundes für den gräßlichen Tod nur angedeutet: das Opfer ſey ein hochmüthiger Mann geweſen und ein Feind des kurz vorher verſtorbenen Kaiſers, der ihn vielleicht vor Gottes Gericht geladen hatte, ſo daß er

ihm bald nachfolgen mußte. Wußte man gar keinen Grund für ſolche Strafe anzugeben, ſo erhielt das Bild nur eine andere Einfaſſung, wie in Folgendem:

In Thüringen bei Saalfeld, auf einem Edelſitze zu Wirbach, hatte ſich Anfangs des 17ten Jahrhunderts Nachſtehendes begeben. Das Geſinde ſchälte Obſt in der Stube, einer Magd kam der Schlaf an, ſie legte ſich abſeits auf eine Bank nieder, um zu ruhen. Wie ſie eine Weile ſtill gelegen, kroch ihr ein Mäuslein (der Tod) zum offenen Maule heraus. Dadurch wurde eine Zofe neugierig gemacht, ſo ſehr es ihr die andern verboten, ging hin zu der Entſeelten, rüttelte und ſchüttelte an ihr, aber vergeblich, und ging dann wieder davon (Prätorius, Weltbeſchr. I. S. 40 ff.)

Wie in der Bibel erzählt wird, Moſe habe, um dem durch feurige (giftige) Schlangen verurſachten häufigen Sterben unter ſeinem Volke Einhalt zu thun, eine eherne Schlange aufrichten laſſen, deren Anblick Geneſung bewirkte, ſo hatten die guten Lübecker, um ſich gegen die Peſt zu ſchützen, zum Wahrzeichen ihrer Stadt eine Maus gewählt*), welche (vergeblich) an der Wurzel eines (Stamm-) Baumes nagt, um anzudeuten: der Tod rafft jeden Tag manches blühende Leben hinweg, demungeachtet gelingt ihm nicht, das gänzliche Ausſterben der Bewohner Lübecks zu bewirken. Als man aber dieſes Sinnbild nicht mehr verſtand, glaubte man es durch Erfindung des folgenden Mährleins zu erklären:

Ein Bürger ſagte Abends beim Nachhauſegehen zu einem Andern, der ihn bis zur Hausthüre geleitet hatte: „Setzt Euch doch nicht ſo närriſches Zeug in den Kopf.“ „Nein, nein, Nachbar,“ entgegnete der Andere, „ich irre mich nicht, es geſchehen ganz außerordentliche Dinge. Seht

*) Dieſes Wahrzeichen befindet ſich in der Marienkirche.

nur dort die flammende Feuerruthe, den Kometen über unſerm Kopfe, das bedeutet Lübeck's Untergang." Der Nachbar ſchüttelte ungläubig den Kopf, und wollte in ſein Haus gehen, der Prophet aber hielt ihn zurück: „So wenig dieſer Baum — dabei zeigte er auf einen ſolchen in der Nähe — in dieſer Nacht verdorren wird, ſo wenig kann ich meine Ahnung von dem Untergang dieſer Stadt aufgeben." Mit dieſen Worten nahm er Abſchied. Aber wie ward dem Propheten zu Sinne, als ihm am andern Morgen der ungläubige Nachbar die Kunde brachte, daß der Baum, von dem er geſtern Abend geſprochen, bereits in dieſer Nacht verdorrt ſey! Anfänglich lächelte er freilich ungläubig, als aber auch die Frau Nachbarin dieſelbe Nachricht brachte, als die Kinder mit Geſchrei hereinſtürmten, verließ er das Bett, um mit eigenen Augen das Mirakel zu ſehen. Und wahrlich, der Baum ließ ſeine Blätter hängen und mehrere Zweige waren ſchon verdorrt. Der prophetiſche Nachbar unterſuchte nun die Urſache des ſo plötzlichen Verwelkens, da erblickte er eine Maus, die mit ihren kleinen ſcharfen Zähnen an der Wurzel nagte. Langſam ſchritt der Prophet in ſein Haus, und hat ſeitdem nie wieder die Aeußerung laut werden laſſen, daß Lübeck je gefährdet würde. (Asmus, Lübecks Volksſ. S. 221).

In Augsburg verkauften ehedem die Mönche im St. Ulrichskloſter ein Pulver von der Erde, die das Blut des h. Ulrich geröthet hatte, als Schutzmittel gegen die Ratten, d. h. gegen tödtliche Krankheiten und Seuchen; denn man muß wiſſen, dieſe Stadt hat ſich reichlich mit Sinnbildern verſorgt, welche die Befruchtungsorgane vorſtellen. Hier hatte man — wie bei den Griechen und Römern ein Phallusbild als Talisman gegen die Beſchädigung der Dämonen — ein ähnliches Palladium *) für die Stadt gewählt. Man erblickt nämlich in der

*) Der Name ſchon weist auf phalliſche Bedeutung hin, denn im Sanſkrit heißt der Phallus: palas, vgl. auch die Beweisführung von Creuzer II. S. 664.

Domkirche die Jungfrau Maria im Begriffe, aus Adam's Rippe das erſte Weib zu zimmern; ferner am Rathhauſe eine weibliche Statue, deren Schaamglied mit Spinneweben umflort iſt. Ein Bild erklärt hier das andere, und Beide wollen andeuten: So lange es in der Stadt nicht an Weibern fehlen wird, kann das Wüthen des Todes wegen der Ausſicht auf neue Geburten nicht zu fürchten ſeyn. Zudem muß man ſich erinnern, daß die Schutzpatronin der Stadt die heilige Afra iſt, die vor ihrer Bekehrung eine Prieſterin der Aphrodite war, oder was wahrſcheinlicher, die Göttin ſelber, denn in der Heidenzeit wurde hier die Göttin Ziza verehrt, die auch der Stadt Zeiz den Namen gab. Ziza hieß ſie von ihren Zizen oder Brüſten, welche allen Weſen Nahrung ſpenden. Auf den beiden Giebeln des Rathhauſes ſieht man das Stadtwappen, einen Tannenzapfen, deſſen einem phallus erectus ähnliche Geſtalt ſchon in den Myſterien des phrygiſchen Sonnengottes Attys ihm eine große Wichtigkeit verſchaffte; denn er war eben ein Symbol des männlichen Gliedes (Creuzer II. S. 108 d. zweit. Ausg. N. Müller, Glauben u. Kunſt der Hindu S. 301). „Pinus grata Deum matri“ ſagt Ovid (Met. 10, 103). Cybele und Venus ſind aber Beide die Göttermutter, d. h. die Weltmutter. Darum war dieſer Baum auch dem Dionyſus heilig, deſſen Gefolge die geilen Satyrn und Faune bildeten, deſſen Feſt durch Umtragen des Phallus den Charakter des Gottes errathen ließ. Schließlich kann auch noch der indiſche Ehengott als Zeuge für die Todesbedeutung des Mausbildes in dieſen Kreis gezogen werden. Er hat zwei Namen: Pollear (ſanskr. phul, blühen, üppig ſeyn, φλύω, lat. polleo) und Ganeſa (ſanskr. gan = γένω, lat. gi-gno zeugen). Als Erſterer trägt

er den Phallus in der einen Hand, in der andern den Hochzeitkuchen; als Ganeſa reitet er auf der Ratte, zum Zeichen, daß der Gott der Zeugung den Tod unterjocht hat*). Ganeſa iſt als Urheber aller Zeugungen ohne Vater, ſeine Mutter, die Taube Parvati, hatte ihn im Bade — denn die Feuchte iſt der Urſtoff aller Weſen — ohne Zuthun eines Mannes empfangen gehabt.

Wie die Maus (σμινθος), iſt auch die Fliege Symbol des Kothes (μινθος) und des Todes (die Peſtfliege), alſo Beelzebub (Fliegengott) und Beelzebul (Dreckgeiſt) zugleich. Aber nicht nur der perſiſche Ahriman hatte die Geſtalt der Fliege angenommen, ſondern auch Loki ward Fliege (fluga), als er die ſchöne Freia, die Urheberin alles Lebens, betrügen wollte. Mährchen erzählen von Teufeln, die als Fliege in einem Glaſe verſchloſſen ſind (Kinderm. Nr. 99). Die Wallachen bezeichnen den Teufel als den Urheber der Kolumbaczer Fliegen, deren Stachel ſelbſt Pferde und Rinder tödtet. Eine longobardiſche Sage bei Paulus Diaconus (VI., 6) erwähnt eines böſen Geiſtes (spiritus malignus), der ſich als Fliege in's Fenſter ſetzt und dem ein Bein abgehauen wird. Die Acta Bened. sect. I. pag. 238 reden von einem ausgetriebenen Teufel, der in Fliegengeſtalt aus der Naſe des Beſeſſenen hervorkam. Der Teufel dringt als Fliege durch das Schlüſſelloch in verſchloſſene Gemächer.

Bei Grimm (S. 1231) leſe ich, daß der Teufel auch als Käfer erſcheine, ohne jedoch, wie ſonſt, Belege angeführt zu finden. „Der Miſtkäfer, teufliſch ge-

*) So bedeutet die Maus, wenn ſie auf Münzen vor dem Apollo ſteht, ihn als Peſtſender an, aber, wenn ſein Fuß auf ihr ruht, den Heilgott und Maustödter (μυοκτονος).

nommen*), verbürgt ſeine heidniſche Auffaſſung.“ Ich muß hier commentirend hinzufügen, daß der Käfer keine Verkörperung Loki’s, ſondern Thors ſey, daher auch Donnerſchröter (Thorbagge) genannt. Geheiligt war dieſes Inſect dem Donnergott, weil er im Viehdünger ſich aufhält, und ſich in die Erde gräbt, und Thor bekanntlich auch als Beförderer des Ackerbau’s (ſiehe S. 291) aufgefaßt wurde. Mit Bezug auf dieſen Käfer, deſſen Larve in Norrland Erdochſe genannt wird, hat ſich noch ein, bei’m Landmann vom Vater auf den Sohn vererbter, Aberglaube erhalten, nach welchem man ſieben Sünden ſühnen ſoll, wenn man einen Miſtkäfer, der auf dem Rücken liegt, und ſich daher nicht ſelbſt zu helfen vermag, wieder auf die Füße legt; denn Thor wurde als ein Verſöhner, Mittler oder Fürbitter bei dem Allvater Odin angeſehen. Als die chriſtliche Lehre im Lande ſich verbreitete, wollten die Bekehrer das Volk von der Anbetung der Aſagötter abſchrecken, und behaupteten, dieſe und deren Anhang gehörten der Hölle und wären böſe Geiſter. Da erhielt der Miſtkäfer (Thorbagge) den Namen Thorteufel (Thordyfvel), wie er noch jetzt in Schweden genannt wird. Gegenwärtig denkt Niemand mehr an Thor, wenn er ein ſolches armes Inſect hülflos auf dem Rücken liegen ſieht; aber ſelten geht der Landmann vorbei, ohne ihm zu helfen und dabei der Verſöhnung ſeiner Sünden zu gedenken. (Afzelius I. S. 29).

Daß der Teufel auch des Fiſches Geſtalt anzunehmen

---

*) Auch der Goldkäfer iſt eine Teufelsmaske. Mädchen fanden einſt, als ſie den Vorhang von ihrem Bett zurückſchlugen, daſſelbe voll von dieſen Inſecten. Sie flohen erſchreckt aus der Stube, hörten aber, wie ihnen ſchreckliches Geheul und Gepolter nachſchallte. (Schnezler B. S. II. S. 369.)

pflege, habe ich nirgend finden können. Vielleicht verhinderte daran die chriſtliche Vorſtellung von der aus dem Taufwaſſer hergeleiteten reinigenden Kraft des naſſen Elementes? Aber daß Loki die Geſtalt eines Salms oder Lachſes angenommen, als er den Aſen entfliehen wollte, von Thor aber am Schwanze erfaßt worden ſey, hatte ich ſchon S. 348. Anm. 3. erwähnt. Auch dieſe Epiſode der Edda iſt nicht ohne Einfluß auf chriſtliche Legenden geweſen. Jedermann weiß, daß der Apoſtelfürſt im chriſtlichen Rom an die Stelle des capitoliniſchen Jupiter getreten iſt. Im Norden erſetzte er ebenfalls einen verabſchiedeten Blitzeſchleuderer, nämlich den „Aſenfürſten" Thor. Dieſe Andeutungen ſollen das Verſtändniß des hier folgenden, in Form einer Legende gehaltenen etymologiſchen, Scherzes erleichtern:

Bekanntlich war St. Peter ein Meiſter im Fiſchen. Eines Tages nun hatte er lange gefiſcht, und dennoch nichts gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz voll. Er warf die Fiſche heraus, den einen vor, den andern nach, und ſchmiß ſie in ſeinen Eimer, den letzten konnte er lange nicht bekommen, denn der ſprang ſo ſchnell hin und her, daß es faſt unmöglich war, ihn zu erwiſchen. Endlich gelingt es St. Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du biſt mir ein Schelmfiſch," ſprach er, „den Namen verdienſt du, und ſollſt ihn behalten." Und von der Zeit an hieß man den Fiſch Schelmfiſch, auch Schellfiſch, und zum Wahrzeichen von der Echtheit deſſen, was ich hier ſage, ſieht man noch jetzt den Daumen St. Peters oben auf dem Rücken des Fiſches (Wolf, D. S. Nr. 31).

Im Pflanzenreiche gelten der Hagebuttenſtrauch, der Hollunder und der Nußbaum als des Teufels Schöpfungen. Des Letztern wird an einem andern Orte ausführlicher zu erwähnen ſich paſſendere Gelegenheit bieten.

Auch den Hollunder, welcher bald dem Thor, bald der Holle zugetheilt wird, muß ich für jetzt noch übergehen. Für die Hagebutte läßt ſich mit Beſtimmtheit keine heidniſche Gottheit nachweiſen, welcher dieſe Pflanze geweiht war. Wegen der rothen Farbe ſollte man auf Thor oder den Feuergott Loki ſchließen. Auch der Teufel heißt der Rothe, wie der wilde Jäger Eſau (Edom).

In der Lauſitz nennt man ihn den rothen Görge:

Bei Ober-Gerlachsheim, am Abhange des Gueiſſerberges, ſteht ein über 20 Ellen hoher Quarzfelſen, der weiße Stein genannt, etwa 100 Schritte davon auf böhmiſcher Seite zu, finden ſich ebenfalls weiße, doch größere und viel weiter ausgedehnte Quarzfelſen, deren Richtung und Steinart auf ehemaligen Zuſammenhang mit jenem weißen Stein ſchließen laſſen. Man erzählt ſich davon: In dieſer Wildniß habe ehedem ein Klausner gelebt, deſſen Frömmigkeit den Böſen gereizt habe, ihn in Verſuchung zu führen. Nach vieler vergeblicher Mühe erkannte er ſeine Ohnmacht, und ſchleuderte im Zorn ein Felsſtück zur Erde, daß es in Stücke zerſchellte und der zwiſchen ſelbigen durchſtrömende Bach die Wiedervereinigung hinderte. Von dieſer Zeit an ſieht ſich der Böſe an jedem St. Georgsabend um, ob nicht wieder ein Klausner ſich daſelbſt angeſiedelt, der mit weniger Mühe zu umgarnen ſey. Da ſchleicht er umher mit feuerſprühenden Augen, ein langer rother Mantel deckt den Pferdefuß und verbirgt den Drachenſchwanz. Oft haben ihn am hellen, lichten Tage Holzbauern in grotesken Sprüngen auf gedachtem Felſen herumgaukeln, widrig lachen hören, und andere Poſſen treiben ſehen; und weil ſie ihn immer am St. Georgstag erblickten, wegen des rothen Mantels ihm den Namen: „rother Görge“ beigelegt. (Gräve, Lauſitzer Sagen Nr. 74).

Vom rothen Teufel ſtammt jene niederländiſche Race von Hauskobolden, welche die Bauern in jener Gegend „Rothmützchen“ nennen, obſchon ſie von Kopf bis Fuß roth gekleidet ſind, und nur ein grünes Geſicht

und grüne Hände haben, und die den Wohlſtand des Hausherrn auf jede Art vermehren helfen (Wolf, N. S. Nr. 474.); endlich auch die rothhoſigen Kobolde, welche man ehedem in Greifswalde aus den Schornſteinen herausgucken ſah. Sie hielten ſich dort beſonders in der Knopfſtraße auf. (Temme, Volksſ. v. Pommern Nr. 215).

Was hier vorzugsweiſe im Auge zu behalten iſt: die rothe Hagebutte wird in Schleswig des Teufels Gewächs genannt:

Als Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgeſtürzt hatte, gefiel es ihm hier unten ſchlecht. Um wieder hinaufzukommen, ſchuf er einen Strauch mit Dornen, der ſollte die Leiter ſeyn. Gott errieth ſeine Abſicht, und um ſie ihm zu vernichten, richtete er den Strauch ſo ein, daß er nicht in die Höhe wuchs, ſondern ſich nach der Seite umwandte. Da ward der Teufel ärgerlich und machte, daß die Dornen, die ihm als Sproſſen hätten dienen ſollen, und darum gerade aus ſtanden, ſich niederwärts kehrten. So entſtand der Hagebuttenſtrauch. Aber Andere ſagen, daß Judas ſich an einem ſolchen Strauch erhenkt habe, und daß ſeit dieſer Zeit ſich die Dornen niederwärts gewandt hätten. In Angeln nennt man darum die Hagebutten Judasbeeren. (Müllenhof, Schleswig ꝛc. Nr. 479).

Das dem Judas angedichtete rothe Haar muß auch dem Loki gehört haben, denn in der Kurmark rufen die Kinder: „Rothkopf, Feuerkopf, ſteckt die ganze Welt in Brand" (rotkop, füerkop, stekt de ganze welt in brant!) Dieß letzte Wort hat aber Zuſammenhang mit der Eddalehre vom Weltbrand, den Loki als Surtur aushaucht. Aber die Kinder ſchelten dort auch den Rothhaarigen: Rothbart, Teufelsart! (rotbart düvelsart!). Und ſchon in der Wilkina-

Saga c. 167 hat der ungetreue Sibich rothes Haar*).

Der Teufel heißt auch der **Schwarze** (wie Loki = **Surtur, Svartr**) und der Mohr (Grimm, S. 945). Ob die Mohrenköpfe als Wahrzeichen an öffentlichen Gebäuden auf den Teufel ſich beziehen? Die Stadt Coburg führte ſchon vor alten Zeiten neben dem offenen Mauerthurm, vor welchem eine Henne auf der Zinne ſteht, einen Mohrenkopf, der auch auf den älteſten Coburgiſchen Münzen (Hohlpfennigen) ſchon vorkommt. Die Sage geht, daß die Leichname der h. drei Könige auf ihrem Wege von Mailand nach Köln, wo ſie begraben liegen, durch Coburg geführt worden und hier Nachtraſt gehalten, und zwar vor dem Steinthor im ſogenannten Stetzenbach; zum Andenken habe man den Mohrenkopf Balthaſars in das Stadtwappen aufgenommen. (Warum wurden aber Kaſpar und Melchior zurückgeſetzt?) Eine andere Meinung macht die Anſicht geltend, der Kopf gehöre dem h. Moriz, dem auch die Hauptkirche gewidmet iſt. Aber Mauritius war ja kein Mohr, ſondern ein römiſcher Krieger. Der wahre Grund dürfte alſo darin zu finden ſeyn, daß Mohrenkopf und

---

*) Die Abneigung gegen die rothe Farbe, welche auch Jeſ. 1, 18. als Farbe der Schuld bezeichnet wird, iſt uralt. Die Opferung der rothen Kuh ſollte bei den Iſraeliten Aufhebung der Sünden bewirken. Gleichbedeutend war in Aegypten die Opferung rothhaariger Menſchen, rother Stiere und rother Eſel dem Typhon. Das Thier durfte kein weißes noch ſchwarzes Haar haben (Plut. de Is. c. 31.) Die Hellenen ſchrieben dem unterweltlichen Hades den Beſitz rother Rinder zu (Apollod. II. 5. 10. 12.) In Indien iſt die rothe Farbe ſo verhaßt, daß die Dewadeſſi (Bayadere) an einem Tage, wo ſie ein gewiſſes Küchengewächſe von blutrother Farbe gegeſſen hat, keinen Tempeldienſt verrichten darf (Hafner Landreiſe. S. 83), und Manus Geſetz verbietet den Brahmanen, welche durch Dürftigkeit gezwungen werden, Handel treiben zu müſſen, bloß den Verkauf von rothen Tüchern.

Henne, wie auf jener badiſchen Kirche Wolf und Schaf*), vergl. S. 370, neben einander abgebildet wurden, um den Teufel immer daran zu erinnern, daß man ihm bei der Legung des Grundſteins zum Gebäude ein Opfer gebracht habe, damit er in der Folge dem Orte keinerlei Schaden (durch Erdbeben, Feuersbrünſte ꝛc.) zufügen möge.

Der Teufel heißt auch der graue Mann.

Vor vielen Jahren ging ein Bauer aus Auerbach Abends am Schloßberg vorüber; da wurde er plötzlich von einem grauen Mann angehalten, und gezwungen, ihn bis in das Schloß hinauf zu hokeln. Auf einer dunkeln Stiege des Schloſſes wurde der Bauer den andern Tag gefunden, wie einer, der ſich übermüdet. Er ſtarb kurze Zeit darauf. (Grimm, D. S. Nr. 272).

Der Teufel heißt auch Grünrock, und das Prädicat „Grön Jette," welches in Dänemark dem wilden Jäger beigelegt wird, iſt nur von Grimm anders gedeutet worden. Bei den Hexentänzen, wo ſämmtliche Masken in Grün erſcheinen, erſcheint der Teufel in grüner Kleidung, bei den Opferfeſten auf dem Blocksberg ſitzt er auf grünem Seſſel, bei ſeiner Trauung mit der jüngſten Hexe erſcheint der Trauende im grünen Meßgewand, ſeltner ſchwarz oder grau gekleidet. Die Schotten und Iren denken ſich auch die Erdgeiſter grün gekleidet, die es ſogar übelnehmen ſollen, wenn Sterbliche ſich dieſer Farbe bedienen; daher ein Fuchsjäger, als er auf der Jagd mit ſeinem Roſſe in eine Fuchsgrube ſtürzte, ſein Unglück der grünen Farbe ſeiner Reitpeitſche zuſchrieb. (Morgenblatt 1817 Nr. 190). Grimm denkt hier

*) Von einer Dorfkirche in Thüringen im Langenſalzer Kreiſe (ſ. Ziehnert Volksſ. II. S. 120.) geht dieſelbe Sage, nur mit dem Unterſchiede, daß die Stelle des Schäfers eine Frau, jene des Schafes eine Ziege einnimmt.

an die Farbe der Moosweibchen, welche der wilde Jäger zuweilen jagt (D. S. Nr. 48). Aber auch der Nix trägt ja einen grünen Hut? (D. S. Nr. 52) Nun hier könnte an die Farbe des Meeres gedacht werden, worauf auch die grünen Haare der Seejungfern anſpielen. Niemand hat hier an das Froſchgrün gedacht. Der perſiſche Ahriman nimmt die Geſtalt von Fröſchen und Kröten an. In den zehn ägyptiſchen Plagen ſpielen neben den Läuſen auch die Fröſche ihre Rolle. Die letztern Thiere, welche erſt zum Vorſchein kommen, wenn die Sonne untergegangen iſt, waren deshalb der Nachtgöttin Latona (v. latere) heilig. Wie nahe liegt es doch hier, auch den Teufel als Froſch zu denken! In der Stiftskirche zu Römhild, die dem Täufer zu Ehren geweiht wurde, iſt an einem Schwibbogen über der Kanzel gegen die Empore zu ein ſteinerner Froſch angebracht; angeblich ſoll dieß Wahrzeichen daran erinnern, daß, wo jetzt die Kirche ſteht, früher ein Sumpf geweſen. Mehr Witzaufwand hätte der Erklärer gezeigt, wenn er mit Beziehung auf den Patron der Kirche, an das häufige Untertauchen des Froſches erinnert hätte. Vielleicht erklären folgende Sagen, wen man ſich unter dem Froſche zu denken habe.

Johann das Lamm betete eines Tages in der Gegend von Nemur, doch mitten in ſeiner Andacht wurde er von dem Geſchrei zahlloſer Fröſche geſtört. Der Heilige, erzürnt, daß er nicht ferner beten konnte, beſchwor die Thiere, für ewig den Ort zu meiden. Seitdem iſt kein Froſch in dieſer Gegend zu ſehen. (Wolf, D. S. Nr. 299).

In dem bei dem Kloſter Chorin gelegenen Marienſee gibt es viele Fröſche, aber ſo viele ihrer auch ſind, ſo hört man ſie dennoch nicht. Als Urſache wird angegeben, die Kloſtermönche hätten, um nicht künftig in der Andacht geſtört zu werden, Gott gebeten, dieſe Thiere verſtummen zu machen. (Kuhn, M. S. Nr. 192).

Dieſe Fröſche waren alſo teufliſche Legionen, die dem Exorcismus der Mönche nicht Stand halten konnten, denn an ſtumme Fröſche wird Niemand glauben. Ein anderer indirecter Beweis, daß der Teufel zuweilen des Froſches Geſtalt annehme, iſt folgender:

Einem Weinhäcker aus Schweinfurt begegnete unter der Petersſtirn bei der Mainleite etwas Seltſames. Er war mit ſeiner Frau mit Brechen des unmittelbar unter der Trümmerſtätte liegenden Weinbergs beſchäftigt. Die Frau hackte ſehr fleißig, und mit einem Male hackte ſie bei jedem Schlag in der Erde einen Froſch heraus. So mochte ſie wohl 5 oder 6 Fröſche herausgehackt haben, als es ihr auffiel und ſie zu ihrem Manne ſagte: „Pfui! die garſtigen Fröſche!“ jetzt kommen aber keine mehr. Der Mann trat näher, bückte ſich nach den Fröſchen und ſah keine, wohl aber leuchteten ſo viele Goldſtücke, als zuvor Fröſche zum Vorſchein gekommen waren, am Boden. Die hob er auf und ſteckte ſie ein, und zankte ſeiner Frau, daß ſie nicht ſtillſchweigend fortgehackt. (Bechſtein, fränk. Sagen S. 158).

Was oben von dem Drachen als Schatzſpender geſagt worden, gilt auch hier, denn nicht nur der Lindwurm lebt im Schlamme (ſ. S. 387), ſondern auch der Froſch; Koth bedeutet in der Traumſprache Gold, Plutus iſt aber — Pluto! Darum nannten die Römer den Letztern auch Dis, d. h. den Reichen (dives).

Auch als Kröte zeigt ſich der Teufel:

Auf dem rechten Rheinufer, zwiſchen Laufenburg und Binzgau, im felſigen Thale des Andelbaches, ſollen bis zum dreißigjährigen Kriege mehrere Hammerwerke und ſonſtige Häuſer geſtanden haben. Wirklich findet man daſelbſt noch Mauertrümmer und viele Schlackſteine. Aus jener Zerſtörungszeit her liegt daſelbſt viel Geld vergraben. Einmal in der Frohnfaſtenzeit ging ein Bürger von Laufen-

burg in genanntes Waldthal, um Holz zu holen. Es war Mittag und ſehr heiß. Er ſetzte ſich unter eine Eiche, um auszuruhen. Plötzlich ſieht er unfern von ſich gewöhnliche Kohlen langſam aus dem Boden hervorſteigen, die allmählig bis zur Größe eines Korbes anwuchſen. In dieſem Augenblicke zeigte ſich auf dem Kohlenhaufen eine ungeheure Kröte, die ihn mit feurigen Augen anſtarrte. Mit unverwandtem Blicke ſtaunte der Mann eine geraume Zeit dieſe Erſcheinung an, als plötzlich Kohlen und Kröte in den Boden verſanken. Als er bei ſeiner Nachhauſekunft erzählte, was er geſehen, ſagte man ihm, daß er eine ſo ſeltene Gelegenheit, reich zu werden, nicht hätte unbenützt vorübergehen laſſen, und ſich ohne Umſtände der Kohlen hätte bemächtigen ſollen. *Jene Kohlen ſeyen ein Haufen Gold geweſen, den der Böſe in Geſtalt einer Kröte bewacht hätte*, welcher aber leicht durch Bekreuzigungen zu vertreiben geweſen wäre. (Schnezler, Bad. Sagenb. I. S. 160, vergl. Bd. II. S. 171 eine ähnliche Schatzkrötenſage).

Und als *Eidechſe*:

Es war einmal ein junges Mädchen. Um Schmuck zu bekommen, gab ſie ſich dem Teufel hin, und lebte mit ihm wie die Frau mit ihrem Manne. Nach einigen Monaten gebar ſie zwei Thierchen, eine männliche und eine weibliche Eidechſe (Wolf, D. S. Nr. 453).

Grimm macht S. 981 darauf aufmerkſam, daß die altheidniſche Natur des Teufels ſich auch darin bewähre, daß nach ihm, wie nach Göttern *) und Rieſen **), Thiere und Pflanzen heißen. Die libellula grandis oder Waſſernymphe, ein zart und ſchlank gegliedertes

---

*) Das Kraut Baldrian (herba valeriana) heißt *Balders* Braue. Eine Pflanze, aus welcher Liebestränke gekocht wurden, hieß Friggjargras (herba conjugalis) nach der Göttin Frigg.

**) Rieſenbart (fucus filiformis), das Satyrium heißt im Norden „Brönugras", weil es eine Rieſin Bröna ihrem Schützling Halfdan als Zaubermittel ſchenkte (Fornald sög. 3, 576.)

Inſekt, heißt „Teufelspferd", die Raupe *): „Teufels-katze". In Holland heißt ein gewiſſes Kraut: „des Teufels Garn", das **alcyonium digitatum** oder **palmatum**: „Teufelshand", das **lycopodium clavatum**: „Teufelsklaue", die Euphorbia: „Teufelsmilch", der **convolvulus arvensis**: „Teufelsdarm" u. a. m. — Wie Odin als Kriegsgott ſeiner Natur nach gern Streit entſpinnt (**inimicitias Othinus serit**, ſagt **Saxo p. 142**), ſo laſſen die Chriſten vom Teufel den Samen der Zwietracht ausſäen. Wie Ahriman tauſend Jahre in Ketten, wie der ebenfalls perſiſche Zohak — zu dem ſich der Teufel als Koch vermiethete, und ihn veranlaßte, Schlangen mit Menſchengehirn zu füttern — tauſend Jahre in einer Wüſte an einen Felſen geſchmiedet wird, wie Loki von den Aſen gebunden wird, aber alle dieſe auf eine Zeit der Befreiung hoffen dürfen, ſo hat ſich auch durch lange Jahrhunderte im Munde des Volks die Ausdrucksweiſe fortgepflanzt: der Teufel iſt los! Man muß, meint Grimm, ſich dazu das Loswerden des Feuers — doch wohl des die Welt zerſtörenden, am Ende der Tage, Loki = Surtur? — denken. Wie den Rieſen und Zwergen, wegen ihrer Gabe, unſichtbar zu machen, diebiſches Gelüſten angedichtet wird, ſo heißt auch der Teufel „der Dieb". Die Redensart „eingefleiſchter Teufel", hat auf das Beſeſſenſeyn von Dämonen Beziehung; kann alſo nicht wohl auf Vorſtellungen aus dem nordiſchen Heidenthum zurück bezogen werden; aber „ſchlau wie der Teufel" mahnt an Loki's liſtigen Charakter. Auch Saturn = Kronos, der im Tartarus Gefeſſelte, iſt der

*) Wegen ihrer Häutung, Verpuppung und ſtufenweiſen Verwandlung aus einem kriechenden Weſen in ein fliegendes hat ſie etwas Unheimliches.

Liſtige (ἀγκυλομήτης), Saturn hatte die Titanen verleitet, ſich gegen die olympiſchen Götter aufzulehnen, wie Loki es mit den Rieſen gegen die Aſen hält. Loki iſt der Lockende, der Verführer, aber als Endiger (ſ. S. 350 Anm.) ſchließt er, wie Saturn die Zeit ab, alſo auch die Woche. Des Saturnus Tag (**Satur day**) iſt Loki's Tag (ſchwed. **Lögerdag**, altn. **Laugardagr**). Grimm, (S. 226) fragt mit Recht: Die ſechs erſten Wochentage heißen nach Sonne, Mond, Zio (oder Tyr Tys), Wuotan (Odin), Donar (Thor) und Freia, welchem Gott hätte den Namen des ſiebenten herzugeben gebührt? Für Mars, Mercur, Jupiter, Venus ſtanden jene deutſchen Gottheiten zu Gebot, wie ließ ſich Saturn verdeutſchen? Engländer, Frieſen, Niederländer und Niederſachſen haben dem **dies** *Saturni* ſeinen Namen ſelbſt gelaſſen: Säteresdäg, Säternesdäg, **Saturday**, **Saterdei**, Saterdach, Satersdag, auch Irländer **dia Satuirn**, **Satarn** angenommen, während das franz. **Samedi** (**Sabdedi** ſpan., **Sabado**, ital. **Sabato**) zum Samſtag ſtimmt. Hier iſt nicht nur im Begriff, wie bei den übrigen Göttern, ſondern auch im Namen Gleichheit. Weder ein ahd. **Satarnes** noch **Sazarnestac** läßt ſich aufweiſen, merkwürdig aber bedeutet agſ. **Saetere**: Nachſteller, Ueberliſter (ahd. **Sazari**, vgl. **saza**, mhd. **Saze**: **insidiae** = **laga**, **lage**). Solche Nachweiſungen zeigen deutlich die Identität von Saturn und Loki, ſowie daß der chriſtliche Teufel die Eigenſchaften Beider entlehnt hat. Nichtsdeſtoweniger kennt man auch einen „dummen Teufel“. In Verträgen mit den Menſchen wird er nicht ſelten überliſtet.

Als der Doctor Paracelſus noch in Inſpruck ſtudierte, ging er eines Sonntags Morgens im Walde ſpazieren.

Plötzlich hörte er ſich rufen, ſah aber Niemand, obgleich die Stimme nicht weit entfernt ſchien. „Wer ruft da?“ — „Ich,“ antwortete es, „erlöſe mich aus dieſer Tanne, in welche ich eingeſchloſſen bin.“ — „Wer iſt der Ich?“ — „Man nennt mich mit Unrecht den Böſen, wie du dich überzeugen wirſt, wenn du mich befreiſt.“ — „Wie kann ich das?“ — „Schau nur rechts an dem Stamm der alten Tanne hinauf, ſo gewahrſt du ein rundes Zäpflein mit 3 †, dahinter bin ich von einem Geiſterbanner eingezwängt, ich kann's von Innen nicht herausſtoßen.“ — „Was gibſt du mir zum Lohne, wenn ich's herausziehe?“ — „Was verlangſt du?“ — „Erſtens eine Arznei, mit der ich alle Krankheiten heilen kann; zweitens eine Tinktur, womit ich Alles, was ich will, in Gold verwandeln kann. Wer ſteht mir aber dafür, daß du Wort hältſt?“ — „Ich, ſo wahr ich der Teufel bin.“ — „Gut, ich befreie dich, wenn ich das Zäpflein herausbringe.“

Alſo nahm er das Federmeſſer aus der Taſche, faßte damit das Zäpflein, das etwas hervorſtand, und brachte es nach vieler Mühe heraus, trat dann einen Schritt zurück, die Augen auf das Löchlein geheftet, und ſah eine ſchwarze Spinne hervorkrabbeln, die lief am Stamm hinunter auf's Moos. Kaum aber berührte ſie den Boden, ſo verſchwand ſie. Auf einmal richtete ſich, wie aus der Erde ſteigend, ein hagerer Mann auf, deſſen rother Mantel die Hahnenfüße ſchlecht verbarg. „Komm mit mir,“ rief der Teufel, freundlich grinſend, brach ſich im Gebüſch eine Haſelruthe, ſchlug damit an den nächſten Felſen, der über die höchſten Tannen hervorragte, ſprach: „warte hier, ich bin gleich wieder da,“ ſchlug mit der Ruthe gegen das Geſtein, der Felſen ſpaltete ſich in zwei Stücke, und der Teufel verſchwand in der Kluft, kam aber ſogleich wieder aus der Spalte hervor, in jeder Hand ein Gläschen haltend, oben zugebunden wie Arzneigläſer. „Das Gelbe da,“ ſagte er, „iſt die Goldtinktur, das Weiße die Arznei.“ Dann ſetzte er hinzu: „Gehſt du mit nach Inſpruck? Ich hole dort den Geiſterbanner, der gewiß nicht denkt, daß ich los bin.“ Der Doktor hatte Mitleid mit dem Geiſterbanner, und dachte: Könnte ich ihn doch retten! Aber ihn

warnen kann ich nicht, da ich nicht weiß, wie er heißt, und wo er wohnt. Auch iſt der Teufel ſchneller auf den Beinen, als ich. Plötzlich kam ihm ein guter Gedanke, auf die Eitelkeit des Teufels zu ſpeculiren. Als Beide wieder der Tanne ſich näherten, wo der Teufel geſteckt hatte, fing er an: „Der Geiſterbanner muß wohl ein mächtiger Mann geweſen ſeyn, da er im Stande war, Euch in ein ſo kleines Löchlein in die Tanne hineinzuzwingen. Aus freiem Willen möchtet Ihr Euch ſchwerlich ſo zuſammenziehen können zu einer Spinne.“ — „Dem Teufel iſt viel möglich, was ihr Menſchen nicht begreift. Was gilt's, ich mache mich aus eigenem freien Willen wieder zur Spinne, und krieche vor deinen Augen in's Löchlein hinein?“ — „Ich begreif's eben nicht, aber ſehen möcht ich's, ich gäbe gleich meine zwei Fläſchchen für das Kunſtſtück her.“ — „So ſchau!“ rief der Teufel und verſchwand, aber ſogleich krabbelte er als häßliche Spinne wieder am Boden, lief am Stamm der Tanne wieder hinauf, und kroch ins alte Löchlein. Blitzſchnell hinter ihm drein kam das Zäpflein, vom Paracelſus mit Kraft nachgedrückt. Dann ſchlug er mit einem Stein das Zäpflein immer tiefer hinein und kritzte mit ſeinem Meſſer drei friſche ✝ darüber. Sogleich rannte er aus dem Walde, und als er in die ſonnigen Wieſen hinaustrat, ſprach er: Jetzt will ich ſehen, ob der Teufel auch mich angeführt hat? Er öffnete das gelbe Fläſchchen, und ließ daraus ein Tröpfchen fallen. Sieh da, es ward immer ſchwerer in ſeiner Hand, pures Gold. Freudig erſtaunt, machte er das Fläſchchen ſogleich wieder zu. Das Eine iſt gut, ſagte er, das andere will ich an dem kranken Gemſenjäger dort unten in der Hütte probiren. Die Arznei half dem Kranken ſogleich aus dem Bette. — Aber der Teufel ſteckt noch immer in der Tanne, und hat keine Hoffnung, loszukommen, denn der Wald darf wegen der Schneelawinen nicht abgehauen werden. Paracelſus aber iſt der berühmteſte Doctor in der Welt geworden, und hat Reiche und Arme, Letztere auch mit ſeiner Goldtinktur geſund gemacht. (Morgenbl. 1817, Nr. 230).

Noch füge ich hier ein Beiſpiel aus der Legende vom heil. Bernhard bei:

Als dieſer Heilige in der Abtei Afflighem wohnte, vexirte ihn der Teufel häufig. Eines Abends fing der Böſe wieder ſeinen Spuk an. Da hatte Bernhard einen trefflichen Einfall, er nahm das Kerzchen aus dem vor ihm ſtehenden Leuchter, und bat den Teufel, daß er es eine Weile halte. Anfangs ging es gut, aber bald lief das heiße Wachs dem Teufel auf die Finger und verbrannte ihn arg, doch er durfte das Kerzchen nicht loslaſſen. Endlich, als es ungefähr ausgebrannt war, kam die Flamme an des Teufels Daumen und brannte ein tiefes Loch hinein, ſo daß der Satan vor Schmerz heulte und davon lief, daher kommt in Belgien das Sprichwort: „Es ſoll geſchehen, aber der Teufel muß die Kerze halten!“

Dieſelbe Anekdote wird anderswo dem heil. Antonius nacherzählt, deſſen Klauſe bekanntlich der Teufel gar zu oft beſuchte. Der Heilige ſchrieb eben an einem geiſtlichen Werke, als der Teufel unter der Geſtalt eines hübſchen Mädchens ihn zu hindern trachtete. Der Heilige merkte aber, wer hinter der Maske ſtecke, bat ſich jene Gefälligkeit wie der heil. Bernhard aus, unter dem Vorwande, er wolle nur die Seite herunterſchreiben, um nicht aus dem Concept zu gerathen, ſodann ſtehe er aber der Schönen gern zu Dienſten. Der Schmerz, welchen jedoch das auf dem Finger brennende Lichtſtümpchen verurſachte, ließ den Teufel aus ſeiner Rolle fallen, denn das Gebrüll, welches er ausſtieß, war der Stimme eines zarten weiblichen Weſens am wenigſten ähnlich.

Die Moral dieſer Fabel iſt: der Geiſt der Finſterniß kann kein Licht vertragen.

In dem „dummen Teufel“ erkennt Grimm (S. 495) den dummen Rieſen, ſo wie in dem liſtigen Teufel die ſchlauen Zwerge. Dumm bedeutet in der alten Sprache ſ—tumm und ſ—tumpf, im Altn. bedeutet **dumbr**

den Rieſen, die „rudis indigestaque moles“, die plumpe Bergmaſſe. Die oben angeführte Fabel von dem Teufel, den ein Bauer bei der Ackerbeſtellung überliſtet, erzählt der däniſche Mythus von einem Trold (Thiele IV., 122.).

Auch darin gleichen ſich Rieſe und Teufel, daß ſie nur des Nachts bauen, die aufgehende Sonne hinderte jenen Rieſen, der ſich eine Brücke baute, um trockenen Fußes zu ſeiner am andern Ufer des Fluſſes wohnenden Geliebten kommen zu können, an der Vollendung ſeines Werkes (Grimm S. 972). Auch in Deutſchland circulirt eine ähnliche Sage: Auf Alſen wohnte ein Rieſe, der wollte eine Brücke bauen nach Arröe, wo ſeine Braut wohnte. Er fing damit an, und legte das große Riff bei Poel, als er aber an die Tiefe kam, ertrank er, da weinte ſeine Braut, und vom Strom ihrer Thränen entſtand der Sund zwiſchen Alſen und Sundewith (Müllenhof Schleswig. Sag. Nr. 369). Des Teufels Fleiß unterbricht der Hahnenruf, der die Morgenröthe anzeigt (ſ. S. 16). Dieß iſt leicht begreiflich, die Rieſen ſind Wintergeiſter, ihre Werke Eisberge, welche die Sonne ſchmilzt; der Teufel iſt der Geiſt der Finſterniß, darum äußert ſich ſeine Thätigkeit nur des Nachts, darum gehört ihm auch die Nordſeite.

Der Wächter auf dem Nicolaithurm in Greifswalde muß des Nachts die Stunden durch Blaſen anzeigen. Er bläst aber nur aus drei Fenſtern des Thurmes, nämlich aus denen nach Süden, Oſten und Weſten. Aus dem nach Norden darf er nicht blaſen, das leidet der Teufel nicht. Was dieſer dabei hat, weiß man nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß er einmal einen Wächter, der es wagte, aus dem Nordfenſter zu blaſen, plötzlich im Nacken ergriff und ihn von oben aus dem hohen Fenſter warf, daß er Kopf unter Kopf über flog und unten auf der Straße

todt ankam. Seitdem hat es Keiner wieder verſucht, aus dem Fenſter zu blaſen. Der Magiſtrat ſoll es auch verboten haben. (Temme, Volksſ. v. Pommern Nr. 119).

Die geglaubte Wohnſtätte des Teufels im Norden erklärt auch, warum kein Wurf gegen die Mitternachtſeite geſchehen durfte (Grimm Rechtsalterth. S. 57). Aber auch die Rieſen wohnen im Norden. Freir ſchaut vom Himmel nach Jötunheim (Rieſenland), und erblickt die ſchöne Rieſin; dieß wird bei Snorri 39 ausgedrückt: Freyr leit î *nordraett*. Im däniſchen Volkslied vom Hammerdiebſtahl wohnt der Rieſe, von dem Loki den Hammer wieder herbeiſchaffen ſoll — in *Nordensjeld* (Grimm S. 521).

Wie oft erwähnt, repräſentiren die Rieſen die feindlichen, Unfruchtbarkeit bewirkenden Naturkräfte. Nött, die Nacht, iſt die Tochter eines Rieſen. Das erſte Menſchengebild, Ymir, war, wie oben gezeigt worden, ein Rieſe — er repräſentirte den Weltleib — folglich böſe, ſchon weil ſeine Natur mehr dem Abgrunde (Gunninggap) als dem Himmel angehörte. Reif- und Froſtrieſen ſind ſeine Nachkommen, denn der obere Theil der chaotiſchen Maſſe mußte geſchmolzen und bewegt werden durch die Wärme des Himmelsfeuers (Muspelheims Funken). Nun erſt erhielt der Planet Leben und Bewegung, die ſich aus der vorher eiskalten Maſſe entwickelt hatte. Auch die Kosmogonie anderer Völker nimmt dieſen Ideengang. Die rabbiniſchen Bibelausleger betrachten mit Zoroaſter das Nachtprinzip (Abriman, Satan) als den Erſtgeſchaffenen, und berufen ſich auf die Worte: „Gott ſchied die Finſterniß (Satan) von dem Lichte.“ Die Finſterniß, das Böſe, war alſo die erſte Emanation Gottes, ſie trennte ſich von ihm, weil ihr das Licht zuwider iſt, und weil — man ſich

das zerſtörende, hemmende Prinzip mit dem ſchaffenden, wohlthätigen nicht vereint wirkend zu denken vermag.

Rieſen ſind Menſchenfreſſer. Als ſolche ſchildert ſchon das indiſche Epos Maha Bharata die Rakſchaſa's, welche, wie der mit dem Erzvater Jacob ringende Engel (1. Moſ. 31, 25.) den Anbruch des Tages ſcheuen (V. 26.) Beiwörter dieſer indiſchen Dämonen drücken aus, daß ſie zu Nacht umwandeln (Bopp Gloss. 91. 97.); der Rieſe Hidimba befiehlt ſeiner Schweſter, Menſchenfleiſch, das er wittert, herbeizuholen. Sie aber nimmt ſich, wie oben die Haushälterin des Teufels, ihres Gaſtes erbarmend an. Auch Polyphem (in der Odyſſee) gelüſtet nach Menſchenfleiſch. Seine Blendung durch Odyſſeus verräth außerdem, daß er ein Nachtweſen ſey, was ſich ſchon aus ſeiner Wohnſtätte, der Höhle oder dem Aetna, ergibt. In dieſe Familie gehört auch der perſonifizirte Hades, deſſen gähnender Rachen alles Leben verſchlingt, der *Orcus* esuriens, der in Neapel zum huorco, in Frankreich zum *Ogre* geworden iſt, und der im Mährchen ſchwarz und ſtark behaart geſchildert wird. Zuweilen ſchützt ſeine Frau die Ogresse oder Orca gegen den Menſchenfleiſch witternden Unhold die im Walde verirrten Kinder, die auf ſeine Wohnung zugehen. Die Gefräßigkeit Loki's, welche an den Steine verdauenden Saturn erinnert, hier aber nicht die alles verzehrende Zeit, ſondern die gefräßige Flamme andeutet, haben wir ſchon oben bewundert. Deutſche Mährchen übertragen ſeine Rolle dem Teufel.

Die Gefräßigkeit des Rieſen verräth ſchon ſein Name Jette (altn. jötun), welcher im Jettenbühl bei Heidelberg — war Jetta eine Rieſin? — und im bairiſchen Jettenberg nachklingt. Nun leitet aber Grimm das

Wort Jötte vom altſ. etan (engl. to eat) eſſen der (ahd. ezal, lat. edo, edax gefräßig). Dieſe Gefräßigkeit des Rieſen iſt aber gleichfalls auf den Teufel übergegangen.

Der Teufel machte einſt eine Reiſe durch Schwanſan, auf allen Höfen ſprach er bei den Bauern ein, ließ ſich tractiren, und wo er einkehrte, ſchlug er ſich den Magen voll von Speck und Mehlbeutel. Damit machte er ſich wieder auf den Weg. Aber er hatte des Guten zu viel genoſſen, und als er an die Hüttener Berge bei Breckendorf kam, ward ihm ſo übel, daß er zuletzt alles wieder von ſich geben mußte. Seit der Zeit findet man in und auf den Hüttner Bergen die Steine in ſo großer Anzahl; das werden nämlich die Mehlklöße ſeyn. (Müllenhof Nr. 364).

Ein agſ. Ausdruck für Rieſe iſt ent, wovon die Eigennamen Anzo, Enzo, Enzio u. a. m. Im Gedicht Beowulf wird neben einem Jotenſchwert (Sweord eotenisc) auch ein entiſcher Helm (entisc helm) als Koſtbarkeit erwähnt. Bekanntlich ſind aber die Rieſen in den Sagen vortreffliche Waffenſchmiede, wie Wieland. Noch im 12. Jahrhundert galt entiſch für rieſenhaft. In einer Urkunde des Kloſters Formbach v. J. 1130 in den Monum. boic. IV. p. 22. heißt es: usque ad arborem pirum notatam, in via stantem, super montem, qui Huxinberge vocatur, et ab illo arbore usque ad *giganteam viam, entisce weg*. Man findet das Wort noch häufig in Ortsnamen (Entenſchieß in Thurgau, Ettenſchieß zu Unſingen im Breisgau), in Flußnamen (Enz in Württemberg, Enns in Oeſtreich ꝛc.). Mone vermuthet indiſche Abkunft des Wortes, denn die niederländiſche Form für Indien war im Mittelalter Eudi (Anz. f. K. d. Vorz. 66). Die Rieſentempel in Indien, die damascirten Schwerter des Orients

konnten in jenen den Enten zugeſchriebenen Steinbauten und Rieſenſchwertern noch fortleben, denn der älteſte Damaſt wurde in Indien gemacht, von dort kam die geheime Waffenkunſt nach Perſien. Da die Erinnerung an entiſche Bauten und Waffen in Deutſchland uralt iſt, ſo konnte, wie die Zeugniſſe bei Graff (Sprachſch. I. S. 385. 387.) beweiſen, entiſch: uralt bedeuten. Wie ſoll man aber die von Enten entlehnten deutſchen Ortsnamen verſtehen? Nicht in der eigentlichen Bedeutung, ſondern in der Aehnlichkeit. Es gab keine Indier in Deutſchland, alſo auch keine Berge, Wege 2c. derſelben. Aber Römer waren in Deutſchland, ſie haben Gebäude, Straßen, Denkmäler aufgeführt, die leicht mit indiſchen Werken, die ohnehin in der dunklen Erinnerung fortlebten, verwechſelt, und darnach genannt wurden. So bezeichnete mancher Entenweg eine römiſche Straße. Wurden doch auch Namen der Hünen auf römiſche Ueberbleibſel angewandt, die nichts mit denſelben gemein hatten, und es iſt überhaupt auffallend, daß die Römer nicht unter dieſem Namen in der deutſchen Sage vorkommen, ſondern gewöhnlich Heiden genannt werden, obſchon die Deutſchen von den Römern das Chriſtenthum erhielten. Die Deutſchen konnten freilich die Römer nicht eher Heiden nennen, als bis ſie ſelber Chriſten wurden. Der Name Heide konnte alſo auf die Römer nicht paſſen. Man wird ſie folglich Enten genannt haben, ſowie auch Hünen, wofür aber die entiſchen und hüniſchen Ortsnamen (z. B. Hünfeld im Fuldaiſchen) noch Spuren ſind (Anz. f. K. d. Vorz. 1836, S. 1—5). Hüne iſt vielleicht das deutſche Heune, Heinrich, Heinz 2c. — und der Tod als Rieſe gedacht: Freund Hain — in lat. Schriften des Mittelalters: **Hunnus**, davon

die N. pr. Hunolt, Hunpercht (Humprecht, Gumpert), Günther, Hunibert, Gundibert, Hunrat, Kunrad, wie aus Huno, Hunno, d. i. der Hohe (altd. chon, chan, hoch) Cuno, Kunz ꝛc. wurde. (So bedeuten Canſtadt und Kannſtein: Hohenſtadt, Hohenſtein). Hünenbetten nannte das Volk die vermeintlichen Rieſengräber. Und wie die Indier, die mit ihnen Krieg führenden Völker Rakſcha's (Rieſen) nannten, ebenſo die Hebräer ihre Gegner, welche ſie unter Moſe bekriegten: Raphaim d. h. Rieſen nannten, ſo wurde Attilas Schreckenshorde in Deutſchland die Hunnen genannt, aber der Hunnenkönig im Nibelungenliede, Ezel, iſt nicht der hiſtoriſche Attila, ſondern der Rieſe (Ent, Enz).

Die Herleitung des deutſchen Wortes Rieſe von reisan, lat. surgere (engl. to rise, ſich erheben) beſtreitet Grimm (S. 492), ohne jedoch ein anderes Etymon dafür anzugeben. Inſofern das gleichbedeutende veraltete Recke mit ausrecken, ausſtrecken verwandt ſcheint, dürfte auch Rieſe einen elatus, excelsus, superbus bezeichnen. Oder hatte man bei der Wortbildung an die rebelliſchen Engel gedacht, welche in der heil. Schrift: Gefallene (Nephilim) heißen, und Rieſen bedeuten? Dann würde ihr anderer bibliſcher Name Raphaim (v. rapha i. e. rabio) die raſenden Geiſter, wüthende Dämonen bezeichnen, und Rieſe von raſen abgeleitet werden müſſen *). Als Manen (Raſende, *Μανες* v. *μαινω*), unſelige Geiſter werden ja die Raphaim durch ihren Aufenthaltsort, die Unterwelt kenntlich (Jeſ. 14, 9. Hiob 26, 5. Pſ. 88, 11.). Die indiſchen Rakſchaſas ſcheuen die Morgen=

*) Aehnlich: blies von blaſen.

röthe, ihr Anführer Ravana heißt der Schwarze, und iſt bei Holwell der Urheber des Falls der Engel. Bedenkt man die ſprachliche Verwandtſchaft von Geiſt und Lebensgeiſt (animus) urſprünglich Wind (ἄνεμος = ſkr. anhuma v. an: ἄω wehen, daher das hebr. **Ruach**, Geruch, Hauch, Wind, auch einen böſen Geiſt (in der rabb. Dämonologie, wie im N. T. πνευμα πονερον, das doch auch v. πνέω weben, hauchen, herſtammt); bedenkt man endlich, daß die aus lauter unſeligen Geiſtern ſich recrutirende wilde Jagd der perſonifizirte Windſturm iſt, ſo liegt es nahe, in den Rieſen das Raſen des Sturms perſonifizirt zu ſehen. Und das nordiſche Sprichwort: „Thor (Donner) iſt der Rieſen Tod" ſagt ja nichts anders aus: als das erſte Gewitter bringt die Winterſtürme zum Schweigen. Thrymr, der von Thor erlegte Rieſe, heißt der Toſende, und inſofern der Sturm das Meer aufregt, konnte man ſich auch Waſſerrieſen denken. Wie Feuerrieſen (Loki) und Windrieſen (Boreas dem Namen zufolge; denn βορω iſt voro, Βορειας: vorax) große Freſſer ſind, die Letztern daher als Raubvögel (αἰετός v. ἄω, vultur = vulturnus) verbildlicht; der Rieſe Hräsvelgr im Namen ein Leichenverſchlinger*), der Edda zufolge in Adlergeſtalt an des Himmels Ende ſitzt — „von ſeinen Flügeln kommt aller Wind über die Menſchen" — ſo ſind die Waſſerrieſen große Säufer. Gargantua ſaugt ſchon als Kind die Milch von zehn Ammen aus; mit jedem Fuß ſteht er auf einem hohen Berg, und trinkt, ſich

---

*) Weil er die Luft reinigt, und die in ungeſunde Dünſte ſich auflöſenden Aeſer verzehrt.

niederbeugend, den dazwiſchen herlaufenden Fluß aus *). Auch Aegir, der Aegeon des Nordens, war ein Waſſerrieſe, denn er wohnt im Meere, ſeine Brüder ſind Feuer (Logi) und Wind (Kari lat. caurus), ſeine Rieſennatur beſtätigt ſich aus ſeiner Abſtammung von Forniotr, d. i. dem alten Rieſen (weil er noch vor Odin herrſchte). Aegirs Bierkeſſel, aus welchem bei dem bekannten Gaſtmahl die Götter bewirthet wurden, war der Meeresgrund geweſen. Der Winterrieſe Hymir hatte durch ſeine Kälte mit Eis die See überzogen, und ſo den Keſſel verſteckt gehabt. Nur Thor (der Sommer) konnte ihn wiederſchaffen. Jedoch auch in Wäldern haust der Sturm **), daher Rieſen auch Waldmenſchen von unmäßiger Größe, wie der obenerwähnte Oger, deren Waffen, wie bei dem wilden Mann im Wappen der Hohenzollern, Baumſtämme oder

*) Gargantua (Γι-γαντος) iſt dem Namen zufolge der Rieſe überhaupt. Rabelais entnahm ſeinen Stoff urſpr. einer alten keltiſchen Rieſenſage. Das Obenſtehende hat Grimm aus den Alpenroſen (1824) entlehnt. Die „Traditions de l'ancien duché de Rez sur Gargantua" (Mem. de l'acad. celt. V, 392—395) haben mit einer Sammlung der Volksüberlieferungen den Anfang gemacht; aus einem altern Buch, das ſchon im 15. Jahrhundert gedruckt und im 16. öfter aufgelegt wurde: Les chroniques admirables du puissant roi Gargantua, Lyon 1532. 4, la plaisante et joyeuse histoire du grand Gargantua. Valence 1547. 8. zuletzt als Volksbuch: la vie du fameux Gargantua, le plus terrible géant, qui ait jamais paru sur la terre. (Grimm S. 509. in d. Anm.)

**) Ein Bild der im Walde toſenden Stürme liefert die Edda: Der Rieſe Skrymir entſchläft unter einer Eiche und ſchnarcht. Als Thor mit dem Donnerkeil auf ſein Haupt ſchlägt, erwacht er und fragt: ob ein Blatt Laub auf ihn herabgefallen ſey? Der Rieſe legt ſich unter eine andere Eiche ſchlafen und ſchnarcht, daß es davon im Walde rauſcht. Thor ſchlägt härter und tiefer auf den Rieſen, da ruft der Erwachende: Fiel mir eine Eichel ins Geſicht? — In der Wilkina Saga c. 176 biegen ſich die Baumäſte, wenn der ſchlafende Rieſe athmet. Im Gedichte Iwein fallt der getödtete Rieſe Harpin wie ein Baum zu Boden.

Keulen ſind, und die mit Leichtigkeit Bäume entwurzeln.

„Komm mit zu Holz!“ ſagte ein Rieſe zu einem Knecht, „wir wollen einen Baum holen.“ Der Knecht folgte, wunderte ſich aber, da er ſah, daß der Rieſe ohne Axt war. „Wie“ dachte er „wird der den Baum fällen?“ Als ſie ins Holz kamen, ging der Rieſe zu dem größten Baum, faßte ihn oben an, wackelte ihn erſt ein Bischen los, und riß ihn dann mit der Wurzel heraus. „An welchem Ende willſt du tragen?“ fragte er den Knecht. Dieſer dachte: die Spitze trägt ſich am leichteſten, er ſagte alſo: „hinten.“ Nun nahm der Rieſe den Baum bei der Wurzel auf die Schulter, dann fragte er den Knecht: „Haſt du ſchon angefaßt?“ „Ja“ antwortete der, und der Rieſe ging mit dem Baum fort, obgleich der Knecht noch kein Blatt angerührt hatte. Und als der Knecht nun ſah, wie leicht es dem Rieſen ward, ſo ſetzte er ſich ſogar noch dazu hinten auf, der Rieſe aber trug ihn mit fort, ohne etwas zu merken. (Müllenhof Nr. 358.)

Bei Grimm (S. 492) leſe ich, daß in Niederſachſen **lubbe, lübbe** einen Rieſen bedeute, daß man auf dem Corneliusberg bei Helmſtädt Lübbenſteine (Rieſenſteine) zeigt*), daß nach dem Bremiſchen Wtb. III., 92. **lubbe** einen ungeſchlachten, faulen, tölpiſchen Menſchen bezeichne, und mit **lüpel** (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. 1835, S. 405 Col. 2) wird dort das engl. **lubber** (Tölpel) verglichen, als Etymon das altn. **lubbi** (zottig, haarig) angegeben. Dieß paßt vortrefflich auf einen Waldmenſchen. Ferner wird eine Urkunde des Biſchofs Gebhard von Halberſtadt angeführt, der noch im Jahre 1462 über heidniſche Verehrung eines Weſens klagt, das man den „guden Lubben“ nenne, und dem man auf einem Berge bei Schochwitz in der Grafſchaft Mansfeld Thierknochen darbringe. Nicht nur haben ſich ſolche uralte Knochenanhäufungen dort

*) Auch in Schleswig, ſ. Müllenhof Nr. 363.

an dem Lupberge vorgefunden, ſondern auch an der Kirche des nahegelegenen Müllersdorf das eingemauerte Bild eines Götzen, welches der Sage nach von dem Lupberge dahin gebracht worden ſeyn ſoll. (Neue Mittheil. d. thür. ſächſ. Vereins III., 130—136, V., 110 bis 132).

Ich glaube nun den Leſer gehörig vorbereitet, um mit einer hier vorzutragenden Vermuthung nicht allzuſehr zu überraſchen. Lübeck gehört, wie Bremen, zu Niederſachſen. Wenn Lubbe im bremiſchen Wtb. eine Stelle fand, ſo muß es auch in Lübeck verſtändlich ſeyn. Nun berichtet die Sage: dieſe Stadt habe, zur Erinnerung an einen Fiſcher Luba — deſſen Liſt die heidniſchen Bewohner der Inſel Rügen, welche Lübeck zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen, zum Abzuge veranlaßt — nach ihm ſich genannt. Die Stadt beſtand ſchon längſt, aber mit ihrer Namengebung ſoll man auf den Fiſcher Luba gewartet haben. Daß man in Lübeck einen Fiſcher hoch ſchätzte, läßt ſich von einer Seeſtadt erwarten. Wie Hamburg, konnte auch Lübeck von Fiſchern zuerſt bewohnt geweſen ſeyn. Aber wie hieß denn die Stadt urſprünglich? Auch fällt es auf, daß, Schramms Reiſelexicon S. 927 zufolge, noch jetzt „Luba's Bildniß in allen Fenſtern ausgeſtellt iſt." Wie, wenn Luba jener Schochwitzer Götze geweſen wäre, der, wie die Knochenanhäufungen an dem Lupberge verrathen, blutige Opfer heiſchte? Muthmaßlich hat auch das ſächſiſche Dorf Lupe, an der Straße von Leipzig nach Dresden, von ihm den Namen, und da in allen dieſen Gegenden, ſelbſt in Hamburg, urſprünglich Wilzen (Wenden) wohnten, ſo muß Lupa ein ſlawiſcher Gott geweſen ſeyn; vielleicht ein zorniges, rieſenhaftes Weſen, das man eben nur durch Blut verſöhnen zu können glaubte?

Es überraſcht, daß das von Lupe nur zwei Meilen entfernte Leipzig urſpr. Lypz, dann Lipiz, Lipzk, d. i. Lindenſtadt geheißen — auf ſeinen Lindencultus ſpielt das benachbarte Dorf Lindenau an, hier ſollen die Wenden unter einer hohen Linde (v. ſlawiſchen *lipa*) dem Todtengott Flinz geopfert haben (Schramm a. a. O., S. 780) — ebenfalls von Fiſchern gegründet ſeyn ſoll, daher dieſe noch bis zum Jahr 1539 gewiſſe Vorrechte genoſſen und eine eigene Gerichtsbarkeit hatten (Gretſchel in den Berichten der deutſch. Geſellſchaft z. Erf. vaterl. Alt. in Lpz. 1832 S. 78—86). Dieſe Auszeichnung läßt darauf ſchließen, daß ihre Beſchäftigung unter dem beſondern Schutze der Stadtgottheit geſtanden habe. Dieſe Vermuthung erhält dadurch beſonderes Gewicht, daß das Fiſchergericht nicht von einem weltlichen, ſondern von einem geiſtlichen Richter, dem Propſt des Auguſtinerſtiftes, zu St. Thomas gehalten wurde. Die Linde, nach welcher Leipzig den Namen führt, werden wir im folgenden Kapitel, als der Todtengöttin *) heilig, kennen lernen. Der zu Leipzig **) verehrte Flinz — von ihm wird in der nächſtfolgenden Zelle dieſes Bandes gehandelt werden — galt für den perſonifizirten Tod. Da nun der älteſte Name Leipzigs, Lypz, mit Lubbe, alſo auch mit Lübeck verwandt iſt, und beide

---

*) Der Lindwurm iſt die Schlange, die den Tod in die Welt brachte.

**) Unter der Linde hielten auch die Deutſchen Gericht, wie die Scandinavier unter der Eſche. In allen Culten ſind aber die richtenden Gottheiten Todesgottheiten, und da Flinz zu dieſen gehörte, die Linde ihm geheiligt, ſo leidet es keinen Zweifel, daß Lubbe von ihm nicht verſchieden geweſen ſey. Auf deſſen weitverbreiteten Cultus, ſo wenig er uns bekannt iſt, laſſen die von Slawen bewohnten Ortſchaften Lübbow in der Altmark, Löbau in der Lauſiz, Loboſitz, Libeſchitz, Lupetin in Böhmen, Libna (bei Prag), Leipnik und Lobkowiz in Mähren, Lubicz an der Düna, Lubjecz am Dnieper in Rußland u. a. m. ſchließen.

Orte ehedem von Wenden bewohnt, an beiden Orten die Fiſcher-Innung Auszeichnung genoſſen, Luba ein Fiſcher geweſen ſeyn ſoll, und die Leipziger Fiſcher nur von einem Geiſtlichen gerichtet werden konnten, ſo läßt ſich aus allem dieſem ſchließen, daß Lübeck nach ſeiner Stadtgottheit den Namen führt, daß dieſe in der Linde verehrt wurde, daß ein Lindenſtamm ihr Attribut; endlich, daß bei der Herabwürdigung, welche die heidniſchen Götter in chriſtlicher Zeit erfuhren, der Gott zu einem plumpen Rieſen wurde, und bei der Communication der Lübecker Seefahrer mit England konnte das ſlawiſche Wort auch dorthin verſchleppt worden ſeyn, aber nur von Chriſten, da lubber eine ſchimpfliche Bedeutung hat.

Noch iſt aber die muthmaßliche Beziehung des Fiſches zum „Fiſcher" Lubbe zu ermitteln. Erinnert man ſich, daß die Venus auch eine Leichenfrau (Libitina), Aphrodite eine Gräberwandlerin (Epitymbia) war, ſo wird man — weil Geburt und Tod ſich gegenſeitig bedingen — es begreiflich finden, daß die ſlawiſche Liebesgöttin Lada ſich ebenfalls die Linde erwählt hatte. Nun belehrt aber Hanuſch (ſlaw. Myth. S. 357), daß der Ehengott der Litthauer Lubleniczy *), aber auch Lubicz und Lubczyk**) geheißen habe. Der Fiſch, als Sinnbild der Fortpflanzung, war das Symbol des indiſchen Liebesgotts Kama. Amor (Eros) reitet auf antiken Bildwerken einen Delphin. Demnach wird der Fiſch, wie die Linde (lina), Attribut des Lübecker, wie des Leipziger Stadtgottes geweſen ſeyn, daher die Fiſcher-Innung unter dem beſondern Schutze des Gottes ſtand, der ſelber ein Fiſcher war; obwohl, wie aus dem

---

*) Von ihm alſo hat die Stadt Lublin den Namen!

**) Lypzk, älteſter Name von Leipzig!

Lindenſtamm zu ſchließen, auch ein Waldmann, Baumrieſe. Und, wie die Welteſche Ygdraſil, unter welcher die Aſen Gericht halten, — wie dieſer nordiſche Lebensbaum der Aufenthalt des Eichhörnchens Ratatöskr war, ſo haben wir oben im Lübecker Stadtwappen die Ratte neben einem Baume geſehen, der muthmaßlich eine Linde iſt, alſo die Symbole des Lebens und des Todes, welche beide von der Gottheit ausgehen, in Einem Bilde vereinigt.

Wie die Waldrieſen mit entwurzelten Bäumen ſich vertheidigen, ſo bedienen die Bergrieſen ſich der Steine. Schon der bibliſche Goliath, deſſen Namen vom Stein (gal, lat. calculus) entlehnt iſt, war ein ausgezeichneter Steinſchleuderer, und Polyphem gebrauchte dieſelbe Waffe. Aber der Stein iſt ihr eigenes Weſen, wie vorhin der Rieſe mit dem Baum identificirt erſchien.

Wie Atlas in einen Berg verwandelt wurde, ſo erzählen nordiſche Sagen von Steinrieſen:

Bei Gillarda in Rölandaſoken in Schweden ſteht ein Grabſtein; ein Rieſe, der einſt Nachts auf ſeinem Ausgange ſich zu lange verweilte, wurde vom erſten Strahl der Morgenſonne*) in dieſen Stein verwandelt.

Bei Frendö in Fergelandaſoken findet ſich der Grundwall eines begonnenen Baues. Ein Rieſe hatte unternommen, jede Nacht auf die Stelle, wo jetzt die Kirche ſteht, Steine heranzutragen; da er zu lange verweilte, verwandelte ihn die Morgenſonne in einen Stein, der

*) Bekanntlich erzeugen düſtere Nebel häufig gigantiſche Geſtalten, welche vor der Wirkung des Sonnenlichts — nicht des Mondlichts, das ſie vielmehr erſt erzeugt, daher der Mond in allen Mythologien als Zauberer aufgefaßt wird — ſogleich verſchwinden. Folglich wird auch das Geſpenſt, welches der Phantaſie des nächtlichen Wanderers ſich darſtellte, augenblicklich in eine Felſenſpitze oder ſonſt einen natürlichen Gegenſtand verwandelt.

noch jetzt zwiſchen den genannten Ortſchaften bei Skrikedorp aufrecht ſteht, und der Stein, den der Rieſe im Augenblick der Verwandlung trug, liegt daneben. (Grimm in Haupts Ztſchr. f. d. Alt. 1844 S. 504.)

Wie nach dem nordiſchen Glauben die Rieſen (**bergrisi**) Bergbewohner ſind, ſo wohnen ſie auch in der deutſchen Heldenſage auf Bergen oder in Höhlen. Einzelne Hügel, Sanddünen oder Inſeln ſind aus Erdhaufen entſtanden, welche Rieſen fallen ließen, als ſie ſich einen Damm bauen wollten.

An der Nordſeite des Dorfes Knobloch erhebt ſich auf der Anhöhe, an welcher das Dorf liegt, ein Hügel, der oben mit einem Erdwall umgeben iſt. Dieſer iſt ziemlich kreisrund, in der Mitte jedoch nur wenig vertieft. Es ſcheint ein Damm ſich in der Quere mitten hindurchgezogen zu haben. Zu dieſem Burgwall haben die Rieſen die Erde zuſammengetragen, aber einer von ihnen iſt bei der gewaltigen Arbeit geſtorben, der liegt in der Mitte des Walls begraben. Andere erzählen, es ſey hier keiner begraben, ſondern ein Rieſe habe nur einmal vor alten Zeiten hier drei Schürzen voll Erde hingeworfen, davon ſey die ganze Erhöhung entſtanden. (Kuhn, M. S. Nr. 132.)

Zwiſchen den Dörfern Kotzen und Landin in Havelland liegt ein Hügel, der Rieſenberg genannt. Ein Rieſe wollte einſt einen in der Nähe befindlichen See zudämmen, weil er ihm unbequem war, und trug deshalb Erde in ſeiner Schürze herbei. Als er aber zwiſchen die beiden Dörfer kam, riß das Band ſeiner Schürze, und alle Erde ſtürzte zu Boden. Er raffte jedoch, was er konnte, wieder zuſammen, und nur ein kleines Häuflein, das ſeinen Fingern zu klein war, ſo daß er's nicht zwiſchen die Spitzen nehmen konnte, blieb liegen; das iſt der Rieſenberg. (Ebendaſelbſt Nr. 141.)

Etwa eine Viertelmeile vom Dorfe Rambin auf Rügen, an der Feldſcheide der Dörfer Rodenkirchen und Götewiz, ſieht man auf flachem Felde neun Hügel. Ueber ihre Entſtehung erzählt man: Es lebte vor langer Zeit auf Rügen

ein Rieſe, der auf dem feſten Lande Pommern etwas zu thun hatte. Den verdroß es, daß Rügen eine Inſel war und daß er immer durchs Meer waten mußte. Er beſchloß daher zuletzt, dem abzuhelfen, und er ließ ſich eine ungeheure Schürze machen, die band er ſich um die Hüften und füllte ſie mit Erde, um ſo einen Erddamm von der Inſel bis nach Pommern hinaufzuführen. Wie er aber mit ſeiner Laſt bis Rodenkirchen gekommen war, da riß plötzlich ein Loch in die Schürze, und es fielen neun Haufen Erde heraus, das ſind die neun Berge bei Rambin (Arndt Mährchen und Jugend-Erinnerungen I. S. 155).

Bei Grimm (S. 505) liest man Aehnliches vom Teufel:

Zwiſchen Goßfelden und Wetter in Heſſen lag vormals ein jetzt ausgeſtorbenes Dorf Elbringhauſen. Die Bauern lebten dort ſo üppig, daß der Teufel Gewalt über ſie bekam, und ſie aus ihrer guten Erde auf einen ſandigen Boden, den die austretende Lahn jährlich überſchwemmt, zu verſetzen beſchloß. Er nahm alſo das ganze Dorf in ſeine Kötze, und trug es durch die Lüfte dahin, wo jetzt Sarenau ſteht. Er fing an, die einzelnen Häuſer der Reihe nach aufzuſtellen. Unverſehens ſtürzte ihm die Kötze um, und der ganze Plunder fiel durcheinander zur Erde, daher rührt, daß zu Sarenau die ſechs erſten Häuſer in gerader Gaſſe ſtehen, alle übrigen untereinander.

Bei Saalfeld in Thüringen liegt das Dorf Langenſchade, nur 54 Häuſer zählt es und iſt doch beinahe eine Stunde lang, weil ſie einzeln in einer Reihe liegen. Der Teufel flog, Häuſer in einer Schürze tragend, durch die Luft. Ein Loch der Schürze ließ unvermerkt eins nach dem andern herausfallen. Als es der Teufel, rückwärts blickend, gewahrte, rief er aus: Das iſt Schade!

Zerworfene Felsblöcke rühren von Bauten her, welche in alten Zeiten die Rieſen unternahmen:

Bei Miltenberg *) in Heſſen ſind auf einem hohen Ge-

*) D. i. Rieſenberg, die deutſchen Ortsnamen Milſenburg, Melſungen ꝛc. — warum nicht auch Miltiz? — leitet Grimm (S. 493) v. lett. milsis, und litth. milsenis: Rieſe, ab.

birge im Walde neun gewaltige ſteinerne Säulen zu ſehen, und daran die Handgriffe, wie ſie von den Rieſen im Arbeiten herumgedreht worden, damit eine Brücke über den Main zu bauen. (Grimm, D. S. Nr. 19.)

Von Steinen, welche an ſolchen Orten liegen, daß das Volk nicht begreifen kann, wie ſie dahin gekommen ſind, heißt es, daß Rieſen ſie geworfen.

Südweſtlich von Stendal und Tangermünde liegt der Landsberg, auf dem iſt ein gewaltiger Stein zu ſehen. Ein Rieſe wollte ihn einſt auf die Stadt Magdeburg ſchleudern, was ihm aber mißlang. Da hat er ihn im Aerger auf den Landsberg geworfen, wo er noch liegt. (Kuhn, M. S. Nr. 10.)

Bei dem Dorfe Wuſterhuſen, unweit von Greifswalde, liegt ein großer Stein, mit dieſem wollte ein Hühne (Rieſe) den Kirchthurm des genannten Dorfes einwerfen. Die fünf Finger des Rieſen ſind noch im Steine zu ſehen. (Temme, Pommer'ſche Sagen Nr. 176.)

Aehnliches erzählt man aber auch vom Teufel:

Auf dem Warther Felde auf der Inſel Uſedom liegt ein großer Stein, in welchen eine Handſpur eingedrückt iſt. Als nämlich zu Anfang des Chriſtenthums in Pommern eine Kirche zu Podalga auf Uſedom erbaut wurde, wollte der Teufel ſie zerſtören. Er hat deshalb dieſen Stein genommen und ſich damit auf den Baujoberg bei Laſſahe geſtellt. Von da hat er ihn nach Podalga hingeworfen. Allein ein heftiger Windſtoß gab dem Stein eine andere Richtung, ſo daß er auf das Warther Feld flog. Der Teufel hatte bei dem Werfen den Stein ſo hart angefaßt, daß ſeine Hand ſich darin abgedrückt hat, wie noch jetzt zu ſehen iſt. (Ebendaſ. Nr. 179.)

Zu Köln liegt bei der Kirche ein ſchwerer Stein, in dieſen hat ſich die Kralle des Teufels eingedrückt. Er warf ihn nach der Kapelle der heil. drei Könige und wollte ſie niederſchmettern, es iſt ihm aber mißlungen. (Rhein. Antiq. S. 725.)

Am Fuße des Schloſſes Bentheim ſtehen einige glatte

Felſen. Einer derſelben, oben flach, wie ein aufrecht ſtehender runder Pfühl, wird Teufelsohrkiſſen genannt, weil der Teufel einmal darauf geſchlafen habe. Die Spuren ſeines Ohrs drückten ſich in den Stein, und ſind noch ſichtbar darauf. (Grimm, D. S. Nr. 191.)

Dicht am Mohrinerſee, wenn man den Weg nach Gubden geht, liegt ein Granitblock, an welchem ein Eindruck, wie von einer Achſel und vier napfförmige runde Vertiefungen ſichtbar ſind, deren größte etwa einen Durchmeſſer von drei Zoll hat. Dieſer Stein heißt Achſelſtein, und hat ſeinen Namen daher, daß die Großmutter des Teufels dieſem hier einſt kein Eſſen kochen wollte; da wurde er ſo wüthend, daß er ſie bei der Kehle packte und mit ſolcher Gewalt gegen den Stein drückte, daß die Form der Achſel darin ſichtbar blieb. Auch die große Naſenſpitze der alten Frau hat ſich abgedrückt, denn das iſt das über der Achſel befindliche runde Loch. Seit der Zeit iſt des Teufels Großmutter nicht mehr ſo widerſpenſtig geweſen, und man kann ſie alltäglich dort auf dem Steine in dem kleinen Näpfchen das Mittageſſen bereiten ſehen. (Kuhn, M. S. Nr. 234.)

Aber auch von Chriſtus und den Heiligen heißt es, daß Felſen, auf denen ſie geſtanden, die Spuren ihrer Füße zeigen.

Auf einem Felſen der Alp bei Hauberg, im Remsthale in Württemberg, liegen Trümmer der Burg Roſenſtein, unlängſt ſah man noch dort die Spur eines menſchlichen Fußes in Stein, den die Regierung aber ſprengen ließ. Gegenüber auf dem Schawelberg ſteht die ähnliche Spur eines Trittes landeinwärts, wie die auf dem Roſenſtein auswärts. Gegenüber im Walde iſt die Kapelle der wunderthätigen Marie von Beißwang. Links eine Kluft, geheißen Teufelsklinge, aus der bei anhaltendem Regen trübes Waſſer fließt, hinter'm Schloß ein gehöhlter Felſen, Namens Scheuer. — Vor grauer Zeit zeigte von dieſem Berg herab der Verſucher Chriſto die ſchöne Gegend, und bot ſie ihm an, wenn er vor ihm kniebeugen wollte. Alsbald befahl Chriſtus ihm, zu entweichen, und der Satan ſtürzte den Berg hinab. Allein er wurde verflucht, tauſend

Jahre in Ketten und in Banden in der Teufelsklinge zu liegen, und das trübe Waſſer, das noch daraus ſtrömt, ſind ſeine teufliſchen Thränen. Chriſtus that aber einen mächtigen Schritt über's Gebirg, und wo er ſeine Füße hingeſetzt, drückten ſich die Spuren ein. (Grimm, D. S. Nr. 184.)

Martin, ein Sohn des Grafen von Namur, Biſchof von Tongern (um 250), kam einſt nach langer Reiſe durch Gallien, wo er den Heiden das Chriſtenthum gepredigt, wieder in ſeine Diöceſe zurück. Als er aber im Dorfe Horion, wo das Heidenthum noch mächtig war, um ein Nachtlager bat, trieben ihn die Einwohner mit Spott weg, und der Biſchof mußte die Nacht auf einem Felſen zubringen. Der harte Stein erweichte aber unter ihm, und trägt noch jetzt die Spuren der Füße des Heiligen. Die Stelle bekam davon den Namen Pas St. Martin. (Wolf N. S. Nr. 360.)

In der Schloßkirche zu Stettin zeigte man früher einen alten Stein. Es ſoll derſelbe ſeyn, auf welchem der h. Otto geſtanden, als er die Pommern getauft. In dem Steine ſieht man zwei lange Tritte, die ſich von den Füßen des heiligen Mannes abgedrückt haben. (Temme, Pommerſche Sagen Nr. 30.)

Feindliche Rieſen ſpringen, wenn Einer in Verfolgung des Andern begriffen iſt, ſchnellen Laufs über Dörfer weg und ritzen die große Zehe an der Thurmſpitze, daß das Blut in Bogen ſpritzt und eine Lache bildet:

Zwiſchen dem magdeburgiſchen Städtchen Egeln und dem Dorfe Weſteregeln, unweit des Hakels, findet ſich in einer flachen Vertiefung rothes Waſſer, welches das Volk Hühnenblut nennt. Ein Hühne flog, verfolgt von einem andern, überſchritt die Elbe, und als er in die Gegend kam, wo jetzt Egeln liegt, blieb er mit einem Fuße, den er nicht genug aufhob, an der Thurmſpitze der alten Burg hangen, ſtolperte, erhielt ſich noch ein paar tauſend Fuß zwiſchen Fall und Aufſtehen, ſtürzte aber endlich nieder.

Seine Naſe traf gerade auf einen großen Feldſtein bei Weſteregeln mit ſolcher Gewalt, daß er das Naſenbein zerſchmetterte und ihm ein Strom von Blut entſtürzte, deſſen Ueberreſte noch jetzt zu ſehen ſind.

Einer andern Angabe zufolge wohnte der Hühne in der Gegend von Weſteregeln. Oft machte er ſich das Vergnügen, über das Dorf wegzuſpringen. Bei einem ſolchen Sprung ritzte er ſeine große Zehe an der Thurmſpitze, die er berührte. Das Blut ſprützte aus der Wunde in einem tauſendfüßigen Bogen bis in die Lache, in der ſich das nie verſiegende Hühnenblut ſammelte. (Grimm D. S. Nr. 325.)

An der Stelle, wo der Teufel in die Erde ſinkt, entſteht ein Sumpf:

Als zu Dendermonde eine neue Glocke zum Erſtenmale geläutet werden ſollte, und die Männer auch noch ſo ſehr an dem Seile zogen, hörte man dennoch nicht den leiſeſten Ton. Der Klöpfel flog ganz wohl und ſchlug kräftig wider die Glocke, demungeachtet hörte man nichts. Da erinnerte einer der Kirchherren daran, daß ſie noch nicht getauft ſey, und daß der Teufel folglich im Spiele ſeyn müſſe. Der Pfarrer eilte ſogleich mit der Glockentaufe. Noch war ſie nicht zu Ende, als ein Geräuſch aus dem Thurme drang. Die Glocke hatte ſich von ſelbſt in Bewegung geſetzt, und brummte ſo gewaltig, daß die ganze Kirche davon bebte. Das Wunderbarſte bei der Sache war aber, daß man den Teufel in Geſtalt eines großen ſchwarzen Klumpens aus einem der Schalllöcher des Thurmes herausfliegen ſah. Einige Minuten ſchwebte er über der Stadt, dann aber plumpte der Klumpen plötzlich nieder, und fuhr in die Erde. An der Stelle, wo dieß geſchah, bildete ſich ſogleich eine Grube, in welche faules ſtinkendes Waſſer drang. Zum Andenken an ihre Entſtehung nannte man ſie die Höllenpfütze. (Wolf, N. S. Nr. 463.)

Der Rieſe und der Teufel werden faſt immer von Göttern und Menſchen überliſtet, weil ſie ihre allerdings bedeutenden Kräfte nicht gehörig anzuwenden wiſſen.

Sie können nur hemmend und zerſtörend wirken. Zuweilen iſt es aber lediglich die Uebermacht des guten Prinzips, welche der Böſe anzuerkennen gezwungen iſt.

Einſt ſtieß Thor, als er bei Linneryd in Smaland mit ſeinem Diener Thialf vorüberging, auf einen Rieſen, der ihn nicht erkannte, und fing ein Geſpräch an: „wohin führt dein Weg?“ — „Ich will nach dem Himmel und den Donnerer Thor bekämpfen, deſſen Blitz mir meinen Stall angezündet hat.“ — „Du vermiſſeſt dich zuviel. Biſt du doch nicht einmal ſo ſtark, daß du dieſen kleinen Stein auf den großen heben könnteſt.“ — Mit aller Kraft faßte der Rieſe den Stein, vermochte ihn aber nicht vom Boden zu heben, ſolche Schwere hatte ihm Thor verliehen. Darauf verſuchte es Thors Diener, und hob den Stein leicht wie einen Handſchuh. Nun erkannte der Rieſe den Gott, und ſchlug auf ihn ſo heftig ein, daß er in die Knie ſank, Thor aber ſchwang ſeinen Hammer und erlegte den Rieſen (Grimm, Myth. S. 512.)

Parodirt zeigt ſich dieſelbe Sage im chriſtlichen Aufputz:

Nicht weit von Altenburg bei dem Dorfe Ehrenberg liegt ein mächtiger Stein, ſo groß und ſchwer, daß ihn hundert Pferde nicht fortziehen würden. Vor Zeiten trieb der Teufel ſein Spiel damit, indem er ihn ſich auf den Kopf legte, damit herumging und ihn als einen Hut trug. Einmal ſprach er im Hochmuth: „Wer kann, wie ich, dieſen Stein tragen? Selbſt, der ihn erſchaffen, vermag's nicht und läßt ihn liegen, wo er liegt!“ Da erſchien Chriſtus, nahm den Stein, ſteckte ihn an ſeinen kleinen Finger und trug ihn daran. Beſchämt wich der Teufel und ließ ſich nie wieder an dieſem Ort erblicken. Und noch heute ſieht man im Stein den Eindruck von des Teufels Haupt und von des Herrn Finger. (Grimm, Deutſche Sagen Nr. 205.)

Der Bau, den Rieſen und Teufel unternehmen, mißlingt oder wird nicht vollendet. Bauten von ſeltſamer Structur, die Jahrhunderte überdauerten, und die das heutige Geſchlecht nicht mehr unternimmt, werden den

Rieſen oder dem Teufel zugeſchrieben. Die Teufelsmauern erklärt das Volk ſo, als habe der Teufel damit die Gränze ſeines Reiches abſchließen wollen:

Von der Nordgauer Pfahlhecke erzählten die Bauern um Oberndorf und Otmannsfeld: der Teufel habe von Gott einen Theil der Erde gefordert, und dieſer inſoweit darein gewilligt: dasjenige Stück Landes, das er vor dem Hahnenruf mit einer Mauer umſchloſſen habe, ſoll ihm zufallen. Der böſe Feind habe ſich ſtracks an's Werk gemacht, doch ehe er die letzte Hand angelegt und den Schlußſtein aufgeſetzt hat, der Hahn gekräht. Vor Zorn nun, daß das Geding und ſeine Hoffnung zu Nichte geworden, ſey er ungeſtüm über das ganze Werk hergefallen und habe alle Steine über'n Haufen geworfen. (Grimm, D. S. Nr. 188.)

Grimm commentirt dieſe Sage: Der Teufel wird hier als Beherrſcher eines benachbarten, feindlichen Reiches (Jötunheim) gedacht, ja als im Streit mit Gott um die Erde begriffen; Beide theilen ſich zuletzt darein und der Teufel baut die abgrenzende Mauer:

Auf dem nördlichen Harz, zwiſchen Blankenburg und Quedlinburg, ſieht man ſüdwärts vom Dorf Thale eine Felſenfläche, die das Volk: „des Teufels Tanzplatz" nennt, und nicht weit davon Trümmer einer alten Mauer, denen gegenüber nordwärts vom Dorfe ſich ein großes Felſenriff erhebt. Jene Trümmer und dieſes Riff nennt das Volk: „die Teufelsmauer." Der Teufel ſtritt lange mit dem lieben Gott um die Herrſchaft der Erde. Endlich wurde eine Theilung des damals bewohnten Landes verabredet. Die Felſen, wo jetzt der Tanzplatz iſt, ſollten die Grenze ſcheiden, und der Teufel erbaute unter lautem Jubeltanz ſeine Mauer. Aber bald erhob der Nimmerſatte neuen Zank, der damit endigte, daß ihm noch das am Fuße jenes Felſens belegene Thal zugegeben wurde. Darauf thürmte er noch eine zweite Teufelsmauer. (Ebend. Nr. 189.)

Die von Grimm gegebene Deutung der Teufelsmauer, als einer Grenze, welche der Teufel dem Eindringen

einer fremden Macht in ſein Gebiet zu ſetzen ſtrebe, bewährt ihre Richtigkeit auch in Folgendem:

St. Remaclus, Biſchof von Tongern um das Jahr 650, hatte es nach vielen Anſtrengungen dahin gebracht, die letzten Spuren des Heidenthums in ſeinem Bisthum auszurotten (alſo das Reich des Teufels zu verkleinern). Darob ſuchte ſich der Böſe zu rächen. Er baute in Einer Nacht aus Kieſelſteinen, die er im nächſten Bache holte, eine lange Mauer, womit er den Lauf dieſes Bächleins hemmen und die ganze Umgegend unter Waſſer ſetzen wollte. Als die umwohnenden Leute am Morgen das Bauwerk ſahen und die Gefahr erkannten, in welcher ſie ſchwebten, flehten ſie die Fürbitte des h. Hermes, eines Hauptpatrons von Tongern an. Und alsbald bewährte der Heilige das in ihn geſetzte Vertrauen. Er ſprach nur Ein Wort, und die Mauer brach in der Mitte zuſammen, und alle Gefahr war abgewandt. Dieſe Mauer, bekannt unter dem Namen: les murs du diable, ſteht noch jetzt, und in der Mitte ſieht man deutlich den Ort, wo ſie in Trümmer ſtürzte. (Wolf N. S. Nr. 182.)

IV. Sagenkreis der Frigg oder Freia (Holle = Berchta).

Wie der Sonnengott: Freir d. i. Herr (Fro ſ. S. 317), ſo hieß ſeine Schweſter die Mondgöttin: Frau (Freia). Obgleich die Scandinavier und Germanen das Geſchlechtsverhältniß dieſer beiden Himmelslichter umkehren, ſo haben ſie doch nur bei Sol und Mani es bewenden laſſen, der Tag (Dagr) iſt doch männlich aufgefaßt, und die Nacht (Nött) weiblich; ebenſo die eigentlichen Gottheiten. Der die Erde befruchtende Sonnenſtrahl, in Freirs emporgerecktem Schamglied verbildlicht, iſt das zeugende Prinzip; das feuchte Mondlicht hingegen das gebärende Princip, weil es die Geburten erleichtern ſoll (Horat. Od. IV., 6, 37.),

daher Diana gleich nach ihrer Geburt bei ihrem jüngern Bruder Apollo der Mutter Hebammendienſte leiſtete, von den Gebärenden angerufen wurde, daher ihr Name ***Lucina*** (corr. **Lucna**, ***Luna***) wörtlich: die Leuchtende, eigentlich die Geburtenförderin. Lüneburg (Stadt der Luna) ſoll der von den Gelehrten gegebene Name jener Stadt ſeyn, in welcher Freia verehrt wurde. Die leuchtenden Augen der Katze, jenes Nacht wandelnden Thieres, verhalfen der Freia, die Nachts am Horizont dahinzieht, zu einem Katzengeſpann; aber auch aus einem zweiten Grunde. Der Mond iſt nämlich wegen des magiſchen, Geſichtstäuſchungen bewirkenden Lichts, ein Zauberer *), und die Katze ein zu Zaubereien gebrauchtes Thier, daher ſie in Hexenſagen eine große Rolle ſpielt.

Zu dem Opfer und Beſchwörungsact des **Teigheirms** (d. i. Katzengeſchrei) brauchten die iriſchen Druiden ſchwarze Katzen. Nachdem in der Freitags-Mitternacht — in welcher Freia vorzugsweiſe mächtig gedacht ward — die Katzen allen Teufeln geweiht worden, und ſolchergeſtalt dadurch der ihnen verurſachte Schmerz magiſch-ſympathetiſch auf die Katzen übertragen war, wurde ſofort eine geſpießt, und unter entſetzlichem Geſchrei bei langſamem Feuer gebraten. Sobald das Geſchrei nachließ und die letzten Todeszuckungen des Thiers eintraten, mußte ſogleich die zweite geſpießt werden, denn es durfte nicht eine Minute Stillſtand geben, wenn es die Hölle bändigen ſollte, und ſofort wurde das Opfer drei Tage und drei Nächte fortgeſetzt, ohne daß man Nahrung zu ſich nahm. Nach einiger Dauer

*) Sanſk. mag zaubern, ſtammt von ma, der Mond; Hermes, ein **Deus Lunus**, iſt ein täuſchender Gott, wie der bibliſche Laban (Lunus) ebenfalls.

des Opfers ſtellten ſich dölliſche Geiſter in der Geſtalt ſchwarzer Katzen ein. Der Lohn des Opfers war die Gabe des andern Geſichts (second sight), das man bis zum Tode behielt. Nicht bloß in Schottland, wovon hier die Rede war, ſondern in ganz Europa wurden Katzen bei zauberiſchen Ceremonien als ein Vehikel gebraucht *).

Die Katze hätte aber den Ruf eines zauberhaften Thieres nicht ſo allgemein gehabt, wenn nicht die Begriffe, Mond und Zauber, ſo oft verwechſelt worden wären. Die Nachts leuchtenden Augen der Katzen erwarben ihr die Ehre, in Aegypten als Liebling der Mondgöttin (Bubaſtis) mumiſirt zu werden (Herod. II., 67.). Nach Stephan Byzantinus ſoll ſich die Göttin als Katze den Verfolgungen Typhons entzogen haben. Daſſelbe erzählt Ovid (Met. 5, 330.) von der Diana. Schon der Name der Katze (γαλῆ = felis, d. i. Helle, daher γληνη: Glanz) brachte ſie zur Diana Lucina in Beziehung. Weil aber der Mond Geburten fördernd **), daher die Fabel: das Erſcheinen eines Wieſels ***), dieſes der Katze nicht bloß ähnlichen, ſondern auch namensverwandten Thieres (γαλῆ Katze

*) Dem Talmud (Tract. Berachoth) zufolge kann man in der Aſche einer ſchwarzen Katze die Spuren von Hühnerfüßen am nächſten Morgen erkennen, d. h. der Dämone, die ihren nächtlichen Beſuch abgeſtattet haben. Bei den Lappen, die noch immer im Rufe ſtehen, Zauberkünſte zu üben, hält ſich jeder Hausherr eine große ſchwarze Katze als — Rathgeberin, die er allnächtlich befragt (Martiniere Reiſ. in d. nord. Landſch. 1676 S. 18.) Unter den Kobolden der Deutſchen ſind Katermann und Hinzelmann bekannt genug, der geſtiefelte Kater hingegen ſcheint ein Franzoſe zu ſeyn. Weil die Katze bei allen Zaubereien den Ausſchlag gibt, daher der Name Katzer, Katzer d. h. Katzendiener, weil die rechtgläubige Kirche ſie beſchuldigte, den Satan als ſchwarzen Kater anzubeten, und ſich ihm durch einen Kuß auf ſeine — Kehrſeite zu weihen.

**) Die Geburtsgöttin Ilithyia hieß Μανη γενετα.

***) In Weſtphalen heißt das Wieſel „Froie" (Fräulein, gewiß in Beziehung auf Freia. (Grimm S. 282.)

=γαλανθις Wieſel) habe das Gebären der Alcmene, als ſie den Hercules zur Welt bringen ſollte, erleichtert (**Ov. Met. 9, 294—306.**). Die indiſche Göttin Sakti (Bhavani, ſie hat dieſelben Functionen wie Freia) reitet auf Katzen, aber ſie gilt als Beſchützerin der Kinder, daher man ſich in Indien hütet, eine Katze zu ſchlagen, damit es die Göttin nicht den Kindern entgelte (**Ward travels I. p. 182**). Aber auch der deutſche Volksglaube hält dafür, daß demjenigen ein großes Unglück bevorſtehe, welcher eine Katze umbringt (Schrader Germ. Myth. S. 178 Anm.). Auch das Sprichwort: „Katzenliebhaber bekommen eine gute Frau“ ſcheint das Wechſelverhältniß zwiſchen Freia, die den Hochzeiten vorſtand *), und ihren Katzen anzudeuten.

Das Mondlicht wirkt aber auch als Thau ſpendend auf das Gedeihen der Vegetation; daher weint Freia Gold, denn wie des Zeus goldener Regen, welcher Danae befruchtete, ein Frühlingsregen, ſo ſind Freia's Thränen Gold, weil auch der Thau, welcher des Nachts fällt, die Vegetation fördert.

Inſofern nun Freia auf die Fruchtbarkeit der Thiere und Pflanzen einwirkt, iſt ſie auch Erdgöttin, die Allnährerin, zunächſt als Frühlingsgöttin aufgefaßt, eine Maifrau. Sie iſt demnach ihre eigene Schweſter Volla, die nordiſche Fulla, welche das Merſeburger Gedicht die Schweſter der Freia nennt. Beide verhalten ſich zu einander wie Phol (Baldr) zu Freir, wie die Blüthe (flos) zur Frucht (frux), Fulla iſt die Fülle, welche der Frühling ausſtreut. Und weil Freia die Göttin der Liebe, ſo muß ſie auch Iduna, d. i. die Wolluſt (ἡδονή), oder nach nordiſcher Herleitung:

---

*) Freien ſtammt v Freia!

die wiederkehrende (id) ſchöne Jahreszeit ſeyn, deren verjüngende Aepfel, welche die Götter vor dem Altern ſchützen, die goldenen Aepfel ſind, mit welchen Aphrodite den Paris und Hippomenes, ihre Schützlinge, beſchenkte, d. h. Liebesäpfel. Als Loki die Iduna mit ihren Aepfeln aus Asgard gelockt hatte, um ſie dem Winterrieſen Thiaſſi zu überliefern, alſo im Herbſte, waren die Götter, wie die herbſtlichen Blätter, runzelig geworden. Von den Göttern gezwungen, die Geraubte zurückzuholen, flog Loki in's Rieſenland mit Freia's Falkenhaut, gerade wie damals, als er Thors Hammer, den Donnerkeil, ſuchte. Er fuhr aus mit der Frühlingsluft, deren Symbol der Falke ebenſo gut als der Adler ſeyn konnte. In Geſtalt einer Schwalbe — dieſer Frühlingsbotin — oder einer Nuß, die wie der Apfel ein Liebesſymbol (S. 152), wurde Iduna von dem Falken zurückgebracht. Die Nuß bedeutet hier, wie Uhland meint, den Kern, aus dem die erſtorbene Pflanzenwelt ſtets wieder aufgrünt. In enger Schale liegt die Gewähr eines neuen Wachsthums *).

Wenn ſich auch keine Zeugniſſe mehr vorfinden, daß die der Latona geheiligten Frösche auch der Freia Lieblingsthiere waren — und warum ſollten dieſe, ſtets im Frühlinge ſich wieder ankündigenden Weſen es nicht ſeyn? — ſo iſt es doch aus nachſtehender Sage zu ſchließen:

Als vor Zeiten einmal ein Kaiſer in die Gegend von Freienſee**) kam, übernachtete er in dieſem Dorfe, konnte

*) Die Nuß mochte überhaupt Symbol der Wiederſchöpfung ſeyn, denn in der ſlawiſchen Flutſage (Hanuſch Myth. S. 234) retten ſich einige Tugendhafte in einer Nußſchale, um die untergegangene Menſchheit fortzupflanzen

**) Flecken bei Grünberg in Solms-Laubach.

aber vor dem Quacken der Fröſche im nahen See nicht ſchlafen. Da gingen die Bauern zum See und ſtörten mit langen Stangen die Fröſche im Geniſt auf, ſo daß ſie vor Schrecken das Muſiciren vergaßen. Zum Dank dafür ſchenkte ihnen der Kaiſer die Freiheit, gab ihnen ins Wappen einen Froſch, und verehrte ihnen dazu einen goldenen Froſch, der noch im Rathhauſe aufbewahrt wird Davon iſt auch der Ort Freienſee benannt worden. (Wol D. S. Nr. 456.)

Ich jedoch meine: Nicht nach den frei gewordenen Bauern, ſondern ſchon viel früher nach der Freia iſt der ihr heilige See genannt worden, und der goldene Froſch bezieht ſich auf die der Frühlingsgöttin geweihten Thiere. Vom Cultus der Freia in Deutſchland zeugen ſonſt noch die Ortsnamen Freienfels in Naſſau=Weilburg, Freienhagen (muthmaßlich nach einem Hayn der Göttin) im Fürſtenthum Waldeck, Freienſtein in der Priegniz, Freienſtadt an der Schwarzach in Baiern, Freudenthal und Freudenſtadt in Württemberg, Freienwalde an der Oder in der Kurmark. Von ihrem Tempel daſelbſt ſpricht Reichenbach in den Märk. Altth. S. 249; und Magdeburg erhielt vielleicht von ihr den Namen, denn „Magd“ hatte bei den alten Deutſchen noch nicht den verächtlichen Sinn von heute, ſondern bedeutete eine reife Jungfrau. Und der Freia opferten Brautleute. Auch iſt das Stadtwappen Magdeburgs eine Jungfrau, einen Myrtenkranz (den Brautkranz) in der rechten Hand haltend, Dafür iſt das Bild auch von Kranz (**Saxon. L. II. c. 12.**) erkannt worden: ***Veneris Myrtiae* — a myrto herba Veneri potissimum dicata — *simulacrum in Magdeburg* tale fuit**, ſowie auch der altn. Name: Parthenopolis (d. i. Jungfernſtadt), welcher ſchon vom Siegbertus

Gemblacenſis gebraucht worden. Da die Römer nie in dieſe Gegend kamen, ſo kann ſich das Bild nur auf die Freia beziehen, deren Cultus Karl der Große i. J. 780 zerſtörte. Daß die Göttin ihre Macht in dieſer Stadt beſonders geltend gemacht haben dürfte, beweist das Wahrzeichen des Orts: ein im hohen Chor der Domkirche befindliches geſchnitztes Bild, das einen Mönch vorſtellt, der auf ſeinen Schultern eine Nonne in's Kloſter trägt. Ein Schauthaler der Stadt Magdeburg v. J. 1622, ein nacktes Frauenbild vorſtellend, und darunter den Reim:

„Venus, die heidniſche Göttin zart,
So nackt hier angebetet ward"

iſt vom gemeinen Volk „Hurenkarrenthaler" genannt worden. Dieſe Münze wurde geprägt zum Andenken des ehemaligen Venustempels und Dienſtes (Schmieder Handwtb. d. Münzk. S. 231). Es iſt aber aller Grund vorhanden, zu glauben, daß der Schuh der Jungfrau Maria, welchen man im Chor der Domkirche neben den Weinkrügen von der Hochzeit zu Cana in Galiläa vorzeigt, urſprünglich der Jungfrau Freia gehört haben mochte. Mone hat nämlich in einer Anmerkung zu ſeiner Recenſion des Gedichtes „Barlaam ꝛc." in den Heidelb. Jahrb. 1819 S. 1075 ein Beiſpiel angeführt, daß man im Mittelalter den Schuh als Symbol des weiblichen Gliedes noch wohl gekannt habe. Auch die noch in Sachſen gebräuchliche Redensart „auslatſchen" für ausſchweifen, Ehebruch begehen, ſtammt davon her, es heißt ſ. v. a. aus ſeinem Schuh (Latſch, Pantoffel) heraustreten, und einen andern Schuh anziehen. Der Pantoffel als Symbol der weiblichen Ober-

herrſchaft im Hauſe *) erklärt ſich auch auf dieſe Weiſe: Im Anſpachiſchen glaubte man: wenn ſich die Braut vom Bräutigam den linken Schuh anſchnallen ließ, ſie werde im Hauſe herrſchen (Journ. v. u. f. Deutſchl. 1786 S. 345). Altdeutſche Sitte war es bei Verlöbniſſen, daß die Braut durch Anziehen des vom Bräutigam ihr gereichten Schuhes ſich ihm als unterworfen betrachtete (Grimm Rechtsalterth. S. 155). Im Gedicht vom König Rother läßt der Werbende einen goldenen und einen ſilbernen Schuh ſchmieden, und zieht ſie der Braut, die ihre Füße in ſeinen Schoos legt, ſelber an. Im Mährchen von Aſchenbrödel wird durch einen Schuh des Prinzen künftige Gemahlin ermittelt, denn er paßt nur der vom Schickſal ihm Vorherbeſtimmten. Der Schuh oder Pantoffel bezeichnet auch im Orient die weibliche Ehehälfte, denn der Beduine ſagt, wenn er ſich von ſeinem Weibe ſcheidet: „Ich habe meinen Pantoffel weggeworfen.“ Der Schuh mochte vielleicht wegen ſeiner Form an das weibliche Becken gemahnt haben, welches die Bürgſchaft für die Fortdauer der Generationen iſt, daher iſt Vidars Schuh (ſ. S. 338) von ſo hoher Bedeutung, weil er ein tröſtendes Sinnbild der Wiederſchöpfung nach der im Weltbrand untergegangenen alten Welt; darum alſo wurden die alten Nordländer mit ihren Schuhen begraben **), wie man

*) Dieſe ſinnbildliche Bedeutung kannte ſchon Ariſtophanes.

**) Altn. Helsco: Todtenſchuh, nach der Unterwelt (Hel) geheißen. Dieſer nordiſch-germaniſche Brauch — denn auch in Oberſchwaben fand man i. J. 1846 alte Gräber, in welchen Holzſchuhe lagen — iſt ausführlich in Lachmanns Ausgabe der Erasmus Müllerſchen Saga Bibl. S. 126 beſchrieben. Im Henneberg'ſchen nennt man noch jetzt die dem Todten erwieſene letzte Ehre den Todtenſchuh. Die Zeichen auf jenen Holzſchuhen waren runenartig, enthielten alſo, wie die Malereien auf ägyptiſchen Mumienſärgen, Sprüche, welche dem

anderswo Phallusbilder in's Grab mitgab (ſ. S. 281), lauter Symbole der Auferſtehung zu einem neuen Leben. Jaſon im Namen der Heiland (ἰατρος = ἰασων Arzt v. ἰασω heilen), beſaß einen Zauberſchuh (Val. Fl. 1, 83.), und Perſeus, welcher die Frucht des von Zeus ausgegangenen goldenen Regens war, Perſeus, welcher die Welt von der durch den Blick verſteinernden*) Meduſa befreite, alſo Todtenerwecker, Lenzbringer, beſaß ebenfalls einen ſolchen Schuh (Herod. II., 91.) Auch Frigg, Odins Gemahlin hatte, der jüngern Edda zufolge, ein Paar Schuhe, die wohl nicht zum Gebrauche beſtimmt waren, denn ihre Dienerin Fulla (die Fülle) hatte ſie ſtets in einem Käſtchen aufbewahrt. Wilhelm Müller (S. 277) vermuthet hier ein Rechtsſymbol, weil der Schuh im Norden bei Adoptionen angewandt wurde. Der Vater nämlich, der ein Kind legitimiren oder adoptiren wollte, ließ (als Opfer) einen Ochſen ſchlachten, von deſſen rechtem Fuße die Haut ablöſen, und daraus einen Schuh machen. Dieſen Schuh zog er dann zuerſt an, nach ihm der adoptirte Sohn (Grimm Rechtsalt. S. 155). Dieß verſtärkt aber nur meine Meinung, daß der Schuh die Stelle der Frau vertrete, und anzeigen ſollte: das adoptirte Kind werde wie ein

---

Todten Schutz gegen die Dämonen ſichern ſollten. Daß man in jenen ſchwäbiſchen Gräbern auch einen Kirſchkern in der rechten Hand des Todten, Kürbiſſe und Haſelnüſſe vorfand, (ſchwäb. Chr. 1846 Nr. 196) beweist, da dieſe ſämmtlich Bilder der Wiedergeburt (vgl. S. 152.), daß auch der Schuh dieſe Bedeutung gehabt, alſo nicht, wie Grimm (S. 795) meint, „zum Antritt der langen Wanderung" (!) dem Todten mitgegeben wurde.

*) Pluto heißt Sthenelus, d. i. der verſteinert, = tödtet, auch Agaſthenes; Pleiſthenes war der Sohn (Präd.) des Kinderſchlächters Atreus, Stheno (die Verſteinernde) hieß eine Gorgone, Sthenele eine der Männermordenden Danaiden, welche wie die Gorgonen im Tartarus weilen.

wirklich von der Frau des Adoptirenden erzeugtes betrachtet. Wie hier der Schuh, ſo war bei den Hellenen der weibliche Schoos das allerdings deutlichere Symbol für dieſelbe Sache, denn Hercules wurde von ſeiner Stiefmutter, Juno, dadurch adoptirt, daß ſie ihn auf ihren Schoos ſetzte.

Aber Frigg's Schuhe *) waren Freia's Schube, denn dieſe iſt Jene, ſo wie Odur Freia's Gemahl: Odin Frigg's Gatte. Frigg's Rocken (Ihre p. 663), ein Geſtirn, ſonſt auch Jacobsſtab und Spindel genannt, hieß auch Freia's Rocken (Finn Magnuſen 361[a]). (Der gemeine Mann auf Seeland benennt jenes Geſtirn Mariä Rock, denn die ſpätere chriſtliche Anſicht erſetzte die heidniſche Göttin durch die Himmelskönigin). Eine Pflanze, aus welcher Liebestränke gekocht werden, die orchis odoratissima, das Satyrium albidum, hieß Frigg's Gras (herba conjugalis). Mehrere Arten des Farrenkrauts heißen Mariengras in Norwegen, auf Island und in Dänemark aber noch Freia's Haar (capillus Veneris). Wie Freia heißt auch Maria: „Unſere liebe Frau“. Der Begriff höchſter Schönheit ging von der Liebesgöttin Freia auf Maria über. Und weil Freia auch Frigg, darum ſtand auch die Letztere den Ehen vor, Kinderloſe flehten zu ihr (Forn. sög. I., 117.), daher jenes Gras, aus

*) Friggs Schuhe commentiren folgende, an ſich ſelbſt ſehr unverſtändliche Sage:
Unweit Frickenhauſen, Landgerichts Mellrichſtadt im Untermainkreiſe, ſteht ein ehemals bedeutendes Nonnenkloſter, in deſſen äußerer Ringmauer eine Schuhſohle eingedrückt iſt. Eine Nonne war beſchuldigt worden, das Gelübde der Keuſchheit gebrochen zu haben, und guter Hoffnung zu ſeyn. Zum Zeichen ihrer Unſchuld trat ſie ſo heftig gegen den Stein, daß die Spur ihres Fußes in ihm haften blieb. (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 302.)

welchem man Liebestränke bereitet, ihren Namen erhielt. Warum aber hieß jenes Geſtirn Frigg's oder Freia's Rocken? Weil beide Göttinnen dem Spinnen vorſtanden. Spindeln gab man weiblichen Leichen mit in's Grab, wie den männlichen ein Schwert. Männliche Verwandte hießen Schwertmagen, weibliche Verwandte Spindelmagen. Dem Schwerte, als Symbol des männlichen Gliedes (ſ. S. 319), ſtellte man die Spindel als das weibliche gegenüber. Wie alle Repräſentanten des *zeugenden* Naturprinzips: *Schmiede* — auch Odin iſt ein ſolcher, und die gegen die Hölle, d. h. gegen die Vernichtung ſchützende Kraft des *Schurzfells* (ſ. S. 157), erklärt ſich aus dieſem Geſichtspunkte — ſo ſind alle Repräſentantinnen des *gebärenden* Naturprinzips: *Spinnerinnen*. Schon die Indier *) und Hellenen kannten dieſe Symbolik. Artemis, welche von den Gebärenden angerufen wurde, hieß: „die Göttin mit der goldenen Spindel“ (Iliad. 16. 184). Juno, die Vorſteherin der Ehen (Pronubà), wurde mit einem Spinnrocken abgebildet. Athene (ἐϱγανη), welche ihrem Vater Zeus bei der Weltſchöpfung gebolfen, hatte das Weben erfunden; die Geburtsgöttin Ilithyia hieß die „gute Spinnerin“ (εὐλινος Paus. VIII., 22.). Hecabe (i. e. ἡ καβη das weibliche Glied) war eine ausgezeichnete Spinnerin (Iliad. 24, 228.). Omphale, deren Spinnrocken durch Hercules berühmt wurde, war im Namen das weibliche Glied **). Die ſyriſche Venus ward mit der Spindel

---

*) Im Mythus von Supramanja, dem *Sohn von ſechs Webern.*

**) Sehr zweideutig iſt Jons Wortſpiel in der Komödie „Omphale“: „Jungfern, tragt eure Becher (ὀμφαλός) hinaus!“ d. h. geht fort! denn ὀμφαλός bedeutet auch das

abgebildet (Lucian Dea Syr. p. 117 Bip.). Weil aus dem Tode neues Leben ſich erzeugt, darum webt unten in der Tiefe Perſephone (Nonn. Dionys. 6, 150.) die neuen Gewänder (der Seele), denn ſie iſt zugleich Venus Urania, die älteſte Parze (Paus. Attic. 19, 2.), welche den Lebensfaden nicht bloß abſchneidet, ſondern auch ſpinnt; ſo wie umgekehrt Penelope, d. i. die Weberin (πένω: ſ—pinnen) der Hülle (λοπὴ, Hülſe, alſo auch Leib) Nachts wieder auftrennt, was ſie am Tage geſponnen hat. Vom Weben des Leibes ſpricht auch der Pſalmiſt 139, 13., womit vgl. Hiob 10, 11. „Das Zerreißen des Lebensſchleiers", „als der Tod das Lebenskleid des Schah zuſammengewickelt" ſind Metaphern aus arabiſchen Schriftſtellern, die Geſenius (z. Jeſ. I., 2. S. 990) geſammelt hat. Die römiſchen Penaten, welche der Fortdauer der Familien vorſtanden, hießen Weber (Penates v. πένω, pannus, Tuch, wie Zeug v. zeugen, aber auch Kinder zeugen, τεύχω = τέκω). Thalaſſius, deſſen Name bei Hochzeiten der Römer angerufen wurde, hieß der Spinner (ταλασια das Wollſpinnen). Feſtus ſagt: **In pelle *lanata* nova nupta considere solet — quod testetur lanificii officium se praestaturam viro.** An die gewöhnliche weibliche Beſchäftigung kann er hier nicht gedacht haben, ſondern an das Weben der Nymphen *) in ihrer Grotte (Schamhöhle), und deren „langen ſteinernen Webſtühle" (Odyss. 13, 96. sq.) die phalliſchen Kegel im Venustempel zu Hierapolis, wovon auf Paphos die Liebesgöttin den

weibliche Becken, obſchon auch den Nabel, dieſen zugleich in der Bedeutung, wie er Hohel. 7, 2. erwähnt wird.

*) Nymphe iſt hier in jenem Sinne zu nehmen, der die Nymphomanie erklärt.

Beinamen „Golgo“ (Kegelgöttin) führte. Im Beſitze des Kegels übt ſie ihre Functionen aus **).

Die Orphiker bezeichneten, wie Clemens Alexandrinus aus dem Epigenes (**Strom. V.**) mittheilt, durch „krumme Weberladen“ (*κερκισι καμπυλόχρωσι*) den Pflug, durch „Aufzug auf den Webſtuhl“ (*στημασι*) die Furche, und Faden (*μιτον*) nannten ſie allegoriſch den Samen. Nun bedeuten aber Pflugſchaar (**vomer**) und Furche (**sulcus**) bei Lucrez und andern Dichtern immer: Mann und Weib. Das Kind Tages wurde in einer Furche gefunden, der kleine Telemach in eine ſolche gelegt. Nun wird begreiflich, warum nicht nur die den Ehen vorſtehende, von Matronen angerufene Demeter Thesmophoros ihrem Günſtling Jaſion (Heiland) den Ackerbau lehrte, ſondern auch, warum ehedem in Deutſchland die ledigen Mädchen, weil ſie die Ehe verſchmähten, wenigſtens ſinnbildlich dieſelbe eingehen mußten, um den Zorn der Ehenſtifterin Frigg zu verſöhnen. Sie wurden nämlich vor den Pflug der Göttin geſpannt, eine Sitte, die ſich bis auf die neuern Zeiten erhalten hat, wo ſie aber, da die Bedeutung nicht mehr gekannt iſt, zum Faſtnachtsſchwank herabgeſunken iſt. Sebaſtian Frank erzählt nämlich S. 51 Col. 1. ſeines Weltbuchs: „Am Rhein, in Franken und andern Orten ſammeln die Junggeſellen alle Tanzjungfrauen, ſetzen ſie in einen Pflug, und ziehen ihren Spielmann, der auf dem Pfluge ſitzt und pfeift, in das Waſſer.“ Henoch Wiedemanns Chronik von Hof meldet: „Faſtnachts führten böſe Buben einen Pflug herum und ſpannten die Mägde darein, Andere folgten nach, ſäeten Häckerling und Sägeſpäne“ (Sächſ.

---

*) Man vgl. hier colus (Spinnrocken) mit caulis (männl. Glied).

Provinzialbl. VIII. S. 347). „In Leipzig führten verlarvte Junggeſellen am Faſtnachtsdienſtag einen Pflug herum, und zwangen die unter Weges aufgegriffenen Mädchen, an dem Joch (jugum = conjugium) zu ziehen, zur Strafe, daß ſie noch nicht geheirathet hatten" (Tenzel mon. Unterr. 1638, April S. 387). Auch Hanns Sachs (I., 5, 508a) erzählt aus Nürnberg, daß die Mägde, welche nicht Männer genommen, in den Pflug getrieben worden. Daß aber dieſer Brauch nicht urſprünglich ſchon ein Schwank, ſondern ein Reſt des heidniſchen Cultus war, dafür bürgen die ſonſt bedeutungsloſen ſilbernen Pflüge in Kirchen, die im ſpätern Mittelalter ſogar als Abgabe gefordert wurden (Grimm S. 243). Im nördlichen England halten die Landleute im Herbſt einen Umgang und führen vermummt alte Tänze auf. Sie nennen es den Rieſentanz. Den vornehmſten Rieſen nennen ſie Woden, und ſeine Frau Frigg. Die Haupthandlung beſteht darin, daß zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geſchwungen und geſchlagen werden, ohne ihn zu verletzen (Mittheilung von John M. Kemble bei Grimm S. 281 aus dem Munde eines alten Mannes von Yorkſhire). Man könnte dieſen Brauch als einen ſymboliſchen Opfertod zur Erzielung einer guten Ernte im nächſten Jahre deuten (ſ. S. 247 Anm.); allein Grimm erkennt in dieſem Schwert ein hochzeitliches Schwert (vgl. S. 319, wo von Freirs Schwert die Rede war), und erinnert daran, daß noch im vorigen Jahrhundert die Brautführer in Schwaben große Schwerter mit flatterndem Band vor der Braut hertrugen.

Aber auch, wenn ſtatt des Mutterſchoßes nur der Erdenſchoos (*μητρῶα ἄρουρα* Aeschyl. Sept. c. Theb.), d. h. ſtatt des Hochzeitfeſtes ein Erntefeſt

gemeint wäre, ſo ſind wir auch hier auf Frigg's Gebiete, denn ſie iſt als Frau Gode (Frau Odins, der in Deutſchland Gode hieß, davon der Godenberg in Süddeutſchland) auch Erntegöttin. Bei den Angelſachſen hieß ſie Erce (die märkiſche Frau Herce, Harke, Gattin des Tyr ſ. S. 345), die Erntegöttin Sif, mit dem goldgelben Haare, das an die Farbe der Aehren erinnert. Dieſe Sif iſt aber nur des Donnergotts ſommerliche Gattin, denn im Winter iſt er der Rieſin Jarnſaxa vermählt, wie Odin im Winter mit Rinda (der über die Erddecke ausgebreiteten Eisrinde oder Froſtdecke) zuſammenlebt, und es dann heißt: er ſey auf Reiſen, und Frigg buhle mit dem unterweltlichen Loki. In einigen deutſchen Gegenden heißt Frau Gode auch Frau Gaue (vgl. Gauerdag bei Grimm S. 114 für Wonsdag, Wodans Tag) und dürfte demnach jene S. 237 erwähnte altnordiſche Goe ſeyn, nach welcher der Februar benannt iſt, um welche Zeit die Heiden der Naturgöttin eine Lichtmeſſe feierten, wovon noch in Irland das am erſten Februar der heil. Brigitta in Kildare gefeierte Feſt eine ſchwache Erinnerung iſt. Eine Erntegöttin mußte dieſe „Tochter des Tages" (Bridgit, the daughter of Dagha, wie ſie in einem alten Gloſſar bezeichnet iſt) geweſen ſeyn, weil noch die heutige Heilige dieſes Namens die Scheunen ihrer Verehrer mit Frucht füllt (ſ. Kloſter VII. S. 140). Brigitta heißt die „Leuchtende" (engl. bright: Glanz), daſſelbe bedeutet das altd. Perahta, jene Berchta oder Bertha die als winterliche Göttin, wenn die ganze Natur das weiße Todtenkleid angezogen hat, als weiße Frau in den zwölf Nächten umherzieht, am letzten Tag des Jahres nachſieht, ob der Flachs abgeſponnen iſt, weil ſie ihn ſonſt beſudelt,

und denjenigen, welche in dieſer Nacht nicht Fiſche und Hafergrütze eſſen, zürnt; und wenn im Saalfeldiſchen in Thüringen die Klöße und Häringe fehlen, dem Ungehorſamen den Bauch aufſchneidet, ihn mit Häckerling füllt, dann wieder zunäht, aber ſtatt der Nadel ſich der Pflugſchar bedient. Daß Bertha am Jahresſchluſſe allen Flachs abgeſponnen haben will, dadurch gibt ſie ſowohl zu erkennen, daß ſie dem Spinnen und Weben, d. h. der Kinderzeugung vorſteht — als Kinderfreundin werden wir ſie ſpäter kennen lernen — zugleich aber auch, daß man am Jahresende, wo die Zeit ſtirbt und das Erſcheinen der weißen Frau nur ihre eigene Todesanzeige iſt, kein neues Weſen zeuge*). Die Fiſche und die Mehlſpeiſe, welche urſprünglich Opfergaben an die der Fruchtbarkeit in der Thier- und Pflanzenwelt vorſtehende Göttin geweſen ſeyn mochten, dürfen auch jetzt nicht fehlen. Die Pflugſchar gibt ſie aber am unzweideutigſten als Befruchterin des Mutterſchooßes (ſ. S. 454), wie des Erdenſchoßes zu erkennen. Als Ackerfrau ward ſie allgemein an der Saale, im Orlagau aufgefaßt. Dieß bezeugen folgende, von Börner (Volksſ.) geſammelte Traditionen S. 113:

Nirgend ſtand das Getraide vollkörniger, das Gras der Wieſen üppiger als in der Umgegend von Cosdorf und Rödern, und noch zeigen die Bewohner von Wilhelmsdorf die Spuren des Ackerbaues auf den ſteilſten Saalgebirgen, wo jetzt kein Nadelbaum mehr Wurzel faſſen mag. Perchta die Heimchenkönigin, hatte ſeit geraumer Zeit ihren Wohnſitz in dieſer Flur aufgeſchlagen, und ihre, wenn auch unſichtbare Nähe, war es, die Gedeihen verbreitete. Munter ſchwärmten die Heimchen umher und hatten ſich längſt mit den daſigen Einwohnern befreundet. Oft, wenn der Bauersmann den vollen Erntewagen von den ſteilen

*) Von Advent bis Dreikönigstag ſchließt man darum keine Ehen.

Höhen herab nach Hauſe fuhr, ſaß ein jubelndes Heimchen, bekränzt mit Aehren, auf dem vorgeſpannten Zugvieh, und ſicher war dann der Beſitzer, daß er das Seine wohlbehalten in die Scheuer brachte. Zerſtreute man die Heuſchober, ſo kicherte nicht ſelten ein kleines Geſicht den damit Beſchäftigten freundlich daraus entgegen. Schüttelte man das Obſt von den Bäumen, ſo fiel wohl auch ein Heimchen mit herunter und verſchwand unter ſchalkhaftem Gelächter. Erfahren zeigte ſich die Schaar der Kleinen in allen Kenntniſſen des Landbaues, und wunderten ſich die Leute darob, ſo hieß es: „das haben wir von Perchta, unſerer Königin, gehört und geſehen. Sie ackert und pflügt mit ihrem Pfluge unter der Erde, wenn ihr oben pflügt und ackert, und ſtreut den beſten Samen zugleich mit euch aus, wenn ihr euere Felder beſäet. Auf ihr Gebot müſſen wir eure Felder und Fluren bewäſſern, und wenn es zu trocken wird, die Quellen aus der Tiefe zu den Wurzeln euerer Bäume und Früchte leiten.“ So führten die glücklichen Bewohner jener Dorfſchaften Jahrhunderte hindurch ein beneidenswerthes Leben, Alles gedieh unter ihren Händen. Da kam unter dieſe Glücklichen ein Mann aus fernem Lande; der belehrte die Leute: Man dürfe der Perchta nicht trauen, denn da ſie unter der Erde ihre Geſchäfte habe, ſo müſſe man ſie zu den böſen Geiſtern zählen. Die Kleinen, über welche ſie gebiete, ſeyen die noch vor der Taufe geſtorbenen Kinder, die ihr verfallen ſind. Auch ſey ihr alljährlich in der Nacht vor dem Dreikönigsfeſte die Macht verliehen, ihre Tücken an den Menſchen auszuüben. Da komme ſie und verwirre den Mägden, die nicht abgeſponnen, ihre Rocken u. dgl. m. Dieſe Worte fielen leider nicht auf unfruchtbaren Boden. Unheimlich wurde jetzt den Landleuten das Verhältniß zu ihren bisherigen kleinen Freunden. Sie ſchrieen nun auf vor Schrecken, wenn einer derſelben ſcherzend ſichtbar wurde, anſtatt wie früher in ſein Gelächter fröhlich einzuſtimmen. Bald fühlten ſich auch die Heimchen nicht mehr unter den Menſchen daheim, und ſchreckten zurück vor dem Gekreiſch der durch

ſie Erſchrockenen. Kein Jahr verfloß, und ſelten wurde nur noch ein Heimchen gewahrt. Am nächſten Tage vor dem Dreikönigsfeſte wurde im Dorfe Altar bei dem Beſitzer der daſigen Fähre eine Ueberfahrt über die Saale für ſpät in der Nacht beſtellt. Der gewöhnliche Ruf erging um die zwölfte Stunde. Hinaus eilte der Fährmann an den Fluß. Am Ufer angekommen, fand er allda eine große hehre Frau, umgeben von weinenden Kindern. Erſchrocken gedachte der Mann, daß eben Perchtenzeit ſey, und wollte zurück in ſeine Wohnung flüchten, doch Perchta drohte ihm mit dem Tode, wenn er nicht ſie mit ihren Heimchen ſammt allem Hausgeräthe alsbald überſchiffen werde. Sie betrat das Fahrzeug, die Kleinen ſchleppten einen Ackerpflug zu ihr hinein unter lauter Wehklage, daß ſie die ſchöne Gegend nun verlaſſen mußten, und gezwungen begann der Schiffer die Fahrt. Angelangt am jenſeitigen Ufer, gebot die Heimchenkönigin, ihr ohne Verzug die zurückgebliebenen Kleinen mittelſt einer zweiten Fahrt nachzubringen. Nothgedrungen geſchah auch dies. Unterdeß hatte Perchta am Pfluge gezimmert, und ſprach zum Fuhrmann, indem ſie auf die abgehauenen Späne deutete: „Da nimm den Lohn für deine Mühe!“ „Der Lohn iſt gering genug“ dachte der Schiffer, aber um die Frau durch ſeine Weigerung nicht zu erzürnen, ſteckte er drei von den Spänen ein, warf ſie zu Hauſe in das Fenſterbrett, und ſchlich geängſtigt ins Bett. Am folgenden Morgen lagen drei Goldſtücke an der Stelle, wo er die Späne hingelegt. Es war die letzte Gabe Perchta's. Verödet iſt jetzt die Flur dieſſeits des Saalſtroms, ſeit ſie mit ihren kleinen Unterthanen daraus geſchieden iſt. Die Felder liegen wüſte, denn ſie lohnen nicht mehr Mühe und Koſten der Bearbeitung. Die ehemals ſchönen Dörfer ſind im Kriege abgebrannt, Niemand mochte ſie wieder bauen, kaum weiß man die Stätte noch anzugeben, wo ſie ſtanden.

Die Heimchen, jene Bezeichnung für Zwerge, mahnen an die kleinen ſchwarzbraunen Thiere, welche in unſern Hausmauern und Gartenrainen wohnen, vielleicht auch nur, weil man längſt vergeſſen hat, daß ſie Hein-

chen heißen, denn als Seelen Verſtorbener (Schwarzelfen) machen ſie auf den Namen des Todes (Freund Hein) Anſpruch, wie auch im Niederſächſiſchen „Heinenkleed“ für Todtenkleid geſagt wird. Da nun dieſe Geiſter keine Hausgeiſter ſind, ſo ſtehen ſie durchaus in keiner Beziehung zum Worte „heim“ (Haus) oder zu den Grillen, die im Ahd. „Heimili“ (Graff Sprachſ. IV. S. 953) heißen. Die Ueberfahrt der Heimchen oder Heinchen in der Dreikönigsnacht über den Strom iſt jene der Seelen (in der Sterbenacht des Jahrs, der Dreikönigstag heißt: das „große Neujahr“) über den Styr; und Perchtha, als die abſterbende alte Zeit, als weiße Frau und Todesgöttin, führt den Zug an. Dem Ackersmann ſind die Heimchen zugethan aus Gründen, die zwar ſchon S. 168 entwickelt wurden, aber hier noch durch eine Sage verſtärkt werden*). Die Kunde von Perchtha's Ueberfahrt hat ſich auch bei Kaulsdorf an der Saale erhalten, ſo wie an der Elſter zu Köſtriz unweit Gera.

S. 126: Spät in der Nacht ging der Wagnermeiſter aus Colba von Oppurg, wo er auf Arbeit geweſen, nach Hauſe. Es war am Vorabend des Dreikönigstags, und an des Orlaflüßchens Ufer ſtieß er auf Perchtha, deren zerbrochenen Ackerpflug die Heimchen klagend umringten. „Haſt du ein Beil bei dir, ſo zimmere den Pflug“ rief den er-

*) In Stettin kam eines Abends ſpät ein Bürger aus dem Wirthshauſe, um nach ſeiner Wohnung zu eilen. Als er wenige Schritte gegangen, ſtand ein kleines Männchen mit einem großen ſchweren Sack vor ihm und fragte: Willſt du Brod? Der Burger konnte vor Schreck nicht antworten. Das Männchen lief aber hinter ihm her, und war immer ganz dicht ihm an den Ferſen. Als er an ſeinem Hauſe angekommen war, fragte er nochmals: Willſt du Brod? Der Burger antwortete auch diesmal nicht. Da nahm das Männlein den Sack und warf ihn gegen das Haus. Das klang gerade wie Gold und Silber. Gleich darauf waren Männlein und Sack verſchwunden. (Temme Pommerſche Volksſ. Nr. 254.)

ſchrockenen Mann die Königin der Heimchen an. Er half, ſo gut es in der Nacht und Eile möglich iſt, doch von den abgefallenen Spänen als dem ihm zugewieſenen Lohne, nimmt er nichts, indem er ſagt: „Dergleichen Zeug hab' ich ſelbſt genug zu Hauſe", und läuft, ſo ſchnell er kann, nach Hauſe, den Seinigen zu erzählen, was ihm Wunderbares begegnet ſey. Ungeduldig ſchütteln die den Kopf. „Gut" rief der Wagner aus, „daß ich euch überzeugen kann, ein Span davon muß mir in den Schuh gefallen ſeyn, und hat im Laufen bis hieher mich genug gedrückt." Er zieht den Schuh vom Fuße, ſchüttelt ihn aus, und — ſieh da! es rollt ein blankes Goldſtück auf den Tiſch. — „Ei wie dumm!" dachte des Meiſters Knecht — „wäre ich dabei geweſen, mir hätte Perchtha anders zahlen ſollen, doch aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben." Jahr und Tag verging, aber die Luſt nach Perchtha's Gold war dem lockern Geſellen nicht vergangen. In der nächſten Perchthennacht macht er ſich auf den Weg, ſucht an der Orla die Stelle aus, wo der Meiſter auf Perchtha getroffen war, und ſetzt ſich hin. Nicht lange währt es, da kommt ſie an mit ihrem Kinderzug. „Was ſuchſt du hier um dieſe Zeit? ſpricht ihn Perchtha zürnend an." Er zeigt auf ſein Wagnerbeil und ſtottert etwas her von helfen wollen und Spänen aus dem Ackerpflug, die er gern hätte. „Nein! diesmal habe ich mich mit Werkzeug beſſer verſehen, du aber nimm hin, was für ſolche Mühe dir gebührt!" ſprach ſie, und hieb mit dem Beil ihn in die Schulter.

Das Aehnliche von der Perchtha wiederholt ſich bei Kaulsdorf an der Stelle eines Baches, die das Waſſer über den Weg genannt wird, in Preßwiz bei dem Saalhauſe, und auf dem Sandberg zwiſchen Pößneck und dem Forſthauſe Reichenbach. Unter dem Gleitſch, einem Felſen bei Fiſchdorf, weicht dieſelbe Sage darin ab, daß dort Perchtha mit den Heimchen auf einem Wagen fuhr, und ſo eben die Axe zerbrochen hatte, als ein Landmann ihr begegnete; auch er mußte hel-

ſen, bildete eine Nothare, hoffte auf eine Belohnung dafür, und trug, ebenſo wie der Wagnermeiſter aus Colba, als er die Späne verſchmähte, ein Goldſtück im Schuh mit nach Hauſe.

Erwägt man, daß am Vorabend des Nicolaitags dem Pferde des in jedes Haus einkehrenden, die Kinder beſchenkenden Heiligen (als Reſt ehemaliger Opfergebräuche) Hafer in einem Schuh hingeſtellt wird, was an die für Odins Roß auf dem Felde ſtehen gebliebene Garbe erinnert (Geijer Geſch. Schwed. S. 110.), ſo dürfte der Schuh wohl die Furche, und die Goldſpäne die hervorguckenden Aehren bedeuten. Der zerbrochene Pflug weist auf den um Mittewinter unterbrochenen Feldbau hin.

S. 133: Einſam wanderte in der Nacht vor dem Dreikönigsfeſte eine Magd, ihre Spindel in der Hand, vom Reidenberge nach Hauſe ins Altar. Rein hatte ſie ihren Flachs abgeſponnen, eben dachte ſie an die Scherze der jungen Burſche, die ſie bis zum Bergabhang, der hinunter an das Ufer der Saale führt, begleitet hatten, als Perchtha mit dem großen Zuge ihres Heimchenvolkes den Berg heran ihr entgegen geſchritten kam. Die Spinnerin traute ihren Augen kaum. Eine Mutter mit ſo vielen Kindern, und alle von ſo gleicher Art und Größe! (weil ſie noch vor der Taufe geſtorben waren.) Hier zog und ſchob eine Schaar der Kleinen mühſam an einem großen Ackerpflug. Dort war ein anderer Haufe derſelben bepackt und beladen mit mannigfachem Wirthſchaftsgeräthe! und alle umdrängten die mächtig große Frau mit Bitten und Fragen, klagten und weinten, daß ſie keine Heimath mehr hätten. Die ſchalkhaft muthwillige Gebirgsbewohnerin lachte laut auf über den wunderlichen Zug. Die Kleinen aber ſchreckten zuſammen bei dem unerwarteten Tone, ließen ihr Gepäck fallen, und dieſes nebſt dem ledig gewordenen Ackerpflug rollte, unter dem Jammerrufe der Heim-

chen, den ziemlich ſteilen Abhang des Berges wieder hinunter. Zürnend über dieſe Störung trat Perchtha vor die Leichtfertige hin, blies ſie an, und die Schuldige erblindete auf der Stelle. Die ganze Nacht hindurch irrte ſie umher. Erſt am Morgen wurde ihr Hilfsgeſchrei am Saalufer vernommen. Man fuhr ſie über den Strom, und bald wurde das ihr widerfahrne Unglück bekannt. Sie wurde als unbrauchbar ihres Dienſtes entlaſſen, und ſo blieb ihr nichts übrig, als ſich an den Weg zu ſetzen, der dort die Gegend dieſſeits der Saale mit dem ſogenannten Oberland verbindet, und die Vorübergehenden um eine Gabe anzuſprechen. Tauſendmal bereute ſie es, Perchtha ſo verkannt zu haben. So war ein Jahr in Noth und Buße ihr verfloſſen. Mit dem wiederkehrenden Vorabend des heil. Dreikönigstages kehrte auch Perchtha wieder im Altar ein. Die Unglückliche bettelte, weil ſie Niemand kannte, die mächtige Frau gleichfalls an, als ſie ihres Weges an ihr vorüber kam, und erzählte dabei wie gewöhnlich die Geſchichte ihres Erblindens. Da ſprach Perchtha: „Es iſt wahr, ich habe im vorigen Jahr hier ein paar Lichtlein ausgeblaſen, nun ſo will ich ſie jetzt wieder anzünden.“ Dabei blies ſie der Magd wieder in die Augen. Da wurde die Blinde wieder ſehend.

Dieſelbe Sage findet ſich in der ſogenannten Sorge bei Neuſtadt an der Orla. Der Umſtand, daß es gerade eine Spinnerin iſt, die der Perchtha begegnet, iſt darum bedeutſam, weil neben dem Getraide auch der Flachsbau unter der Obhut der Erdmutter ſteht, aber auch weil Weben des Seelenkleides und Pflanzen eines neuen Menſchen in der myſtiſchen Sprache gleichbedeutend war. Aber in der Nacht trennte Penelope das Geſpinnſte des Tages wieder auf. In der großen Jahresnacht, um Mittewinter, ſollte auch nicht geſponnen werden, wie überhaupt nicht am Ende eines Zeitabſchnitts. Die Volksſagen warnen vor dem Spinnen

im Mondſchein, d. h. des Nachts *) und vor dem Spinnen am letzten Wochentage **).

S. 159: Zu Oppung fand Perchtha bei ihrem jährlichen Umzug in jener Nacht, worin ihr das Land zu durchſtreifen geſtattet war, eine Spinnſtube noch voll von Rockengäſten. Schäkernd erzählte darin eine Spinnerin von der andern, was ſie Lachenerregendes aus deren Leben zu erzählen wußte. Hocherzürnt darüber, reichte Perchtha durch das Fenſter nach der Zahl der Spinnerinnen zwölf leere Spindeln unter dem drohenden Gebot: dieſe Spuhlen in Zeit von einer Stunde voll zu ſpinnen bis zum Rande, ſey es nicht geſchehen, ſo würde die Wiederkehrende ernſtlich ſtrafen. Ein Schrei des Entſetzens ertönte aus aller Munde. Der Gefürchteten zu entfliehen und den Rocken im Stich zu laſſen, wagte keine; auch an die zugewieſene Arbeit zu gehen fiel ihnen nicht ein, denn das Geforderte in der anberaumten Friſt zu liefern, überſtieg ſogar die Kräfte der rüſtigſten Spinnerin. Eine Viertelſtunde verſtrich nach der andern unter ängſtlicher Erwartung der ange-

---

*) Zu Gamburg ſaß eines Abends eine Frau allein und ſpan ohne anderes Licht als den Mondſchein. Da trat ein weiße Männchen herein, legte eine Menge Spulen hin und ſagte „Dieſe Spulen mußt du, bis ich in einer Stunde wieder komme, alle umſponnen haben, ſonſt drehe ich dir den Hals um!" Hierauf ging es fort. Die Frau, in größter Angſt, wußte ſich lange nicht zu helfen, endlich aber fiel ihr doch ein Rettungsmittel ein. Sie umſpann jede Spule *einmal*, womit ſie bis zu des Männleins Rückkunft fertig wurde. Als dieſes die Spulen in Augenſchein nahm, ſprach es: „Das hat dir Gott angerathen, daß du es ſo gemacht haſt! Es hätte dir ſonſt den Hals gekoſtet!" Hierauf nahm es dieſelben und entfernte ſich. Von der Zeit an hat die Frau nie wieder im Mondſchein ſpinnen mögen. (Schnezler Bad. Sgb. II. S. 635.)

**) Eine weitverbreitete Meinung iſt, daß Spinnen am Samſtagabend nur Nachtheil bringt. Zwei alte Weiber, die fleißigſten Spinnerinnen im Dorfe, ließen auch an jenem Abende ihre Räder nicht ſtille ſtehen. Endlich ſtarb die Eine, aber am nächſten Sonnabend ſpät erſchien ſie der andern, die noch eifrig ſpann, und zeigte ihr ihre glühende Hand hin und ſprach: „Sieh, was ich in der Hölle gewann, weil ich am Sonnabend ſpann." (Müllenhof Nr. 229.)

drohten Strafe und vergeblichem Sinnen, wie der Gefahr zu entrinnen ſey. „Jetzt weiß ich Rath,“ rief Eine, ſprang auf den Dachboden, holte von dort einen Strang Werg und umwickelte damit die leeren Spuhlen. Nun ſetzte ſich die Verſchmitzte mit ihren Freundinnen ans Spinnrad und überſpann das Werg zu ein, zwei bis drei Malen, ſo daß die Spuhlen vollgeſponnen ſchienen. Perchtha kam, man überreichte der Verwunderten die fertige Arbeit, und kopfſchüttelnd zog ſie ab, in ihren Händen den Beweis, was Angſt und Noth zu leiſten vermögen.

Hier iſt ſonſt nichts für unſern Zweck Wichtiges hervorzuheben, als die Zwölfzahl der Spindeln. Die webende Penelope hatte fünfzig Gehülfinnen (Odyss. 18, 315 sq.), in welchen man die Wochenzahl des Mondenjahrs ebenſo leicht erkennt, als hier die Monate. Daß jene Fünfzig keine zufällige Zahl ſey, beweist der Umſtand, daß auch Arete (d. i. der weibliche Ares, nämlich die ſonſt kriegeriſch geſchilderte Erfinderin des Webens, Athene) von fünfzig Dienerinnen unterſtützt wird (Odyss. 6, 52. 7, 107.). Daraus iſt zu entnehmen, daß neben dem Weben des Leibes (Pſ. 139, 13.) auch ein Weben der Zeit (Jeſ. 38, 12.) gemeint ſeyn könne. Das Jahr iſt ein Gewand, in welches die in der Einſamkeit weilende, alſo unſichtbar gewordene Procne (die Schwalbe, deren Abzug das ſcheidende Jahr verkündet), Procne, die Gattin des in einen andern Vogel, in den Wiedehopf verwandelten Tereus, die Geſchichte ihrer Leiden eingeſtickt hatte. Das Doppelgewand, welches Penelope gewebt hatte (Odyss. 19, 138 sq.), ſtellte die Erde im Sommer und im Winter vor. Während ſie im Lenz mit Blumen geziert iſt, hat ſie im Winter ein Leichengewand. Ein ſolches webte Penelope für den Laertes. Ein ſolches Jahrgewand war der Peplos der Athene

in Athen, ein ſolches hatten Athene, Perſephone und Artemis gemeinſchaftlich ihrem Vater Zeus gewebt (Creuzer Symb. IV. S. 185. d. 2. Ausg.), ein ſolches hatten die Chariten (Venus triplex) dem Dionyſus zum Hochzeitgeſchenk verehrt, als er ſich mit Ariadnen in der Höhle zu Naxos vermählte (Apollon. Rhod. Argon. 4, 425.)

S. 166: Zu Langendembach war eine alte Frau ſo unermüdlich im Spinnen, daß ſie allen Mägden im Dorfe zum Muſter dienen konnte. Vom frühen Morgen bis tief in die Nacht ſaß ſie hinter ihrem Spinnrade den Winter hindurch und drehte aus Leibeskräften den Faden flink in die Spuhle hinein. Sogar am Abend vor dem Dreikönigsfeſte ſetzte ſie damit nicht aus. Sohn und Schnur warnten: „Wenn Perchtha kommt, wird es euch übel gehen.“ — „Ei was,“ war ihre Antwort, „die Perchtha bringt mir keine Hemden, ich muß ſie ſelbſt mir ſpinnen.“ Da legen ſich Jene zur Ruhe und die Alte ſpinnt unverdroßen fort. Nach einer Weile wird das Fenſter aufgeſchoben; Perchtha ſchaut in die Stube und wirft ihr eine Menge leerer Spuhlen zu unter der ſtrengen Weiſung, ſie voll zu ſpinnen, ſonſt ſolle es ihr ſchlimm ergehen, wenn Perchtha in Einer Stunde wieder komme. Halb todt vor Schrecken weckte die Alte ihre Leute, und klagt ihnen ihre bittere Noth. „Was da“ — lautet der Beſcheid, den ſie erhält, „war euch nicht zu rathen, ſo iſt euch auch nicht zu helfen. Macht eure Sachen mit Perchtha ab, ſo gut es gehen will, uns aber laßt in Ruhe.“ Nothgedrungen faßt ſich die Spinnerin zuletzt ein Herz, ſetzt ſich an das Spinnrad, ſpinnt in aller Eile einige Weiſen auf jedwede Spuhle, und wirft, als dieß geſchehen, die Spuhlen insgeſammt in den am Hauſe vorbeifließenden Bach.

Eine wichtige Rolle ſpielt in dieſer Sage das Waſſer. Die Frau hätte die Spuhlen gewiß nicht in den Bach geworfen, wenn ſie nicht dadurch Perchtha verſöhnt zu haben glaubte. Letztere muß alſo nicht bloß in der Erde,

ſondern auch im Waſſer waltend gedacht worden ſeyn. Dieß war auch in der That der Fall. Es geſchieht nämlich bei Schriftſtellern des Mittelalters neben dem Herumfahren mit dem Pfluge auch eines Umziehens mit dem Schiffe Erwähnung. Dieſer Brauch erinnert an die Umfahrt der Berecynthia (Präd. der Göttermutter (Cybele, Rhea, Ops), welche zur Erhaltung der Felder auf einem von Ackerſtieren gezogenen Wagen über die Saaten und Weinberge geführt wurde. Ihr Name Cynthia *) ſpielt ſchon auf die Fruchtſpenderin an. Bei den Römern wurde die Bildſäule der Göttin nach dem Umzug in den Fluß geworfen, daher dieſes Feſt das Badefeſt (Lavatio) genannt wurde (Ov. Fast. 4, 337.). Dieſe Sitte erinnert an den Cultus der von den Sueven verehrten Hertha, die im Namen die Erde **) iſt. Tacitus (Germ. c. 40) ſagt von ihr: Auf einer Inſel des Oceans (Seeland oder Helgoland?) iſt ein heiliger Hain, darin ein geweihter Wagen mit Behang bedeckt. Nur der Prieſter darf ihn berühren. Von Kühen, den Sinnbildern der Erde ***), wurde der Wagen der Göttin, wie jener der Here in Argos, gezogen. Die Zeit der Umfahrt, fährt Tacitus fort, iſt eine feſtliche, Krieg und Waffen ruhen, bis der Prieſter die Göttin wieder in den Tempel zurückbringt. Barth (Rel. der Deutſch. I. S. 24) macht auf einige Orte aufmerkſam, deren Namen die weite Verbreitung des Herthacultus beweiſen, als: der Herthagau am Harz, Erdingen in Baiern an der Sar, das

*) Κυνϑια = חִנְטָה i. e. (Waizen.)

**) Chald. אֲרַד lat. erda. Damit iſt auch der Name der ſcandinaviſchen Erdgöttin Jörtha zu vergleichen.

***) Sanſkr. gau: Kuh und Erde (Gau).

Dorf Erdborn im Mansfeldiſchen. Gräter (Bragur) hat folgende geſammelt: Herda, Dorf bei Eiſenach, Herten, Ritterſitz bei Köln, Hert, Vogtei bei Germersheim in der Pfalz, Hertefeld, Schloß im Cleveſchen, (gehören auch die vielen Ortſchaften „Herzfeld" hierher?) Hertesberge, Flecken bei Grubenhagen, Hertingshauſen in der Grafſchaft Leiningen, Hertingen, Vogtei in Baden, Hertenſtein, Dorf bei Freiſing in Baiern, Hertenberg im Ober-Innthal in Tyrol (vielleicht auch Hardenberg in Preußen?). Der heilige Hain, welcher die Göttin aufnahm (**castum nemus Deae Herthae**, wie Tacitus ſich ausdrückt), ſoll in Deutſchland das Reinholz zwiſchen Eisleben und Querfurt geweſen ſeyn, alſo in einer Gegend, wo Perchtha gekannt iſt. Es wäre alſo die Vermuthung geſtattet, daß Perchtha (wie Berchtold = Bertold, vgl. Bertin, Bertram) urſpr. ſchon Bertha geheißen habe, und wie das nordiſche Jerta eine Nebenform für Hertha ſey, die auch unter dem Namen Nertha (latiniſirt Nerthus) als Nährerin der Menſchen verehrt ward. — In einem Tempel wurde Hertha's mit Tüchern bedeckter Wagen, den nur die Prieſter berühren durften, außer der Feſtzeit aufbewahrt. Man zündete der Göttin, die (gleichzeitig mit der Iſis von Phönizien nach Aegypten, alſo im Januar, wo das Licht wiederkehrt) nun ihre Reiſe zu den Völkern begann, und welche man den Flug der Hertha nannte (**Meibom Scr. Germ. I. p. 253**), ſowie der ihr vorausfliegenden Eule — die Tut-Oſel, welche wir oben als Begleiterin des wilden Jägers in den zwölf Nächten kennen lernten — Lichter an, und machte Feuer auf dem Herde und unter den Bäumen (von denen der heutige Weihnachtsbaum abſtammt). Zeichen wurden an den Hausthüren gemacht (damit die um dieſe Zeit

umherſchwärmenden geſpenſtiſchen Theilhaber der wilden Jagd die Bewohner nicht beunruhigen könnten, und die furchtbare Erſcheinung erwartend, ſtellte man ſich auf die Kreuzwege. Dabei waren Prieſter und weiſe Frauen geſchäftig, aus den Erſcheinungen in dieſer Nacht die Fruchtbarkeit und andere Ereigniſſe des künftigen Jahres zu prophezeien. Vermuthlich wurde aus den Eingeweiden und Zuckungen der Opferthiere in dieſer Nacht geweiſſagt, daher der Aberglaube, daß in der Chriſtnacht ſogar das Vieh in den Ställen die Weiſſagungsgabe beſitze *). War das Feſt zu Ende, ſo wurden Wagen, Behänge, und das Bild der Göttin ſelbſt in dem ihr geheiligten See gewaſchen. Darum alſo hatte unſere alte Spinnerin, die, ihrer Beſchäftigung zufolge, der dem Spinnen vorſtehenden Göttin diente, die Spuhlen, welche Symbole der H e r t h a ſelber waren — denn auch Berchtha iſt als Beſitzerin des Pflugs, als Königin der Heimchen, d. h. der Todten, die unter der Erde wohnen, die E r d e — in den Bach geworfen. Die weiße Frau forderte ja darum (als Opfergabe) in der Nacht ihres Erſcheinens Klöſe u n d Fiſche als Sinnbilder ihres Waltens in der Erde u n d im Waſſer. Darum zürnte ſie denen, welche dieſe Koſt in jener Nacht verſchmähten, riß ihnen den Leib auf, füllte ihn mit Häckerling, und bediente ſich beim Zunähen deſſelben nicht der Nadel, ſondern wieder eines auf den — in ihrer Perſon verachteten — Feldbau anſpielenden Inſtruments, nämlich der P f l u g ſ c h a r.

*) Jemand, der dies nicht glauben wollte, legte ſich in ſeinen Stall unter die Krippe. Um Mitternacht ſagten die Ochſen zu einander: „In Kurzem ſtirbt unſer Herr.“ Wirklich war drei Tage nachher der Mann eine Leiche. (Schnezler a. a. O. II. S. 635.)

Wer aber dieſe nützlichſte Beſchäftigung ehrt, wird von der Göttin beſchenkt, wie folgende Sage bezeugt:

S. 173: Ein Bergmann kehrte in der Perchthennacht von Bucha, wo er in ſeiner Schicht angefahren war, zurück nach Köniz. Als er auf halbem Wege an den dort befindlichen Kreuzweg gelangt war, kam Perchtha ihm entgegen und verlangte, daß er ihren Wagen verkeilen ſolle. — „Ach gute Frau, ich verſtehe vom Fuhrwerk nichts, bin nur ein armer Bergmann und habe weder Holz zur Stelle noch ein Meſſer in der Taſche.“ — „Wohl kenne ich dich, du biſt ſehr arm, haſt nicht ſo viel Mehl, daß die Frau daheim für ihre Kinder Brod backen könnte. Noch obendrein ſind aufs Neue ein Paar kleine Schreihälſe bei dir angekommen. Doch jetzt hilf aus, hier iſt ein Meſſer, und da auch Holz dazu.“ Der Bergmann ſchnitzte darauf los, ſo gut es gehen wollte, einen Keil und paßte ihn in Perchtha's Wagen ein. Zufrieden mit ſeiner Willfährigkeit ſchenkte ihm Perchtha die abgefallenen Späne. Er ſteckte ſich damit die Taſchen voll. Als er nach Hauſe kam, fand er wirklich ſein Weib von Zwillingen entbunden; doch ſeine Sorgen waren nun gehoben, denn aus allen Taſchen zog er in Perchtha's Gabe Gold in Menge.

Anſcheinend iſt es ſchwer zu begreifen, warum die Schutzgöttin des Ackerbau's einem Bergmann, der nicht die Erde anbaut, ſondern nur nach Metall in ihren Eingeweiden wühlt, ihre Gunſt zuwendet. Allein der Ackerbau gewährt nur durch Umſatz des Erbauten Schätze, Getreide wird im Verkehr verſilbert. Als Vertreterin des Ackerbau's bringt alſo Perchtha dem Bergmann, der das Geld zum Umſatz ihrer Güter aus der Erde gräbt, und dem es an Mehl zum Brod für die Seinigen gebricht, Nahrung und Lohn; doch ſind es immer nur die abgefallenen Späne.

Vorhin wurde das Schiff zunächſt dem Pflug (Wagen der Hertha) als Symbol der nicht bloß in

der Erde, ſondern auch in der Feuchte waltenden Naturgöttin gedacht. Jetzt iſt es alſo am Orte, der von den alten Schwaben verehrten Iſis zu gedenken, von welcher Tacitus meldet, daß zu gewiſſen Zeiten ein ihr heiliges Schiff umhergetragen wurde. Im Calendarium rusticum der Römer war der 5. März (III. non. Mart.) durch „Isidis navigium“ bezeichnet. Dem Apulejus (Met. XI.) zufolge ſollte das Umtragen des Schiffes ankündigen, daß die Seefahrer bei eintretendem Frühling ſich wieder den Wellen anvertrauen dürfen. Auf alexandriniſchen Münzen erſcheint Iſis, neben dem Pharus wandelnd, mit ausgebreitetem Segel. Von Rom aus war der auch dort einheimiſche Iſisdienſt, vielleicht ſchon vor Chriſti Geburt, nach Frankreich und Deutſchland gedrungen. Gegenwärtig herrſcht in der katholiſchen Chriſtenheit Maria della navicula an ihrer Statt, und die glücklich heimgekehrten Seefahrer äußern ihre Dankbarkeit nicht mehr in Aufhängung von Iſistäfelchen, ſondern in Votivgemälden zu Ehren Maria's. Bei eintretender Dürre wird nicht mehr die Hülfe der Iſis angerufen, ſondern es werden Bittgänge zu Ehren Maria's angeſtellt. Die Kräuterfrau Iſis salutaris *) heißt jetzt Maria della salute, und iſt in der Kräuterſtadt „Würzburg“ (Herbipolis), ſo wie im benachbarten Mergentheim (Marienheim) vorzugsweiſe verehrt, viele Heilkräuter heißen jetzt nach Maria. Der Tempel der Iſis in Paris wurde zur Kirche „Unſerer lieben Frau“ (Notre Dame) eingerichtet, aber die auf den alten Iſisdienſt bezüglichen Sculpturen am Portale der Kirche ſind geblieben.

---

*) Nach ihr iſt das Eiſenkraut (Verbena), richtiger: Iſiskraut, benannt.

Auch die auf Iſis als Getreideſpenderin bezügliche eiſerne Figur mit dem Aehrenbüſchel in der Hand beim Eingang der Karmeliterkirche zu Paris (Schramm Reiſelex. S. 1313) iſt geblieben. Der Name Iſidor (ein von der Iſis geſchenktes Kind *) iſt von der katholiſchen Kirche beibehalten worden **). Die franzöſiſche Iſis nennt noch jetzt das Volk **l'idole de S. Germain des Prez**, obſchon ihr Bild i. J. 1514 aus der Kirche zu St. Germain weggeſchafft wurde. Die kleine Stadt Melun, eine Tagreiſe von Paris, hatte zur Zeit Karls des Großen nach der Iſis geheißen. (**Tempore Caroli Magni castrum nomine Iseos: sic dictum a nomine cujusdam Deae Isidi, quae ibi colebatur, quod castrum Meldunum nunc vocatur** berichtet Alcuin). Am Thurm zu Weddingen im Badiſchen hat ein Stein die Inſchrift: **Deae Isidi templum Lucius etc. posuit**, woraus auf Einführung des Iſiscult durch römiſche Colonien in dieſe Gegenden geſchloſſen werden darf. Weihſchriften auf die Iſis wurden bei Baden in der Schweiz (Joh. v. Müller ſchw. Geſch. I. S. 63) aufgefunden. Flußnamen verrathen, daß man die Iſis als Spenderin befruchtender Feuchte auch in Deutſchland (die Iſar in Baiern) und England (die Themſe hieß früher Iſis, erſt bei Hentlay nahm ſie ihren jetzigen Namen an) verehrt habe. Auch bei den Griechen in Colchis hatte ein Fluß den Namen der Iſis geführt (**Plin. VI., 4.**).

Die Ortsnamen Iſenburg, Iſenhagen, Iſenberg in

*) Aehnlich: Theodor (von Gott gegeben), Diodor (von Zeus gegeben), Apollodor (v. Apollo gegeben), Artemidor (v. Artemis gegeben), je nachdem man dieſe oder jene Gottheit um Leibesſegen anrief.

**) Iſis kommt auch bei Dithmar (Chron. p. 149) als deutſcher Eigenname vor.

Thurgau, Iſenhain bei Sulz, die Iſenburg bei Ruffach ꝛc. verdienen hier Beachtung. Und da J (wie im Engl.) öfter Ei ausgeſprochen wird (vgl. Schwyz = Schweiz, Pfyffer = Pfeifer, engl. wife: Weib, fire: Feuer) u. ſ. w., ſo gehören nebſt dem Eiſenkraut (Iſiskraut) auch die Städte Eiſenach (Iſenach) und Eisleben (Iſisleben) hieher. Ach iſt altd. Benennung für Waſſer, Aachen hatte den Namen von ſeiner Heilquelle, darum endigen ſich auch andere an Flüſſen und Quellen liegende Städte, z. B. Andernach, Biberach, Bacharach, Schnaitach, Kreuzenach ꝛc. mit der Sylbe: ach. Da auch Flüſſe nach der Iſis heißen, ſo iſt es um ſo begreiflicher, daß Eiſenach von der an Flüſſen verehrten Iſis genannt worden ſey, als von den Eiſenwerken, welche am Ufer der Hörſel ehedem beſtanden haben ſollen. Daß Eisleben früher Iſisleben hieß, beſtätigt Schedius (Synt. de Diis Germ.). Auch erzählt Franke in ſeiner Mannsfeldiſchen Hiſtorie (p. 127): „es befände ſich auf dem Rathhauſe zu Eisleben ein Bild, welches für das der Iſis gehalten wird. Ueberdieß ſpreche die in alten Documenten ſich vorfindende Schreibart Isleben *) für die Meinung, daß die Stadt vordem wirklich Iſisleben geheißen.“ Da gerade bei Eiſenach der berüchtigte Hörſelberg oder Venusberg ſich befindet, in welchen am Faſtnachtsdonnerſtag das wilde Heer ſich zurückzieht, dieſer Umzug alſo mit dem Umtragen des Herthaſchiffs ziemlich in dieſelbe Zeit fällt, und die weiße Frau nicht bloß in der Chriſtnacht ſich zeigt, ſondern zu Neuhaus in Böh-

---

*) Sollten vielleicht folgende Ortſchaften als: Idenſtein im Fürſtenthum Kalenberg: Idſtein am Rhein im Breisgau, Idſtein im Naſſauiſchen, Itzſtein ꝛc. Verkürzungen aus Iſisſtein ſeyn? Da ſie ſämmtlich in einer Gegend liegen, wo ehedem Iſis verehrt ward, ſo verdient dieſe Frage Beachtung.

men am grünen Donnerſtag, wo man, um ſie nicht zu erzürnen, einen Honigklos (ſüßen Brei) und Stockfiſch — alſo wieder Mehl und Fiſche, wie in Thüringen am Dreikönigsabend — eſſen muß, ſo liegt es nahe, die Iſis, der man im alten Aegypten die Todten empfahl, als weiße Frau, Perchtha, Holle ꝛc. wieder zu erkennen.

War nun der Iſiscult in Deutſchland ſo allgemein verbreitet, ſo wird in Verbindung mit des Tacitus Zeugniß vom Umtragen des Iſisſchiffs in Schwaben *) folgender noch in chriſtlicher Zeit herrſchende Brauch leicht zu deuten ſeyn. In Schwaben nämlich wurden zur Zeit des beginnenden Frühjahrs Schiffe umhergezogen, was aus einem im Ulmer Rathsprotokoll v. J. 1530 enthaltenen Verbot des Herumfahrens mit den Schiffen und des Anziehens von Faſtnachtskleidern (Jäger's ſchwäb. Städteweſen des Mittelalters I. S. 525) ſich ſchließen läßt. Alſo noch im 16 Jahrhundert herrſchte dieſe Sitte, freilich nur noch als Faſtnachtsſchwank, da das Motiv nicht mehr bekannt war, man aber die altbergebrachte Sitte dennoch nicht aufgeben wollte. Dergleichen Traveſtien heidniſcher Religionsbräuche bilden faſt ſämmtliche Faſtnachtsſcherze (vgl. Kloſter VII. S. 800 — 832). Auch Grimm erwähnt (S. 237) einen hieher gehörigen Brauch aus dem Jahre 1133. Bei Inda (in Ripuarien) wurde ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern verſehen, und durch vorgeſpannte Menſchen zuerſt nach Aachen, dann nach M a ſt r i c h t (wo noch Segel und M a ſt g e r i c h t e t wurden), hier-

---

*) Germ. c. 9: Pars Suevorum et Isidi sacrificat, unde causa et origo peregrino sacro, parum comperi, nisi quod signum ipsum, in modum liburnae figuratum docet advectam religionem.

auf nach Tungern u. ſ. w. im Land herumgezogen, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeſchrei, Jubelſang und Tanz um das Schiff herum bis in die ſpäte Nacht. Die Ankunft des Schiffes ſagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegen gingen. In einem dieſe Feſtlichkeit beſchreibenden Buche (Rodulfi Chronicon abbatiae S. Trudonis l. XI.), aus welchem Grimm das hieher Gehörige S. 237—241 excerpirte, wird dieſes Schiff: „malignorum spirituum simulacrum“ und „diaboli ludibrium“ alſo ein Teufelswerk geſcholten, man ſolle es verbrennen oder wegſchaffen. Auch dauerte die Umfahrt zwölf Tage. (Istis tam nefandis factis plusquam *duodecim diebus* ritu celebratis conferebant simul oppidani quid agerent a modo de deducenda sc. navi). Die Geiſtlichkeit war ungewiß, ob dieſes Schiff (als Fahrzeug auf dem Waſſer) dem Neptun, oder (wegen der Zeit ſeiner Feier im März) dem Mars, oder (wegen der bacchantiſchen Luſtigkeit des Volkes) dem Bachus, oder ob es der Venus gehörte. Letzteres möchte ich wegen des gleichzeitigen Heimzugs der Frau Venus — wie die Geiſtlichkeit die Frau Holde (Holle, Perchtha) nannte — in ihren Venusberg *) bei Eiſenach am ebeſten glauben. Bekanntlich war wie Iſis, ſo auch Venus eine Segelnde. (Ἀφροδιτη εὔπλοια nennt ſie Pauſanias Attic. 1, 3.). In Theben fertigte man Venusbilder aus Schiff-

*) Auch zu Waldſee in Schwaben, und in Baden bei Ufhauſen, unfern von Freiburg am Fuße des Schinberges, gab es Venusberge. Was die Sage von dem Letztern berichtet (Schreiber Taſchb. f. Geſch. I. S. 349.) lautet faſt übereinſtimmend mit der Mähre vom Tannhäuſer.

ſchnäbeln (Paus. Boeot. 16, 2.), denn die Göttin war ja aus dem Waſſer entſtanden.

Beachtenswerth findet Grimm, daß dieſes Schiff, welches wegen ſeiner heidniſchen Abkunft den Geiſtlichen ſo zuwider war, das aber im heidniſchen Cultus eine hohe Bedeutung gehabt haben mußte, weil die Ausrottung dieſes Brauches noch im ſpäten Mittelalter nicht gelingen wollte, — daß dieſes Schiff alſo in den Niederlanden von der Weberzunft auf den Schultern mittelſt Seilen gezogen, auch bewacht werden mußte. Daß die Weber dazu gezwungen werden mußten, gleicht ganz jener Nöthigung unverheiratheter Frauenzimmer zur Theilnahme am Pflugfeſte (ſ. S. 455), das in England dem Montag nach dem Dreikönigsfeſte zum Namen „Pflugmontag" (Plough Monday) verholfen hat. Wie dort das Pflügen wird hier das Weben mit dem Schiffen in Verbindung gebracht. Warum? darauf antwortet die Sprache, welche Weib (engl. wife) vom Weben (daher Weifen) und Schiff, Schaff, von ſchaffen, ſchöpfen, erſchaffen, ableitet. Daß Iſis eine Flachsgöttin war, bezeugt ſchon der von Juvenal ihren Prieſtern in Rom gegebene Spottname: *liningera turba*. Daß auch Venus eine Spinnerin (als Parze Urania), iſt bekannt genug. Daß gerade gegen das Frühjahr hin die „*terrea* navis" umhergetragen wurde, beweiſt deutlich den ſymboliſchen Charakter des Feſtes. Nicht auf Schifffahrt, ſondern auf Befruchtung der Frauen, Heerden und Aecker hatte dieſes Schiff Bezug, und ſollte an das oben S. 318 beſchriebene Schiff des Liebesgottes Freir mahnen, wobei ich auf S. 265 verweiſe, wo eine Wiege den Dienſt eines Schiffes verrichtete.

Eine ähnliche Ceremonie fand auch in Athen Statt,

und zwar zu Ehren der Weberin Athene. An ihrem Feſte, den Panathenäen, wurde ihr heiliger, von Jungfrauen gewebter Peplos zu Schiff auf die Akropolis geführt. Das Schiff, an deſſen Maſt er als Segel hing, bewegte ſich zu Lande — alſo gleichfalls eine „terrea navis“ — durch ein unterirdiſches Triebwerk, erſt zum Tempel der Demeter (der Erfinderin des Pfluges), um dieſen herum, am pelasgiſchen vorüber zum pythiſchen, zuletzt nach der Burg. Das Volk folgte in feierlich geordnetem Zug (Philostrat. vit. Sophist. II., 1.).

Da ſchon oben der Pflug auf das conjugium bezogen wurde, ebenſo die Spindel als eine andere Bezeichnung für das Weib gebraucht iſt, ſo wird das Schiff auch eine ſolche Bedeutung gehabt haben, daß es folgendes Wahrzeichen zu erklären vermag:

Im Cillerkreiſe der Steiermark liegt ein Ort Gornigrad (Oberburg), in deſſen Kirche hängt eine ungeheure Rippe, dergleichen jetzt kein bekanntes Landthier hat. Man weiß nicht, wenn ſie ausgegraben worden; die Volksſage ſchreibt ſie einer Heidenjungfrau zu, mit der Anmerkung, daß von dieſer Rippe alljährlich ein Tropfen abfällt, und der jüngſte Tag komme, wenn ſie ganz vertröpfelt ſeyn wird. (Wien. Lit. Ztg. 1813. Febr. S. 181.)

Daß die Rippe das Weib bedeutet, ſagt nicht bloß die Bibel, ſondern auch Artemidors (Oneirocr.) Traumregel: *αἱ πλευραι εἰσιν αἱ γυναῖκες*, und ein griechiſcher Mythus gibt dem „erſtgeſchaffenen Weibe“ (*Πρωτογενεία*) „den Rippenmann“ (*Πλευρων*) zum Vater. Was der Helene die Rippe (*πλευρα*) nannte, iſt dem Lateiner ein Becken (pelvis), und im Sanskrit ein Schiff (pleva). Darum alſo hatte Noah's Arche Samen von allen Thieren enthalten, damit die Schöpfung nicht untergehe. Jene Rippe iſt das Palla-

dium von Gornigrad, denn erſt am jüngſten Tage wird ſie zu tröpfeln aufhören; bis dahin wird die Gebärmutter in voller Thätigkeit bleiben. Ein ähnliches Palladium beſaß das ägyptiſche Theben, nämlich ein Schiff, wovon die Stadt den Namen hatte *), die Weltmutter Iſis die „Segelnde" (Pharia) wurde daſelbſt verehrt. Das deutlichſte Palladium dieſer Art befindet ſich in Nürnberg, und wird für das Wahrzeichen der Stadt gehalten, nämlich ein Frauenbild an einem Brunnen, aus deren Schamtheilen Waſſer fließt (Schramm p. 1233). Wem dieſe Symbolik noch nicht verſtändlich iſt, dem citire ich Jeſ. 48, 1., wo die Kinder Jakobs aus dem Waſſer der Sara hervorkommen, denn „Waſſer iſt das Bild aller Erzeugung" (ἡ θαλασσα — τῆς γενεσεως συμβολον Simplic. in Epicteti Enchiridion c. 12.), darum finden Iſaak (1. Moſ. 23, 13—20.), Jakob 1. Moſ. 26, 2—9. und Moſe 2. Moſ. 2, 15. die ihnen beſtimmten Bräute an einem Brunnen, Hagar wird am Brunnen ein Sohn verſprochen (1. Moſ. 16, 7—11.), Rebekka heißt ſelber nach dem Brunnen **), wie die Stammutter der Phönizier: Anobreth ***). Die Athenienſer wählten den Poſeidon zum Stadtgott, weil er ihnen einen Brunnen mit ſeinem Dreizack hervorſchlug. Der fauniſche Midas, deſſen Ohren fälſchlich für Eſelsohren gehalten wurden, nicht König, ſondern Nationalgott der Phrygier, baute ihnen zu Ancyra einen Brunnen.

---

*) *ΘΗΒΙ* (memphit.) *ΤΗΒΕ* (ſaitiſch): arca (Arche). Das gleichbedeutende תֵּבָה 2 Moſ. 2, 5. überſetzen die LXX: θηβη (Bunſens Aegypt. I. S. 524.)

**) Das Wort iſt aramäiſch, findet ſich daher in keinem hebr. Wörterbuch, ſondern im Talmud Tract. Thaanith Fol. 23.

***) Ain obereth: überſtrömender Quell.

Der Brunnen, den Iſaaks Knechte gruben, verſprach ihm zahlreiche Nachkommenſchaft (1. M. 26, 22), am Siebenbrunnen (**Beer Seba**) wird dieſes Verſprechen ihm wiederholt (1. M. 26, 23. 24). Darum mochte Juda nach der Buhlin Thamar, der Ahnfrau Jeſu (Matth. 1, 4.), am Doppelbrunnen (**Enaim** 1. M. 38, 21) gefragt haben. Was die Quellnymphe Aegeria den Römern, das war, wie ich ſpäter zeigen werde, Libuſſa den Böhmen, denn auch das heidniſche Europa hatte Quellendienſt, und viele Städte, wie Heilbronn (Heiligenbrunn*), haben ihren Namen davon. Die noch vom jetzigen Volksglauben gekannten Hungerbrunnen, deren Fließen in theurer Zeit baldiges Ende derſelben anzeigen ſoll, weiſen auf einſtige Waſſerorakel hin, die noch jetzt in Sagen fortwirken. Die Heiligkeit dieſes Elements kann aber nur in der, ihm zugeſchriebenen Leben und Fruchtbarkeit verleihenden Kraft den Urſprung haben.

*) Dieſe Etymologie iſt die allein richtige, denn erſtlich gab es nie in jener Gegend Heilquellen, zweitens wird dieſe Stadt in den älteſten Urkunden (Böhmes reg. Karolor. Nr. 740 a. 841.) Heilacprunno genannt; drittens läßt ſich's mittelſt der Analogie ſchließen, denn die Quelle, welche der Stadt Maulbronn (Roßquell, Roßbach, Marbach) den Namen gegeben haben mochte, hat nur durch ihre Heiligkeit die Gründung des Kloſters daſelbſt veranlaßt. Der unter allen Völkern Europas weitverbreitete Glauben an die Heiligkeit, folglich auch prophetiſche Kraft, der Quellen läßt ſich bis auf die Edda zurück verfolgen, auf den altnordiſchen Mimirsbrunnen, in welchen Odin ein Auge zum Pfande laßt, um Weiſſagungsgabe einzutauſchen, und auf den Urdarbrunnen unter der Welteſche, wo die Aſen zu Gerichte ſitzen, und welcher an den Saal granzt, aus dem die drei Schickſalsnornen kommen; endlich darf auch des Recht und Orakel ſprechenden Gottes Foſete prophetiſche Quelle auf der ihm heiligen Inſel Helgoland nicht überſehen werden. Auch die Quellen der Göttin Oſtra, welchen auch Zauberkräfte zugeſchrieben wurden, verdienen hier Erwähnung. Die meiſten früher von Feen und weiſen Frauen bewohnten Brunnen haben jetzt nur noch einem Marienbilde den ſtarken Beſuch und die Erhaltung ihres Rufes zu verdanken. Brünn verdankt dieſem Umſtand ſeinen Namen.

Selbſt die vielen **Wolfsbrunnen**, von denen der Schweinfurter und der Heidelberger die bekannteſten, ſcheinen in dieſem Rufe geſtanden zu haben. Oben wurde erinnert, daß das Begegnen des Wolfes für eine gute Vorbedeutung galt. Hier füge ich aus Grimm (S. 1093) bei: „Die Serbinnen nennen einen erſehnten Sohn **Vuk** (Wolf), weil ihm dann die Hexen nichts anhaben können. Auch den Griechen und Römern war *Λυκισκος*, **Lyciscus** von guter Vorbedeutung. Ahd. Gloſſen verdeutſchen **lyciscus** (das Thier) **wolfbizo** (Wolfsbiß) und vielleicht war auch **Wolfbizo**, an den der Wolf gebiſſen hat, der dadurch geſichert iſt, Eigenname. Vuk (s. v. **vukojedina**) meldet: wenn eine Schwangere von einem Lamme oder einer Ziege ißt, die der Wolf todt gebiſſen hat, ſo erſcheint am Kinde, das ſie zur Welt bringt, eine Wunde, die man **vukojedina**, d. i. **wolfbizo** nennt. Man ſchneidet auch am Lamm und an der Ziege den **Wolfsbiß** aus, räuchert und bewahrt ihn als heilkräftig. Unbegreiflich erſcheint es allerdings, daß ein ſo ſchädliches, gefürchtetes Thier, wie der Wolf, ein ſeinem Wirken ganz widerſprechendes Symbol abgeben konnte. Es findet ſich aber ein Analogon in dem Kraut „**Teufelsbiß**“ (**morsus diaboli**), wie eine Art der **scabiosa** heißt. Dieſen Namen führt es nicht nur in Deutſchland, ſondern auch in Dänemark (**diävels bid**), England (**devils bit**) und ſelbſt bei den Slawen (böhm. **certkus**, ruſſ. **djabolskae ukuschenie**), was auf die weite Verbreitung dieſer Symbolik ſchließen läßt. Den Namen hat dieſes Kraut davon, weil die Wurzel unten ſtumpf, wie abgebiſſen iſt. Oribaſius weiß, daß der Teufel mit dieſem Kraut ſolchen Unfug trieb, daß die Mutter Gottes ihm die Macht benehmen mußte. Ergrimmt **biß er die Wur-**

zel unten ab, und ſo wächst ſie noch jetzt. Wer ſie bei ſich trägt, dem können Teufel und böſe Weiber nicht ſchaden. (Grimm, S. 1163). Woran alſo der Wolf und der Teufel gebiſſen, das iſt vor böſen Einflüſſen geſchützt; der Göttin Ate, die ſo gern zu ſchaden ſucht, iſt damit ihr Antheil gegeben, und man iſt vor dem künftigen Ausbruch ihres Neides geſichert. So erkläre ich mir die guten Wirkungen, die man von dem Berühren bösartiger Weſen erwartet. Wenn der Wolfsbiß ſo heilſam iſt, daß ein Stück vom Wolfe ausgebiſſenes Fleiſch zum Talisman werden konnte, ſo wird unſtreitig ein Brunnen, aus welchem ein Wolf trinkend beobachtet wurde, ein günſtiges Vorurtheil erweckt haben. Dieſes iſt längſt im Volke vergeſſen, daher erſann man für die Benennung des Wolfsbrunnens in Schweinfurt folgendes Mährlein:

Vor mehreren hundert Jahren trug ſichs in einem ſehr ſtrengen Winter zu, daß zum obern Thor zu Schweinfurt ein Wolf herein kam, der ſich alsbald von einer Menge Menſchen verfolgt ſah. Er nahm ſeinen Weg in die erſte beſte Gaſſe und ſprang, als er ſich von allen Seiten umringt ſah, aus Angſt in einen Brunnen (!) Zum Gedächtniß erhielten Straße und Brunnen die Benennung Wolfsgaſſe und Wolfsbrunnen. Ueber letztern wurde ein Wolf in Stein gehauen aufgeſtellt, der noch zu ſehen iſt. (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 161.)

Daß die Gaſſe nach dem Brunnen benannt wurde, verſteht ſich von ſelbſt, nur dürfte das Bild am Brunnen eher als eine Empfehlung ſeiner Heilkräftigkeit, ſeines befruchtenden Waſſers — die Kinder holt ja der Storch aus dem Brunnen! — denn als Erinnerung an eines Wolfes Hineinſpringen in denſelben dort angebracht worden ſeyn. Wahrſcheinlich wird jener Brunnen die Anlegung der Stadt daſelbſt veranlaßt haben.

Wie unzuverläſſig die Schweinfurter als Ausdeuter ihrer Wahrzeichen ſind, beweist das am Balkon ihres Rathhauſes ausgemeißelte Schwein, da bekannt genug iſt, daß Schweinfurt urſprünglich (im 9ten Jahrhundert) Svvinfurt geſchrieben wurde, und ſeinen Namen davon hat, daß etwa zwei Jahrhunderte vor Chr. hier der Sueven (Suen) Furt über den Main geweſen. Aehnlich hat Frankfurt urſprünglich der „Franken Furt" (über den Main, veranlaßt durch Wittekinds Verfolgung von Karls d. Gr. Heer) geheißen.

Dem Heidelberger Wolfsbrunnen ſoll folgende tragiſche Begebenheit den Namen gegeben haben:

Der Hügel bei Heidelberg, auf dem jetzt das Schloß ſteht, wurde ſonſt der „Jettenhügel" genannt. Dort wohnte ein Weib, Namens Jetta, in einer Kapelle, von der man noch Ueberreſte geſehen, als Pfalzgraf Friedrich zum Kurfürſt erhoben worden war, und ein ſchönes Schloß (1544) baute, das der neue Hof hieß. Dieſe Jetta war eine berühmte Wahrſagerin, kam aber ſelten aus ihrer Kapelle, und gab denen, die ſie befragten, die Antwort zum Fenſter heraus, ohne ſich ſehen zu laſſen. Unter andern verkündete ſie in ſeltſamen Verſen: es wäre über ihren Hügel beſchloſſen, daß er in künftigen Zeiten von regierenden Fürſten, welche ſie mit Namen nannte, bewohnt und das Thal unter demſelben mit vielem Volk beſetzt werden ſollte. Als Jetta einſt nach dem Brunnen ging, der am Fuße des Geisberges, nahe am Dorfe Schlierbach, eine halbe Stunde von Heidelberg liegt, und trinken wollte, wurde ſie von einer Wölfin, die eben Junge hatte, zerriſſen, daher der Brunnen noch jetzt Wolfsbrunnen heißt. Nahe dabei iſt unter der Erde ein gewölbter Gang, vom Volk das Heidenloch genannt. (Grimm D. S. Nr. 138.)

Da bekanntlich von allen Völkern die gegneriſchen Nationen, mit denen ſie im Streite lebten: „Rieſen"

genannt wurden, an welchem Wort der Begriff des Dämoniſchen, nicht wie jetzt bloß der Begriff ungewöhnlicher Leibeslänge oder Stärke haftete, die deutſchen Stämme Rieſen: Jetten nannten, woraus die fortbildende Sprache ſpäter das Wort Heiden ſchuf, ſo wird die pfälziſche Jetta, die auch Grimm (S. 486 Anm. 5) aus **Eta**, **Eza** (ahd. ez, altſ. et Rieſe) ableitet, eine der vielen weiſen Frauen geweſen ſeyn, die in Deutſchland und Gallien an weiſſagenden Quellen ihre Orakel ertheilten. Der Name Heidenloch deutet auf eine Orakelhöhle, wie jene des Trophonius in Griechenland hin. Der Name wurde aber von der chriſtlichen Bevölkerung gegeben, die das Hinſtrömen der die Zukunft zu erforſchen ſtrebenden Heiden zur weiſen Frau mißbilligten, aber wegen der noch vorhandenen Mehrzahl der heidniſchen Bewohner jener Gegend ihrem Aerger nur in jenem Spottnamen: „Jettenbühl," „Heidenloch," Luft machen konnten. Zweifelsohne ſtand auch der Berg im ähnlichen Rufe, und wird alſo urſprünglich von den ſpottenden Chriſten, wegen der Zuſammenkünfte der die Seherin aufſuchenden Heiden daſelbſt „Heidenberg" geheißen haben. Als das Chriſtenthum alleinherrſchende Landesreligion geworden und alle an jener Stelle haftenden gehäſſigen Erinnerungen aus dem Gedächtniſſe des Volkes verſchwunden waren; erſt dann mochte die an dem ehemaligen Heidenberg oder Jettenberg *) erbaute Stadt den Namen Heidelberg erhalten haben. Die Gelehrten nehmen freilich an, die Stadt ſey nach den hinter den Waldungen des Gaisberges und hinter dem Schloſſe wachſenden Heidelbeeren (!) geheißen worden, und begründen ihre Meinung durch den Umſtand, daß

---

*) Auch in Heſſen und Baiern gab es Jettenberge (ſ. Grimm l. c.)

ſich auf einem alten Wappenſtein eine Abbildung des Berges mit Heidelbeerſtauden und zugleich eine Jungfrau befindet, welche einen Strauß von dieſer Frucht in der Hand trägt, und daß ferner der Löwe auf dem älteſten Stadtſiegel mit einem Heidelbeerkranz geſchmückt iſt. Allein ſchon das Schwein, als Schweinfurter Stadtwappen, hat oben (S. 483) die Unzuverläßigkeit ſolcher Berufungen auf Wahrzeichen erwieſen; und daß die Badenſer die Herleitung der Namen ihrer Städte ſich leicht zu machen verſtehen, davon gibt ihre Erklärung von „Mannheim“ den Beweis. Es ſoll ihrer Angabe zufolge ein Mannus, König der Deutſchen, dieſe Stadt in vorchriſtlicher Zeit erbaut haben. Aber aus Hegewalds Schrift „Mannheims röm. Vorz.“ wird man belehrt, daß der Ort noch im Jahr 764 Mannenheim geheißen hatte, nach dem „Mann im Hain,“ d. h. dem Schutzgeiſt des Waldes, der Platz war alſo geheiligt als naturwüchſiger Nationaltempel, als Götterhain.

Daß die Sage nicht einen Wolf, ſondern eine Wölfin mit Jungen als Urſache von Jetta's Tod am Wolfsbrunnen anführt, iſt gewiß kein müßiger Zuſatz. Man wird hier an die den Romulus und Remus unter der **Ficus ruminalis** ſäugenden Wölfin erinnert, an welchem Platz ſpäter Rom erbaut wurde; an die Gründung der Stadt Alba, wo eine Sau ihre Jungen warf; an die Gründung von Bremen, wo man — worauf das Stadtwappen anſpielt — eine Henne mit ihren Küchlein angetroffen hatte u. dergl. m. Sollte die weiſe Frau wirklich von einem Wolfe zerriſſen worden ſeyn, ſo dürfte man ihre Ueberreſte als Wolfsbiſſe (ſiehe S. 48) zu talismaniſchem Zwecke für die Erhaltung der hier zu erbauenden Stadt aufbewahrt haben; vielleicht

in dieſem Heidenloche; und das ſtarke Hinſtrömen der gläubigen Menge zu den Reliquien der Seherin möchte wohl zuerſt die Gründung einer Stadt hier veranlaßt haben, wodurch zugleich begreiflich würde, warum das Andenken an die Seherin Jetta und ihren Tod am Wolfsbrunnen mit der Urgeſchichte von Heidelberg in ſo enge Verbindung gebracht wurde.

Wie den Wolfsbrunnen, wird man auch den Fuchsbrunnen gleiche Heilkräfte zugeſchrieben haben. Das Durchtreiben von Füchſen durch die Saaten, um den Brand des Getraides zu verhüten (Ov. Fast. 4, 681 — 705, vergl. Richt. 15, 5), läßt vorausſetzen, daß der Fuchs nicht bloß als Talisman der Felder, ſondern auch der Heerden gedient haben wird. Des Wolfes talismaniſche Beziehung zu den Letztern beweist die Feier der römiſchen Lupercalien. Wolf und Fuchs ſind häufig mit einander verwechſelt worden*). Somit wäre Reinhartsbrunn nur eine Ueberſetzung von Wolfsbrunn, und die nachſtehende Sage — eben nur eine Sage und keine Geſchichte:

Als Ludwig, Landgraf von Thüringen, nach Rom zog und vom Papſte Buße empfangen hatte für ſeine und ſeines Weibes Sünde**), war ihm aufgelegt worden: der

---

*) Für unſern Zweck iſt nicht überflüſſig, hier daran zu erinnern, daß wie lupa nicht bloß Wölfin, ſondern auch Buhlin bedeutet (daher lupanar und Aphrodite λυκαινα), ebenſo βεσσαρις Füchſin und Buhlin; und volupes (wohllüſtig) ſtammt v. αλωπηξ, vulpes (Fuchs = Wulf, Wolf).

**) Ludwig ſtand nämlich im Verdachte, einen Nebenbuhler im Walde erſchlagen zu haben, wenn man nämlich einem thüringiſchen Volksliede, das jedoch nicht über das 14. Jahrhundert hinaufreicht, glauben darf, denn ein gleichzeitiger im 11. Jahrhundert lebender Chroniſt, ein Mönch des vom Ermordeten geſtifteten Kloſters Goßegk, läßt den Pfalzgrafen auf ſeinem Waidgehege von fremden Wildſchützen erſchlagen werden.

Welt zu entſagen und ein Kloſter zu bauen. Ohnfern der Schauenburg wohnte in einem Thale an einem ſtark ſtrömenden Born ein Töpfer Namens Reinhard (Fuchs.) Dieſer nahm nicht ohne ſtillen Graus allnächtlich unfern ſeiner Hütte zwei flackernde Lichter von wunderbarer Farbe inmitten des Thales wahr. Der heimgekehrte Graf ſah in dieſer ihm mitgetheilten übernatürlichen Erſcheinung ein Zeichen des Himmels, daß der von ihm gelobte Kloſterbau an dieſer Stelle ſtehen ſollte, und raſch gipfelte ſeine reumüthige Begeiſterung die Thürme der Abtei empor, die den Namen des Töpfers und des Brunnens erhielt. (Grimm D. S. Nr. 549.)

Urkundlich gründete aber ſchon Ludwigs Vater „der Bärtige“ ein Dörſchen Reinhardsbrunnen — muthmaßlich nach dem hier befindlichen im Rufe ſtehenden Fuchsborn — an der Stelle, wo ſpäter das Kloſter gebaut wurde. Folglich wird auch der Fuchs, welcher dem Brunnen den Namen gab, kein Töpfer geweſen ſeyn; man müßte etwa dabei ſich erinnert haben, daß der Leib des Menſchen ein Erdenklos, aus Lehm, folglich der Bildner deſſelben — oder doch die Urſache das Waſſer des Quells — ein Töpfer. Die beiden leitenden Lichter ließen ſich auf die Schönheit des einſamen Thales und die Nähe der Schauenburg beziehen, allein

---

Der Gattin Sünde war aber das vorgebliche Einverſtändniß mit ihrem Verführer geweſen. Die Erinnerung an den Tod des Pfalzgrafen trat wie ein drohendes Geſpenſt vor Ludwig und Adelheid, die ſich als die Veranlaſſung jenes Mordes betrachtete. Als nun, erzählt die Chronik weiter, Ludwig an einem Charfreitag ſeinen Tiſch mit Fleiſchſpeiſen beſetzt gefunden, habe die, ob ſolcher Sünde zur Rede geſtellte Hausfrau ihm erwidert: Wir haben noch größere Sünde begangen und nicht bereut. So lange dieſe nicht geſühnt iſt, mögen wir auch Fleiſch am Charfreitag eſſen, wir werden es dadurch nicht ſchlimmer machen. Der Graf, heftig erſchrocken, beſchloß nun, perſönlich in Rom für ſich und ſeine Frau Abſolution zu erbitten. Die vom Papſte Stephan auferlegte Sühne beſtand darin, daß nicht nur Ludwig ein Kloſter baue, ſondern auch Adelheid ein gleiches Werk ſtifte.

in der Nacht leuchten ſolche Lichter nicht, und ſo wäre man zu der Vorausſetzung gezwungen, daß der Brunnen des „Schauens" (Beer Roi 1. Moſ. 16, 14), welcher den Hebräer veranlaßte, Quell und Auge mit Einem Worte (gain, wovon γένω, gigno) zu bezeichnen, die Etymologen fons (Quell) v. φαίνω (leuchten) herzuleiten: zeugen, ſäen für: zeigen, ſehen laſſen) zu ſagen; alſo der Quell der Erkenntniß — wie es ja auch einen Baum der Erkenntniß mit befruchtenden Liebesäpfeln im Paradieſe gab — auch eine in Deutſchland gekannte Hieroglyphe geweſen ſey. Ludwig iſt demnach ebenſo wenig mit dem Töpfer und dem Brunnen in Verbindung gekommen, als er den Sprung aus dem Fenſter des Schloſſes Gibichenſtein in die Saale jemals unternommen hat. Kein gleichzeitiger Chroniſt weiß etwas von dem tollkühnen Sprung. Sein Prädikat: „der Springer" verdankt er lediglich der Unwiſſenheit Chronikenſchreibender Mönche. Ludwig, wie ſein Vater, werden ſaliſche Grafen genannt, weil ihr Geſchlecht den ſaliſchen Franken entſtammte. Ein ſpäterer Chroniſt, dem die ſpecielle Bedeutung des Wortes Salius unbekannt war, griff nach der generellen deſſelben und machte daraus den „Springer." War einmal das Wort in dieſer Bedeutung erfaßt, ſo fand ſich die Sage von ſelbſt dazu. Dann nannte man ihn weiter fortgehend „saltator," was eigentlich nicht einen Springer, ſondern einen Tänzer bedeutet. Der erſte Chroniſt, welcher Ludwigs salto mortale erzählte, iſt der ſogenannte „Erfurter Mönch," der 350 Jahre ſpäter als Ludwig lebte. Eine ſo wunderbare Begebenheit wäre den gleichzeitigen Geſchichtſchreibern, die noch dazu in Ludwigs Nähe lebten und perſönlich mit ihm in Be-

rührung kamen, gewiß erwünſcht geweſen und ihnen auf keinen Fall entgangen.

Nach dieſer kleinen Abſchweifung vom mir geſteckten Ziele knüpfe ich den abgeriſſenen Faden meiner Beweisführungen für die Identität der Begriffe „weben" und „ſchöpfen" oder „Spindel" und „Brunnen" wieder an. Es ſtimmen nämlich viele Volksſagen darin überein, daß ſie Seejungfern Spinnſtuben beſuchen laſſen, die ſich aber jedesmal pünktlich um Mitternacht entfernen. Ein Schulmeistersſohn, der ſich in dieſer Geſellſchaft ſehr wohl fühlte und den Zeiger der Uhr abſichtlich verrückte, damit die geiſterhaften Weſen noch eine Stunde länger bleiben möchten, mußte es am folgenden Tage mit dem Tode büßen. Von wem die Urſache deſſelben ausgegangen, konnte nicht zweifelhaft bleiben, da gleichzeitig auf der Oberfläche des benachbarten Fluſſes drei Blutflecken ſichtbar waren. (Grimm, D. S. Nr. 306.)

Der ſogenannte Hollenzopf oder Wichtelzopf, der Alpzopf oder Trutenzopf, Weichſelzopf, ſo genannt nach Frau Holle, der häßlichen, langnaſigen, großzahnigen Alten, mit ſtruppigem, engverworrenem Haare, die das Sprichwort veranlaßte: „Er iſt mit der Holle gefahren," um einen Mann zu bezeichnen, deſſen Haar ſich unordentlich wirrt und ſträubt, wahrſcheinlicher aber, weil ſie Haar oder Flachs verwirrt, wenn er zur Dreikönigsnacht — oder Faſtnacht, wenn ſie heimkehrt — nicht abgeſponnen iſt; der Hollenzopf, in Niederſachſen Elfklatte (Brem. Wtb. I. S. 302), in Dänemark Marelok, in England elflocks genannt*), hat Beziehung auf das Verfilzen des Flachſes, denn ein Mädchen, das der Holle ihre e i n J a h r l a n g n i c h t g e k ä m m t e n

*) Das Zeitwort elf bedeutet bei Shakeſpeare (Lear II, 3.) die Haare verfilzen.

Haare auskämmte, kämmte aus ihren Locken Perlen und Edelſteine (Kinderm. III., 44). Dieß bedeutet doch nichts anders, als: Flachsbau bringt Segen, oder da von Haaren die Rede iſt, welche das ganze Jahr nicht gekämmt wurden, ſo möchte das Kämmen Leibesſegen zur Folge haben, alſo hier jenen Sinn beherbergen, der die Griechen veranlaßt hatte, den Kamm der Liebesgöttin zu weihen, weil dieſer Kamm bei zu häufigem Gebrauch dem Mann alle Haare aus dem Kopfe kämmt*). Davon wußte die Sprache, indem ſie „kämmen" (πέκω) und „ſündigen" (pecco, i. e. pro-*pago* fortpflanzen) mit Einem Worte bezeichnete, ſo daß pecten (Kamm) und peccatum (Sünde) aus Einer Wurzel abſtammen. Der Spötter Juvenal zielt (6, 370) darauf hin. Daher ſpielte die κτείς (der Kamm, wörtl. Spalte v. κτείνω) in den von den Matronen gefeierten Thesmophorien eine ſo wichtige Rolle.

Um wieder auf beſagten Zopf der Frau Holle zurückzukommen, ſo muß ich hier nachträglich bemerken, daß der Graf von Henneberg ihn in ſein Wappen aufgenommen hat. Als Beweggrund erzählt man folgende Sage:

Einſt ſpielten zwei Grafen von Henneberg mit einander Kegel; ſie veruneinigten ſich mit einander, und zwar ſo heftig, daß der eine Bruder den andern erſchlug und

*) Der Kirchenvater Clemens Alexandrinus ſagt es klar und deutlich, daß der Kamm die Mutterſcheide bedeute κτεὶς γυναικεῖος ὂς ἐστιν ἐυφὴμος καὶ μυστικῶς εἰπεῖν, μοριον γυναικεῖον Protr. pag. 14.) Im Pallaſt degli Uffici zu Florenz, welchen Cosmo I. erbaute, befindet ſich eine Venus, die, mit einem Kamm bewaffnet, auf Amors Haupt Läuſe ſucht. Dahin führt das Mißverſtändniß und die Unkenntniß der Bilderſprache der Alten!

darauf das Weite ſuchte. Ein Fuhrmann, zu dem der Flüchtige ſich unterwegs geſellte, barg ihn auf ſeinem Karren und nahm ihn mit nach Frankfurt. In dieſer großen Handelsſtadt lernte der junge Graf einen Kaufmann aus Moskau kennen und folgte dieſem in ſeine ferne Heimath. Der Kaufmann hatte eine ſchöne Tochter, in dieſe verliebte ſich der Graf und verſprach ihr die Ehe, ſobald er in ſein Vaterland werde zurückkehren dürfen. Die Zeit kam auch wirklich herbei, denn die Kunde gelangte bis nach Moskau, daß der Graf nichts mehr daheim zu fürchten habe, weil ſein Vater geſtorben und er alleiniger Erbe des Henneberg-Schleuſinger Landes ſey. So zog der Graf von dannen, ward aber durch ſeine Verwandtſchaft daheim gezwungen, eine ſtandesmäßige Verbindung einzugehen. Da die Kaufmannstochter in Moskau ohne Nachricht geblieben war, ſo machte ſie ſich mit vielen Schätzen auf, und kam in des Grafen Heimath. Ueberall hörte ſie feſtliches Glockengeläute und erfuhr auf Befragen, daß ihr Verlobter heute Hochzeit mache. Vor Schmerz riß ſich die Betrogene ihren ſchönen Zopf aus, und ging, — ſie, die zweifelsohne als Ruſſin einer andern Kirche angehörte! — ins Kloſter nach Troſtſtadt. Von ihrem Gelde ließ ſie Brücken bauen (vergl. S. 273) und begabte zwei Klöſter. Nachher hat der Graf ſeine Reue dadurch bewieſen, daß er ihren Zopf als Helmzier ſeinem Wappen einverleibte. (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 266.*)

Ich will die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung auf ſich beruhen laſſen, obſchon ich geneigt wäre, im Henneberg'ſchen Zopf einen Talisman zur Fortdauer jenes gräfl. Geſchlechtes zu erkennen, und zwar aus nachſtehend angeführtem Grunde.

Ein armer Schäfer, der am nächſtfolgenden Tage ausgepfändet werden ſollte, weidete an den Ruinen einer

*) In Bechſteins thüring. Sagenſch. III. S. 230 ff. ſind noch zwei andere Zopfſagen aufgenommen.

Burg, da ſah er im Sonnenſchein an der Schloßthüre eine *weiße Jungfrau* ſitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen *Knoten*, die ſollten in der Sonne *aufklinken*. Er nahm ſie in die Hand, beſah ſie und legte ſie wieder hin. Es waren ihm *ein Paar Knoten in die Schuhe gefallen*, die drückten ihn auf dem Heimweg, da ſetzte er ſich, zog den Schuh ab und wollte ſie herausſchütteln. Als er hineingriff, fielen ihm ſechs *Goldkörner* in die Hand. Er wollte zur Burg zurück, die Jungfrau war aber mit den Knoten verſchwunden, doch konnte er ſich ſchuldenfrei machen und ſeinen Haushalt wieder einrichten. (Grimm D. S. Nr. 10.)

Mit dieſen in *Goldkörner* ſich *verwandelnden Flachsknoten im Schuh* vergleiche man nun nicht bloß die obenerwähnte Sitte, für das Roß, des den Ackerbau beſchützenden Odin oder Wuotan Haferkörner in einen Schuh zu legen, ſondern auch den in der Altmark herrſchenden Brauch, daß *die zur Trauung gehende Braut in ihre Schuhe einige Getraidekörner legt, weil dieß die Fruchtbarkeit des Feldes* bewirken ſoll. (Temme, Sagen der Altm. S. 74). Was aber hat die Braut und ihre Trauung mit dem Erndteſegen für einen Zuſammenhang? Nur Leibesſegen kann hier gemeint ſeyn, das Saatkorn iſt der Menſchenkeim, die Schuhe mahnen an die von der „Fülle" aufbewahrten Schuhe der Frigg oder Freia, die wir oben für das Sinnbild des Weibes erkannt haben. Mithin iſt es deutlich genug, daß der Flachs der Frau Holle nicht blos auf den Flachsbau und die Fruchtbarkeit des Erdenſchooßes, ſondern auch des Mutterſchooßes Bezug habe.

Aber um nicht in Hypotheſen mich zu vertiefen, will ich vom Henneberg'ſchen Zopf zu dem *Goldzopf* des Gottes Heimdalr übergehen, weil dieſer uns nicht nur

die vorige, ſondern auch die nächſtfolgende Sage klar machen ſoll. Ich erinnere zuvörderſt daran, daß die Nachtgöttin Nött ein Roß reitet, welches, weil von ſeinen Mähnen Thau trieft, Hrimfari heißt. Da nun Heimdalr der Mondgott iſt, ſo wird Jedermann leicht errathen, warum ſein Pferd Goldzopf (Gullentoppr) genannt wird; denn wie der Regen — man denke hier an der Danae Befruchtung durch Zeus, der das Prädicat: Ackerbauer (γεωργος) führt — iſt auch der Thau wahres Gold. Frau Holle, als Nachtgöttin, iſt folglich auch Thauſpenderin, der Thau befruchtet, indem er befeuchtet. So hätten wir die vielen Mährchen und Sagen von Mädchen, die am Brunnen ſpinnen und deren Rocken in den Brunnen fällt (Kinderm. II. Nr. 24. III. S. 42. Reynizſch, über Truten S. 128 — 131. Naubert, Volksſ. I. S. 136 — 179 u. a. m.), nicht erſt zu deuten nöthig, und ſetzen nur die folgende ihrer beſondern Wichtigkeit wegen hieher:

In Salzwedel erzählt man ſich folgende Begebenheit, die ſich in einem Dorfe der Umgegend zugetragen haben ſoll. Dort lebte eine arme Wittwe mit ihrer einzigen Tochter, Namens Marie. Die Mutter konnte wegen Kränklichkeit nicht mehr arbeiten. Das ſchadete aber nicht, ihre Tochter war die beſte Spinnerin, ſie konnte täglich drei Stück Garn ſpinnen, und ihr Faden war doch der feinſte. Dadurch ernährte ſie ſich und ihre Mutter. Sie hatte aber einen großen Fehler, ſie war vergnügungsſüchtig; bei jedem Spektakel, bei jedem Tanze mußte ſie zugegen ſeyn. Alle Ermahnungen fruchteten nichts. Beſonders im Spätherbſt und im Winter ging die Luſt des Mädchens los, wenn das junge Volk im Dorfe zum Spinnen zuſammenkam. Es wurde mehr getollt als geſponnen. Anſtatt zur beſtimmten Zeit auseinander zu gehen, wurde es immer ſpäter, und Marie kam immer die Letzte zu Hauſe an. Am Marientag, als Marie wie-

der in die Spinngeſellſchaft ging, ſagte die Mutter: verſprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht zu Hauſe eintriffſt. Heute iſt unſerer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorſam gegen ihre Eltern ſind, werden ſie ſogleich beſtraft. Marie gelobte: ſie wolle gewiß nicht wieder ſpielen, ſo wahr der Mond am Himmel ſtehe. Mit dieſem Verſprechen nahm ſie ihr Rad und ging. Sie hatte aber kaum eine Stunde geſponnen, als draußen Geſang und Muſik laut wurde und die jungen Burſche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden auf die Seite geworfen, Alles tanzte und ſprang. Marie wollte zwar Anfangs nicht mittanzen, aber die Muſik und die Bitten der Burſche drangen tiefer in ihr Herz als das Verſprechen, das ſie ihrer Mutter gegeben. Es war ſchon lange Mitternacht vorüber, als man ſich endlich zum Auseinandergehen anſchickte. Die Muſik mußte ſie aber noch auf die Straße begleiten, und als ſie an dem Kirchhofe vorbeikamen und deſſen Thüre offen fanden, da ergriffen die Burſche die Mädchen und zogen ſie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von Neuem losging. Marie hatte ihr Verſprechen ganz vergeſſen und ſprang luſtig mit im hellen Mondſchein. Ihre Mutter ſaß unterdeß unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf die Tochter. Da hörte ſie plötzlich aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhof. Sie konnte ſich nicht mehr halten, ſie folgte dem Lärm. So kam ſie auf den Kirchhof, wo ſie ihre Tochter mitten unter den Springenden ſah. Der Anblick zerſchnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, ſofort mit ihr nach Hauſe zu gehen. Das Mädchen aber erwiederte ihr: „Ei Mutter, der Mond ſcheint noch ſo helle! Geh' du nur, ich komme bald.“ Da ſah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. „Ich wollte, ſagte ſie, das ungerathene Kind ſäße im Monde und müßte da oben ſpinnen!“ Die Worte hatte ſie kaum geſprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verſchwunden und man ſah ſie, mit ihrem Rade in der Hand, raſch wie einen Blitz dem Monde zufliegen. Im Monde ſitzt ſie noch und ſpinnt; wenn er ganz hell ſcheint

kann man ſie deutlich ſpinnen ſehen. Sie ſpinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbſtzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt ſie dann und treibt ſie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen ſie Marienfädchen. (Temme Volksſ. d. Altmark Nr. 49. nach den Akten des Altmärk. Vereins f. Geſchichte.)

Dieſes Mährchen bedarf keines Commentars, es commentirt ſich ſelbſt. Nur daran muß erinnert werden, daß der Erzähler die tanzluſtige Spinnerin abſichtlich Marie nannte, um die Marienfädchen zu erklären. Dachte er vielleicht auch an das Geſtirn Marirock? (Marienrocken = Frigg's Rocken?) oder an die Himmelfahrt Mariä, weil eben in der dieſem Feſttag folgenden Nacht auch ſeine Spinnerin ihre, obwohl unfreiwillige, Auffahrt hielt? Dann wäre erlaubt, den Tanz auf dem Kirchhof als den Tanz oder Umkreis der Geſtirne am Horizont zu deuten. Oder ſind hier die Seelen der Todten, welche als Sterne an den Himmel verſetzt werden (Grimm S. 790), gemeint? Ich erinnere hier zugleich an das nächtliche Tanzen der Elfen (vergl. S. 161) auf Kirchhöfen. Daß Maria ſchon frühzeitig von einigen Gliedern der orientaliſchen Kirche mit der Mondgöttin oder „Himmelskönigin" verwechſelt wurde, beweiſen die von der Secte der Philomarioniten oder Kollyridianer (von *κολλυϱις* Kuchen) ihr nach dem Beiſpiel der Syrer (Jer. 7, 18) dargebrachten Mondkuchen, mittelſt deren die Göttin bewogen werden ſollte, den Frauen Leibesſegen zu ſpenden, daher auch nur Frauen dieſe Fladen, welchen wahrſcheinlich auch, wie auf den Iſisbrödchen, die Figur des weiblichen Gliedes aufgedrückt war*),

*) *ποπανα πολυομφαλα.* Clem. Al. Protr. p. 14. Die Böhmen und Polen haben für Weib und Kuchen Ein Wort: baba.

darbrachten. Eine dieſem Mondkuchen*) ähnliche Beſtimmung werden urſprünglich wohl auch Frau Berchtha's Klöſe, der ſüße Brei der weißen Frau von Neuhaus, und die in der Mittewinternacht der Freia gebackenen Kuchen mit des Ebers Bild, endlich auch die Butterzöpfe der Chriſtnacht, in welcher Holle ihren Umgang hält, gehabt haben.

Daß der der Mondgöttin dargebrachte Kuchen (libum), wie der bei keiner Vermählungsfeier vermißte Hochzeitkuchen auf die Küchlein (liberi) anſpielen ſoll, welche ſich die Bruthenne wünſcht, iſt klar; weniger deutlich wäre aber ſeine Beziehung zum Monde, wenn man nicht an den Thau, als den Vermittler zwiſchen dem Monde und der Erde, dächte, deren Fruchtbarkeit allein es möglich macht, den Dank dafür in Kuchenform darzubringen. Auch hier wurde das Saatkorn ein Symbol des thieriſchen Keims, und das Gedeihen der Familie und der Heerden wurde, wie der Erndteſegen, auf den Mond zurückgeführt.

Daß man eine ſtarke Vegetation vorzugsweiſe dem Monde, d. h. dem von ihm ausgehenden Thau, verdanke, ſagt uns folgendes Mährchen:

Im Monde ſteht ein Mann, der hat einen Kohlſtrauch in der Hand. Dieſer wollte gern am Chriſtabend (in jener der Freia=Holle geweihten Nacht) Kohl eſſen; und weil es nun das ganze Jahr über Glück bringt, ſtahl er ihn, obgleich es Gott ausdrücklich verboten hatte. Zur Strafe dafür ward er nach ſeinem Tode in die Sonne geſetzt. Da war es aber gar zu heiß, ſo daß er es nicht aushalten konnte. Darum bat er den lieben Gott: er möge ihn von da fortnehmen. Das geſchah auch, und,

---

*) So konnten ſie ſchon deshalb heißen, weil ſie bei einigen Völkern mondförmig waren (Creuzer II. S. 139.)

nun kam er in den Mond, wo ihr ihn beim Vollmond noch mit ſeinem Kohlſtrauch in der Hand ſehen könnt. (Kuhn Märk. Sag. Nr. 130.)

Auf Silt in Ditmarſchen erzählt man: Der Mann im Monde ſey ein Schafdieb geweſen, der mit einem Kohlbüſchel fremde Schafe an ſich gelockt*), bis er zur ewigen Warnung für Andere in den Mond verſetzt worden ſey, wo er noch immer ſeinen Kohlbüſchel in der Hand hält. (Müllenhof Nr. 583.)

Da die Hellenen für *Kuchen* (λαγανον) und *Kohl* (λαχανον) Ein Wort haben, Beide von derſelben Wurzel (λαγνος, *geil*) ſtammen, ebenſo ein *Kohlſtengel* (καυλος) ihnen zugleich den *Priap* bedeutete, deſſen Bildniß die Römer in Kohlgärten ſetzten**), ſo ſieht man klar, daß alle dieſe Bilder auf die vom Mond ausgehende Fruchtbarkeit anſpielen.

Nur zur Nachtzeit konnte Actäon Dianen im Bade überraſcht haben. Daß ſie ſich aber nur in *Thau* gebadet, beweist die Wirkung der auf ihren Liebhaber geſprengten Tropfen. Er wurde in einen Hirſch verwandelt. Dieſes Thier, das feuchte Orte aufſucht (Pſ. 42, 2), iſt darum ein Symbol des Thau's. Die Edda

*) Der Sinn ergibt ſich aus folgender von Kuhn (in Haupts Ztſch. f. d. Alt.) gegebener Notiz: „Im Oſten der Mittelmark bei Fürſtenwalde und in Wendiſch-Buchholz ſagt man, *wenn in den Zwölften der Flachs nicht abgeſponnen*, ſo komme die Murawe und beſudle ihn, wer in den Zwölften ſpinnt, *deſſen Schafen bringt ſie die Drehkrankheit*.“ Murawe iſt die ſlawiſche Todesgöttin Morana oder Morzana, die wir in der nächſtfolgenden Zelle kennen lernen werden. Sie alſo die weiße Frau und wilde Bertha, Frigg mit dem Rocken — Friggs Rocken iſt das Geſtirn, welches in Orions Gürtel ſich befindet, und auch die „drei Könige“ heißt, Orion iſt bekanntlich den Griechen der „wilde Jäger“ — die den Lebensfaden abſchneidende Parze, daher muß in den Zwölften, wo das Jahr ſtirbt, die kürzeſten Tage ſind, der Flachs abgeſponnen ſeyn.

**) Caulis (Kohl) hat bei Celſus ebenfalls priapäiſche Bedeutung.

läßt vom Geweih des Hirſches Eiktyrnir Thau herabtriefen. In Athen, wo das Pandroſium (δροσος Thau) ſtand, wo die Thaugöttin Herſe verehrt ward, dort war der Hirſch auch der Stadtbeſchützerin Athene Symbol. (Creuzer II. S. 731.) Ellops, im Namen der Hirſch, der Enkel der Thaunymphe Herſe, war ein Sohn deſſelben Tithon, den die Morgenröthe (Eos) entführt hatte (denn die erſten Strahlen der Morgenſonne lecken den Thau weg). Eine Hindin (Hirſchkuh) der Morgenröthe kennt auch der Pſalmiſt (22, 1). Das Verhältniß des Hirſches Actäon zur Mondgöttin Diana erklärt auch ihre Vorliebe für ihre Prieſterin Iphigenie, an deren Stelle eine Hirſchkuh geopfert wurde. Nicht die Jägerin Diana hatte Actäon geliebt, ſondern die Mondgöttin, darum kömmt auf Münzen (Vaillant Num. Imp. p. 277) der Hirſch auch neben der Juno vor, die keine Jägerin, wohl aber Mondgöttin war, die an jedem Neumond, wie Frau Hertha im Jungbrunnen Parthenion badend, wieder Jungfrau wird. Der Mondgöttin Iſis hielt der Cultus heilige Hirſchkühe (Aelian. X, 23). Die befruchtenden Gangaſtröme waren aus dem Thau entſtanden, der ſich an der indiſchen Mondgöttin Finger gelegt hatte, als ſie mit dieſen die Augen Schiwa's, ihres Gemahls, des verzehrenden Sonnenfeuers, bedeckt hatte, denn nur Nachts entſteht der Thau. Ganga wird bekanntlich mit dem Halbmond auf dem Kopfe abgebildet. Dieſe Beziehung des Hirſches, deſſen Name ſchon an den Thau erinnert*), zum Waſſer, läßt auch das Vorkommen ſei-

*) Hirſch und Thau bezeichnet der Hellene durch das Eine Wort δροσις; auch hieß er δορκάς nach dem glitzernden (δέρκω) Thau, auſſerdem προξ, wie der Thau πρωξ.

nes Bildes an *Taufbecken* der alten Kirchen, und die vielen in Legenden den Heiligen erſcheinenden Hirſche mit Crucifixen zwiſchen den Geweihen, begreiflich finden. Aber auch die deutſche Sage erzählt von der Sehnſucht des Hirſches nach der Quelle:

Vor langer Zeit war die Gegend, wo jetzt der dritte Stadttheil von Schleswig, der Friedrichsberg liegt, mit Geſtrüpp und Holz dicht bewachſen. Einige Hirten und Jäger ſammelten ſich jedoch nach und nach um eine Quelle, und es entſtand ein Dorf. Eines Tages aber verſiegte die Quelle. Die armen Leute ſtanden nun rathlos da, denn weit und breit war ſie die einzige geweſen. Da ging ein Jäger Nachts in den Wald, um, er wußte nicht wie, Abhülfe zu ſchaffen. Nach langem Suchen ſah er ganz nahe plötzlich einen *weißen Hirſch mit goldenem Geweih*. Schon legt er an, als Mitleid ihn beſchleicht, er die Büchſe abſetzt und nach Hauſe geht. Am andern Morgen fand man das *goldene Geweih bei der Quelle*. Den Hirſch aber hat Niemand geſehen. Jetzt konnte man den ſtattlichſten Brunnen bauen, der noch jetzt *Hirſchhornbrunnen* heißt, der das ſchönſte Waſſer in Friedrichsberg gibt, das vor Zeiten auch heilkräftig war. (Müllenhof, Schleswig ꝛc. Nr. 122.)

Das goldene Geweih ſollte unſtreitig den hohen Werth des glitzernden Thau's bezeichnen, rückſichtlich ſeines Ein-

---

Herſe (ἕρση), die Thaugöttin, erinnert im Namen an den in der Geſtalt dem Thau ähnlichen *Hirſe* (engl. hirse, ſchwed. hers), und dieſer wieder an den *Hirſch*. Aber eben weil der Thau ein Geſchenk der Mondgöttin, darum hieß Aphrodite: die Hirſefrau (Κεγχρεις), und weil der Thau das Naß, darum war „Hirſe" (Κεγχρεύς) ein Sohn Neptuns (Diod IV, 74.), und eines andern *Hirſe*manns (Κεγχριας) Mutter war in eine *Quelle* verwandelt worden. (Paus. Cor. II, 3.) Hier drängt ſich von ſelbſt die Frage auf, ob nicht die ſächſiſche Sitte, in den Zwölften Hirſe zu eſſen, ſich auf das ehemalige Baden der Frau Hertha oder Holle um jene Zeit beziehe?

fluſſes auf die Fruchtbarkeit, denn in welchem andern Sinne hieß die aus dem Waſſer entſtandene Liebesgöttin die „Vielgoldene“? (*Αφροδιτη πολύχρυσος* bei Heſiod). Man denke hier daran, daß eben am Feſte dieſer Göttin der reiche Crösus (im Namen der Goldene *Κροισος = χρυσος*) geboren ward, und daß Midas, dem Ameiſen ſchon in die Wiege Getraidekörner brachten, Alles, was er berührte, in Gold verwandelte.

Das Bad der Diana bedeutete alſo — ich wiederhole es — wie das Bad der Hertha und Juno, das Baden der Himmelskönigin im Thau. Dieß geſchieht zwar allnächtlich, aber ſeine eigentliche Bedeutung erhält dieſes Bad im eintretenden Frühling oder auch in der Chriſtnacht, wo die Grenzſcheide der alten und neuen Zeit ſich befindet, und wo der Landmann nach Zeichen umblickt, die ihm die Witterung des künftigen Jahres deuten ſollen. In Gamberg und der Umgegend glaubt man, daß während der Chriſtmette die Aepfelbäume blühen, abblühen und Früchte tragen (Schnezler, Bad. Sag. II. S. 634).

Von der Frau Holle (richtiger Holde), die nordiſche Huldra, unter welchem Namen nach den von Grimm geſteckten Grenzen ihres Gebiets, die Naturgöttin in Heſſen, Thüringen und im Voigtlande am bekannteſten war — denn Schwaben, die Schweiz, Baiern, Oeſtreich (? wie wäre dann die Stadt Hollabrunn zu deuten, die an den Heſſiſchen Hollenteich erinnert?), Nordſachſen und Friesland kennen ſie nicht — heißt es, daß ſie auf dem nach ihr genannten Hollenteich, auf dem Meisner Berge, vier Stunden von Caſſel, ſich zuweilen als ſchöne weiße Frau zeige, daß ſie in dem benachbarten Hollenbad bade. Weiber, die in ihren Brunnen ſteigen, werden frucht-

*bar**), wie Barth (Altd. Rel. I. S. 125), jedoch ohne Quellenangabe, verſichert.

Aus Holla's Brunnen) kommen die Kinder.**

Auf dem Habermarkte in Flensburg ſteht ein alter ſteinerner Brunnen, der die Grönnerkeel heißt. Sein klares reiches Waſſer fällt aus vier Hähnen in ein weites Becken und verſorgt einen großen Theil der Stadt. *Die Flensburger halten dieſen Brunnen ſehr in Ehren, denn in dieſer Stadt bringt nicht der Storch die kleinen Kinder, ſondern ſie werden aus dieſem Brunnen aufgefiſcht.* Dann erkälten ſich die Frauen dabei, und darum müſſen ſie das Bett hüten. (Müllenhof Nr. 124.)

Auf der Straße von Schweinfurt nach Königshofen ſteht das *Lindenbrünnlein*, aus ihm ſchöpfen die Ammenfräulein in ſilbernen Eimern die kleinen Kinder, und ſeine Fluth iſt nicht Waſſer, ſondern Milch. Wenn die Kleinen zu dieſem „Kindsbrunnen“ kommen, ſo ſehen ſie durch das Loch des Mühlſteins hinab auf ſein ſtilles Waſſer, das ihnen das eigene Bild zurückſpiegelt und glauben dann ein Brüderchen oder Schweſterchen erblickt zu haben, das ihnen recht ähnlich ſieht. (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 174.)***)

*) Dieſer Glaube findet ſich bei allen Völkern und zu allen Zeiten vor. Die indiſche Göttin Parvati war im Bade ohne vorheriges Zuthun eines Mannes fruchtbar geworden, und hatte den Ganeſa geboren, auf gleiche Weiſe war der chineſiſche Fo, waren Buddha, Zoroaſter (Zerduſcht) ꝛc. entſtanden. Die Mütter dieſer Männer verdankten ſämmtlich dem Bade, daß ihre Unfruchtbarkeit von ihnen genommen wurde.

**) Die ältere Form v. Brunnen, *Born*, mahnt, wie das nord. björn, an ge-*bären*, Bärmutter. Ebenſo ſtammt φρέαρ (Brunnen) v. φρεω = φέρω, fero, Frucht tragen, κρήνη (Quell) v. κραω, creo, ſchaffen, erſchaffen.

***) Noch ſieht man auf dem Rammelsberg bei Goslar einen „Kinderbrunnen“ angeblich von den Zwillingsknaben ſo genannt, mit welchen eine Frau an demſelben niedergekommen war. Auf dieſem Brunnen ſtehen zum Andenken an jene Begebenheit zwei in Stein gehauene Kinder. (Grimm D. S. II. S. 165.)

Daß der Storch die Kinder aus dem Brunnen hole, iſt vielleicht mit der Zärtlichkeit dieſes Vogels für ſeine Jungen zu erklären, daher auf Bildwerken der Inder (bei N. Müller Gl. W. u. Kunſt d. Hindu Tab III. Fig. 103) die Erdgöttin, als Nährmutter aller Weſen, den Storch auf der Hand trägt. Noch jetzt ſieht man es gern, wenn dieſer Vogel auf kirchlichen Gebäuden, Rathhäuſern ꝛc. ſein Neſt baut, denn man betrachtet ihn als lebendes Wahrzeichen des Fortbeſtands des Ortes.

Holde wandelt ſich aber auch in die Unholde um. Nicht nur bringt ſie die Kinder aus dem Brunnen, ſie zieht ſie auch in ihren Teich; ſie lockt — wer kennt nicht Hulda, das Donauweibchen? — manchen ſchmucken Ritter zu ſich in ihr feuchtes Bett. Als Wolfdietrich Nachts im Walde an einem Feuer ſaß, nahte ſich die rauhe Elſe (Elfe?) und entführte den Helden in ihr Land. Sie war eine Königin. Im Jungbrunnen badend, legte ſie ihr rauhes Gewand ab und hieß dann Frau Sigeminne, „die ſchönſte über alle Lande.“ Vergleicht man damit, was die Schweden von ihrem Heilbrunnen erzählen, deren Kraft ſie weißen Schlangen (Hygieen) zuſchreiben, welche von ſchönen, am Ufer ſitzenden Jungfrauen — was aber nur alle hundert Jahre einmal geſehen werden kann — den Beſuchern der Quelle gezeigt werden (Grimm, S. 554 Anm.), ſo wäre der Urſprung der Fee Meluſine, trotz ihrer behaupteten keltiſchen Abkunft, entdeckt.

Ich gebe hier die Geſchichte der Meluſine aus den Chroniken von Poitou (Paris 1698), verglichen mit andern Quellen:

Ein König von Albanien (Arragonien), Namens Elimas (Helmas), kam auf der Jagd zu einer Quelle, um ſeinen Durſt zu löſchen. Als er ſich derſelben näherte, hörte er

weiblichen Geſang und fand, daß es die Stimme der ſchönen Fee Preſſine (Perſine) ſey. Sie vermählte ſich ihm unter der Bedingung, daß er ſie nie im Wochenbett beſuche. Sie gebar ihm Drillingstöchter: Meluſine, Meliore und Palatine. Des Königs Sohn aus früherer Ehe, Nathas, beeilte ſich, dem Vater die erfreuliche Nachricht zu bringen, welcher, ohne ſich zu beſinnen, ins Zimmer der Königin rannte, und gerade eintrat, als ſie ihre Töchter badete. Als Preſſine ihn erblickte, rief ſie, er habe ſein Wort gebrochen, ſie müſſe ſcheiden; ihre drei Töchter auf den Arm nehmend, verſchwand ſie. Sie zog ſich nach einer Inſel zurück, wo ſie ihre Kinder heimlich erzog und ihnen die Wortbrüchigkeit ihres Vaters erzählte, ihnen auf einem hohen Berg an jedem Morgen das Reich ihres Vaters zeigte, und ihnen vorſtellte, wie glücklich ſie dort hätten leben können, wenn nicht des Vaters Schuld ſie von dort vertrieben hätte. Als ſie 15 Jahre alt waren, fragte Meluſine, was ihr Vater eigentlich verbrochen habe. Sobald ſie es erfuhr, ſann ſie auf Rache. Sie forderte ihre Schweſtern auf, ſie in ihr väterliches Reich zu begleiten; dort angekommen, verbannte ſie den König in einen Felſen, worin er bis zu ſeinem Tode verbleiben mußte. Dieſe Strafe dünkte der Mutter zu hart, ſie ſtrafte daher ihre Töchter damit, daß Meliore als Geſpenſt ein Bergſchloß in Armenien (!) bewohnen mußte, Palatine auf einem Berge in Arragonien ihres Vaters Schätze bewachen ſollte, und Meluſine jeden Samſtag an der untern Hälfte des Leibes zur Schlange werden würde, welches Geheimniß nur zu ihrem Schaden geoffenbart werden könnte.

Meluſine ſtreifte jetzt durch die Welt, um einen Befreier aufzuſuchen. Sie ging durch den Schwarzwald und die Ardennen und kam zuletzt nach dem Walde von Colombiers in Poitou, wo die Feen aus der Nachbarſchaft ſie zur Königin wünſchten. Graf Raimund von Poitiers, der durch einen unglücklichen Wurf ſeines Jagdſpießes ſeinen Oheim, den Grafen von Emmerich, getödtet hatte, wanderte eben in dieſer Nacht, traurig und niedergeſchlagen, durch den Wald von Colombiers. Er kam zur Feen-

quelle (la font des Fees noch i. J. 1698 genannt), die dort am Fuße eines hohen Felſens entſpringt. Als er ankam, ergötzten ſich eben drei Damen daſelbſt beim Mondſchein. Meluſine gefiel ihm am beſten. Sie heirathete ihn, nachdem er eidlich ihr gelobt, ſie nie am Sonnabend ſehen zu wollen, weil ſie ihm vorgeſtellt, daß dies Beiden für das ganze Leben Unglück bringen würde. Meluſine errichtete an der Stelle, wo ſie ihren Geliebten zum erſten Male geſehen, das Schloß Luſignan. Aber das Schickſal, das Meluſinen unvermählt haben wollte, verfolgte ſie zuerſt dadurch, daß ſie lauter mißgeſtaltete Kinder erzeugte, denn Uriens hatte lange Ohren, ein rothes und ein grünes Auge, Gedes ein rothes Geſicht, Gyot zweierlei Augen, Anton eine Löwentatze auf dem Backen, Reinhard nur ein Stirnauge (wie die Cyclopen), dagegen war Horribel dreiäugig, Geofroi hatte einen langen Zahn,*) Freimund eine Wolfshaut auf der Naſe, nur Dietrich und Raimund waren fehlerlos. Dennoch blieb der Graf ſeiner Gemahlin treu, bis ihn ein Diener endlich zum Treubruch verleitete. Er rieth ihm, ſich am Sonnabend zu verbergen und Meluſine heimlich zu beobachten, ob ſie nichts Böſes treibe. Er ſchlich an dieſem Tage alſo in ihr Badgemach, und als er durch einen Spalt in der Wand ſchaute, gewahrte er, daß die Hälfte ihres ſchönen Leibes die Geſtalt einer Schlange hatte, graublau und weißlich glänzend anzuſehen. Zu ſpät erinnerte er ſich, daß er ſeinen Eid gebrochen. Beängſtigt kehrte er in ſein Gemach zurück, wo er keine Ruhe finden konnte. In ſolcher Noth traf die traurige Nachricht ein, daß ſein Sohn Geofroi mit dem Zahn, aus Rache, daß ſein Bruder Freimund Mönch geworden, dieſen mit dem Abt und dem ganzen Kloſter verbrannt hatte. Da kannte der Schmerz des Vaters keine Grenzen mehr. Als Meluſine ins Zimmer trat, brach er daher vor allen Hofleuten in die Worte aus: „Hinweg, du gefährlicher Wurm, Beflecken meines Geſchlechts.“ Sie fiel in Ohnmacht; als ſie wieder zu

*) Ein Eberzahn war es. Nach Brantome ſtand ſein ausgemeißeltes Bild über dem Portal des Meluſinenthurms, der 1574 zerſtört wurde.

ſich kam, erklärte ſie, ſich von ihm ſcheiden zu laſſen, ſetzte aber hinzu: „Bis zum jüngſten Tag werde ich als Geſpenſt auf der Erde wandeln, und nur dann ſichtbar ſeyn, wenn im Schloſſe Luſignan ein Todesfall eintreten ſoll, oder wenn es in demſelben Jahre ſeinen Herrn wechſeln wird. Wenn mich aber die Leute auch nicht in der Luft ſehen können, ſo werden ſie mich doch bei der Quelle des Durſtes erblicken, und das ſoll geſchehen, ſo lange das Schloß in Blüthe ſteht, beſonders am Freitag, ehe der Herr des Schloßes ſterben wird.“ Sogleich verließ ſie noch klagend das Schloß, als gräßlicher Wurm erſchien ſie in der Luft, umſchwirrte dreimal in Kreiſen den Schloßthurm, und iſt dann auf immer verſchwunden. Ihr Gatte ſtarb als Eremit auf der Mont-Serrat.

Aus dem Vorhergehenden erfährt man alſo: 1) daß Meluſine eine Seejungfer, Nixe ſey, denn an einer Quelle war ſie ihrem künftigen Gatten zuerſt begegnet, nicht zufällig, denn ſchon ihre Mutter war eine Meerfrau geweſen; 2) daß wie bei jeder Verbindung zwiſchen Menſchen und geiſterhaften Weſen auch hier nur ungeſtalte Kinder erzielt wurden; 3) daß ihr Schlangenleib ſie als den Genius der Familie zu erkennen gebe (vgl. S. 200), wodurch zugleich klar wird, warum ihr Erſcheinen in der Familie auch einen Todesfall oder ſonſt eine wichtige Veränderung anzeigt. Da ſie ſeitdem nur von ihrer feindlichen Seite ſich zeigt, ſo erſcheint ſie nur am Freitag, welcher Wochentag zur Ausübung Unheil bringender Zauberkünſte am geeignetſten iſt, darum iſt die Quelle, an welcher ſie jetzt ſich zeigt, nicht mehr ein Heilquell und Segensborn, ſondern des Durſtes, der Unfruchtbarkeit.

Der Präſident **de Boisseau** ſagt in ſeinem Gedicht „Meluſine“, das er der Königin Chriſtine von Schweden dedicirte, daß dieſe Fee einen Berg von Saſſenage

bei Grenoble zu ihrem Aufenthalt wählte, und zwar wegen gewiſſer, daſelbſt befindlicher Kufen, denen ſie eine Kraft mittheilte, die dieſelben noch jetzt zu einem der ſieben Wunder der Dauphiné macht. Die Kraft, welche ſie dieſen Kufen, in welchen ſie zu baden pflegte, ertheilte, beſtand in der Eigenſchaft, daß die größere oder geringere Waſſermenge, welche ſie enthalten, die beſſere oder ſchlechtere Ernte anzeigt. Bei vortrefflicher Ernte ſteigt das Waſſer über den Rand und läuft über, in Mitteljahren ſind ſie halbvoll, und in Mißjahren ganz trocken. Eine dieſer Kufen iſt dem Korn, die andere dem Wein geweiht.

Daraus geht wieder deutlich hervor, daß Meluſine ſchon aus dem Heidenthume ſtammt, wo Quellen Orakel gaben. Auch in Deutſchland ſind ſolche Weiſſagebrunnen überall anzutreffen, nur bedeutet ihre größere oder geringere Waſſermenge den entgegengeſetzten Erfolg.

Zu Halle auf dem Markt am rothen Thurm iſt ein Brunnen, der für eine Hungerquelle ausgegeben wird, deſſen ſtärkeres oder ſchwächeres Ueberlaufen läßt auf theure oder wohlfeile Zeit ſchließen (Grimm D. S. I. S. 163). An der Chauſſee von Eutin nach Oldenburg liegt eine keſſelförmige Vertiefung, deren Waſſer der Abfluß fehlt. Sie heißt die „theure Zeit“. Denn für den Kornhandel ſagt ſie untrüglich die Preiſe vorher. Vor einem halben Jahrhundert kamen am erſten Maimorgen die Hamburger Kornkaufleute noch da zuſammen und ſahen nach, wie es ſtand. War viel Waſſer darin, gab es hohe Preiſe, war aber nur wenig da, niedrige. Eben ſolche Gruben findet man im Gehölz bei Preez und im Gute Gaarz im Oldenburgiſchen

(Müllenhof Nr. 121). Eine halbe Stunde von Schweinfurt fließt das „Theuerbrünnlein“. Läuft die Quelle ſtark, was oft auch bei der trockenſten Witterung der Fall iſt, ſo ſteigen die Getreidepreiſe, läuft ſie ſparſam oder verſiegt ſie auf kürzere oder längere Zeit, ſo hofft man ein fruchtbares Jahr (Bechſtein fränk. Sagenſch. S. 174). Ein „Hungerborn“ bei Hüſelrieth im Hennebergiſchen zeigt dieſelben Eigenſchaften (Bechſtein a. a. O. S. 265). Hinter dem Schloßgarten in Baden oberhalb des Türkenweges befindet ſich der Hungerberg, der heißt nach dem Hungerquell, welcher zwiſchen den Tannen und Buchen des Waldes herabrauſcht. Fließt er in der Adventszeit voll, ſo zeigt er ein fruchtbares Jahr an, hat er wenig Waſſer, bedeutet es Mißwachs (Schnezler B. S. II. S. 194), alſo von gleicher Eigenſchaft mit Meluſinens Kufen. Hingegen das Brünnlein zu Bückenſohl (Schnezler I. S. 284) iſt ganz deutſch geſinnt, denn es ſprudelt nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Theurung bevorſteht. Auf dem Schloßberge ob Freiburg im Breisgau trinkt man von dem dortigen „Geisbrunnen“ das köſtlichſte Waſſer. Wer aber in der Neujahrsmitternacht hingeht, wird dort ein Männlein finden, das nicht viel Worte macht, und doch viel andeutet. Denn, wird das Jahr gut, ſo hält es drei Aehren in einer Hand und drei Trauben in der andern und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr ſchlecht, ſo macht es ein ſaures Geſicht, und ſeine Hände ſind leer (Schnezler Bad. Sagenb. I. S. 369). Zu Waldenhauſen im Keller des Hauſes am „Lindenbrunnen“ läßt ſich, wenn der folgende Herbſt gut ausfallen ſoll, ein Klopfen vernehmen. Dieß geſchieht in der Zeit vom erſten Advents- bis zum Dreikönigstage, je beſſer die Weinleſe,

deſto deutlicher und häufiger das Klopfen (Schnezler II. S. 637). An einem Berge in Franken quillt ein Brunnen, deſſen Verſiegen jedesmal einen nahen Sterbefall in der hart anwohnenden adeligen Familie andeutet (Grimm D. S. Nr. 103).

Das letzt angeführte Beiſpiel erinnert wieder an Meluſine als Todesbotin. Brantome, welcher das Eloge du Duc de Montpensier ſchrieb, deſſelben Herzogs, der i. J. 1574 Luſignan nebſt andern Zufluchtsorten der Hugenotten zerſtörte, erzählt in jener Schrift: Es ſind jetzt über 40 Jahre, als ich von meinem alten Diener mir ſagen ließ, daß die alten Weiber, die ihre Wäſche im Durſtbrunnen wuſchen, der Katharina von Medicis verſicherten, Meluſinen zuweilen an demſelben erblickt zu haben, wenn ſie in demſelben baden wolle. In Geſtalt einer ſchönen Frau und im Wittwenkleide komme ſie dahin. Andere ſagten aus: ſie hätten ſie nur an Samſtagen zur Veſperzeit erblickt, ihr Körper wäre dann zur untern Hälfte eine Schlange. Wieder Andere ſagten, ſie ſähen ſie auf der Höhe des Luſignaner Thurms, halb als reizende Frau, halb als Schlange. Einige ſagten, daß wenn Frankreich Unglück bevorſtehe, oder deſſen Könige mit Tod abgehen ſollen, man ſie drei Tage mit einem ſehr ſchrillenden entſetzlichen Tone dreimal ſchreien höre. Mehrere Perſonen von dort haben dieſe Tradition von ihren Vätern vererbt. Viele wollen es ſelbſt gehört haben. Auch eine Menge Soldaten, die der Belagerung Luſignans beigewohnt, verſicherten, daß, als Befehl zur Abtragung der von Meluſinen erbauten Schlöſſer gegeben worden, man lautes Klagen vernommen habe. Jean d'Arres erzählt, daß Serville, welcher das Schloß Luſignan

für die Engländer gegen den Herzog von Berry vertheidigte, dieſem Fürſten betheuert habe, drei Tage vor Uebergabe der Feſtung eine weiß und blau geſleckte große Schlange in ſeinem Zimmer geſehen zu haben, obſchon die Thüren verſchloſſen waren. Mit dem Schwanze habe ſie mehrmals gegen den Fuß des Bettes, in welchem er mit ſeinem Weibe gelegen, angeſchlagen. Als er ſein Schwert ergriffen, habe ſich die Schlange in ein Weib verwandelt, und ihn angeredet: „Wiſſe, daß ich die Herrin dieſer Burg bin, ſie gebaut habe, und daß du ſie ſehr bald übergeben mußt.“ Als ſie dieß geſprochen, nahm ſie wieder die Geſtalt einer Schlange an, und entglitt ſeinen Augen ſo ſchnell, daß er es nicht bemerkte. Der Verfaſſer fügt hinzu, der Prinz habe ihm erzählt, andere glaubwürdige Leute hätten ihm geſchworen, ſie hätten ſie zu derſelben Zeit in derſelben Geſtalt auch an andern Plätzen geſehen.

Aus dem Vorhergehenden nimmt man ziemlich deutlich ab, daß Meluſine der Schutzgeiſt oder eigentlicher die durch den Mariencult verdrängte Schutzgöttin Frankreichs ſey, daher zeigt ſie den Tod ſeiner Könige an, denn ſie ſind ihre Kinder *), daher ihre das Schickſal des Landes weiſſagenden Rufen, daher endlich ihre Untröſtlichkeit niemals größer war, als wie Luſignan in den Beſitz der Engländer übergehen ſollte. Ihr Schlangenleib verräth ſie anderer Seits als **genius loci** oder **regni**, als Schutzgeiſt der großen Staatsfamilie Frankreichs. Sie iſt die ehemalige weiſſagende Jungfrau aus der Druidenzeit, wo die Schlangeneier ihren Be-

*) Auch auf dem Schloſſe Engbien erſchien Meluſine jedesmal, wenn ein Mitglied der Familie ſterben ſollte. Dies hat der Herzog von Aerſchot der Schweſter Heinrichs IV. von Frankreich verſichert (Wolf N. S. Nr. 224.)

ſitzer unüberwindlich machten*); mit Einem Worte: ſie iſt die Iſis der heidniſchen Gallier, ſie iſt die wohlwollende Fee, welche den Neugebornen Pathengeſchenke bringt, ſie iſt die Meerfrau, welche die Brautleute zur Hochzeit laden, ſie iſt endlich die weiße Frau, welche wie die Banſhi (eine Elfin) in Irland, welche ſich nur in gewiſſen altadeligen Familien zeigt, um einem Gliede derſelben den nahen Tod anzukündigen, bei dem Fenſter, wo der Kranke liegt, ihren Platz einnimmt, die Hände zuſammenſchlägt und in den jammervollſten Tönen klagt. Ihr weißer weiter Mantel, ihr Schleier auf dem Kopf (Iriſche Elfenm. S. XVII.) erinnert an die weiße Frau von Neuhaus, von welcher man aber weiß, daß ſie nicht bloß Todesbotin iſt, ſondern wie jene Frau auch eine Kinderfreundin, die ihre kleinen Sprößlinge der unachtſamen Wärterin abfordert, und ſie ſelber wiegt (Grimm D. S. Nr. 267).

Aber jedes Land hat ſeine Meluſine, d. h. ſeinen weiblichen Schutzgeiſt, und wenn ſie nur in Baden ihren Namen nicht gegen einen andern eintauſchte, ſo mochte die Nähe Frankreichs davon die Urſache ſeyn. In Heſſen im Fulda'ſchen hat ihr Name ſchon eine Verſtümmlung erfahren, denn der ihr geweihte Melu-

*) Auch die Gunſt des Königs gewann man durch ſie. Dieſe Amulete erhielt man alſo: Wenn ſich im Sommer die Schlangen zur Begattung verſammeln und durch Umſchlingung ihrer Körper Speichel und Schaum bilden, wurde dieſer, nach Ausſage der Druiden, durch das Geziſch in die Höhe geworfen, mußte mit einem Rock aufgefangen werden, damit er die Erde nicht berühre. Sogleich entfloh der Räuber zu Pferde, weil die Schlangen nicht eher mit der Verfolgung abließen, bis ſie an ein fließend Waſſer kamen. War das Schlangenei echt, ſo mußte es, auch mit Gold eingefaßt, gegen den Strom ſchwimmen. Plinius (XVI. 95.) ſah ein ſolches in der Größe eines kleinen Apfels, mit einer knorpeligen Kruſte überzogen, und wie bei den Korallen mit Warzen bedeckt.

ſinenberg, auf welchem ſich öfter eine große Schlange mit einem Frauenkopf ſehen laſſen ſoll, wird gewöhnlich *Milſenberg* genannt (Lothar Volksſ. S. 239 Anm.). In Baden im Stollenwalde hat ſich ihr Name unverändert erhalten, nur gilt ſie dort für ein Geſpenſt, das auf Erlöſung harrt, und war ehedem die Tochter eines Ritters Stoll von Staufenberg. Sebald, der Sohn des Amtsmanns von Staufenberg, war im Walde durch ihren Geſang aufmerkſam auf ſie geworden. Er fand ſie als ein ſehr ſchönes Weib, deren Erlöſung *) er durch drei Küſſe hätte bewirken können. Als er ſie fragte, wer ſie ſey? gab ſie ihm folgenden Beſcheid:

„Ich bin Rollers Tochter und heiße Meluſine, ich habe einen großen Brautſchatz und wenn du mich erlöſeſt, ſo bin ich und der Schatz dein eigen. Du mußt mich drei Morgen nacheinder, um 9 Uhr in der Frühe, auf beide Wangen und auf den Mund küſſen, dann bin ich erlöſt. Fürchte dich nicht, beſonders nicht am dritten Tag.“ Sebald betrachtete ſie, als ſie aus dem Buſche hervorkam, ſehr genau. *Sie war blond, hatte blaue Augen und ein ſchönes Angeſicht*, aber an ihren Händen ſtatt der Finger nur eine trichterartige Höhlung, *ſtatt der Füße einen Schlangenſchwanz*. Sebald gab ihr die erſten drei Küſſe, worüber ſie, wie man ſich denken kann, ſehr froh war, und ihn bat, am zweiten und dritten Tag wieder zur rechten Zeit da zu ſeyn. Sie kroch in ihren Buſch zurück und ſang: „Komm und erlöſe deine Braut, hüte dich wohl, zu erſchrecken:

„Sebald, nimm dich wohl in Acht!
Einmal war es recht gemacht.“

Hierauf verſank ſie raſch in die Erde und Sebald ging heim. Am andern Tage kam er zur rechten Zeit wieder

*) Seitdem die chriſtlichen Mönche die heidniſchen Gottheiten kraft eines Machtſpruchs der Kirche in Dämonen und Geſpenſtern verwandelten, mußten ſie auch der Erlöſung bedürfen, wie jene Waſſernixe in Schweden vergl. S. oben.

in den Stollenwald und hörte ſie auf der Höhe ſingen. Diesmal hatte ſie Flügel und einen Drachenſchweif, aber Sebald nahte ſich muthig, und gab ihr die drei andern Küſſe. Sie ſang ihm wieder dankbar zu wie am erſten Tage, und bat ihn, wieder zu kommen, worauf ſie abermals in die Erde verſchwand. Sebald konnte die Nacht über nicht ruhen, und ging früh wieder in den Stollenwald, und hörte Meluſinens Lied wie an den vorigen Tagen. Aber diesmal hatte ſie einen Krötenkopf, und der Drachenſchwanz umſchlang furchtbar ihren Leib. Es graußte dem Liebhaber vor dieſer Schönen, er ſprach zu ihr: „Kannſt du dein Geſicht nicht entblößen, ſo kann ich dich nicht küſſen.“ „Nein!“ rief ſie, und ſtreckte mit einem lauten Schrei die Arme nach ihm aus. Angſt ergriff ihn. Er ſprang den Berg hinab, und gerade ſchlug es 9 Uhr, als er im ſchnellſten Laufe bei ſeinem Vater ankam, und dieſem erzählte, was ihm begegnet war. Er ward jedoch über ſeine Furchtſamkeit von dem Vater geſcholten, der die Geſchichte zum ewigen Andenken aufſchreiben ließ, wodurch ſie bis auf den heutigen Tag bekannt iſt. So vergingen zwei Jahre. Sebald beſuchte nicht mehr den Stollenwald, und dachte wohl manchmal daran, daß er die Meluſine betrogen habe. Doch war ihm ſeitdem nichts geſchehen. Als er nun den Dienſt ſeines Vaters bekommen ſollte, ſah ſich dieſer um eine Frau für ſeinen Sohn um, und gab ihm die Tochter eines Amtsvogtes. Bei der Hochzeit im Schloſſe Staufenberg war Alles recht fröhlich am Tiſch, als plötzlich die Decke des Saales einen Spalt bekam, woraus ein Tropfen in den Teller Sebalds fiel, der, ohne dieß zu wiſſen, von der Speiſe aß, augenblicklich aber todt niederſank. Man ſah zu gleicher Zeit einen kleinen Schlangenſchweif ſich in die Decke zurückziehen. Noch iſt die Geſchichte in Stein gehauen auf dem Staufenberg zu ſehen. (Mone Anz. f. K. d. Vorz. 1834. S. 88.)

Eine andere Sage führt uns in Meluſinens Behauſung in das Innere des Stollenberges ein. Am Ein-

gang lagen drei ungeheure Rieſen mit Speer und Harniſch bewaffnet, aber ſchlafend. Weiterhin traf das Hirtenmädchen, welche das Geſpenſt hier herumführte, in der Hoffnung, von ihr erlöst zu werden, große Geldkiſten, auf jeder ſaß ein ſchwarzer Hund. Vor Meluſinen ſprang jeder Hund gehorſam herab, und ſie öffneten die Kiſten mit ihrem Schlüſſelbund. Die weitere Beſchreibung mag, wer mehr zu wiſſen begehrt, in der vorhin citirten Zeitſchrift ſelbſt nachleſen; für unſern Zweck reicht es hin, zu erfahren, daß Meluſine im Berge haust, d. h. in der Unterwelt (ſ. S. 209), alſo eine Unterweltsgottheit, woraus man ſich erklären dürfte, warum die weiße Frau auch Todesbotin iſt. Daß auch Meluſine dieſer Art geiſterhafter Weſen angehört, ſagt uns ihr Schlüſſelbund, den auch die weiße Frau von Neuhaus nicht entbehrt. Freilich dort wird er als das Kennzeichen der Ausgeberin gedeutet, die noch nach dem Tode alle wirthſchaftlichen Ausgaben im Schloſſe beſorgt, wie wir es auch an gewiſſen Hausgeiſtern (vgl. S. 195) gewohnt ſind, daß ſie über Keller und Küche die Aufſicht führen. Ich muß aber wiederholen, daß der Schlüſſelbund der weißen Frau kein ſo ſehr proſaiſches Anzeichen iſt. Bevor ich dieſe Behauptung zu begründen ſuche, muß ich eine von Grimm (D. S. Nr. 221) mitgetheilte Sage hier beifügen, weil ſie den Uebergang zu dem Folgenden zeigt:

Zwiſchen Dinkelsbühl und Hahnkamm ſtand auf dem Oſelberg vor alten Zeiten ein Schloß, wo eine Jungfrau ihrem Vater als Wittiber Haus hielt und den Schlüſſel zu allen Gemächern in ihrer Gewalt gehabt. Endlich iſt ſie mit den Mauern verfallen und umgekommen, und das Geſchrei kam aus, das ihr Geiſt um das Gemäuer ſchwebe, und Nachts an den vier Quatembern in Geſtalt eines Fräuleins, die einen Schlüſſelbund an der Seite

trägt, erſcheine. Dagegen ſagen alte Bauern dieſer Orte aus, von ihren Vätern gehört zu haben: dieſe Jungfrau ſey eines alten Heiden Tochter geweſen und in eine Schlange verwünſcht worden; auch werde ſie als ſolche mit Frauenhaupt und Bruſt, ein Gebund Schlüſſel am Halſe, zu jener Zeit geſehen.

Wenn irgendwo, ſo dürfte in dieſer Erzählung der Schlüſſelbund auf die Hausverwalterin bezogen werden; aber daß der Schlüſſelbund eine Halskette bilden muß, endlich auch der Schlangenleib, zwingen, nach einer andern Erklärung ſich umzuſehen. Oben S. 40 haben wir die Tut-Oſel als eulenhafte Begleiterin des wilden Jägers geſehen. Den Unterberg fanden wir S. 213 ff. als die unterweltliche Behauſung von Perſonen, die gewiſſermaßen zur Familie des wilden Jägers gehören. Wir haben dieſen Unterberg, ſo wie den Kyffhäuſer und andere Berge, als Wohnung unſeliger Geiſter mit dem Hörſelberg verglichen, wo Frau Holle oder Venus den Ritter Tannhäuſer in ihren Armen hält. Das Brixener Volksbuch weiß aber, daß auch im Unterberg wilde *) Frauen hauſen.

Einmal geſchah es, daß ein Knabe auf einem Pferde ſaß, das ſein Vater zum Umackern eingeſpannt hatte. Da kamen aus dem Untersberg die wilden Frauen hervor und wollten ihn mit Gewalt hinwegnehmen. Der Vater aber, dem die Geheimniſſe dieſes Berges ſchon bekannt waren, eilte auf die Frauen zu und nahm ihnen den Knaben mit den Worten ab: „was erfrecht ihr euch, ſo oft herauszugehen, und mir jetzt ſogar meinen Buben wegzunehmen? Die wilden Frauen antworteten: „Er wird bei uns beſſere Pflege haben als zu Hauſe.“ Allein der Vater ließ ihn nicht aus den Händen. Sie mußten alſo

*) Die „wilde Bertha“ iſt das weibliche Seitenſtück zum wilden Jäger.

leer abziehen. Abermals kamen ſie aus dem Wunderberge und nahmen einen Hirtenjungen mit ſich fort. Dieſen Knaben, den Jedermann kannte, ſahen die Holzknechte erſt über ein Jahr im grünen Kleide auf einem Stock dieſes Berges ſitzen. Den folgenden Tag nahmen ſie ſeine Eltern mit ſich, Willens, ihn am Berge aufzuſuchen, aber ſie gingen alle umſonſt, der Knabe kam nicht mehr zum Vorſchein. (Grimm D. S. Nr. 50.)

Schon das grüne *) Kleid mußte den Holzknechten den Tod des Knaben verrathen haben, denn wen die wilden Frauen zu ſich in den Berg nehmen, der gehört ebenſo den Todten an, wie Tannhäuſer. Wie Artus auf der Inſel Mona von der Fee gefangen gehalten wird, ſo Tannhäuſer im Berge. Sein Weilen darin iſt nicht Folge des vom Papſt ihm verweigerten Ablaſſes, denn dieſe Sage iſt älter als das Chriſtenthum. Das ganze Motiv iſt ſo rein heidniſch, daß lediglich an den Gegenſatz der gemeinen irdiſchen Welt und der geheimnißvollen Feenwelt zu denken iſt, und noch nicht an den chriſtlich aufgefaßten Gegenſatz zwiſchen Welt und Hölle. Damit ſtimmt auch die Doppelſeitigkeit der Sage überein, wornach ſie bald von einer Berg-, bald von einer Waſſerfee handelt. Als die Sage chriſtianiſirt wurde, hatte das Waſſer freilich keine Bedeutung mehr, und man mußte, um auf den Begriff der Hölle zu kommen, die Bergfee vorziehen. Dieß zeigt ſchon eine flüchtige Vergleichung der franzöſiſchen Meluſine, welche wir an der Quelle fanden, und die an jedem letzten Wochentag in ihr feuchtes Element zurückkehrt, mit ihrer jüngern deutſchen Namensſchweſter, die im Berge haust, der ihre Schatzkammer iſt, weßhalb der Schlüſſel ihr Attribut. Doch davon mehr

*) Die Bedeutung dieſer Farbe ſ. S. 413.

weiter unten. — Jetzt muß ich noch den Waſſerniren die erforderliche Aufmerkſamkeit zuwenden, die ebenfalls in der feuchten Tiefe ihren Liebhabern herrliche Schätze anbieten, und ſie aus Liebe in das naſſe Grab hinabziehen, ſo daß ſie trotz aller Zärtlichkeit für den Gegenſtand ihrer Neigung ſeit der Herrſchaft des Chriſtenthums in ſehr unvortheilhaftem Rufe ſtehen. Sie tanzen auf dem Waſſer, wenn Jemand ertrinken ſoll (**Praetorii Anthropodemus p. 521**), ſind alſo wie die weiße Frau Todesbotinnen, aber im Grunde freuen ſie ſich nicht über das bevorſtehende Unglück des Sterblichen, ſondern über ſein bevorſtehendes Glück in ihrer bräutlichen Umarmung; denn wer ſich einmal in dem herrlichen Kryſtallreich da unten umgeſehen hat, den zieht es nicht mehr nach der Oberwelt herauf. Gleichwie das Heidenthum und noch die chriſtlichen Martyrologen einen unmittelbaren Uebergang des der Gottheit Geopferten zur Seligkeit dachten, obſchon der ſinnliche Menſch nur einen Getödteten beklagen zu müſſen glaubte, ebenſo entgegengeſetzte Vorſtellungen herrſchten zwiſchen Heiden und den ſpätern Chriſten über den Zuſtand der Ertrunkenen nach dem Hingang aus dieſem Leben. Der Begriff des Opfertodes hat ſich aber noch in chriſtlicher Zeit erhalten, nur mit dem Unterſchiede, daß jetzt der Waſſergeiſt oder die Waſſerfee das Opfer ſich ſelber nimmt, das man ihnen ſonſt freiwillig brachte.

Zu Nidden am Geſtade des kuriſchen Haffs wohnt im Waſſer eine Jungfrau, welche mit ſüßen Klängen den Wanderer zu ſich heranlockt, die Schönheit ihres Aufenthaltes rühmt, und ihm, wenn er ihr folge, ein Leben voller Freude und das Glück der Liebe verheißt. Wenn aber (fügt der chriſtliche Erzähler hinzu) der Gelockte, bethört von den Verheißungen und dem zauberiſchen Geſang, ſich in die Fluth ſtürzt, um nach dem Eilande, auf

welchem er die Jungfrau vor ſich zu ſehen glaubt, hinüber zu ſchwimmen, ſo öffnet ſich plötzlich der Abgrund und verſchlingt den Schwimmer nebſt der Inſel. Schon viele Opfer hat die Jungfrau zu ſich hinabgezogen. (Tettau u. Temme, Volksſ. Oſt- u. Weſtpreußens Nr. 169.)

Sobald die perſonifizirten Naturkräfte dem Chriſten als dämoniſche menſchenfeindliche Weſen geſchildert wurden, mußten die frühern heitern Vorſtellungen von dem Zuſtande nach dem Tode — wenn der Hingeſchiedene nicht vor ſeinem Ausgang aus dem Leben die himmliſche Wegzehrung erhalten hatte und im Schooße der Kirche geſtorben war — nothwendig einer finſtern, Furcht einflößenden Anſicht, Platz machen. Doch nicht überall ſchien es den Mönchen zu gelingen, da ſich bis heute noch Sagen wie die folgende erhalten haben, in welchen jene geiſterhaften Bewohner der Ströme Sterblichen auch ohne perſönliche Abſichten Theilnahme an ihrem Geſchicke zeigen, und ſogar Ehebündniſſe ſtiften und einſegnen *).

In der Tiefe des Braheſluſſes haben Waſſerjungfrauen ihre Wohnung, welche ſich meiſt zur Zeit des Vollmonds zeigen und guten Menſchen gern wohlthun. Vor allen andern nehmen ſie ſich unglücklich Liebender an. In einer auf dem Braheſluß belegenen Mühle wohnte vor vielen Jahren ein Müller, der eine überaus ſchöne Tochter

*) Die Bewohnerinnen des Wildſees in Baden, die das Volk für geſpenſtiſche Nonnen halt, wurden in der dortigen Gegend zu Hochzeiten gebeten, denn ſie brachten der Braut Heil und Segen, daher gingen die Hochzeiterinnen drei Tage vor der Trauung an den See, und luden ſie ein mit dem lauten Ruf: „Ich habe Hochzeit, kommt zum Tanze!“ Wurde der Einladung Folge geleiſtet, ſo merkte man es an einem Geplätſcher im Waſſer. Die Seenonne ließ ſich aber vom Brautpaar beim Feſte feierlich verſprechen, ihr es ſogleich zu ſagen, wenn die Glocke Nachts 12 ſchlug. Sie ſegnete dann das Paar ein, ließ ſich bis zur Hausthüre begleiten, und verſchwand. (Schnezler B. S. II. 129.)

beſaß. Dieſe hatte der Sohn eines benachbarten Ritters liebgewonnen, und die Jungfrau war auch ihm zugethan, aber der Ritter wollte ſeinen Stamm nicht durch eine Schnur aus geringem Stande verunehren, und verweigerte daher ſeine Einwilligung. Da wandten ſich die Liebenden an die Flußmädchen. Dieſe erſchienen auch dem Ritter, und verkündeten ihm Heil und Segen, wenn er in die Verbindung willige, aber Verderben, wenn er widerſtrebe. Doch auch dies vermochte nicht ihn zu bewegen. Da führten die Strommädchen die Jungfrau und den Jüngling mit ſich hinab in die Tiefe, wo ſie nun mit ihnen in ihrem Kryſtallpallaſte wohnen, und ſich häufig noch jetzt auf dem Waſſerſpiegel zeigen, durch lieblichen Geſang ſich kund gebend. (Ebdſ. Nr. 262.)

Das Mittelalter, welches noch manche Erinnerungen aus der heitern Weltanſchauung des Heidenthums ſich bewahrt hatte, konnte den freiwilligen Waſſertod zweier unglücklich Liebenden, denen das Leben durch Trennung ihres Bundes keinen Werth mehr hatte, noch mit dieſen reizenden Farben ausſtatten; die düſtere proſaiſche Gegenwart würde nur von dem verzweiflungsvollen Ende jenes Liebespaares erzählen, das der Satan berückt hatte, um ſie für ſeine Hölle zu werben, und denen daher mit Recht ein chriſtliches Begräbniß verweigert wurde.

Die Waſſerfee ſpendet Schätze wie die Bergfee, denn in der Tiefe ſind die Reichthümer verborgen.

Auf der Scheibenflüh findet man weder Grün nach Gras; oben auf der Spitze iſt eine Höhle, darin wohnt eine verwünſchte Jungfrau, Salina (Salzfrau), die bewachet daſelbſt einen Schatz (das Salz), und ſitzt darauf. Viele, die hineingeſtiegen, haben Goldklumpen (Salzklumpen) von da mitgebracht. (Wolf, D. S. Nr. 87.)

Folgende Sage zeigt uns die Waſſernire unter dem Bilde eines menſchenfeindlichen Dämons, der an einem beſtimmten Jahrestage das ihm beſtimmte, nunmehr ausbleibende Opfer ſelber eingefordert.

In dem von ſteilen Ufern eingeſchloſſenen Mohriner-See liegt ein großer Krebs, der iſt mit einer großen Kette an den Grund angeſchloſſen. Reißt er ſich aber einmal los, ſo muß die ganze Stadt untergehen. Oft genug hat man deßhalb ſchon in Angſt geſchwebt, denn wenn der See heult, ſagen die Leute, ſo tobt unten der Krebs und will ſich löſen. Im See muß auch alle Jahre einer ertrinken, und trifft das in einem Jahre nicht zu, ſo müſſen ſicherlich im nächſten Jahre zwei dafür büßen. — Man ſieht auch oft einen Schimmel aus dem Waſſer hervorkommen, beſonders während der Nacht. Er geht ruhig neben dem Wanderer her, der noch ſpät des Weges kommt, und begleitet ihn eine Strecke. Am Marientag aber zeigt ſich auch eine weiße Geſtalt, die lockt die Leute auf allerlei Weiſe, herabzukommen, und wer ſie einmal erblickt hat, der muß hinunter, mag er wollen oder nicht, (Kuhn, M. S. Nr. 230.)

Der an Flüſſen ſich aufhaltende Krebs iſt das paſſendſte Symbol eines Waſſerdämons. Mit ſeinen Scheeren ſucht er die Beute zu umfangen. So lange der See ruhig iſt, denkt man ſich das böſe Prinzip gebunden, aber wenn der Sturm die Wellen peitſcht, dann iſt der Teufel los. Der aus dem Waſſer hervorkommende Schimmel iſt wieder der Nix, den wir ſchon S. 79 mit Pferdefüßen erblickten. Dießmal iſt mehr Wahrſcheinlichkeit für eine Stute vorhanden, denn am Marientag wird die gewohnte Opfergabe erwartet. Maria iſt aber an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Die weiße Geſtalt bezieht ſich ebenfalls auf die Waſſerfee, denn wer die weiße Frau geſehen hat, der ſtirbt unfehlbar bald nachher.

Wie die Berge als Aufenthaltsort der Todten geglaubt wurden (ſiehe S. 209), ſo dachte man ſich auch auf dem Grunde von Brunnen und Teichen einen Ort,

an welchen die Seelen gelangen. Dieß gilt zunächſt von den Seelen der Ertrunkenen, welche die nordiſche Meergöttin Ran bei ſich aufnimmt (Egils-Saga, Forn. sög. Eyrb. sag. Fornm. sög. u. öft.). Dieſe iſt in der deutſchen Volksſage wieder Frau Holle, aus deren Brunnen zwar die Kinder auf die Welt kommen (ſiehe S. 501), die ſie aber auch zu ſich hinabzieht. Demnach iſt es kein Widerſpruch, wenn Kaiſer Karl, den wir S. 231 in einem Berge ſitzend fanden, auch in Nürnberg in einem tiefen Brunnen weilen muß, wo ſein Bart durch den Steintiſch gewachſen iſt, vor welchem er ſitzt. (Grimm, D. S. Nr. 22.) Die vielen Sagen von Städten und Burgen, die im Waſſer verſunken ſind, und manchmal noch auf dem Grunde erblickt werden, finden dadurch ihre Deutung.

Frau Holle, die ich künftig ſchlechthin die „weiße Frau" nennen will, beſitzt alle Anzeichen, welche ihr doppeltes Wirken in der Tiefe des Erdenſchooßes und des Waſſergrabes, als Kindermuhme und als Todtenfrau, als gebärendes und zerſtörendes Prinzip erkennen laſſen. Betrachten wir zuvörderſt ihre Kleidung, denn Alles an ihr iſt bedeutſam. Sie trägt entweder ein weißes Gewand, wovon ſie den Namen die „weiße Frau" erhalten hat, oder, doch ſeltener, ein ſchwarzes. Bei Hennickendorf in der Mark zeigte ſie ſich einem Schäfer, aus einem Berge hervortretend und ihm Schätze anbietend, wenn er ſie erlöſen wolle, halb weiß und halb ſchwarz (Kuhn, M. S. Nr. 99.) In der Dölauer Heide zeigt ſich ebenfalls eine verwünſchte Frau in ſchwarzem Kleide mit weißer Schürze, hoher, weiß und ſchwarz gewürfelter Mütze, mit einem Schlüſſelbunde am Gürtel. (Sommer, Thüringer Sag. S. 23).

Dieſe Getheiltheit erinnert an die halb weiße und halb ſchwarze Mütze des Seelenführers Mercur, und ich möchte dieſe Doppelfarbe ſo deuten, daß die Naturgöttin die Seelen als gebärendes Prinzip aus dem Mutterſchooße an's Licht heraufführt (**Lucina**, die Hebamme!), aber als zerſtörendes Prinzip wieder in Grabesnacht verſenkt, denn — Freia iſt nicht bloß die Göttin des Freiens und des Freuens, die Spenderin des Liebesglücks, ſondern ſie iſt auch die Todtenfrau. Ihr Reich heißt Folkvangr, d. h. Volksanger, Todtenwieſe, weil die Hälfte der im Kampfe Gefallenen ihr Antheil iſt. Die an Krankheit Geſtorbenen kommen zwar in das dunkle Reich der Hela; daß aber dieſe Tochter Loki's und Freia, welche einmal auch dem Loki ihre Gunſt ſchenkte, Ein Weſen ſind, könnte ſchon daraus gefolgert werden, daß, wie die im Tartarus hauſende Demeter Erinnys oder Furie, bald ſchwarz, bald halbweiß und halbſchwarz, ſo auch Hela bald ſchwarz, bald halbweiß und halbſchwarz geſchildert wird; ſiehe Grimm S. 289. Als Unterweltsgottheit ſteht Freia, wie Hekate, auch der Zauberei vor (**Saem. 64ª Yngl. sag. c. 4**) und die Katzen der Freia geben den Hunden der Hekate nichts nach. Freia, als unterweltliche Gottheit, iſt nun die weiße Frau, die aus Bergen hervorſteigt, in welchen ſie Schätze hütet, die ſie denen anbietet, welche ſie erlöſen wollen. Die letztere Vorſtellung verräth den neuern Urſprung, die heidniſche Göttin bedurfte keiner Erlöſung; ſeitdem ſie aber als der ſpukende Schatten einer Verſtorbenen, die ehedem der Menſchenwelt angehörte, gedacht wird, bedarf ſie der Erlöſung. Wie wohnte ſie ſonſt in der Unterwelt? Die weiße Frau, die in allen europäiſchen Ländern ſich zeigt, kann alſo nicht die Ahnfrau einer einzigen Familie ſeyn, wie man bisher angenommen,

und deren Erſcheinen an den Höfen von Berlin, Stockholm, Baden, Heſſen ꝛc. man aus den Verheirathungen der Roſenberge mit ſo vielen fürſtlichen Geſchlechtern zu erklären ſuchte; ſondern ſie iſt die Todesgöttin, welche auch in die rußige Hütte des iriſchen Landmanns eintritt, wenn ſein Tod bevorſteht. Sie iſt die Walkyre, welche ſich ihr Opfer ausſucht, bevor es noch geſtorben iſt.

Was ſoll aber der faſt nie an den weißen Frauen vermißte Schlüſſelbund? (Grimm, D. S. Nr. 12. 221. Kuhn, M. S. Nr. 67., 169., 190. Harrys Niederſ. S. I. Nr. 30. II. Nr. 19., 23. Mone, Anz. f. K. d. Vorz. III. S. 90. V. S. 321. VII. S. 370. VIII. S. 304, 310.) Was ſonſt, als die Vorräthe aufzuſchließen, die ſie — nicht aus der herrſchaftlichen Speiſekammer, ſondern — aus den Eingeweiden der Erde heraufholt. Darum iſt ſie die Heimchenkönigin, die Gebieterin der Zwerge, die mit dem Erdmannskuchen (Schnezler, B. S. II. S. 378) beſchenken, die Beförderin des Ackerbau's. Darum iſt ſie zuweilen mit Blumen geſchmückt (Mone, Anz. V. S. 321. VIII. S. 304) und das goldene Spinnrad, das ſie zuweilen trägt (Kuhn, M. S. Nr. 165.) gehört zu den goldenen Flachsknoten (ſiehe S. 492), mit denen ſie die von ihr begünſtigten jungen Frauen beſchenkt. Denn die weiße Frau nimmt ſich auch der Kinder an. Da aber Meerestiefe und Erdentiefe in der Idee gleichbedeutend erſcheinen, folglich auch die Nixen ihre Lieblinge mit Schätzen der Unterwelt reichlich beſchenken (ſiehe S. 518), auch die Seejungfrauen ſich der Liebenden annehmen (ſ. S. 517), bei Hochzeiten erſcheinen (ſ. S. 517 Anm.), und Hebammendienſt bei irdiſchen Frauen verſehen (Kuhn, M. S. Nr. 83.), ſo werden die grünen oder gel-

ben Schuhe, welche zuweilen die Füße der weißen Frau bedecken (Mone, Anz. V. S. 321. Kuhn, M. S. Nr. 190), zumal ſchon Meluſine ſich als Quellfrau und Todesbotin zugleich auswies (ſiehe S. 506, 508), auf das Waſſerreich, als die eigentliche Heimath der weißen Frau, ſchließen laſſen. Die gelben Schuhe verrathen nämlich den Gänſefuß der Frau Bertha, welche die Franzoſen als Mutter Karls d. Großen aufführen. Es iſt der Schwanenfuß der Walkyre, die ebenfalls Waſſerfrau und Todtenfrau zugleich iſt, wie nachſtehend bewieſen werden ſoll.

Bertha iſt eine Spinnerin, daher das in Italien und Frankreich übliche Sprichwort: „aus jenen Zeiten, wo noch Bertha ſpann," um eine graue Vergangenheit zu bezeichnen. Man hat ſich aber unter ihr eine der den Lebensfaden ſpinnenden Parzen zu denken, deren Stelle im europäiſchen Norden die Nornen, d. i. die das Verborgene (nor) wiſſen, in Frankreich und Italien aber die Feen einnehmen. Die Dreizahl der Nornen ſtört die Vergleichung Bertha's mit ihnen eben ſo wenig, als die der Parzen, denn urſprünglich gab es auch nur Eine Parze: Venus Urania. Die Nornen Urdhr (Geweſen), Verdhardi (Werdend) und Skuld (Zukunft) ſind zunächſt Perſonificationen der Zeit, folglich Schickſalsmächte, ſie beſtimmen des Menſchen Lebenszeit. Daß ſie an dem Brunnen ſitzen, welcher unter einer Wurzel der Welteſche Ygdraſil ſich befindet, bezeichnet mindeſtens die erſte und älteſte Norne als diejenige, welche den Menſchen in's Daſeyn ruft, denn von ihr hat der Brunnen den Namen Urdharbrunnen. Einer Sage bei Saxo (VI. pag. 102) zufolge, iſt die jüngſte Norne böſe; muthmaßlich ſchneidet ſie, wie Atropos, den Lebensfaden ab. Eine dunkle Ahnung von dem bösartigen Cha-

rakter der Letztern hat ſich im Volke noch bis auf die neueſte Zeit erhalten.

Im Anfang d. J. 1832 begegneten im Hartwald bei Carlsruhe nach Sonnenuntergang einem Jäger drei weiße Geſtalten. Die eine ſprach: „Wer wird all' das Brod eſſen, das es dieſes Jahr gibt?" Die Andere: „Wer wird all' den Wein trinken, der dieſes Jahr wächst?" Die Letzte: „Wer wird alle die Todten begraben, die dieſes Jahr ſterben?" (Mone's Anz. f. K. d. Vorz. IV. S. 307.)

Die jüngere Edda kennt außer jenen drei Nornen, die eines Rieſen Töchter ſind*), noch andere, welche herzutreten, wenn ein Kind geboren wird, und ihm ſeine Lebenszeit beſtimmen. Oft werden aber nur weiße Frauen unter ihnen verſtanden. Dieſe meint die Nornageſtſage, wenn ſie erzählt, daß ſie zu Nornageſts Vater gekommen, als das Kind in der Wiege lag. Die erſten Beiden beſchenkten es mit ſegensreichen Gaben, die Jüngſte aber, welche man im Gedränge von ihrem Sitze herabgeworfen hatte, ſchuf in ihrem Zorn, daß das Kind (wie Meleager!) nicht länger leben ſolle, als die neben ihm angezündete Kerze brenne. Die älteſte löſchte dieſe Kerze ſogleich, und ermahnte die Mutter, daß ſie die Kerze nicht eher wieder anſtecke, als an dem letzten Lebenstage des Kindes.

Die ominöſe Zahl „Dreizehn" gibt ihren lebenfeindlichen Charakter im Grimm'ſchen Kindermährchen (Nr. 50.) zu erkennen:

Als Dornröschen geboren war, lud ihr Vater die zwölf weiſen Frauen ſeines Reiches zu dem Feſte, welches er deßhalb anſtellte. Jede beſchenkte das Kind mit ihren Wundergaben, aber die dreizehnte, welche nicht eingeladen worden war, rächte ſich dadurch, daß ſie den frühen Tod des Kindes weiſſagte.

---

*) Wollte man dadurch etwa ihre vorodiniſche Exiſtenz andeuten?

Dieſe Zahl iſt auch die der Walkyren (Griſt, Miſt, Skeggöld, Skögul, Hildr, Thrudr, Glöck, Herfiötr, Göll, Geirahöd, Randgrid, Radgrid, Reginleif), deren Namen ſämmtlich auf Krieg, Schlacht und Waffen ſich beziehen. Da es aber von den Walkyren nur zu bekannt iſt, daß ſie Todesgöttinnen (Wal-kyre: Todtenwählerin) ſind, auch ſie urſprünglich eine Dreizahl (Gudr, Rota und Skuld) bildeten, ihre Identität mit den Nornen auch von den Meiſten zugeſtanden wird, ſo erinnere ich nur an Cap. 158. der Nialsſaga, in welcher Dörrudr durch einen Felſenſpalt ſingende Frauen an einem Gewebe erblickt (wobei ihnen Menſchenhäupter zum Gewicht, Därme zum Garn, Schwerter zur Spule, Pfeile zum Kamm dienen), um die ſpinnenden Parzen auch im Norden wieder zu finden. Man darf alſo die oberwähnten weiſen Frauen geradezu für weiße Frauen, d. h. für Todtesgöttinnen halten. Das Hauptgeſchäft der Walkyren iſt freilich nur, die Seelen der gefallenen Helden in Empfang zu nehmen, ſie ziehen deshalb dem Heere nach und ſind Odins Begleiterinnen in die Schlacht. Von der Wahlſtatt (altn. val wählen, nämlich das zum Tod beſtimmte Haupt dann Tod überhaupt: Walhalla: Todtenhalle) haben ſie den Namen. Nach Sn. 39 nimmt die Norne Skuld am Geſchäfte der Walkyren Theil, da ſie es iſt, welche den Tod der Menſchen beſtimmt. Dieß iſt aber leicht begreiflich, da die dritte oder dreizehnte Norne ſämmtliche Walkyren repräſentirt, die nicht bloß Helden, ſondern alle Menſchen in den Tod ſendet, und die alle wieder in die Perſon der Freia zuſammenſchmelzen, welcher bekanntlich die Hälfte aller Todten (vielleicht die weiblichen Leichen), demnach keine Krieger, gehört.

Nach Saem. 133 traf Wölundr (Wieland) mit

ſeinen beiden Brüdern am Ufer drei ſpinnende Walkyren. Ihren Beſitz verſchaffen ſie ſich dadurch, daß Wieland ihnen ihre Schwanenhemde ſtiehlt. Oben wurden dieſe drei Brüder als der dreifache Odin in ſeiner Eigenſchaft als Todesgott erkannt (ſ. S. 143, vgl. 152). Demnach werden die drei Walkyren die dreifache Freia ſeyn, welcher die Hälfte der Todten zukommt. Freia's Falkengewand iſt der Walkyre Schwanenhemd. Wie man bei dem Eber, dem Lieblingsthier des Freir und der Freia, ſchwur, weil man es in Beziehung zum Orcus dachte (ſiehe S. 321), ebenſo legte man in England Gelübde bei Schwänen ab (Müller, altd. Rel. S. 264 ff.) Es wird alſo auch der Schwan der Freia, als einer Unterweltsgöttin, geheiligt geweſen ſeyn. Dieß zu beweiſen, fehlt es freilich an Zeugniſſen, aber wie ſonſt Wolf und Fuchs von der Symbolik gegen einander ausgetauſcht werden, ebenſo Gans und Schwan. Nun aber war die Gans bei den Griechen der Vogel Proſerpinens und Pluto's. Sie erſcheint bei Proſerpinens Entführung in die Unterwelt (Welker, Zeitſchr. f. Ausleg. d. Kunſt Taf. I., 1.) Auch begegnet man ihrem Bilde auf Grabmonumenten (Böttiger, Kunſtmyth. II. S. 442 Anm.) Bei den Deutſchen galt ſie als Zaubervogel (Grimm, S. 1052). Hexen nehmen häufig ihre Geſtalt an. Aus dem Gänſebein wurde die Witterung des nächſten Jahres geweiſſagt (Grimm, S. 1067). Aber auch der Schwan iſt ein prophetiſcher Vogel, denn ſchwanen bedeutet ſ. v. a. ahnen. Die ſpinnende Bertha mit dem Gansfuß (pedauque), den die jüngere Sage in einen durch vieles Treten des Spinnrads entſtandenen Plattfuß umtauft, iſt alſo die Walkyre mit dem Schwanenhemd, die weiße Frau mit den — gelben Schuhen. Dieſe ſind aber gleichbedeutend,

nicht bloß der Farbe wegen, mit der gelben Schwimmhaut des Gänſe- oder Schwanenfußes, ſondern weil der Beſitzer eines Schuhes*), wie der eines Zauberhemdes**) ſich unſichtbar machen. Es ſind alſo Beide Attribute von geiſterhaften Weſen. Schwäne und Gänſe ſind aber Schwimmvögel, folglich die Dame blanche mit dem Gänſefuße eine Waſſerfee, eine Geburtsnorne, eine „milde Bertha," die fleißige Spinnerinnen begünſtigt, und ſelber ſpinnt, wie Wieland ſchmiedet, d. h. ſchafft; aber am Jahresende verwandelt ſie ſich in Proſerpinens Todtenvogel, ſingt ihr Schwanenlied, wird eine „wilde Bertha" den Mägden, deren Flachs nicht abgeſponnen iſt, denn ſpinnen = ſchaffen iſt ihr jetzt unleidlich, weil ſie ſich in die Todes-Norne, in die Walkyre, umgewandelt hat. Sie verunreinigt den nicht abgeſponnenen Rocken, ſie ſchneidet denen den Bauch auf, welche in der Berchten-Nacht keinen Häring oder Fiſche eſſen, denn dieſe Thiere beziehen ſich auf ſie, die weiße Frau, als Waſſerfee. Wer in dieſer Nacht keine Fiſche ißt, erkennt durch Verweigerung dieſer Opfergabe ihre Macht nicht an. Aber ſie waltet auch in der Erde, iſt Förderin des Feldbaues, und fordert daher, daß man zu ihrem Gedächtniſſe in ihrer Nacht Klöſe eſſe (in Böhmen den ſüßen Brei). Dem Ungehorſamen ſchneidet ſie den Bauch auf, füllt ihn mit Häckerling, näht ihn aber nicht mit der Nadel zu, ſondern mit einer Pflugſchaar, um an den verſchmähten Pflug zu erinnern, und heißt davon die „eiſerne Bertha," woraus vielleicht ſpäter die „eiſerne Jungfrau" wurde, jene bekannte Maſchine bei heimlichen Hinrichtungen, deren Umarmung den Tod

---

*) Man denke an den geſtiefelten Kater!
**) Grimm S. 1053.

zur Folge hatte, alſo die Eiſenfrau wieder die weiße Frau, die Todesgöttin.

Von den Walkyren heißt es, daß ſie durch Waſſer und Luft ziehen (Saem. 142[b] 159[b]), daß von den Mähnen ihrer Roſſe, wenn dieſe ſich ſchütteln, Hagel auf die Bäume fällt. (Saem. 145[b]), denn gewöhnlich reiten die Walkyren (Saem. 156[a]). Wirklich heißt auch eine der Walkyren: Mist, d. i. Nebel, Wolke. Wenn alſo die Walkyren Hagel und Regen entſenden, ſo gehört ihnen das Schwanenhemd mit Recht. Sie können mit dieſem die Luft durchfliegen; aber auch auf dem Waſſer ſchwimmen (weshalb auch der Schwan dem Meergott Niördr lieb iſt, Sn. 27). Wem es gelingt, ſie, wie Wieland, des Schwanenhemdes zu berauben, der hat ſie in ſeiner Gewalt. Wir haben bisher die weiße Frau nur als Erd- und Waſſergeiſt, als Berg- und Quellfrau kennen gelernt. Soll ſie dem Odin in allen drei Reichen der Natur waltend zur Seite ſtehen, ſo wird man ſie auch in der Luft finden müſſen. Als Thauſpenderin hatte ſie ihre wohlwollende Thätigkeit entfaltet, als Hagelmacherin haben wir ſie jetzt in entgegengeſetzter Wirkſamkeit angetroffen. Als weiße Frau (Dame blanche) trat ſie aus den Bergklüften hervor, als weiße Seejungfrau (Lady of the lac) tauchte ſie aus den Wellen auf; wird ſie dieſe Lichtfarbe auch in der Luftregion behalten? Die Volksſagen kennen keinen Fall dieſer Art, wohl aber berichten ſie von einer „ſchwarzen Grete,“ als weiblichem Seitenſtück zum wilden Jäger.

Gott ſtrafte die alte Königin Margareth ſo für ihr ruchloſes Leben, daß ſie keine Ruh im Grabe hat, und in jeder Nacht über den alten Wall, den ſie mit des Teufels Hülfe gebaut hat, hinreiten muß. Das haben viele Leute ge-

ſehen. Sie trägt ein ſchwarzes Kleid, reitet aber auf einem weißen Roſſe, das Dampf und Feuer aushaucht*), ihr nach folgen zwei andere Geiſter in ſchneeweißem Gewande. So macht ſie jedesmal die Runde im vollen Rennen von Hellingſtade bis Haddeby. Einmal war eine Magd ausgeſchickt, an dem Walle Kartoffeln auszugraben; es war Mittags um Zwölf. Da kam ſie plötzlich nach Hauſe geſprungen und ſchrie: die ſchwarze Gret ſey vor ihr vorbeigeſaust und ihre Begleiter ſeyen auf ſie zugekommen. Da habe ſie den Kartoffelſack im Stich gelaſſen und ſey davon gelaufen. Als man hinging und nachſah, ſo fand man die Kartoffeln umhergeſtreut und zertreten. Das hatte aber die ſchwarze Gret gethan, weil ſie nicht will, daß auf ihrem Wall gebaut werden ſoll.

Noch in der Neujahrsnacht d. J. 1844 geſchah es, daß die Kinder der Leute, die bei Rurburg am alten Walle wohnen, Abends ſpät nach eilf von der Nachbarſchaft nach Hauſe gingen. Da kam ihnen auf dem Walle das weiße Pferd entgegen, mit einem weißen Laken behangen, große Klunker an den Ohren, mit einer Laterne vor dem Kopf, es gab Dampf von ſich, und darauf ſaß eine hohe ſchwarze Geſtalt; das war die Gret. Zwei andere weiße Geſtalten folgten ihr zu Fuße. Die Mädchen liefen eilig ins Feld, da ſauste das Pferd weiter den Wall entlang, aber die weißen Geſtalten verfolgten ſie. Die Mädchen waren in großer Noth. Die Kleinſte fiel und fing an zu beten, die andern kamen davon. Als nun die Eltern die Kleinen nach Hauſe holten, konnten ſie kein Wort reden als: das Pferd! das weiße Pferd! Noch mehrere Tage redeten ſie irre, und als der Vater dieſe Geſchichte erzählte, ward ihr wieder angſt, und ſie hielt die Hände vors Geſicht, war auch nicht zu bewegen, etwas davon zu erzählen (Müllenhof, Schleswig ꝛc. Nr. 459.)

Auch in Niederland kennt man eine „ſchwarze Grete" (Wolf, D. S. Nr. 19.) Dort wird ſie Nachts von ihrer Mutter gegen die ſchönere glücklichere Nebenbuh-

*) Die reitende Walkyre!

lerin ausgetauſcht, und der verliebte König entdeckt erſt am folgenden Tage den Betrug. Dürfte mir hier eine Hypotheſe vorzutragen erlaubt ſeyn, ſo würde ich, geſtützt auf den S. 302 Anm. aufgeſtellten Satz: Grotti bedeute Frau und Mühle zugleich, die Behauptung ausſprechen: Greet ſey nur Umſchreibung von Frau. Ein gewiſſermaßen directer Beweis iſt in folgender Sage enthalten:

Herzog Ott, Ludwigs von Baiern jüngſter Sohn, verkaufte die Mark Brandenburg an Kaiſer Carl IV. um 200,000 Gulden, räumte das Land und zog nach Baiern. Da verzehrte er ſein Gut mit einer ſchönen Müllerin, Namens Margaret, und wohnte im Schloſſe Wolfſtein, unterhalb Landshut. Dieſe Mühle wird noch die Gretlmühle genannt, und der Fürſt Otto der Finner. (Grimm D. S. Nr. 496.)

Finner bedeutet wie Fengo (vergl. S. 300, 301) den Müller (Fenja, altn. die Müllerin), denn die Vermählung iſt eine Vermehlung, das Kind iſt das gemahlene Korn, das Mehl. Bedeutet nun Greet, Grete ſchlechtweg die Frau, ſo haben wir in der ſchwarzen Grete eine ſchwarze Frau. Zugleich wird dadurch klar, warum die h. Margareth von den Schwangern angerufen wird. Wie Margareth, ſcheint aber auch Gertrud — ſo hat Shakeſpeare Hamlets Mutter, die Gerutha (Grotta: Mühle) hieß (ſiehe S. 300) umgetauft — eine Frau überhaupt zu bedeuten; denn von der Nonne zu Delft in Niederland, die dieſen Namen trug, berichtet die Legende, daß eine Frau nicht eher hatte gebären können, bis man ſie habe holen laſſen. Auch wird ſie mit Stab und Becher, den vielbekannten Symbolen der beiden Geſchlechter*), abgebildet. Ihr zu Ehren

*) Der ehebrecheriſche Kukuk, der ſeine Eier in fremde Neſter legt, befindet ſich, als Zeus zuerſt der Here naht, auf einem

trinkt man Getrudens Minne. Dieſes Wort bedeutet Liebe, Minneſänger = Sänger von Liebesliedern. (Daß auch andern Heiligen Minne getrunken wurde, bezieht ſich auf die Liebes- oder Gedächtnißmahle in den erſten Jahrhunderten der Kirche, und darf mit dem Minnetrinken auf das Wohlergehen einer geliebten Perſon nicht verwechſelt werden). Es gibt auch eine Johannisminne. Dieſen zwei Heiligen wurde im Mittelalter vorzugsweiſe Minne getrunken. (Sie ſind ja Hanns und Grete, die Repräſentanten von Mann und Frau). Grimm erinnert (S. 54) daran, daß Gertrud an Freia, Hulda und Bertha auch daran erinnert, daß ſie ſpinnend (den Lebensfaden) vorgeſtellt wurde. S. 282 merkt er an: Gertrud gleicht darin der Freia, zu der alle ſterbenden Frauen in Folkvangr ankommen, daß ſie die Seelen der Abgeſchiedenen in der erſten Nacht beherbergt (aliqui dicunt, quod quando anima egressa est tunc prima nocte pernoctabit cum beata Gertrude *), in der zweiten ſind ſie bei St. Michael (welcher in der Ep. Jud. V. 9. die Seele Moſis dem Teufel abzu-

---

Stab, ein die Hochzeitsproceſſion Beider vorſtellendes Basrelief läßt auf des Zeus Scepter einen Kukuk ſitzen (Welker in Schwenks Et. And. S. 269.) Dieſer Scepter war aber Juda's „Geſetzgeber zwiſchen den Füßen“ (1 Moſ. 49 10.), welchen die Buhlin Thamar, Jeſu Ahnmutter (Matth. 1, 3.) von dieſem Patriarchen nebſt einem Bock als Liebespfand verlangte (1. Moſ. 38, 17. 18.) Dieſer Stab war es, an welchem Jethro die Freier ſeiner Töchter probirte (Eiſenmenger I. S. 379), er war das unalternde Scepter des Pelops (Iliad. 2, 104), der unalternde Stab des Hermes (Hom. hymn. 3, 530.), der von der Phallusſchlange umwundene Stab des Todtenerweckers Aeſculap, das paſſende Seitenſtück zu Hygieens Becher, aus welchem dieſe Schlange trinkt, und zu Dſchemſchids Becher, in welchem man alle künftigen Generationen erblicken konnte, weßhalb auch der weiſe Salomo ſeine Geliebte mit einem Becher verglichen hatte.

*) Aus einer Handſchrift des 15. Jahrhunderts.

ringen ſuchte), die dritte da, wo ſie hin verdienten. Den Erzengel Michael haben wir ſchon S. 241 in Wuotan wieder erkannt, Odin aber iſt Othur oder Oddr, Freia's Gemahl, um deſſen Entfernung ſie goldene Thränen weinte.

Alſo iſt auch Gertrud eine Todtenfrau, eine weiße Frau? Nicht doch! ſie iſt die ſchwarze Grete, denn der Schwarzſpecht heißt in Norwegen Gertruds-Vogel. Warum? Darauf gibt folgendes Mährchen Beſcheid:

Als Chriſtus und Petrus noch auf Erden wandelten, kamen ſie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog ſtand und den Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rothe Mütze*) auf. Da beide den Tag über ſchon weit gegangen, und daher ſehr hungrig waren, bat Chriſtus die Frau um ein Stückchen Brod. „Das ſoll er haben,“ ſagte ſie, und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus. Aber da ward es ſo groß, daß es den ganzen Backtrog ausfüllte. „Nein, das iſt allzugroß, das kann er nicht bekommen!“ ſagte ſie. Sie nahm nun ein kleineres Stück, aber als ſie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden; das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm ſie ein ſehr kleines Stück, aber auch diesmal ward es wieder zu groß. „Ja, ſo kann ich Euch Nichts geben,“ ſagte Gertrud, „Ihr müßt daher ohne Mundſchmack wieder abziehen, denn das Brod wird immer zu groß.“ Da ereiferte ſich Chriſtus und ſprach: „Weil du ein ſo ſchlechtes Herz haſt, und mir nicht einmal ein Stückchen Brod gönnſt, ſo ſollſt du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwiſchen Holz und Rinde ſuchen, und nicht öfter ſollſt du zu trinken haben, als wenn es regnet.“ Und kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo war ſie zum Gertrudsvogel verwandelt, und flog zum Schorn-

---

*) Zeichen des Dämoniſchen ſ. S. 411.

ſtein *hinaus*. Noch jetzt ſieht man ſie herumfliegen mit der rothen Mütze auf dem Kopf, und *ſchwarz über dem ganzen Leib*, denn der Ruß im Schornſtein *hat* ſie geſchwärzt. Sie hackt und pickt beſtändig in den Bäumen nach Eſſen und piept immer, wenn es regnen will, denn ſie iſt beſtändig durſtig. (Asbjörnſen, Norw. Volksm. I. Nr. 2.)

Die *ſchwarze Greet* iſt alſo ein Trauervogel, ein *Todten*vogel*), ein *Pech*vogel**), ein *Diebs*vogel, denn die Elſter (Pica) iſt nicht nur dem Namen nach, ſondern auch der ſchwarzen Farbe wegen, mit dem Specht verwandt, und diebiſch zeigte ſich auch unſere Gertrud, indem ſie die bereits verſprochene Gabe aus Gewinnſucht wieder vorenthält. Sie erinnert an die Eule, die Shakeſpeare's Ophelia als verwünſchte Bäckerstochter kennt. Mehl ſollte ſie geſtohlen haben. Dann wäre ſie ja die den wilden Jäger, der Brod ſtiehlt (ſiehe S. 103) und deſſen Hunden man Mehl vorſtreuen muß (ſiehe S. 59), begleitende Tut-Oſel, ſie alſo ähnlich dem durch den Schornſtein, wo der Rauch hinauszieht, ſeinen Ausweg ſuchenden Teufel; inſofern das wüthende Heer aus Sturmwinden beſteht, als Regen verkündender Specht, des Teufels Braut, Frau Hilde, die *Windsbraut*, die man noch in folgender Sage wieder erkennt:

In Binſenthal erzählt man: Die Windsbraut war ein reiches Edelfräulein, welche die Jagd über Alles liebte,

---

*) Suidas ſagt: Der ſterbende Zeus verlangte in Kreta begraben zu ſeyn. Auf ſeinem Grabe daſelbſt las man die Aufſchrift: Hier liegt nach ſeinem Tode: *Picus* (Specht) *der Zeus* (πῖκος ὁ Ζεύς). Der Specht, als Regen anzeigender Vogel, konnte auch darum dem Zeus ὑετωρ, Jupiter pluvius geheiligt ſeyn.

**) Picus ſtammt v. pix, Pech.

aber die Aecker der Bauern für nichts achtete, und mit Ungeſtüm durch Saatfelder und Pflanzungen dahin ſtürmte. Dafür iſt ſie verwünſcht in alle Ewigkeit, mit dem Sturme dahin zu fahren, und wenn der ſich erhebt, ſo eilt ſie ihm voran, und wird von feurigen Ungethümen gejagt, die ſie nirgends ruhen laſſen. (Kuhn, M. S. Nr. 167.)

In der Priegniz heißt ſie „Frau Gode", und wird dort ihre Strafe aus einer andern Urſache hergeleitet:

Eine Edelfrau, die Frau Gode genannt, war gar böſe mit ihren Mägden umgegangen, daher verwünſcht worden, ewig durch die Luft zu jagen. Namentlich zieht ſie in den Zwölften dahin, und da hat ſie auch einmal eine Frau eines Sylveſterabends gehört. Sie ging noch ſpät in der Nacht aus dem Hauſe, und der Mond ſchien gerade recht hell, da hört ſie auf einmal Lärm und Gebrauſe, als wenn eine ganze Jagd daher käme, das kam immer näher und näher, ſo daß ſie zuletzt ſogar die Schellen der kleinen Hunde im Getöſe unterſcheiden konnte, aber ſehen konnte ſie gleichwohl nichts, obſchon es eine ſehr helle Nacht war. (Ebdſ. Nr. 217.)

Wer war nun eigentlich die Frau Gode? Ueber ſie gibt Kuhn in Haupts Ztſchr. für d. Alt. Auskunft: „Frau Gode oder Herke, Harke heißt die Frigg, die Gattin Odins oder Godens *) jenſeits der Ukermark'ſchen Grenze. Nach ihr iſt Godendorf genannt. Eine Meile ſüdlich von Fürſtenberg an der preußiſchen Grenze in Buchholz heißt ſie wieder Harke. Am Nordharz im Halberſtädtiſchen und Braunſchweigiſchen ſagt man, wenn während der zwölf Tage ſich noch Flachs auf der Dieße findet, ſo komme die Hakſche, und zerzauſe ihn. In der Priegniz ſagt man an mehrern Orten, z. B. in Heiligengrab, die Godſche

*) Er gab dem Godensberg, wie als Wodan dem Bodenſee den Namen.

Gödſche. Uebrigens iſt die Hakſche, wie Berchta zur Kinderſcheuche geworden. Unartige Kleinen werden bedroht: „wart, die Hakſche kümt.“ In der Altmark, in der Umgegend von Salzwedel und Oſterburg wird Gode auch Frau Goe geheißen, bei Fallersleben im Hannover'ſchen: Frau Koe. Im Ballenſtedtiſchen findet man wieder Frau Harke.

Ebendaſelbſt liest man: „In der Ukermark kömmt die Frigg unter dem Namen Fuik vor, ſie verunreinigt, ſo ſagt man dort, den Flachs auf dem Rocken, wenn die Mädchen bis zu dieſer Zeit nicht abgeſponnen haben. Die Alten erzählen: Fuik ſey des Teufels Großmutter, und man habe ſie oft des Nachts umhertoben hören. Mancher hat ſie auch geſehen, und leicht an den großen Hunden erkannt, welche ſie ſtets mit ſich führt, denn wenn dieſe gebellt haben, ſo ſind ihnen große Feuermaſſen aus Maul und Naſe geflogen. Hierauf erzählt mein Gewährsmann eine Geſchichte, aus welcher wir uns überzeugen, daß Fuik = Frigg die, wegen Mehldiebſtahl, in den Regen verkündenden, Wolken jagenden Specht verwandelte Bäckersfrau Gertrud ſey.

Vor Jahren, als noch der Mahlzwang herrſchte, mußten die Naugartner nach der Boizenburger Mühle, um dort ihr Korn mahlen zu laſſen. Dahin war auch einmal ein Bauer gefahren und hatte ſich etwas verſpätet, ſo daß er erſt in der Dunkelheit mit ſeinem mit Säcken beladenen Wagen nach Hauſe fuhr. Da hörte er plötzlich ein gewaltiges Toben, gleich darauf kam auch die Fuik mit ihren Hunden dahergeſtürmt. Der Bauer wußte ſich nicht anders zu helfen, als daß er ſeine Mehlſäcke freiwillig den Hunden der Fuik ausſchüttete, die auch ſogleich gierig darüber herfielen und das Mehl auffraßen. Hätte er das nicht gethan, ſo wäre es ihm ſchlecht gegangen. Betrübt kam

er nun mit ſeinen leeren Säcken nach Hauſe, und erzählte ſeiner Frau, was ihm begegnet ſey. Da ſagte die Frau: Sind die Säcke leer, ſo wirf die nur auch hin. Das that er, aber wie verwundert war er, als er am andern Morgen an dieſelbe Stelle kam. Da ſtanden ſeine Säcke wohl gefüllt, wie er ſie am Abend vorher aus der Boizenburger Mühle geholt hatte.

Daß man in dieſer Gegend Fuik für Frigg ausſpricht, erklärt Kuhn damit, daß „der ganze Strich, wo ſich das Andenken an die Fuik erhalten hat, von Weſt nach Oſt quer durch die Ukermark vom Flecken Gramzow bis Thomsdorf an der Meklenburgiſchen Grenze, man kein linguales, ſondern nur ein gutturales **r** hat, weßhalb die Sylbe **er** auslautend immer a wird; der Uebergang von dieſem gutturalen **r** zu **u** iſt aber nach dem gehauchten Lippenbuchſtaben leicht erklärlich“ *).

Das Vorhergehende gibt den Schlüſſel zu nachſtehendem höchſt ſinnreichen norwegiſchen Märchen, durch welches die altheidniſche Vorſtellungsweiſe nur dunkel durchſchimmert.

Eine kränkliche Frau, die ſelber nicht mehr recht fort konnte, ſchickte ihren Sohn auf den Stabur **) nach Mehl. Der Burſche wollte eben die Treppe hinunterſteigen, als der Wind geſtoben kam, ihm das Mehl wegnahm und damit durch die Luft fuhr. Der Burſch ging nochmals hin, der Wind nahm ihm abermals

*) Um Wollmirſtedt und Eisleben, in Röblingen, Erdeborn, Helfta, Völkſtädt, Helbra, und von da aufwärts nach der Saale zu in Hedersleben, Dederſtedt, Schochwiz, Gorsleben wird ſie ſtatt Holle — wie ſie in Zeiz, Weißenfels, Naumburg und Magdeburg heißt — Frau Wolle, in dem nur eine halbe Meile entfernten Zeſchwiz an der Saale und in Wellin Frau Rolle, in Gutenberg bei Halle Frau Harre (ſ. Harke), in Rothenburg Frau Harſe, und in Näglitz bei Gutenberg Frau Archen genannt.

**) Ein auf Pfoſten über der Erde aufgeführtes Gebäude, das als Vorrathskammer dient.

das Mehl weg, und ſo geſchah es auch das dritte Mal. Das verdroß den Burſchen und er meinte, es wäre Unrecht von dem Winde, ihm ſo mitzuſpielen, er wollte ihn daher aufſuchen und ſein Mehl zurückfordern. Als er dem Winde ſeine Armuth geklagt und die Rückgabe des Mehls aus dieſem Grunde um ſo zuverſichtlicher erwartet hatte, erhielt er zur Antwort: Ich habe kein Mehl, aber wenn es dir ſo dürftig geht, will ich dir ein Tuch geben, das ſchafft dir Alles, was du nur zu eſſen wünſcheſt, wenn du blos ſagſt: „Tuch decke dich mit allerlei köſtlichen Speiſen!“ Damit war der Burſch zufrieden. Da aber die Heimath an demſelben Tag nicht mehr erreicht werden konnte, kehrte er bei einem Gaſtwirth auf der Landſtraße ein. Als er in der Herberge Abends ſein Tuch auf einem Tiſch in der Ecke ausgebreitet, und ſein „Tuch deck dich ꝛc.“ ausgeſprochen hatte, that das Tuch ſeine Schuldigkeit. Da meinten alle, beſonders die Wirthin: das Tuch ſey ſehr werthvoll. Als alle Gäſte ſchon ſchliefen, tauſchte ſie dieſes Tuch gegen ein ähnlich ausſehendes ein. Am andern Tag berichtete der Burſch ſeiner Mutter, was er für eine herrliche Entſchädigung mitbringe. Dieſe jedoch wollte erſt ſehen und dann glauben. Als er ſeinen Spruch ſagte, deckte ſich das Tuch nicht einmal mit Brod. „Es iſt kein anderer Rath, ich muß wieder zum Nordwind,“ ſagte er, und machte ſich auf den Weg. „Das Tuch, das du mir gegeben, ſagte er zum Wind, das taugt nichts.“ „Ich habe kein Mehl,“ lautete der Beſcheid, aber da haſt du einen Bock, der macht lauter Golddukaten, wenn du blos ſagſt: „Bock mach Gold!“ Damit war der Burſch zufrieden. Als er Abends wieder in die Herberge einkehrte, probirte er ſeinen Bock, um zu ſehen, ob es auch wahr ſey, was der Wind ihm geſagt. Die Sache verhielt ſich aber wirklich ſo. Als der Gaſtwirth das Experiment ſah, meinte er, das wäre ein prächtiges Thier, und wie der Burſche eingeſchlafen war, holte er ſich den Bock und ſetzte einen von gleicher Farbe an die Stelle, der machte aber keine Ducaten. Am andern Tage berichtete der Burſch, zu Hauſe angekommen, den Erfolg ſeiner diesmaligen Reiſe.

Die Mutter behauptete wieder: Nur was die Augen ſehen, glaubt das Herz. „Bock mach Gold!“ rief der Burſche, aber umſonſt. Da ging er wieder, dem Wind ſeine Noth zu klagen, und erhielt von dieſem folgende Antwort: Nun habe ich nichts Anderes zu geben, als den alten Stock, der da in der Ecke ſteht; der hat die Eigenſchaft, daß wenn du ſagſt: „Stock, ſchlag zu!“ er ſo lange zuſchlägt, bis du wieder ſagſt: „Stock ſteh ſtill!“ Weil nun der Weg nach Hauſe wieder nicht kurz war, ſo kehrte der Burſch auch an dem Abend wieder bei dem Gaſtwirth ein. Da er aber wohl ſo halbwegs begreifen konnte, wie es mit dem Tuch und dem Bock zugegangen, ſtreckte er ſich ſogleich auf die Bank hin und fing an zu ſchnarchen. Der Wirth, der ſich wohl denken mochte, daß der Stock zu etwas tauge, ſuchte einen Andern hervor, der dieſem ganz ähnlich war, und wollte ihn an die Stelle ſetzen, denn er glaubte, der Burſche ſchliefe. Wie er aber den Stock wegnehmen wollte, rief der Burſch: „Stock ſchlag zu!“ Der Stock ſchlug auf den Gaſtwirth los, daß dieſer über Tiſch und Bänke fuhr, und rief und bat: „Ach Hergott! laß blos den Stock wieder aufhören, ſonſt ſchlägt er mich noch todt! Ich will dir auch gerne dein Tuch und deinen Bock wieder geben.“ Als es dem Burſchen ſchien, daß der Wirth genug hätte: rief er: „Stock ſteh ſtill!“ Er nahm nun ſein Tuch und ſteckte es in die Taſche, band dem Bock eine Schnur um die Hörner und nahm den Stock in die Hand, und fort ging er mit Allem, bis er nach Hauſe zu ſeiner Mutter kam, und nun hatte er guten Erſatz für's Mehl bekommen. (Abjörnſen, Norw. Volksm. I. Nr. 7.)

Der Wind, welcher das Mehl des Burſchen geſtohlen hatte, wird kein anderer als Gode (Odin) oder ſeine Frau geweſen ſeyn. Die Zeit des Diebſtahls: die Chriſtnacht oder Neujahrsnacht, denn man glaubt, daß Frau Holle in den Zwölfen die Witterung für das ganze Jahr mache, und daß jeder Monat deſſelben ganz ſo iſt, wie ſein Tag zwiſchen Chriſtnacht

und der Nacht vor dem Dreikönigstag (Reinhard, Potsdams Vorz. S. 164). In Diemitz bei Halle denkt man ſich in den zwölf Nächten eine Taube durch die Luft fliegend. Hört man ihren Flügelſchlag (Wunſchwind), ſo freuen ſich die Landleute, denn dieſes Rauſchen iſt das Anzeichen eines fruchtbaren Jahrs. Wo ſie ſich niedergelaſſen hat, da grünt und blüht es im kommenden Sommer am ſchönſten, wo ſie vorüberzieht, werden die Felder fruchtbar (Sommer, Thür. Sag. Nr. 9). Der Wind in dieſer Nacht heißt aus dieſem Grunde der Wunſchwind, und Odin hat davon das Prädicat **Oski**: der Gewünſchte, wovon der Mannsname Oskar. Odin beſitzt aber auch die Wünſchelruthe (ſ. S. 75), einen Zauberſtab, mit dem man Alles erreichen kann, wie der Burſch in unſerm Mährchen, der mittelſt des Stockes Tuch und Bock wieder erhielt. Das Tuch war die Schneedecke, welche in der Chriſtnacht über die Erde ausgebreitet iſt, Letztere, weil ſie allen Weſen Nahrung gibt, ein mit Speiſen beſetzter Tiſch. Wenn es aber im Winter nicht ſchneit, ſo erfriert das Saatkorn im Boden, und es gibt ein Hungerjahr. Darum iſt am Beſitz dieſes Tuches ſo viel gelegen. Fehlt es, ſo werden die Speiſen ausbleiben. Daß der Schnee ein Geſchenk des Windes iſt, ſagt ſchon das Wort Schneegeſtöber, darum muß das Wünſchtuch vom Winde geholt werden. Daß der Bock Sturm und Blitz zugleich bedeutet, habe ich ſchon S. 287 durch ſprachliche und andere Beweisgründe feſtgeſtellt. Das Geſtirn die „Ziege" bringt mit den Frühlingsſtürmen das erſte Gewitter. Der Blitz electriſirt die Erde, und die goldene Saat ſchießt alsbald üppig hervor. Daß Getreide unter dem Golde zu verſtehen ſey, hat ſchon Homer gewußt, als er den „goldenen Halm der Demeter" pries.

Aber auch an mehrern Stellen dieſes Buches iſt gezeigt worden, daß dieſes Bild auch den germaniſchen Völkern bekannt war. Die Gaben der Erdmännlein verwandeln ſich in Gold oder in Brod. Der Burſche in unſerm Mährchen mit ſeinem: „Tuch deck' dich!" erinnert an Fortunatus Wünſchhütlein mit ſeinem: „Tiſch decke dich!" im Kindermährchen. Wünſchhut und Wünſchelruthe erinnern Grimm (S. 828) nicht nur an den Petaſus des Gottes Hermes und ſeinen caduceus, ſondern auch an Wuotans (Odins) gekrempten Hut, wovon er Höddr: der „Behutete" hieß und ſeine Wünſchelgerte. Den Hut (die Wolkendecke) hat Odin als Sturmwind auf. Da wir aber es jetzt mit Frau Gode, nicht mit ihrem Mann zu thun haben, folglich iſt nachzuweiſen, daß ſie der Wind war, welcher dem Burſchen das Mehl ſtahl. Wenn Odin der perſonifizirte Wunſch, ſo iſt ſeine Frau die Fortuna. Daß auch ſie den Hut beſitzt, zeigt ihr Name: „Frau Hütt". Sie wohnt auf den Gebirgen um Innsbruck. Sie war eine Rieſenkönigin, jetzt iſt ſie verſteinert. Wie dieß zugegangen, berichtet folgende Sage:

Frau Hütt hatte einen Knaben, der hatte ſich eine Tanne zum Steckenpferd abknicken wollen, weil aber der Baum am Rande eines Moraſtes ſtand, ſo war das Erdreich unter ihm gewichen, und er bis zum Haupt in den Moder geſunken, doch hatte er ſich noch glücklich herausgeholfen. Frau Hütt tröſtete ihn, verſprach ihm ein neues Kleid, und rief einen Diener, der ſollte weiche Broſamen nehmen, und ihm damit Geſicht und Hände reinigen. Kaum aber hatte dieſer angefangen mit der edlen Gottesgabe ſo ſündlich umzugehen, ſo zog ein ſchweres Gewitter daher, das den Himmel ganz zudeckte. Als dieſer ſich wieder aufhellte, waren die reichen Kornfelder und die grünen Wieſen verſchwunden, überall nur Wüſte mit zerſtreuten Steinen, wo kein Grashalm mehr wachſen konnte,

in der Mitte aber ſtand Frau Hütt — verſteinert. (Mgbl. 1811. Nr. 28.)

Frau Hütt iſt die Perſonification der unfruchtbaren ſteinigen Erde — Rindr (Rinde) Odins andere Gemahlin — im Gegenſatz zur Fruchtbarkeit ſpendenden Frigg. Ihr Name kann ſich ebenſowohl auf den ſteinigen Acker beziehen, durch welchen kein Grashälmchen durchzudringen vermag, als auf den Wolkenhimmel, der die — im Winter, wo man Schnee, nicht aber Gewitter braucht — Verderben bringenden Blitze barg. Das Brod, womit der Rieſin Sohn gereinigt wurde, war der fruchtbare Schlamm ſelber, von dem er gereinigt ſeyn wollte, und bezieht ſich auf den moraſtigen Boden um Weihnacht, wenn der Froſt bis dahin ausblieb, was der Landmann nicht gern ſieht, wie auch wirklich hier das winterliche Gewitter die ganze Umgegend unfruchtbar machte. Dieſer Hut der Frau Hütt war alſo kein Wünſchhut, ſo wie die Tanne, nach welcher ihrem Knaben gelüſtete, keine Wünſchelruthe, denn ſie hatte ihn nur in den Moraſt gelockt.

Daß aber Frau Fuik oder Frigg die Wünſchelruthe beſeſſen, beſtätigt Kuhn a. a. O. mit folgendem Mährchen:

Ein paar arme Kinder, Bruder und Schweſterchen, gingen einmal in den Wald, um Beeren zu ſuchen, und kaman dabei immer weiter vom Wege ab. Als ſie nun heimkehren wollten, konnten ſie ihn nicht wieder finden. Da waren ſie gar traurig und betrübt, und liefen bald hierhin, bald dorthin, ob ſie nicht Jemand fänden, der ſie auf den richtigen Weg brächte. Als ſie ſo umherirrten, kamen ſie an eine Thüre, die zu einer unterirdiſchen Höhle führte. Da klopften ſie an, und heraus trat die alte Fuik. Die war eine gewaltige Zauberin und Menſchenfreſſerin. Sie führte ſie hinein in ihre Höhle, und als ſie die Kinder eine Weile betrachtet hatte, ſperrte ſie den Bruder in

einen Stall und ſprach: „Du ſollſt mir fett werden, dann will ich dich freſſen“. Das Schweſterchen aber behielt ſie bei ſich in der Höhle, daß ſie ihr in der Wirthſchaft bei-ſtehe. Das that die Arme, obwohl mit innerem Grauen, denn ſie fürchtete ſich vor der Alten, aber ſie hoffte doch, daß es ihr vielleicht noch gelingen werde, ihr Brüderchen vor dem grauſamen Tode zu retten. Endlich machte ſie einen Weg ausfindig, auf den ſie hoffte, ihren Wunſch zu verwirklichen. Die Fuik trag nämlich eine große Taſche am Gürtel, in der war ein Stäbchen, wenn ſie das nahm und damit durch die Luft ſtrich, war gleich da, was ſie wünſchte. Das hatte die Kleine zufällig einmal geſehen, denn die Alte trug die Taſche ſtets bei ſich und legte ſie niemals ab. Als daher die Fuik eines Tages ein Mittagsſchläfchen machte, holte die Kleine eine Scheere vor und ſchnitt ihr die Taſche, in der ſich das Stäbchen befand, ab. Dann lief ſie eiligſt zum Stall, in welchem das Brüderchen ſchmachtete, holte das Stäbchen hervor, hielt es an die Schlöſſer und Riegel, welche die Fuik vor die Thüre gelegt. Da ſprangen ſie auf und das Brüderchen war frei. Nun liefen ſie eilig davon, daß ſie der Fuik entkämen, und waren auch ſchon eine weite Strecke fort, da erwachte dieſe erſt. Sogleich vermißte ſie ihre Taſche, und ſah, daß die Kinder entflo-hen waren. Mit gewaltigen Schritten war ſie hinter den Kleinen her, immer näher kam ſie, immer näher, jetzt konnten die Kleinen, die ſich aus Furcht vor ihr von Zeit zu Zeit umſchauten, ſie ſchon ſehen. Nun waren ſie gerade an einem großen See. Raſch nahm daher das Schweſterchen das Stäbchen aus der Taſche, und ver-wandelte ſich in eine Ente, das Brüderchen in einen Erpel, und ſo ſchwammen ſie nun auf dem breiten Waſſer dahin, und die Alte lief wüthend am Ufer auf und ab, denn ſo groß ſie auch war und ſo lange Arme ſie auch hatte, ſie konnte doch weder zu ihnen herüber-waten, noch ſie mit den Händen greifen. Aber da kam ihr plötzlich ein Gedanke, und hätte ſie den ausführen können, ſo wäre es beiden Geſchwiſtern gar traurig er-gangen. Sie ſetzte ſich nämlich nieder an den See und

begann ihn auszutrinken. In gewaltigen Zügen ſchlürfte ſie das Waſſer hinunter, immer enger und enger ward der Raum, auf dem die Beiden umherſchwimmen konnten, immer gewaltiger ſchwoll der Leib der Fuik auf. Schon konnten ſie ganz nahe ihr wildes Antlitz ſehen, da that ſie noch einen großen und gewaltigen Zug. Sie war geplatzt und ſtand nimmer wieder auf. Nun ſchwammen Bruder und Schweſter luſtig ans Ufer, die Kleine nahm das Stäbchen und ſchaffte ihnen die frühere Geſtalt wieder, ſtrich mit ihm durch die Luft, und wünſchte dies und das. Sie fanden auch mit ihm den richtigen Weg wieder und kamen zu ihren Eltern zurück und wurden reiche Leute.

„In dieſem Mährchen,“ bemerkt Kuhn, „iſt die Fuik ganz ſo zur Hexe und Zauberin geworden, wie Frau Holle und Frau Berchta in andern Mährchen und Sagen. Außerdem iſt das Zauberſtäbchen bedeutſam. Die Fuik ſcheint es zu führen wie Wuotan die Wünſchelruthe, doch nicht als ihr urſprünglich *) eigenthümlich, ſondern wie die ſpätere chriſtliche Zeit alle Eigenſchaften der Götter auf Göttinnen übertrug, und das Andenken an Jene entweder ganz unterging oder nur noch in dem einen Teufel fortlebte, ſo wird auch die Wünſchelruthe von Wuotan auf die Fuik übertragen ſeyn.“ Was das Austrinken des See's zu bedeuten habe? hat Kuhn zu beantworten unterlaſſen. Sollte vielleicht das Einſaugen der Näſſe, welche der Winter erzeugt, in welchem die Sonne zu ſchwach iſt jene auszutrocknen, hier zu verſtehen ſeyn? Bedeutet das Platzen der Erde die Riſſe, welche die austrocknende Frühlingsſonne bewirkt?

*) Warum nicht urſprünglich? Einen Beweis für die Urſprünglichkeit dieſes Beſitzthums könnte der Aberglaube abgeben, daß die Springwurzel – und dieſe iſt doch von der Wünſchelgerte und dem Zauberſtab nicht verſchieden – ein Geſchenk des Schwarzſpechts ſey. (Grimm S. 925.) Der Gertrudsvogel iſt aber die ſchwarze Greet, die ſchwarze Frau, nach Umſtänden wohl die weiße Frau, obſchon wir dieſe S. 539 unter der Geſtalt einer Taube erkannt haben.

Man hat die weiße Farbe der geſpenſtiſchen Ahnfrau erlauchter Häuſer als die ehemalige Trauerfarbe der Wittwen zu deuten verſucht, gegen welche Behauptung die ſchwarzen Frauen, die ein gleiches hohes Alterthum in Anſpruch nehmen, proteſtiren dürfen. Da es nun ſo ziemlich erwieſen iſt, daß die älteſte weiße Frau die in der Chriſtnacht umziehende Perchtha, Bertha oder Holle ſey, nämlich die Naturgöttin Frigg oder Freia, ſo möchte ich ihre weiße Farbe auf das Leichenkleid beziehen, das die mütterliche Erde um Mittewinter einhüllt, nämlich auf die Schneedecke, und nur wenn der Schnee bis dahin ausbleibt, iſt ſie eine ſchwarze Frau, welches Prädicat auch die winterliche Naturgöttin von den Griechen (Demeter μελανις = die ſchwarze Ceres, Aphrodite μελαινη = die ſchwarze Venus) erhalten hatte. Die wichtigſte Stütze findet dieſe Behauptung in dem Umſtande, daß in der Mitteſommernacht, alſo in jener der Chriſtnacht entgegengeſetzten Jahrhälfte, in manchen Gegenden ſich eine grüne Jungfrau zeigt.

Auf dem Hausberge bei Eisleben ſtand vor alter Zeit ein mächtiges Schloß, welches in den Berg verſunken iſt, doch ſich einſt wieder aus ihm erheben wird. Das Burgfräulein iſt mit in den Berg verwünſcht, und wird nur in einer Johannisnacht frei. Dann wandelt ſie auf dem Berg umher, trägt einen Schlüſſelbund am Gürtel, und iſt ganz grün gekleidet, weßhalb ſie das Volk die grüne Jungfer nennt. Wer ihr begegnet, wird reich beſchenkt, das größte Glück aber iſt dem beſtimmt, dem es einſt gelingen wird, ſie zu erlöſen. Jedem nämlich, den ſie trifft, gibt ſie einen Schlüſſel und führt ihn zu einer Fallthüre auf den Gipfel des Berges, die auch nur in der Johannisnacht zu ſehen iſt. Die Thür heißt ſie ihn aufſchließen, und dann begleitet ſie ihn durch die weiten Gemächer des Schloſſes, zeigt ihm alle Herrlichkeiten, und führt ihn zuletzt vor ein Buch,

welches ihre und des Schloſſes Geſchichten enthält. Dieſes Buch heißt ſie ihn leſen, denn es iſt in ſo alter Schrift geſchrieben, daß noch Niemand es zu leſen vermocht hat. Wenn aber einſt Jemand das Buch wird leſen können, ſo wird ſich das Schloß aus dem Berge auf den Gipfel deſſelben heben, und die Jungfer wird erlöst ſeyn, und ihren Erlöſer zum Herrn des Schloſſes und zu ihrem Gemahl machen. (Sommer, Thür. Sag. Nr. 12.)

Das Buch, welches die Geſchichte des Schloſſes enthält, iſt unſtreitig jenes Buch, welches die Geſchichte der Weltſchöpfung bis zu ihrem Untergange, eigentlich der Jahreszeiten, enthält, die Völuſpa, welche von der weiſſagenden Böla, einer prieſterlichen Jungfrau, in der Mittſommernacht recitirt wurde (vgl. Legis Fundgruben d. Nord. II. S. 6). Wenn das Zeiträthſel der Sphinx gelöst iſt, ſtürzt ſie ſich in den Abgrund, und iſt erlöst, d. h. ſie iſt nicht mehr an die Zeitlichkeit gebunden, ſie ſelber, die perſonificirte Zeit, hat aufgehört. Darum kann derjenige, welcher ſie zu erlöſen berufen iſt, nur der letzte Menſch ſeyn. Seit die Göttin nach chriſtlicher Auffaſſung nur für ein dämoniſches Weſen, oder gar für eine im Zuſtande der Unſeligkeit Verſtorbene gilt, mußte ſie auf die Erlöſung im chriſtlichen Sinne harren.

Man wird zwar einwenden, daß die grüne Farbe ſich auch auf die im Korn umwandelnde Roggenmuhme, auf die Erbſenmuhme, oder auf die Moosweibchen, welche der wilde Jäger vor ſich hertreibt, beziehen könne. Dem ſteht aber entgegen, daß auch die Seejungfrauen, welche wir oben als weißgekleidete Nonnen erblickten, von den Volksſagen als grüne Nixen gekannt ſind. Endlich würde, wenn man nicht die abwechſelnd weiße und grüne Farbe auf Winter und Sommer deuten wollte, eine andere Frage, warum manchmal die

weiße Frau zur Hälfte auch ſchwarz gekleidet erſcheint (ſ. S. 520), neue Verlegenheiten bereiten. Daß die weiße Frau eine Kalenderfigur, nicht aber die auf Erlöſung harrende Ahnfrau irgend eines fürſtlichen Geſchlechts ſey, bezeugt ihr regelmäßiges Erſcheinen beim Abſchluß von wichtigen Jahrsepochen.

Zu Oſterode liegen auf einem Hügel vor dem Harzthor die Trümmer einer Burg. Ihr letzter Beſitzer hinterließ eine wunderſchöne Tochter, und weil ſie den Bewerbungen eines in der Magie erfahrnen Ritters kein Gehör gab, ſo zerſtörte er die Burg und fluchte der Jungfrau, daß ſie als Hund tief unten in dieſer Burg hauſen, und *nur am Oſtermorgen ſich in ihrer natürlichen Geſtalt den Menſchen zeigen ſoll*. Das thut auch die Bezauberte, *ſie erſcheint dann im ſchneeweißen Gewande, wandelt* langſam vor Sonnenaufgang *auf den Bach zu, wäſcht ſich daraus*, und wartet, daß ſie Einer erlöſe. Schon Manchen hat ſie reich beſchenkt, aber es hat noch Keiner mit ihr durch die eiſerne Thüre kommen können, die ihr Gewölbe verſchließt. (Harrys, Niederſächſ. Sag. II. S. 58.)

Das Gewölbe iſt das Innere der Erde; die Schätze, welche die Jungfrau mittheilt, beziehen ſich auf den Ackerbau; der Bach, in welchem ſich die Jungfrau am Oſtermorgen wäſcht, iſt das vom Volksglauben gerühmte, die Jugendreize conſervirende Oſterwaſſer, die Wirkung des Märzſchnee's (ſ. Kloſter VII. S. 244), alſo ein Jungbrunnen, ein Hollenbrunnen, ein Herthabad (vgl. S. 500).

Wie Oſtra *), die von Oſt, Licht, als Lenzverkün-

---

*) Von dieſer Frühlingsgöttin haben ſehr viele Ortſchaften den Namen als: Oſtra (Vorwerk bei Dresden), Oſtrau (Dorf bei Halle), Oſterbeck, Oſterberg, Oſterborn, Oſterburg (in der Altmark), Oſterhagen, Oſterholz, Oſterhofen, Oſtritz, Oſterloch (eine Höhle im Landgericht Sulzbach), Oſternohe (ein Markt unweit davon), Oſterwald, Oſterwieſe, Oſterkuppe (in Thü-

derin den Namen hat, den Harzbewohnern am Oſtermorgen, ſo erſcheint in Baiern und Deutſchböhmen am Lucientag (13. Dec.) Frau Luz, im Namen eine Lichtbotin, denn noch vor Ausgang des December nehmen die langen Nächte ab. Auch ſie iſt, wie die in der Dreikönigsnacht ſchreckende Berchta, eine Bauchaufſchneiderin (Grimm S. 1212). Die Frau des Hörſelberges zeigt ſich nur am Faſtnachtsdonnerſtag, viele weiße Frauen nur in der Frohnfaſte, das geſpenſtiſche Poſterli in der Schweiz am Donnerſtag vor Weihnacht, die weiße Frau von Neuhaus am grünen Donnerſtag u. ſ. w.

Wie das Erſcheinen vieler geſpenſtiſchen Frauen an die Jahreszeit gebunden iſt, ebenſo das Sichtbarwerden mancher ihrer Mitſchweſtern an die Tageszeit; Einige erſcheinen um Mitternacht*), Andere um Mittag**), wieder Andere bei Sonnenaufgang***), wie die Oſtra am Jahresmorgen u. ſ. w.

Man hat demnach alle dieſe Weſen, die unter den Namen Holle, Bertha, Harke, Gode, Frick, Luz ꝛc. in den verſchiedenen Provinzen Deutſchlands bekannt ſind, gleichwie die Göttinnen der alten Germanen und Scandinavier, als verſchiedene Manifeſtationen eines und deſſelben Weſens, der Freia (Frau) zu erklären. Die Identität von Odins Gattin: Frigg (Frick) mit der Freia, iſt ſchon oben feſtgeſtellt worden (ſ. S. 452), als geſpenſtiſche weiße Frau um Mittewinter haben wir ſie in der Fuik (S. 535) wieder erkannt; wenn demnach Odin noch andere Frauen zugetheilt wurden, ſo

---

ringen), Oſtergard (eine ſchwed. Inſel), Oſterrode (im Harz), Oſtrow, (vielleicht auch Oſtrialow, Oſtralenka) u. a. m.

*) Stahl weſtphal. Sag. S. 123.

**) Wolf D. S. Nr. 210. 211.

***) Müllenhof Nr. 455.

können es nur verſchiedene Prädicate der Frigg ſeyn, denn wie es nur Einen Gott gibt (in Odin ſind alle Aſen ꝛc. enthalten), ſo auch nur Eine Göttin, jener das zeugende, dieſe das gebärende Prinzip. Odins zweite Gemahlin, die Mutter des Donnerers Thor, heißt Jördh, d. i. Erde = Hertha, vielleicht auch Bertha? Ihr anderer Name war Hlodhyn, die deutſche Hludana, vielleicht auch Hulda, Holle? Im Altn. bedeutet **Huldr** die Dunkle, alſo die winterliche oder nächtliche, geſpenſtiſche. Der Hollunder, welcher prophetiſche Träume (Somnambulismus) erzeugen ſoll, hat von Holle den Namen. Der Volksglaube läßt auf ihm ſich die Geſpenſter wiegen. Auf vielen Kirchhöfen findet man nur dieſen Baum angepflanzt. Gehört auch der (Schlafwachen erzeugende) Wachholder der Holle? Auch er iſt der Sammelplatz von Geiſtern, guten wie böſen (Tettau und Temme Sag. Oſtpreußens S. 259). Odins winterliche Gattin war Rindr (Froſtrinde, Eisdecke). Dieſe hatte ihm den Lichtgott Vadi, den dem Januar vorſtehenden Aſen, den Rächer Baldrs geboren, denn nach der längſten Nacht bricht eine neue Sonne hervor. Von Rindr hat Saxo einen Mythus aufbewahrt, welcher an die Demeter Erinnys (d. i. die Furie, Ceres in der Unterwelt, die im Winter unſichtbare Naturgöttin) erinnert. Denn wie dieſe ſich gegen die Umarmung Poſeidons geſträubt hatte (die gefrorne Erde ſaugt kein Waſſer ein und widerſtrebt der Befruchtung), ſo ſoll Rindr gegen Odin ſpröde geweſen ſeyn, bis ſie endlich ſeiner Liſt unterlegen war. Odin als Oddr iſt Gemahl der Freia. Da dieſe der weibliche Freir, wie Artemis der weibliche Apollo iſt, Freirs Identität mit Odin S. 321 nachgewieſen wurde, ſo hat man ein Recht, Freirs Geliebte,

die ſchöne Rieſentochter Gerdhr, für die Frühlingsgöttin Freia zu halten. Ihr Name ſpielt auf das Gitterwerk an, von welchem ihre Wohnung umgeben, in welcher ſie eingeſchloſſen und von wüthenden Hunden bewacht war (Saem. 82), und aus welcher ihr Geliebter ſie erſt befreien mußte, ehe er zu ihrem Beſitz gelangen konnte. Die erwärmenden Sonnenſtrahlen waren es, mit welchen der Lenzgott die mit der Waberlohe umgebene Geliebte befreit, und ſich mit ihr vermählt hatte. Auch der hörnere Sigfried hatte ſeine Geliebte ſich aus einer ſolchen Waberlohe erobern müſſen, und vielfach entſtellt kommt das wabernde Flammenſchloß noch in den Volksſagen vor (Grimm D. S. Nr. 281). Während ihrer Gefangenſchaft war Gerdhr die in der Unterwelt hauſende Hel (Freia als ſchwarze Greet) geweſen, Freia, welche die Todten bei ſich aufnimmt. Helheim wird nämlich als ein umſchloſſener, von feſtem Gitterwerk umgebener, von dem Hunde Garmr bewachter Ort gedacht, darum heißt Loki, der Vater der Hela, Loki, d. h. Einſchließer. Da nun die nordiſche Unterwelt, wie eine Veſte, mit Graben und Gitterwerk umgeben, dargeſtellt wurde, ſo erklären ſich hieraus die in den Volksſagen vorkommenden Burgen (Grimm D. S. Nr. 291. Mone Anz. f. K. d. Vorz. IV. S. 407 u. öft.), deren Eingang ein ſchwarzer Hund oder ſonſtiger geſpenſtiſcher Wächter behütet (Kinderm. III. S. 14). Utgardar haben wir S. 353 als die Wohnung Loki's, des zerſtörenden Prinzips, kennen gelernt. Dieſes Gebiet iſt eben Helheim, alſo Gerdr indentiſch mit Hela, die unterirdiſche oder ſchwarze Venus, im Hörſelberge den Tannhäuſer, wie Hela den Lichtgott Baldr feſthaltend, aber im Lenz, wenn Skirnir, d. i. der Aufheiterer, die Gerdr an das Licht wieder herauf-

bringen ſoll, und für dieſe Dienſtleiſtung ſich Freirs Schwert, den die Erde ſpaltenden befruchtenden Sonnenſtrahl erbittet, dann wandelt ſich Gerdr aus einer ſchwarzen Hel in die freundliche Nanna, Baldrs Gattin, um. Auch ein Roß, welches durch Flammen ſetzen kann, hatte ſich Skirnir zu dieſer Reiſe von Freir erbeten; es iſt daſſelbe Roß, deſſen weiße Farbe den Frühling anzeigt, und das Sigfried und St. Georg ritten, als ſie gleichfalls eine ſchöne Jungfrau den Zähnen des (Winter-) Drachen, dem Höllenrachen, entriſſen; es war derſelbe Schimmel, auf welchem Odinoghue in Irland noch jetzt alljährlich am erſten Mai aus der Fluth emporſteigt, wie die Lenzgöttin Oſtra, Hertha aus dem Jungbrunnen; denn die Feuchte iſt der Zeugungsſtoff, alle Wiedergeburt iſt aus dem Waſſer, welches auflöſendes und ſchaffendes Element zugleich iſt. Gefjon, welcher der jüngern Edda zufolge alle diejenigen dienen, welche als Jungfrauen ſtarben, alſo eine Unterweltsgottheit, Gefjon iſt, ihrem Namen zufolge, eine Meergöttin, wie Ran; deren Netz (Saem. 180) ein Todesnetz*), dem Gitter der Hel entſpricht; alſo das Prototyp aller weißen Frauen, die nicht aus Bergen (aus Helheim), ſondern aus Seen hervorkommen; aber G e f j u n iſt auch die dem Meer entſtiegene Venus, die eine neue Zeit, eine Wiederſchöpfung verkündet. G e f n iſt ein Prädicat der F r e i a! (Sn. 37). Seeland war auf ihr Geheiß aus dem Meere hervorgetaucht; oder mit vier Stieren (die Frühlingsſtürme) hatte ſie es von Schweden losgeriſſen und zu ihrem Eigenthum gemacht (vgl.

---

*) Ran (Rahana) heißt: die Räuberiſche (raena: rapere, spoliare). Wie Hel gibt auch ſie ihren Raub nicht heraus. Ertrunkene ſind ihre Beute, „zur Ran fahren" (fara til Ranar, Fornm, Sög. 6, 376) ſ. v. a. ertrinken.

Haupt Ztſchr. I. S. 95, wo Stiere Stürme bedeuten). Die neue Erde iſt in der Göttin mit den verjüngenden Aepfeln, in der jugendlichen Idhuna (i. e. Wiederkehr sc. des Jahrs) perſonifizirt. Darum iſt Idhuna die Gemahlin Bragi's, welcher ſeinem Namen zufolge ein Glänzender (Lenz = Glanz). Aber auch Idhuna weilt nicht immer auf der Oberwelt, denn wie Proſerpine, die Saatenſprießerin, das blühende Kind der Ceres, im Herbſte von Pluto in ſein dunkles Reich entführt ward, ſo Idhuna in derſelben Jahreszeit von dem böſen Loki, der ſie, wenn die grüne Pflanzenwelt von der Erde entſchwindet, in die Gewalt des Winterrieſen Thiaſſi bringt, dem ſie aber im Frühjahr durch denſelben Gott wieder entriſſen wird. So iſt Idhuna ſchickſalsverwandt mit Gerdr, der Geliebten des Freir, des nordiſchen Liebesgotts, und im Winter, wo der Gott „im Hügel" weilt (ſ. S. 321), lebt ſie in der Unterwelt, ſie iſt alſo Freia, zu der alle weiblichen Leichen kommen *). Aber im Sommer, deſſen Wiederbringung nur dadurch möglich wird, daß Loki Freia's Falkengewand anzieht, und der Donnerer Thor, Freia's Geſtalt anehmend, dem Winterrieſen den geſtohlenen Donnerkeil abliſtet, im Sommer heißt ſie Freia, als Thors Gemahlin, Sif, d. i. die Getreidegöttin; ihr ſchönes Haar, welches die Edda ſo ſehr rühmt und das Loki (im Herbſte) abſchnitt, dafür aber ein ſchöneres aus Gold ſchmiedete (Snorr. 119. 130.) iſt — der goldene Halm der Demeter, der Flachszopf der Holle (ſ. S. 439). Auch Ceres heißt die Blonde (ξανθὴ Δημήτηρ Iliad. 5, 500.). Die Jungfrau mit dem Aehrenbüſchel tauſcht

---

*) Thorgerdr (Egilss. p. 603) weigert ſich irdiſcher Nahrung, ſie denkt bald bei Freia zu ſpeiſen.

dieſes im nächſtfolgenden Monat gegen eine Waage aus, Ceres wird dann Themis (Δημητηρ θεσμόφορος). So wandelt ſich Sif in Syn, die Göttin der Sühne, der Gerechtigkeit um, welche die Angeklagten ſchützt (Sn. 38.). Mit ihr in gleicher Reihe ſteht Vör, genit. Varar, Göttin der Treue und des abgeſchloſſenen Vertrags (Sn. 37. 38.). Dieſe beiden Göttinnen ſind alſo wieder Freia, bei deren Eber man Eide ablegte (ſ. S. 322), oder Frigg, welche den Eiden vorſteht (Grimm S. 280), vermuthlich auch als eine nordiſche Nemeſis und Todten richtende Perſephone gekannt war, weil in Nordengland im Herbſt — wo die Natur abſtirbt — noch jetzt Vermummte einen „Rieſentanz" aufführen, bei welchem zwei Schwerter um den Hals eines Knaben geſchwungen werden, ohne jedoch ihn zu verletzen (alſo wie das Geißeln der Knaben am Altare der Mondgöttin in Sparta, ein ſymboliſcher Opfertod). In Niederſachſen iſt an die Stelle der Frigg „Fru Freke" getreten, die ſonſt Frau Holle heißt (Eccard de orig. Germ. p. 398: celebratur in plebe saxonica *Fru Freke,* cui eadem munia tribuuntur, quae superiores Saxones Holdae suae adscribunt). Grimm bemerkt (S. 281), daß das altweſtphäliſche Stift Frickenhorſt auf einen ehemaligen Hain der Frigg hindeutet. An das fränkiſche Frickenhauſen im Untermainkreiſe hat er alſo nicht gedacht, von deſſen See die Bewohner der Umgegend ſo viel Mährchenhaftes zu erzählen wiſſen, z. B., daß er auf ſeiner Oberfläche durchaus keinen Körper trage, ſondern ihn urplötzlich verſchlinge, daß ſich von den Vätern eine Tradition vererbt habe, dieſer See werde einſt ganz Franken überſchwemmen, denn er ſey eine Ader des

Meeres, deßhalb auch in der Domkiche zu Würzburg, wie man ſagt, alljährlich eine Meſſe geleſen wird, daß Gott die Ueberſchwemmung Frankens durch dieſen See verhüte. Daher getraue man ſich auch nicht, mit einem Kahn das verrufene Waſſer zu befahren. Fiſche ſollen darin ſich aufhalten, aber nur ſelten ſichtbar geworden ſeyn. Im Jahre 1793 will ein Jäger hier einen Fiſch von der Größe eines Schweins geſehen haben; ein anderer Jäger gewahrte aber an der Seefläche zwei rieſige Fiſchungeheuer, die, als er nach ihnen ſchoß, ſogleich untertauchten, aber einige Schuppen ſchwammen von den Getroffenen auf dem Waſſer, die der Jäger aufﬁſchte und den Leuten zeigte, ſie waren ſo groß wie ein zinnerner Teller (Bechſtein fränk. Sagenſchatz S. 300). Hier zeigt ſich Frigg, nach welcher dieſer dem ganzen Lande Untergang drohende See heißt, als die Göttin Ran, die vorhin als die Eigenſchaften von Hela und Freia in ihrer Perſon vereinigend, dargeſtellt wurde.

Wie Frigg Frick, nach welcher jener See heißt, im Waſſer waltet, ſo auch in der Luft; wir haben ſie oben unter dem Namen Fuik als Mehl ſtehlende Windsbraut kennen gelernt, als Gertrudsvogel „ſchwarze Greet,“ war ſie der Regen verkündende Specht, ihm verwandt iſt die diebiſche Elſter, deren altn. Name S k a d i (Grimm. S. 639). So hieß aber die Gattin Nördrs, deſſen Identität mit ſeinem Sohne Freir ein Recht gibt, Skadi, die in Geſtaden wohnende, nach Gebirgen ſich Sehnende für einen Witterungsvogel zu halten. Die halb weiße, halb ſchwarze Farbe der Elſter, ſowie ihr Name (Skadi: Schale) ſtellt ſie mit Hel, die auch im Berge wohnt, zuſamnen, aber ein von ihr in der Edda erzählter Zug gibt auch ihre Umwandlung in eine Frühlingsgöttin (wie Freia und Gerdr) zu. Nämlich bei Snorri (82)

lieſt man, daß die über den durch Thor (alſo im Frühling) erfolgten Tod ihres Vaters trauernde Skadi durch Loki's Gaukelkünſte zum Lachen gebracht worden ſey. Da nun auch Demeter, die im Winter bei ihrer Tochter Perſephone in der Unterwelt, im Sommer den Ackerbau fördernde Göttin, bei ihrer Zurückkunft aus dem Schattenreiche durch die Entblößung der Magd Baubo (d. h. durch das Aufackern der Erdſchollen mit dem Pfluge) zum Lachen gereizt wurde, ſo muß auch Skadi zu irgend einer Zeit im Jahre, d. h. im Frühling, eine heitere Seite gezeigt haben; wie hätte ſie ſonſt nach Baldrs, des Lichtgotts, Umarmung ſich ſehnen können? (vergl. S. 324). Schon ihre Doppelfarbe (als Elſter) konnte auf ihren, mit jeder Jahrhälfte ſich ändernden, Charakter anſpielen.

Unter die Göttinnen der alten Deutſchen muß aber noch eine, die der Aufmerkſamkeit der Mythologen ſich bisher zu entziehen wußte, nämlich eine Hilde, eingereiht werden. Grimm gedenkt einer Walkyre dieſes Namens (Hildr). Die Walkyren haben wir als Hagelmacherinnen, aber auch als Thauſpenderinnen kennen gelernt, denn Thau trieft von den Mähnen ihrer Roſſe. Sie werden alſo auch den Schnee bewirkt haben. Wie es urſprünglich nur Eine Norne gab (ſiehe oben), ſo vielleicht auch nur Eine Walkyre, nämlich Freia, die Todtenſammlerin, die auch Val Freyja heißt (Nialssaga pag. 118) oder Frigg, die Gattin Odins, zu dem alle Todten eingehen und den die Walkyren in die Schlacht begleiten. Freia, oder Gerdr in der Unterwelt, war gewiß auch jene Brunhilde, die ſich Siegfrid, wie dort Skirnir die Gerdr, aus der flammenden Burg, aus der Unterwelt herausholen mußte. Bruro, d. i. der Braune, hieß Odin als Todtengott (ſ. Müller altt.

Rel. S. 200), folglich wird Brunhilde die Walkyre Hilde geweſen ſeyn, und da grim im Altn. eine Larve bedeutet, ſo iſt ſie mit ihrer Nebenbuhlerin Chrimhilde*) ebenſo identiſch, wie Freia mit Frigg, wie Oddr, Freia's Gatte mit Odin. Wenn nun die Walkyre Hilde auch Frau Holle wäre, die ihr Bett ſchüttelt, wenn es ſchneit (Grimm, S. 246), weshalb ſie an einigen Orten auch Frau Wolle genannt wird (ſ. S. 536 Anm.), denn die Schneeflocken wurden ſchon vom Pſalmiſten (147, 16.) mit der Wolle verglichen, ſo wäre die von Grimm (D. S. Nr. 456) erzählte Veranlaſſung zur Namengebung von Hildesheim = Hilde's Schnee ein wichtiger Stützpunkt für die Richtigkeit der hier ausgeſprochenen Vermuthung. Auch an Hildens Stelle hat ſich in chriſtlicher Zeit Maria „Schnee" (Maria ad nives, Maria della neve, Notre dame aux neiges) eingedrängt, ſo wie ſie, eine chriſtliche Walkyre, auf dem Schlachtfelde ſich die dem Tode zu Weihenden auswählt (Tettau und Temme, Volksſ. Oſtpreußens Nr. 35.) Nur mußte man, da Maria — obſchon ſie in trockenen Sommern um Regen angefleht wird — im chriſtlichen Intereſſe ihre Beziehung zu Naturerſcheinungen verläugnet, ihren von der heidniſchen Hilde ererbten Schneetitel durch ein Wunder erklären, und ſie im Auguſt, überdieß in Rom, durch Schneefall die Stätte bezeichnen laſſen, wo man ihr eine Kirche erbauen ſollte. Seitdem hat ſich dieß Wunder noch an andern Orten, wo „Maria Schnee" Kirchen erhielt, zugetragen; aber die von Grimm erzählte Sage, die zwar auch ſchon Maria in's Spiel miſcht, läßt den Schnee, welcher die Gründung der Kirche „Unſerer lieben Frau" zu Hildesheim veranlaßte, doch noch im Winter eintreten, was als Beweis gelten

---

*) Hildegrim hieß der Helm Otnits.

kann, daß dieſe Sage das Vorbild der römiſchen Legende ſey; denn es wird das Wunder nicht in das Fallen des Schnees geſetzt, ſondern in die Unmöglichkeit: das Marienbild von dem Stein wegzubringen, wo es Kaiſer Ludwig hingelegt hatte, und in die Stimme vom Himmel, welche befiehlt: „So weit und ſo groß ſollſt du einen Dom bauen zu Marien Ehre, ſo weit ein Schnee fallen wird.“ Grimm verräth durch die Frage (S. 246 Anm. 3): „Sollte die ſonſt unverſtändliche Hildesheimiſche Sage von dem Hillenſnee aus einem „Holde Sne“ entſprungen ſeyn?“ daß ihm gar nicht eingefallen, der Regen, Hagel und Thau ſendenden Walkyre Hilde auch die Erzeugung des Schnee's zuzuſchreiben. Freilich konnte er, da er S. 393 **Hildr** durch „Bellona“ wiedergibt, nicht an Schnee denken, während der Hagel ſchon eher mit den Pfeilen einer Tod ausſendenden Gottheit ſich vergleichen läßt. Aber Grimm ſelber ſagt S. 389 von der Walkyre: „In der Edda heißt ſie **twit** 168[b] **hvit** und **hialmi (alba sub galea)** 145[a], **hialmvitr** 157[a] Beinamen, die Schönheit und Helmſchmuck ausdrücken. Auch wurden die Walkyren **Skialdmeyjar** und **hialmmeyjar** genannt, Helm und Schild ſtehen den Helmfrauen und Schildfrauen gleich Helden zu ꝛc.“ Da aber die Schneedecke ein Schild der Erde gegen den Froſt iſt, ſo ließe ſich der Schild der Walkyre auch auf den Schnee beziehen, mit demſelben Rechte, wie Homer den Schild der Pallas, die Aegis mit Sturm und Regen in Verbindung bringt (vergl. S. 287).

Daß man bei der Göttin H i l d e wohl an einen S c h i l d denken dürfe, bezeugt das Hildesheimer Wappen. Es beſteht in einem die Länge herab von Gold und roth getheilten S c h i l d, welcher, mit einem gekrönten H e l m bedeckt, auf dem ein Marienbild (Hilde) zwiſchen zwei Fähnlein ſteht. (Schramm, Reiſelexicon

S. 698.) Im Würzburgiſchen iſt die Ruine einer „Hildenburg,“ deren Erbauung man der frommen Hiltiburg, einer Zeitgenoſſin des fuldaiſchen Abtes Rabanus Maurus zuſchreibt, aber Chroniſten des Mittelalters ſind ſehr unzuverläßige Zeugen. Noch nennt Bechſtein (Frank. Sagenſ. S. 225) im Frankenland eine „Heldburg,“ die ein „gewiſſer“ Hilpert (Hildebert?) aufgeführt haben ſoll, aber ſein Werk iſt nur der hintere Theil des Bau's, der ältere Burgtheil heißt noch jetzt der Heidenbau. Spricht dieß eine Wort nicht deutlich genug? Derſelbe Hilpert ſoll auch Hildburghauſen erbaut haben, die alten Chroniſten aber nennen ihren Erbauer Childerich (Hildbert), den Sohn des Frankenkönigs Chlodwig. Hiltiburg iſt aber ein altd. Frauenname, folglich ließe ſich auch hier an die Cultusſtätte einer Schlachtgöttin Hilde — die etwa dem Odin ſo gegenüberſteht, wie Athene dem Zeus, welche gemeinſchaftlich den Ziegenſchild beſitzen — zurückdenken (vergl. Wilh. Grimms „deutſche Heldenſ.“ S. 328). Auch im nordiſchen Sagenkreis tritt eine kriegeriſche Hilde, Tochter Hildebrands (Schildesglanz?) auf, ihr Bruder heißt Hildr. (Sagabibl. II. S. 437, 489, vergl. S. 569), wo dieſelben Namen abermals unter andern Verhältniſſen vorkommen, was ſich leicht begreifen läßt, da Hildegrim eine allgemeine Benennung für Helm iſt.) W. Grimm (S. 269) ſagt: Hildegrim habe Dieterichs Helm geheißen, mit Beziehung auf einen darin befeſtigten Stein, einen leuchtenden Karfunkel, der Glanz ausſtrahlt. Ließe ſich hier nicht auch an Hilde, die Walkyre, aber als Wetterleuchtende denken? denn ſie iſt Hagelmacherin, und Hagel und Blitz ſind gewöhnlich gleichzeitige Wettererſcheinungen. In der nordiſchen Heldenſage erſcheint Hilde ganz deutlich als Tod verbreitende Walkyre, denn ihr Vater Högni (Hagen, Freund Hayn),

welcher das Schwert Dainsleif beſitzt, welches, „einmal aus der Scheide gezogen, den Menſchen tödten muß," und welches die Eigenſchaft beſitzt, daß „die Wunde, die es ſchlägt, nie wieder heilt," demnach an das Schwert Tyrfing erinnert, dieſer Högni iſt unſtreitig der Schlachtengott Odin, mit dem nie fehlenden Speer Gungnir. Ueberdieß liest man von Högni's Tochter Hildur — welche der ſchon vor Harald dem Schönhaarigen lebende Bragi der Alte (853—936) nur noch als ein böſes Zauberweib kennt, ſelbſt bei Saxo, der doch ſonſt Gottheiten ſo gern anthropiſirt, und durch ſeinen geſchichtlichen Firniß unkenntlich macht — daß ſie Nachts auf die Wahlſtatt ſich begab, und durch Murmeln von Zauberliedern die in einem von ihr ausgegangenen Kampfe Erſchlagenen zu neuem Kampfe auferweckte. Der Erzähler gibt freilich als Motiv ihrer Handlungsweiſe bloß an: daß ſie nicht den Sieg ihres Vaters über ihren Gatten Hedin wünſchte, und auch jenem die Schmach nicht gönnen mochte. Da es aber in alten Liedern heißt: dieſer Kampf werde bis zur Götterdämmerung, d. h. bis zum Ende der Welt währen, ſo iſt klar, daß Hilde nur ein anderer Name für Freia, welche durch neue Geburten (durch Auferweckung der Todten) nichts anders bezweckt, als dem Tod ſtets neue Speiſe zuzuführen. Die Gebärmutter und das Grab ſind unerſättlich. Venus, die Allgebärerin, iſt auch die Leichenfrau (Epitymbia, Libitina) und Freia führt als Todtenſammlerin alſo mit Recht den Namen Wal-Freia (ſiehe oben), denn ſie war die nordiſche Venus armata (Aphrodite ὁπλια Paus. Lac. 23, 1), nämlich die Walkyre Hildur und als die ſchöne Gerdr, welche Freir ſich aus der Unterwelt holen mußte (ſiehe S. 549), das erſte Weib, welches den Namen Hilde-gard führte.

Vierunddreißigſte Zelle.

Heidniſch = geiſtliche

Sagenbildungen

der

ſlawiſchen Völker.

I. Verehrung des einigen Gottes

unter verſchiedenen Namen, die ſeine doppelte Wirkſamkeit als Schöpfer und Vernichter aller Creatur bezeichnen.

„Alle Anzeigen," beginnt Mone ſeine Abhandlung über die Lichtgötter der Slawen, „ſtimmen damit überein, daß Swantowit zu Arkona jener Eine große Gott, wovon Helmold *) redet. Das zeigen unter Anderm ſeine vier Häupter, nach den vier Weltgegenden gerichtet, (um ſeine Allwiſſenheit anzuzeigen). Das bezeichnet ſein nie verſiegendes Füllhorn, denn durch dieſes hat er die Sonne in ſich aufgenommen, und wenn ſie ſtirbt am Ende der Welt, ſo bewahrt er noch das Horn des Lebens, woraus die Seelen himmliſche Nahrung empfangen, wie ſie in ihrem Erdenleben irdiſche Nahrung von dem ſegenvollen Gott empfangen haben. Dieſer große Nährvater iſt aber das Weltlicht (Anton

*) Chron. Slav. I. 53: Inter multiforma Deorum numina, quibus arva, silvas, tristitias atque voluptates atribuunt, non diffitentur unum Deum in coelis ceteris imperitantem, illum praepotentem coelestia tantum curare; hos vero, distributis officiis obsequentes, de sanguine ejus processisse et unumquemque eo praestantiorem, quo proximiorem illi Deo Deorum. Helmolds Zeugniß iſt um ſo wichtiger, da er die heidniſchen Wenden perſönlich kannte, und mit Lebensgefahr an ihrer Bekehrung Theil nahm.

Geſch. d. alt. Slawen I. S. 44. überſetzt Swato-wjt: Heiliges Licht). Die Speiſe der Seelen in jener Welt iſt Licht. Durch ſtufenweiſes Aufſteigen zur größern Reinheit gelangen ſie zuletzt zum Swatewit, oder Swantewit, der die geprüften und leidenſchaftsloſen wieder in ſich aufnimmt, wie ſie früher von ihm ausgegangen. Er iſt Seelenvater, weil er Göttervater iſt, und alle nur Ausflüſſe ſeines Weſens ſind. Was aber außer ihm, das iſt dem Wechſel unterworfen und dieſe Unterwürfigkeit nimmt zu, je weiter ſich die Weſen vom höchſten Gott entfernen. Daher ſind die Götter der zweiten Ordnung ſchon getheilt in weiße und ſchwarze, und alle göttlichen Weſen, die unter ihnen ſtehen, bis hinab auf den Menſchen, ſind in immer größerer Abhängigkeit und Unterwürfigkeit, einem weit häufigern Wechſel ausgeſetzt, je niederer ihre Stufe iſt. In Arkona wurde außer der höhern Bedeutung Swantewit auch als planetariſches Weſen verehrt, als kämpfender (denn auf der Abbildung bei Arnkiel hatte er ein großes Schlachtſchwert an der Seite, ſo im Tempel zu Arkona, hingegen im Tempel zu Rhetra hat er außer dem Füllhorn des Friedens, den Bogen des Kriegers in den Händen, wenn nicht etwa die von dieſem abzuſendenden Pfeile den Gott als Todſender bedeuteten), richtender (wegen des Schwertes) und ſegnender (wegen des Füllhorns) Sonnengott. Weil — ſchließt Mone — die Prieſterſchaft die Lehre vom einzigen Gott feſthalten wollte, weßhalb ſie ſelbſt nach dem Beiſpiele der Götter in eine Rangordnung eingetheilt war *), ſo mußte ſie

*) Bei den Wenden beſtand eine vollſtändige Hierarchie, und dem Hoheprieſter des Swantewit zu Arkona war alle geiſtliche und weltliche Obrigkeit untergeben. Der Hoheprieſter hieß Kriwe, d. i. Blutopferer (v. ſlaw. crew), ſomit dem Blod-

viele untergeordnete Eigenſchaften auf das höchſte Weſen häufen, um ſowohl den vielgötteriſchen Sinn des Volkes zu befriedigen, als auch um den ſinnlichen Menſchen etwas Sichtbares vor Augen zu ſtellen.“

Swantewit wurde, wie dem Odin, ein Herbſt- oder Erntefeſt gefeiert, bei welchem Gefangene zur Erwirkung einer guten Ernte im folgenden Jahre geopfert wurden. Am Tage des Feſtes beſah der Kriwe das Horn des Gottes und weiſſagte aus deſſen Inhalt. War daſſelbe noch voll von dem hineingegoſſenen Meth, ſo war es ein gutes Vorzeichen, fehlte etwas an dem Meth, ſo bedeutete es Theuerung. Hierauf ſprengte er den Inhalt des Horns als Opfergabe vor die Füße des Gottes — denn das Bild war coloſſal, und im Vergleich mit den Bildniſſen anderer Götter von auffallender Größe, um anzuzeigen, daß er der oberſte Gott ſey — füllte es dann mit friſchem Meth und flehte um Segen für das Land und um Sieg gegen die Feinde. Darauf leerte er das Horn, ohne abzuſetzen, füllte es wieder, und ſtellte es dem Götzen zurück. Hierauf nahm er einen Opferkuchen, der rund und ſo groß war, daß er faſt die Größe eines Mannes erreichte, den ſtellte

made der nordiſchen Prieſter entſprechend. Wenn der Kriwe alt geworden, opferte er ſich ſelber dem Gotte, um ſich mit ihm zu vereinigen, was alſo auf eine ausgebildete Emanationslehre, wie in Indien, ſchließen läßt Der Unterprieſter hieß Mike, der Prieſter des unterſten Grades Raba (Diener). Der Oberprieſter ließ, um ſeinem Gotte, wie ihn die Bildwerke darſtellten, ganz zu gleichen, ſich, gegen die wendiſche Sitte, Bart und Haupthaar (Sinnbilder der Sonnenſtrahlen) wachſen. Es gelangte nur ein bejahrter Mann zu dieſer höchſten Würde, den die Prieſter unter ſich wählten. Sein Amt behielt er bis an den Tod. Doch konnte er freiwillig ſich deſſelben entledigen. Es geſchah aber nur, wenn er ſich durch den Feuertod ſeinem Gotte opfern wollte, um deſſen Zorn vom Volke abzuwenden. (Voigt Geſch. Preußens I. S. 604.)

er zwiſchen ſich und das Volk, und fragte dieſes, ob man ihn auch ſehen könne. Wenn dieß verneint wurde, ſo bedeutete das Glück, und er wünſchte nun, daß man ihn auch im künftigen Jahre nicht möge ſehen können. Wie Odin beſaß auch Swantewit ein weißes Roß. Dieſes durfte nur der Hohepriеſter (Kriwe) beſteigen. Er allein mußte es füttern. Auf dieſem Schimmel, glaubte man, ziehe der Gott allnächtlich gegen die Feinde des Landes (d. h. gegen die Schaden ſtiftenden Nachtgeiſter) aus. Gar oft fand man des Morgens das Pferd mit Schweiß bedeckt, ſo daß es einen weiten Weg mußte gelaufen haben. Hieraus entſtand, ſeit die Heidenbekehrer den Gott in einen Teufel verwandelt haben, das in den Volksſagen ſo oft nachtwandelnde Teufelsroß. Nachſtehend erzählte Begebenheit dürfte, da ihr Schauplatz früher von den Bekennern der Swantewit'ſchen Religion, von den Wenden, bewohnt ward, unſtreitig dem Roſſe Swantewits ihre Entſtehung verdanken. Kuhn erzählt nämlich (M. S. Nr. 240):

Im Jahre 1590 zeigte ſich zu Königsberg zwiſchen 11 und 12 Uhr Nachts ein feuriges Pferd, das lief in allen Gaſſen mit erſchrecklichem Geräuſche auf und nieder, und ſprang dergeſtalt, daß Feuer aus den Steinen geſprungen. Andern Morgens fand man das Bernekowſche innere Thor offen und das Pferd im Raume zwiſchen dieſem und dem äußern Thor liegen. Sobald aber der Thorwärter dazu kam, ſprang es in die Höhe und verſchwand.

Das dem Swantewit geheiligte Pferd wurde auch zu Weiſſagungen gebraucht, denn wenn man in's Feld ziehen wollte, wurden vorher neun Speere in die Quere auf die Erde gelegt, und darüber wurde das Pferd dreimal hingeführt. Schritt es jedesmal mit dem rechten Fuße zuerſt vor, und berührte auch die Stangen nicht, ſo

bedeutete dieß einen glücklichen Ausgang des Feldzugs. Berührte es ſie aber, oder ſchritt es zuerſt mit dem linken Fuße aus, ſo war es ein ſchlimmes Vorzeichen. Roßorakel gab es in allen heidniſchen Culten. Die Roſſe gehörten an den Sonnenwagen. Swantewit war vorzugsweiſe ein Roßgott, denn ihm hielt der Cultus dreihundert Roſſe. Als Sonnengott *) wurde er von Eckard ſchon erkannt (**Monum. Jutreboc. p. 57: Slavi omnino Solem sub nomine Suantiviti coluerunt**). Daher deutete man ſeine vier Köpfe auch auf die Jahrszeiten, die Pfeile ſeines Bogens auf die Schnelligkeit des Lichts, ſein Schwert auf den die Erde im Frühling ſpaltenden Sonnenſtrahl, den langen Rock auf das Jahrgewand, den ihm heiligen Vogel, den (rothen?) Hahn auf den Sonnenbrand.

Die Chroniſten laſſen, als Arcona von den Chriſten unter Waldemar I. belagert wurde, einen derſelben die Weiſſagung ausſprechen: am Tage des heil. Vitus werde die Stadt erobert und der Götze zertrümmert werden, zur Strafe des Verraths und der Abgötterei der Einwohner, die vor mehrern Jahrhunderten den heil. Vitus verſtoßen, und ſtatt ſeiner den Swantewit angenommen hätten. Weil dieß eingetroffen, ſo hätten die chriſtlichen Eroberer die Verehrung Swantewits auf

*) Das Grundweſen dieſes Gottes: Licht (wit) erklärt die Zuſammenſetzungen Witislaw. Mizislav, Serovit, Herovit, Borevit, Rugevit. Es ſind dies ſämmtlich Beinamen Swantowits. Herovit oder Gerovit bedeutet Frühlings- (Jaro-) Licht, Porevit: Wintergott (v. bury, dunkel, buria, Sturm, burzyc zerſtören.) Rugevit hieß er auf der Inſel Rügen. Der Umſtand, daß Rugevit ſieben Schwerter hat, Porewit aber unbewaffnet abgebildet wurde, gibt jenen als den ſommerlichen Strahlenausſender, dieſen als den Lichtarmen zu erkennen. Mizislaw, d. i. der corrumpirte Witiſlaw oder Swatovit in Mähren, hatte in ſeiner Geſtalt einen in vier Lichtſtrahlen ausgehenden Hauch.

jenen Heiligen übertragen. Helmold behauptet nämlich: Schon unter Ludwig II. hätten Mönche von Corvey i. J. 879 eine Kapelle dem heil. Vitus auf der Inſel Rügen aufgeführt. Später wären die Inſelbewohner wieder in den Götzendienſt zurückgefallen, und da glaubte man, ſie hätten ſich aus dieſem St. Veit einen neuen Götzen gebildet (Chr. Sl. 1, 6.). Allein Swantewit iſt viel älter als der heil. Veit, der erſt drei Jahrhunderte nach Chriſtus unter Kaiſer Diocletian den Märtyrertod litt. Daß er aber in Böhmen von den älteſten Zeiten her verehrt worden ſey, bezeugt Legis (Glückſelig, ſelber ein Böhme) in ſeiner Alkuna. Swantewits Tempel wurde in eine Veitskirche umgewandelt, und damit Swantewits Schimmel nicht fehle, ſieht man noch jetzt dieſer Kirche gegenüber die Reiterſtatue St. Georgs, welcher Heilige an dieſer Stätte ehemals eine Kirche und ein Kloſter hatte. Die im Lichtdienſt der Böhmen üblichen, den Umkreis der Geſtirne um die Sonne verbildlichenden Rundtänze (kolos), wovon das Sonnenfeſt, und ein Ort in Böhmen ebenfalls den Namen Koleda erhalten hatten, und von welchen im „Kloſter" VII. S. 401 ff. ausführlich gehandelt worden, gaben durch dieſe Verwechslung des Gottes und des Heiligen dem „Veitstanz" ſeine Berühmtheit. Der Umſtand, daß die Polen für „Tanz" das deutſche Wort mit nur geringer Veränderung (Tanez) in ihre Sprache aufgenommen haben (Anton Geſch. d. Sl. I. S. 147), gibt der Etymologie des Namens Danzig vom Tanzen einen ſchwachen Schein von Glaubhaftigkeit.

Unweit der Stelle, wo jetzt Danzig gelegen, war vor Zeiten ein Dorf, die Wieke genannt. Die Einwohner waren Fiſcher. Insbeſondere hatten ſie den Gebrauch, an ihren Feiertagen in und außer dem Dorfe

Freudenfeuer anzuzünden, wobei ſie tapfer zechten, und mit Weib und Geſinde, Fremden und Gäſten um das Feuer tanzten. Der Herr des Dorfes, ein vornehmer Wende, der nicht weit vom Dorfe in einem hölzernen Schloſſe wohnte, behandelte ſeine Unterthanen ſo hart, daß ſie ſich heimlich beriethen, wie ſie ſeiner los würden, denn mit Gewalt war nichts auszurichten, weil der Gutsherr ſich außerhalb ſeines Schloſſes gar nicht zeigte. Als nun wieder ein Jahresfeſt eingetreten war und die Freudenfeuer angezündet wurden, gingen alle Dorfbewohner, mit zuſammengefaßten Händen tanzend, den Schloßberg hinauf, wo ſie zu Ehren des Herrn und ſeines Hofgeſindes drei Tänze machten. Dagegen mußte ihnen der Gutsherr ein Faß Bier herausgeben, welches ſie nach altem Brauche auf ſeine Geſundheit vertranken. Dieſe Gelegenheit hatten die Wieker zur Ausführung ihres Vorhabens auserſehen. Als die feſten Thore geöffnet wurden, um das Bier herauszulaſſen, da verließen die Wieker, welche bisher dem Anſchein nach ſorglos getanzt hatten, ihren Tanz und ſprangen neben der Tonne vorbei durch das Thor. Unter ihren Kleidern hatten ſie kurze Schwerter und Beile verborgen, und wie ſie in die Burg kamen, wo man an ſolchen Ueberfall nicht dachte, würgten ſie ohne Widerſtand Jeden, der ihnen entgegen kam. Nur die Tochter des Burgherrn blieb verſchont. Sie erhielt der Urheber des Anſchlags zum Weibe. Als die Reihe an den Burgherrn kam, daß er ſterben ſollte, da rief er aus: „o Tanz, wie haſt du mich betrogen!“ Als nachmals die Burg verbrannt und dort eine Stadt gebaut wurde, gab man dieſer zum Andenken an jene Worte Hagels — ſo hatte der Zwingherr geheißen, — den Namen Tanz-Wieke, daraus wurde ſpäterhin Danzig. (Tettau und Temme, Volksſ. Oſtpreußens. Nr. 208.)

Bezeichnend iſt in dieſer Sage, daß Hagel ſeinen Untergang einem Rundtanze an einem Jahresfeſte, wobei Freudenfeuer angezündet und gezecht wurde, verdankte. Dieß mahnt an das Johannisfeuer, wobei die Tanzenden über die Flamme hüpfen, und durch das

Ausſtreuen der Aſche auf die Felder dieſe vor Hagel ſchü- tzen. Dabei iſt zu beachten, daß die Hirten von Pogliza in Dalmatien das Feſt des h. Veit noch jetzt durch An- zünden wohlriechender Hölzer feiern (Knauth Kirchgſch. d. Oberlauſitzer Sorbenwenden p. 52), daß das Jo- hannisfeuer nur wenige Tage nach dem Veitstag an- gezündet wird, daß **Swato Wit**: „heiliges Licht“ bedeutet, daß die Johannisfeuer noch jetzt in Böhmen angetroffen werden (Palaezky Geſch. Böhm. I. S. 183). Danzig konnte aber urſprünglich vom Tanz (**Dansk**) genannt worden ſeyn, die Endſylbe **sk** verräth, wie in Leipzig (**Lipsk**), Dölzig (**Dolsk**) u. a. m. ſlawiſchen Urſprung. Der Name Wiek iſt alſo unechter Zuſatz der Sage.

Wie **Sanctus Vitus** (St. Veit) den Tanz vom Swanto Wit geerbt hatte, ſo der Bekehrer der Pommern, der heil. Adelbert, das weiße Roß des Got- tes, auf welchem ſein Geiſt als Helfer in der Schlacht erſchien (Kannegießer Geſch. v. Pommern S. 357), und der heil. Otto, der ebenfalls zur Bekehrung der Pom- mern auszog, ſeinen Hahn.

Im Dom zu Bamberg befindet ſich ein Hahn, von deſ- ſen Bedeutung man ſich Folgendes erzählt: Die alten Pommern verehrten den Hahn. Dies benutzte der Bi- ſchof Otto, als er zu ihrer Bekehrung auszog. Denn in- dem er in einen ſilbernen Arm die Gebeine des h. Veit einfaſſen, und an demſelben zugleich das Bild eines Hahns anbringen ließ, bewirkte er, daß die heidniſchen Pommern, weil ſie vor dem Hahne niederfielen, zugleich den Reli- quien des Heiligen Verehrung erwieſen. Dieſes Letztere geſchah zwar unwiſſend von ihnen, aber ſie wurden dadurch doch der gnadenreichen Einwirkung der heiligen Gebeine theilhaftig, und um deſto leichter waren ſie zum Chriſtenthum zu bekehren. (Barthold, Geſch. v. Rügen u. Pommern. I. S. 230.)

Hieher gehört die Notiz, welche ich bei Anton (a. a. O.) leſe, daß die Iſchari, ein finniſcher Stamm in Rußland, noch jetzt in das Johannisfeuer einen weißen Hahn werfen, woraus wieder erſichtlich, daß die beiden Heiligen, von denen der Eine (Vitus) dem 15. Juni, der Andere (Johannes Baptiſt) dem 24. deſſen Monats vorſteht, gemeinſchaftlich den alten Swantewit beerbt haben.

Zwar iſt das Hauptfeſt des Swantewit ein Ernteſeſt geweſen, das gegen Michaelis gefeiert wurde, aber man feierte ihn auch in den beiden Sonnenwenden. Uebrigens werden auch bei dem Ernteſeſt noch jetzt in der Oberlauſitz Tänze gehalten (Anton I. S. 78).

Da Jutro (Morgen) der erſte März genannt wird (Anton S. 70), an welchem Tag in einigen ſlawiſchen Ortſchaften der Tod in Geſtalt einer Strohpuppe ausgetragen wird, ſo dürfte das Mährchen vom Schmied zu Jüterbog, welcher über den Tod Meiſter wurde (ſ. S. 285), urſprünglich den ſlawiſchen Morgengott (Jutro bog) gemeint haben, denn Anton a. a. O. S. 41 ſagt: „Der weiße Gott (Bjel bog), wie Gott in ſeiner wohlthätigen Wirkungweiſe — zum Unterſchiede von ſeiner vernichtenden Thätigkeit, die ihm den Namen „ſchwarzer Gott" (Czerny bog) verſchafft hatte — genannt wurde, der weiße Gott alſo, der Gott des Lichtes, war auch der Morgengott Jutrybog, von welchem die Stadt Jüterbok den Namen hat. Wenn Swantewit durch „heiliges Licht" überſetzt werden darf, ſo würde es noch eine andere Benennung des guten Gottes ſeyn." Da der Morgen die Nacht verſcheucht, ſo kann des Schmiedes Sieg über den Tod auch ebenſo gut auf den Morgen als auf den Frühling paſſen, der den Winter verdrängt. Schmieden bedeutet in der myſtiſchen Sprache daſſelbe wie Weben,

Spinnen, nur wird Jenes von der Thätigkeit des Mannes, Letzteres aber von der des Weibes gebraucht. Schon die Alten verſtanden unter den hämmernden Kabiren die zeugenden Naturkräfte. Die phönizischen Seefahrer empfahlen ſich ihrem Schutze. Vulcan ſchmiedete die Donnerkeile, welche die böſen Titanen bändigen ſollten; Thors Hammers erſchlägt die Winterrieſen, und der Schmied Wieland iſt zugleich auch Arzt. Ueber das Schurzfell des Schmiedes als Heilszeichen vgl. S. 157. Aus Kuhns Märk. Sag. Nr. 87 erfahre ich, daß der Tempel des Jutrybog zwiſchen der jetzigen Schmiede und der Kirche geſtanden hat; (was alſo ein deutliches Zeugniß für die urſprünglich geiſtliche Bedeutung der Sage ſeyn dürfte, denn nur aus dieſem Geſichtspunkte erklären ſich auch die vielen Hufeiſen in Kirchen, ſ. S. 88 ff). Noch gar nicht lange iſt es, daß er verſchwunden, denn der Diaconus Hannemann beſchreibt ihn in ſeiner i. J. 1607 herausgegebenen Jubelſchrift alſo: „Von einer ſolchen heidniſchen Entſtehung der Stadt hat auch Anzeige gegeben das uralte Templein, welches ungefähr vor etlichen und vierzig Jahren iſt eingeriſſen worden, darin der heidniſche Götzendienſt der wendiſchen Morgengöttin *) ſoll ſeyn geleiſtet worden. Dieſes Templein, welches auf dem Neumarkt bei dem ſteinernen Kreuz geſtanden, iſt in der Länge, Breite und Höhe bis an das Dach recht viereckig von Mauerſteinen aufgeführt geweſen, hat oben ein Kreuzgewölbe, und darüber ein viereckig zugeſpitztes Dach gehabt. Die Thür oder Eingang von abendwärts iſt niedrig geweſen, ſo daß man im Eingehen ſich etwas hat bücken müſſen. Es hat auch keine Fenſter gehabt,

*) Der gute Mann dachte an das Geſchlecht der Aurora.

ſondern nur ein rundes Loch, mit einem ſtarken Eiſengitter verwahrt, gegen Morgen, und zwar genau gegen Sonnenaufgang zur Nachtgleiche ſo groß als der Boden von einer Tonne, daß das Licht hat hinein geben können. Alſo hab' ich's von mehrern Perſonen, die noch am Leben ſind, beſchreiben hören." Weiter bemerkt Kuhn: „Frühzeitig ſchon hat man ein Kreuz aus Granit, das jetzt nur noch $1^1/_2$ Fuß aus der Erde hervorragt, ehemals aber mehrere Ellen Länge gehabt haben ſoll, neben dieſem Tempel aufgerichtet, und es ſteht jetzt noch dicht vor dem Hauſe des Schmieds. Als man es von da zur Zeit des Großvaters des jetzigen Schmieds, weil es abgebrochen, weggenommen, da hat ſich des Nachts ein fürchterliches Poltern hören laſſen, und ein weißer Hund hat unausgeſetzt an der Stelle gelegen, wo das Kreuz geſtanden, und iſt auch nicht eher gewichen, als bis man daſſelbe wieder an die alte Stelle gebracht hat. Zur linken Seite der Schmiede liegt auch eine kleine runde Anhöhe, auf der man in neuern Zeiten einen Kreis von Linden, und mitten hinein einen eben ſolchen Baum gepflanzt hat. Dieſe kleine Höhe heißt der Tanzberg und hat, wie man ſagt, davon ihren Namen, daß die heidniſchen Wenden hier ihre Tänze gehalten haben.

Wie Thor der perſonifizirte Frühling iſt, weil ſein Hammer die Winterrieſen erſchlug, ſo auch der ſlawiſche Donnerer Perun*) oder Perkun, der vorzugsweiſe bei den Preußen und Letten in Anſehen ſtand, obſchon er auch in Böhmen und Mähren, ſelbſt bei den Ruſſen verehrt ward. Mit Unrecht hat ihn Legis in

---

*) Von peru, ich ſchlage, daher peraun (κεραυνος) Bliß, Donnerſchlag. Davon die Stadt Beraun in Böhmen.

der „Alkuna“ unter die feindlichen Gottheiten eingereiht, bloß weil ſein Bild das eines zornentbrannten Mannes iſt. Dieſer Zorn gilt ja eben, wie beim blitzenden Jupiter, nur den böſen Mächten, welche das Wachsthum der Thiere und Pflanzen durch Krankheit und Kälte hindern wollen. Das Geſicht iſt feuerfarbig mit krauſem Bart, das Haupt mit Feuerflammen gekrönt (Hartknoch, A. u. N. Pr. S. 131). In Rußland ſtand ſein Bild von Holz mit einem ſilbernen Kopf und einem goldenen Schnurrbart in Kiew. Im Tempel zu Rhetra lehnt er ſich mit der rechten Hand auf den (Frühlings-) Stier, in der linken trägt er eine Fackel, woraus zwei Flämmchen hervorgehen. (Maſch, Obotr. Alt. S. 70). Auf einem andern Bilde hat er zwei Häupter, vorn ein menſchliches behelmtes (als Streiter gegen die Naturfeinde), hinten ein grimmiges Löwenhaupt (als Symbol ſeiner Kraft), vor der Bruſt eine Pflugſchaar (zum Zeichen, daß er den Ackerbau begünſtigt), zwölf Strahlen um dieſelbe, denn er iſt der Anführer der Monate. — In Preußen war Perkun ſo hoch verehrt, daß es kaum einen heiligen Ort gab, wo ihm nicht Opfer gebracht worden wären, keinen heiligen Wald, in welchem nicht ſein Dienſt gefeiert wurde. Noch jetzt ſind die Anzeichen der einſtigen göttlichen Anbetung nicht gänzlich aus der Erinnerung verſchwunden. Noch oft findet man in einzelnen Namen die Orte der einſtigen Feier bezeichnet. Beſonders oft weist der Dörfername Perkuiken, d. h. Perkunsdorf, auf den alten Gott hin. Ein Solches findet ſich in Samland am Fritzenſchen Forſte am See bei Miſchen; ein zweites unfern von der Deime auf der Landſtraße zwiſchen Tapiau und Labiau, ein drittes unfern von Bartenſtein am Allafluß, ein viertes nördlich von Preuß. Eilau. In Litthauen

unter gleicher Bedeutung Perkuniſchken, weſtlich von der Inſter und von Moulramm, ein anderes an der Ruß bei Schakuhnen. Perkunlauken erinnert deutlich an das Feld Perkunos. Es lag bei Gumbinen, in einer Gegend, die überhaupt in religiöſer Hinſicht merkwürdig iſt; denn in der Nähe iſt der heilige Berg Kattenau. Vor allem aber brannte ihm zu Romowe *) vor der heiligen Eiche ein ewiges Feuer aus geheiligtem Eichenholz, deſſen Verlöſchen die Prieſter, die es unterhalten mußten, mit dem Leben büßten (Arnkiel, Ambr. Alt. 109). War neues Feuer dem Steine wieder entlockt, ſo krochen die Prieſter auf den Knieen an den heiligen Eichbaum hinan, entzündeten die heilige Flamme wieder und verbrannten dann in ihr den ſäumigen Prieſter zur Sühne des erzürnten Gottes. (Prätorius nach Roſenzweigs Chronik S. 316). Dieſe Eiche ſoll 6 Ellen dick zwergüber geweſen ſeyn, oben ſehr breit und ſo dicht, daß weder Schnee, noch Regen durchdringen konnte. Sie blieb auch im Winter grün. Um ſie her waren ſeidene Vorhänge gezogen, 8 Ellen hoch. Dieſe wurden von den Prieſtern nicht abgezogen, ausgenommen an hohen Feſttagen. Wenn es donnerte, kniete alles Volk vor dem Bilde des Perkun nieder und rief: „erbarme dich unſer!" Dem Perkun wurden Roſſe, Rinder und Kleinvieh, aber auch Gefangene dargebracht (was wieder ſeine Identität mit dem Kriegsgott Swantewit andeutet). Der vom Blitz Erſchlagene ward als ein vom Gott ſelbſt gewähltes Opfer betrachtet, daher geheiligt, daher des Oberprieſters höchſter Wunſch, ſeinen Tod durch die himmliſche Flamme zu finden. Aber nicht bloß als Donnergott, ſondern auch als Spender des

*) Gleichbedeutend mit ῥωμη = robor, Eiche.

Sonnenſcheins und Regens, und überhaupt als eine Macht, welche alle Lufterſcheinungen bewegt, wurde er allgemein verehrt (Luc. David I. S. 89). Mit Thor hat Perkun auffallend viel Aehnliches, nicht bloß als Donnerer, ſondern auch als Heilgott (was auch Zeus σωτὴρ war). Er ward nämlich von den Kranken angerufen, die Aſche ſeines heiligen Feuers galt als Heilmittel; daher richtete man an ihn auch Gelübde und Dankopfer für die Wiedergeneſung der Kranken (L. David I. S. 137). Auch dem Gewäſſer der ihm geheiligten Seen, die deshalb ſeinen Namen Perkune trugen, ſchrieb man Heilkräfte zu. Es gab deren mehrere im Lande. (Ein lacus Percun dictus bei den Dörfern Seefeld, Wappen und Glanden, öſtlich von Melſack, wird in einer Urkunde v. J. 1374 erwähnt. Voigt, Geſch. Pr. I. S. 584). Bei Gewittern wird noch jetzt, wie ehemals, dem Donnerer eine Speckſeite geopfert. Der Bauer nimmt eine Seite Speck auf die Schulter, geht mit entblößtem Haupte zum Hauſe hinaus, trägt ſie nach ſeinem Acker hin, und ruft: Gott, ſchlage nicht in das Meinige, ich will dir dieſe Seite Speck ſchenken. Wenn aber das Gewitter vorbei iſt, ſo holt er die Seite Speck wieder nach Hauſe und verzehrt ſie mit ſeinen Hausgenoſſen (Hartknoch, S. 160). Vermuthlich galt ſie ihm dann als geweiht und heilkräftig. — Die Slawen in Südrußland und die Wallachen haben, ſeitdem das Chriſtenthum die alten Götter ihrer Aemter entſetzte, einen Propheten des alten Teſtaments, den Regenmacher Elias, in die Würde eines Donnerers *) eingeſetzt. Das weite Gewand, welches ein Gürtel zuſam-

---

*) Daß der preußiſche Donnerer auch dort gekannt war, bezeugt der Wald Pirun Dubrawa in Dalmatien.

menhält und die nackten Füße hat er auf Abbildungen (ſiehe Kloſter VII. S. 486) mit Perkun gemeinſchaftlich, mit Thor den Gürtel und die Ziegenopfer und den Himmelswagen. In ſerbiſchen Liedern wird er **Gromownik Ilija** (Donnerer Elias) angerufen. Heißblütig wie Thor iſt auch Elias. Davon wiſſen die Wallachen zu erzählen:

Der h. Elias war einſt Huſar in Dienſten des Kaiſers. Da log ihm der Teufel vor, ſein leiblicher Vater*) halte es mit ſeiner Frau**). Sofort eilte der hitzköpfige Heilige noch in der Nacht nach Hauſe, und fand wirklich einen Mann und eine Frau im Bette beiſammen. Voll Wuth erſchlug er ſie auf der Stelle; als er aber Licht herbei brachte, erkannte er ſeinen Irrthum, denn er hatte ſeine Eltern gemordet. Verzweifelnd floh er, und fand nirgends mehr Ruhe. Auf dem Wege begegnete ihm der Herr in Begleitung des h. Petrus, die er aber Beide nicht erkannte. Erſterer fragte ihn: wohin er gehe? worauf ihm Elias klagte, und erzählte, wie ihn der Teufel betrogen habe. Er bekannte auch, daß er nun Gott aufſuchen möchte, der werde ihm um ſeiner mächtigen Reue willen verzeihen. Auf dieſes fragte der Herr den niedergeſchlagenen Elias, was er denn mit dem Teufel anfangen würde, wenn er ihn in ſeine Gewalt bekäme. „Ich würde ihn mit meinem Keil tief in die Erde ſchlagen", war des Heiligen Antwort. „So ziehe aus!" ſprach hierauf der Herr, „ich gebe dir Gewalt, den Teufel zu vernichten, die Sünde ſey dir auch vergeben, denn ich bin der Herr, dein Gott." Hocherfreut zog nun Elias weiter, und wo er von jetzt an glaubte den Teufel oder einen ſeiner Helfer gefunden zu haben, ſetzte er ihm ſo fürchterlich zu, daß ringsum Alles mit Schrecken erfüllt, ja daß die Samen aller Pflanzen taub wurden. Ebenſo ging auch jede Frucht im Mutterleibe von Menſchen und Thieren zu Grunde; ſo ſchrecklich war

*) Dem Talmud zufolge hat er nie Eltern gehabt!

**) Auch keine Frau hatte er, wie wäre er ſonſt Karmelitermönch?

des Heiligen Zorn. Dies nahm der Herr mit Schrecken wahr, und lähmte ſchnell dem furchtbaren Eiferer den rechten Arm, damit er nicht die ganze Schöpfung vernichte, wenn er fortmachte, wie er angefangen. So kämpft der erzürnte Heilige noch jetzt mit der Linken, auf daß mit dem Teufel nicht auch die Welt zu Grunde gehe. (Schott Wallach. Märch. S. 281).

Wie Thors Bildſäule in den Tempeln Norwegens zwiſchen dem Lebenſpender Freir und dem Todſender Odin zu ſtehen kam (ſ. S. 317), ſo ſah man an der Eiche des Perkun eine jugendliche, freundlich den Perkun anblickende Geſtalt, den Getreideſpender Potrimpos, er war bartlos und ſein Geſicht mit Kornähren gekrönt; zur Linken des Perkun aber ſtand der greiſe, finſter blickende Todesgott Pikolos, ein langbärtiger, bleich ausſehender Mann. Dieſe Beiden ſollten alſo die doppelte Wirkſamkeit des Donners, als Begünſtiger der Vegetation und als zerſtörende Kraft, verbildlichen. Dem Potrimpos brannten als Opfer Getreidegarben und Weihrauch, in brennendes Wachs geſtreut. Es galt als Ehrendienſt, in einer großen Urne ihm eine Schlange zu ernähren, auf deren Erhaltung und Pflege die Prieſter die ſtrengſte Sorgfalt wenden mußten. Milch war ihre Nahrung und unter Getreideähren ward ſie beſtändig verborgen gehalten. Der Cultus nahm hier Rückſicht auf den unter vielen Völkern verbreiteten Glauben, daß die Schlange Symbol der Seele ſey. Von Grimm (S. 651) wird einer Sage erwähnt, daß in jedem Hauſe zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, befindlich ſind, deren Leben mit dem des Hausvaters und der Hausmutter zuſammenhängt. Sie laſſen ſich nicht eher ſehen, als bis dieſe ſterben, und erleiden dann gleichfalls den Tod. Andere Erzählungen berichten von Schlangen, welche mit einem Kinde zuſammen leben. Sie

bewachen es in der Wiege, eſſen und trinken mit ihm. Ihr Zuſammenleben mit demſelben bringt ihm Glück; tödtet man das Thier, ſo nimmt das Kind ab und ſtirbt bald. Hier wählen wir aus vielen Beiſpielen, welche dieſe Behauptung ſtützen könnten, nur Eines aus, welches einer Gegend entnommen iſt, in welcher der hier erwähnte Gott, dem der Cultus heilige Schlangen hielt, verehrt ward, ſo daß man annehmen darf, der zur Zeit ſeines Dienſtes mit der Schlange verbundene Begriff eines Genius habe ſich bis heute noch im Volksbewußtſeyn erhalten. Temme berichtet nämlich in ſeinen Pommer'ſchen Sagen Nr. 257:

In der Barkowſchen Haide liegt ein einſames Bauerhaus. In demſelben wurde noch vor wenigen Jahren eine todte Schlange gezeigt, von der man ſich Folgendes erzählt. In dem Hauſe wohnten vor langen Zeiten einmal Bauersleute, die nur ein einziges Kind hatten, ein Mädchen von vier Jahren. Im Sommer ließen ſie das Kind vor dem Hauſe ſpielen, wohin ſie ihm auch des Mittags ſeine Milch mit eingebrockter Semmel brachten. Wenn nun das Kind dies verzehrte, ſo kam jeden Mittag plötzlich eine große Schlange herbei, die ſich zu ihm ſetzte, und mit ihm von der Milch trank und von der Semmel aß. Es fürchtete ſich gar nicht vor ihr, wurde vielmehr ſo vertraut, daß es ſie ohne Scheu auf den Hals klopfte, und zu ihr ſagte, ſie ſolle ihm nicht zu viel abtrinken. Seinen Eltern ſagte es nichts hievon. Als es aber eines Mittags viermal nach einander Milch forderte, da fiel dies der Mutter auf, und wie ſie das letztemal die Milch hingebracht hatte, blieb ſie hinter der Thüre ſtehen, um zuzuſehen, was das Kind mit der vielen Milch anfange. Auf einmal ſah ſie die Schlange herbeikommen, welche die Milch aufzehren half. Darüber entſetzte ſie ſich, und ſie rief ihren Mann zu Hilfe, der mit einem Knüttel herbeikam, um das Thier todt zu ſchlagen. Das Mädchen weinte zwar ſehr, und bat den Vater, die Schlange zu ſchonen,

er aber tödtete ſie doch. Von der Stunde an ſchwand das Kind an allen Gliedern, und nach wenigen Tagen war es todt.

Den Preußen war die Schlange überhaupt ein heiliges Thier (Arnkiel, S. 43), ſie galt denen, die zum Kampf auszogen, als ein Zeichen der Gegenwart des freundlichen Gottes Potrimpos (Hartknoch, S. 163), vielleicht, wie die eherne Schlange des Moſe, denen, die ſie anblickten, ein Talisman gegen den Tod?

Das dritte Bild, an der heiligen Eiche zu Romove aufgeſtellt, war das des Gottes Pekollos (ſlawiſch peklo, die Hölle), oder Potollos (im Sanſkrit patal: die Hölle) des perſonifizirten Todes; denn was Potrimpos ſchuf, ward durch ihn vertilgt. Wie jener das Prinzip des Schaffens, ſo war dieſer das Prinzip des Vernichtens. Dem entſprach auch ſein zu Romowe aufgeſtelltes Bild, die Greiſengeſtalt mit der bleichen Geſichtsfarbe, und dem weißen Tuche, das ſein Haupt umwand. Drei Todtenköpfe, der eines Menſchen, eines Pferdes und einer Kuh waren ſeine Sinnbilder (Hartknoch, S. 134, 160). Beim Opferfeſte brannte ihm ein Topf voll Talg, aber auch Menſchen, Rinder, Pferde, Böcke und Schweine wurden ihm geopfert*), und ihr Blut zur Sühne des zürnenden Gottes am Stamm der heiligen Eiche ausgegoſſen (Prätorius nach Roſenzweigs Chron. S. 313). War irgendwo ein Sterbefall eingetreten, ſo mußte dem Pekollos geopfert werden; der Säumige ward durch Schreckgeſtalten verfolgt, und fiel dem Gott das verlangte Opfer nicht bis zum dritten Tag, ſo konnte der Erzürnte nur durch Blut wieder verſöhnt werden. (Hartknoch, S. 161). Im ganzen

*) Die oberwähnte Speckheiligung galt alſo dem Pekollos, der zerſtörenden Aeußerung des Perkun.

Lande waren ihm heilige Orte geweiht, überall brannten ihm Opfer zur Verſöhnung ſeines Zornes, zur Abwehr ſeiner Strafen. Noch jetzt erinnern zahlreiche Orte ſeines bald Pekoll, bald Potoll lautenden Namens an ſeine einſtige allgemeine Verehrung, als Potollen, ein ehemaliges Gut im Kammeramt Brandenburg (Urk. von 1467 und 1515); Pachollen bei Chriſtburg, wo ſonſt der heilige Wald ſtand; Pokellen, einſt ein Dorf bei Preuß. Mark; Patollen, ein Hof bei Cremitten am Pregelſtrom, ebenfalls da, wo ſonſt ein heiliger Wald war (Urk. v. 1483); ein Ort Potollen, einſt an der Stelle, wo nachmals das Dreifaltigkeitskloſter nördlich von Domnau erbaut ward (Urk. v. 1465); Bakollen, einſt ein Dorf in Samland, nachmals Wirdegithen genannt; Pakullen, ein Dorf in Litthauen, nordweſtlich von Oſtwethen; Pakalniſchken, nördlich von Gumbinnen, und ein anderer Ort dieſes Namens nördlich von Trakehnen. Bei Germau in Samland noch jetzt eine Pachullen-Wieſe. Sonſt lag ein Dorf Pokoll bei Bartenſtein im Kammeramt Kirſchitten (Urk. von 1357, 1392 und 1404).

Nächſt dem Donnerer Perun oder Perkun iſt noch ein anderer in Holſtein, in den Elbgegenden ꝛc. verehrter Frühlingsgott zu erwähnen, nämlich jener **Ham**, von welchem die Städte **Hamm**, **Hameln**, **Hamburg**, **Hammelburg** ꝛc. den Namen haben. Leibniz (Script. rer. Br. I. p. 191) ſagt von ihm: *Hammon* sc. Sventobuck. letzterer Name iſt aber nur ein Präd. des Swantowit und bedeutet: Heiliger Gott. Jungmann ſagt im „Krok“ II. p. 343: „Bei den Holſaten wurde in Hamburg zu Karls d. Gr. Zeit Perun (der Donner) unter dem Namen Hambog oder Swentobog mit **Widder**hörnern verehrt,“ alſo hatte er einen

Hammelkopf wie Jupiter Hammon. Mit dieſem iſt Ham auch von Narußewicz verglichen worden, welcher belehrt: Hammonia ſey der alte Name Hamburgs nach dem dort üblichen Hammonsdienſt und nach dem Hammonstempel daſelbſt: castrum *Jovis*. Auch in der Mark fand man Spuren ſeiner Verehrung. Auf der Feldmark des Dorfes Booke, öſtlich von Oſterburg, iſt ein Ort: der Teufelswinkel genannt. Hier ſtand ehedem, berichten die Bewohner jener Gegend, ein Götzentempel, die „Hammonsklauſe“ genannt, wie auch das vorbeifließende kleine Waſſer die Hammey heißt. Enzelt ſagt: der Name rühre daher, daß die alten Deutſchen (?) dort einen Gott verehrten, den ſie Hama magnum genannt, welcher eigentlich Jupiter Hammon geweſen, ihm hätten ſie auch einen Tempel zu Hamburg gebaut.

Auch Radegaſt, Rathgeber, v. reda, Rath, wend. radehaz, nach welchem ein Dorf in Mecklenburg und eines in Thüringen heißt, richtiger: Radhoſt*), auch Roswodiz**) genannt, war ein Sonnengott, der bei den Böhmen, Lauſizern, Obotriten (Mecklenburgern) ꝛc. in hohem Anſehen ſtand. Radost (radosc) bedeutet Freude, aber auch Erzeugung (radithi, ſanskr. radh, wovon ῥαδιξ, radix); es iſt alſo nicht nothwendig, ihn vorzugsweiſe als Rathgeber, d. h. als Orakelgott zu denken, denn der Tempel des Swantowit und die Eiche Peruns waren ebenfalls Orakelſtätten. Radegaſt, Radhoſt bedeutet alſo einen freundlichen, Freude ſpendenden Gott, was auch aus ſeinem Beinamen „Dobropan“ (der gute Herr) erhellt, unter welchem er

*) So heißt auch ein Berg in Mähren, wo ein Tempel dieſes Gottes war.

**) Anführer (wodiz), im Krieg rozno.

zu Doberan in Mecklenburg verehrt worden ſeyn mochte. Das Mecklenburger Wappen, den Stierkopf, das Symbol der Stärke, trägt er vor der Bruſt, den Sitz des Muths; der Schwan mit den ausgebreiteten Schwingen auf dem lockigen Haupte dürfte den Weiſſager (ſchwanen = ahnen) andeuten. Daß der Gott nackt und jugendlich abgebildet wurde, gibt ihn als den Sommer zu erkennen. Aber auch dieſer Gott hat ſeine Schattenſeite; denn auf manchen Bildwerken (bei Maſch Obotr. Alt. p. 54) hat er einen Löwenkopf mit weit geöffnetem Rachen. Die den Kopf umgebende Mähne, gewiß ein Sinnbild der Sonnenſtrahlen *), verräth wohl die Verderben bringende Sommerglut in jenem Monat, wo die Sonne im Zeichen des „Löwen" ſteht. Sein Poſtament, die runde Scheibe, bezieht ſich wohl auf die Sonnenſcheibe, ſowie der Spieß auf die Kraft ihres Strahls. Sein Haupttempel ſtand zu Rhetra im jetzigen Stargard. Man mußte über eine große Brücke in denſelben, aber nur denen war es vergönnt, welche opfern wollten. Otto d. Gr. zerſtörte das Bildniß dieſes Gottes i. J. 990.

Ihm zunächſt ſetze ich Wodan (wodiz, Anführer), den Gott des Krieges. Er iſt muthmaßlich der von den Wenden angenommene deutſche Wuotan oder Odin. Er iſt mit einem Panzer bekleidet, trägt in der Rechten ein in die Höhe gehobenes Schwert, am linken Arm ein Schild. Zuweilen wird er nackend abgebildet, zuweilen iſt er jedoch in einen Mantel gehüllt.

Prowe hieß der Gott der Rechtspflege (prowo, Recht). Abgebildet wurde er als Greis mit langem faltigen Gewande, bisweilen mit Ketten um den Hals

---

*) Vrgl. φοβη = φοῖβος, juba = jubar.

und einem Opfermeſſer in der linken Hand. Seine gewöhnlichſten Symbole waren ein Prüfeiſen (in Form einer Pflugſchar, was ſich dadurch erklären läßt, daß die Fruchtbarkeit der Erde gleichfalls mit dem Pfluge erprobt wird), oder ein glühender Schild, den man in zweifelhaften Rechtsfällen zur Feuerprobe angewendet haben mochte. Prowe wurde vornehmlich in Altenburg (Stargard in Wagrien) verehrt. In ſeinem nächſt der Stadt gelegenen Eichenhain verſammelten ſich am Montag (**secunda feria Helm. I, 83**) Volk, Prieſter und Könige zur Opferung und zum Rechtſprechen. Als Rathgeber wurde Prowe auch hier von den Prieſtern befragt; vorher aber tranken dieſe vom Opferblut, um zur Verkündigung des Orakels ſich Kraft zu erwerben. (**Post caesam hostiam sacerdos de cruore libat, ut sit efficacior oraculis capessendis. Helm I, 12**). Die Opfer waren gewöhnlich Kühe, Schafe und Vögel, zuweilen aber auch gefangene Chriſten. Nach beendigten Rechtsentſcheidungen und Opferungen wurde die Opfermahlzeit gehalten, und Spiel und Tanz währten die Nacht hindurch.

Auch Satar — der ſlawiſche Saturn — bekannter unter ſeinem andern Namen Krodo (Kronos), nach welchem die Ortſchaften Krottendorf bei Bärenſtein in Sachſen und Krotoſchin in Preußiſch Polen heißen, auch dieſer Gott iſt gut und böſe zugleich. Als Prinzip der Fruchtbarkeit hält er in der Rechten ein Gefäß mit Blumen, und ſteht auf einem Fiſche, das Zeitrad hält er in der Hand; aber er hat auch eine gehäſſige Nebenbedeutung gehabt, wie ſich aus den Worten „Crodendüvel,“ womit man in Sachſen etwas Abſcheuliches bezeichnet, und das bald im Scherz, bald aber auch im Ernſt genommene „Teufelskröte“ vermuthen laſſen.

In der Kirche Simon und Juda zu Goslar fand ſich ein dem Krodo. geweihter Altar von Erz, oben mit marmorner Einfaſſung, der jetzt im dortigen Muſeum iſt.

Auf dem Stuvenberge zwiſchen Heiligenſtadt und Eſchwege wurde ein Gott Stuvo oder Stuffen als Orakelgott angebetet, der aber muthmaßlich deutſcher Herkunft iſt. Den Namen erhielt er, weil die Sachſen in ihn ihre Hoffnung (?) ſetzten. (Kreyßler, ſorben-wendiſche Alt. S. 73). Doch bedeutet Stauffen einen Kelch, wie aus dem Wappen der adeligen Familie von Stauffen erhellt, welche drei Becher in ihrem Wappen führt. Demnach war er ein Weingott. Auf dem alten Bergſchloſſe Stauffen bei Gandersheim wurde er von den alten Sachſen angebetet. Sein Bild, wie das des Krodo, zu zerſtören, hatte Karl d. Gr. ſich zum Verdienſt gemacht.

In der Lauſitz und in Preußen, Litthauen ꝛc. verehrte man auch einen Gott der Fruchtbarkeit, Pilwiz *), der vielleicht den Ortſchaften Pillniz und Beilwiz den Namen gab.

Podaga wurde von den Holſteiniſchen Wenden als Gott der Jäger und Hirten verehrt, darauf zielt das Jagdhorn in der Rechten, der (Hirten-) Stab in der linken Hand. Er trug eine ſpitze Mütze, aus welcher zwei Hörner hervorgingen, auf dem Kopf. Auf andern Abbildungen hat er ein unförmliches, von Strahlen umringtes Doppelantlitz, das bis auf den Bocksbart einem Löwenhaupte glich. Seine Opfer beſtanden in Wildſchweinen.

Die zu Rhetra und Karenz auf der Inſel Rügen verehrten Götter Rugewit und Karewit, werden

*) Von pilli, füllen, pilnan, voll.

zwar für beſondere Weſen gehalten, es iſt aber Seite 565 Anm. gezeigt worden, daß ſie nur Prädikate Swantewits waren, gleichwie Schwairtix, ein Name, welcher ſehr unſlawiſch klingt, und offenbar aus Swatewit verderbt iſt. Seine Lichtnatur gibt ſich in der von Flammen umgebenen Kleidung und in dem Strahlenhaupt, ſowie in der von ihm getragenen angezündeten Fackel zu erkennen. Man findet ihn auch Luicz geſchrieben, und darin liegt deutlich der Begriff des Glänzens und Leuchtens.

Auch eine männliche Mondgottheit ſollen die alten Wenden verehrt haben, einen Zislbog. Die Arme ohne Hände ſind erhoben und bilden einen Halbmond, an der Seite hängt ein Köcher mit Pfeilen, anſpielend auf die Krankheiten, die man dem Monde zuſchrieb. War er vielleicht die Naturgöttin Ziza in männlicher Geſtalt (eine Venus barbata)?

Die Preußen, Ruſſen und Letten verehrten einen Meergott Antrimpos und einen Wellengott Bangputtys (v. banga, Welle und putta, Schaum). Puskaitis, ein Wald- und Baumgott, wohnte im Hollunder, der darum das heilige Holz hieß und nicht umgehauen werden durfte. Auſchweikis war der ſlawiſche Aeſculap (v. sweiks, geſund, sweikas, Geſundheit). Zemberis (v. zeme, Erde und beriu, ſtreuen), ſtreute Samen über die Erde und kleidete ſie in Blumen und Kräuter. Honidlo (v. wend. honzu, ich halte ab) war in der Lauſitz, Meißen, Thüringen ꝛc. ein göttlicher Nachtwächter. In der Gegend von Merſeburg wurde er in Geſtalt eines Stabes angebetet, an deſſen oberſtem Ende eine Hand befeſtigt war, die einen eiſernen Ring hielt. Dieſen Stab trug der Hirte von Hauſe zu Hauſe, und rief an jeder Thüre aus: Wache

Honil! Switebor (von Swjaty, heilig, und bor, Fichte) wurde in einem Haine bei Merſeburg verehrt, der in ſolcher Hochachtung ſtand, daß Niemand auch nur ein kleines Reis von einem Baume abbrechen durfte, ohne dem Tode zu verfallen. Brotuff, ein Merſeburger Chroniſt, meldet, daß die Merſeburger dieſen bis zur Zeit Karls d. Gr. an der hohen Brücke bei der Saale verehrten; an der Stelle, wo dieſer Gott geſtanden, hatte im 10ten Jahrhundert Biſchof Wigbert dem heil. Romanus eine Kirche erbaut.

Alle wohlthätigen Gottheiten hatte der Slawe unter dem Collectivnamen „der weiße Gott“ (**Biel bog**) vereinigt, obſchon, wie vorhin gezeigt wurde, jeder derſelben auch ſeine dunkle Seite hat. Damit wollte er ſie von dem durchaus böſen, dem „ſchwarzen Gott“ (**Czerny bog**) unterſcheiden, welcher Letztere nur an Zerſtörung Gefallen hat, und deſſen Stelle im heutigen Volksglauben „der Schwarze“ *) einnimmt. Furcht und Schrecken haben ihm Bildniſſe und Altäre errichtet. Auf rhetraiſchen Denkmälern kommt häufig das Bild eines Löwen vor (der 1. Petr. 5, 8. umhergeht und Opfer ſucht, die er verſchlinge).

Auch der wendiſche Flins, von deſſen Cultus Flinsberg den Namen hat, obſchon ſeine Exiſtenz oft beſtritten worden iſt, Flins, der in Greiſengeſtalt, den flatternden Mantel um den Leib herumgeſchlagen und mit nackten Füßen auf einem Flintſtein ſtehend, abgebildet wurde,

---

*) Im Slawiſchen ſind faſt alle Benennungen, die irgend eine Verbindung mit dem böſen Prinzip andeuten, aus dem Begriff Schwarz (czerny, ſpr. Tscherny) gebildet. So bedeutet z. B. das ruſſiſche Czarodjej, poln. Czarnoksiczjnik, böhm. Czarodegnjk einen Zauberer, Czárownica, Hexe, Czart (Czert) Teufel, Czáry, Hexerei, denn dieſe iſt auch bei den Slawen eine ſchwarze Kunſt, des Teufels Handwerk.

trug auf der linken Schulter einen aufgerichteten Löwen, in der rechten Hand eine brennende Fackel (vermuthlich einen Strohwiſch an einer Stange, wie ihn die Slawen gewöhnlich bei Todtengebräuchen umhertrugen, ſiehe Anton, Geſch. d. Slaw. I. S. 71), denn Flins iſt der Tod. Daher wurde er zuweilen auch als Skelett abgebildet (Lauſitzer Monatsſchr. 1796 S. 21), aber auch hier fehlte der Löwe nicht als ſein Attribut. Endlich gab es noch eine dritte Art von Abbildungen des Flins*): eine kleine dicke Unholdsgeſtalt, an Händen und Füßen mit großen Klauen verſehen.

Bevor ich dieſer die gebührende Aufmerkſamkeit zuwende, denn eben ſie hat auf viele Sagenbildungen nicht nur der Slawen, ſondern auch der Deutſchen eingewirkt, ſind die Gründe zu prüfen, welche ſeit Anton (Verſ. üb. Geſch. d. Slawen) das Bezweifeln eines Götzen Flinz zur Modeſache gemacht haben. Ein Haupteinwurf der Skeptiker iſt: Flins ſey ein deutſcher Name, vom Flintſtein, auf dem er ſtand, entlehnt, die ſlawiſche Sprache kenne durchaus kein F. Jene, bei Oehna, einem Dorfe unweit Bauzen geſtandene Statue ſoll ein neuer Einfall ſeyn**), die andere in Görliz (von einem Hrn. v. Weſtphalen in den Monum. Cimbr. IV. praef. ad. p. 199: Flins Görlizensis genannt)

---

*) In Leipzig führt noch gegenwärtig eine Kaufmannsfamilie ſeinen Namen.

**) Ein neuer Einfall? Das Bild iſt ja ſchon i. J. 1126 vom Magdeburger Erzbiſchof Adelgott zerſtört worden, der es in die gleich unter dem Berge hinflutende Spree ſtürzen ließ. Bei Oehna in geräumigen Kellern wohnten die Prieſter des Flins, welche aus der Schale, die das aus reinem Golde gearbeitete Idol in der Hand hielt, Feuer flammen ließen, worauf die Bewohner der Umgegend hinſtrömten, und neue Opfer dem Prieſter für ihren Gott brachten. (Gräve Lauſitz Sag. S. 139.)

ſey — ein Löwe. Der ihn im 17ten Jahrhundert zum Flins ſchuf, bildete ihn aus, um ihn ehrwürdig zu machen, aber das Original vom Jahr 1557 kennt dieſe Attribute nicht. Dieſer Löwe iſt nur ein Schildhalter, und das Dorf Flinsberg in Schleſien hat nicht von dem vermeintlichen Götzen den Namen, ſondern von dem dabei liegenden Berge: der weiße Flins (der weiße Stein).

Hingegen hat einer der neueſten Forſcher, Hanuſch (Wiſſenſch. d. ſlaw. Mythus), die Exiſtenz des Flins wieder zu retten geſucht. Er ſagt S. 303: In den meiſten ſlawiſchen Ländern findet man noch jetzt eigens aufgerichtete Felsblöcke, theils zu Opfer-, theils zu Begräbnißfeierlichkeiten dienend (Steinaltäre, Todtenſteine, Wendengräber, vgl. „Ausl." 1839 Nr. 279). Bemerkenswerth ſind beſonders die Steinmaſſen des Lauſitzer Berges Czernobog (zwei Meilen von Budetjin). Auf der einen Seite deſſelben wird noch der breite Felſenrücken gezeigt, auf welchem die Opferthiere geſchlachtet wurden. Die andere Seite des Berges heißt Prasica (Orakelberg, von prasit, fragen). Eine Felſenöffnung dieſes Berges galt nach der Sage für das Ohr der im Innern des Berges verborgenen Gottheit. Da Czernebog im ſpätern ſlawiſchen Mythus jeder Todtengott war, ſo ſcheint die unweit des Berges befindliche Statue des Todtengotts Flins damit in Zuſammenhang zu ſtehen. (Vergl. **Cesta do Luzic od L. Stura in Casop. cesk. Mus.** Prag 1839 Heft IV. p. 476).

S. 410 bemerkt Hanuſch, daß alle unterirdiſchen Götter Czernobogi genannt werden, im Lüchowſchen noch jetzt: **Czerny Shimeniki**, d. i. ſchwarze Erdgeiſter (von **zem**, Erde) oder finſtere Wintergeiſter (von **zima**, der Winter). Hieher gehört auch Flins

(Flynis) mit ſeinem rothen Mantel und bleichen Ge-ſicht und der brennenden Fackel ꝛc.

Damit vergleiche man einen ältern Zeugen, Maſch (Gottesdienſtl. Alterth. d. Obotriten p. 102): „So viel ich weiß, hat noch Niemand die eigentliche Geſtalt und Bildung des Czernobog mit Gewißheit beſchrieben. Jetzt iſt dieſelbe entdeckt. Der böſe Gott hat die Geſtalt eines ergrimmten Löwen, welcher etwas anders gebildet iſt, als der Löwe des Flins."

S. 104: „Flins gehört zur Zahl der ſächſiſchen Götter. Man bildet ihn entweder als einen Menſchen, oder als ein Knochengerippe. In beiden Fällen trug er einen Löwen mit aufgeſperrtem Rachen auf den Schultern. Ich weiß nicht, wer unter beiden der älteſte? Czernebog oder Flins? Beide ſcheinen in einer genauen Verbindung zu ſtehen. Flins war Todtengott, ihn mußten die Wenden, welche wie andere nordiſche Völker vor dem natürlichen Tod einen Abſcheu hatten, für den fürchterlichſten Feind halten, denn er beraubte die durch Krankheit Geſtorbenen der Glückſeligkeit nach dem Tode. Der Löwe war ſein paſſendſtes Bild, denn auch er gibt die einmal erfaßte Beute nicht wieder zurück; was er berührt, muß ſterben. Iſt Flins der ältere, ſo hat man Urſache gehabt, den Czernebog von ihm zu entlehnen; iſt Czernebog der ältere, ſo hat es nicht an Gründen gefehlt, denſelben dem Tode auf die Schultern zu ſetzen."

Alſo Flins hat exiſtirt, er war der eigentliche Todtengott der Wenden, als man aber Czernebog nicht mehr für den Sammelnamen aller böſen Gottheiten, ſondern für ein beſonderes Weſen hielt, ſtieß man ſich an das unſlawiſch klingende Flins und hielt, wegen der Aehnlichkeit der Attribute, Letztern für eine Copie

des Czernebog, aber im Cultus gar nicht exiſtirend. Wie, wenn ein deutſcher Schriftſteller den ſlawiſchen Pilnitis in einen Flins verballhornt hätte? Eine falſche Orthographie hat ſchon manche Verwirrung in die Alterthumskunde gebracht. Den Gott Pilniz, wie er in der Lauſitz hieß, denn die Letten nannten ihn Pilwiz, haben wir ſchon oben als einen unterirdiſchen Gott kennen gelernt, zwar als dämoniſchen Schatzſpender, aber Plutus iſt ja auch Pluto, warum ſollte nicht Flins auch Pilnis ſeyn? Urſprünglich hieß er Pliwnik, d. i. der Fruchtbarkeitſpender, denn aus der Verweſung geht das neue Leben hervor. Darum pflanzten auch ſo viele Völker des Phallus Bild auf Gräber, oder geben ihn dem Todten mit.

Die Identität des Flins mit dem Czernobog gibt ſich nicht nur in dem ihnen gemeinſchaftlichen Symbol, dem Löwen, zu erkennen, ſondern auch in der ihnen gemeinſchaftlichen Verehrungsſtätte, denn 1/2 Meile von Bauzen ſtand die Bildſäule des Flins (ſiehe oben), und eine Meile von Bauzen bei den Dörfern Rachlau und Döhlen liegt ein Berg Czernobog, wo vermuthlich der Gott verehrt wurde. Es iſt ein einzelner, mit einer Höhlung verſehener Felſen, die Koboldkammer (wend. kolski domy) benannt, weil hier Kobolde (kodolty) hauſen ſollen, welche die Menſchen necken und irre führen. Wenn ſie aber bei guter Laune ſind, ſo beſchenken ſie die Sterblichen, daher die Wenden von einem Glücklichen zu ſagen pflegen: Er hat den Kobold! (Gräve, Lauſ. Sag. S. 57.) Maſch ſagt ausdrücklich: Czernobog iſt ein Beiname des Berſtuk, und Berſtuk iſt im Altpreußiſchen das, was im eigentlich Slawiſchen Pikulik iſt. Dieſer iſt aber urſprünglich der Höllengott Pekelnik, Pikolo (ſ. S. 578). Nun

bedeutet aber Berſtuk oder Perſtuk einen Däumling (v. perst: Finger). Strzykowſky erwähnt der Perſtuki zugleich mit Peklos, dem Gott der Unterwelt und der böſen fliegenden Dämonen. Sie necken in der Dämmerung die Menſchen und halten ſich gern unter Hollunderſträuchen auf. (Hanuſch, S. 229). Sie ſind alſo zwergartige Koboldе, wie im indiſchen Mythus die im Berge hauſenden Yakſcha's, die Diener des dickbäuchigen Däumlings Kuveras, der Schätze ſpendet, aber ein Bruder des Todesgottes Yama iſt. An dieſem Doppelcharacter erkennt man leicht den vorerwähnten Pliwnik oder Pilniz = Flins. Oben erwähnte ich, einer dritten Art, den Flins vorzuſtellen, nämlich als kleinen dicken Unhold. Dieſe dickbäuchigen Gnomen ſind ja eben die geſpenſtiſchen Erdgeiſter, die zu den Todten und zu den Schätzen in gleicher Beziehung ſtehen. Bei den eigentlichen Slawen hieß Pilwit: Dazba, Dajobog, d. h. der Geber (Hanuſch, S. 376), alſo ein Schätzeſpendender Giebich, wie der Berggeiſt des Harzes genannt wird (ſ. S. 160). Dieſen Letztern ſtellt Grimm mit dem neckiſchen und doch freigebigen Bewohner des Rieſengebirges, Rübezahl, zuſammen, ohne ſich jedoch in eine tiefere Unterſuchung ſeines Weſens einzulaſſen. Da der Name einer Gottheit über ihre Natur und Eigenſchaft den ſicherſten Aufſchluß gibt, ſo iſt vorerſt die Etymologie des Wortes zu ermitteln.

Urſprünglich mochte der Beherrſcher des Rieſengebirges, wie Prätorius meint: Rieſenzabel (lat. Riphaeorum sc. montium Zabulus) geheißen haben, wobei man ſich Zabel aus Diabolus verderbt denken muß; das Rieſengebirge hieß nämlich: montes Riphaei. Nahe lag es, aus Riphaeorum Zabulus einen Rübezahl zu machen, da der dämoniſche

neckiſche Charakter dieſes Berggeiſtes die des Lateins Unkundigen zunächſt an die Rübe denken ließ, welche ſchon den Alten als Wurzel des Streites bekannt, (ſ. Nork's ſymb. Wtb. u. Rübe), auch im deutſchen Volksglauben ähnliche Vorſtellungen beherbergte *). Den dämoniſchen Charakter der Rübe, d. h. daß ſie einem böſen Geiſt zur Wohnung diene, erräth man ſchon daraus, daß der Papſt in Rom an dem Tage, wo die alten Römer die Dämonen vorzugsweiſe losgelaſſen dachten, zur Erinnerung daß Jeſus, und folglich auch ſein Stellvertreter auf Erden, Macht über die böſen Geiſter habe, daß der Papſt gerade an jenem Tage, Petri Stuhlfeier (die Einſetzung des Papſtthums) begehend, zugleich auch — den Meerrettig weiht (ſ. Kloſter VII. S. 171). Das deutſche Rübe iſt das ſanſkritiſche rupa (Schattenbild, ῥωπος, Puppe, Popel, Popanz, Rüpel). Darum ſchnitzte man aus der weißen Zaunrübe die Galgenmännchen (Barth, Altt. Rel. II. S. 137.) Verband man mit der Rübe den Begriff des Dämoniſchen und des Zaubers, ſo konnte das Volk leicht den Riphaeorum Zabulus der Gelehrten in einen Rübenzabel parodiren, und da es ſich bei Zabel nichts denken konnte, ſo änderte es Zabel in Zagel (vgl. Sauzagel S. 376) um, welches Wort, wie Pfingſtzagel, Pfingſtzahl *) ein An-

*) In Grimm's Kindermährchen (Nr. 146) führt eine Rübe beinahe zum Brudermord, der nur durch Zufall verhindert wird.

**) Zu Saalfeld wurden ehedem von muthwilligen Buben am Pfingſtſonntage diejenigen Leute, ſo am ſpateſten aufſtanden, „Pfingſtzahl“ geſchimpft, weil man ihnen von Maien oder Birkenſträuchen ein zuſammengeflochtenes Zeug, daran ein langer Schwanz herunterhing, unvermerkt hinterwärts an die Kleider heftete, von denen es nicht ſo leicht losgemacht werden konnte. Ebendaſelbſt hieß zu Prätorius Zeit eine Familie „Lämmerzahl“ (d. h. Lämmerzagel, Lämmerſchwanz).

hängſel bedeutet, alſo Rübezahl ſ. v. a. Rübenſchwanz, verächtliche Benennung jenes Gebirgskobolds. In der Folgezeit, als auch die Bedeutung des Wortes in Vergeſſenheit gerathen war, und bei Zahl Niemand mehr an Zagel dachte, erſtand zur Erklärung des Namens Rübezahl folgende etymologiſche Sage:

Der Berggeiſt der Sudeten ſah, als er eines Tages von ſeinem Hochgebirge herunterkam, eine liebliche Jungfrau in einem anmuthigen Wäldchen inmitten ihrer Geſpielinnen luſtwandeln. Sie war eine Fürſtentochter, ihr Geliebter gleichfalls aus fürſtlichem Geſchlecht. Der Berggeiſt beſchloß, die Schöne unſichtbar zu entführen. Er zauberte ſie auf ſein Gebirge in ein auf ſeinen Wink entſtandenes Schloß, woran ein Luſtgarten ſtieß. Er ſelbſt nahm die Geſtalt des ſchönſten Prinzen an. Als er ſie nun in den ſchönen Zimmern umherführte und ihr im Garten die herrlichen Blumen und Früchte zeigte, war ſie ganz erfreut; wie er aber hinzuſetzte, daß dies Alles ihr gehöre, und ſie müſſe ihn nun zu ihrem Gemahl nehmen, da weinte ſie, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Sie härmte ſich ſichtbar ab, und ſagte: er möge ſie nur wieder zu den Ihrigen bringen; denn ſie habe bereits einen Bräutigam und könne keinem Andern angehören. Der Berggeiſt ging darauf nicht ein, er hoffte, mit der Zeit werde ſie ſich an die Einſamkeit ihres jetzigen Aufenthalts gewöhnen. Aber ſie ward zuſehends ſchwermüthiger. „Ach“ ſeufzte ſie, „wenn ich nur meine Geſpielinnen hätte!“ Der Geiſt eilte flugs hinab in den Garten und zog eine Menge Rüben heraus, brachte ſie ihr, gab ihr einen Zauberſtab in die Hand, und ſagte ihr: ſie ſolle damit nur die Rüben berühren, ſo würden dieſe gleich die Geſtalten bekommen, die ſie wünſche. Sie that es, und ſogleich ſtanden die Geſpielinnen vor ihr, und war große Freude des Wiederſehens. Aber ſie währte nur kurz; denn bald welkten die Geſtalten dahin, verloren ihre Heiterkeit, und ſchrumpften endlich zu alten Mütterchen zuſammen. Die Prinzeſſin war darüber auſſer ſich vor Schmerz. Der Berggeiſt vertheidigte ſich auf die

ihm gemachten Vorwürfe: die Mägdlein blieben nur ſo lange jung und friſch, als Saft in den Rüben ſey, aber er wolle ihr friſche Rüben bringen. Sofort eilte er in den Garten, beſäete da viele Beete mit Rübſamen, und befahl zugleich ſeinen dienſtbaren Geiſtern, ein unterirdiſches Feuer zu erhalten, damit der Same aufgehe. Weiber wiſſen ſich zu helfen. Alſo überlegte die Prinzeſſin, ob nicht der Zauberſtab ein Mittel zu ihrer Befreiung werden könnte. Als nun die Rüben aufgingen, und endlich reiften, zog ſie eine derſelben heraus, berührte ſie mit dem Stabe und verwandelte ſie in eine Biene. Dieſem Thierchen ſagte ſie: es ſolle hinfliegen zu ihrem Bräutigam und ihm ſagen: wer ſie gefangen halte; er ſolle nach drei Tagen an der Grenze des Gebirges auf ſie warten und ſie erretten. Das Bienchen flog fort, kam aber nicht wieder, denn eine Schwalbe ergriff es unterwegs und fraß es. Nun machte die Prinzeſſin eine Grille, und ſchickte ſie mit demſelben Auftrag fort. Als aber auch dieſe nicht zurückkehrte, weil ſie ein Storch unterwegs gefreſſen, ſo machte ſie eine Elſter. Dieſe war glücklicher mit ihrer Sendung. Sie fand den Bräutigam unter einer Eiche, und da klagte ſie ihm das Leid ſeiner Liebſten. Sogleich kehrte der Prinz heim, und zog mit einem großen Gefolge von Reiſigen der beſtimmten Grenze zu, wo er auch am dritten Tage ankam. Unterdeß hatte die Prinzeſſin ſich gegen den Berggeiſt freundlicher gezeigt, ihm eines Tages ſogar erklärt: ſie wolle die Seine werden, wenn er unten im Garten alle Rüben zähle, die ſie hernach in Brautjungfern verwandeln wolle. Aber, ſetzte ſie hinzu, gib wohl Acht, daß du dich nicht verzählſt, auch nicht um eine, ſonſt nehme ich meine Zuſage zurück. Der Berggeiſt zählte nun ganz eifrig, und um gewiß zu ſeyn, daß er ſich nicht verzählt, zählte er noch einmal, und er fand, daß er ſich wirklich verzählt. Das geſchah aber noch ein paar Mal, bis er überzeugt war, nun ſey alles ganz richtig. Während dem hatte die Prinzeſſin aus der größten Rübe ein Roß gemacht, ſich darauf geſetzt, und war ſchnell nach der angegebenen Grenze hingeritten, wo ſie der entzückte Prinz im Fluge nach dem Schloſſe ihrer Eltern brachte.

Als nun der Berggeiſt aus dem Garten nach der Burg zurückkehrte und ſeine Geliebte nicht fand, ſchwang er ſich in die Luft, um ihr nachzueilen. Er kam eben, um zu ſehen, wie ſie über die Grenze ſeines Gebietes hin- überjagte. Die Geſchichte wurde unter den Umwohnern des Gebirges bekannt, und der Geiſt erhielt von ihnen den Spottnamen Rübezahl. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn dieſer ſeiner Natur nach mehr wohl- thätige als ſchreckhafte Berggeiſt ſogleich zornig wird, wenn man ihn bei ſeinem ihm aufgedrungenen Namen nennt.

Man ſieht deutlich, dieſes Märchen verdankt ſeine Entſtehung dem Beſtreben, den Namen Rübezahl zu deuten, da ja auch die oben gegebenen etymologi- ſchen Verſuche nicht ganz zu befriedigen vermögen, weil ſie theils zu gelehrt und weit hergeholt, wie des Prätorius Ableitung aus dem Lateiniſchen, theils auch die Rübe den Character eines Berggeiſtes eben nicht ſonderlich bezeichnet, zumal des Rübezahl, der zu den mehr gutartigen als ſtreitluſtigen Dämonen gehört. Die einzig richtige Annahme wäre alſo, daß, in An- betracht, daß das Rieſengebirge, ehedem als Schleſien noch theils zu Polen, theils zu Böhmen gehörend, von Bewohnern ſlawiſcher Mundart bevölkert geweſen, die ſpätern deutſch redenden Einwanderer, weil ſie den ſlawiſchen Namen des Berggeiſtes: Rjp żelu (Berg- geiſt*) ſich nicht ins Deutſche überſetzen konnten, es mit rjpa a *zelj* (Rübenkohl**) verwechſelnd, ein gleich- lautendes deutſches Wort „Rübenzähler" (!) „Rübe- zahl" ſchufen, unbekümmert darum, ob es auch den ur- ſprünglichen Sinn des Namens wiedergebe oder nicht. Beiſpiele dieſer Art kommen ſo häufig vor, daß dieſe Erklärung den Leſer vollkommen befriedigen dürfte.

---

*) Zelu war ein unterirdiſcher Gott in Krötengeſtalt, der in Bergen Schätze hütet ſ. w. u.

**) Auch umgekehrt: Zeli repae, Kohlrübe.

Unter dem Namen Zirnitra (vollſt. Czerny tracica: der ſchwarze Drache) verehrten die Wenden den geflügelten Drachen, welcher ſich noch in ihrem Wappen erhalten; und auf das Banner gefügt, nach altem Glauben den Feinden ſo oft den Untergang brachte. Dieſes Feldzeichen, das Saxo Stanitia (altſlaw. stanice: Standarte) nennt, wurde zu Arkona aufbewahrt, und von den Rugiern höher als alle Götter geachtet; daher Maſch (Obotr. Alterth. p. 67, 119) hier Einfluß der Odiniſchen Religion vermuthet, denn dieſer war Kriegsgott, und die Schlange (Symbol des Lebensgeiſtes) das ihm heilige Thier. Ihr Anblick ſollte die Krieger vor dem Tode ſchützen, aber dem Feinde ein Verderben weiſſagendes Omen ſeyn. Die Heilſchlange, die bei den Wenden den Friedensſtab umwand (Maſch p. 121) kehrte ſich alſo zuweilen in die Gift- und Todesſchlange, in den Lindwurm um. Unter den Alterthümern von Rhetra findet ſich der geflügelte Drache — die Flügel beziehen ſich wohl, wie bei der Pſyche, auf die Schlange als Symbol des Lebensgeiſtes? — wirklich vor, er iſt von Metall, und auf dem Rücken mit einer Röhre verſehen, vermuthlich um im Felde angeſteckt oder im Tempel aufgeſtellt zu werden. Der aufgeſperrte Rachen hat zwei Reihen Zähne, um den Kopf befindet ſich ein Reif, die kurzen Füße haben Schuppen und Klauen, unter denen ein Scorpion und ein Menſchenkopf liegt. Der Schwanz ringelt ſich zwiſchen den Bugen herauf, und zeigt ſich oben in der Geſtalt eines Ankers. Da der Slawe noch jetzt ſtatt des böſen Prinzips (Czernobog) den Ausdruck drak (Drache) und cerw (Wurm) gebraucht, ſo muß wohl der Drache meiſt als Maske des feindlichen Gottes gebraucht worden ſeyn. In einer Volks-

ſage reitet ein Jäger, der die Hölle ſucht, auf dem Rücken eines Drachen in die Unterwelt, und um nicht von ihm verſchlungen zu werden, füttert er ihn mit Fleiſch; und als auf dem Rückweg dies nicht mehr ausreicht, ſchneidet er ſich einen Theil ſeines Fußes ab und wirft ihn in den Rachen des Unthiers. (Hanuſch S. 412.) Die Seele des ſündigen Reichen nimmt, bei ſeinem Eingang in die Unterwelt, ein Drache in Empfang (p. 415). Aber der Drache des Todes wandelt ſich in jenen des Lebens, in den Geld- und Korndrachen um, denn der vorerwähnte Pilwiz oder Pliwnik wird als ein durch die Lüfte fahrender Drache gedacht, der, wo er ſich niederläßt, Segen bringt (p. 289), vermuthlich Ernteſegen, denn pleva bedeutet Kuchen, pli: füllen. Man ſagt auch pliwne zjto: vollkörniges Getreide.

An den Begriff: Feldſegen heftet ſich meiſt auch der des Leibesſegens. Es iſt auch ſlawiſcher Volksglaube, daß jedes Haus eine männliche und eine weibliche Schlange beſitze, die ſich erſt am Todestage des Hausvaters oder der Hausmutter ſehen laſſen, dann aber das gleiche Loos theilen; und einer Sage wurde S. 577 gedacht, in welcher der Tod der Hausſchlange den des Kindes zur Folge hatte. Die Litthauer brachten ihren Hausſchlangen Milch als Opfergabe. Das Hinſtellen der Milch gibt zu erkennen, daß man ſie als hilfreiche Hausgeiſter verehrte.

Man brachte die Schlangen — deren Bilder man, weil ihnen talismaniſche Kraft zugeſchrieben wurde, als Standarte in die Schlacht mitnahm — als Zauber auch in Schwertern und auf Helmen an. Dieſe erhielten dadurch Feſtigkeit, die Klingen Kraft. (Grimm, S. 652.) Auf dieſe Art erklären ſich die vielen Ueberbleibſel von Drachen in manchen Städten, weil ſie ihre Palladien ſind.

Zwei Knechte, die ſich ins dunkelſte Waldesdickicht vertieft hatten, um noch einen Steinbruch zu einem vorhabenden Bau zu entdecken, vernahmen plötzlich das Geſchrei eines Raben. Der Stelle nahend, von wo es zu ihren Ohren drang, gewahrten ſie eine, ihnen durch Nadelholz entgegen gähnende ungeheure Höhle, und darin jenen krächzenden, beſtändig von der Erde zur Decke, von der Decke zum Boden fliegenden Vogel. Der Urſache der ſeltſamen Erſcheinung nachſpürend, fielen ihre Blicke auf den dunkeln Klumpen einer gräulichen Ungeſtalt, die mit ihrem giftigen Hauch die ganze Höhle verpeſtete. Ein Drache war's, im Hintergrunde der mit Aeſern und Gerippen erfüllten Schlucht, in grauſem Behagen der Mittagsruhe pflegend. Entſetzen trieb die beiden Knechte von dannen. Den Ort und den Pfad merkten ſie ſich durch an den Bäumen eingeſchnittenen Zeichen, und erzählten es ihrem Herrn Ritter Albrecht. Der bot ſogleich ſein rüſtiges Volk auf, nahte der Stelle, und fand mit Grauen die Ausſage ſeiner Diener beſtätigt. Es ward von ſtarken Bäumen ſchnell eine große Falle gebaut, und von der Höhe des Drachenfelſens an Ketten und Stricken vor die Höhle hinabgelaſſen, ſo daß ſie jeden Ausgang verſperrte, und nur ein enges Loch für des Drachen Leib übrig ließ. Vor demſelben banden ſie ein lebendiges Kalb. Das Ungeheuer ſchoß darauf hin, verſchlang es, ward aber auch ſogleich ſo in die Falle eingeklemmt, daß nur der Kopf und Schweif etwas frei blieben. Von ſeinem Gebrüll erdröhnte der Wald. Giftigen Geifer ſpie es um ſich, knickte Bäume mit dem Schweiſe, und arbeitete ſo wüthend in der Falle, daß Jedermann beſorgte, es werde ſie zertrümmern. Von Angſt getrieben, bauten ſie eine noch ſtärkere Falle, und ließen ſie den Berg herunter über den Wurm, die ihm auch gänzlich den Kopf gefangen nahm. Unverzüglich zündeten ſie nun rings große Feuer an, daß der Drache erſtickte. Sein Fleiſch ließ Herr Albrecht in die Erde verſcharren, die Haut aber an der Sonne trocknen, ſodann aber ausgeſtopft in dem durch den Helden Neslaw erbauten Thurm ſeiner alten Burg aufhängen. Als bald darauf der Böhmen Herzog Udalrich die Wladiken Mährens zum Hoftage

nach Brünn berief, beſchloß Herr Albrecht und die Trautenauer Bürgerſchaft, der er als Burggraf vorſtand, den ausgeſtopften Drachen mitzunehmen und dem Herzog zu verehren, der an demſelben Tag die Markgrafſchaft Mähren ſeinem von der ſchönen Bäuerin Bozena gebornen Sohn, dem Heldenjüngling Brzetislaw, abtrat. Sie ſtellten den Lindwurm auf dem Markte zu Brünn aus, daß Jung und Alt ihn anſtaune. Dann ritten ſie ihrem Fürſten entgegen. Der nahm ihr Geſchenk an, und ließ das Ungethüm in der Halle unter dem Thorweg des Brünner Rathhauſes an drei Ketten frei aufhängen, den Trautenauern aber gab er den Drachen in ihr Inſiegel. (Hormayr hiſt. Taſchb. 1824. S. 219 ff.)

Eine andere mähriſche Lindwurmſage ähnelt jener polniſchen vom Drachenbeſieger bei Krakau (vgl. S. 601), hinſichtlich der Mittel, mit welchen man den Drachen tödtete.

Als noch bei den Weſtſlawen an der March und Oder Heidenthum und Chriſtenthum miteinander im Kampfe lagen, ſetzte ein ungeheurer Lindwurm ganz Mähren in Schrecken. Da ward dem Fürſten gemeldet, ein gefangener Mörder, der übermorgen auf dem Blutgerüſte endigen ſolle, möchte ſein ohnehin verwirktes Leben an die Beſiegung des Drachen wagen. Nicht nur Leben und Freiheit, auch noch reichen Lohn verhieß ihm der Fürſt. Der Verurtheilte zog nun dem gräulichen Wurm entgegen, ein mächtiges zweiſchneidiges Schlachtſchwert an der Hüfte, ein mit ungelöſchtem Kalk gefülltes Kalbfell auf dem Rücken, und am Arm einen ihn ganz bedeckenden ſpiegelblanken Schild. Bald gewahrte er das Unthier, das, unfern ſeiner Höhle auf ſumpfiger Bergwieſe ſich ſonnend, in einen Knäuel zuſammengerollt lag. Auf dem blendenden Schild des Kommenden zeigte die Sonne dem Unthier ſein eigenes grauſes Bild. Es nahte mit fürchterlichem Schnauben, des Sumpfes Waſſer mit dem Schweif ſchlagend, daß es hoch über ihm zuſammenſprützte. Der Kämpfer wich immer weiter zurück, warf dem Drachen das Fell in den Weg, und beſtieg eine hohe Tanne, den Ausgang abzuwarten. Gierig verſchluckte der Wurm das mit un=

gelöſchtem Kalk gefüllte Kalbsfell. Brennender Durſt erfüllte ihn mit unerträglicher Glut. Ihn zu lindern rannte er zum nahen Bach, doch eben dies brachte ihm Verderben. Der Kalk begann zu brauſen, in ſeinem Innern ſich zu löſchen. Er verbrannte ihm die Eingeweide. Zuckend und heulend endigte der Drache an dem Ort. Der Sieger nahm ſeine Haut, und zog damit hoch zu Roſſe, vom jubelnden Volke begrüßt, in Olmütz ein, wo er wenige Tage vorher auch eingezogen war, aber unter Verwünſchungen, um daſelbſt nach empfangenem Urtheil den Tod des Verbrechers zu leiden. Das im 15. und 16. Jahrhundert in Mähren gewaltige Haus der Obeſſlike von Lipultowiz nennt dieſen Drachenbeſieger als ſeinen Ahnherrn, und führte zum Andenken ſeiner That auf dem Helm und im Wappenſchild einen grünen Lindwurm im blauen Felde. (Hormayr a. a. O. S. 225.)

Obſchon ich nicht bezweifeln mag, daß die beiden letztangeführten Drachenſagen mehr als reine Erzeugniſſe der Phantaſie (Mythen) ſind, daß ſie wahre Begebenheiten behandeln, die in's Reich der Phantaſie erhoben, der hiſtoriſchen Kennzeichen ſich entäußern, und das Gewand der Sage annehmen, ſo iſt doch auffallend, daß in Beiden ein Kalb oder doch das Fell eines Kalbes des Drachen Untergang herbeiführt, womit man vergleiche, daß ein ruſſiſcher Drachentödter Czurilo (Tſchurilo v. tur: Stier) im Namen an das ſlawiſche Frühlingsfeſt Turice erinnert, wo der Winterdrache beſiegt wird. Weist dieß nicht auf orientaliſche Abkunft ſämmtlicher ſlawiſchen Drachenkämpfe zurück? Man denke hier an den perſiſchen Feridun, der mit einer Stierkeule den böſen Zohak erlegte, aus deſſen Schultern zwei Schlangen (das Symbol Czernebogs) hervorwuchſen, die täglich mit Menſchenhirn gefüttert werden mußten. Man erinnere ſich ferner der in den Myſterien des Dionyſus — die im Herbſt und Früh-

ling gefeiert wurden — gebräuchlichen Formel: der Stier (Dionyſus Hebon) zeugte die Schlange (Dionyſus Zagreus) und die Schlange den Stier, d. h. der Frühlings- und Ackerſtier (im Thierkreis) verdrängt die Hydra, das herbſtliche Schlangengeſtirn, das Symbol des feuchten Winters, und der Drache wieder den Stier. Im Winter hieß Dionyſus von ſeinem Aufenthalt im Schattenreiche, wie Pluto: Zagreus, da war er alſo der Erdgeiſt Kruk, Kurcho, der aber verborgen die Saaten keimen macht, daß ſie im Frühlinge aufſchießen, darum iſt er Geber der Fruchtbarkeit und Beſieger des böſen Drachen, doch er ſelber heißt **Zemienik**, alſo **Zmie** (Drache), nur iſt er nicht mehr der böſe, ſondern der Genius des Hauſes, dem man in Polen und Rußland in der D r e ſ ch t e n n e die Opfergaben hinſtellt, weil er die Felder fruchtbar macht (Ausl. 1846 Nr. 314.), im erweiterten Sinne: der Schutzgeiſt der Staatsfamilie. Somit wäre begreiflich, warum in ſo verſchiedenen ſlawiſchen Ländern ſo viele Ortſchaften nach dem Krak heißen *), eben weil ſie ihn als ihren **Deus tutelaris**

---

*) In Polen gibt es auſſer Krakau noch ein Dorf Krakopol (womit man die polniſchen Ortsnamen Adampol, Annapol, Antopol, Auguſtopol, Mariampol ꝛc. vergleiche); im preußiſchen Staat in verſchiedenen Landestheilen, vorzüglich in Pommern, zehn Dörfer und Güter Krakow, Krakau (Heidemann Top. Wtb. der preuß. Monarchie). Ebendort finden ſich Ortſchaften Kraken, Krakewiz, Krakenort u. a. In Steiermark — deſſen Hauptſtadt Grätz (Grod: Stadt) ſchon ſlawiſchen Urſprung verräth — ein Dorf Krakow, in der Lauſitz: Krakow, Krakezy u. ſ. w. Hieher gehören auch die oft vorkommenden lithauiſchen Oerter Krakieniky, Krakiſchky, Krakoniſchky. Daraus iſt alſo zu ſchließen, daß die oben ausgeſprochene Vermuthung: K r a k ſey ein von den chriſtlichen Chroniſten zum Heros degradirter Gott geweſen, nicht ſo hypothetiſch iſt, als die Geſchichtsnarren behaupten möchten; denn ſo viele gleichlautende Ortſchaften in verſchiedenen ſlawiſchen Ländern bezeugen die weite Verbreitung des Cultus dieſes Gottes, Daß er in Böhmen Krok genannt wurde,

verehrten. Man betrachtete die Drachengebilde gewiß als Palladien des Orts, daher die vielen Proceſſionen, wo ein Drachenbild — angeblich die Reliquie eines von einem Helden oder Heiligen *) getödteten Drachen — auf einer Stange vorangetragen wird.

Beſonders reich an Drachenſagen ſind die ſlawiſchen Völker. Schleſien allein beſitzt zwei Städte, die von dieſem Thiere den Namen haben: Herrnſtadt, urſprünglich von den Polen Waziorz (Schlangenſtadt) geheißen, und Trachenberg (**Dracomontium**) am Ufer der Bartſch. Eine böhmiſche Fürſtin berief den ſchleſiſchen Prinzen Ratibor vom Rieſengebirge, damit er einen Drachen erlege, der die von ihr bewohnte Gegend unſicher machte. (Schaffarik ſlaw. Alterth. II. S. 359. Anm.) Czurilo, ein ruſſiſcher Drachenbeſieger, erlegte ein ſolches Ungeheuer mit einem ausgeriſſenen Eichbaum. (Hanuſch, S. 324.) Die polniſche Sage berichtet vom Erbauer Krakaus, daß ſeine Söhne einen in der Nähe der Stadt hauſenden Drachen erſchlugen, indem ſie ihm ein mit Brennmaterialien ausgeſtopftes Thier zu freſſen gaben, worauf er zerplatzte. Daß man ſich aber hier auf mythiſchem Boden befindet, ver-

---

ſtört noch nicht ſeine Identität mit Krak; die Form Krok war aus der ältern Krak entſtanden; ſey es nun analogiſch, wie rob ſtatt rab, rostu ſtatt rastu u. a. oder durch einen Irrthum des Cosmas und ſeiner Nachfolger, denen vielleicht die lateiniſche Form „Chrocus“ aus Gregor von Tours (in Scultetis Chronographie 1546 „Cracus alias Crocus“) vorſchwebte. Schon Boguchwals Ableitung von kruk, obgleich ſie falſch iſt, führt auf den Erdgott Krucho, den ich oben als einen Daumling ſchilderte; und wirklich bedeutet nach deutſchen Gloſſaren Krak einen Zwerg, woraus aber noch keine Entlehnung des Wortes von den Germanen folgt, denn in den Sprachen beider Nationen findet ſich ſeit der Urzeit eine Maſſe gemeinſamen Materials.

*) Amandus, Georg, Martha (zu Taraſcon in Frankreich) u. a. m.

rathen ſchon die Namen der beiden Brüder und ihrer Schweſter. Jene hießen Lech und Krak, dieſe Wanda. Von Lech bemerkt Hanuſch (a. a. O. p. 359), daß er der Sommergott Let ſey*); Krak oder Kurko war ein Erdgott, welcher der Fruchtbarkeit vorſtand, alſo die winterliche Jahrhälfte, wo das Saatkorn verborgen unter der Erde keimt. Das litthauiſche wandu bedeutet ſ. v. a. das polniſche wodu: Waſſer, alſo Wanda, die Mondgöttin, das feuchte Naturprinzip. Darum ſagt auch Boguchwal (bei Hanuſch p. 84): „Wanda mari, Wanda terrae, Wanda aeri imperat,“ denn ſie bewirkt Ebbe und Flut, erzeugt den Thau und den Wachsthum der Pflanzen. Der von Wanda's Brüdern erlegte Drache wird alſo das zerſtörende Prinzip geweſen ſeyn, das von den wohlthätigen Naturkräften überwunden oder gezwungen wird, ſich zum Heil der Menſchen umzuwandeln, inſofern das Böſe ſo oft die Quelle des Guten iſt, wie ja auch der Sommer ein Kind des Winters iſt.

Man hat freilich den Namen von Krakau, wie der Biſchof dieſer Stadt Kadlubek († 1223) bemerkt, von dem Krächzen der Krähen und Raben herleiten wollen, die ſich verſammelten, um den Leichnam des ungeheuern Drachen zu verzehren. Aber haben die Raben etwa auch gekrächzt, als Krok, der Vater Libuſſa's, in Böhmen die ſchon im 11ten Jahrhundert wieder verfallene und mit Wald überwachſene Burg Krakow erbaute? Palazky hält den Krok für den Sohn und Nachfolger Samo's in der Regierung (Geſch. Böhm. S. 85). Im Böhmiſchen bedeutet aber zem Erde,

---

*) Nur durch den Dialect ſind die Polen (Lechen) von den Litthauen (Letten) unterſchieden.

Samo iſt wohl nur die latiniſirte Form der Chronikenſchreiber, wird alſo ein Erdgott geweſen ſeyn, wie Krok oder Kurcho (vergl. S. 600), den Narbutt (bei Hanuſch S. 301) ausdrücklich: Ziemienikas (Erdgott) nennt; der Nationalgott war nach der Sprache des Alterthums Herrſcher des Volkes. Muthmaßlich iſt Kraks Bruder, Lech, von Czech nur durch den Dialect verſchieden, ſo wie Polen und Böhmen urſprünglich Ein Volk. Man bedenke: während Jahrhunderte lang ſchon die Polen Lechiten hießen, wußte man noch nichts von Lech. Böhmiſche Schriftſteller erwähnen ihn zuerſt als einen Bruder des Czech, und die polniſchen Chroniſten befeſtigten den Glauben des Volks an ihn, weil damit der Drang jedes Volks befriedigt wird, ſeinen Stammvater kennen zu lernen. Gleichviel, ob er aus der Phantaſie eines Gelehrten des 13ten Jahrhunderts oder des Volkes entſprungen iſt, der Volksglaube entſchied ſich für ſeine Exiſtenz.

Der Chronik zufolge waren beide Brüder an der Spitze von 600 Perſonen von den Karpathen nach Böhmen eingewandert; als aber nach neun Jahren ſchon es für die Eingewanderten an Raum gebrach (!) ſchied Lech von ſeinem ältern Bruder, zog mit ſeinem Volke gegen Oſten, und ſprach zu denen, von welchen er ſchied: „Brüder und Genoſſen! ſteigt am dritten Morgen vor Sonnenaufgang auf den Berg Rzip, da will ich ein mächtiges Feuer entzünden, wo Ihr das ſehet und den Rauch, dort habe ich mit den Meinen mich niedergelaſſen.“ Solches geſchah, und ſo gründete (Polens Stammvater) Lech die erſte Stadt in Böhmen, die nannte er Kaurzim, vom Worte Rauch. Czech überlebte ſeinen Bruder 17 Jahre, dann ſtarb er, beweint von allem Volke. Wahrſcheinlicher hat Kaurzim vom Sonnendienſt den

Namen, denn **kors, korsha** bedeutet die Sonne (Hanuſch, S. 90), und da **krach, kurko** nur Nebenformen von **kors** ſind (Hanuſch, S. 291), ſo wird ſchon daraus begreiflich, warum in der polniſchen Sage Krok bald Vater, bald Bruder des Lech (Licht), und inſofern dieſer ein Bruder des Czech, auch Vater des Letztern iſt; was alſo zu der Annahme berechtigt, Krok ſey als (winterlicher) Sonnengott von den Böhmen verehrt worden, daher die älteſte Stadt des Landes ſeinen Namen erhielt, weil dort die Sonnenfeuer brannten, nicht aber hieß ſie nach dem Rauch, denn was für ein ſeltſames Motiv wäre dieſer, einem Orte den Namen zu geben?

Schon oben wurde erinnert (S. 601), daß der Drachentod ein Heilszeichen ſey, daher die Wichtigkeit Krakau's für das ganze Land. Sie war eine Frühlingsſtadt; wie Gneſen, wo der Todtengott Nia verehrt wurde, eine Winterſtadt. Nia war Seelenherr, er bewahrte die Seele nach dem Tode des Leibes und führte ſie in ein beſſeres Land. Darum wurden in, dem Gneſen benachbarten, Poſen die Könige begraben; darum heißt G n e ſ e n ein N e ſt (**gniazdo**), weil die Seelen der Abgeſtorbenen als junge Vögel in die andere Welt kommen, weil ſie die Schalen des irdiſchen Lebens aufgeſprengt und abgeworfen. (Mone, nord. Heidth. I. S. 151). Alſo ſtand Gneſen, wo Niam verehrt ward, Krakau, die Stadt des Krak oder Kurko, als Lebensſtadt gegenüber. Der von ihm erlegte Drache war Nia's Symbol geweſen. Kurko muß im Götterſyſtem der alten Slawen eine hohe Stelle eingenommen haben, denn bei der Wiederherſtellung der früher zerſtörten Götterdreiheit wurde er von den Preußen in dieſelbe aufgenommen. (Hanuſch, S. 227).

Wenn ich vorhin die Identität des Bruderpaars Lech

und Czech behauptete, ſo wird dieſe Annahme nicht nur durch des polniſchen Krak oder Krok Auftreten in Böhmen gerechtfertigt, ſondern auch durch die Aehnlichkeit von des polniſchen Kraks Tochter Wanda mit des böhmiſchen Kroks*) Tochter Libuſſa. Bedenkt man, welch bedeutendes böhmiſches Element ſchon durch des polniſchen Mieczyslaw's Vermählung mit der böhmiſchen Fürſtentochter Dubrawka ins polniſche Leben übergeben mußte; wie die Stellung beider Völker dem deutſchen Reiche gegenüber dieſes ſtammverwandte Element nähren mußte; und weiß man aus Beiſpielen anderer Nationen, wie leicht Stammſagen von einer auf eine andere, zumal ſtammverwandte Nation übertragen wurden, ſo mochte vielleicht ſchon im 10ten Jahrhundert eine ähnliche Uebertragung auch hier ſtattgefunden haben, die der polniſche Hiſtoriker Dlugosz geſchickt dadurch erklärt, daß er den Krak auch zum Beherrſcher von Böhmen, und die Libuſſa zur Schweſter der Wanda macht, und daß dabei die übertragene mit einer ältern Lokalſage ſich verſchmolz, in einer Zeit, wo Krakau ſchon zu Polen gehörte. Wer war aber Libuſſa? Keine irdiſche Herrſcherin, ſondern:

II. das gebärende und zerſtörende Naturprincip.

Dieſen Satz werden die folgenden Seiten zur Evidenz erheben.

Die Sage berichtet: Czech ſtarb kinderlos, ihm folgte durch Wahl des Volkes Krok, ein weiſer Mann und Richter, deſſen Weiſſagungsgabe und Zauberkunſt ſeine

*) Auch die Wenden in Meklenburg, die Obotriten hatten einen mythiſchen Herrſcher Krucho.

drei Töchter **Kaſcha**, **Tetka** und **Libuſſa** erbten. Kaſcha beſaß die vortrefflichſte Kräuterkenntniß, und konnte durch ihren Spähergeiſt, der in Böhmen zum Sprichwort geworden, alle verlornen Dinge entdecken. Tetka richtete den Baum- und Quellgeiſtern einen beſondern Cultus ein, und Libuſſa, die jüngſte, war die größte Zauberin, ſie hatte zehn Jungfrauen zu ihrem Dienſte, und beherrſchte nach ihres Vaters Tode das Böhmenvolk.

Eine andere Sage führt auch Kroks Gattin mit Namen an. Sie hieß **Niewa**, und war die böhmiſche Proſerpine (Hanuſch, S. 411). Im litthauiſchen Mythus wird **Niola** des Höllengottes Peklo Gattin auf ähnliche Weiſe, wie der Ceres Tochter die Gemahlin Pluto's. In Polen hieß ſie **Nia**, wie Niam der Todtengott in Gneſen (ſiehe S. 604), in Mähren und Böhmen: **Niewa**. Da wir oben Krok als Erdgott, d. h. als winterlichen Sonnengott — gegenüber dem Czech oder Lech, der auf Kaurzim im Johannisfeuer am Mittſommertage, wo die Tage wieder abnehmen, Abſchied nahm — kennen lernten, ſo iſt begreiflich, warum Niewa, die winterliche Göttin, die Beherrſcherin des Dunkels und der Unterwelt, ſeine Gattin war; ſie alſo eine Hekate, deren Zauberkünſte auf ihre Töchterdreiheit überging. Alle Todtengottheiten verwalten das Richteramt, man denke an Saturn, Rhadamanth, Nemeſis, Dike, Proſerpine u. a. m. In dieſem Sinne war auch Krok ein Weiſer, und ſeine Weisheit und Sehergabe geht auf ſeine Töchter über.

Unter der Linde ſaßen die alten Slawen, wie die alten Deutſchen (Grimm, Rechtsalterth. S. 796) zu Gericht über Leben und Tod. Sie war Lebens- und Todesbaum, nicht bloß bei den Slawen, ſondern auch

bei den Germanen. Unter einer Linde hatte Siegfrid den Drachen getödtet gehabt, inſofern war ſie alſo ein Lebensbaum; aber er ſelber ward von Hagen unter dieſer Linde getödtet, folglich war ſie auch Todesbaum. Unter einer Linde war auch Otnit von einem Drachen verſchlungen worden. Schon S. 431 haben wir einen Lindengott, Lubbe oder Luba kennen gelernt, deſſen Baum den Lübeckern zwar ein Lebensſymbol (ſiehe S. 434), der aber doch Menſchenopfer forderte. Libuſcha oder Lubuſcha war eine ſolche Lindengöttin, von welcher ihr Schloß Libin den Namen führte. Und da die Linde als Zauberbaum bekannt war (Mailath, Magyar. Sag. S. 29), ſo wird Libuſcha unter der Linde als Orakelgöttin verehrt worden ſeyn. Ihre beiden ältern Schweſtern ſind vielleicht ein Produkt der ſpätern Sage, da in den Mythologien aller Völker ſich eine Neigung kund gibt, Göttertriaden zu bilden; ſo wurde aus der Parze der Alten, aus der Fee (fata) der romaniſchen Völker, aus der Norne der Skandinavier ꝛc. eine dreifache. Da nun die Chroniken in den Namen von Libuſſa's Schweſtern nicht übereinſtimmen, denn bei Einigen heißen ſie Bela und Therba, ſo darf man auch hier das hiſtoriſche Element in Zweifel ziehen. In der That dienen ſie der Sage nur als Folie für die jüngſte Schweſter, die ſpäter auch einen Mann erhält, während um das fernere Schickſal der beiden ältern Schweſtern ſich kein einziger Chroniſt bekümmert. War Libuſſa vielleicht urſprünglich die dreiköpfige Mondgöttin*) der Wenden, die von dieſer Dreihäuptigkeit den Namen **Triglaw** (v. **tri** drei und **hlawa** Haupt) erhalten hatte? alſo die **Diva triformis Hecate** der Slawen. Von ihr ſagt Ekhard (**Monum. Jutreboc.**

*) Auf Abbildungen hält Triglaw den Halbmond in der Hand.

p. 47): *Triceps* idolum, *Trigla* dictum, quod olim Venedi summa veneratione coluerunt, id Dianae fuit simulacrum, zu deutſch: „Trigla wurde dieſes dreihäuptige Idol, das Diana vorſtellen ſollte, genannt, und ſtand bei den Wenden in hoher Verehrung.“ Bekanntlich war aber der Cultus der Böhmen von dem der Wenden in nichts verſchieden, wie ja auch Swantewit nur bei den Böhmen und Wenden, nicht aber auch bei den Oſtſlawen als höchſter Gott angebetet ward.

Die Dreiköpfigkeit bezieht ſich unſtreitig auf die dreifache Thätigkeitsäußerung der Natur durch Schaffen, Reifen und Zerſtören, oder auf den zunehmenden, vollen, und abnehmenden Mond.

Palaczky will zwar den Schweſtern der Lubuſcha — wie er richtig für Libuſſa ſchreibt — ihre hiſtoriſche Bedeutſamkeit retten, denn an den Ufern der Mies hat das Volk lange den hohen Grabhügel der zauberkundigen Kaſcha gezeigt, und die Burg Tetin, unfern Beraun, an den Ufern der Mies, erinnert noch jetzt an Teta, die das Volk zuerſt mit ſeinen Gottheiten bekannt machte und die heiligen Gebräuche regelte. Aber man erinnere ſich, daß auch die Ahnmutter der Römer, die Quellnymphe Aegeria — und der Libuſſa Beziehung zum Waſſer werden wir bald nachher kennen lernen — dem Numa die gottesdienſtlichen Vorſchriften gab, und wie Libuſſa, als Orakelfrau, ſchwierige Fragen entſchied, und überhaupt alle die Aemter vereinigt ausübte, in welche die böhmiſche Sage Kroks Töchter ſich theilen ließ.

Bevor ich den oben aufgeſtellten Satz: daß Libuſſa die ſlawiſche Naturgöttin in ihrer zwiefachen oder dreifachen Wirkſamkeit ſey, durch Gründe zu ſtützen trachte, iſt es nöthig, mit dem von ihr erwählten Gemahl, dem Bauer Premislaw, genauer bekannt zu werden.

Libuſſa war einſt, als ſie über zwei mächtige Brüder, die Söhne Klan's, die ſich um das väterliche Erbe ſtritten, zu Gerichte ſaß, von dem Sachfälligen in ihrem Geſchlechte verhöhnt, und ihr der Gehorſam verſagt worden. Sie hieß daher das Volk ſich einen männlichen Herrſcher wählen, und man gelobte denjenigen als Herzog anzuerkennen, den ſie ſich als Gemahl erwählen würde. „Wohlan,“ ſprach ſie, „ſo machet euch auf, geht zum Waſſer Bila (Weiß), da werdet ihr im Gefilde des Dorfes Stadicz einen beſondern Acker finden, und darauf einen Mann pflügen ſehen mit zwei ſcheckigen Ochſen. Dieſer wird euer Herrſcher ſeyn.“ Darauf erkor ſie dreißig Edle, gebot ihnen, mit ſich zu nehmen einen königlichen Rock und einen Mantel um den neuen Herrn zu ſuchen. Die Geſandten begehrten nähere Zeichen, damit ſie den rechten Mann fänden, und Libuſſa ſprach: „Nehmt mein weißes Roß, das ich zu reiten pflege, und laßt es frei vor euch herlaufen, das wird durch Wiehern und ſonſtige Zeichen verkünden, daß er der Rechte iſt. Finden werdet ihr ihn auf eiſernem Tiſche ſpeiſend.“ Darauf gingen die Geſandten von dannen und ließen das Roß vorangehen, das lief nach dem Dorfe Stadicz zu, und am dritten Tage fanden ſie einen Mann auf dem Felde, pflügend mit zwei ſcheckigen Ochſen. Und das Roß begann zu wiehern, und fiel vor dem Bauer nieder, der hieß Przemyſl. Libuſſa's Boten zeigten ihm nun das fürſtliche Gewand, und richteten ihre Sendung aus, er aber ſtieß die Haſelgerte, die er in der Hand trug, in den Boden und ſpannte die Ochſen aus dem Pfluge. Darauf erhoben ſich dieſe in die Luft, ſchwebten in der Wolkennähe, doch ſenkten ſie ſich wieder und fuhren gegen einen ſich aufthuenden Felſen. Da hinein in die geöffnete Kluft fuhren die Ochſen, und der Fels ſchloß ſich alsbald. Sogleich aber rieſelte aus ihm ein Waſſer hervor, gleich aus einem Stalle und von ſolchem Geruch. Die Haſelruthe aber, die der Bauer in den Boden geſteckt, trieb ſogleich grüne Blätter und drei Zweige, auch einige Nüſſe. Mit Staunen ſahen dies Alles die Boten Libuſſa's, noch mehr aber wuchs ihre Verwunderung, als der Bauer den Pflug umſtürzte, und auf die

Pflugſchaar einen Käſe und ſchimmliges Brod legte, um ſein Mittagsmahl zu halten, wozu er die Fremdlinge einlud. Da ſahen ſie den von Libuſſa erwähnten eiſernen Tiſch. Von den Zweigen der Haſelruthe verdorrten zwei, und nur der dritte grünte aufwärts. Als Przemysl ſah, wie ſich die Sendboten verwunderten, ſagte er: „Staunet nicht! Viele meines Geſchlechts werden anheben zu regieren, immer aber wird nur Einer König ſeyn. Wäret Ihr ſpäter gekommen, wo ich dieſen Acker ganz umgepflügt hätte, dann würde dieſes Land immer vollauf Brodes gehabt haben und dieſe Zweige wären nicht verdorrt. So aber wird bisweilen Hungersnoth einfallen.“ Als die Boten ihn fragten, warum er auf dem Eiſen ſpeiſe, erwiderte er: „Mein Geſchlecht wird euch mit eiſernen Ruthen züchtigen.“ Nach der Mahlzeit legten die Boten ihm das lange Kleid an, hingen ihm den Herrſchermantel um, und boten ihm neue Schuhe, er aber nahm ſeine alten Schuhe, die er ſich ſelber aus Lindenrinde gemacht und mit Lindenbaſt genäht hatte, mit ſich, zum Gedächtniß der Abkunft von Böheims erſten Fürſten. Dem Kommenden zog Libuſſa herrlich geſchmückt mit ihren Schweſtern, Räthen, Rittern und allem Volke entgegen, und begrüßte ihn als ihren Ehegemahl. Von dieſem erſten Könige Böhmens ſchreibt ſich der Gebrauch, daß bei jeder nachherigen Königskrönung vor dem zu Krönenden eine Metze Haſelnüſſe ausgeſchüttet wurde, welche die Bewohner des Dorfes Stadicz, die auſſerdem von allen Abgaben befreit waren, liefern mußten. Dann zeigte man auch jedesmal dem Fürſten die Bauernſchuhe von Lindenrinde, welche als ein Heiligthum von Geſchlecht zu Geſchlecht aufbewahrt wurden *), um ihm ſymboliſch anzudeuten: er möge in die Fußſtapfen ſeiner Urahnherren treten (sic!) Erſt im Huſſitenkriege kamen dieſe Schuhe abhanden. Die Haſelgerte

*) In der herzoglichen Kammer zu Wiſherad wurden ſie noch im 12. Jahrhundert gezeigt. „Cothurni ex omni parte subere consuli, quos fecit servari in posterum, et servantur Wissegrad in camera ducis usque hodie“ — „ut nostri posteri sciant, unde sint orti.“ Cosmas I. p. 18. Auch der Polenkönig Piaſt, ein Bauer auß Krußwick, beſtieg in Schuhen von Lindenbaſt den Thron.

aber grünte fort, und ihr Stamm wird noch heute als ein Wahrzeichen im Dorfe Stadicz gewieſen.

Achtet man auf die Einzelnheiten in der vorſtehenden Erzählung des Chroniſten, ſo iſt es gar nicht zu verkennen, daß der erſte Herrſcher Böhmens, deſſen vornehmſter Landesgott, nämlich Swantewit war; daher auch Libuſſa, das weibliche Prinzip, ihn zu ihrem Gemahl wählte. Swantewit haben wir oben als Kriegsgott der Böhmen kennen gelernt, darum ſagt er: „Mein Geſchlecht" (dieß iſt hiſtoriſirende Wendung des menſchlich gefaßten Gottes) „wird Euch mit Ruthen von Eiſen züchtigen." An Swantewits Feſte wurde aus der Fülle ſeines Horns auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres geſchloſſen. Er war Förderer des Ackerbau's, darum erblicken ihn Libuſſa's Geſandten pflügend, und ihre Unterbrechung ſeiner Thätigkeit deutet er auf künftig zuweilen einbrechende Hungersnoth.

Die Sitte, in einen Schuh Getraidekörner zu legen, um — muthmaßlich ein früheres Opfer an den Erndtegott — Fruchtbarkeit zu erzielen, haben wir ſchon S. 492 und als eine weit verbreitete erkannt. Wollte man aber auch den Schuh als Heilszeichen überhaupt deuten, ohne ſpecielle Beziehung auf Erndteſegen, ſondern wie Vidars und Freia's Schuh (ſiehe S. 449—452) auf die Fortdauer der Geſchlechter, worauf auch der Chroniſt Cosmas in der S. 610 Anm. enthaltenen Stelle anſpielt: ut nostri posteri sciant, unde sint orti, zu deutſch: „damit die Böhmen (durch Przemysls Schuh) an ihre Abkunft erinnert würden," ſo iſt auch dieſer Umſtand ein ſtarker Beweis für Przemysls Identität mit Swantewit, denn alle Völker nennen ihren Landesgott ihren Ahnherrn; in allen Anthropogonien iſt Gott als Menſchenſchöpfer auch der

erſte Menſch. Libuſſa's Schimmel, welcher, den Geſandten voranlaufend, den Weg zu Przemysl zeigte, war Swantewits weißes Orakelroß, das außer dem Hohepriester kein Sterblicher beſteigen durfte. Sein Wiehern, als es das Ziel der Reiſe erreichte, gibt ſeine Beſtimmung als Weiſſageroß zu erkennen. Die Haſelſtaude, welche Blätter und Früchte trieb, haben wir ſchon S. 152 als ein dem Schuh verwandtes Symbol kennen gelernt. Die Haſelnüſſe haben gleiche Bedeutung mit der Rinde und dem Baſt der Linde, aus welchen ſich Przemysl ſeine Schuhe verfertigt hatte, ſie ſind Sinnbilder der Fortdauer des Volkes. „Zwei von den Zweigen der Ruthe verdorrten, der dritte grünte aufwärts. Was heißt dieß anders, als: Geſchlechter vergehen, Geſchlechter entſtehen? Im Huſſitenkriege, der ganz Böhmen verheerte, ſollen jene Schuhe, das auf dem Wiſcherad aufbewahrte Palladium der Nation, verloren gegangen ſeyn. Iſt dies eine Anſpielung auf die ſeit dem 15ten Jahrhundert über Böhmen herrſchenden Regenten aus fremdem Stamme? oder auf den von jener Zeit datirenden allmählichen Untergang von Böhmens Selbſtſtändigkeit? Die Chroniſten wiſſen nur, daß im 12ten Jahrhundert noch die Schuhe auf dem Wiſcherad gezeigt worden wären. Ihre Erhaltung bis zum 15ten Jahrhundert iſt demnach nur eine Sage, um auf den mit dem Verluſt dieſes Palladiums einbrechenden Untergang von Böhmens ehemaliger Macht anzuſpielen.

Palaczky ſagt: „Was einſt Arcona und Rhetra den Nordſlawen geweſen, das war den Böhmen der „heilige Wiſcherad" (*swete* **Wysegrade**), die Hauptſtätte der Götterverehrung im Lande, mit Tempeln, Götterbildern und Prieſterſchaft." (Geſch. Böhmens I.

S. 180). Nun iſt es begreiflich, warum auf dem Wiſcherad Przemysls Schuhe aufbewahrt wurden. Ebendaſelbſt ſtand ja auch ein Tempel Swantewits, den der erſte chriſtl. Herrſcher Böhmens in eine Peterskirche verwandelte.

Das Dorf Stadiz, Przemysls Geburtsort hat, nach Schaffarzik (Slaw. Alterthum II. S. 139), von dem Gott (altſlaw. stado) die Namen. Ebendaſelbſt leſe ich, daß mit demſelben Namen auch ein heidniſches Feſt um Pfingſten bezeichnet war. Nun läßt aber die Sage Libuſſa's Geſandten an einem Maitag den Przemysl aufſuchen, ſie finden ihn ackernd, und es wird alſo erlaubt ſeyn, da alle Frühlingsfeſte unter einer Linde ſtattfanden, mit Beziehung auf den Namen Libuſſa, die eine Lindenfrau *), Przemysls Lindenſchuhe hier noch in anderer Hinſicht bedeutſam zu finden, ſowie die Haſelſtaude in Stadiz, die von den Bewohnern ſorgſam gepflegt wurde, weil ſie — dem der Fruchtbarkeit vorſtehenden Gott geheiligt war.

Im Namen iſt gewöhnlich die Charakteriſtik einer Gottheit enthalten. Forſchen wir nach der Bedeutung des Wortes Przemysl, ſo werden wir um ein bedeutendes unſerm Ziele näher kommen. Gewöhnlich überſetzt man Przemysl: der Nachdenkende (Hanuſch, S. 325), ſo wie Nezamysl (ſein Nachfolger): der Dumpfſinnige. Allein die Geſchichte liefert von beiden Regenten keine Züge, die eine ſolche Etymologie rechtfertigen. Zudem dringt ſich die Frage auf: Was bedeutet Krzezomysl, wie der fünfte Nachfolger des Przemysl hieß?

Ich vermuthe: Pre, Prze, ſey, wie das lat. prae, pro die Bezeichnung des Erſten, Vornehmſten. So heißt Prag nicht, wie die Chroniſten fabeln, nach der

---

*) Böhm. lipa, die Linde.

Schwelle des erſten Gebäudes, wie auch Palaczky (a. a. O. I. S. 88 Anm. 38) bemerkt: „Dieſe weithergeholte, ſchon von Cosmas gegebene Erklärung des Namens „Prag" gehört unter jene Mißgriffe, welche das Volk bei der etymologiſchen Deutung der Ortsnamen durch Thatſachen in Menge zu begehen pflegt." Man vergl. **prastary**, uralt, **pradedek**, Urgroßvater, **prawnuk**, Urenkel, **pramesto**, uralte Stadt, ſo wird man nicht anſtehen, Prag als die Urſtadt, d. h. als die älteſte oder vorzüglichſte Stadt (des Landes) zu überſetzen; denn Wiſcherad war, wie der Hradſchin ebenfalls, ſchon dem Namen nach, weniger eine eigentliche Stadt, als eine mit Mauern (**hrad**, **grad**) umgebene Burg.

Iſt nun die erſte Sylbe im Namen Premysl, Przemysl erklärt, ſo gehen wir zur Hauptſylbe über, und nehmen an: Mysl ſey corr. aus Miecislaw. Man wird dieß um ſo leichter glauben, wenn ich daran erinnere, daß ſich auch öfter Premislaw *) geſchrieben findet. Mizislaw hießen bekanntlich ein polniſcher und ein wendiſcher Fürſt bei den Obotriten. Letzterer ſoll im Eifer für die angeſtammte Religion ſeine Schweſter Hodika aus dem Kloſter entriſſen, und ſehr viel beigetragen haben, das erſt Wurzel faſſende Chriſtenthum wieder auszurotten. Als ſein Sterbejahr wird 999 angegeben. Wer bürgt aber dafür, daß nicht die Heidenbekehrer auch hier einen Gott anthropiſirten, und den Untergang des Heidenthums als den Tod eines heidniſchen Fürſten bezeichneten? Zu dieſer Vermuthung hat Maſch (Obotr. Alterth. S. 144) ſelbſt Veranlaſſung gegeben. Er beſchreibt ſeine metallne Bildſäule wie folgt: „Die Bildſäule iſt von vermiſchtem Metall, $3\frac{1}{2}$

*) Prenzlow in der Ukermark hat von ihm den Namen.

Zoll hoch, und mit Roſt als Zeugniß ihres Alterthums überzogen. Sie ſteht auf einem runden Poſtament, an welchem unten etwas abgebrochen iſt. Nur die Vorderſeite iſt modellirt, die Rückſeite platt, und die Runenbuchſtaben auf derſelben ſind erhaben aufgegoſſen: Miſizla. Es fehlt der letzte Buchſtabe, welcher mit dem Poſtament verloren gegangen. Die Bildung der Figur iſt folgende: Den Kopf bedeckt eine Mütze mit einer rauhen Verbrämung. Das Geſicht ziert ein ſtarker Bart. Der Rock, welcher den Leib bekleidet, reicht nur bis an die Hälfte der Lenden. Die Beinkleider ſind über den Knieen aufgeſchürzt, die Füße bloß. Um den Leib geht ein Gürtel, an welchem ein Schwert gerade niederhängt. Vorn iſt am Gürtel eine doppelte Hirtentaſche befeſtigt. An der rechten Seite hängt eine Sackpfeife, auf welcher die Figur ſpielt. Das Blaſerohr ſteckt im Munde. Der linke Arm liegt über den Sack. Die Schallhörner gehen über die rechte Schulter. Die linke Hand ſpielt auf einem abwärts hängenden Rohr. Zwiſchen den Füßen iſt eine Kugel."

Hiezu merkt Maſch an: „Die Sackpfeife iſt das bekannte National-Inſtrument aller ſlawiſchen Völker. Der Name Miſizlaw: Kriegslob (?) verweist auf die Geſchichte, die wahre Bedeutung dieſer Bildſäule zu entwickeln. In der wendiſchen Geſchichte kommt dieſer Name oft vor, ſonderlich iſt Miſizlaw III. merkwürdig, welcher gerade um die Zeit gelebt, als der Tempel (Swantewits) zu Rhetra wieder erbaut wurde. Seine Thaten waren gewiß einer Gedächtnißſäule (!) würdig. Er erklärte ſich ja öffentlich für das Heidenthum, und that ſein Möglichſtes, das Chriſtenthum wieder auszurotten. Den Wenden waren dieſe Thaten von hoher Wichtigkeit, und eine im Tempel aufgeſtellte Bildſäule

mit dem Namen Miſizlaw war ein Denkmal, bei welchem man ſich dieſer Begebenheiten in der Folge erinnern ſollte. Das Schwert an der Seite iſt das Zeichen eines Regenten. Aber was ſoll die Sackpfeife? Ohne Zweifel (?) hat Miſizlaw, nachdem er Altbrandenburg eingenommen, den Göttern zu Rhetra ein Opfer gebracht, und bei dem öffentlichen Gaſtmahl einen öffentlichen Tanz mit dieſer Art Muſik unterhalten, daher der Künſtler Gelegenheit nahm, ihn in dieſer Geſtalt im Tempel aufzuſtellen, in welcher er ſich vor dem Tempel bei den Feierlichkeiten gezeigt hatte.“

Ein ſolcher Commentar bedarf in der That ſelber eines Commentars, und zwar eines berichtigenden. Zuvörderſt muß bemerkt werden, daß das Alterthum nicht nach unſerer Weiſe Fürſten Gedächtnißſäulen ſetzte, ſondern nur Götterbildniſſe, und nur dieſe erhielten einen Platz im Tempel. Das Schwert des Miſizlaw iſt keine königliche Inſignie, ſondern das Richtſchwert des Swantewit, der in demſelben Tempel zu Rhetra, wo des Miſizlaw Bildſäule ſtand, verehrt ward. Die bloßen Füße ſchicken ſich ohnehin für keinen weltlichen Fürſten, wohl aber dienen ſie zur Bezeichnung des Lichtgottes, denn im Sommer bedarf er keiner Schuhe. Auch Apollo wird mit nackten Füßen abgebildet. Das bärtige Geſicht des Miſizlaw habe ich ſchon S. 563 Anm. bei der Beſchreibung des zu Rhetra aufgeſtellten Bildes Swantewits auf die Sonnenſtrahlen bezogen. Den Sieg über die Chriſten ſchrieb man dem Kriegsgott Swantewit zu*); hiſtoriſirende Chriſten ließen einem ſterblichen

*) Man opferte dem Gott gefangene Chriſten. So ward der Biſchof Johann zu Meklenburg hingerichtet, und ſein Kopf zu Rhetra geopfert. Ein Prieſter Namens Gottſchalk, der die Wenden mit dem Evangelium beglücken wollte, rettete

Herrſcher, der das Chriſtenthum verfolgte, und den Tempel zu Rhetra wieder aufbaute, von den dankbaren Heiden eine Gedächtnißſäule im Tempel errichten. In Arkona war, nach Arnkiels Beſchreibung, Swantewit mit einem bis zu den Knieen reichenden Gewande bekleidet, das um die Hüften von einem Gürtel zuſammengehalten ward, von den Knieen bis zum Fußgelenke herab war er nackt. Dieß ſtimmt ganz mit der Maſch'ſchen Beſchreibung des Bildes von Miſizlaw. Nur die Sackpfeife bringt Maſch in Verlegenheit; dieſe will ſich für einen Fürſten nicht wohl ſchicken. Er läßt ſie alſo bei einem Götterfeſte von dem Fürſten vor dem Tempel in Gebrauch nehmen. Sollte ſie nicht vielmehr der Bildſäule des Gottes in die Hand gegeben ſeyn, als Anſpielung auf die ſeinen Cultus auszeichnenden Rundtänze, von denen ich S. 566 den Veitstanz herleitete? Denn Sanctus Vitus war kein Tänzer, aber ſein Name erinnerte an Swantewit.

Sind aber Mizislaw und Swantewit wirklich Ein Weſen? Darauf antworte ich unbedingt mit „Ja," weil mehrere gewichtige Zeugen zu Gunſten dieſer Annahme ſich ausſprechen. Strzedowſky (Sacr. Mor. hist. I, 8. p. 43) belehrt: Posterioribus temporibus apud Slavos Piorune (dem Donnergott) aequabatur *Witislaus* seu *Svantovitus*;

ſich nur durch die Flucht. Im Jahre 1066 wurde der Abt Anſwer mit 28 Brüdern bei Ratzeburg geſteinigt (Anton Geſch. d. Sl. II. S. 62.) Eigentliche Menſchenopfer fanden wohl nie ſtatt. Auch redet der Miſſionär Helmold nicht davon, als von einer allgemeinen Gewohnheit. Wenn die Wenden nicht einem Kreuze die Reverenz machen wollten, ſo mordeten die Chriſten ſie zu Ehren des Gekreuzigten. Unter dem Vorwande, ſie zu bekehren, verwüſtete man ihre Länder. Konnten ſie da nicht auf den Gedanken kommen, daß es auch ihren Göttern ein Opfer zum ſüßen Geruch ſeyn würde, wenn Chriſten auf ihren Altären bluteten? (Anton a. a. O. I. S. 64.)

p. 45 bemerkt er, Swantewit ſey der jüngere Name (nomen recentius) des Gottes, Witislaw der ältere (nomen vetus). Wit bedeutet ſowohl Licht als Sieg, und Slawa: Glanz, erweiterte Bedeutung: Ruhm, und wirklich war Witislaw — wovon Mizislaw nur dialectiſch verſchieden iſt — als Sonnengott ein Lichtgott, als Kämpfer gegen die nächtlichen und winterlichen Dämonen ein Krieges- und Siegesgott (Ἥλιος ἀνικητός, Sol invictus). In Slavonien hieß er bloß Wit, d. i. der Sehende, Allwiſſende. Dieſe Eigenſchaften mußten auch ſein Orakel in Ruf bringen. Er ſprach durch den Mund ſeines Hohepriеſters zu gewiſſen Zeiten des Jahres Geſetz und Recht. Da nun Swatewit, der Böhmen vornehmſter Gott, und ſein älterer Name Witislaw = Mizislaw von den chriſtlichen Chronikenſchreibern nicht mehr gekannt war, ſo merkten ſie nicht, daß der erſte Mizislaw (Pre — myslaw) kein Sterblicher, ſondern der Nationalgott ſelber war *). Cosmas berichtete alſo nur, daß er der Urheber der im Lande geltend geweſenen Rechtsſatzungen ſey. (Omnia jura, quibus haec terra utitur et regitur, solus *cum sola Libussa* dictavit.) Aber Libuſſa hatte ſchon vor Przemysl das Volk gerichtet und auch ſie dieſes Amt von ihrem Vater Krok geerbt. Man wird alſo am beſten thun, hier nicht an irdiſche Rechtsverweſer, ſondern an Orakelgottheiten zu denken. Weiſe Frauen ſprachen auch bei den Deutſchen und Kelten das Recht, weil man das ſchwächere Geſchlecht öfter jenen ſomnambuliſtiſchen Zuſtänden unterworfen ſieht, in welchen ſie — wie die Pythia der Hellenen, die durch Lorbeerdecoct und Erddämpfe, über welche man ihren Dreifuß

*) Ein Ortsname Trebomysl lautet überſetzt: „Opferſtätte Mizislaws."

ſtellte, künſtlich in dieſen Zuſtand der Begeiſterung verſetzt wurde — das Werkzeug werden, durch welches die Gottheit das Verborgene offenbart. Namentlich galten reine Jungfrauen als die geeignetſten Organe zu dieſem Zwecke. Darum war auch Libuſſa Jungfrau und Seherin; wenn ſie zu Gerichte ſaß, ſtanden vor ihrem Throne zwei Jungfrauen, die eine mit den Geſetztafeln, die andere mit dem Schwert in der Hand, zu ihren Füßen in heiligen Gefäßen Flammen und Waſſer. Dieſe Schilderung findet man im Gedicht von Libuſſa's Gericht. Nun, auch Themis, Dice, Nemeſis ſind Jungfrauen, und haben eben ſo wenig exiſtirt als Libuſſa, deren Richteramt nach ihrer Vermählung mit Przemysl nicht mehr gedacht wird. Darum hätte Palaczky die Frage ſich erſparen können: ob auch Jungfrauen bei Gerichte fungirten, wenn ein Herzog auf dem Throne ſaß, oder nur während Libuſſa's Regierung? (Geſch. d. Böhm. I. S. 177. Anm.) Heller iſt ſein Blick jedoch, wo er auf die Sage vom böhmiſchen Mägdekrieg zu ſprechen kommt, den er mit folgenden Worten geradezu als Fiction bezeichnet: „Hat die Sage einen hiſtoriſchen Grund, ſo dürfte man dieſen nur in einer iſolirten Empörung der Wlaſta und ihrer Anhänger gegen den Herzog Premysl, keineswegs aber in einem durch widernatürliche Triebe veranlaßten Aufſtande des einen Geſchlechts gegen das andere ſuchen. Wahrſcheinlich hat ſchon der bloße Name einer „zerſtörten Mädchenburg" der erfinderiſchen Phantaſie den erſten Stoff zu einer Sage geliefert, welche der älteſte Chroniſt Böhmens nur mit wenigen unbeſtimmten Worten flüchtig berührte, die viel ſpätern aber, nach Dichterart, mit einer Menge Details auszuſchmücken befliſſen waren. Dem einzigen Umſtande,

welcher den Mägdekrieg in der Scharka zu einer Thatſache ſtempeln möchte, der Angabe bei Cosmas nämlich, daß die Burg Wiſcherad aus Anlaß dieſes Krieges erbaut worden ſey, kann man ſchon aus dem Grunde kein Gewicht beilegen, weil das Fragment von Libuſſa's Gericht ausdrücklich bezeugt, daß Libuſſa's Vater ſchon auf dem Wiſcherad ſeinen Sitz gehabt habe." Auch Schaffarzik (Slaw. Alterth. II. S. 422) äußert ſich in dieſem Sinne: „Die romantiſche Erzählung vom Aufſtand der Wlaſta und dem Kriege der Weiber gegen die Männer nach Libuſſa's Tode iſt das Gebilde einer Dichterphantaſie, denn das Märchen gründet ſich auf die Erklärung des Namens vom Schloſſe **Dewjn** (Magdeburg), welches dem Wiſcherad gegenüber liegt." Auch bei Welahrad in Mähren, aus deſſen Trümmern ſpäter Hradiſch (**Hradistje**) entſtand, jene weitberühmte Reſidenz Raſtislaws und Swatopluks, auch bei Welahrad gab es eine Stadt und Schloß Dewjn, und auch Magdeburg an der Elbe wurde von den dort wohnenden Slawen Dewin genannt. (Schaffarzik II. S. 584). Nun habe ich aber S. 448 gezeigt, daß der Cultus des weiblichen Naturprinzips dieſer deutſchen Stadt den Namen gab. Da nun Lubuſcha oder Libuſſa den Böhmen daſſelbe Weſen war, wie den Germanen die Freia, nämlich eine Göttin der Liebe (ſlaw. **ljubit** lieben, ***lubitska:*** die Liebe, vergl. das lat. **libido**), und darum die Linde als Lebensbaum auch **lipa** hieß, ſo iſt klar, wenn man zugleich erwägt, daß Libuſſa im Schloſſe Libin auf dem Wiſſehrad reſidirte, d. h. verehrt wurde, daß ihre Burg nach der jungfräulichen Göttin Magdeburg (**Dewin**) geheißen haben wird; und weil nur Jungfrauen ihren Dienſt beſorgten, — die Sage führt zehn

mit Namen an — ſo überſetzte man in der chriſtlichen Zeit, wo Libuſſa nur noch als eine ſterbliche Fürſtin galt: Mägdeburg; Wlaſta wurde als die vornehmſte Dienerin der Libuſſa bezeichnet, die nach ihrer Herrin Tode, eiferſüchtig auf Przemysls Macht, mit allen Weibern Parthei gegen ihn machte und ihm den Krieg erklärte, aber in dieſem überwunden, entehrt und getödtet ward. Vielleicht lehnt ſich dieſe Fabel an eine frühere an, welche ſchon der Libuſſa Männerhaß Schuld gibt, die, nur gedrängt vom Volke, zu einer ehelichen Verbindung und Theilung der Herrſchaft mit Przemysl ſich entſchließen konnte? Die Sage berichtet nämlich:

Auf der alten Bergfeſte Wiſſehrad, worauf früher das Schloß Libin ſtand, in welchem Böhmens erſtes Herrſcherpaar Hof hielt, zeigt man einen hohen und ſenkrechten Felſen, der ſich aus dem Bette des in der Tiefe vorbeirauſchenden Stromes aufgipfelt. Ueber dieſem Felſen hat ein Thurm geſtanden, in welchen die Zauberin Jünglinge lockte, die, von ihrer Schönheit bethört, ihr blindlings folgten; aber nach gebüßter Luſt ſtieß ſie aus ihrer Umarmung die bethörten Opfer in die Umarmung des kalten Wellentodes, auf daß ihrer Keiner ſein Glück verrathe.

Dieſe Sage erhält ihr Licht durch die beiden folgenden:

Der Felſen, welcher aus dem Bette der Moldau emporragt, auf welchem das Schloß Libin ſtand, trägt die Reſte eines runden Gemäuers, von welchem Libuſſa ſich oft hinabgelaſſen, um in der Moldau zu baden; Andere aber erzählen, daß nicht auf der Höhe des Wiſchehrad das Bad der Libuſſa zu ſuchen ſey, ſondern ſüdlich von der alten Herrſcherburg die reichhaltige Quelle Gezerka, dieſe, an welcher die alten Herzoge Böhmens gewählt wurden *), ſey das Bad Libuſſens geweſen.

Unter dem Felſen der alten Königsburg Wiſchehrad, tief auf dem unterſten Grunde der dort vorüberrauſchenden

*) Alſo eine Orakelquelle!

Moldau, iſt Libuſſens Bett. Mancher ſchöne Jüngling iſt hier in den Fluten verſchwunden, hinabgelockt durch ein überholdſeliges Frauenantlitz, das ſich ihm lächelnd im Bade zeigte, und das Volk ſpricht, ſo oft der Strom ſolch Opfer fordert: Libuſſa hat ihn behalten; in Jahr und Tag erwählt ſie ſich einen andern.

Alſo trotz den hiſtoriſirenden Chroniſten hat ſich das Volk nicht irre machen laſſen, und gleich der Ilmnixe und Donaunymphe gilt auch Libuſſa für die perſonifizirte Moldau, die, wie andere Ströme, alljährlich ihr Opfer fordert — weil ſie aus der Heidenzeit her daran gewöhnt worden, wo man es ihr freiwillig gebracht. Sie iſt alſo eine Holle, die im Waſſer waltet, aus welchem alle Weſen hervorkommen, und in welches alle Dinge zurückkehren. Die Vereinigung des Stroms mit ſeinem Opfer faßte man als eine Vermählung (Bluthochzeit) auf, und es iſt natürlich, daß wenn die Moldau weiblich gedacht ward, die von ihr zur Beute Erkornen Männer ſeyn mußten, Jünglinge, die, von ihren Reizen verlockt, in die Tiefe verſinken. So entſtand die Sage von Libuſſens Männerhaß. Aber auch die von den Chroniſten der Libuſſa aufgedrungene Schweſter aus Polen, die nach dem Waſſer genannte Wanda, war männerſcheu und hatte ſich in die Weichſel geſtürzt, um ihre Jungfrauſchaft nicht einzubüßen. Hier iſt dieſelbe Sage nur anders gewendet. Die Polen werden freilich die hiſtoriſche Bedeutung der Wanda und ihres Vaters Krak ſich eben ſo wenig abſtreiten laſſen, als die Böhmen die einſtige Exiſtenz der Libuſſa und ihres Vaters Krok. Das Volk zeigt noch jetzt Wanda's und ihres Vaters Grabhügel (mogyla), wie man in Dänemark und in Schleswig noch jetzt das Grab (des zum König degradirten Lichtgotts) Bal-

der zeigt. Allein es gibt in der Gegend von Krakau und der benachbarten Städte noch mehrere, die nicht genug unterſucht worden ſind. (Grabowskys Beſchr. v. Krakau, 1822. S. 305—311).

Libuſſa, die Stromfee der Moldau, Libuſſa, an deren heiligem Quell Gezerka die Herzoge Böhmens gewählt wurden, war alſo, wie die nach dem Waſſer genannte Wanda, eine Waſſergöttin. Aber Waſſergöttinnen ſind ſtets Mondgöttinnen, ſo in den Mythologien aller Völker, und zwar, weil der Mond den Thau erzeugt, die Flut des Meeres nach der Ebbe bewirkt u. ſ. w. War nun Przemyslaw = Swatewit: Sonnengott, ſo konnte Libuſſa als Mondgöttin ſeine Gemahlin werden. Weil aber der Neumond ganz andere (d. h. ſchädliche) Wirkungen äußert als der Vollmond, folglich zeigt die Mondgöttin einen zwiefachen Character. Als Urweib heißt ſie Baba (Weib) überhaupt, jedoch im Vollmond, der die Geburten erleichtert (vgl. S. 445) iſt ſie Zlata Baba (das goldene Weib), Allmutter und Weltamme. Sie heißt dann auch Kraſo Pani, d. i. die ſchöne Frau, Raziwia: die Gebärerin, Wesna: Frühlingsgöttin, Prija: die Fruchtſpenderin (Freia?), Ziza: die Vielbrüſtige (von ihr hat die Stadt Zeiz den Namen). Siwa (Sif?) die Erntegöttin*); in Polen auch Jawine genannt (v. jawai, das Getreide). Als Liebesgöttin hieß ſie Lada (die Liebliche), und war Mutter der ſlawiſchen Dioscuren Lel (Morgenſtern) und Polel (Abendſtern). In Litthauen hieß ſie Liethua. Dort waren ihr die Tage vom 25. Mai bis 25. Juni heilig. Alſo iſt es nicht zufällig, daß Libuſſa, den Chroniſten zufolge,

*) Frenzel leitet ihren Namen vom polniſchen zywie, ernähren, ab.

am 25. Mai Boten an ihren künftigen Gemahl abſchickte. Aber auch Lada ſteht, wie Libuſſa, den Quellen vor, dann der Ladogaſee in Rußland hat von ihr den Namen. (Mone, eur. Hdth. I. S. 139, Anm. 26). Auch hier wird man an den Jungbrunnen oder Kinderbrunnen der Frau Holle gemahnt (ſ. S. 500—502), denn vor dem in der Sonnenwende gehaltenen Sobotkafeſte war es Sitte, daß die ſlawiſchen Jungfrauen in Flüſſe und Bäche der Lada Blumen und Kränze warfen, und aus dem Schwimmen oder Untertauchen derſelben ſchloſſen ſie, ob ſie im nächſten Jahre einen Bräutigam erhalten werden. Auch Hanuſch (a. a. O. S. 310) beſtätigt dies: „Die Deutungen, welche aus dem Schwimmen der Blumen und Kränze gezogen wurden, hatten meiſt auf das Verhältniß der beiden Geſchlechter zu einander Bezug. So erkennt in einem altböhmiſchen Liede „das Sträußchen" (kilice) die Jungfrau im heranſchwimmenden Sträußchen die Hand ihres Geliebten." (Hanuſch S. 310). Strauß, Kranz, heißt im Griechiſchen στεφανή. Wer ſich nur ein Weniges in den Legenden der Heiligen umgeſehen hat, weiß es, daß die Namen vieler Heiligen etymologiſche Sagen ſchufen, und umgekehrt, viele Sagen etymologiſirend nie geweſene Heiligen ins Leben riefen. Zu der erſten Gattung gehört folgendes Märchen, welches die alte heidniſche Vorſtellung von Quellen, die den Mädchen ihren künftigen Mann zeigen, chriſtlich einkleidete:

Nahe an den Trümmern der Kirche zu Pöſteny in Ungarn quillt ein Heilborn. Seinem Rande entſchweben auch ſüße Orakel für Liebende. Alljährlich in der Nacht, welche dem Feſttag des h. Königs Stephan (Kranz) vorhergeht, wandern die mannbaren Jungfrauen um Mitternacht hinaus an dieſen Brunnen, die Krüge zu füllen, deren Welle am morgenden Feſttag mit friſchem Glanz ſie ſchmücken ſoll.

In eifrigem Gebet knieen ſie dann auf der Kirchenſchwelle hin, denn es geht die Sage, daß ſich frommen Gemüthern, die den Heiligen ehren, am andern Morgen, der für ihr Leben beſtimmte Gefährte auf dem Kirchgang in der Geſtalt des erſten ihnen begegnenden unverehelichten Mannes zeige. Seit alter Zeit gehen die Jungfrauen dahin, um aus der heiligen Flut Gewißheit für ihres Herzens heimlichſtes Hoffen zu holen, und alſo kündet folgende Sage den Urſprung des frommen Gebrauchs:

Gleich einer Roſe erblühte Boriza (die Tannenſchlanke), Bolko's Tochter. Der Jüngling Imre hatte ihr Herz gewonnen, aber der Alte ſchwur, nur demjenigen ſein Kind zu geben, der ſeine Reichthümer ihm verdoppeln könnte. Unter drohenden Flüchen gebot er Imre, ſeine Burg zu meiden. Da nahte der Jüngling Boriza zum Abſchied noch einmal, und ſich niederbeugend flüſterte er ihr zu: „Um Mitternacht beim Kirchenbrunn.“ Heimlich gab ihm das Mädchen zum Zeichen der Gewährung die Hand, und begleitet von ihren Thränen, zog er zur Burg hinaus. Als die Mitternacht des Vorabends des h. Stephansfeſtes herangerückt war, ergriff die Jungfrau einen Krug, wie um ein Vergeſſen des Tages zu verbeſſern, und eilte, da Alles um ſie im tiefen Schlafe lag, unangefochten zur Burg hinaus, dem Brunnen zu.

Schon harrte ihrer der Geliebte am Brunnen, wo ſie auf ewig von ihrem Glücke ſcheiden ſollte, Thränen erſtickten ihr letztes Lebewohl. Die Stunde des Scheidens trennte die Liebenden. Auf dem Rückweg hatte Boriza aus dem Brunnen geſchöpft, und lehnte ſich traurnd über den Rand. Da ward ſie von einem milden Lichte umfloſſen. Als ſie aufblickte, ſah ſie im himmliſchen Glanze die Geſtalt des h. Königs Stephans vor ſich. „Faſſe Muth“ begann der Heilige, „der erſte Mann, den Deine Augen morgen erſehen, wenn du zur Kirche geheſt, der wird dein Lebensgefährte.“

Als Boriza am andern Morgen erwachte, erſah ſie plötzlich am Wege ihren Geliebten. Er konnte die Gegend, wo Boriza weilte, nicht verlaſſen, bevor er ſie nicht noch einmal geſehen. Im Vorübergehen ſprach ſie ihm Muth

und Zuverſicht ein. In der Kirche goß ſie ihr freudenvolles Herz in Dank vor dem Lenker ihres Schickſals aus. Es begab ſich auch, daß in Jahresfriſt Boriza's Vater durch ſchwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht, der Tochter Wunſch erfüllen wollte, den er, ſeit er von der Erſcheinung gehört, für den Willen des Himmels erachtete. Und ſo reichte ſie dem Geliebten an eben dem Ort die Hand, wo ihr zuerſt der Hoffnungsſtern aufgegangen. Seit damals ward es Sitte unter den Jungfrauen des Orts, am Vorabend des h. Stephan am Kirchenbrunnen Waſſer zu ſchöpfen und ſeinen Schutz zu erflehen, auf daß des andern Tages die für das ganze Leben entſcheidende Begegnung den Wünſchen der Betenden gemäß ausfalle. (Hormayr hiſt. Tſchb. 1824. S. 243 ff.)

Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß, gäbe es eine Heilige, des Namens Stephanie, ihr gewiß die Rolle des männlichen Heiligen zugetheilt worden wäre, denn die Quellen ſtanden bei allen Völkern unter dem Schutze weiblicher Gottheiten, eben weil ſie auf Geburt Beziehung haben; weil die Kinder aus dem Brunnen kommen. Auch Libuſſa war eine Flußgöttin in dieſem Sinne, daher die Sage von ihrem *goldenen* Bette auf dem unterſten Grunde der unter dem Felſen von Wiſſehrad ſehr tiefen Moldau — denn Gold iſt die Frucht, darum heißt die Liebesgöttin Aphrodite die „Vielgoldene" (πολύχρυσος), und die von ihr ausgetheilten Liebesäpfel ſind golden — und dieſes Bette wird erſt dann aus ſeinen Tiefen in die Höhe kommen und im herrlichſten Glanz auf dem Waſſerſpiegel ſtrahlen, wenn Böhmen wieder einen eingebornen Herrn, czechiſchen Blutes aus dem Stamme der Libuſſa erhält. Dies goldene Bette iſt dann das erſte Ehrengeſchenk der hohen Ahnfrau an die neue Fürſtin des Landes, die darin den erſten Sohn gebären ſoll. (Hormayr, hiſt. Tſchb. 1833, S, 215).

Libuſſa, ſchon im Namen die Liebesgöttin (ſ. S. 623), iſt alſo das **goldene Weib** (Zlata Baba), unter welchem Namen alle ſlawiſchen Völker die Vorſteherin der Geburten verehrten. Vorborn (bei Hanuſch S. 338) ſchildert ſie, ein Kind im Schooße tragend, ein anderes an der Hand haltend. In Obdoriae regione est antiquissimum idlum ex lapide excisum, quod Moscovitis *Slata Baba*, i. e. *aurea anus*, dicitur. Est autem forma mulieris vetulae *infantem in gremio tenentis et alterum juxta se infantem habentis*. Wer wird hier nicht an die weiße Frau von Neuhaus gemahnt? Denn von ihr, der Ahnmutter der Roſenberge, wird berichtet, daß ſie den jungen Woik, Sohn des Obriſtburggrafen Heinrich von Neuhaus, wenn die Amme und das junge Kindsweib ſchliefen, auf die Arme genommen; wenn er weinte, gewiegt, aus den Windeln gehoben, angelacht, und alles dasjenige gethan, was ein Kind zu ſtillen nothwendig iſt. Nachdem ein neues Kindsweib aufgenommen worden, und dieſes geſehen, hat ſie ſolches für unzuläßig erachtet, iſt keck zu der weißen Frau getreten, und hat ihr das Kind aus den Armen geriſſen mit den Worten: „was haſt du mit unſerm Kinde zu thun?" Darauf ſoll die weiße Frau verſetzt haben: „Da du erſt dieſer Tage ins Haus gekommen, fragſt mich dieſes? Wiſſe, daß dieſes Kind aus meinem Stamme herrührt." Ueberhaupt zeigte ſich dieſe Erſcheinung nicht bloß bei bevorſtehenden Sterbefällen, ſondern auch, wenn einer aus den Familien Roſenberg oder Slawata **heirathen** oder **geboren** werden ſollte. (Hormayr, hiſt. Tſchb. 1830, S. 444.) Der ſüße Brei, der alljährlich am grünen Donnerſtag *)

*) Grün iſt die Farbe der Elfen (S. 173.), der Donnerſtag der Tag der Geſpenſter vergl. S. 169 Anm.

zu ihrem Gedächtniß verzehrt werden muß, wenn ſie nicht erzürnt werden ſoll, heißt nach ihr **Baba***). Der Name erinnert aber an die indiſche Geburtsgöttin Bhavany und an Aphrodite Paphia. Baba iſt das Weib, das weibliche Naturprinzip. Baba ward, wie in Böhmen und Polen, ſo auch im fernen Sibirien, am Ufer des Fluſſes Obi, verehrt. (Hanuſch, S. 338). Auf Bergen mochte man ihr geopfert haben, daher **Babia gora** im Tatragebirge, latiniſirt: **Bebii montes** in Dalmatien. Ein Gebirge **Babagora** iſt auf der Grenze Macedoniens und Albaniens (Schaffarzik, ſlaw. Alt. II. S. 227). In's Deutſche überſetzt würde es: Babenberg lauten. So wird ſelbſt der Name der Stadt Bamberg als Baba's Berg gedeutet, wie es z. B. in **Vita St. Ottonis** („**Script. rer. Bamberg,**" **ed. Ludew. I. p. 603**) heißt: „**Bamberga — primum vocata fuit *Bamberg* h. e. *mons Babae* a Baba Ottonis ducis Saxonis filia atque uxore Alberti comitis Bambergensis.**" Dieſe Stelle erheiſcht aber eine Berichtigung. So

---

*) Der ſüße Brei ward gegeben zu Teltſch, zu Neuhaus und zu Krumau, und die Zahl der Leute, die daran Theil nahmen, belief ſich oft über 5000. Einem Jeden wurde auſſer dieſem Honigkuchen noch eine Semmel, ein Laib Brod, Fiſch und Erbſen gegeben. In Teltſch iſt er 1783 das letzte Mal in natura ausgetheilt worden; ſeitdem wurde er zu Geld reducirt, und der Betrag wird jetzt für arme und verunglückte Perſonen verwendet. Daß die weiße Frau den ſüßen Brei geſtiftet, iſt zwar in keinem Archiv zu finden, nachdem aber Graf Ferdinand von Slawata die älteſten Leute zuſammen kommen ließ, um ſie hierüber zu fragen, ſagten ſie einſtimmig aus, von ihren Voreltern gehört zu haben, daß die weiße Frau ſtets zornig erſchienen iſt, wenn der Brei unterblieb, wie Anno 1645, als die Schweden Stadt und Schloß eingenommen, und der Major nicht erlaubt hatte, den Brei auszutheilen. Da wurde der Major Tag und Nacht geängſtigt, und ſeine Truppe durchgeprügelt, daß ſie davon lief, bis er endlich in der Octave den Brei hat austheilen laſſen.

wie die weiße Frau, die Ahnmutter aller Familien, das Urweib, in der chriſtlichen Zeit zur Ahnfrau eines beſtimmten Geſchlechts degradirt und ihr Bild in einen hiſtoriſchen Rahmen eingefaßt wurde, wie Berchta, das göttlich feenhafte Weſen mit dem Schwanenfuße zur Mutter Karls d. Großen geſtempelt, und Frankreichs weiblicher Schutzgeiſt, die ſchlangengeſchwänzte Quellnymphe Meluſine, die Ahnfrau der Luſignans wurde, ſo mußte ſich die ſlawiſche Naturgöttin Baba auch eine Verwechslung mit der Tochter eines Sachſenherzogs und Schweſter Heinrichs des Voglers gefallen laſſen. Die Stadt Bamberg hat unſtreitig von einem in der Nähe befindlichen Berg der Baba den Namen erhalten. Daß hier Slawen wohnten, verräth der Chroniſt (bei Hormayr, Tſchb. 1842 S. 255) in den Worten: „Den neuen Sitz ſeiner Grenzhut wider die Serben und Wenden nannte Heinrich Graf und Herzog in Oſtrien und Neuſtrien (866—886) zu Ehren ſeiner Gattin: den Berg, die Burg der Baba, Babenberg, Bamberg.“ Die Kaiſerin Kunegunde, Heinrichs des Heiligen Gemahlin, ſtiftete den Dom zu Bamberg, auf der Stelle, wo die alte Burg geſtanden, welche der Normannenheld Heinrich, der in der Belagerung von Paris geblieben, erbaut, und den Berg der Baba (Bamberg) genannt hatte von ſeiner Gemahlin Baba, Schweſter Heinrichs des Voglers und Tochter Otto's d. Großen. Dieſelbe Kunegunde reinigte ſich von dem Verdachte des Ehebruchs dadurch, daß ſie auf glühenden Pflugſcharen wandelte, was wieder auf ſlawiſche Sitte zurückweiſt, wo die Pflugſchar Symbol der Gerechtigkeit war (vergl. S. 582.)

In demſelben Bamberger Dom iſt die Gerechtigkeit eingehauen mit einer Waagſchale in der Hand, aber die Zunge

der Waage ſteht nicht in der Mitte, ſondern neigt etwas auf die Seite. Wenn die Zunge völlig in's Gleichgewicht kömmt, lautet die Tradition, naht auch der jüngſte Tag. (Hormayr, Tſchb. 1838 S. 144). Es drängt ſich hier die Frage auf: Wie kam die Waage der Gerechtigkeit in eine Kirche? War ſie ein Ueberbleibſel heidniſcher Heiligthümer, die ſo oft in Kirchen aufbewahrt wurden? Gehörte ſie der Baba, als der Gottheit, deren Cultus hier urſprünglich vorherrſchte? Hatten die Slawen, neben ihrem Prowe, auch eine Göttin der Gerechtigkeit? und hatten ſie dieſes Amt der Baba zugetheilt, wie die Böhmen der Libuſſa?

Libuſſa ſtand aber nicht bloß der Feuchte vor, ſondern ſie waltete auch in der Tiefe der Erde. Ihr ſchreibt die Sage die Entdeckung aller Bergwerke in Böhmen zu, und ſomit kommt ſie der weißen Frau im Orlagau gleich, welche Bergleuten mit Spänen lohnt, die ſich in Gold verwandeln. Und da Kröten Schätze bewachen (ſiehe S. 416), ein ſlawiſcher Gott Zelu aber Schildkröte bedeutete (Hanuſch, S. 120), ſo erhält folgende Sage ihr Licht, welche die Libuſſa ein goldenes Götterbild Zelu gießen ließ (Mone, europ. Hdth. I. S. 161), dem ſie Opfer von abgeſchnittenen Nägeln und Haaren brachte, die ſie auf Kohlen verbrannte. Da die heidniſchen Slawen den Todtengöttern ihre Haare (als ſtellvertretend für den ganzen Körper, der dadurch verſchont werden ſollte) darbrachten, und die Nägel an das nordiſche Todtenſchiff Naglfari erinnern, das aus lauter abgeſchnittenen Nägeln von Todten zuſammengeſetzt iſt, ſo erſcheint Libuſſa hier nicht nur als Schatzgöttin, ſondern auch als Todtengöttin, wie ja auch die Giltine in Litthauen beide Aemter verwaltete. Sie iſt alſo die Todesgöttin Morzana, von welcher noch ein

Dorf in Böhmen den Namen hat; deren Bild in Geſtalt einer Strohpuppe alljährlich in der Faſten noch jetzt in ſlawiſchen Ländern aus dem Dorfe getragen und in's Waſſer geworfen oder zerſägt wird, was man „den Tod (Winter) austragen" und „die Alte ſägen" (**Babu rezati**) heißt. An einigen Orten wird auch das Bildniß der Frühlingsgöttin Wiesna oder Ziwa auf eine Stange geſteckt, und dieſe dann im Triumphe in's Dorf hereingetragen *). Dieſe Verdrängung der Wintergöttin durch die Sommergöttin wurde in chriſtlicher Zeit in Leipzig dadurch veranſchaulicht, daß die Freudenmädchen das Bild der Morzana vor dem Halleſchen Thor in's Waſſer werfen mußten. Weil man den Sinn dieſes Aktes nicht mehr verſtand, ſo ſchloß man hieraus auf eine Erniedrigung, die durch dieſes Amt den Kindern der Freude zugedacht war **).

Als Morzana heißt die Todesgöttin auch Jaga-Baba oder Jezi-Baba, eine lange, hagere, abſchreckende Geſtalt mit dürren Beinen. Die Weißruſſen ſchildern ſie: in einem eiſernen Keſſel ſitzend, mit einem feurigen Beſen die Luft fegend (Peſtwind bringend), welche ihren Keſſel trägt. Sobald ſie ſich aufmacht, ſtöhnt die Erde, pfeifen die Winde, heulen die Thiere des Waldes, das Hausvieh ſtampft erſchreckt in den Ställen. Man ſagt ſprichwörtlich: „Sie glotzt wie die knochenfüßige Jaga-Baba." (Ausl. 1846 **Nr. 314**). Wie ſich die indiſche Geburtenförderin Bhavany in die Tod verbreitende ſchwarze Kali umwandelt, ſo Zlata-

*) **Ekhard (Monum. Jutreboc. p. 76** aus Schneiders Leipz. Chron.): **Item Sorabi Lipsienses Martanae et Zievoniae simulacra. contis infixa vulgo e vicis solenni pompa. lugubri et quaerulo carmine deportare et in proximam paludem vel praeterfluentem amnem abjicere solebant.**

) Ausführliches über die Sitte des Todaustragens ſ. Kloſter **VII. Bd. S. 832–850.

Baba in Jaga-Baba; und wie man von der weißen Frau erzählt, daß ihr Gefolge ein Heer von Kinderſeelen bildet, eben ſo heißt es von der Jaga-Baba, daß ein unermeßlicher Geiſterzug ſie auf ihrer Wanderung begleite (Woycizky, Poln. Sag. S. 69). In Litthauen heißt ſie Welli, bei den Samogiten Wielena als Beherrſcherin der Seelen. Hatte Wilna von ihr wegen des Todtencultus in dieſer Stadt den Namen erhalten? **Wiely = Biely** bedeutet: Weiß, alſo war ſie eine weiße Frau, deren Erſcheinen Tod anzeigt. Und gleich den Ruſſalki's, den ſlawiſchen Waſſernixen, die durch ihre Schönheit Jünglinge bethören und ſie in's feuchte Waſſergrab hinabziehen, aber im Moment, wo der Sterbliche ihre Schönheit bewundert, ſich in häßliche Geſtalten mit gelähmten Gliedern umwandeln, den ſtaunenden Wanderer verkrüppeln; von den Zweigen, auf welchen ſie ſchaukeln, ſich über ihn werfen, und in heißer Liebesgier unter Küſſen ſein Blut austrinken (Müller, Rußland und ſeine Völker); ebenſo ſagt man von den Wilys, jenen weißen luftigen Geſtalten, die Nachts gleich den Elfen Ringeltänze halten, daß ſie Seelen der als Bräute geſtorbenen Jungfrauen ſind, die nur dann die Seligkeit erlangen, wenn ſie einen Jüngling todt geküßt *). In der Lüneburger Heide läßt ſich das Klageweib ſehen. In ſtürmiſchen Nächten wankt ſie rieſengroß mit bleichem Geſicht über die Heide. Ihr Leichengewand flattert im Winde. Sie ſtreckt ihre rieſenlangen Arme über das einſame Bauerhaus, grauenvolles Wimmern in die Nacht heulend. Unter dem Dach, über welches das Klageweib ſich geſtreckt, muß noch im Laufe des Monats einer der Hausgenoſſen ſterben. (Harrys Niederſächſ. Sag. I. S. 79.) Dieſes

*) Mailath Magyar. Sag. S. 8.

Bild iſt aus der ſlawiſchen Mythologie; daß es aber noch jetzt in den urſprünglich von Wenden bewohnten Gegenden gekannt iſt, gibt einen Beweis von der Zähigkeit der Volkstraditionen, die Jahrhunderte hindurch allen politiſchen und religiöſen Umgeſtaltungen gegenüber ihre Unverwüſtlichkeit beweiſen. In der Lauſitz ſchleicht Smertniza (Morzena) weißgeſtaltet in den Dörfern um; auf welches Haus ſie ihren Schritt kehrt, da gibt es bald eine Leiche. Im Hauſe ſelbſt thut ſie ihre Gegenwart kund durch Pochen und Bretwerfen. (Lauſ. Monatsſchr. 1797, p. 756). Die Serben ſagen: Kuga ſei eine alte Frau, die in weißen Schleier gehüllt gehe. Die Polen denken ſie ſich auf einem zweirädrigen Wagen daher fahrend. Als die Cholera zum Erſtenmal Europa beſuchte, hörte Woycizky von den reußiſchen Bergbewohnern jenſeits des Pruth, daß dieſe Krankheit von einem Weibe in die Ortſchaften getragen werde. Mickiewicz erzählt von ihr: das gemeine Volk in Litthauen denkt ſich die Peſt unter der Geſtalt einer Jungfrau. Eine Ballade, die er in Litthauen gehört, entwirft von ihr folgende Schilderung:

In einem Dorfe erſchien die Peſtjungfrau und brachte Tod in alle Häuſer, indem ſie ihre Hand zur Thüre oder zum Fenſter hineinſteckte*) und mit einem rothen Tuche wehte. Die Bewohner des Dorfes verſchloſſen ſich in ihre Hütten; aber Hunger und andere Bedürfniſſe zwangen ſie

*) In Niederdeutſchland ſpricht man vom Heidmann, welcher Nachts den Leuten in das Fenſter hineinguckt, wen er anſieht, der ſtirbt in demſelben Jahr. An einigen Orten, wo das Feſt des Todaustragens in der Faſten gefeiert wird, laſſen die Knaben die von ihnen getragene Strohfigur, welche den Tod vorſtellen ſoll, in die Fenſter derjenigen gucken, welche ihnen die übliche Gabe verweigern. In einem ſolchen Hauſe glaubt man, ſtatte der Tod im nächſten Jahr einen Beſuch ab (Grimm S. 732.) Auch in Tyrol erzählt man von einem Geſpenſt, das in Peſtzeiten umgeht, und wo es in ein Fenſter ſchaut, da ſterben die Leute. (Grimm D. S. Nr. 266.)

halb, dieſe Vorſichtsmaßregeln zu unterlaſſen. Alle erwarteten nun ihren ſichern Tod. In dieſer Angſt beſchloß ein Edelmann, der noch mit Lebensmitteln am meiſten verſehen war, ſich für ſeine leidenden Mitmenſchen aufzuopfern. Er nahm deshalb ſeinen Säbel, auf welchem die Namen Jeſus und Maria eingegraben waren, und öffnete ein Fenſter ſeines Hauſes. Mit Einem Hiebe ſchlug der Edelmann dem Geſpenſt die Hand ab und eroberte das rothe Tuch*). Zwar ſtarb er ſelbſt mit ſeiner ganzen Sippſchaft, doch hörte man ſeitdem im Dorfe nie mehr von der Peſtjungfrau.

In Polen glaubt man ferner, wenn die Peſt wüthe, ſeyen alle Hähne heiſer**), kein Einziger könne krähen. Auch die Hunde vermögen nicht zu bellen, ſie riechen nur das Geſpenſt, und ſehen es von Weitem. Dann knurren ſie und ſuchen es zu packen, die Peſtjungfrau aber neckt und reizt ſie mit wahrer Schadenfreude.

Ein Burſche ſchlief auf einem hohen Heuſchober, und neben ihm ſtand eine Leiter. Die Nacht war mondhell und ſtill, plötzlich entſteht, wie vom Winde getragen, in der Ferne ein mächtiges Brauſen, bei welchem man deutlich das wüthige Geknurr und Geheul der Hunde erkennt. Der Burſche ſteht auf, und ſieht zu ſeinem Schrecken, wie eine hohe weibliche Geſtalt im weißen Gewande mit fliegendem Haar auf ihn zuiagt. Ein langer hoher Zaun war auf dem Wege. Das hohe Weibsbild ſpringt mit Einem Satz hinüber und klettert die Leiter hinauf. Sicher nun durch dieſen Zufluchtsort, hält neckend ſie den Hunden ihren Fuß hin, und ſo die wuthentbrannte Meute reizend, ruft ſie beſtändig: „Huß, huß, den Fuß!“ Der Knecht erkannte ſogleich die Furchtbare, darum näherte er

*) In Norwegen erſcheint die „Peſta“ als alte bleiche Frau im rothen Kleide. (Grimm S. 1140.)

**) Wer denkt hier nicht an den Hahn des Aeſculap, das Symbol der Wiedergeneſung?

ſich leiſe der oberſten Sproſſe, und ſtieß mit aller Kraft an die Leiter. Das Weibsbild fiel herunter, die Hunde packten ſie; da droht ſie noch mit ihrer Rache und verſchwindet. Der junge Burſche ſtarb zwar nicht, aber ſein Lebelang hielt er den einen Fuß hin, und konnte nichts anders ſagen als die Worte der Peſtjungfrau: „Huß, huß, den Fuß!" (Woycizky Poln. Sag. S. 58.)

Woycizky nennt die Peſt Powietrze, was eigentlich Dunſt, dann aber auch Peſt bedeutet. Im weißen Gewand auf Stelzen ſchreitet ſie einher, nennt ſich einem Manne, dem ſie begegnet, und will auf ſeinen Schultern durch ganz Reußen getragen ſeyn; er ſelbſt mitten unter den Todten ſolle geſund bleiben. Der Mann trägt ſie nun durch Städte und Dörfer; wo ſie mit dem rothen (blutigen) Tuche weht, ſtirbt Alles dahin; vor ihnen fliehen alle Menſchen. Am Pruth dachte er ſie zu ertränken und ſprang in den Strom, ſie aber hob ſich federleicht in die Höhe und eilte in die Gebirge, während der Mann unterſank.

Auch den Weſtſlawen war dieſe Vorſtellung von der Peſt nicht unbekannt, denn im ehemals von Wenden bewohnten Voigtlande denkt man ſich die Peſt in Geſtalt einer Wolke gezogen. Es iſt der ſchwüle Nebel, der Seuchen voranzieht. Einſt wüthete die Peſt im Odenwald und zeigte ſich als blaues Flämmchen *) an der Sacriſtei der Stadtkirche zu Erbach, wo ſie eingemauert wurde. (Grimm, S. 1135, wo dieſes Einſchließen der Seuche in eine Kirche auf ihren Ausgang von der Gottheit bezogen wird.) Zu Coniz in Preußen wurde die Peſt i. J. 1709 in ein Loch der Linde auf dem Kirchhofe gebannt, und ein dazu

*) Die entzündlichen Gaſe, die aus verwesten Stoffen aufſteigen, das ſind die leuchtenden Flämmchen auf Friedhöfen, die der Aberglaube für die Seelen ungetaufter Kinder hält.

bereit gehaltener Pflock, der genau fügte, eingeſchlagen; ſeitdem hat ſie ſich nicht nicht wieder im Lande gezeigt. (Tettau u. Temme, Oſtpreuß. Volksſ. S. 222.) Dies weist wieder auf die Linde als Todesbaum hin (vgl. S. 607), welche auch wirklich häufig auf Friedhöfen gepflanzt wird.

Neugriechen denken ſich die Peſt als blinde Frau, welche die Städte von Haus zu Haus durchwandert, alles tödtend, was ſie berührt. Tappend und taſtend geht ſie die Mauern entlang, und wer ſich vorſichtig in der Mitte des Gemaches hält, den kann ſie nicht erreichen. Nach einer andern Volksſage ſind es drei fürchterliche Frauen, die in Geſellſchaft durch die Städte ziehen und ſie verheeren: die erſte trägt ein großes Papier, auf welchem ſie die Namen der dem Tod Verfallenen in ihr Regiſter einſchreibt, die Zweite trägt eine Scheere, womit ſie den Lebensfaden ihrer Opfer abſchneidet; die Dritte fegt die Todten mit einem Beſen weg. (**Fauriel discours prélim. LXXXIII.**) Hier ſind alſo die drei Eumeniden (Parzen) Todesgöttinnen geworden. Den Beſen geben, dem Afzelius zufolge, auch die Schweden der Peſtjungfrau (pestflicka) in die Hand. Wo ſie mit demſelben vor dem Thore kehrt, ſterben die Leute im ganzen Dorf. (Grimm, S. 1139.)

Wie der Tod, die Peſt, wurden auch die verſchiedenen Krankheiten als Frauen perſonifizirt. Die Ruſſen ſtellen ſich das Wechſelfieber als ein Weib vor, das in der Nacht einherſchleicht und Opfer ſucht. Man nennt dies Geſpenſt wie die Krankheit: **Lichoretka.** Der Archimandrit von Kaſan berichtet hierüber aus eigener Erfahrung:

Ich war zwanzig Jahre alt und Secretär des Kloſters

Simberſk, deſſen Abt mich bewogen hatte, in den geiſtlichen Stand zu treten. Zu Anfang der großen Faſten hörte ich eines Abends in einem Nachbarhauſe Muſik und Tanz. Obgleich mir ſtreng verboten war, Nachts auſſer dem Kloſter zuzubringen, ſo fand ich dennoch Mittel, es unbemerkt zu verlaſſen, und mich nach dem Fenſter der Stube hinzuſchleichen, wo der Tanz gehalten wurde. Obgleich das Zimmer zu ebener Erde lag, ſo waren die Fenſter doch ſo hoch, daß ich die fröhlichen Gäſte nicht ſehen, alſo die Neugier nicht befriedigen konnte. Nur mit Mühe gelang es mir endlich, ſo hoch hinanzuklettern, um einen Blick in die muntere Geſellſchaft zu werfen. Kaum aber hatte ich einen Augenblick des fröhlichen Getümmels gewonnen, als ein großes hageres Weib hervortrat, die Augen auf mich richtete und aufs Fenſter zuſchritt. Eine geheime Ahnung ſagte mir: dies ſey Lichoretka, die mir ſchon ſo oft von Andern beſchrieben worden. Angſtvoll ſchlich ich nach Hauſe, begab mich zu Bett, und erwachte nach Mitternacht im Fieber. Fünf Wochen lag ich krank, wo ich vom Abt häufig beſucht wurde. Nach Verlauf dieſer Zeit fiel mir ein, mir durch meinen Aufwärter den alten Wolfspelz, den ich während meiner Winterreiſen zu tragen pflegte, von der Bodenkammer bringen zu laſſen, um ihn der beſſern Wärme wegen über mein Bett auszubreiten. In der folgenden Nacht erſchien mir die Lichoretka im Traume, in derſelben Kleidung, wie ich ſie fünf Wochen vorher geſehen. Sie ging nahe auf mein Bett zu, machte eine drohende Handbewegung, erhob das Haupt und ſagte: „Pfui, was ſtinkt der Pelz, ich mag nicht hier bleiben *), und will zu Jeſſipow gehen.“ Dieſer war der Schreiber des Kloſters, ein kräftiger Jüngling, der während meiner Krankheit mein Geſchäft verſehen hatte. Als der Abt mich am nächſten Morgen beſuchte, erzählte ich meinen Traum, worauf er erwiderte, daß ich jetzt geneſen ſey. Da er mich ungläubig lächeln ſah, verſicherte er ernſt, daß das Fieber nicht wiederkehren werde, wobei er mir zur Beſtärkung ſeiner Ausſage viele ähnliche Geſchichten erzählte.

---

*) Ueber den Wolf als Heilszeichen ſ. S. 481.

Endlich durch ſeine vielen Beiſpiele überzeugt, dachte ich mit Beſorgniß an Jeſſipow, der vielleicht durch mich in gleiche Gefahr gekommen war. Allein der Abt hieß mich gutes Muthes ſeyn, da er kein Beiſpiel wiſſe, daß die Lichoretka ſo boshaft ſey. Um mich noch mehr zu beruhigen, ſchickte er meinen Wärter zu dem Schreiber, um ihn holen zu laſſen; allein als er zurückkam, meldete er uns: Jeſſipow habe die — Lichoretka. Der arme Menſch lag den ganzen Herbſt hindurch, und zu Anfang Winters begruben wir ihn. (Ausland 1833 Nr. 86.)

Die Neugriechen denken ſich die Blattern als eine Kinder ſchreckende Frau, welche ſie euphemiſtiſch: „die Schonende“ (συγχωρεμένη) nennen. (**Fauriel** l. c. p. **LXXXV**.)

Im ruſſiſchen Volksglauben gibt es n e u n S ch w e ſ t e r n, die das Menſchengeſchlecht mit Fiebern plagen, und in Erdhöhlen an Ketten gefeſſelt liegen, losgelaſſen fallen ſie die Leute an. (Götze, ruſſiſches Volksleben S. 62).

Es verſteht ſich, daß auch bei Thierkrankheiten Geiſter walten. In einer altſächſiſchen Formel wird der N e ſ ſ o (νοσος?) mit ſeinen n e u n J u n g e n beſchworen, aus Haut und Fleiſch des lahmen Roſſes zu weichen. (Grimm, S. 1115). Metil heißt bei den Serben eine unheilbare Krankheit der Schafe. Sie erzählen, daß die Deutſchen einmal den Teufel gefangen und nach einem Mittel gegen das Metil gefragt hätten. Der Teufel ſagte: wenn alle Schafe bis auf eines umgekommen ſeyen, ſolle man das übrig bleibende um die Hürde tragen, dann werde außer ihm keines mehr ſterben. (Grimm a. a. O.) Den Slovenen iſt die Viehſeuche (Kuga) ein ſcheckiges *) Kalb, das durch ſein Geſchrei Rinder und Schafe tödtet. (Grimm, S. 1140).

---

*) Anſpielend auf die Peſtblattern?

Noch einer Seuche muß hier gedacht werden, welche wahrſcheinlich epileptiſcher Natur iſt, und welche von den Böhmen **polednice (i. e. morbus meridianus)**, von den Polen **Dziewana**, in der Oberlauſitz **Dziwitza** genannt wird. Liebuſch erzählt von ihr folgende Sage:

Dziwiza war eine ſchöne junge Edelfrau, die, mit einem Geſchoß bewaffnet, in den Wäldern umherſtreifte. Die ſchönſten Jagdhunde begleiteten ſie, und ſchreckten Wild und Menſchen auf, die ſich zur Mittagsſtunde im dichten Wald fanden. Noch jetzt redet man einen, der über Mittag allein im Tannenwalde bleibt, ſcherzend an: „Fürchteſt du nicht, daß Dziwiza zu dir kommen wird?“

Um dieſe Zeit erſcheinen aber auch die weißen Frauen (ſiehe S. 547), die Seuche muß alſo elbiſcher Einwirkung beigemeſſen werden. Dieß führt mich auf die Pſchipolniza oder das Holzweibchen der Lauſitzer, die ſich in der Gegend um Zittau bei Cunnersdorf, Oderwiz, Dietersbach u. a. O. ſehen läßt. Sie iſt eine zuſammengeſchrumpfte alte Frau mit runzlichtem Geſichte, eine Hocke Holz in einem Korbe auf dem Rücken oder Reißholz in der Schürze tragend, auf einem Stock geſtützt einherwandelnd oder an Kreuzwegen ſpinnend. Wer ſie verſpottet, den haucht ſie an, wovon er Beulen oder Geſchwüre im Geſichte bekömmt, oder ſie hukt ihm auf, wenn er ſich entfernt, wovon er lahm wird. Die Wenden erzählen von ihr, daß ſie in Haidegegenden in der Mittagsſtunde von 12 bis 1 Uhr den Arbeitern, beſonders den Weibern beim Flachsjäten erſchienen ſey, und ſich eine ganze Stunde lang mit ihnen vom Flachsbau, von der Ausſaat an bis zu deſſen völliger Zubereitung beſprochen habe, und zwar ſo, daß ſie ſolches Geſpenſt auf keinerlei Weiſe haben los wer-

den, noch ſich von ihm entfernen können, ſondern antworten mußten.

In der Altmark heißt ſie die Roggenmuhme*), in Osnabrück: die Tremſemutter, die im Korn umgeht, vielleicht eine Perſonification des Kornbrandes, einer Getraidekrankheit. Im Braunſchweigiſchen heißt ſie das Kornweibchen. Wenn Kinder Kornblumen ſuchen, ſo wagen ſie ſich nicht zu weit in's grüne Feld, und erzählen ſich vom Kornweib, das die Kleinen raube. In der Mark Brandenburg ſchweigt man ſchreiende Kinder mit den Worten: Halt's Maul, ſonſt kommt Roggenmöhme mit ihren ſchwarzen langen Zizen und ſchleppt dich hinweg.

Im Jahr 1662 erzählte eine Frau aus Saalfeld dem Prätorius: ein dortiger Edelmann habe eine Sechswöchnerin von ſeinen Unterthanen gezwungen, zur Erntezeit Garben zu binden. Die Frau nahm ihren Säugling mit auf den Acker, und legte ihn, um die Arbeit zu fördern, zu Boden. Ueber eine Weile ſah der Edelmann welcher zugegen war, ein Erdweib mit einem Kinde kommen, und es um das der Bäuerin tauſchen. Dieſes falſche Kind hob an zu ſchreien, die Bäuerin eilte herzu es zu ſtillen, aber der Edelmann wehrte ihr, und hieß ſie zurückbleiben, er wolle ihr ſchon ſagen, wenn es Zeit wäre. Die Frau meinte, er thäte ſo der fleißigern Arbeit wegen, und fügte ſich mit großem Kummer. Das Kind ſchrie unterdeß unaufhörlich fort, da kam die Roggenmutter von Neuem, nahm das weinende Kind zu ſich und legte das geſtohlene Kind wieder hin. Nachdem der Edelmann dies Alles mit angeſehen, hieß er die Bäuerin nach Hauſe gehen, und nahm ſich vor, künftig nicht wieder eine Kindbetterin zu Dienſten zu zwingen. (Grimm D. S. Nr. 89.)

In Böhmen wird die Polednice auch Baba (das Weib) genannt. (Hanuſch, S. 312.) Dann iſt ſie

*) Muhme bedeutet hier Mummel, Popel, Puppe, Geſpenſt.

die böſe Jezi= oder Jaga=Baba, alſo die Todesgöttin; auch von ihr berichtet man, daß ſie gern Kinder vertauſche. In der Altmark kennt man auch eine Erbſenmuhme (Erftenmöm), und droht mit ihr den Kindern, daß ſie nicht in den Erbſenfeldern naſchen. (Kuhn, M. S. p. 372.)

Nachdem wir das weibliche Naturprinzip, welches als Urheberin der Geburt, es auch des Todes iſt, in allen ſeinen Metamorphoſen beobachtet, als Tod (Morana, Smertniza), Peſt, Krankheit, Viehſeuche, ja ſogar als Vernichterin der Saaten im Getreidebrand, dringt ſich die Frage auf, ob wirklich die Böhmen in der Libuſſa nicht nur ihre Ahnmutter (Slata Baba), ſondern auch eine Tod verkündende weiße Frau (Vila) oder Jaga-Baba erkannt haben mögen? Das Schweigen der Chroniſten über ihre feindlichen Wirkungen berechtigt aber noch nicht, dieſe letztere Eigenſchaft, d. h. die feindliche Aeußerung der Naturgöttin, der Libuſſa abzuſprechen. Die Chroniſten haben in ihrer anthropiſirenden Schilderung der Libuſſa ſie nicht als Göttin, ſondern als Ahnmutter des Böhmenvolkes auffaſſend, jede Gelegenheit vermieden, ſie auch von einer minder günſtigen Seite kennen zu lernen. Viele Sagen des Heidenthums ſind untergegangen, weil die Chroniſten nichts mit ihnen anzufangen wußten, indem ſie mit ihrer Vorſtellung von einer beſtimmten Perſönlichkeit ſich nicht vereinigen ließen. So iſt begreiflich, daß wenn Libuſſa nicht als Göttin, ſondern als ſterbliches Weib gefaßt wurde, der Patriotismus bedacht ſeyn mußte, jede Handlungsweiſe, die einen Flecken auf ihren Charakter werfen konnte, zu ignoriren.

Dennoch iſt dies nicht ganz gelungen; denn es wird von Libuſſa erzählt, daß ſie ſo viele edle Jünglinge, die ſie ihrer Umarmnng gewürdigt, dem Wellengrab beſtimmte. Da aber zugleich Libuſſa als die Moldaunixe geſchildert wird, die, wie jede Stromfee, alljährlich Menſchenopfer fordert, ſo haben wir aus dieſem Einen Zug das männerfeindliche Weib kennen gelernt, das den Tod des Mannes herbeiführt, weil es ihn geboren hat; oder mit andern Worten: das Weib iſt die Urſache aller Geburt, folglich auch des Sterbens; durch das Weib iſt der Tod in die Welt gekommen.

Ferner wird Libuſſa als Erfinderin der Bergwerke gerühmt. Dergleichen Entdeckungen gehen doch ſonſt nicht von Weibern aus; anders aber verhält es ſich, wenn Libuſſa, wie in der Tiefe des Stromes, ſo auch in der Tiefe der Erde waltend gedacht wird. Alle Schatzgötter ſind Todtengötter. Auguſtinus (de verb. apostol. 168) ſtellt die Peſt als eine umſchleichende Frau dar, welche ſich mit Geld abfinden läßt*). In den deutſchen Volksſagen bieten die weißen Frauen Schätze an, die ſie im Innern der Berge hüten — weil Pluto auch Plutus iſt. Da aber nach chriſtlicher Vorſtellung dieſe Geſpenſter nicht die Todesgöttin Hela ſelbſt ſind, ſondern unſelige Geiſter, die folglich auf Erlöſung harren, ſo wird dieſes Schätzeanbieten als ein Lockmittel gedeutet, zum ſchweren Werk ihrer Erlöſung aufzumuntern. Nur

*) Proverbium est punicum, quod quidem latine vobis dicam, quia punice non omnes nostis. Punicum enim proverbium est antiquum: numum vult Pestilentia?

Frau Berchta oder Holle im Orlagau zieht noch alljährlich in den zwölf Nächten an der Spitze einer geſpenſtiſchen Heimchenſchaar umher, zugleich im Rufe, daß ſie den Fleiß der Bergleute belohne, ohne deshalb in dem zweideutigen Rufe zu ſtehen, daß ſie eine auf Erlöſung harrende unſelig Verſtorbene ſey. Bei vielen ſlawiſchen Völkerſchaften, und ſelbſt im Herzen von Deutſchland, in Gegenden, die ehemals von Wenden bewohnt wurden*), iſt es noch, wie auch bei den Ruſſen, Neugriechen, und in Sardinien (Ausl. 1830 S. 119) Sitte, dem Todten eine Münze in den Mund zu legen. Von einem Seelenſchiffer Charon, der ſein Fährgeld einfordert, wiſſen dieſe Völker nichts. An eine Beſtechung des Todtengottes, daß er ſein ausgeſuchtes Opfer wieder frei laſſe, kann hier nicht gedacht werden, da der Tod ſein Opfer bereits geholt hat. Und doch legt man ihm eine Münze in den Mund! Wollte man auf Einfluß Odiniſcher Religion ſich berufen, in welcher man glaubte, Odin nehme nur ſolche Todten bei ſich auf, denen ihre Reichthümer in die Gruft mitgegeben werden, ſo vergißt man, daß nicht alle Todte zu Odin eingingen, ſondern die Armen von Thor angenommen wurden. Auch findet ſich jener Brauch von der Mitgabe einer Münze nicht bei den germaniſchen Völkern, ſondern nur bei einigen ſlawiſchen. Es kann alſo eine andere Deutung, als die obige: „Metall iſt gleichbedeutend mit Tod" gar nicht hier aufkommen. In allen ſlawiſchen Sagen ſind die Schatzſpender in den Bergen geſpenſtiſche unförmliche Däumlinge, Spukgeiſter. Wenn alſo Libuſſa auch den Bergwerken vorſtand, ſo wird ſie — ſchon als Tochter des Krok, den wir S. 600 als Erdgeiſt kennen lernten — offenbar

*) Kuhn M. S. p. 368.

auch eine unterirdiſche Wirkſamkeit gehabt haben, die aber im Volksbewußtſeyn untergehen mußte, ſeitdem Libuſſa als ein irdiſches Weſen gefaßt wurde. Beſäßen wir noch Nachrichten über ſie aus der Heidenzeit, ſo würden ſich gewiß Materialien vorfinden, um, was in Ermanglung derſelben nur Vermuthung bleiben muß, in klare Gewißheit zu verwandeln.

Fünfunddreißigſte Zelle.

Heidniſch-geiſtliche

Sagenbildungen

der

keltiſchen und romaniſchen Völker.

I. Ceridwens Waſchbecken. — Der heil. Graal.

Wie im deutſchen und ſlawiſchen Heidenthum die Idee Licht obenan ſtand, der Sonnendienſt Mittelpunkt aller religiöſen Anſchauungen war, ſo war im reinkeltiſchen Glauben, den man eher einen Mondcultus nennen dürfte, die Idee Waſſer die vorherrſchende, voraus vielleicht die Frauenverehrung*) im Weſten und Süden Europa's, dieſe ſchönſte Blüthe des Ritterweſens hergeleitet werden dürfte. Hieraus wird auch begreiflich, warum die Druiden ihr prieſterliches Anſehen ſo bereitwillig mit den weißen Frauen und Jungfrauen theilten, ja ſogar ſie in einem unmittelbaren Verkehr mit den Göttern glaubten, deſſen ſie ſich ſelber nicht rühmen mochten.

Der Hauptſitz des Druidenthums war die „heilige Inſel“ (Insula sacra) Irland**). Von hier aus hatte ſich über Brittanien der religiöſe Dualismus des

---

*) Die Dames souveraines des pensées der franzöſiſchen Ritterſchaft, die Liebeshöfe (cours d'amour), in welchen Frauen das Urtheil fällten, die cours plenières oder parlemens, in welchen der prince d'amour den Vorſitz hatte u. ſ. w. ſind nur ein Nachklang uralter Inſtitutionen, welche den Druidinnen großen politiſchen und religiöſen Einfluß zugeſtanden, oder im Fortleben derſelben bei veranderter Grundlage der Religion. (Mem. de l'acad. Celt. IV, 332.)

**) Noch Ptolemäus weiß, daß die von den früheſten Schiffern gekannte Landſpitze auf der Südoſtſeite Irlands das heilige Vorgebirge hieß.

Hu und der Ceridwen verbreitet; denn wenn in den Lebensbeſchreibungen des h. Patrick von einem iriſchen Polytheismus die Rede iſt, ſo müſſen die chriſtlichen Miſſionare die Steinpfeiler (Cromlechs) Altäre (Carns) und Zirkel für Götter gehalten haben. Es iſt kein anderes Idol in Irland gefunden worden, als das Holzfragment, auf welches Gough in ſeiner Ausgabe des Camden (III., 472 sq.) anſpielt.

Arm, flehend und leidend war das Chriſtenthum zu den Britten gekommen, und zwar ſchon unter den Römern. Es konnte, wie Mone ſagt, Geiſt gegen Geiſt, die Lehre des Heidenthums friedlich neben dem neuen Glauben beſtehen, aber die chriſtliche Prieſterſchaft erweckte bald den Haß der heidniſchen, und da der Sieg in dieſem Kampfe ſich nicht auf die Seite der Druiden neigte, ſo mußte die öffentliche Ausübung ihrer Lehre bald unterbleiben. Aber ganz konnte die urſprüngliche Volksreligion nicht verdrängt werden, daher begnügten ſich die Mönche mit einer allmählichen Umwandlung des alten Glaubens. Sie änderten heidniſch-heilige Stätten in chriſtliche um, und verſchmähten nicht die Miſchung der Glaubensſätze beider Religionen, d. h. die Vereinigung druidiſcher und chriſtlicher Myſterien. An der Stelle der alten Druidentempel wurden Kirchen gebaut, aus den Druidenſitzen — ein ſolcher war die Apfelinſel Avallon in Somerſett, auf welche ich ſpäter zurückkommen werde — wurden Klöſter, und ihre Abgelegenheit gab dazu auch eine natürliche Veranlaſſung. Ebenfalls ein Druidenſitz war die Inſel Farne in Northumberland, wie aus der Sage vom h. Cuthbert abzumerken, daß vor ihm kein Anſiedler wegen der vielen Geiſter, die ſich dort aufhielten, die Au bewohnen konnte. Auch die heiligen Inſeln an der Mündung

des Taff mit ihrem Wunderfelſen, die heilige Quelle zu Baſingwork in Flint und die Nadel Wilfrids in der Kirche zu Rippon in York ſind Spuren des Heidenthums. St. Davids Biſchofsſitz in Wales mit dem redenden Stein (Llech-Llavar) iſt ein Gegenſtück zum iriſchen Laig-fail, der Wunderſtein Maen Mordhwyd auf der Inſel Mona *), die nachbarliche kleine Ynis Llenach, die Ruheſtätte vieler Heiligen, die kein weibliches Weſen betreten durfte, alle dieſe Oerter haben ihre chriſtliche Wichtigkeit vom Heidenthum erhalten, obgleich ſie durch Namensveränderung oft unkenntlich geworden. (Mone, eur. Hdth. II. S. 457.)

Denſelben Erſcheinungen begegnet man in Gallien. Die meiſten heiligen Inſeln, bemerkt Eckermann (Religionsgeſchichte III. 2. S. 82), liegen an der Nordweſtküſte und in den Strömen des Landes. Aber noch den Chriſten erſchienen die Inſeln an der Bretagniſchen Küſte als Hauptſitze des Druidenthums, wie dem Eremiten Paulus, dem Stifter des Bisthums St. Paul de Leon das Eiland Oſſa (ile Ouessant). Die dunkeln Wälder und verborgenen Druidenhöhlen der Loire-Inſeln Aindre (Antrum) und Aindrette unterhalb Nantes waren der einzige Grund, weshalb hier Hermelant Kloſterſitze aufſchlug. (Mabillon Act. Sanct. O. S. B. saec. III. p. 1, pag. 373. Martin rel. d. Gaul. II. 67 sq.) So erwählte der britiſche Mönch Aaron, die Inſel bei St. Malo (Ile Vilaine) zum Aufenthalt, wohin auch der h. Maclovius, der Gründer von St. Malo, kam. Aber die Inſulaner widerſetzten ſich der Bekehrung durch die Mönche, und ſie mußten ſich wieder auf das Feſtland zurückziehen. Jedoch lernten

---

*) Mona, die Mitte von Wales, war das Grabmal des Hu.

die ſchlauen Mönche bald den Zauber, durch welchen die Druiden ihre Heiligkeit ſchützten, und brachten ihn mit demſelben Erfolg in Anwendung, wie Patricius in Irland (ſiehe Kloſter VII. S. 221 ff.) Daß Maclovius einen Todten erweckt, und da er Wein zu trinken begehrte, Waſſer in die Höhlung eines Steines goß, dann dieſes in ein Glas, *und das Waſſer in Wein verwandelte, iſt ganz druidiſch* (**Mabillon Act. Sanct. saec. II. p. 1, pag. 179** bei Eckermann). Die **Insula barbara** in der Saone, jetzt **Ile Barbe** mit berühmtem Kloſter, war im Alterthum ein Druidenſitz der Aeduer. Die Abtei **Belle Fontaine** bei Beaupreau (Maine und Loire) iſt über einer heiligen Quelle gebaut, welche, wie im Alterthum, noch jetzt ihre Wirkſamkeit behauptet. Viele Klöſter Frankreichs ſind nach heiligen Druidenquellen benannt. Die Abtei **Chambre-Fontaine** bei Dammartin (Seine und Marne) wird von einem Gott Camulus hergeleitet, **Claire-Fontaine** bei Dourdon (Seine und Oiſe) liegt mitten im Walde, und hat noch jetzt ganz das Anſehen eines Druidiſchen Heiligthums, und die Abtei **Bonaigue (bona aqua)** an der Dordogne bei Uſſel (Corrèze) beweist durch den Namen ihren druidiſchen Urſprung. So auch **Font-douce** bei Angers (Maine und Loire). Das Chriſtenthum übertrug dann natürlich die Heilkraft der Quellen auf ſeine Heiligen. (**Gregor. Turon. de gloria confess. III., 25, 26**). Daß die Eiche vorzugsweiſe unter den Bäumen den Druiden heilig war, iſt zu bekannt. St. Columba gründete im 6ten Jahrhundert zwei Klöſter, eines im Eichenwald der Stadt Derry, das andere in **Doire-magh**, im Eichenfeld von **Kings County**. Die Kirchen in **Kildaire, Kilderry**, haben ihren Namen von den Ei-

chenwäldern, wo ſie erbaut wurden. Kildare heißt Eichenholz. Daſelbſt ſtand das berühmte Nonnenkloſter der h. Brigitta, aber ehedem wurde hier die Naturgöttin Ceridwen verehrt. Noch jetzt iſt dem Irländer die Eiche heilig. Seinen Mundvorrath bewahrt er in der Eichenlade, ſein Sarg iſt von Eichenholz und die Leichenbegleiter bewaffnen ſich mit Eichenſtöcken. (Croker popular songs of Ireland p. 108). In Frankreich im Maine-Departement werden die Eichen auf den Feldern noch jetzt göttlich verehrt. Oft hängen Heiligenbilder daran, die Eichen ſelbſt ſind von den Mauern der Kapellen eingeſchloſſen, wie die Wallfahrtskirche Notre dame du chène. Irland heißt von der Verehrung des Klee's ſpottweiſe Shamrogueshire; und dieſe Hochachtung, welche der Klee den Druiden verdankte*) erleichterte dem heil. Patrik ſehr ſein Bekehrungsgeſchäft, denn als die Iren das Geheimniß der Dreifaltigkeit nicht begreifen wollten, ergriff der Heilige ein Kleeblatt und erläuterte ihnen dieſe Wahrheit mit den drei Blättern, die an Einem Stengel wachſen. Dafür iſt Paddy auch dankbar geblieben, denn am Patrikstag ſteckt er ein Kleebüſchel an ſeinen Hut, und mehr wird Niemand verlangen.

Wie ſehr auch, bemerkt Eckermann (a. a. O. S. 127), das Chriſtenthum die britiſchen Inſeln überflutete, ſo fand doch der Druidismus ſelbſt in der drangſalvollſten Zeit ſeine Begünſtiger. Die Geſetze Howels des „Guten" enthalten keine Verbote heidniſcher Gebräuche, und die in den angelſächſiſchen Geſetzen vorkommenden derartigen Dekrete bezogen ſich nicht auch auf die Walen (Davies Celt. res. p. 152). Die ſogenannte Ketzerei

*) Er bezeichnet die Einheit der Prieſterſchaft in ihren 3 Graden, Druiden, Barden und Ovaten.

des Pelagius iſt eine Miſchung des Chriſtenthums mit dem Druidismus. Sie war die alte Lehre der britiſchen Kirche, welche verſchiedene bardiſche und druidiſche Grundſätze aufgenommen, und zu Anfang des 5ten Jahrhunderts mit Erfolg von Morgant (Pelagius) verbreitet wurde. Als Vortiger (Gwrtheyrn) den britiſchen Staat in's Verderben ſtürzte, zerſtörte Germanus (Germon), Sohn des Ridicus (Rhedyw) den alten Glauben in Wales und Irland. Talieſin und die beiden Merddins (Merlins) ſammelten ſeine Trümmer, bewahrten ſie durch Stiftung des Bardenordens vom Waſchbecken (Keſſel) der Ceridwen, und retteten ſo noch zur rechten Zeit die keltiſche Bildung vom Untergang. (**Davies Myth. of the british Druids p. 387**). Der Wäliſche Bardenorden trat an die Stelle des alten Druidenordens, während ſich dieſer in eine chriſtliche Geiſtlichkeit umwandeln mußte, wodurch der Name „Druide" in der Erinnerung der chriſtlichen Sachſen und ſpätern Kelten bloß Zauberer*) bezeichnete, weil die Magie der Druiden im Gottesdienſte vorzüglich hervortrat, während die tiefern Lehren derſelben dem Volke verborgen blieben. Der Barde M e r d d i n (Merlin) trat mit Weiſſagungen hervor, welche ſich auf Britanniens Untergang und Wiedergeburt bezogen. Wahrſcheinlich, meint Mone, rührten ſie aus einem Lehrſatz vom Untergang der Welt her, wie ja auch bei den Deutſchen das Ende der Welt mikrokosmiſch auf die Zerſtörung ihres eigenen Volkes angewandt wurde. Dieſe Weiſſagung alſo ſchreibt man dem Merlin, dem Gründer des

*) Angſ. Dry, Zauberer, Drykraft, Zauberei. Die gäliſche Bibel (Edinb. 1813) überſetzt Matth. 2, 1. Magi mit Druidhean, und Apoſtlg. 8. Simon Magus mit Druide. Unter den Magiern im Leben des h. Patrick ſind jedesmal Druiden zu verſtehen.

druidiſchen Bardenordens im 5ten Jahrhundert zu. Er war Druide und Barde des Königs Emrys Wledig, der von 481—500 die Sachſen bekämpfte.

Merlin, mit ſeinem wahren Namen Merddin bardd Emrys Wledig war, nach der von den ihm feindlichen Chriſten verbreiteten Sage, die in ihm nur einen Zauberer erkannten, der Sohn eines Nachtgeiſtes (Incubus) von einer Königstochter in Südwales, die ihn zu Caermerdhin*) im Kloſter gebar. Südwales war das Land, wo der keltiſche Glaube am reinſten ſich erhalten hatte, Merddin war daher Repräſentant der echten Druidenlehre, folglich ſeine Gründung des druidiſchen Bardenordens eine Wiederherſtellung des echten Druidenthums, ſofern es noch aus ſeinen Trümmern zu erheben war. Vollſtändig konnte es nicht mehr zurückgeführt werden, denn es war mit römiſcher Bildung und Chriſtenthum vermengt. Merddins Gründung wurde aber durch zween ſeiner Nachfolger, den „wilden“ Merddin (Sylvester, auch caledoniſcher Merlin genannt) und durch den Barden Talieſin befeſtigt, ſo daß alle folgenden Sänger bis zum Sturze des wäliſchen Staats auf jene drei als die Hauptbarden des Landes, zurückweiſen, die in Betreff der Brittiſchen Sage durch das ganze Mittelalter das größte Anſehen hatten. Die nach einer Pariſer Handſchrift von Fr. Schlegel bearbeitete Geſchichte Merlins ſchildert ſeinen Eintritt in's Leben wie folgt:

Der Satan hatte die Jungfrau im Schlaf betrogen, aber ihre Seele konnte er nicht verführen. Da ſie gleich nach ihrem Erwachen andächtig gebetet, gebeichtet und die Abſolution empfangen hatte, ſo verlor der Böſe wieder, was er erobert zu haben glaubte. Das Kind der Jungfrau hatte die Aehnlichkeit mit ſeinem Erzeuger, dem Teufel, daß es Alles wußte, was in der gegenwärtigen Zeit

*) Caer merdhin: Stadt mit Mauern (Murdhyn heißt im Wälſchen Mauer), davon der Name: Merddin = Merlin.

geſchah und geſprochen wurde, aber durch die Frömmigkeit der Mutter und vermittelſt der Reinigung der Taufe erhielt es von Gott die Gabe, die Zukunft vorher zu wiſſen, ſo daß das Kind ſich Gott oder dem Satan überliefern könne, oder auch Gott wiedergeben, was es von ihm hatte, und dem Teufel, was es von dem Teufel hatte. Der Teufel hatte ihm bloß den Körper, Gott aber die Seele gegeben und den Verſtand, und zwar dieſem Kinde mehr als jedem andern, weil es ihm Noth that. Als er zur Welt kam, fürchteten ſich die Frauen vor ihm, denn er war groß und ganz behaart. Die Mutter befahl, daß man das Kind zum Fenſter des Thurmes, in welchem ſie gefangen gehalten ward, hinablaſſe, damit es getauft würde. Es erhielt den Namen ſeines Großvaters *). Als es wieder der Mutter gebracht ward, wagte es keine der Frauen, es an die Bruſt zu legen. Alle fürchteten ſich vor ihm; und das Kind wuchs ſehr, denn in zwölf Monden hatte es ſchon die Größe eines zweijährigen. Merlin verrieth ſchon als Kind einen übermenſchlichen Geiſt, daher ſeiner Mutter Beichtvater, Meiſter Blaſius der Einſiedler, die Urſache davon zu erforſchen trachtete. „Gib dir keine Mühe“, fing Merlin an, „denn je mehr du mich wirſt reden hören, deſto mehr wirſt du erſtaunen, thue alſo, was ich dich heißen werde.“ „Wie ſollt' ich dir glauben“, erwiderte Blaſius, „ſagteſt du nicht ſelbſt, du ſeyeſt ein Kind des Teufels? Muß ich alsdann nicht fürchten, daß du mich täuſcheſt?“ Merlin antwortete: „Nur böſe Gemüther glauben eher das Böſe als das Gute.“ Hierauf erklärte er ihm das Geheimniß ſeiner Erzeugung, und wie der Teufel ſich ſelber betrogen, indem er ihn im Leibe einer Gottgeweihten und reinen Jungfrau erzeugt habe. „Jetzt aber“, fuhr er fort, „höre mich, und thue, was ich dir ſagen werde. Verfertige ein Buch, worin du alle Dinge aufſchreiben ſollſt, die ich dir vorſagen werde. Alle, welche künftig das Buch leſen, wird es vor Sünden bewahren.“ „Gern“ ſagte Blaſius „will ich das Buch nach deinem Worte verfertigen, nur ſchwöre mir bei allen Heiligen, daß du mich nichts ſchreiben läßt, was dem Willen

*) Vrgl. jedoch S. 653 die Anmerk.

Jeſu Chriſti entgegen iſt.“ Merlin befolgte ſeinen Wunſch. Nachdem er Alles in völlige Bereitſchaft geſetzt, fing Merlin an ihm vorzuſagen; zuerſt die Freundſchaft von Chriſtus und Joſeph von Arimathia, wie auch von Adalam und de Perron und von den andern Gefährten, was ſich mit ihnen zugetragen, auch das Ende des Joſeph und aller andern. Nach allem dieſem ſagte er ihm die Urſache ſeiner wunderbaren Erzeugung. Blaſius war immer mehr erſtaunt über die wunderbaren Dinge, die er ſchreiben mußte. Als ſie nun recht mit dem Werke beſchäftigt waren, ſagte Merlin zu ihm: „Meiſter, es ſteht dir große Noth bei deinem Werke bevor, mir aber eine noch weit größere. Man wird mich nach dem Abendlande zu holen kommen, diejenigen aber, die von ihrem Herrn mich zu holen geſandt werden, haben ihm mit einem Eide zugeſagt, mich zu erſchlagen und ihm mein Blut zu überbringen. Sie werden aber, ſobald ſie mich geſehen und mich reden gehört, keine Luſt haben, mir Uebles zu thun, und ich werde mit ihnen gehen. Du aber begib dich von hier weg, und zu denen hin, die das Gefäß des heiligen Graal beſitzen; ſey aber ſtets bemüht, die Bücher weiter zu ſchreiben, denn ſie werden zu jeder Zeit gern geleſen werden, man wird ihnen aber nicht glauben, weil du kein Apoſtel biſt und blos das ſchreibſt, was ich dir ſage. Und eben ſo wie ich den Leuten jetzt unbekannt bin, gegen welche ich mich nun rechtfertigen muß, eben ſo werden es auch dieſe Bücher bleiben, nur wenige Menſchen werden ſie erkennen und dir Dank dafür wiſſen. Auch das Buch von Joſeph von Arimathia nimm mit dir, wenn ich werde fortgeführt ſeyn. Wenn einſt dein Werk vollendet ſeyn wird, ſo muß dieſes Buch von Joſeph mit dazu gehören. Diejenigen, welche es künftig leſen, werden unſere Mühe ſegnen.“

Merlin konnte aber vom Gefäß des heil. Graal und dem Joſeph von Arimathia, deſſen angeblichen Ueberbringer nach Brittannien nur darum zu erzählen wiſſen, weil die chriſtliche Bardenſchaft den Graal an die Stelle von Ceridwens Waſchbecken ſetzte, das im untergegangenen heidniſchen Druidenthum den Mittelpunkt der

Myſterien bildete, und deſſen Wichtigkeit auch daraus erhellt, daß der Bardenorden nach ihm benannt worden war. Es fragt ſich nun zuvörderſt: Was iſt es mit dieſem myſteriöſen Keſſel der Göttin?

Den Keſſel der Ceridwen müſſen wir aber noch einmal bei Seite ſtellen, und uns zuvor nach dem oberwähnten Gott Hu umſehen, denn nur die Kenntniß ſeiner Myſterien eröffnet das Verſtändniß zu denen der Ceridwen.

Hu (ſpr. Hy) hatte mit ſeinen Buckelochſen (Yebain Banawag) den Avanc (Biber) aus der großen Flut (Llyn Llion) hervorzogen, wodurch die Ueberſchwemmung der Erde aufhörte. Eines der furchtbarſten Ereigniſſe war der Ausbruch des Sees von Llion, der die Welt überſchwemmte, und alle Menſchen ertränkte bis auf den Dwywan und die Dwzvach, die in einem ſegelloſen Schiff entrannen, und Brittanien wieder bevölkerten. Dieſes Schiff wurde von Nevydd Nev Neivion d. h. vom himmliſchen Herrn gebaut, und nahm in ſich auf ein Männchen und ein Weibchen aller Thiergattungen, als der See von Llion ausbrach.

Davies (Myth. of the brit. Druids) dachte hier an die bibliſche Flutſage. Was haben aber, fragt Mone, die Buckelochſen mit dem Noah zu thun? Eine Schöpfungsſage haben wir hier vor uns. Waſſer iſt der Anfang aller Dinge, der Biber iſt ein heimathliches Bild für die Urſache des Waſſers. So lange er in demſelben lebt, nimmt es nicht ab. Nur Hu konnte ihn mit ſeinen drei Ochſen herausziehen, wodurch die Flut ſank und die Welt geſchaffen ward. Hu hat alſo die Natur der Schöpfungsſtoffe in Feſtes und Flüſſiges getheilt, wofür der Biber, der mit dem Leibe dem Land, mit dem Schwanze dem Waſſer angehört, ein treffliches Bild iſt. Die Welt erhob ſich im Frühjahr, denn der Stier iſt Schöpfer des Lenzes, er trieb den

Biber heraus; ohne Bild zu reden: er brachte den feſten Kern der Welt zur Cryſtalliſation, welche Bildungskraft der Materie von Hu, d. h. von Gott, gegeben war. Nach der Theilung der Weltkräfte ordnete ſie Hu; der Welt ſchaffende Stier ward nun von ſeinem Herrn zur Jahresordnung beſtimmt, er bringt das Jahr, er zieht den Pflug wie der Biber, und bringt dadurch Heil und Segen aus der Erde wie einſt aus dem Waſſer hervor. Die Ordnung der Welt iſt die Harmonie der Sphären, das himmliſche Saitenſpiel, darum galt Hu auch für den Erfinder des Geſangs, und dieſer ſoll darum ein Sinnbild des Einklangs der Welt ſeyn.

Nevydd Nav Neivion iſt deutlich eine Flutſage, denn ſie unterſcheidet ſich weſentlich von der Schöpfungsſage durch die Vernichtung und Rettung der Thierwelt; daher iſt das Schiff der vom Waſſer umgebene Embryo im Mutterleib, Dwyvan und Dwyvach (wörtlich: obere und untere Urſache), Vater und Mutter der Menſchheit. Dieſe Flutſage will aber nicht mit der bibliſchen verwechſelt, ſondern heimatlich aufgefaßt ſeyn. In Merioneth entſpringt ein Fluß Dee aus zwei Quellen, die ſich vereinigen und den See Tegid durchlaufen, ohne von ſeinem Waſſer aufzunehmen. Die beiden Quellen heißen Dwyvan und Dwyvach, einerlei mit den Stammeltern der Menſchheit. Der See war alſo das mikrokosmiſche Bild der Flut, durch welche der Strom des Lebens unverſehrt floß wie das Schiff jenes Ehepaars, daher die Verehrung des Dee, daher bekam er die Namen „göttliches Waſſer" und „Waſſer der Kraft." Das ſegelloſe Schiff heißt Caer, was im Allgemeinen beſchützte Einſchließung, im engern Sinn Inſel bedeutet. Die Druidenſitze auf Inſeln waren alſo Nachbilder je-

nes Weltſchiffs. Darum genoſſen die ſchwimmenden Inſeln im See Dywarchen auf dem Suowden in Wales beſondere Verehrung, ebenſo die Au Diebych in Pembroke, worauf die Stadt Teeby gebaut iſt. Denn makrokosmiſch in Bezug auf die Geburt oder Bildung der Erde war die Inſel der Embryo des werdenden Feſtlandes, das mit dem Abfluß (der Verminderung) der Gewäſſer geboren ward. Berge und Felſen oder das Geſtein überhaupt, als erſte Manifeſtation der feſtmachenden Kraft, der Cryſtalliſation, mußten alſo religiöſe Bedeutung erhalten, ſchon weil ſie das älteſte Erzeugniß der Planetenkraft, die nothwendige Grundlage des organiſchen Lebens ſind. Hierauf beruhte der keltiſche Felſendienſt.

Als Heidenthum und Chriſtenthum ſich mengten, wurde Hu Chriſto gegenüber geſtellt. Man ſprach von Hu's Tod (als Symbol der ſterbenden Zeit; er lebt, wie die Pflanzenwelt einen Theil des Jahres, und ſtirbt den Blumentod) und Begräbniß auf der heiligen Inſel Mona. Im Tode heißt er Aeddon, iſt der ſtrenge Vergelter (Todtenrichter). Sein Tod iſt aber nur eine Verwandlung, keine Zerſtörung. Er heißt als unterweltlicher Gott: der Drachenfürſt und Herr der See, denn er ſteigt hinab in die Tiefen des Todes und des Lebens. Er heißt Mann des Pfluges, Inhaber des Schiffes mit der eiſernen Thüre (Hearndor), welches auf der Spitze des Hügels pflügte, darum war er ein Stier, und ward in das Joch geſpannt, und doch der Stammvater aller Menſchen. So heißt er auch „König der Barden," der den Vorſitz führt im Steinkreiſe der Welt, Hu mit den ausgebreiteten Flügeln, Prydain, Himmelsherr, leitender König, Beſitzer der Honiginſel Brittanien), Schlachtenordner (Cadvaladr), und heißt

als Kriegsgott auch der Verzehrer. Er baute die Arche, welche durch die dunkeln Waſſer drang, mit Korn beladen und von Schlangen in die Höhe gehalten. Deswegen heißt Hu auch: das wundervolle Drachenhaupt (**Uthyr Pen-dragon**, als Vater des mythiſchen Königs Arthur ſ. w. u.)

Dieſe Auszüge aus den Bardenliedern, ſo vielſeitig ſie auch den Hu darſtellen, ſind es bei weitem noch nicht alle. Daß ſie auf Waſſer- und Zeugungslehre Bezug haben, ſieht aber Jeder ein, denn in der Bilderſprache iſt das Schiff der Pflug des Meeres, die Kornladung der Samen der künftigen Frucht, die Schlangen der die Erde einſchließende Meeresgürtel. Das Schiff mit der eiſernen Thüre iſt das verſchloſſene Zeugungsgefäß, welches durch das Zauberſchwert (Phallus), das Hu dem Hen-Pen gab, geöffnet und befruchtet wird. So öffnet der Pflug die Erde und ſtreut den Samen in ſie, ſo gräbt der Menſch ein Grab und legt ſeinen Leib als Samen zur Ewigkeit hinein. Was alſo der Stier und Pflüger Hu bedeute, was ſein abwechſelndes Sterben und Wiederleben ſagen wolle, das kann ſich Jeder ſelbſt erklären.

Noch leben die Ochſen des Hu in vielfachem Andenken, ohne daß man zu ſagen wüßte, wer ſie waren, was ſich nur aus dem druidiſchen Gottesdienſte erkennen läßt. Mona iſt die Kuhinſel, an der Küſte von Kerry liegen drei Inſeln: **Bull** (Bulle), **Cow** (Kuh) und **Calf** (Kalb). Die Buckelochſen Hu's waren drei an der Zahl, der gelbe (Frühlings-) Stier (**Melven Gwanwyn**), der braune Stier (**Gwinen ych gwlwlyad**), welcher die Rinne zuſtopfte, endlich der ſcheckige Stier mit dem Halsband von **147** Knöpfen (die zu den **147** Bäumen Merlins, ſ. w. u. das

Seitenſtück bildeten). Dieſes Denkmal iſt das Halsband des Stiers, welcher im Tempel erhalten wurde. Jeder eingeweihte Barde mußte dieſes Bild verſtehen, daher Talieſin auf die Oberflächlichkeit der uneingeweihten Volksſänger ſchimpft, die nicht wüßten, was der bardiſche Ochſenſtall (Buarth beirdd) ſey. Dies war der Inbegriff der Hu'ſchen Geheimlehre, denn Talieſin fährt gleich darauf in einem Style fort, der verräth, daß er als Stellvertreter des Hu ſpricht, und die Hauptlehrſätze in bilderreichen Räthſeln hinſtellt, an deren Auflöſung man ſehen könne, ob ein Barde in den Orden eingeweiht ſey oder nicht. Talieſin vergleicht die Volksſänger mit Leuten, die im See fahren ohne Schiffe. Dies gibt ihm den Uebergang zur Beſchreibung der myſteriöſen Frühlingsfeier der Druiden, welche die Rettung des Weltſchiffs darſtellte, und zugleich zur Einweihung in die Myſterien diente. Der Myſtagog, der die Stelle des Gottes vertritt, ſagt: „Ich bin die Zelle und der offene Schlund, ich bin der Stier Becrlled, ich bin das Behältniß des Myſteriums und die Stätte der Wiederbelebung." Das Weltſchiff iſt das Zeitſchiff, das durch den Thierkreis fährt, im Stierzeichen rettet Hu das Schiff aus der Winterfluth, damit das Samenkorn, womit es beladen iſt, ausgeſäet werde. Die Fahrt durch den Thierkreis iſt der Seelenweg, mithin die bildliche Darſtellung derſelben die Einweihung in die Myſterien. Die drei Ochſen ſind die drei alten Jahrszeiten, denn der eine ſtarb vor Ermattung, als das Werk verrichtet war, der andere wieder vor Sehnſucht nach dem hingeſchiedenen Gefährten, d. h. der Winter hört auf in der Nachtgleiche, der Frühling in der Sonnenwende. Die Anſtrengung hatte den Einen getödtet, die Trauer den Andern, Beide

ſind Schlachtopfer, jener zur Freude, dieſer zur Trauer; Jener iſt die Wintererde, die von den Frühlingsſtrahlen Hu's getödtet wird, damit ſie Früchte bringe, dieſer iſt Hu ſelber, der in der Sommerwende ſtirbt. Das Frühlingsopfer der Druiden beſtand wahrſcheinlich in einem Stiere. — Wahrſcheinlich wurde der Oberdruide unter dem göttlichen Namen Aeddon alljährlich auf Mona — dem Inſelgrab des Hu — bildlich begraben. Aedd bedeutet nach Davies (p. 573) die Rückkehr in den vorigen Zuſtand. Der dritte Zeitraum von Hu's jährlichem Wirken umfaßte die Todtenfeier Hu's, indem der bardiſche Ochſenſtall den Winter, das Feſt zu Tenby*) den Frühling, und die Todtenklage den Sommer bekränzt; in einem andern Liede wurde die Geheimlehre der Seelenwanderung durch den Herbſt beſchrieben. (Auszug bei Mone S. 512). Es gab alſo Myſterien vom Tode des Hu. Die Meerenge Menai war der Todesfluß, welcher das Land der Lebendigen von der dunklen Unterwelt (Mona) trennte. Wenn Hu über dieſen Fluß mit ſeinem Schiff (das hier zum Sarge wird) fährt, dann verſchwindet er der Oberwelt, geht zu den Todten. Die Arche Aeddons, welche der Geſang erwähnt, iſt einerlei mit dem Keſſel der Ceridwen. Das Todtenſchiff iſt die Erde, die das Samenkorn vor der Verweſung rettet; das Grab, das durch Seelenwanderung und Wiedergeburt den Menſchen aus den Banden des Todes befreit; der Mutterleib, der durch Zeitigung der Frucht den Untergang des Geſchlechts verhindert, der Winter, der alle erſtorbenen Erdkräfte zum Wiederleben vorbereitet.

---

*) Dieſer Ort lag unfern des Haines Arberth, dem Hauptſitz des Hu.

In alten Zeiten war ein Mann edler Abkunſt in Peel-lyn mit Namen Tegid Voel, ſein väterliches Land war mitten im See von Tegid. Sein Weib hieß Ceridwen. Von ihr hatte er einen Sohn Morvran ap Tegid und eine Tochter Creirwy*), das ſchönſte Mädchen der Welt. Dieſe Geſchwiſter hatten aber noch einen Bruder, das häßlichſte aller Weſen. Ceridwen, die Mutter dieſes ungeſtalten Sohnes, wußte wohl, daß er wenig Glück in der Geſellſchaft haben werde, wiewohl er mit manchen rühmlichen Eigenſchaften ausgeſtattet war. Sie beſchloß alſo für ihren Sohn einen Keſſel zu bereiten, damit er, wegen ſeiner Geſchicklichkeit in die Zukunft zu blicken, leichter in der Geſellſchaft Aufnahme finde. Das Keſſelwaſſer fing an zu ſieden, und das Kochen mußte fortgeſetzt werden ohne Unterbrechung, bis man drei geſegnete Tropfen von den Gaben des Geiſtes erhalten konnte. Sie ſtellte den Gwyon, den Sohn des Gwreang von Llanveir dazu, um auf die Bereitung des Keſſels zu achten, und beſtimmte einen Blinden Namens Morda, das Feuer unter dem Keſſel anzuzünden, mit dem Befehl, daß er die Unterbrechung des Siedens vor Jahr und Tag nicht zugeben ſolle. Unterdeß beſchäftigte ſich Ceridwen mit den Sternen, achtete täglich auf den Lauf der Planeten, und ſammelte Kräuter aller Arten, die ſeltene Kräfte beſaßen. Gegen Ende des Jahres, als ſie eben Kräuter ſuchte, begab es ſich, daß drei Tropfen kräftigen Waſſers aus dem Keſſel flogen und auf Gwyons Finger niederfielen. Sie brannten ihn, und er ſteckte den Finger in den Mund. Als die köſtlichen Tropfen ſeine Lippen berührten, waren ſeinem Blicke alle Ereigniſſe der Zukunft geöffnet, und er ſah ein, daß er ſich vor Ceridwen hüten müſſe. Er floh heimwärts. Der Keſſel theilte ſich in zwo Hälften, denn alles Waſſer darin, auſſer die drei kräftigen Tropfen, war giftig, ſo daß es die Roſſe des Gwyddno Garanhir vergiftete, welche aus der Rinne tranken, worein ſich der Keſſel von ſelbſt entleert hatte. (Darum wurde

*) In ihr werden wir ſpäter Lears Tochter erkennen, die Shakeſpeare Cordelia taufte.

dieſe Rinne ſpäter Roßgift genannt). Jetzt kam Ceridwen herein, und ſah, daß ihre ganze Jahresarbeit verloren ſey, ſie nahm einen Rührſtock und ſchlug dem Blinden ſo aufs Haupt, daß eines ſeiner Augen auf ſeine Wange fiel. „Du haſt mich ungerecht verunſtaltet“ rief Morda, „du ſiehſt ja, daß ich unſchuldig bin, dein Verluſt iſt nicht durch meinen Fehler verurſacht“ „Wahrlich“ ſprach Ceridwen, „Gwyon der Kleine war es, der mich beraubte.“ Sogleich verfolgte ſie ihn, aber Gwyon ſah ſie aus der Ferne, verwandelte ſich in einen Haſen, und verdoppelte ſeine Schnelligkeit, allein ſie wurde ſogleich eine Jagdhündin, zwang ihn umzuwenden, und jagte ihn gegen einen Fluß. Er lief hinein und ward ein Fiſch, aber ſeine Feindin verfolgte ihn flugs als Otterweibchen, ſo daß er Vogelgeſtalt annehmen mußte und ſich in die Luft erhob. Aber dies Element gab ihm keinen Zufluchtsort, denn das Weib ward ein Falke, kam ihm nach und wollte ihn erfaſſen. Zitternd vor Todesfurcht ſah er eben einen Haufen glatten Waizens auf einer Tenne, er ſtürzte mitten hinein und ward ein Waizenkorn. Ceridwen aber nahm die Geſtalt einer ſchwarzen Henne an, flog zum Waizen herab, ſcharrte ihn auseinander, erkannte das Korn und verſchlang es. Davon ward ſie ſchwanger, und als ſie nach neun Monaten entbunden wurde, fand ſie ein ſo liebliches Kind vor, daß ſie an ſeinen Tod gar nicht mehr denken mochte. Sie ſetzte es daher in ein Boot, bedeckt mit einem Fell, und auf Anſtiften ihres Mannes warf ſie am 29. April das Schifflein ins Meer. Um dieſe Zeit ſtand das Fiſchwehr des Gwyddno zwiſchen Dyvi und Aberyſtwyth bei ſeinem eigenen Schloſſe. Es war herkömmlich, in dieſem Wehr jedes Jahr am 1. Mai Fiſche von 100 Pf. Werth zu fangen. Gwyddno hatte einen einzigen Sohn, Elphin. Der war ſehr unglücklich in ſeinen Unternehmungen, daher ſein Vater glaubte, er ſey in einer böſen Stunde geboren. Die Rathgeber überredeten indeß den Vater, ſeinen Sohn diesmal die Reuſe ziehen zu laſſen, zur Probe, ob irgend einmal ein gutes Schickſal ſeiner warte, und er doch etwas bekäme, um in der Welt aufzutreten. Am nächſten Tag, am 1. Mai, unterſuchte

Elphin die Reuſe und fand nichts, doch als er wegging, ſah er das Boot bedeckt mit dem Fell auf dem Pfahl des Dammes ruhen. Einer der Fiſcher ſagte zu ihm: „So gar unglücklich biſt du noch nicht geweſen, als du dieſe Nacht geworden, aber nun haſt du die Kraft der Reuſe zerſtört,“ worin man am 1. Mai jedesmal 100 Pf. Werth fing. „Wie ſo?“ fragte Elphin „das Boot mag leicht den Werth von 100 Pf. enthalten.“ Das Fell ward aufgehoben, und der Oeffner erblickte den Vorderkopf eines Kindes, und ſagte zu Elphin: „ſieh die ſtrahlende Stirne!“ „Strahlenſtirne“ „Talieſin ſey ſein Name!“ erwiderte der Fürſt, der das Kind in ſeine Arme nahm und es ſeines eigenen Unglücks wegen bemitleidete. Er ſetzte es hinter ſich auf ſein Roß. Gleich darauf dichtete das Kind *) ein Lied zum Troſt und zum Lobe Elphins, und zu gleicher Zeit weiſſagte es ihm ſeinen künftigen Ruhm **). Elphin brachte das Kind in die Burg und zeigte es ſeinem Vater, der es fragte: ob es ein menſchliches Weſen oder ein Geiſt ſey? Hierauf antwortete es in folgendem Liede: „Ich bin Elphins erſter Hausbarde, meine Urheimat iſt das Land der Cherubim, der himmliſche Johannes nannte mich Merddin (Merlin) zuletzt jeder König: Talieſin. Ich war neun volle Monate im Leibe der Mutter Ceridwen, vorher war ich der kleine Gwyon, jetzt bin ich Talieſin. Mit meinem Herrn war ich in der höhern Welt, als Lucifer in die hölliſche Tiefe fiel. Ich trug vor Alexander ein Banner, ich kenne die Namen der Sterne von Nord nach Süd; ich war im Kreiſe des Gwdion (Gwydi on), im Tetragrammaton; ich begleitete den Hean in das Thal Hebron; ich war in Canaan, als Abſalon erſchlagen ward, ich war im Hofe von Dve, ehe Gwdion geboren wurde, ein Geſelle des Eli und Henoch, ich war beim Kreuzverdammungsurtheil des Gottesſohns; ich war Oberaufſeher

*) Talieſin bezeichnet nicht ein Individuum, ſondern die ganze Prieſterſchaft, deren Orden ſich vom Keſſel der Ceridwen nannte.

**) Die Tröſtung war Talieſins erſtes Lied, um Elphin zu erheitern, der über ſein Mißgeſchick beim Reuſenzeug ſich gramte, noch mehr, weil er dachte, das Mißlingen würde ihm zugeſchoben.

bei Nimrods Thurmbau, ich war in der Arche mit Noah, ich ſah die Zerſtörung von Sodom. Ich war in Africa, ehe Rom erbaut ward, ich kam hieher zu den Ueberreſten von Troja (d. h. nach Brittanien, denn der mythiſche Stammvater der Britten rühmte ſich trojaniſcher Abkunft.) Ich war mit meinem Herrn in der Eſelskrippe; ich ſtärkte den Moſe im Jordan, ich war am Firmament mit Maria Magdalena. Ich wurde mit Geiſt begabt vom Keſſel der Ceridwen; ich war ein Harfenbarde zu Lleon in Lochlyn. Ich litt Hunger für den Sohn der Jungfrau; ich war im weißen Berge im Hofe des Cynvelyn in Ketten und Banden Jahr und Tag; ich wohnte im Königreich der Dreieinigkeit. Es iſt unbekannt, ob mein Leib Fleiſch oder Fiſch. Ich war ein Lehrer der ganzen Welt, und bleibe bis zum jüngſten Tage im Angeſicht der Erde. Ich ſaß auf dem erſchütterten Stuhl zu Caer Sidin, der beſtändig ſich umdrehte zwiſchen drei Elementen. Iſt es nicht ein Wunder, daß er keinen Glanz zurückſtrahlt?" *) Gwyddnaw, erſtaunt über des Knaben Entwicklung, begehrte einen andern Geſang, und bekam zur Antwort: „Waſſer hat die Eigenſchaft, daß es Segen bringt; es iſt nützlich, recht an Gott zu denken; es iſt gut, inbrünſtig zu Gott zu beten, weil die Gnaden, die von ihm ausgehen, nicht gehindert werden können. Dreimal bin ich geboren, ich weiß, wie man nachzudenken hat; es iſt traurig, daß die Menſchen nicht kommen, alle die Wiſſenſchaften der Welt zu ſuchen, die in meiner Bruſt geſammelt ſind, denn ich kenne Alles, das geweſen, und Alles, das ſeyn wird." (Mone eur. Hyth. II. S. 519 ff. nach Ausz. aus Welſch Archaeol. I. S. 74. Davies p. 186. 213. 229. 238. und einem Bruchſtück des Hanes Talieſin im Nennius von Gumn p. 41—44.)

Die Perſonen, welche die Sage hier anführt, ſind Ideen. Tegid Voel heißt dem Worte nach Klarheit, ſeine Tochter Creirwy: das Zeichen des Eies. Sie hieß auch Creirddylad: Zeichen der Ueberſchwemmung, und war

*) Caer Sidin iſt der unaufhörlich in der Mitte des Univerſums ſich zurückwälzende Zirkel des Thierkreiſes.

als ſolche Tochter des Llyr (Seeſtrand), Morda: der Herrſcher des Meeres). Avaggdu iſt nachher (beim Stuhl der Ceridwen) zu erwähnen. Gwyddno ſcheint der Titel des höchſten Einweihers in die Geheimlehre der Ceridwen zu ſeyn, womit die Lieder deſſelben übereinſtimmen, die man bei Mone (II. S. 527 ff.) nachleſen mag. Gwyddno's Roſſe ſind die Prieſter deſſelben, welche das vergiftete Waſſer des Keſſels tranken. Außer den drei Tropfen, welche Jahr und Tag herauskochen mußten, d. h. außer der vollendeten Druidenwiſſenſchaft über Gott, den Menſchen und die Welt, iſt alles andere Waſſer, aller unvollendete Unterricht Gift, und wird zur aberwitzigen Dummheit. Talieſins Geſchichte iſt der Stufengang eines Lehrlings bis zur höchſten Weihe, ſodann die Geſchichte des Ordens vom Keſſel der Ceridwen. Die Waſſerfahrt war ein Abbild der Fahrt des Hu und des Talieſin, die dritte Geburt, die jeder Eingeweihte erfahren mußte, wie der Meiſter des Ordens Talieſin. Der zweiten Geburt gingen ſchwere Prüfungen voraus, und von der natürlichen Geburt bis zur geiſtigen Wiedergeburt war der Menſch als ungeſtalt angeſehen, nach ſeinem Vorbild Avagddu, bis ihm nach jahrelangem Unterricht die drei Lebenstropfen zu Theil wurden (bis der Durſt nach Wiſſenſchaft bei ihm eintrat.) Nun aber wird Ceridwen eine Hexe, Furie, ſie iſt die Materie, die gewaltſam ihr Theil vom erwachten Geiſt zurückfordert, ſie iſt der Tod, und ihr Keſſel die Erde, worein der Menſch begraben wird*). Sie iſt die Mutter Natur, die das hülfloſe ungeiſtige Kind (Avagddu) zur Schönheit, d. h.

*) Jeder kommt in das Schiff der Erde (ins Grab), iſt ein barbiſcher Ausdruck (Davies p. 231.)

zur Geiſtigkeit entwickelt. Dieſer Entwickelung Bild iſt der jahrelang kochende Keſſel, aber der erwachte Geiſt entflieht der Materie, er kennt ihre Nachſtellungen und ſieht in die Zukunft. Gwyon iſt dieſer erwachte Geiſt, er heißt der Kleine, weil er noch in die Schule der Druiden geht. Seine Verwandlungen ſind eben ſo viele Läuterungen, bis er als reines Weizenkorn von der ſchwarzen Henne, d. h. von der Mutter Erde aufgenommen wird. Nun iſt er leiblich todt, bei ſeiner erſten Wiedergeburt tritt er in einen höhern Grad geiſtiger Wirkſamkeit ein. Der Leib, worin er eingeſchloſſen, war bildlich durch einen Cromlech dargeſtellt. Die erſte Wiedergeburt geſchah durch feierliches Hervortreten aus demſelben; die dritte Geburt des Lehrlings war an das Wiederaufleben der Erde, an den erſten Mai geknüpft. Beim Feſte (an dieſem Tage) wurden von den Barden, die Stuhlrecht (**Beirdd cadair**) hatten, myſteriöſe Lieder vorgetragen, in welchen Ceridwen, der Genius der Arche, die Urſachen ihrer Rettung aus der Flut erklärte *), die zugleich die Urſachen ihrer Ordensgeheimniſſe enthalten. In dieſen Liedern kommt eine Anrufung an den Lichtgeiſt vor. Avagddu iſt der Lehrling, der durch die Keſſelmyſterien aus der Finſterniß zum Licht übergeht, deſſen Weisheit über die ſeiner materiellen Mutter Ceridwen ſteigt. Zu den Ordensliedern gehört auch der Stuhl des Talieſin, in welchem viel von myſteriöſer Kräuterkunde die Rede iſt. Es

*) Gwyddno Caranhir (der luftige Kranich) hieß der Prieſter des Schiffes, ein Hierophant, deſſen Amt es war, durch dramatiſche Darſtellung die Novizen über die Gefahren der Flut zu unterrichten. Deßhalb ſchloß er die Eingeweihten in Boote ein, welche mit Thierfellen bedeckt waren, ließ ſie dann vom Stapel, und empfing ſie, nachdem ſie die Flut überſtanden, auf den heil Felſenriffen Sarn Badrig (St. Patricks causeway) wo der Gott gelandet ſeyn ſoll. (Davies p. 161.)

hängt dieſes Lied zunächſt mit dem Keſſel der Ceridwen zuſammen. Ueberhaupt enthält es eine Nachtfeier des Mondes, wahrſcheinlich zur jährlichen Wiederholung der Keſſelmyſterien, welche im Mittelalter in die Hexenküche und in Hexentanz ausarteten. Da Ceridwen die Weiblichkeit der Welt iſt, ſo erſcheint ſie als Stutte, als Kuh, als Mond, deſſen Hörner die Zinken ſind. Wie ſie die ſchwarze Henne, ſo iſt ihr Gegenſatz Hu: Hahn und Stier.

Das Waſchbecken der Ceridwen, welches wir ſo eben als das Schiff der Erde, d. h. als das Grab kennen lernten, durch welches die Seele zu ihrer geiſtigen Wiedergeburt gelangt, eignete ſich vollkommen dazu, in einer Zeit, wo heidniſche Bilder chriſtliche Umdeutung erfuhren, in ein Taufbecken oder in eine Abendmahlsſchüſſel verwandelt zu werden, weil dem Chriſten dieſe Gegenſtände dieſelbe Symbolik enthielten. Gral heißt ein Gefäß *), Schale, Becher, Napf. Mit dem Gral

*) Garalis, bei Aelfricus (11. Jahrh.) Glossar. Angl. Saxon. ed. Sommer p. 80. zugleich mit acetabulum für das aglſ Wort Eſſiggefäß. Bei Leo Oſtienſis (12. Jahrh.) in Chron. Casin. I, 24. u. 28 in der Aufzählung mehrerer Gefäße plur. garales. Roquefort (Gloss. d. l. langue Rom. Paris 1808) gibt s. v. graal, graille, greal, plur. graux, greaux, die Erklärung: Vase à boire, graud plat; grand bassin creux, propre à servir des viandes. Nach dem ältern Gloſſar von Borel (Tresor des Antiq. franc. 1655) nannte man zu ſeiner Zeit in Toulouſe und Montauban eine Terrine une grasale. Aus allen dieſen Stellen geht die Bedeutung Schüſſel, hohles Speiſe- oder Trinkgeſchirr hervor. Im allererſten Urſprung mag es daher mit dem griech. γράω, eſſen, zuſammenhängen. Jacob de Voragine dachte an sanguis regalis, daraus ſey Saint Graal geworden! Kanne (Chriſt. im A. T. p. 10:) dachte an das hebr. garala (עָרְלָה) Vorhaut, denn das Blut bei der Beſchneidung ſey das Vorbild von Chriſti Verſöhnungsblut geweſen. Und Hagen (Br. in d Heim. III. S. 169 Anm.), welcher dieſem etymologiſch-myſtiſchen Witz ſeinen Beifall gibt, fügt hinzu: Eine bedeutſame Dichtung iſt im Kriege auf Wartburg, daß der Gral als Gefäß des Abendmahls und des Blutes Chriſti von dem Steine ſey, der aus Lucifers Krone drang, als ſie ihm Michael vom Haupte brach.

hängt die Sage von der Einführung des Chriſtenthums in England zuſammen. Merlin ſprach eines Tages zu Arthurs Vater, dem König Uthyr Pendragon: Joſeph von Arimathia kaufte Chriſti Leichnam von Pilatus, begrub ihn und ging nach Chriſti Auferſtehung mit ſeiner Familie und vielen andern Menſchen in eine Wüſte, wo ſie viel Hunger ausſtanden, ſo daß viele ſtarben. Da befahl ihm Chriſtus, eine Tafel zu machen, ähnlich derjenigen, an welcher er mit den Apoſteln das Abendmahl genoß. Dieſe Tafel ſollte er wohl ausſchmücken und mit weißen feinen Tüchern bedecken; darauf ſollte er einen goldenen Kelch ſtellen, den er ihm ſelber ſandte, und daß er dieſes Gefäß wohl bedecke und in Acht nehme. „Wiſſe ferner, mein König,“ ſetzte Merlin hinzu, daß dieſer Kelch von Gott geſandt, die Gemeinſchaft der Guten und Böſen bedeutet, die Guten aber, welche an dieſer Tafel zugelaſſen werden, erhielten die Erfüllung aller ihrer Wünſche. Ein Platz blieb immer leer an dieſer Tafel, das bedeutet den Verräther Judas, der ſich mit den Apoſteln zum Abendmahl ſetzte. Und als der Heiland ſagte: „Der mit der Hand mit mir in die Schüſſel taucht, der wird mich verrathen,“ ſtand Judas von der Tafel auf, ſchämte ſich und ging hinaus. Und die Stelle an der Tafel blieb leer, bis Chriſtus einen andern, Namens Mathias, hinſetzen ließ. So mußte auch ein Platz an Joſephs von Arimathia Tafel leer bleiben. Die Tafel ward von allen, welche dazu gelaſſen wurden, ſehr in Ehren gehalten, und ſie nannten ſie Gral. Nach ihr wurde noch eine ähnliche Tafel errichtet; willſt du mir alſo folgen, mein König, ſo errichte du die dritte im Namen der h. Dreifaltig-

keit. Jenes Gefäß aber und ſeine Hüter ſind gegen den Orient hingezogen, die Hüter wiſſen aber jetzt ſelbſt nicht mehr, wo es eigentlich hingerathen, ſie ſind ihm nur in jene Gegend nachgezogen."

Dieſer Schluß ſtimmt ganz mit Wolfram von Eſchenbach; abweichend von ihm und den Franzoſen iſt: daß die Tafel der Gral genannt wird, und die Bedeutung, die der Tafelrunde und dem Kelche gegeben iſt.

Uthyr Pendragon that nach dem Gebote Merlins, und wählte an einem Pfingſtfeſt zwölf Ritter, welche fortan an dieſer Tafel ſpeiſen, ihre Namen ſind: Caradoc Amoral von Wales, Hector des Mares, deſſen Bruder Lancelet, Dinadein, Baort, Driam, Bliomberis, Galeard, Ywain, Gabereit, Gauvain (Arthurs Neffe) und Perceval. Dieſe Tafelrunde wurde zum Schutze des h. Gral zu Carduel (Carlisle) geſtiftet, und von Arthur ſelbſt nachher erneuert. (Die Tabula rotunda zeigte man noch zur Zeit der Königin Maria zu Hundscoſt und eine andere von König Eduard III. an den Mauern des alten Schloſſes Winchester. Graf Robert Mortimer ſtellte unter Eduard III. in Kenilworth die Tafelrunde in 100 Rittern her, und Eduard ſelbſt zu Windſor in 24 Rittern. Die Anzahl der Ritter wird von Verſchiedenen verſchieden angegeben, nach Einigen waren es 100, nach Andern ſogar 150, ſ. Gräße, L. G. III. 1. S. 149.)

Die Ritterſchaft der Tafelrunde war eigentlich an die Stelle des Bardenordens der Ceridwen getreten. Ihr angeblicher Stifter Uthyr Pendragon iſt ſchon oben für den Drachenfürſten Hu in der Unterwelt erkannt worden. Davies (p. 120) ſagt von ihm, daß er Seelenführer (als Haupttodter, als der im Winter

geſtorbene Gott Hu) „supreme leader" und Drachenfürſt „chief dragon" ſey, denn der Drache bedeutet die Unterwelt (daher zeugt Zeus mit Proſerpinen in Schlangengeſtalt den unterirdiſchen Dionyſus Zagreus). Uthyr Pendragon nennt den Regenbogen ſeinen Gürtel (the rainbow his girdle), weil der Regenbogen die Seelenbrücke iſt, auf welcher die Geläuterten in die Lichtheimat zurückkehren. Er nennt ſich auch den Pflugmann, was Hu iſt, und den Beſitzer des Schiffes mit der eiſernen Thüre (vgl. S. 658), iſt Stammvater der Menſchen (father of all the tribes of the earth), d. h. Seelenvater wie Liber pater. Er ſelber nennt ſich den „ätheriſchen Gott" (aetherial god) und den Fürſten, der in der Finſterniß (des Grabes) ſchirmt (gegen die böſen Geiſter.) San Marte (die Arthurſage S. 46) geſteht dies blos indirect ein mit den Worten: „Da ſoll (!) Arthur der Sohn des Gottes Hu ſeyn, der als Führer der Seelen Uthyr Pendragon hieß, und der Göttin Ceridwen; jener war die männlich befruchtende, dieſe die weiblich empfangende Gottheit; ihr Kind oder ihre Einheit war Arthur, der das Leben der Seelen im Kreislauf ihrer verſchiedenen Zuſtände vorſtellte."

Arthur iſt dem Mabinogion zufolge das Polargeſtirn der große Bär (Arcturus), welcher nie untergeht, und ſichtbar ſeinen kleinen Kreis durchläuft, und die Tafelrunde urſprünglich die Prieſterſchaft des Arthur, von welcher jeder Einzelne, einen Stern darſtellend — die Tafelrunde der 12 Ritter alſo der Thierkreis, Uthyrs Gürtel — ſich mit dem Ganzen in harmoniſcher Eintracht im Kreiſe um das Hauptgeſtirn bewegt. (Davies, p. 187.) Schon Arthurs Erzeugung iſt mythiſch und wunderbar. Sein Vater Uthyr hatte ſich

in die Igerna, Gemahlin des Herzogs von Cornwall Gorlas, verliebt; wurde von Merlin in die Geſtalt ihres Mannes verwandelt, und erzeugte mit ihr den Arthur. Dieſer hatte ſich in einen Raben*) verwandelt, und wird einſt wiederkehren, wie Friedrich Barbaroſſa im Kyffhäuſer ſeiner Auferſtehung harrt, weßhalb König Howel von Armorica in einem Geſetze v. J. 998 dieſen Vogel zu tödten verbot, damit nicht derjenige, in welchen die Seele Arthurs übergegangen war, möglicherweiſe mit umkäme. Auch ſeine Bezauberung durch die Fee Morgane**) und ſein Umherſchweifen als wilder Jäger (vgl. S. 61) müſſen ſeine hiſtoriſche Exiſtenz verdächtigen. Dazu kommt ſeine myſtiſche Auffaſſung in der Wäliſchen Archäologie, wo er ein Geſpräch mit dem Adler***) führt, und vor allem die Geſchichte vom h. Gral, in welcher er die Hauptrolle ſpielt, aber nur weil Arthur die Seele, welche in der Nacht des Todes nach geiſtiger Wiedergeburt ringt, und der Gral, wie das Schiff Ceridwens (die Erde, das Grab), zu dieſer verhilft (vgl. S. 660. 666). Der Mantel, welchen Morgane webte, um Arthur von der Treuloſigkeit ſeiner Gattin Ginevra (Gwenhwyer) zu überzeugen, da er nur dem Manne und dem Mädchen paßt, welche dem Geliebten treu geblieben ſind,

*) Ueber den Raben, als Maske der abgeſchiedenen Seele, ſ. S. 327.

**) Amadis de Gaula V, 99.

***) Die Druiden nannten ſich Adler (vielleicht, weil dieſer Vogel ſich in die höchſten Luftregionen aufzuſchwingen, und ſein Auge allein den Glanz der Sonne zu ertragen vermag, ſomit konnte der Adler das Symbol derer ſeyn, welche ſchon in dieſem Leben ſich dem Himmel durch ihre beſchauliche Lebensweiſe zu nähern ſuchten.) So oft von Verfolgungen der Prieſter und Zerſtörungen der auf Felſen angelegten Druidenſitze die Rede iſt, ſpielt die myſtiſche Sprache der Bardenlieder darauf an unter dem Bilde des Ausnehmens von Adlerneſtern.

den übrigen aber insgeſammt entweder zu lang oder zu kurz iſt *), dieſer Mantel wird als das Prieſtergewand gedeutet — denn Arthur iſt ja der mythiſche Vorſteher des Keſſelordens (Gral) der Ceridwen — es paßt nur dem treuen Anhänger der urſprünglichen Religion. Das Horn, welches nur ein Getreuer leeren konnte, ohne den Wein zu verſchütten, was auch nur einem Einzigen an Arthurs Hof glückte, dieſes Horn enthält den Weihetrank der Myſten, welchen nur der getreue Liebhaber der urſprünglichen Religion zu koſten weiß. Ferner das Thal der falſchen Liebhaber (im großen Arthurroman), welches Morgane geſchaffen hat, und welches man nur ſchuldlos ſicher betritt, ungetreu aber nicht wieder verlaſſen kann, dieſes Thal iſt der Ort der Qual, aus dem nur Hu, der Gott, welcher aus der Flut rettet, erlöſen kann, oder ſein romantiſcher Vertreter Lancelot vom See, der bis dahin der Ginevra wirklich treu geblieben war. Und was bedeutet Arthurs Eberjagd? Zuvörderſt muß man wiſſen, daß die große Mutter Ceridwen die weiße Sau (**Hen-Wen**) war, wie der Sonnengott ein Eber. In der Sprache des Neodruidismus hießen darum die Vorſteher und Bewahrer der ketzeriſchen Lehre Schweine, die geringern Mitglieder Ferkel **) **Moch** heißt brittiſch: Schwein, gäliſch: **muc.** Der Biſchof Aengus verſichert, daß Irland nicht weniger als 34 Heilige des Namens **Mochume**, und 58 des Namens **Mochuan** habe. Es kommt zuſammengeſetzt in unzähligen Namen, beſonders von Prieſtern und heiligen Perſonen vor, der

---

*) Der bekannte Kurzmantel in den Ritterromanen. Auch den Mantel des Tegau Eurvron konnten nur ſolche Frauen umnehmen, die reinen Wandels waren. (San Marte Breton. Heldenſ. S. 62.)

**) Brittania after the Romains II. p. 106.

britiſche Apoſtel in Irland St. Mochteus (Mochta) an ihrer Spitze, und die Legende läßt öfter Kapellen an Städten erbauen, die im Volksglauben durch Schweine berühmt geworden ſind. (San Marte, a. a. O. S. 72.) Daraus erklärt ſich, warum angelſächſiſche Königshelme mit des Ebers Bild geſchmückt waren, denn es war ein Talisman gegen allerlei Böſes. Zur Blutſühne ward ein Eber geopfert. Eberbilder wurden den Todten mit auf den Scheiterhaufen gegeben, und ſind in Grabhügeln gefunden worden (Grimm, S. 44, 194). Die myſtiſchen Bardengeſänge erwähnen der Sau des Dadweir. Sie erzählen, daß Coll einer der drei mächtigen Schweinhirten Brittanniens geweſen, und die Schweine des Dadweir gehütet habe. Eines von dieſen Schweinen, Hen-Wen (alſo Ceridwen) hatte Ferkel (die Mitglieder des Ordens vom Keſſel der Ceridwen, deren Myſtagog Coll ſie in Glyn Dadweir, d. h. im Thale der Myſten hütete). Es war vorhergeſagt, daß dieſer Umſtand über das Land großes Unglück bringen werde (weil die Religion reformirt wird). Arthur verſammelte daher ſeinen Hof und ſuchte die Schweine zu vernichten. Aber ſie gingen wüthend bis nach Peerhyn Auſtin, wo ſie ſich ins Meer warfen, und dann bei Aberdaragi in Gwent Iscard landeten. Wo ſie aber gingen, hielt Coll ſie bei ihren Borſten, zu Waſſer wie zu Lande, und zu Mans Gwenith (Wheatfield) in Gwent ließen ſie drei Weizenkörner und drei Bienen zurück, ſeit welcher Zeit der beſte Weizen und Honig in Gwent iſt. Von dort gingen ſie nach Dyved, und dort zu Llonwen ließen ſie ein Gerſtenkorn und ein kleines Ferkel zurück. Und Dyved hat ſeitdem die beſten Ferkel und die beſte Gerſte hervorgebracht. Von Dyved kamen ſie nach Arvon, und ließen zu Lleyn ein Roggenkorn zurück, und ſeitdem

wird daſelbſt der beſte Roggen gefunden. Jedermann wird die von den Ferkeln ausgeſtreuten Weizen=, Gerſten= und Roggenkörner als geiſtliche Ausſaat betrachten, ſowie den Honig als die den Lehrern nachzurühmende geiſtliche Beredſamkeit (ein Bild, das Homer ſchon bei Neſtor gebraucht). Bienen waren ſchon die Prieſterinnen der Ceres genannt worden, welche die Ceridwen der Hellenen war, denn auch ſie hatte Myſterien, auch ihr waren Schweine heilig, auch ſie ſäete nicht bloß im phyſiſchen Sinne Weizenkörner aus, denn ſie hieß ja Geſetzgeberin; endlich beſaß auch ſie den myſtiſchen Keſſel, in welchem ſie ihren Lieblingen zur geiſtigen Wiedergeburt verhalf, zwar durch Verbrennen des irdiſchen Theils; aber es wird weiter unten gezeigt werden, daß auch unter den Druiden Beiſpiele ähnlicher Art vorkamen, und die es am eheſten begreiflich machen, wie durch Einfluß des Chriſtenthums die Abendmahlsſchüſſel (das Opferbecken, der Gral) den heidniſchen Keſſel der Ceridwen erſetzen konnte. — Weiter heißt es: In der Gegend von Rhwgyverthwch ließen die Ferkel einen jungen Wolf und einen jungen Adler zurück, der Wolf ward an Brynach Wyddel, Sohn des Dinas Affaraon, gegeben, und der Adler an Benwaedd, den Gebieter von Arlechwedd. Wolf und Adler ſind die bekannteſten Sonnenſymbole, ſie beweiſen, daß mit dem Dienſt der Ceridwen auch Sonnencult verbunden war. Aber dieſer erſcheint als Uſurpator, weil er ſo ängſtlich verfolgt wird. Dieſe Symbole des ſolariſchen Dienſtes mochten von Cornwall auf einem Umweg in die Gegend von Snowdon eingeführt ſeyn, und von dort aus nach Nordbrittannien und Arlechwedd. Auch die Stätte, wo der Wolf und der Adler geboren ſind, verdient Beachtung, denn Rhygyverthwch heißt die bebende Klippe,

der Wagſtein *), und Dinas Affaraon heißt die Stadt der hohen Mächte **). Die Stätte iſt auf der Straße vom Vorgebirge Lleyn bis zu dem Theile der Küſte, welche der Inſel Mona gegenüber liegt. (Gibsons Camden coll. 804). Dahin alſo nahm die Sau (Ceridwen) ihren Weg. Auf der Spitze von Pen Mane, ſagt Camden über dieſe Stätte, erhebt ſich ein unzugänglicher Hügel, wo noch die zerſtörten Wälle einer Feſtung übrig ſind, die von dreifachem Wall umgeben war, und innerhalb jedes Walles die Grundmauern von 100 Thürmen, alle rund gebaut, von gleichem Umfang und 6 Yards Diameter. Die Wälle ſind 2 Yards dick, an einigen Stellen ſogar über drei. In der Zeit, wo die Feſtung ſtand, muß ſie uneinnehmbar geweſen ſeyn, denn es bietet ſich kein Weg zu einem Angriff darauf dar. Außerdem iſt der Gipfel ſehr hoch, ſteil und ſtarrend von Klippen, die Wälle ſehr feſt. Auf dem Gipfel des Felſens, innerhalb des innerſten Walles, iſt eine Quelle, welche ſelbſt im hohen Sommer reichlich Waſſer gibt. Die Feſtung liegt auf der höchſten Kuppe des Snowdon nach der See zu. Der Ceridwentempel iſt nur unweit von dieſer Stätte, aber der zurückgebliebene Pfeiler, das einzige Denkmal ſeiner ehemaligen Größe, heißt bezeichnend the city, und das muß Odinas (Stadt) Pharaon geweſen ſeyn. Hier hat die myſtiſche

*) Dieſe Wackelfelſen wurden der Sage zufolge von Druiden aufgerichtet, und in Schwanken verſetzt, wenn der des Ehebruchs Angeklagte für unſchuldig paſſiren wollte. (Eckermann Religionsgeſch. III. 1. S. 55.)

**) Pharaon bezeichnet die brittiſchen Kabiren mit ihren Prieſtern des Pheryllt. Scota, Pharaos Tochter, gab Irland den Namen Scota (Ledwich Ant. of Ireland p. 1.) Der iriſche Pharroh, zuweilen Farroch oder Farragh, iſt ein Rieſe geworden, und der Gegenſtand eines Kriegsgeſangs der Iren (Transact. of the Irish Acad. X. p. 6.)

Sau den Wolf und den Adler geboren. Sie iſt durch ihre Drachen berühmt, welche erſchienen in der Zeit des Beli (Hu, aber auch Belen, der Sonnengott, nach ihm hieß das am 1. Mai angezündete Feuer: **Bel tein**). **Draig**, der Drache, war aber auch an Ceridwens Wagen geſpannt (Welsh Arch. II, 78.) wie an den Wagen der Ceres (Eckermann III. 2. S. 105). Zwar iſt merkwürdig, daß Arthur, dem göttliche Ehre vom Neodruidismus gezollt wird, Verfolger der Schweine iſt, man bedenke aber, daß, ſobald Arthur unter die Heiligen erhoben wurde, er auf die Ketzer Jagd machen mußte. Erſt nach vollſtändigem Siege des Chriſtenthums ging der druidiſche Ehrentitel: Schweine, auf die Mönche über, weil dieſe nun die Stelle der frühern heidniſchen Prieſter einnahmen. Arthurs Eberjagd muß aber in einer Zeit gedacht werden, wo das Druidenthum noch nicht überwunden und die chriſtliche Lehre noch zu ſehr mit druidiſchen Elementen verſetzt war. Man muß nämlich wiſſen, daß die Träger der Wiſſenſchaft, die Barden in Wales, welche in ihren Gedichten die Anſchauungen und Lehren des altkeltiſchen Heidenthums als überliefertes und darum heilig zu haltendes Nationaleigenthum feſthielten, zugleich auch dem Druidismus im Wege der Spekulation den chriſtlichen Gehalt unterzuſchieben trachteten, und der neuen Erkenntniß adäquat zu machen ſuchten. Davon zeugt die ganze ältere Bardenpoeſie. Es iſt alſo klar, daß und warum den römiſchen Prieſtern dieſe Träger der ketzeriſchen Miſchlehre weit gefährlichere Feinde waren, als die nackten Heiden, denen die Waffe der Spekulation abging. Darum Haß und Verfolgung gegen ſie, denen jedoch die Barden in gleicher Weiſe begegneten; jene gewaffnet mit dem Schilde der Bibel und römiſcher Satzung,

dieſe mit der Wehr uranfänglicher Nationalüberlieferung und höchſten Anſehens und Einfluſſes auf die Vornehmen, wie auf die Maſſe des Volkes; jene meiſtens fremde überſeeiſche Eindringlinge, dieſe Eingeborne des Heimathlandes. Auf dieſe Art erklärt San Marte (a. a. O. p. 78) die Entſtehung des Neodruidismus bei dem allmähligen, doch unwiderſteblich immer tiefern Eindringen der Chriſtuslehre. Dieſer Neodruidismus verſuchte nun in heidniſchen Bildern und in druidiſcher Prieſterſprache chriſtlichen Glaubensgehalt zu predigen. Aber je mehr Terrain die neue Lehre gewann, deſto myſteriöſer geſtaltete ſich der Neodruidismus. Je mehr das fortdauernd im höchſten Anſehen bleibende Bardenweſen von der römiſchen Hierarchie eingeengt ward, deſto hartnäckiger bannte er ſich feſt in der eigenthümlichen Denk- und Darſtellungsweiſe. Er verlor dadurch an Volksmäßigkeit. Die Perſönlichkeit Arthurs, der als Repräſentant des ganzen Ceridwenſchen Keſſelordens im Volke wie unter den Barden eine zu große Popularität beſaß, um wie ſo viele andere Namen der druidiſchen oder bardiſchen Theologie der Vergeſſenheit anheimzufallen, ward indeß von den verſchiedenen Partheien, Prieſtern und Barden, welche dem Chriſtenthum ſich nicht mehr entziehen konnten, gehörig ausgebeutet, um ihren Zwecken zu dienen und ihnen Eingang im Volke zu verſchaffen. Conſequent wie immer, ging die römiſche Kirche auch in Wales bei der Verdrängung des Heidenthums zu Werke. Da wo die Hauptſitze des Druidismus waren, an welche die Sage ſich knüpft, läßt die Legende es von Heiligen und Wundern wimmeln, z. B. in Mona und Angleſey. Die Inſel Avalon, das Paradies der Druiden und Arthurs Grabſtätte, iſt in der Abtei Glaſtonbury, die Arthur ſelbſt zum Seelenheil

Iders, Sohnes des Nudd, reich mit Ländereien dotiren läßt, fortgeſetzt. Das uralte Kloſter Bangor (d. h. großer Kreis) trägt ſelbſt den Namen des frühern druidiſchen Heiligthums. Könige, Helden und Barden, die in der Sage eine Rolle ſpielen, ſucht die Legende in ihr Gebiet zu ziehen, ſubſtituirt ihren kriegeriſchen Thaten ein fromm chriſtliches Leben, verſetzt ſie unter die Heiligen und weiht ihnen Kirchen. Zumeiſt beſtätigen ſich dieſe Thatſachen in der Perſon des Arthur, der ehedem der Sohn des Gottes Hu und der Göttin Ceridwen — die ſonſt auch Eigr genannt, daher der franzöſiſche Arthur-Roman ſie Fee Ygraine umtauft — nun ein chriſtlich lebender König geworden iſt, welcher, wie wir weiter unten ſehen werden, die drei hohen Feſte der Chriſtenheit durch beſondere Feier auszeichnet, und im Beſitz der Abendmahlsſchüſſel zur Erinnerung an die Apoſtel die Tafelrunde von zwölf Rittern ſtiftet u. ſ. w. Iſt es noch jetzt unklar, wie er die neodruidiſchen Ketzer, welche mehr als die Heiden dem Chriſtenthum ſchadeten, für Schweine anſieht, in welche ſchon Jeſus die böſen Geiſter bannte*) und in ſeinem chriſtlichen Eifer auf ſie Jagd macht?

Der Keſſel, welchen Arthur dem Odgar, Sohn des Königs Aedd, Königs von Irland, abforderte, und in deſſen Beſitz er nur gewaltſam kommen konnte, war

---

*) Als Arthur auf der Eberjagd von ſeinen Kriegern um die Herkunft des Schweines befragt wurde, das auſſer ihm Keiner, und er ſelbſt nur noch einer Anſtrengung von 9 Tagen und 9 Nächten — die Neun iſt bekanntlich die heilige Zahl der Druiden — zu beſiegen vermochte, erzählte er ihnen, daß es einſtmal ein König geweſen ſey, und daß Gott dieſen wegen ſeiner Sünden in ein Schwein verwandelt habe. (Das iſt mönchiſcher Spott gegen die Druiden gerichtet, die ſich Ferkel nannten, weil Ceridwen, die weiße Sau, ihre geiſtliche Mutter war.)

gewiß Ceridwens Keſſel geweſen, denn Aeddon iſt ja das Prädicat des geſtorbenen Hu, des in den Keſſel (in das Schiff der Erde) gekommenen Seelenvaters (vgl. S. 666 Anm.): „Mit dieſem Keſſel war Arthur zu Porth Kerddin in Dyved gelandet. Dort iſt noch das Maß von dem Keſſel.“ Porth Kerddin (Hafen oder Becken der Ceridwen?) heißt jetzt Pwll Crochan, iſt in Pembrokeſhire, 5 Meilen weſtlich von der Stadt Fiſchguard, welcher Name: „Teich des Keſſels“ bedeutet. Die ganze dortige Gegend hat Ueberfluß an druidiſchen Alterthümern (San Marte p. 68).

Außerdem verräth auch nachſtehende Epiſode in dem Gedicht von Arthurs Eberjagd, daß ſein Erſcheinen ſtets die Myſterien der Ceridwen ins Gedächtniß ruft:

Creirddylad, die Tochter des Clud Llaw Ereint, auch Llear genannt, und Gwythyr, der Sohn des Greidawl, waren mit einander verlobt. Vor dem Hochzeitfeſte jedoch kam Gwyn, Sohn des Nudd, und entführte ſie mit Gewalt. Gwythyr ſammelte ſeine Leute und zog aus, um mit Gwyn ap Nudd zu kämpfen. Aber Letzterer blieb Sieger, und machte mehrere von den Kampfgenoſſen ſeines Gegners zu Gefangenen. Einen derſelben, Nwython, erſchlug er, riß ihm das Herz aus dem Leibe, und zwang deſſen Sohn Kyledyr, es zu eſſen. Davon wurde dieſer wahnſinnig. Als Arthur hiervon hörte, zog er nach Norden (der Nachtſeite), forderte Gwyn ap Nudd vor ſich, ſetzte die von ihm gefangen gehaltenen Edlen in Freiheit, und ſtiftete Frieden zwiſchen Gwyn ap Nudd und Gwythyr. Und dies waren die Friedensbeſtimmungen, die er machte: die Jungfrau ſollte, ohne zu Gunſten für Einen von Beiden im Hauſe ihres Vaters bleiben, und Gwyn ap Nudd und Gwythyr ſollten an jedem erſten Mai um ſie fechten, und fortan bis zum jüngſten Tage, und wer von ihnen Sieger ſeyn würde, ſollte die Jungfrau erhalten.

Ein Kampf, der jährlich ſtattfindet, läßt vermuthen,

daß Creirdyladd am erſten November ſchon wieder in den Beſitz des Nebenbuhlers übergegangen ſey, wie wir ein Beiſpiel dieſer Art in der Proſerpine haben, die im Sommer dem Zeus, im Winter dem Pluto vermählt war. Letzterer iſt Gwyn ap Nudd (altn. Nutt, engl. night Nacht), der da wohnt gegen Mitternacht. Auch Pluto hieß Nycteus: der Nächtliche, auch er kriegte mit Epopeus: dem Sehenden, um einer Schönen wegen, die aber Hygin zufolge (Fab. 204) Nyctimene (Noctua) hieß, alſo eine Proſerpine, die dem Beherrſcher der Schatten vermählt iſt, alſo Ceridwen, die ſchwarze Henne, wenn Hu geſtorben, in der Unterwelt weilt, d. h. zur Winterszeit. In der jüngern romantiſchen Dichtung iſt Gwyn Elfenkönig, er gebietet über die luftigen Geſtalten, welche im Mondlicht auf weichen Raſen tanzen. Und dieſe haben wir ſchon S. 162 als Geiſter der unſelig Verſtorbenen erkannt. Ein Dichter des 14. Jahrh. (Davydd ap Gwylim) nennt „den Fiſchteich des Gwyn ap Nudd einen Pallaſt der Kobolde und ihrer Sippſchaft.“ Nach demſelben Dichter wird die Eule als Vogel des Gwyn ap Nudd bezeichnet. Eine merkwürdige Legende, in welcher er eine Hauptrolle ſpielt, iſt im Leben des St. Collen enthalten (abgedruckt in den Greal, p. 337. Lond. 1805, einer Sammlung altwälſcher Werke).

Der heil. Collen bewohnte auf einer Felſenſpitze eine Zelle. Eines Tages hörte er in ſeiner Einſamkeit zwei Männer über Gwyn ap Nudd ſich unterhalten und ſagen, daß er König von Annwn (Tiefe, Hölle) und der Feen (Elfen) ſey. Collen ſteckte den Kopf aus ſeiner Zelle und ſprach zu ihnen: „Haltet ſogleich euern Mund, das ſind Teufel!“ — „Halte du deinen Mund!“ erwiderten Jene, „du ſollſt eine Probe von ihm erfahren.“ Und Collen ſchloß ſeine Zelle wie vorher. Bald nachher vernahm er an der

Thüre ſeiner Zelle klopfen, und es fragte Jemand, ob er darin ſey. Darauf antwortete der Heilige: „Ja, ich bin hier, wer fragt da?“ — „Ich bins, ein Bote des Gwyn ap Nudd, des Königs der Hölle, dir zu befehlen, daß du kommſt, und mit ihm ſprichſt auf dem Gipfel des Berges zur Zeit der None.“ Aber Collen achtete nicht darauf. Am nächſten Tage kehrte derſelbe Bote wieder mit dem Befehl, und ſetzte die Drohung hinzu: „Wenn du es nicht thuſt, ſo wird es dir ſehr übel ergehen.“ Collen, nun ängſtlich, erhob ſich, bereitete einiges Weihwaſſer, ſteckte es in einer Flaſche zu ſich, und ging auf den Gipfel des Berges. Als er hinauf kam, ſah er das ſchönſte Schloß, das er je erblickt, rund umher die beſtgeordneten Schaaren, eine Zahl von Sängern, hörte alle Arten von Muſik und Geſang, und ſah Jungfrauen vom lieblichſten Anblick. Und jederlei Pracht zeigte den Hof eines mächtigen Herrſchers an. Und er ſah einen ritterlichen Mann auf der Zinne des Schloſſes, der ihm ſagte, daß der König mit dem Eſſen auf ihn warte. Collen ging ins Schloß, als er dahin kam, ſaß der König auf einem goldenen Stuhl. Er bewillkommte ſeinen Gaſt, und forderte ihn auf, mit ihm zu ſpeiſen, indem er verſicherte, auſſer dem, was er ſähe, ſolle er die ausgeſuchteſten Leckereien haben, die er nur wünſchen möchte, und ſollte mit jederlei Getränk bedient ſeyn, wie er nur befehle, und jeder Luxus der Courtoiſie ſolle ihm bereit ſtehen, Bankett, ehrenvolle Unterhaltung, ſeinem Rang angemeſſene Geſchenke, und jede Ehre, wie ſie einem Manne ſeines Anſehens zukomme. „Ich will nicht eſſen die Blätter der Bäume“ ſprach Collen. „Haſt du jemals Männer von beſſerer Ausrüſtung geſehen, als dieſe in Roth und Blau?“ fragte der König, indem er auf eine Reiterſchaar von blühenden Jünglingen hinwies. „Ihre Ausrüſtung iſt gut genug“ ſagte Collen „für ſolche Ausrüſtung wie die iſt.“ „Welche Art von Ausrüſtung meinſt du?“ fragte der König. Collen entgegnete: „das Roth auf einer Seite bedeutet Brand, das Blau auf der andern bedeutet Kälte.“ Damit zog der Heilige ſeine Flaſche mit Weihwaſſer aus der Rocktaſche hervor, und beſprizte ihre Häupter damit, worauf ſie vor

ſeinem Angeſicht verſchwanden, ſo daß weder Schloß, noch Reiterſchaaren, noch Jungfrauen, noch Muſik, Geſang und Banket, noch irgend etwas, auſſer dem grünen Hügel verblieb. (San Marte p. 49.)

Das war von dem Heiligen ſehr klug gehandelt, daß er von den ihm angebotenen Leckerbiſſen nichts anrührte, ſonſt wäre es ihm wie Proſerpinen ergangen, die von Pluto's Granatapfel gekoſtet hatte, und dadurch in ſeine Gewalt gekommen war. Aus dieſer Heiligenlegende erſieht man aber deutlich genug, daß noch in chriſtlicher Zeit Gwyn ap Nudd als Geiſt der Tiefe bekannt war. In den Myſterien iſt er nicht der Beherrſcher der Todten, ſondern der Todte ſelbſt, der als Weizenkorn von der ſchwarzen Henne Ceridwen (die Mutter-Erde), nach der Sommerwende, wenn die Vegetation ſtirbt, verſchlungen, und nach neun Monaten am erſten Mai als Kind wieder geboren wird. Gwythyr alſo ſein eigener Nebenbuhler. In der winterlichen Regenzeit iſt Ceridwen dem unterirdiſchen Hu (Aeddon) vermählt, ſie iſt dann Creirddylad (Zeichen der Ueberſchwemmung), die der Mythus der Ceridwen zur Schweſter gibt. Ludd Law Craint (der das Schiff regiert), auch Llyr (Seeſtrand) geheißen, Creirdyladds Vater, iſt folglich auch der Ceridwen Vater, der Lenker des Todtenſchiffs, der Seelenvater, der unterirdiſche Hu. Weil aber im Frühjahre Hu's Buckelochſen die Erde wieder aus dem Waſſer herausziehen, und eine Wiederſchöpfung bewirken, ſo wandelt ſich auch Ceridwen oder Creirdyladd (Creirwy) in ein freundlicheres Weſen um, und auf Arthurs Entſcheidung muß ſie der Geiſt der Tiefe im Anfang Mai's alljährlich an Gwythyr abtreten, der vielleicht Uthyr, Arthurs Vater iſt, nämlich der Geiſt, welcher die Seelen wieder zum

Lichte führt, worauf ſich auch die am erſten Mai gefeierten Myſterien der Ceridwen beziehen. Darauf ſpielt noch die Sage von den 60 Adlern an, die an jedem erſten Mai auf den 60 Inſeln des Sees Lunnoy (Loch Lomond) zuſammen kommen; und inſofern Druidenſitze Adlerneſter heißen, iſt hier deutlich genug auf eine Verſammlung von Prieſtern angeſpielt. Aus Creirdyladd iſt ſpäter Shakespeares Cordelia geworden, und ihr Vater Llyr (Lear), der mythiſche Repräſentant der unterirdiſchen Gewäſſer — ein König von Brittannien; um Cordelia hatte ein Herzog von Cornwall gefreit. Aber eben dieſe Provinz war der Sitz der Myſterien; der Ceridwen. Hieher hatte ſie als weiße Sau mit ihren Ferkeln den Weg eingeſchlagen. Hier wurde ſie gehütet im Glyn Dadweir, d. h. im Thal der Myſten (Davies, p. 426).

Im franzöſiſchen Arthur-Roman wird Creirdyladd unter den Hofdamen von Arthurs Gemahlin Ginevra aufgeführt, welche in allen Arthurſagen, beſonders aber im franzöſiſchen Roman, als eine ehebrecheriſche Frau geſchildert iſt. Oben haben wir dieſe Ginevra dem Arthur als Repräſentanten der reinen Lehre gegenüber, als den kezeriſchen Druidismus erkannt gehabt. Dieſes Bild konnte den chriſtlichen Mönchen, die ja auch den Arthur unter die Heiligen aufgenommen hatten, ſehr paſſend erſcheinen, weil auch in der Bibel der Abfall vom wahren Glauben ſo oft als (geiſtliche) Hurerei bezeichnet wird. Wollte man Ginevra durchaus hiſtoriſch faſſen, ſo erinnere ich daran, daß dem Arthur drei Frauen, die ſämmtlich Ginevra (Gwenhwyvar) hießen, zugeſchrieben werden (San Marte, S. 102), und dies wird doch auch der Leichtgläubigſte nicht buchſtäblich nehmen wollen! Die Eine ſoll die

Tochter des Gwythyr ap Greidiol, die Andere die Tochter des Gwryd Gweet, die Letzte die Tochter des Gogyrvan Gawr (der Rieſe) geweſen ſeyn. San Marte vermuthet: „es habe den frommen Scribenten unabläſſig geſchienen, ſo viel lockeres Leben auf ein einziges Frauenhaupt zu häufen (!). In Gottfrieds Chronik wird Ginevra von Modred, in Kiots Parciſal vom Zauberer Klinſchor (Klingsohr), in Morvilles Gedicht durch Valerin, und im Proſaroman von Lancelot, und in Chretiens Roman de la charette von Meleaganz, Sohn des Badegamuz, bald mit, bald wider ihren Willen entführt."

War Ginevra ein Bild des von der chriſtlichen Prieſterſchaft verabſcheuten Druidismus, ſo dürfte man ihre Triplicität als eine Anſpielung auf die dreifachen Myſterien im Cultus der Ceridwen gelten laſſen. Die erſten Myſterien waren die des Menw oder des Uthyr Pendragon. Dann die Myſterien des Coll, der ſo oft von den Triaden mit Hu in Verbindung geſetzt wird, als eine der drei Perſonen, welche der Kymriſchen Religion vorzüglich Gutes gethan. Er hat den erſten Weizen und die Gerſte (was man geiſtlich verſtehen muß), nach Brittanien gebracht, er, welcher in Cornwall die Sau (Ceridwen) hütete. Endlich die dritten Myſterien waren die des Math, Sohnes des Mathonwy, Drych und Gwydion, dieſe ſind aber nur eine Miſchung der urſprünglichen Kymriſchen mit der Variation des Coll, alſo eine Religion, welche in den Bardengeſängen enthalten iſt.

Die Barden dürfen mit den frühern heidniſchen Druiden nicht verwechſelt werden. Sie beſangen zwar auch noch die mythiſchen Helden der Vorzeit, aber ſie waren bereits Chriſten, denn die neue Lehre ward im

4. Jahrh. in der Bretagne eingeführt, im 6. Jahrh. kam ſie nach Kent, im 7. nach Northumberland. Dieſe Barden gedenken ſchon der Mönche, aber mit einer Feindſeligkeit, welche die Mönche erwiderten. So tadelt Gildas die engliſchen Könige, daß ſie den Geſang der Barden der geiſtlichen Muſik vorziehen. Dieſe gegenſeitige Abneigung iſt auch erklärlich bei der direct entgegengeſetzten Denkweiſe des Barden, der den altnationalen Volkscharakter in ſich trug, und zu jener Zeit oft noch in das Heidenthum hineinreichende Thaten ſang, mit jener des römiſch gebildeten Mönchs, deſſen Beruf es war, der hartnäckigen keltiſchen Natur ein neues Lebenselement einzuimpfen. Später aber verlor dieſer Gegenſatz ſich dergeſtalt, daß (bei Nennius) Arthur, deſſen Popularität die Mönche beſtimmt hatte, ihn in einen rechtgläubigen chriſtlichen Fürſten zu verwandeln *), um das Volk von den angefeindeten Barden abzuziehen — ſein Schild mit dem Bilde der h. Maria ſchmückte! Dies ſoll im Kriege gegen die Sachſen geſchehen ſeyn, und die Wirkung war, daß er in der Schlacht allein 470 Feinde niederſäbelte. Er eroberte in Folge dieſes unüberwindlich machenden Schildes ganz Hibernien, Island, Norwegen, Dacien, Gallien, ja ſogar die Gascogne wird von ihm unterjocht. An einem Pfingſtfeſt, bei welchem faſt alle Fürſten der Erde erſcheinen (an 40 Namen werden angeführt), krönt ihn der Erzbiſchof Dubricius als Herrn aller eroberten Reiche. Die größten Geſchenke werden vertheilt, Gaſtmahle, Spiele, Turniere ꝛc. folgen. Da kommt ein Brief von Lucius Tiberius aus

*) So wurde Coll, der Hüter der Sau Ceridwen, in den heil. Collen (vrgl. S. 681) verwandelt!

Rom, der dem Arthur Krieg ankündigt. Als der Römer naht, übergibt Arthur das Reich ſeinem Neffen Modred und ſeiner Gemahlin Gwenbryvar (Ginevra, Ginover), und beſteigt die Flotte. In der Schlacht mit dem Römerheere befindet ſich faſt die ganze aſiatiſche und africaniſche Welt. Wie voraus zu erwarten, zieht Tiber den Kürzern. Arthur läßt die Todten mit großen Ehren begraben und überwintert in Gallien. Da kommt ihm die Botſchaft, daß Modred in verbrecheriſcher Liebe ſich mit ſeiner Gemahlin Ginevra (Ganhumara) vermählt und des brittiſchen Thrones bemächtigt habe. Arthur ſchlägt den Modred in die Flucht, die treuloſe Gattin flieht nach Rom und wird Nonne. Beim Fluſſe Cambula kömmt es zu einer Hauptſchlacht, in welcher Modred fällt, aber auch Arthur tödtlich verwundet wird. Zu ſeiner Heilung bringt man ihn nach der Inſel Avallon, wo er (542 v. Chr.) ſtirbt. Der bekanntern Sage zufolge war es ſeine Beſchützerin, die Fee Morgane, die ihn aus dem Schlachtgewühl auf ihre Inſel trug, und dort mit einer Zauberſalbe ſeiner Wunden pflegte, die aber alle Jahre wieder aufbrechen. Morgane iſt bekanntlich eine Meerfee, daher die Luftgebilde auf der See als von ihr ausgehende Täuſchungen, fata Morgana von den Italienern genannt werden. Offenbar iſt ſie — denn Avallon heißt ja ihre Inſel — die daſelbſt in Myſterien gefeierte Ceridwen, deren Waſchbecken auch der Ocean ſeyn konnte. Ceridwen iſt aber Arthurs Mutter, weil ſein Vater Uthyr Pendragon oben mit Hu identiſch genommen wurde. Daher alſo die Zärtlichkeit der Fee für Arthur. Die Inſel Avallon in Sommerſett war ein Hauptſitz des nördlichen Druidismus.

Den Namen hatte ſie von 147*) Apfelbäumen, deren von den Bardenliedern gerühmten weißen Blüthen das Druidengewand bezeichnen, die weiten Aeſte das hohe Anſehen des Ordens, die Früchte ihre Lehren, und das abgeſonderte Holz, das dieſe Früchte erzeugt, iſt der heilige Hain. Später vertauſchte die Inſel den Namen Apfelinſel (Afallenau) gegen den einer Glasinſel (agſ. Glastney, engl. Glastonbury), und zwar wegen der religiöſen Bedeutung des Glaſes. Denn unter den druidiſchen Geräthſchaften ſind auch linſenförmige Glaskugeln, die nach ihrer Farbe für Abzeichen der verſchiedenen Lehrſtufen im Druidenorden gelten. Die blauen gehörten den vorſitzenden Barden, die weißen den Druiden, die grünen den Ovaten, die dreifarbigen den Schülern (Davies, p. 455). In den Myſterienliedern iſt die Rede von „Arthur im Glasbecher," d. h. von Hu im Schiffe. Darauf bezogen ſich der Einweihungstrank aus dem Glaſe und die Glasamulete der Druiden. Das Glasſchiff hält Mone für den Spiegel der Welt (vgl. dagegen meine Erklärung w. u.) Die Heiligkeit, welche die Druiden dieſer Inſel gegeben, veranlaßte die Mönche, hier eine Abtei zu erbauen, und die Sage läßt Arthur ſelbſt hier 24 Mönche einſetzen, und zu ihrem Unterhalt Beſitz an Ländereien anweiſen, auch die Kirche daſelbſt mit Schätzen reichlich ausſtatten. Eine andere Sage läßt das Kloſter ſchon von Joſeph von Arimathia, dem Apoſtel der Britten, ſtiften. Es iſt alſo die älteſte Chriſtenpflanzung in England, was auch ſeine Beinamen: „prima terra Dei" „S. S. terra in Anglia" „tumulus S. S." „mater S. S."

*) Dieſe Zahl war den Britten heilig. Sie iſt das Quadrat von 7, mit der myſtiſchen 3 multiplicirt.

anzeigen. Wie Joſeph von Arimathia nach England gekommen, davon wußte kein alter brittiſcher Kirchenhiſtoriker bis zum 12. Jahrhundert, weder Gildas, noch Beda, noch Nennius, die doch nicht die Aufnahme von Sagen und Legenden in ihre Geſchichtsbücher verſchmähen, und die Verbreitung des Chriſtenthums zum eigentlichen Gegenſtand ihrer Erzählung machen. Dieſe Miſſion eines Apoſtels hatte vielmehr Philippus, aber Wilhelm von Malmesbury (de antiq. Glaston. eccles. bei Thomas Gale I. p. 290) nennt ihn ſchon **carissimum amicum Philippi**, den er mit 12 Schülern nach Brittanien ſandte, um dort das Evangelium zu verbreiten, und welche die Kirche von Glaſtonbury auf der Inſel Avallon gründeten *), auf welcher Arthurs Grab war. Hierdurch war den Romanciers die Verbindung Joſephs, deſſen Begräbnißkapelle unter den Ruinen der Abtei Glaſtonbury man noch jetzt ſieht (Dugdale, Monast. anglic. I. p. 1) mit Artus nahe gelegt. Heinrich II. erfuhr nämlich aus — Bardenliedern, daß Arthur dort zwiſchen zwei Pfeilern begraben liege. Man fand einen großen Stein mit einem bleiernen Kreuze, worauf die Inſchrift: **hic jacet sepultus inclytus rex Arturius in insula Avallonia.** Der Leichnam lag in einem hohlen Eichſtamm, denn die Eiche war den — Druiden heilig. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſes Grab Arthurs mit Balders Grab in Dänemark und Schleswig, ſo wie mit dem Grab des Zeus auf Kreta wohl

*) Ein König Agreſtes weiſt ihnen eine ſumpfige buſchige Inſel, von den Einwohnern Yniswitrin (Insula vitrea: Glasinſel) genannt, an, wo ſie durch eine Viſion des Erzengels Gabriel angewieſen werden, nach ſeiner Anleitung der Jungfrau Maria eine Kapelle zu bauen.

vergleichen werden darf. Arthurs Aufenthalt auf der Glasinſel*) beweist dem Unbefangenen nur, daß die Myſterien der Ceridwen und die jährliche Todtenklage des Hu auch hier gefeiert wurden; aber die chriſtlichen Mönche, die den Arthur in einen Heiligen umgewandelt hatten, mußten ihn folgerecht auch hier begraben ſeyn laſſen. Da aber an dieſe Apfelinſel die Erinnerung an Merlin, nämlich an den Vorſtand der Barden, Merddin, haftete, deſſen Lied lautete: „Keinem iſt in der Stunde der Dämmerung gegeben, was dem Merddin gegeben iſt, ehe er alt ward, nämlich 70 mal 2 und 7 köſtliche Apfelbäume von gleichem Alter, Höhe, Länge und Umfang etc.,“ ſo war es unvermeidlich die Gralſage, in welcher auch Merlin eine ſo große Rolle ſpielt, mit Arthur zu verbinden, obſchon von ihr bis zum Jahr 1150 nirgends in nordfranzöſiſchen und engliſchen Werken eine Spur vorkommt.

Am vollſtändigſten erzählt über den ſchon von Merlin als Abendmahlkelch gedeuteten Gral und Joſeph von Arimathia der gedruckte Proſaroman du St. Graal:

Als Jeſus gekreuzigt war, ging Joſeph von Arimathia in das Haus Simons und fragte, wo Chriſtus mit den Apoſteln geſpeist? Dieſer zeigte ihm den Ort auf der Höhe des Hauſes. Dort fand Joſeph noch die Schüſſel (ung plat), woraus der Herr mit den Jüngern geſpeist hatte. Hocherfreut nahm er ſie mit nach Hauſe. Er erbat ſich von Pilatus den Leichnam Chriſti, nahm ihn vom Kreuz, legte ihn in ein Felſengrab, und fing das ſeinen Wunden bei der Beerdigung (?) entſtrömende Blut in jener Schüſſel auf. Aber die darob erzürnten Juden führten ihn in ein Gefängniß, fünf Stunden von Jeruſalem entfernt, wo der Heiland ihm erſchien, ihm den Napf mit dem Blute brachte, und ihn ermuthigte, daß er nicht umkommen, ſondern einſt wieder hervortreten und

*) Vgl. die Anmerk. S. 689.

die Welt ſehr verändert finden werde. Zwei und vierzig Jahre lang blieb Joſeph in dieſem Kerker, ohne andere Hülfe als der heiligen Schüſſel, deren Kraft ihn erhielt und ihm wunderbar das Leben friſtete. Da kam Titus Veſpaſianus nach Jeruſalem mit einem Heer, um Chriſti Tod zu rächen. Es erſchienen vor ihm die Frau und der Sohn Joſephs von Arimathia, und beklagten das Schickſal ihres Gatten und Vaters, angebend, daß ſie ſeit 42 Jahren nichts von ihm gehört hätten. Titus drohte den Juden, und da führte ihn Kaiphas in Joſephs Gefängniß. Titus ließ ſich an einem Strick in den unterirdiſchen Kerker hinab, und fand ihn mit unendlicher Klarheit erfüllt. Er kündigte ſich dem Gefangenen als ſeinen Befreier an. In der Nacht vor des Titus Abreiſe nach Rom trat Jeſus an Joſephs Bett, und befahl ihm, Titus zu taufen und die Schüſſel mit ſich zu nehmen, die für alle ſeine Bedürfniſſe ſorgen werde. Darauf taufte Joſeph den Titus und ſeine Offiziere im Euphrat heimlich, denn Veſpaſian ſollte nichts davon erfahren. Unfern von Bethanien befahl ihm eine himmliſche Erſcheinung, für den heiligen Gral — wie die Schüſſel hieß — eine kleine Kiſte machen zu laſſen, und ihn darin zu bewahren, welche er jeden Tag öffnen durfte, aber nur ihm und ſeinem Sohne war die Berührung erlaubt. Joſeph und ſeine Begleiter wurden auf ihrer Reiſe wunderbar durch die Kraft des Grals ernährt, ohne daß ſie mit Mundvorrath ſich zu verſehen brauchten. Nach langen Wanderungen durch die Länder vieler heidniſcher Könige, die durch Wunder zu Chriſto bekehrt wurden, durchzogen die Sendboten des göttlichen Wortes Brittanien, und immer größer ward die Schaar der Bekehrten und der Diener des h. Grals.

Die Wanderung Joſephs wird aber noch lange fortgeführt, bis die Erzählung ſich in eine unklare Genealogie der Nachkommenſchaft Joſephs verläuft und dieſen ſelbſt aus den Augen verliert. Wenn San Marte (Wolfr. v. Eſchenb. II. S. 414) bemerkt: „Die Deutung des Gral als Abendmahlſchüſſel, und daß in ihr Chriſti Blut aufgefangen, ſcheine mit hiſtoriſchen That-

ſachen in Verbindung geſetzt zu ſeyn," ſo mag dieß in einer ganz andern Hinſicht, als mein Gewährsmann meinte, zur Wahrheit geworden ſeyn. Daumer ſpricht nämlich im zweiten Band ſeiner „Geheimniſſe d. chriſtl. Alterth." S. 129 von „Wannen, Mulden, Keſſeln und Schüſſeln, deren ſich die chriſtliche Kirche (wie früher das Heidenthum, bei den Kelten nicht nur, ſondern auch bei den germaniſchen Völkerſchaften) bei ihren — Menſchenopfern bediente." Er beruft ſich bei dieſer Gelegenheit auf S. 101 des erſten Bands, wo er ein altes Gemälde, Eigenthum des Herrn von Bibra zu Nürnberg, wie folgt beſchreibt: „In einem wannenartigen Behältniß liegt eine bekleidete junge weibliche Figur, in ihren Hals iſt ein Einſchnitt gemacht, von welchem Blut rinnt. Eine Schaar von Engeln und einige Menſchen umgeben das Behältniß. Acht Engel ſtehen hinten herum und beim Kopfe der liegenden Figur; vorn läuft aus zwei in dem Behältniß angebrachten Oeffnungen Blut, und wird von zwei knieenden männlichen Geſtalten, die Gefäße unterhalten, aufgefangen, daneben befinden ſich zwei weibliche Figuren, von denen eine vor dem Behältniß kniet und die darin Liegende andächtig zu verehren ſcheint." Daumer meint nun, daß die Engel für Mönche genommen werden müſſen (wegen Offenb. Joh. 1, 20 *). Eine Ermordung im Bade läßt ſich hier nicht vermuthen, weil die Geopferte angekleidet im Behältniß liegt, und darin kein Waſſer zu ſehen. Theil II. S. 130 beruft er ſich auf eine Mittheilung Kuhns in den Märk. Sagen S. 109, wo

---

*) Ich füge hier noch aus Webers „Deutſchland" IV. S. 221. eine Sage aus dem Kloſter Corvey hinzu. Daſelbſt erzählte man: Wenn einer der Mönche Krankheits halber im Chor nicht erſcheinen konnte, ſo ſang ein Engel an ſeiner Stelle.

zweier an der Außenſeite einer Kirche eingemauerter meſſingner Becken gedacht wird, und in der Schloßkirche zu Querfurt ſind, nach Bechſtein (Thür. Sagenſch. IV. S. 93), oben auf dem Chor im ſteinernen Schwibbogen mittelſt einer eiſernen Kette kupferne Keſſel angeſchmiedet. Ein metallenes Gefäß, worin man bei den Chriſtenverfolgungen das Blut der Märtyrer aufgefangen haben ſoll, ſtand nach Keyßler (Reiſ. I. S. 770) einſt an einer Stelle der Peterskirche zu Rom, ward aber von da entfernt und eingeſchloſſen. Zwei ſilberne und eine kryſtallene Schale, in welchen das Blut des h. Simon aufgefangen worden, zeigt man zu Trient (Blainville, Reiſ. I. S. 448). Tiſche, auf welchen Chriſtus ſein Abendmahl gehalten, werden an mehrern Orten bewahrt; eine früherhin mit Silberblech beſchlagene Tafel, der man jene Bedeutung gab, ſah Keyßler in Rom; Fragmente von einem ſolchen Abendmahlstiſche hat man, wie ein 1520 gedrucktes Verzeichniß von kirchlichen Heiligthümern lehrt, zu Halle gezeigt (Keyßler I. S. 684 m. d. Note). Eine ſmaragdene Schüſſel, worin bei Chriſti Abendmahl das Oſterlamm gelegen, iſt in Genua zu ſehen (Ebendaſ. S. 441). „Sie hat," ſchließt Daumer ſeine Aufzählung, „wohl ebenfalls zu den genannten Zwecken gedient." Dieſer sacro catino der Genueſer, über deſſen Urſprung und Geſchichte ein überaus fabelhaftes Buch von dem Mönch Gaetano zu Genua 1727 erſchienen iſt, dieſes Gefäß, welches aber nicht aus einem einzigen Stück Smaragd gemacht iſt, ſondern wie die Unterſuchungskommiſſion des franzöſiſchen Inſtituts verſichert, nur aus einem orientaliſchen Glasfluß und in Konſtantinopel gearbeitet worden iſt (Millin Voy. en

Savoie II. p. 165. Bossi sur le vase que l'on conservait à Genes sur le nom du Sacro Catino, Turin 1807), dieſes Heiligthum iſt ja eben die vielbeſprochene Abendmahlsſchüſſel, in welcher das Paſchalamm gelegen, welches Jeſus mit den Apoſteln als Abſchiedsmahl verzehrt haben ſoll*), in welches Joſeph von Arimathia in der Folge das Blut Jeſu, das aus den Wunden ſeines Leichnams rann, aufgefangen haben ſoll (vergl. S. 690). Und gewiſſer als dieß Alles dürfte ſeyn, daß das Blut vieler andern Geopferten in den finſtern Jahrhunderten des Mittelalters in dieſe Schüſſel geſammelt worden ſeyn wird. Und die Genueſer werden dieſes Gefäß zweifelsohne, wie die Querfurter den an ihrer Kirche eingemauerten Keſſel, für das Palladium ihrer Stadt gehalten haben, in dem Wahne, daß das darin geſammelte Opferblut als ſtellvertretende Sühne ſie vor Peſt und andern Drangſalen jeder Zeit behüten werde. Dieſes zu Konſtantinopel gearbeitete Pretioſum läßt die Tradition vom Heer der Kreuzfahrer in Cäſarea auffinden; bei der Theilung der Beute ward die Schale den Genueſern zu hohem Preiſe angerechnet; der geheiligte Fundort — denn hier ſoll der Apoſtel Philippus ein Haus gehabt haben, das bei der Einnahme der Stadt im Jahr 1101 den Gläubigen noch gezeigt ward — legte dieſem Schatz noch einen beſondern Werth bei, und die Genueſer, froh ſolchen Beſitzes, weiheten die Schale der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz zu Genua. Da-

*) Enfin Joseph avoit été dans la maison ou J. C. avoit fait la céne avec ses Apotres, et y trouva l'escuelle, ou Dieu avoit mangé, si s'en sesist (saisit), il la porta chez lui et il s'en servit pour ramasser le sang, qui coula du coté et des autres plaies, et celle escuelle est appelée le St. Graal. (Rom. de St. Graal par Robert de Bouron.)

mals aber erregte nur die Pracht und das Geheimniß des Materials, woraus die Schale gefertigt war, die allgemeine Aufmerkſamkeit, wie aus einer Aeußerung des Wilhelm von Tyrus (1174) erhellt. Auch Alberich de trois Fontaines, der um die Mitte des 13ten Jahrhunderts lebte, und welcher auf Turpin und Merlin als ſichere Autoritäten ſich beruft, auch ſonſt eine große Leichtgläubigkeit an Tag legt, gedenkt in ſeiner Chronik ad ann. 1101 dieſes vasis viridissimi coloris, ohne jedoch auch etwas von deſſen Bedeutung als Abendmahlsſchüſſel und vom heiligen Blute zu wiſſen. Helinand, Ciſtercienſermönch von Fremont, in der Diöceſe Beauvais († 1227), berichtet hingegen (Chron. pag. 92 bei Tiſſier Bibl. patr. Cist. T. VII.) ad ann. 720: Hoc tempore in Brittania cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum de sancto Joseph decurione, qui corpus Domini deposuit de cruce et de *catino illo suo paropside,* in quo dominus coenavit cum discipulis suis; de quo ab eodem eremita descripta est *historia, quae dicitur de Gradali.* Hanc historiam *latine* scriptam invenire non potui, sed *tantum gallico scripta* habetur. Hanc autem nondum potui ad legendum sedulo ab aliquo impetrare. Zu deutſch: „Um dieſe Zeit ſah ein Eremit in Brittannien in einer Viſion jene Schüſſel des h. Joſeph (von Arimathia), aus welcher der Herr mit ſeinen Jüngern gegeſſen. Derſelbe Eremit ſchrieb dann die Geſchichte vom heiligen Gral. Lateiniſch konnte ich mir ſie nicht verſchaffen, man ſagte mir, ſie ſey nur in franzöſiſcher Sprache abgefaßt, aber auch in dieſer Abfaſſung vermochte ich die Schrift nirgends auf-

zutreiben! „Dieß Zeugniß, ſagt San Marte, beſtätigt die Neuheit und geringe Verbreitung der Sage um 1227, die hiernach augenſcheinlich als Gegenſtand franzöſiſcher Romane bezeichnet wird. Jakob de Voragine (1244 — 1298) bezeichnet jedoch ſchon jene Schüſſel von Cäſarea beſtimmt als illud vas quod *Angli in libris suis Sangreal* appellant (Muratori Thesaur. rer. Ital. IX.), d. h. als ein Gefäß, welches die Britten in ihren Schriften den h. Gral nennen. San Marte hält es für wahrſcheinlich, daß die Genueſer, um ihrem prächtigen Gefäße noch größern Ruhm zu verleihen, es dadurch zur Reliquie zu machen ſuchten, daß ſie es als Abendmahlsſchlüſſel bezeichneten, welche nach andern Traditionen*) die Königin von Saba einſt dem König Salomo geſchenkt haben ſoll; von dieſem kam ſie an Herodes, und von dem an Nicodemus, bei dem ſich ihrer der Heiland bediente. Schwerlich hätten die Provencalen dieſe Deutung, welche ſo ganz im Geiſt der Romandichtung des 13ten Jahrhunderts war, ſich entgehen laſſen, wenn die Genueſer vor 1150 dieſe Idee ſchon gehabt hätten. In derſelben Zeit, als die Romane bereits erzählten, welche Bewandtniß es damit habe, ſandte 1247 der Patriarch von Jeruſalem ein Gefäß mit dem heiligen Blute, als von Joſeph von Arimathia und Nicodemus herrührend,

*) Nach der gewöhnlichen Sage ſoll, als Chriſtus bei Simon dem Ausſatzigen ergriffen worden, eine Jude dieſe Demantſchale mitgenommen und dem Pilatus übergeben haben. Dieſer ſchenkte ſie dem Joſeph, der ſich ihrer zur Bekehrung der Heiden bedienend, ſie nach Brittanien brachte. Dieſes Kleinod ſoll ſpäter im Schatz eines Königs dieſer Inſel (le roi pecheur, mit Anſpielung auf Chriſtum als Seelenfiſcher ſo genannt) aufbewahrt, aber von der Vorſehung der Erde entzogen worden ſeyn, als alle mit dem Beſitze deſſelben verknüpften Wunder auf Erden erfüllt waren.

dem König Heinrich III. von England zum Geſchenk (Matth. Paris Hist. maj. rer. Anglic.)

Ich aber wiederhole es noch einmal: die Heiligkeit jenes Gefäßes hatte bei den Genueſern erſt dann rechte Geltung bekommen, als, um mich der eigenen Worte des Pater Cochem (gründl. Meßerklär. Cöln 1808) zu bedienen: „in der Meſſe die Blutvergießung Chriſti erneuert wurde.“ Somit wird auch folgende, im obencitirten Proſaroman du St. Graal vorkommende Stelle ihren eigentlichen Sinn erhalten: „der Heiland erſchien darauf in Perſon unter gewaltigem Donner, wie er an's Kreuz geheftet war, und erhob Joſephs Sohn zum Oberprieſter (grant prebetre) über alle Welt, und lehrte ihn das Myſterium der Meſſe. Wunderbare Geſtalten erſchienen. Die Geſtalt Chriſti zeigte ſich am Kreuze, und ein Zug von Engeln ſchwebte bei dem Kaſten vorbei, worin der heilige Graal befindlich war. Joſephus ſegnete, wie Chriſtus ihm geheißen, das Brod und den Wein. Als er es aber gethan, ſah er Erſteres in ein Kind verwandelt und Letzteres in noch warmes ſprudelndes Blut. Er theilte das Kind in drei Stücke, als er aber niedergefallen war und gebetet hatte, erblickte er auf der Patene nichts als ein Stück Brod, ſobald er es jedoch in den Mund geſteckt, verwandelte es ſich wieder in ein Kind*).“

Kann irgend ein Zeugniß deutlicher, als dieſes ſprechen?

Schon S. 145. 248. Anm. und S. 536 Anm. wurden Beiſpiele angeführt, daß bei den heidniſchen Germanen

---

*) Auszug eines altfranz. Werkes über den h. Gral in Büſchings Erz. d. Mittelalters I. S. 391. Breslau 1814.

und Slawen bei allgemeiner Landesnoth der König oder Oberprieſter ſich für das Volk dem Opfertode weihten. Derſelbe Fall wird von Peliſſier hinſichtlich der Kelten berichtet. Er beruft ſich auf Auguſtin (C. D. VII. 19), welcher ſagt: ein Menſchenopfer galt ihnen unter allen Religionshandlungen als die vorzüglichſte. Wenn die Gallier ſich in der Schlacht oder ſonſt in großer Gefahr befanden, gelobten ſie, einen Menſchen den Göttern zu opfern. Sie glaubten, der Tod des Geopferten komme dem ganzen Volke zu gute. Der h. Guntram, König von Burgund, bot Gott, als Peſt und Hungersnoth in ſeinem Lande wütheten, ſich ſelbſt zum Opfer dar, damit ſein Volk verſchont würde. (Poſtelmeier, Leben d. Heiligen S. 44). Alſo hatte das Chriſtenthum den heidniſchen Aberglauben nicht abgeſchafft, ſondern in ſich aufgenommen. Die Kirchenväter gingen hierin mit Lehre und Beiſpiel voran. So Origenes (contra Cels. I. 31): „der freiwillige Tod eines Menſchen iſt das Mittel, gewiſſe Unglücksfälle und Landplagen abzuwenden.“ Ferner (Exhortat. ad martyr.): „Wie wir durch das koſtbare Blut Jeſu erkauft ſind, ſo werden es viele durch das Blut der Martyrer.“ Ignatius nennt ſich in ſeinem Briefe an die Römer: „den Weizen Gottes, der unter den Zähnen der wilden Thiere (denen er vorgeworfen werden ſollte) als reines Brod Chriſti erfunden werde.“ Vielleicht war Ceridwen, als ſie in Geſtalt einer ſchwarzen Henne den Gwydion, der die Geſtalt eines Weizenkorns angenommen, verſchlungen hatte (ſiehe S. 663), auch eine ſolche opferſüchtige Gottheit, in deren Keſſel die Druiden den zu Opfernden legten, der durch ſeinen freiwilligen Tod unmittelbar in den Zuſtand der Seligkeit überzugehen hoffte? Und da Arthur S. 671 als die Seele eines jeden Todten

gedeutet wurde, ſo möchte ſich aus ſeinem Grabmahl auf der Apfel- oder Glasinſel, der Inſel der Seligen, d. h. wo man die Menſchen durch Opferung — in der chriſtlichen, wie in der heidniſchen Zeit — ſelig machte, vermuthen laſſen, daß daſelbſt der Göttin Ceridwen, wie in Indien der ſchwarzen Kali, viele Menſchenopfer gebracht worden ſeyen. Ihr Opferbecken war dann Hu's Todtenſchiff*), Arthurs Glasſchiff, und dieſelbe Bedeutung hatte gewiß auch das „vas *vitreum*" der Genueſer, nämlich der h. Gral, den lange vorher ſchon Joſeph von Arimathia nach der Glasinſel gebracht haben ſollte. Das Blut aus den Wunden Chriſti ſollte darin aufgefangen worden ſeyn, aber das Blut vieler andern Perſonen war es. Außer Genua rühmt ſich übrigens auch Lyon (C. de Laboureur les masures de l'abbaye royale de l'Isle Barbe de Lyon, Lyon 1665 4°. ch. 2. §. 8. sq. pag. 10 sq.) im Beſitze des h. Graals zu ſeyn. Da aber ſchon S. 650 die Isle Barbe als ein Druidenſitz bezeichnet wurde, ſo iſt daraus zu ſchließen, daß der brittiſche Menſchenopfercultus auch von den Druiden Galliens ausgeübt worden ſey, ſowie daß in beiden Ländern das Chriſtenthum dieſen heidniſchen Brauch beibehalten, und hier wie dort das Opferbecken, in welchem das Blut des Geopferten aufgefangen worden, als eine Abendmahlsſchüſſel bezeichnete. Daß dieſe Vermuthung nicht aus der Luft gegriffen, könnte ich indirect aus Villemarqué's Contes pop. des anc. Bretons beweiſen. Thl. I. p. 17 ſagt er nämlich: Die Elemente zur romanhaften Geſchichte Arthurs ſuchte

---

*) Le St. Graal est le meme que le st. vaisseau en forme de calice, dans lequel fust mis le sang du St. Seigneur (Rom. de Lancelot du Lac T. II. f. 51. c. 2.)

ich in den auf uns gekommenen Ueberbleibſeln der keltiſchen Literatur auf, die bedeutend älter iſt, als Geoffrois Berichte. Die cambriſchen Barden des 6ten bis 10ten Jahrhunderts ſind als die Baſis derſelben zu betrachten. Talieſin, einer der früheſten, iſt Verfaſſer eines Poems, in welchem Arthur als Sohn Uthyrs, des Drachenhäuptigen, dargeſtellt wird." Und Thl. II. S. 309: Talieſins Geſänge handeln lediglich von mythologiſchen Gegenſtänden, die vor dem 6ten Jahrhundert bekannt waren. Die Lehren, welche ſie offenbaren, wurden von den Barden jener Epoche geſungen. Hauptgegenſtand derſelben iſt das Dogma von der Seelenwanderung, in einem ſolchen Liede ſchildert er ſeine myſtiſchen Entdeckungsreiſen im Bereich der druidiſchen Theologie. Die Elegie Uthyr Pendragon iſt rein heidniſch, und handelt von dem Tode des zum Opfer Geweihten (c'est le chant de mort de la victime, qui va etre sacrifié). Muthmaßlich ſtellten die Druiden, wie die Brahmanen, demjenigen, der freiwillig den Opfertod ſtarb, die unmittelbare Seligkeit nach dem Tode in Ausſicht, während die Seelen derer, die eines natürlichen Todes ſtarben, der Wanderung durch Thier- und Menſchenkörper unterworfen ſind. Nun beachte man, daß ſowohl die Lyoneſer ihren Gral in der dem h. Johannes Baptiſt geweihten Kathedralkirche, als auch die Genueſer den ihrigen in der Kapelle des Täufers in der Kathedrale St. Lorenz aufbewahrten. Es war alſo der Gral nicht blos Abendmahlsſchüſſel, in welcher das geopferte Lamm lag, mit welchem ſich Chriſtus zuerſt, ſeitdem ſo viele andere Märtyrer beiderlei Geſchlechts verglichen hatten, ſondern es war auch ein Taufbecken, in welchem, wie der Apoſtel ſagt, „wir mit Jeſu durch den Tod

begraben werden, um geiſtig wieder aufzuerſtehen.“ So war Johannes Baptiſt auch der Täufer mit Blut geworden, wie es anderwärts von Chriſto heißt: bei ſeiner Wiederkunft werde er nicht mit Waſſer, ſondern mit Blut taufen.

Obgleich Merlin zum Gral in noch näherer Beziehung ſteht als Arthur, ſo wollen wir uns doch wieder nach dem Letztern umſehen, und die geiſtliche Tendenz der Sage vom Gral aus den Erlebniſſen und Thaten Arthurs und ſeiner Umgebung herauszudeuten verſuchen.

Arthurs Vater, Uthyr Pendragon, nennt ſich ſelber den Fürſten der Finſterniß und den Schlachtenordner, er iſt alſo Todesgott, ſein Gürtel der Regenbogen, nämlich die Brücke der Seelen, welche er aus dem Schatten des Todes zum ewigen Lichte hinüberleitet. S. 672 wurde erwähnt, daß er die Geſtalt eines Herzogs von Cornwall, Namens Gorlas angenommen, um mit deſſen Gemahlin den Arthur zu zeugen. Cornwall war der Hauptſitz der Ceridwen'ſchen Todesmyſterien (vgl. S. 685), und Gorlas bedeutet im Wälſchen eine Wolke. In dieſer Geſtalt hatte Uthyr alſo den Arthur gezeugt.

Der Arthur der Barden iſt der Schlachtengott Brittaniens, wie er überhaupt den neunten Theil der mächtigen Eigenſchaften ſeines Erzeugers geerbt haben ſoll (Myvyrian Arch. of Wales I. p. 72). Unter ſeinen Beinamen findet man „Stier der Schlacht“ und „Wunder des Degens“ (Ibid., p. 177). Arthur hatte von ſeinem Vater ein Zauberſchwert erhalten, welches Talieſin „das große Schwert des großen Wunderthäters“ nennt (p. 72). Wie im Roman, ſo wird auch in den Bardenliedern Arthur's Kriegsglück

gerühmt, wie die ganze Welt ſeinem ſiegreichen Arm nicht zu widerſtehen vermag, wie er eine Anzahl von Städten einnimmt (p. 45), und als „König der Welt" ausgerufen wird (p. 65). Seinen Majordom nennen die Barden Kai-de-Lery, die Romane änderten ihn in Keu (Guy?) um, ſo wie der von den Barden erwähnte Herold mit der goldenen Zunge, Gwalhmai in Gauvain, und Arthurs Gattin Gwenvivar in Ginevra, Medrod ſein Neffe oder Baſtardſohn in Mordred umgetauft wurde. Letzterer hatte ſie verführt, aber ſie büßte die Sünde im Kloſter ab. In der Schlacht zu Camlan büßte der Verführer ſeinen Frevel mit dem Leben (p. 153). Talieſin ſpricht von Arthurs Verſchwinden im Handgemenge der Kämpfenden als einem druidiſchen Myſterium; aber ein anderer Barde läßt ihn zum Himmel aufſteigen und einem Sternbild ſeinen Namen geben (p. 178) — das Nordgeſtirn, „der große Bär" heißt im Brittiſchen „die Harfe Arthurs" — aber Merlins Prophezeiung zufolge wird er einſt wieder auf Erden erſcheinen, um neue Schlachten zu liefern (p. 153), weßhalb auch auf ſeinem Grabe der lateiniſche Vers:

Hic jacet *Arturus*, rex quondam, rexque *futurus*

geſtanden haben ſoll*).

---

*) San Marte (Arthurſage S. 26.) hält es „für eine rein anglonormanniſche Erfindung politiſcher Klugheit, wenn die Annales de Margan (bei Gale II. p. 10. welche bis 1231 gehen, und nach und nach von verſchiedenen Mönchen der 1147 geſtifteten Abtei Margan zuſammengetragen wurden) berichten: es ſeyen die ſterblichen Ueberreſte Arthurs auf der Inſel Avallon, wo die Abtei des h. Dunſtan Glaſton ſich befindet, entdeckt worden, was man den Bemühungen eines dortigen Abtes verdankt, der den ganzen Kirchhof unermüdlich durchſuchen ließ, bis er endlich ein ſteinernes Grabmal mit folgender Aufſchrift gefunden:

Um das Jahr 1140 beſchreibt Wilhelm von Malmesbury Arthur in der Stadt Kerleon (Caer Llyon?) am Weihnachtsfeſte Hof haltend, und den Ritterorden ſtiftend (Legitur in *gestis* [!] illustrissimi Arthuri quod cum in quadam festivitate Natalis Domini apud Karlium strenuissimum adolescentem insignis militaribus decorasset.) Ueber Arthurs Verſchwinden in der Schlacht und ſein einſtiges Wiedererſcheinen läßt er ſich wie die Romanicers vernehmen: „Da Arthurs Grab nirgend zu finden iſt, ſo ſchließt das Volk daraus, daß er noch am Leben, und einſt wiederkehren werde. (Arthuri sepulchrum nusquam visitur, unde *antiquitas naeniarum* adhuc eum venturum *fabulatur*.) Der Wäle Girald von Cambray erwähnt der Fee Morgane, die den in der Schlacht tödtlich verwundeten Arthur auf die Inſel Avallon entrückte, und wenn ſeine Wunden geheilt ſeyn werden, ſoll er die Herrſchaft über Brittanien wieder antreten. (Dea quaedam phantastica Morganis dicta, corpus Arthuri in insulam detulit Avaloniam ad ejus vulnera sananda, quae cum sanata fuerint, redibit rex fortis et potens ad Britonnes regendum.)

Der ſicherſte Beweis, daß der Arthur des Romans

Hic jacet Arturus flos Regum, gloria Regni,
Quem probitas morum commendat laude perenni.

Dies ſollte ein argumentum ad hominem gegen Wales ſeyn, es von ſeiner Hoffnung auf Arthurs Rückkehr zu heilen. Ganz unzweifelhaft ſcheint eine ſolche politiſche Abſicht in der Notiz der Wawerley'ſchen Annalen (bei Gale II. p. 238) zu liegen, daß i. J. 1283 Arthurs Krone wiedergefunden ſey, in demſelben Jahre, wo Eduard I. ſeine Verfolgungsſucht ſattigte. Höhniſch bezeichnen ſie dieſe Krone als eine „ſpaßhafte Raritat." So ging, rufen ſie triumphirend aus, der Ruhm von Wales widerwillig auf England über.

den alten keltiſchen Nationalgeſängen ſeine Exiſtenz verdanke, kann daraus geſchloſſen werden, daß die Feinde, welche er dort zu bekämpfen hat, pure phantaſtiſche Ungeheuer ſind, daher er der Schützling der Heiligen, die in der Gefahr zu ſeinem Beiſtand herbeieilen, und die er aus Dankbarkeit in ſeinem Pallaſte bewirthet. Der unerſchütterliche Glaube in Armorica in Brittanien an Arthurs Unſterblichkeit, der zur Zeit des Alanus die Zweifler ſteinigte, hat noch nichts von ſeiner Kraft in der Bretagne verloren*).

Die Geſchichte Merlins ſchließt ſich eng an jene des Arthur an. Erſterer, als Prophet, ſollte den Platz bereiten für den erwarteten Helden des Gral. Merlin war ein Schüler und Genoſſe Talieſins, d. h. er war, wie dieſer, ein mythiſcher Repräſentant des Bardenordens vom Stuhl der Ceridwen, deſſen populärer Name die chriſtlichen Mönche veranlaßte, zwar ihn hinſichtlich ſeiner befreundeten Stellung zum Heidenthum als Teufelskind und Zauberer abzuſchildern, aber ihm eine chriſtlich gläubige Jungfrau zur Mutter zu geben, und ihn ſelber durch Propheziungen das Volk auf die Ankunft des h. Gral vorbereiten zu laſſen, weil ſein aus frühern Jahren ungeſchwächt fortdauernder Ruf eines Propheten der chriſtlichen Sache und der Ausbreitung des neuen Glaubens unter den Heiden förderlich zu ſeyn verſprach.

Merlins wunderbare Geburt und Kindheitsgeſchichte

---

*) Vade in Armoricum regnum, i. e. in minorem Brittaniam, et praedica per plateos et vicos Arthurum Brittonem more caeterorum mortuum esse, et tunc certe re ipsa probabis veram esse Merlini prophetiam qua ait, Arthuri exitum dubium fore: si tamen immunis evadere inde potueris quin aut maledictis audientium opprimaris, aut certe lapidibus obruaris. (Alanus de Insulis, Explanat. in prophet. Merlini.)

wurde ſchon oben erzählt, daher hier nur auf dorthin verwieſen zu werden braucht. Der Ruf von ſeiner ſchon im zarteſten Alter ſich magifeſtirenden Allwiſſenheit ſollte ſich auch in folgender Begebenheit kund geben: Der ſächſiſche Eroberer Hengiſt hatte den brittiſchen König Vortiger vom Throne geſtoßen. Dieſer berief ſeine Magier, die ihm riethen, einen Thurm zu erbauen. Was nun am Tage gebaut ward, verſank Nachts in bodenloſe Tiefe. Da riethen ſie ihm, er ſolle einen Knaben, der keinen Vater habe, in den Grund werfen, und mit deſſen Blut die Steine kitten. Nach langem Suchen ward Merlin gefunden, deſſen Vater unbekannt iſt, daher man, um ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben zu erklären, den Teufel ſeinen Erzeuger nannte; denn Merlins Mutter, eine Nonne, geſtand, als ſie vor den König geführt wurde: Merlin ſey von keinem Manne gezeugt, unſichtbar ſey in der Einſamkeit ihr oft Jemand in Geſtalt eines ſchönen Jünglings genaht, habe ſie geherzt und geküßt, und ſey dann ſchnell verſchwunden.

Merlin beſchämte die Weisheit der Magier, indem er ihnen zu verſtehen gab, daß er wohl wiſſe, was ſie mit ihm thun wollten. „Mein Blut,“ ſetzte er hinzu, „iſt aber nicht nöthig, um das Fundament eures Thurmes zu ſichern, denn unter dieſem iſt ein See, den ſoll der König ablaſſen, dann wird er auf dem Grunde zwei ſchlafende Drachen finden, einen rothen, das Symbol der von den Sachſen unterdrückten Britten, und einen weißen, das Symbol der ſächſiſchen Einwanderer, dieſe untergraben den Grund des königlichen Baus.“ Hierauf öffnete ſich ſein Mund zu Verkündigungen einer dem König ungünſtigen Zukunft, während er für das brittiſche Volk die herrlichſten Ausſichten er=

öffnete, die ſich bald bewährten. In der That wurde bald nachher Vortiger in ſeiner Feſtung lebendig verbrannt, und den Britten ſtand in der Perſon Arthurs ein Befreier auf. Daß an ſeiner Geburt Merlin weſentlichen Antheil hatte, wurde ſchon S. 672 erinnert.

Merlin kam an des Artus Hof, wo er aber nicht lange verweilte, weil die Fee Viviane durch magiſche Künſte ihn in ihr Gebiet lockte, ihm in dem von ihr bewohnten Waldſtrich unter einem Weißdornbuſch einen Thurm hinzauberte, in welchem ſie ihn gefangen hielt. Umſonſt bot Artus alle Ritter ſeines Hofes auf, um ihn aus ſeiner Verborgenheit wieder zurückzubringen, nur Gavain war ſo glücklich, den Ort ſeiner Gefangenſchaft aufzufinden. Er erkannte ſeine Stimme, aber er vermochte den Zauber nicht zu löſen, der ihn an ſein Gefängniß bannte.

Die einzelnen Umſtände dieſer Geſchichte finden ſich ſchon in der Tradition, die auf Wales und in Armorika angetroffen wird, und die in eine Zeit zurückführt, zwiſchen welcher und der Epoche, in welcher der Roman Merlin redigirt wurde, Jahrhunderte mitten inne liegen. Die Sagen von Merlin finden ſich zerſtreut in Bardenliedern des 6ten Jahrhunderts und in den Triaden des Mönchs Lancarvan, ſo wie in den in franzöſiſcher Sprache abgefaßten Chroniken und deren lateiniſchen Ueberſetzungen aus der erſten Hälfte des 12ten Jahrh., endlich auch in bretagniſchen Volksliedern, die weit über jene Epoche hinaufreichen, ſo wie in Denkmälern aus jenem Zeitalter und früherer Perioden, die in fremder Mundart abgefaßt ſind.

Es iſt S. 653 eines doppelten Merlin gedacht worden, daher man, einer Verwechslung vorzubeugen, den andern den „Wilden“ (Sylvester) nannte. Die Bar-

denlieder berichten über den Erſtern nur Weniges, vermuthlich, weil ſie alles ihn Betreffende, ſowohl ſeine geheimnißvolle Geburt als ſeinen Sieg über die Magier, als bekannt vorausſetzen. Sie gedenken nur ſeiner Anhänglichkeit an den König Emrys, deſſen Heer er nach Irland begleitete; ſie nennen ihn nur kurzweg den „Sohn der Veſtalin“, den „erhabenen Führer des Heers von Emrys“ und den „berühmteſten aller Magier.“ (Myvyrian Archaeology of Wales, I. p. 78.) Sie übergehen aber die Verwandlungen, welche ſeine eigene Perſon betreffen, als diejenigen, welche er Andere einzugehen zwingt, mit Stillſchweigen, weil ſich dergleichen bei einem Zauberer von ſeinem Rufe vorausſetzen läßt. Talieſin, welcher ſich das „Haupt der Magier des Abendlandes“ nennt (Ibid., p. 26, 34), rühmt ſich ſeine Geſtalt oft gewechſelt zu haben, und was zumeiſt Beachtung verdient, er erſchien als Greis, Zwerg, Zauberer und Hirſch (p. 33, 72, 37).

Der wilde Merlin, dem die noch vorhandenen Bardenlieder zugeſchrieben werden, galt ebenfalls für einen Propheten. Er weiſſagte die Ankunft Arthurs und die ruhmvolle Beſtimmung der Britten unter ſeiner Herrſchaft. Wir erfahren von ihm, daß, nachdem er mit ſeinem Ruhm die Welt erfüllte, er ſich in die Wildniß zurückgezogen. Er gedenkt oft einer Schönen, die ſein Herz beſitzt, der er den Schweſternamen gibt, und mit der er häufige Zuſammenkünfte hatte; aber auch einer Waldnymphe, die ſeine Einſamkeit durch ihre Beſuche würzt, die magiſche Künſte übt, ſich nach Belieben unſichtbar macht, und deren Zauberei ihn zum Gefangenen machte. Er nennt ſie Viwlian, ein wäliſcher Name, den die Ro=

manciers in Viviane veränderten, und welche ſie als Merlins Geliebte bezeichnen. (I. p. 150 ff.)

Die Triaden gaben beiden Merlins den Titel eines Bardenfürſten von Brittannien (II. p. 75), rühmen ihre Weiſſagungsgabe, berichten aber von dem Einen, daß er die Gunſt des cambriſchen Fürſten Emrys beſaß, daß auf ſeinen Antrag den brittiſchen Kriegern, die für das Vaterland gefallen, ein Trauermonument errichtet wurde (p. 70), und heben beſonders hervor, daß er eines Tages plötzlich vom Hofe verſchwunden und ſich, in ein *gläſernes Haus* einſchließend, allen Nachforſchungen zu entziehen wußte (p. 59). Nun muß man wiſſen, daß in der myſtiſchen Sprache der alten Barden ein *gläſernes Haus* den Sarg bedeutete (vielleicht weil der Todte hellſehend, aber die noch im Fleiſche Wandelnden auch die nächſte Zukunft nicht zu ergründen vermögen, das Glas aber die Eigenſchaft hat, daß man von Innen alle auswärtigen Gegenſtände zu erkennen vermag, ſelber aber von den Außenſtehenden nicht leicht bemerkt werden kann). Avallon hieß darum auch Glaſtonbury: die *Glasinſel*, als Inſel der *Seligen*.

Die Triaden*) und die Bardenlieder laſſen nicht, wie die Romanciers, den Zauberer Merlin zum König Vortiger (Guortheirn) in ein directes Verhältniß treten, aber die vorerwähnte Epiſode von den beiden Drachen läßt es mindeſtens vermuthen. Dieſe Drachen waren von einem berühmten Fürſten als Palladium Brittanniens (vergl. S. 596) gegen Invaſionen fremder Eroberer heimlich in die tiefſten Tiefen der Erde eingekerkert worden. An dem Tage, wo ihr Aufenthalt entdeckt werden würde, hieß es, ſollte das Palladium ſeine

*) So heißen dieſe Lieder, weil das Geſetz der *Dreiheit* in ihnen herrſcht. Mehr über ſie w. u.

Kraft verlieren. Dieſe Prophezeihung traf auch ein; denn als auf das Geheiß Vortigers die Erde aufgegraben wurde und die beiden Drachen ſich aus ihrer Haft befreit ſahen, überſchwemmten die Sachſen die Inſel, und ſo wurde der König für ſeine Nichtachtung der Weiſſagung beſtraft (Myvyrian II. p. 66).

In den wäliſchen Chroniken und im franzöſiſchen Roman iſt es Merlin, welcher den Vortiger auf den Aufenthalt der Drachen aufmerkſam machte (p. 260). Er iſt hier, wie in den Bardenliedern (p. 260), der Sohn einer Jungfrau, aber nicht die Magier des Königs beſchließen ſeinen Tod, ſondern die zwölf Bardenfürſten von Brittannien (p. 257), worauf ich ſpäter zurückkommen werde. Er weiſſagt dem Vortiger eine bedrohliche Zukunft, er verwandelt den Uthyr in den Herzog von Cumberland, um mit deſſen Gemahlin den Arthur zu zeugen (p. 292) und er auch iſt es, welcher dem Emrys in ſeinen Unternehmungen an die Hand geht. Er errichtet Brittanniens gefallenen Kriegern aus myſtiſch geformten Steinen ein Todtendenkmal (p. 276). Er läßt ſich häufig an Quellen ſehen. Bis hieher ſtimmen die wäliſchen Chroniken und der franzöſiſche Roman überein, denn die Erſtern laſſen ſich keine Verwechslung der beiden Merline zu Schulden kommen, ſie kennen nur den Erſtern, zubenamſt Emrys (Ambroſius).

San Marte vermuthet, daß in den franzöſiſchen Romanen des 12ten Jahrhunderts Ambroſius, das Kind ohne Vater, und Merddin, der kämpfende Barde, in Folge der Verpflanzung beider wäliſchen Perſonen nach Bretagne identificirt wurden. Kann man als wahr annehmen, daß Gottfried v. Monmouth ſeine brittiſche Chronik aus bretagneſchen Traditionen ſchöpfte, wie er

behauptet, ſo hatten dieſe Letztern auch dem **Embries** des Nennius den franzöſiſchen Namen Merlin gegeben, wie Gottfried ihn nennt, denn dieſer letztere Name iſt in den wäliſchen Gedichten völlig unbekannt, und der Barde heißt immer nur Merddhin. — Was Nennius von Ambroſius (**Emris**) erzählt, füllt in mannigfacher Erweiterung und Ausſchmückung faſt das ganze erſte Buch des proſaiſchen Romans „Merlin," der nur eine Ueberarbeitung ſchon älterer Gedichte iſt. Bei Nennius iſt die Geburt des Ambroſius kein Geheimniß. „**Ambrosius vocor** — ſagt er — **unus est pater meus de consulibus Romanicae gentis**" *). Das Breviarium des Gildas geht ſchon weiter, indem er aus dem Umgang eines römiſchen Conſuls mit einer Veſtalin in einem Kloſter zu Maridunum (einer ſchon von Ptolomäus **Geogr.** II. erwähnten Stadt) entſproſſen ſeyn ſoll, wovon ſein Name **Merddin**. Und weil bei den Britten ein Mädchen, das im Hauſe des Vaters ſchwanger ward, vom Gipfel eines Berges hinabgeſtürzt, und ihr Verführer mit dem Tode beſtraft ward, ſo wurde die Schandthat durch ein Wunder verhüllt, um das aufgeregte Volk zu beſchwichtigen. Gottfried v. Monmouth übergeht dieſe natürliche Erklärung des Wunders **), und ſtellt die Abkunft Merlins von einem

*) Man pflegt Ambroſius für den älteſten lateiniſchen Reimdichter zu halten. Er ſoll i. J. 333 zu Trier oder zu Arles geboren ſeyn. Sein Vater war Praefectus praetorio in Gallien (zu Trier), allein der Sohn ging erſt nach Rom, nachdem er ſich in der Heimath ausgebildet hatte. (San Marte Arthurſ. S. 77.)

**) San Marte denkt über die myſtiſche Geburt Merlins im Geiſte des jetzigen philoſophiſchen Zeitalters. Anders dachten die alten Chroniſten. Sie konnten ſich die übernatürlichen Fähigkeiten Merlins nur dadurch erklären, wenn ein Gott oder ein Dämon ſein Vater war. Nach meiner Anſicht iſt Merlin eine mythiſche Perſönlichkeit. Da durfte man unbedingt ihm eine Jungfrau zur Mutter geben, und hat gar nicht nöthig, ihre Tugend zu verdächtigen.

Dämon als unzweifelhafte Thatſache hin, vermuthlich, weil die Bretagne, den wälſchen Kriminalgeſetzen entfremdet, deren Einwirkung auf die Tradition nicht kannte, und wundergläubig, wie ſie war, das Wunder als unbedenklich annahm. Der Roman gibt jedoch demſelben eine tiefere Bedeutung, denn ſogleich beginnt er: „der böſe Feind war ſehr ergrimmt, als unſer Heiland zur Hölle hinabgeſtiegen war, und daraus Adam und Eva erlöste, ſammt Allen, die mit ihnen in der Hölle waren.“ Die Teufel ſinnen auf ein Mittel, gleichfalls einen Leib in einem Weibe zu bilden, der nach ihrem Ebenbilde geformt ſey, der nach ihrem Willen thäte, und alles Zukünftige und Vergangene gleich ihnen wüßte; mit deſſen Hülfe ſie wieder gewinnen könnten, was ihnen der Erlöſer entriſſen hat. Da unternimmt ein Teufel das Werk mit einer Jungfrau, über deren Mutter er Gewalt hatte. (Camden Anglica p. 871 Annotat.) Die Frucht des Unternehmens iſt Merlin. Nachdem das Kind geboren, wiederholen ſich ſeine von Nennius erzählten Abentheuer beim Thurmbau des Vortiger; er verhilft dem Uthyr Pendragon zum heimlichen Umgang mit der Igerna, woraus Arthur entſprang, wie Gottfrieds Chronik erzählt; aber im 20ſten Kapitel verſchwindet der traditionelle Boden, und der Roman verwickelt ſich mit den ältern Geſchichten vom h. Gral und Joſeph von Arimathia, und mit andern Romanen der Tafelrunde, ſo daß es unmöglich iſt, die urſprüngliche einfache Fabel wieder zu erkennen. Daß nichts mehr an den wälſchen Sänger des Affallenau (Avallon) erinnert, berechtigt zu der Vermuthung, daß das bardiſche Gedicht nicht nach der Bretagne mit übergegangen ſey, oder daß es hier bald als nicht mehr national intereſſant in Vergeſſenheit gerieth. Gegen das Ende des

Romans bemeiſtert die Liebe zu Viviane ſich des Zauberers. Sie lernt ihm ſeine Kunſt ab, und ſchließt ihn im Walde von Breceliande oder Briogne in einem unſichtbaren Kerker ein. Dadurch wurden zugleich Perſon und Local gänzlich nach der Bretagne hingezogen, was in Wales nicht wohl gedichtet werden konnte. So wandelte ſich die Verzweiflung des Kämpfers *) in chevallereske Liebe, und wie er im Walde Celydon ſich im heißen Schmerz den Augen der Welt entzog, birgt die neufranzöſiſche Ritterpoeſie ihn vor der Welt im Zaubergefängniß der Minne. Damit entſchwand dieſer Figur völlig der urſprünglich heimatliche Character in der franzöſiſchen Romandichtung, während ſeine nationale Erinnerung und Bedeutung ſich durch die myſteriöſen Dichtungen erhielt, die als „Merlins Prophezeiungen" umgingen, und die fort und fort als eine zweite Apokalypſe benutzt wurden, um in ihnen die Vorherverkündigung des Geſchickes von England zu finden, dergeſtalt, daß ſie ſelbſt noch im 17. Jahrh. in verſchiedenen Ländern ihre gelehrten Commentatoren fanden **).

Wie San Marte beklagt auch Villemarqué die durch ſeine Landsleute vorgenommene Entſtellung des brittiſchen Merlin. Aber, meint er, auch in dieſer Verkleidung erkennt man noch die urſprünglichen Züge; denn

---

*) Die Schlacht, in welcher Merddhin geſtritten haben ſoll, war beim Walde Celidon (Nennius: Hist. Brit. ed. Stevenson § 56. Septimum fuit bellum [Arthuri] in silva Celidonis), wohin nach der verlornen Schlacht er im Wahnſinn floh.

**) Z. B. Weiſſagungen Merlins mit einem Commentar des Alanus ab insulis Frkf. 1608. — A Lytel Treatise of the Byrth and Propheeye of Merlin. Lond. 1510. — The life of Merlin, surnamed Ambrosius, his prophecies and predictions interpreted 1641. — La vita di Merlino con le sue profezie, Venetia 1539.

Merlins beabſichtigte Opferung, um die Grundmauer von Vortigers Thurm zu feſtigen, erinnert an Cäſars Anklage der Druiden, die kein wichtiges Unternehmen ohne ein Menſchenopfer zu beginnen wagten. Die geheimnißvolle Empfängniß Merlins mahnt an Auguſtins (Civ. Dei c. 23) Incubi oder Nachtgeiſter, die mit Töchtern der Menſchen fleiſchlichen Umgang haben *) Merlins Vorliebe für Quellen — an einer ſolchen lernte Merlin die Fee Viviane oder Niniane, ſeine Geliebte kennen — erklärt ſich leicht aus dem Quellencultus der alten Britten (vgl. S. 650), der noch in chriſtlicher Zeit nicht verſchwunden war, weil das Concil von Tours (567) dagegen eiferte **), ſowie gegen den Felſendienſt (Ibid.), der ebenfalls ein druidiſches Ueberbleibſel war (vgl. S. 649). Dieſer erklärt das Wunder mit den Steinen, die Merlin Behufs eines Begräbnißplatzes von Irland nach Salisbury einſchiffen ließ, obſchon die Leute verſicherten, die ganze Welt ſey nicht im Stande, auch nur Einen ſolchen Stein vom Ort zu rücken. (Schlegels rom. Dicht. d. Mittelalt. S. 99.)

Uthyr Pendragon hatten wir S. 659 vgl. 671 als Drachenfürſten kennen gelernt, die alten Barden dachten dabei an den Gott Hu in der Unterwelt; die Roman-

---

*) Der Chroniſt Nennius, welcher im 10. Jahrhundert lebte, trug ſchon Bedenken, eine ſolche fabelhafte Abſtammung Merlins nachzuerzählen, er gibt daher, wie S. 710 Anm. gezeigt worden, der Angabe des Gildas folgend, ihm einen römiſchen Conſul zum Vater. Ihm zufolge fragt Vortiger, als die 12 Magier Merlins Leben zur Feſtigung des Thurmbau's fordern, den Knaben nach ſeinem Namen, und erfährt von ihm, daß Ambroſius, brittiſch: Embres Guiled, ſein Name, und ein römiſcher Conſul ſein Vater ſey.

**) Excolentes sacra fontium admonemus. (Conc. Galliae, Baluze p. 110.)

ciers, welche den Sinn dieſes Epitbetons nicht mehr verſtanden, bildeten folgendes Märchen:

Merlin ſagte zu Pendragon: Am dritten Tage wirſt du einen Drachen in der Luft erblicken, bei dieſem Wahrzeichen, das auf deinen Namen ſich bezieht, darfſt du ſicher kämpfen, der Sieg wird auf deiner Seite ſeyn. Zur Zeit erſchien wirklich der prophetiſche Drache in der Luft, und Uther focht ſo tapfer, daß die Heiden unterlagen. Pendragon aber blieb in der Schlacht. Sechszehn Tage nachher kam Merlin an Uthers Hof, und ſagte ihm, daß der Drache am Tage der Schlacht Pendragons Tod und Uthers Erhaltung bedeutet habe, er bat deßhalb den König, daß er zum Andenken dieſes Ereigniſſes ſich künftighin Utherpendragon nennen möchte, und der König willigte ein; Merlin ließ ihm ein Panier mit einem feuerſpeienden Drachen machen, den ſollte er in jeder Schlacht vor ſich hertragen laſſen. (Schlegel a. a. O. S. 97—99.)

Gottfried von Monmouth (im 12. Jahrhundert) hat alle, auf Merlin Ambroſius bezüglichen brittiſchen Traditionen geſammelt, und aus ihnen eine in lateiniſchen Verſen ausgeſtattete ſogenannte Geſchichte des „wilden Merlin“ zuſammengeflickt, welche die vorzüglichſten Materialien zur zweiten Hälfte des franzöſiſchen Romans enthält. Zwar die Namen ſind nicht in beiden Werken immer gleichlautend. So z. B. nennt Gottfried die dem Merlin befreundete Fee Ganieda, der Romancier hingegen Viviane, aber die Abenteuer ſind dieſelben, namentlich herrſcht auffallende Uebereinſtimmung über Merlins Aufenthalt in der Wildniß und ſein unſichtbares Gefängniß und Verzauberung daſelbſt.

Woher Merlin den wunderlichen Beinamen „der Wilde“ bekam? Dieſe Frage beantwortet Valentin Schmidt in den Anmerkungen zu ſeiner Ueberſetzung des Straparola wie folgt: „In des Waldes Einſamkeit

gibt ſich der Menſch am ebeſten der Beſchauung hin.“ Somit ſoll Merlins Prophetengabe aus ſeinem Aufenthaltsort erklärt ſeyn.

Im franzöſiſchen Roman, den Fr. Schlegel überſetzte, wird (S. 71) des „wilden Merlin“ in einer Weiſe gedacht, welche dieſe Auslegung ſeines Beinamens rechtfertigt:

König Pendragon befragte den geheimen Rath und die Edeln des Landes, wie man ſich von den Heiden, welche noch ſo viele feſte Plätze des Landes beſetzt hielten, befreien könne? Man erinnerte ſich, wie Merlin dem Vortiger ſeinen Tod vorhergeſagt, und der Wunder, die er ſonſt verrichtet; daher meinten die Räthe, nur Merlin könnte dem König ſeine Fragen beantworten. Dieſer ſchickte ſogleich Boten durchs ganze Land, mit dem Befehl, nicht eher zurückzukommen, bis ſie den Merlin gefunden. Der Zauberer, welcher ſogleich wußte, daß er geſucht würde, begab ſich aus ſeiner Einſamkeit im Walde von Northumberland in die nächſte Stadt, wo er die Boten treffen mußte. Unterwegs nahm er die Geſtalt eines alten Hirten an, an ſeinem Hals hing eine große Keule, die Füße waren bloß, ein altes zerriſſenes Kleid hing an ſeinem Leibe herab, auch trug er einen langen ſtruppigen Bart. In dieſem Aufzug erſchien er in dem Wirthshauſe der Stadt, wo die Boten zu Mittag aßen. Als die Boten ihn gewahrten, riefen ſie aus: „das iſt ein wilder Mann!“ Merlin aber ſagte: „Ihr Herren Abgeordneten, ſeyd eben nicht ſehr bekümmert, Eure Botſchaft auszurichten. Ihr bringt die Zeit mit Eſſen und Trinken zu, anſtatt den Merlin zu ſuchen.“ Da fragten ſie ihn, ob er vielleicht ihn geſehen? — „Wohl kenne ich ihn“ lautete die Antwort, „ich weiß auch, wo er ſich verbirgt. Er ſelber ſagte mir, daß Ihr ihn zu holen gekommen ſeyd, daß er aber nicht mit euch gehen würde, wenn ihr ihn auch wirklich fändet, daß ihr aber dem Könige ſagen ſollt, er würde die Schlöſſer nie erobern, ſo lange der Heidenkönig

Hangius noch lebe. Wiſſet auch, daß von denen, die dem König riethen, Merlin holen zu laſſen, nur noch Einer im Lager des Königs iſt. Es ſind überhaupt nur noch drei vom großen Rath des Königs am Leben; dieſen und dem König ſelbſt dürft ihr ſagen, daß, wenn ſie ſelber herkommen wollen, den Merlin zu ſuchen, ſie ihn im Felde das Vieh hütend finden. Kommt der König aber nicht ſelber, ſo wird er gar nicht gefunden.“ Die Boten ſahen erſtaunt einander an, als ſie aber ferner mit dem Mann reden wollten, war er nicht mehr da. Sie wußten nicht, wohin er gegangen ſey.

Als die Boten zum König zurückkamen, fanden ſie wirklich diejenigen Räthe todt, von welchen der alte Hirt es ihnen vorausgeſagt hatte. Nun riefen alle Anweſenden: es müſſe der alte Hirt Merlin ſelber geweſen ſeyn. König Pendragon ließ ſein Reich unter der Obhut ſeines Bruders Uther *), und reiste mit ſeinem Gefolge in den Wald von Northumberland, wo er, der Ausſage der Boten zufolge, Merlin finden würde. Dieſer erſchien ihm wieder in der Geſtalt des Viehhirten. Der ſagte ihm: „Hangius iſt todt, euer Bruder Uther hat ihn erſchlagen.“ Pendragon ſchickte ſogleich zwei Leute zu ſeinem Bruder Uther, ſie waren aber noch nicht weit geritten, als ſie zwei Boten von Uther begegneten, die dem König Pendragon die Nachricht von des Hangius Tode überbringen wollten.

In der zweiten Hälfte des franzöſiſchen Romans befindet ſich folgende, in der Fr. Schlegelſchen Ueberſetzung ausgelaſſene höchſt intereſſante Epiſode vom wilden Merlin:

Julius Cäſar hatte eine Gemahlin, der zwölf Jünglinge in der Kleidung von Hoffräulein dienten. Um den Bart derſelben zu verbergen bediente ſie ſich eines wunderlichen Mittels. Sie ließ ihnen an jedem vierten Tag das Geſicht mit Kalk und Auripigment beſchmieren. An dieſen Hof kam in Ritterkleidung die Tochter des deutſchen

*) Der Uther Pendragon der Bardenlieder S. 659 iſt hier alſo in zwei Weſen getheilt. (Vrgl. S. 714.)

Herzogs Mathan, nach ihrem Taufnamen Advenable, unter dem angenommenen Namen Griſendales. Sie ward Seneſchal. Dem Cäſar träumte: er ſähe eine Sau mit ſo langen Borſten, daß ſie an die Erde ſtreiften, und zwiſchen beiden Ohren hatte ſie am Obertheil des Kopfes einen goldenen Reifen, ähnlich einem Diadem. Neben ihr zeigte der Traum dem Cäſar zwölf junge Löwen, die dieſer mit der Sau verbrennen ließ. Als er am folgenden Tage über dieſen Traum nachdachte, kam Merlin in Geſtalt eines Hirſches (ſ. S. 707) mit fünf Geweihen in den Speiſeſaal, warf Speiſen und Getränke um und ſagte ihm: nur ein wilder Mann (homme sauvage) werde den Traum deuten können. Cäſar ſetzte die Tochter als Belohnung aus für den, der ihm den Hirſch oder den Waldmann herbeiſchaffe. Griſandoles ſuchte im Walde. Ein Eber ſagte ihr: Advenable! bring geſalzenes und gepfeffertes Schweinfleiſch her, Honig, Milch und warmes Brod, vier ſtarke Männer und einen Burſchen, um den Bratſpieß zu drehen. Auf den Geruch des Bratens wird der Waldmann kommen und du kannſt ihn fangen." Es geſchah; Merlin in Geſtalt eines Wilden, mit einer großen Keule, womit er gegen die Bäume ſchlug, ſetzte ſich ans Feuer, verzehrte Alles und ſchlief ein. Griſandoles band ihn, führte ihn fort und ritt neben ihm. Der Wilde lachte laut auf. Um die Urſache befragt, antwortete er, er wolle ſich nur in Gegenwart Cäſars erklären. Sie kamen vor einer Abtei vorbei, wo ein Haufe Leute Almoſen erwartete. Der Waldmann lachte, erklärte ſich aber nicht darüber. Vor einer Kapelle, wo Meſſe geleſen ward, hielten ſie an. Hier gab ein Stallmeiſter einem Ritter drei Ohrfeigen. Jedesmal lachte Merlin. Der Ritter folgte ihnen nach Rom. Hier verbarg Merlin ſeine Abkunft dem Cäſar, er ſagte: er ſey von einem Waldmann erzeugt *). Der ganze Hof ward verſammelt. Merlin lachte, als er die Kaiſerin mit ihren zwölf Damen ſah, und erklärte nun dem Cäſar ſeinen

*) Die Waldgeiſter (Satyrn) ſind der h. Schrift zufolge Dämone. Liegt alſo hier eine Anſpielung auf Merlins übernatürliche Zeugung verborgen?

Traum: die Sau iſt die Kaiſerin, die zwölf Löwen ſind die verkleideten Männer. Sie wurden alle dreizehn im Schloßhof verbrannt. Nun ſagte Merlin, warum er gelacht habe; zuerſt: Griſandoles, ein Weib habe ihn gefangen, was kein Mann mit all ſeiner Kraft vermocht haben würde. Zweitens, unter der Stelle vor der Abtei, wo die Armen bettelten, liegt ein ſehr großer Schatz in der Erde. Die Armen traten alſo mit ihren Füßen auf einen größern Schatz als die ganze Abtei werth iſt, hätten ſie nur ſein Daſeyn gekannt, und die Art gewußt, ihn ſich anzueignen! Die drei Ohrfeigen, die der Stallmeiſter ſeinem Herrn gab, bedeuten die drei gewöhnlichen Folgen des Reichthums. Der Ort, auf dem jener knieend die Meſſe anhörte, enthielt gleichfalls einen großen Schatz unter der Erde. Dadurch wird der Menſch hochmüthig, habſüchtig und neidiſch. Der Stallmeiſter wußte zwar von dem allem nichts, aber Gott ließ es geſchehen, um ſein Volk auf die Gefahren des Reichthums aufmerkſam zu machen, damit ſie ihn, den Herrn, nicht darüber vergeſſen ſollten, „denn wie der in der Erde liegende Schatz zu nichts dient, ſo der Reichthum, worauf der Menſch einſchlummert, Gott vergißt, und todt iſt vor ihm, wie der Schatz in der Erde für die Welt."

Julius Cäſar fand durch die That alle Reden Merlins beſtätigt, und heirathete Advenable auf Anrathen dieſes Weiſen, der ihm noch befiehlt, nichts gegen den Rath ſeiner Frau zu thun, wodurch er überall Vortheil haben werde. Hierauf ging Merlin fort, und ſchrieb in griechiſcher Sprache an die Saalthüre: „Jeder, der dieſe Worte lieſt, wiſſe, daß der wilde Mann, der zum Kaiſer geſprochen hat und ſeinen Traum ausgelegt, Merlin von Northumberland war; und der Hirſch mit den fünf Geweihen, der zu ihm bei der Tafel ſprach, und der, welcher zu Advenable im Walde ſprach, als er ihm anzeigte, wie er den wilden Mann fangen könnte, auch der war Merlin, der ſehr weiſe und oberſte Rath des Uther Pendragon, Königs von Groß-Bretagne und des Königs Artus ſeines Sohnes." Die Eltern der Advenable wurden eingeladen, und die Hochzeit ward zur Freude Aller präch-

tig gefeiert, denn Advenable wurde allgemein geliebt. Es kamen Geſandte aus Griechenland an den Hof, welche die bis dahin nicht verſtandenen Worte an der Thür, die Merlin zurückgelaſſen hatte, erklärten. Kaum war dies geſchehen, ſo verſchwanden die Worte ſpurlos. (Schmidts Anmerk. zu Straparola's Mährchen S. 339.)

Die Verſetzung Merlins in Julius Cäſars Zeit verräth deutlich, daß man an ein Haupt der Druiden dachte, die Cäſar perſönlich kennen lernte (B. G. VI, 13). Die Klöſter der Druiden waren die heiligen undurchdringlichen Wälder der Götter, und die Zellen, welche ſie bei ihren heiligen Betrachtungen einſchloſſen, Höhlen und Klüfte, oder Mooshütten unter Eichen erbaut. (Eckermann, Religionsgeſchichte III., I. S. 11). Dadurch wäre Merlins Waldleben erklärt, daher ſein Beiname **Sylvestris**. Seine Verwandlung in einen Hirſch erzählen ſchon die Bardenlieder (ſiehe S. 707), aber dieſe Metamorphoſe ſpielt auf die Seelenwanderungslehre an. Die Eingeweihten in die Myſterien des Dionyſus trugen Hirſchkalbfelle, als Anſpielung auf ihre geiſtige Wiedergeburt, und Hirſchbilder an Taufbecken in Kirchen beſtätigen, daß das Chriſtenthum auch dieſe Idee in ſich aufgenommen. Daſſelbe Symbol für denſelben Begriff findet ſich im Druidismus vor. In der Prophezeihung des **Gwanchlan** (bei Villemarqué **Barzas Breiz** I. p. 5) ſagt Talieſin: „Alle Dinge ſind von Ewigkeit vorherbeſtimmt. Alle Menſchen müſſen dreimal ſterben, bis ſie zur Ruhe gelangen.“ In den nächſtfolgenden Strophen erklärt Talieſin, daß er nach ſeinem Tode zweimal geboren ſey: „Ich bin todt geweſen, ich bin lebendig geworden, und jetzt bin ich wieder Talieſin. Ich bin ein gelber Dammhirſch geweſen, jetzt bin ich wieder Talieſin.“ (Eckermann a. a. O. S. 25).

Gottfried von Monmouth bezeugt, daß Merlins Geſchichte in den Sagen und Volksliedern der Britten ihre Quelle habe, daß er ſelber aus dieſem Born geſchöpft. Daſſelbe gilt noch weit mehr vom franzöſiſchen Roman, deſſen erſte Hälfte ſo auffallend mit den keltiſchen Traditionen zuſammenſtimmt. Der Schluß, Merlins Aufſuchung durch den Ritter Gawein, mahnt auf eine überraſchende Weiſe an die brittiſchen Sagenerzähler, welche dieſelbe Perſon ſolchen Flüchtigen nachſpüren laſſen. Dieſe Behauptung wird durch eine neue Entdeckung weſentlich unterſtützt. Es hat ſich nämlich eine Ballade vorgefunden, deren Verfaſſer vor dem 12ten Jahrhundert gelebt haben muß, und die noch jetzt von den Landleuten in Armorica geſungen wird. Sie handelt von Merlins Flucht vom brittiſchen Königshof, von ſeiner Aufſuchung, Wiederkehr und abermaligen Entweichung *).

Valentin Schmidt (Wiener Jahrb. Bd. 29 S. 86) meint: „Das tragiſche Ausſcheiden Merlins aus dem Kreiſe ſeiner Freunde beweist die Ohnmacht aller Klugheit und Weiſſagung einem höhern Walten gegenüber. Als Gawain die Stimme des unſichtbar gewordenen und verzauberten Merlin hört, ſagt er: „Wie konnte dieß dem weiſeſten Mann der Erde begegnen?“ Merlin antwortete: „Sage: dem Thörichtſten, denn ich bin ein Thor geweſen, daß ich ein Weib mehr liebte, als mich ſelbſt. Denn ich lehrte meiner Freundin das, wodurch ſie mich einkerkerte, und nichts kann mich erlöſen!“ Er hatte nämlich auf Vivianens Verlangen ſie in ſeine Zauberkünſte eingeweiht, und ihr ging es wie dem Zauberlehrling in Lucians Philopſeudes. Den Zauber, welchen ſie ſelbſt heraufbeſchworen, konnte ſie

*) Barzas Breiz, Chantes popul. I. p. 64.

nicht löſen, und der Meiſter, der andern helfen konnte, vermag nun nicht für ſich etwas zu thun, denn eben jene Kräfte, durch die er wirkte, ſind jetzt vom Zauber feſtgebunden. Der franzöſiſche Roman erzählt den Hergang der Sache wie folgt:

Nachdem Merlin ſich der Jungfrau ganz hingegeben, lehrte er ſie allerhand Künſte zu ihrer Ergötzlichkeit, die ſie nachmals auch ſehr ausübte. Eines Tages merkte er große Traurigkeit an ihr. Sie nach der Urſache fragend, veranlaßte er ſie, ihm den Wunſch mitzutheilen, den ſie noch auf dem Herzen hatte. „O mein ſüßer Freund!“ ſagte ſie, „noch Eine Wiſſenſchaft fehlt mir, o lehre ſie mich.“ — „Und welche?“ — „Lehre mich, wie ich einen Mann feßle, ohne Ketten, ohne Thurm, ohne Mauern, bloß durch die Kraft des Zaubers, ſo daß er niemals entweichen kann, wenn ich ihn nicht entlaſſe.“ — Da Merlin dies hörte, ſeufzte er tief und ließ ſein Haupt ſinken. — „Warum erſchreckſt du?“ fragte Niniane. „Ich weiß“ antwortete er, „daß du mich ſo zu halten Willens biſt, und doch kann ich nicht widerſtehen, es dich zu lehren, ſo ganz bin ich von dir eingenommen. Nun ſage, was verlangſt Du?“ „Ich wünſche“, ſprach ſie, „daß wir uns einen bezauberten Wohnort errichten, der nie zerſtört werden kann, worin wir Beide ungeſtört vor der Welt zuſammenleben könnten und unſrer froh werden.“ — „Dies ſoll geſchehen“ ſprach Merlin. „Nein, nein Freund“ erwiderte Niniane, „du ſollſt ihn nicht machen, ſondern ſollſt mich ihn machen lehren, damit er alsdann ganz in meiner Gewalt ſey.“ So lehrte ſie Merlin Alles ohne Rückhalt, was zu einer ſolchen Verzauberung gehörte. Als ſie es nun begriffen hatte, auch ſich jedes Wort ſorgſam aufgeſchrieben, war ſie voller Freude, und bezeugte dem Merlin ſo viel Liebe, daß er kein anderes Vergnügen mehr kannte, als mit ihr zu ſeyn. Eines Tages gingen ſie Hand in Hand im Walde von Broceliande luſtwandelnd. Als ſie ſich ermüdet fühlten, ſetzten ſie ſich unter einer großen Weißdornhecke, die eben ſüß duftend blühte, ins hohe Gras nieder, und ergötzten ſich mit ſüßen Lie-

besſwerken. Merlin legte dann ſeinen Kopf in Ninianens Schoos, und ſie ſtreichelte ſeine Wangen, bis er einſchlief. Als ſie gewiß war, daß er ſchlafe, ſtand ſie leiſe auf, nahm ihren langen Schleier, umgab damit die Hecke, unter welcher Merlin ſchlief, und vollendete die Bezauberung genau ſo, wie er ſolche ſie gelehrt. Neunmal ging ſie um den geſchloſſenen Kreis, neunmal wiederholte ſie die Zauberworte, bis er unauflöslich war; dann ging ſie wieder hinein, ſetzte ſich leiſe wieder auf den vorigen Platz, und legte Merlins Kopf ſich wieder in den Schoos. Als er aufwachte und umherſchaute, dünkte ihm, er wäre in einem entſetzlich hohen feſten Thurm eingeſchloſſen, und läge auf einem herrlichen koſtbaren Bett; da rief er: „o mein Fräulein! Ihr habt mich hintergangen, wenn Ihr jetzt mich verläßt, denn kein Anderer kann mich aus dieſem Thurm ziehen.“ „Mein ſüßer Freund!“ ſagte ſie „beruhige dich, ich werde oft in deinen Armen ſeyn!“ Dies Verſprechen hielt ſie treulich, denn wenige Nächte vergingen, wo ſie nicht bei ihm war. Merlin konnte nie wieder von dem Ort, an welchen er von Niniane gezaubert war, ſie aber ging und kam nach Wohlgefallen. Sie hätte nachmals ihm gern die Freiheit wiedergegeben, denn es dauerte ſie, ihn in ſolcher Gefangenſchaft zu ſehen, aber der Zauber war zu ſtark, und es ſtand nicht mehr in ihrer Macht, worüber ſie ſich in Traurigkeit verzehrte. (Fr. Schlegel röm. Dicht. d. Mittelalt. S. 176 ff.)

Dieſelbe Fee Viviane (Niniane), welche den Merlin unter dem Weißdornſtrauch berückt und mit unlösbarem Zauber gefeſſelt hatte, war es auch, welche den Helden Lancelot in ihr Reich entführte, um ihn daſelbſt zu erziehen, daher ſein Beiname „vom See.“ Villemarqué vindicirt ihn der Bretagne, weil daſelbſt häufige Sagen umgehen, daß Kinder von Feen geraubt werden. Aber darum alte wäl'ſche Quellen in Zweifel zu ziehen, iſt kein Grund vorhanden, weil auch die Irländer von einem unter dem Waſſer befindlichen Land der Jugend erzählen, und deſſen Herrlichkeiten, ſowie

die Schönheit der Elfen, die es bewohnen, nicht genug beſchreiben können (ſ. Grimm, Iriſche Elfenm. Einleitung). Die Entführung von Arthurs Gemahlin durch Lancelot erwähnt ſchon eines der unbeſtritten älteſten Bardenlieder, Merlins „Afallenau“ mit den Worten: „Arthur wird wieder erſcheinen und Gwenhwywar beſtraft werden.“ Die Triaden ermangeln nicht, jener Entführung häufig zu gedenken. Ferner iſt in der **Vita Sti. Gildae**, die dem Caradoc von Llancarvan, einem Zeitgenoſſen des Gottfried von Monmouth zugeſchrieben wird, Arthur als ein vielſeitig bedrängter Fürſt („dolens et lacrimans“) dargeſtellt, deſſen Weib ein kleiner Fürſt von Somerſetſhire zu rauben, und dennoch mit dem Beraubten einen dieſen beſchämenden Frieden einzugehen vermochte, woraus abzunehmen, daß der ſo geſtaltete Inhalt dieſer Legende einer Zeit angehört, in welcher Arthur noch nicht den Glorienſchimmer eines unbeſieglichen Herrſchers, wie er in der ſpätern Sage erſcheint, angenommen hatte. Hätte ſie aber auch wirklich Caradoc erſt verfaßt, ſo würde ſie dennoch immer noch älter ſeyn, als der älteſte Lancelotroman, und jedenfalls iſt ſie auf w ä l i ſ ch e r Tradition gegründet. (San Marte, Arthurſ. S. 99). Der Einwendung: Lancelot könne nicht wäliſcher Abkunft ſeyn, denn es ſey ein franzöſiſcher Name — man ſupponirt nämlich einen Apoſtroph (**L'Ancelot**, und das Wort iſt Diminutivum von ancel, wie baisselot von boissel, **Michelot** von **Michel** etc.) — läßt ſich entgegnen, daß er nur Ueberſetzung von **Mael** ſey, was (nach Owen **Welsh diction.** und **Walter diction. gallois**) ſ. v. a. Diener bedeutet, wie ancel (nach Roquefort **Gloss.**) in der romaniſchen Sprache (vergl. das lateiniſche ancilla und ancillari). Da-

lieſin, anerkannt einer der älteſten Barden und (my-thiſcher) Zeitgenoſſe des (mythiſchen) Arthur, preist in einem Gedichte (Myvyr. Arch. I., 27) die Schönheit des Fürſten Mael, tadelt ihn aber wegen ſeiner verderbten Sitten (alſo eine Anſpielung auf den Entführer der Ginevra). Ferner machen auch die Triaden den Mael zu einem Fürſten und Zeitgenoſſen Arthurs (Myv. Arch. II., 358). Das Landvolk in der Niederbretagne und in Wales, obſchon dieſe Volksſtämme ſeit mehr als zwölf Jahrhunderten getrennt ſind, gedenken doch Beide in ihren Nationalliedern dieſes Helden; der Bearbeiter des franzöſiſchen Romans, deſſen Entſtehung man in die Mitte des 13ten Jahrhunderts ſetzt, hat vielleicht die Namen Lancelot und Viviane nur den unbekannten Namen jener Perſonen ſubſtituirt, welche von der Tradition gefeiert werden.

Meines Erachtens kann, wenn Ginevra der Neodruidismus, die perſonifizirte geiſtliche Hurerei ſeyn ſoll (vergleiche S. 684) gegenüber dem Arthur, als dem Repräſentanten der Rechtgläubigkeit, auch Lancelot nur eine allegoriſche Figur ſeyn. Daß er ſein ſündhaftes Leben als reuiger Mönch beſchließt *), möchte ich auf die endliche Verſchmelzung des Neodruidismus mit der orthodoxen Kirche beziehen, was man unter dem Bilde einer Ausſöhnung mit Arthur dargeſtellt haben mochte. Lancelots Jugenderziehung im unterſeeiſchen Feenreich dürfte wohl eine mönchiſche Anſpielung auf die urſprüngliche Glaubenslehre des Landes ſeyn, die erſt ſpät und unter vielen Kämpfen

---

*) Nonne — ſagt Gildas — in primis adolescentiae tuae annis avunculum tuum regem . . . oppressisti . . . nonne cupiditate invectus ad vitam revertendi rectam, monachum te vovisti?

ſich in die chriſtliche umwandelte. Aber ſeiner Bekehrung wegen war L a n c e l o t, der nunmehrige D i e n e r der wahren Kirche, auch gewürdigt worden, daß ſein Sohn Galaad den leer gebliebenen Sitz an der Tafel des Gral (ſ. S. 669) einnehmen durfte, welcher leere Sitz die Aufſchrift hatte: **Içi est le siege de Galaad** *). Die Fee, welche den Lancelot erzog, war keine andere, als die "Dame vom See", d. h. Ceridwen mit ihrem Waſchbecken, deren obenerwähnte Kenntniß der Kräuter und Steine und anderer Zauberkräfte auch Lancelots Pflegemutter nachgerühmt wird. Die eigentliche Mutter Lancelots war die Gemahlin des Königs Ban. Dieſer — berichtet der proſaiſche Ritterroman, der bedeutend jünger iſt als der metriſche „La Charette,“ den Chretien de Troyes um 1191 ſchrieb — war durch Verrath ſeines Seneſchalls in der eigenen Burg verbrannt worden. Die betrübte Gattin hatte ihr neugebornes Kind am Ufer eines See's zurückgelaſſen, während ſie hingegangen war, die letzten Augenblicke ihres ſterbenden Gemahls zu lindern. Bei ihrer Zurückkunft fand ſie ihr Kind in den Armen einer ſchönen Frau. Sie beſchwor dieſe flehentlich, ihr das Kind zurückzugeben, aber die Dame, ohne auf ihr Bitten zu achten, oder ein Wort zu äußern, begab ſich an den äußerſten Rand des See's, tauchte unter und verſchwand mit dem Knaben. Der Name der Dame vom See war Viviane, und ſie hatte „en la marche de la petite Bretaigne“

*) Im Roman Giglan (Wigalois) heißt es: Ce Lancelot-passa en prouesse tous les autres, excepte son fils G a l a a d qui remplit le siege perilleux et acheva les aventures du s a n g G r a a l, ainsi qu'il est contenu au livre qui est fait de la quete du dit sang Greal.

gewohnt. Da aber auch Avallon ihre heilige Inſel war, ſo erblickt man hier eine wäliſche Sage, die bei der Stammverwandtſchaft der Wälſchen und Bretagner ſehr leicht auch dahin ausgewandert ſein könnte. Nachdem der junge Schützling der Dame vom See eine ritterliche Erziehung genoſſen, brachte ſie ihn an den Hof Arthurs. Auffallen müſſen die im Leben Arthurs und Lancelots ſich darbietenden Parallelen. Viviane hatte das Kind Lancelot in ihr Feenreich getragen, ebenſo den ſterbenden Arthur auf die Inſel Avallon*), die ja auch für ihren Wohnſitz galt, und wo Arthur unſichtbar fortlebt, wie Lancelot im Feenſee. Auf Avallon, der Glasinſel (Glastonbury) in Sommerſeteſhire herrſchte Melvas, d. i. Mael (San Marte Arthurſ. S. 99), alſo Lancelot. Nach dem franzöſiſchen Arthurroman war Arthur der Berufene, welcher die von Uthyr Pendragon geſtiftete Tafelrunde vollſtändig machen, d. h. den leer gebliebenen Platz ausfüllen ſollte. Daſſelbe wird von Lancelots Sohn Galaad geſagt, welcher den Namen von einem Sohne Joſephs von Arimathia führte. Lancelot ſelber war der Beſitz des Gral nicht beſchieden wegen ſeiner frühern Unkeuſchheit (Häreſie!), er erblickte ihn zwar (Lanc. du Lac, Par. 1533. II. fol. 85), gerieth aber in die größte Sinnenbethörung, und hatte keinen Gewinn dabei. Daran war ſein Verhältniß zu Ginevra Schuld, denn nach dem Triſtan mußte der Hüter des Gral in unbefleckter Keuſchheit ſich erhalten. Der

---

*) Avallon war die Inſel der Seligen. Im „Perceforeſt“ heißt es: auf der Inſel Zelland (Zeeland = Seelenland) lebte eine Fee Morgane, dieſe war es, welche den Arthur aus der Schlacht entrückte. Aber zufolge Uſhers Fairy Legends of the south of Ireland II, p. 16. war ſie Arthurs Schweſter und — Lancelots Freundin, alſo Viviane.

König Pecheur*), ein Nachkomme Joſephs von Arimathia, hatte eine Pilgerin, die ſich vor dem Gral niederwarf, mit einem Blick des Wohlgefallens angeſehen (Bibl. des Rom. Avril 1776. I. p. 222), die Folge war, daß die heilige Lanze — welche zum Gral gehörte, weil mittelſt ihr Longin die Seite des Heilands durchſtochen, und das koſtbare Blut hervor-

---

*) Sein eigentlicher Name war Alain. Pecheur hieß er als Seelenfiſcher (pêche), aber auch mit Anſpielung auf ſeinen hier erzählten Sündenfall (peché), alſo Fiſcher und Sünder. Im Roman du St. Greal findet die Bezeichnung „Fiſcherkönig (roy pecheor), welche Chretien von Troyes zuerſt gebraucht — der bloß trocken erwähnt: der roy pecheor habe ſich bei einem See ein Schloß erbaut, weil er hier ſo ſchön fiſchen könne — ihre Erläuterung: Joſeph von Arimathia von Ebron Abſchied nehmend, durchzog mit ſeinem Gefolge Großbrittanien, und kein Tag verging, ohne daß 20 bis 30 Perſonen Habe und Gut verließen, um ihm zu folgen. Er ſprach mit ſolcher Kraft und Erhabenheit durch die Gnade des h. Geiſtes, daß Niemand ſeiner Lehre (Chriſti) zu widerſtehen vermochte. Er kam in eine Wüſte, wo ſie nichts zu leben fanden, nur diejenigen, welche ſich in Joſephs Nähe hielten und nach ſeiner Lehre thaten, wurden vom Gral geſpeist; die andern dagegen, die zwar mit ihm zogen, aber daneben Unfug trieben, blieben hungrig und durſtig. (Alles dies iſt, wie beim bibliſchen Manna, wie ſich von ſelbſt erräth, geiſtlich zu verſtehen). Laut klagten ſie über dieſe Zurückſetzung, und forderten, daß Joſeph ihrem Elend ein Ende mache. Er aber hielt ihnen ihre Schuld vor, daß ſie von Gott abgelaſſen; ſie ſeyen nicht ſeine wahren Kinder, er nicht ihr wahrer Vater. Doch ſein Erbarmen zu zeigen, befiehlt er Alain, dem Sohne Ebrons, Netze in den Bach auszuwerfen. Es wird zwar nur Ein Fiſch gefangen, aber ein ſehr großer. Sie verzagen darob, daß er ausreiche für ſo viele. Joſeph jedoch läßt ihn kochen, zerlegt ihn in drei Theile, dann läßt er Alain zum Gral beten, er möge die Zürnenden mit dem Fiſche ſättigen. Da geſchah ein Wunder, denn ſie wurden alle ſo ſatt, als ob ſie alles Fleiſch der Welt gegeſſen hätten, und ſie gaben Alain den Namen des reichen Fiſchers. (San Marte Wolfr. v. Eſchenb. II. S. 418.) Wenn mir eine Vermuthung auszuſprechen geſtattet wäre, ſo würde ich Alains Fiſchteich für den Gral, d. h. für das Becken erklären, in welchem ein Fiſch, d. h. ein reiner Chriſt, der für Andere den Opfertod ſtirbt, getödtet wird, und inſofern ſein Tod für Andere ſeligmachende Kraft hat, ſättigt er ſie Alle.

gelockt hatte, welches der Gral aufbewahrte — daß dieſe Lanze aus ſeinem Arm fiel und ihm eine Wunde beibrachte, aus der das Blut 50 Jahre unaufhörlich floß. Merlin weiſſagte, die Wunde werde erſt heilen, wenn ein Ritter, noch keuſcher als Pecheur, gewürdigt würde, das Heiligthum zu berühren und zu erhalten. Dieſe Verbindung, in welche Lancelot auch mit dem Gral gebracht wurde, iſt ein ſtarker Beweis mehr, daß ſeine Geſchichte, wie jene Arthurs und Merlins, geiſtlich gefaßt werden müſſe. Er wird aber ſchon in den Bardenliedern dieſe Stellung eingenommen haben, obſchon unter einem uns unbekannten Namen, nur wurden die Thatſachen von den chriſtlichen Mönchen in Wales auf Mael übertragen, bis in der Perſon des Lancelot der heidniſch-chriſtliche Character durch die chriſtliche Tünche vollſtändig unkenntlich gemacht wurde, und der von den Barden des Alterthums beſungene Held zum gemeinen Lüſtling und Ehebrecher herabſank, der zuletzt als reuiger Sünder in der Einſiedlerzelle ſich wieder den Himmel erobern will. Lancelot, in der auf uns gekommenen Geſtalt, iſt das unverläugbare Product einer Mönchsphantaſie.

Eine der hervorragendſten Erſcheinungen im Arthur-Cyclus war Triſtan, deſſen Liebe zu Iſolde noch öfter beſungen wurde, als jene des Lancelot zu Ginevra, daher ein Troubadour einen Jongleur der Unwiſſenheit anklagte, weil er nicht einmal die Begebenheiten des Triſtan kenne (**Ni no sabetz las novas de Tristan** *). Seit der Mitte des 12. Jahrhunderts feierten ihn die Geſänge der Provencalen, leider ſind jene Gedichte verloren gegangen, nur wenige Bruchſtücke haben ſich

*) **Ni ne savez les novelles de Tristan.**

biſ auf unſere Zeit erhalten, doch verrathen dieſe kein hohes Alterthum. Eines der drei älteſten wurde unter der Regierung Heinrichs II. von England von einem gewiſſen Berox umgearbeitet, das zweite hat einen Dichter Thomas zum Verfaſſer, der etwa 25 Jahre ſpäter als Berox lebte; das dritte wird allgemein dem Chretien van Troyes zugeſchrieben, welcher ſchon zu Anfang des 12. Jahrhunderts geſtorben war*). Fauriel hat nachgewieſen, daß der Proſaroman des Lucas du Guaſt nur eine Erweiterung der urſprünglichen Geſänge ſey, alſo für die Forſcher alterthümlicher Literatur keinen ſelbſtſtändigen Werth beſitzt. Behalten wir daher nur die drei verſificirten Bearbeitungen von Triſtans Abenteuer im Auge. Sie ſind zwar nur Fragmente, aber ſie erklären ſich gegenſeitig, und können daher leicht zu einem Ganzen verſchmolzen werden. Ihr Inhalt iſt bekannt. Triſtans erſte Waffenthaten finden in Cornwall, am Hofe ſeines Ohms, des Königs March, Statt. Die Veranlaſſung für Triſtan, ſeine Kraft zum Erſtenmal zu verſuchen, hatte ein irländiſcher Ritter, Morhoult, der einen ungebührlichen Tribut forderte, herbeigeführt. Triſtan beſiegte den hochmüthigen Krieger und tödtete ihn, aber er ſelbſt war von ſeiner vergifteten Lanze in den Schenkel verwundet worden. Da in ganz Cornwall kein Arzt ſich vorfand, der ihn zu heilen vermochte, ſo wandert er unter der Maske eines Harfenſpielers nach Irland. Dort lernt er die ſchöne Iſolde kennen, von welcher er in der Heimath ſeinem Oheim ein ſo reizendes Bild entwirft, daß der König ſie zu ſeiner Gemahlin zu erwählen beſchließt. Triſtan ſoll der Freiwerber ſeyn.

*) Tristan, Recueil de ce qui reste des poemes relatifs a ses aventures, publié par Michel.

Er verkleidet ſich als Handelsmann und kehrt mit ihr nach Cornwall zurück. Unter Weges reicht er ihr einen Liebestrank, der Brangine, Iſoldens Zofe anvertraut war, und Iſolden Liebe zu March einzuflößen die Beſtimmung hatte. Beide fühlen bald die Wirkung dieſes Trankes in ihren Gliedern. Wenige Tage nach der Hochzeit merken ſchon der Seneſchall und der Zwerg des Königs das verbrecheriſche Verhältniß, und machen dem König davon Anzeige. Auch verſchafften ſie ihm die günſtige Gelegenheit, die beiden Liebenden zu überraſchen, Triſtan aber entgeht einige Zeit den ihm geſtellten Fallen. Zuletzt werden Triſtan und Iſolde dennoch ergriffen, und ſie ſollen zum Hochgerichte geführt werden, als der Ritter ein Mittel zu ihrer Entweichung erſinnt, und die Königin zu befreien ſo glücklich iſt. Nach drei Jahren hatte ein frommer Klausner die beiden Gatten auszuſöhnen gewußt, und Triſtan wird vom Hofe verwieſen. Dennoch erſcheint er wieder daſelbſt. Er hatte nämlich im Coſtüm eines Narren ſich Allen unkenntlich gemacht und ſein Verhältniß mit Iſolden wieder angeknüpft. Die Hofleute ſchöpfen Verdacht, und theilen dem König ihre Vermuthungen mit. Um die Ankläger in Verlegenheit zu ſetzen, begibt ſich die Königin unter den Schutz Arthurs und der Ritter von der Tafelrunde. Sie erbietet ſich durch einen feierlichen Eid, ſich von dem Verdacht der Untreue zu reinigen. Als am anberaumten Tage March und Arthur mit ihrem Gefolge ſich an den bezeichneten Ort verfügen, erſcheint Triſtan im Bettlergewande, und erbietet ſich, die Königin über einen ſchwer zu paſſirenden Bach überzuſetzen. Sie nimmt dies Anerbieten an. Auf ein von ihr gegebenes Zeichen läßt der Geliebte ſie in den Bach fallen, und ſie kann nun,

ohne einen Meineid zu begehen, ſchwören, daß ſie in ihrem Leben mit keinem andern Mann in Berührung gekommen als mit ihrem Gemahl und dem Bettler, der ihr jetzt ſeinen Beiſtand angeboten. Nachdem ſich nun die Königin auf dieſe liſtige Weiſe von dem auf ihr laſtenden Verdacht gereinigt hatte, überlaſſen ſich alle Anweſenden der Luſtigkeit, Ritterſpiele werden eröffnet. Triſtan nimmt unter einer neuen Maske an ihnen Theil, und ſtreckt einen Kämpfer nach dem andern in den Sand, bis zuletzt von den Rittern der Tafelrunde keiner mehr übrig iſt. Arthur, welchem ſolche Tapferkeit ſehr imponirt, wünſcht des Siegers nähere Bekanntſchaft zu machen, und bietet demjenigen reichen Lohn, welcher den Tapfern zu ihm führen würde. Triſtan iſt aber ſo klug, jede neue Begegnung zu vermeiden, und entfernt ſich vom Schauplatze ſeiner Siege. Obſchon Iſoldens Ruf wieder hergeſtellt iſt, ſo wird Triſtan dennoch nicht wieder an den Hof ſeines Ohms berufen. Er zieht ſich in die kleine Bretagne zurück, wo der König des Landes, Hovel, ihm ſeine Tochter zur Ehe geben will, die zufällig ebenfalls Iſolde heißt. Aber die erſte Liebe hat in ſeinem Herzen zu tiefe Wurzel geſchlagen, und alle Verſuche, die Erinnerung an ſie zu verwiſchen, ſchlagen fehl. Vergnügungen und gefahrvolle Abenteuer jeder Art werden vergeblich aufgeſucht, um das Bild Iſoldens aus ſeiner Phantaſie zu verdrängen. Er beſchließt alſo, die Königin von Cornwall wieder aufzuſuchen. Aber die Tochter des Königs von Kleinbretagne, welche hinter das Herzensgeheimniß ihres Gatten gekommen iſt, macht Triſtan glauben, daß die Königin von Cornwall ſeine Wünſche nicht mehr theile, worüber ſich dieſer zu Tode grämt.

Oben iſt erinnert worden, daß die älteſte Ausgabe dieſes Romans nicht weiter als in das 12. Jahrhundert hinaufreicht. Erſt um dieſe Zeit beginnt ſeine Popularität in der Bretagne.

Valentin Schmidt (Wien. Jahrb. Bd. 29 S. 100) gibt jenem Liebestrank die Schuld, daß der Einfluß des Gral auf Triſtan ſo gering iſt. Man muß nämlich wiſſen, daß Triſtans Vater Meliades ein Abkömmling des Galaad, des Neffen Joſephs von Arimathia, war. Dadurch iſt auch er in die Gralſage verflochten. Da aber der Gral urſprünglich Ceridwens Waſchbecken war, ſo drängt ſich die Frage auf, ob nicht auch Triſtans Geſchichte in den druidiſchen Myſterien ihren Schlüſſel findet?

Mone *) erkennt den Triſtan als die letzte große Veränderung der Druidenlehre. Ueber Ausbildung, Umwälzungen und Unterdrückung der brittiſchen Druidenlehre gibt es mancherlei Ueberlieferungen, die bedeutendern ſind die mythologiſchen Triaden von den drei mächtigen Schweinhirten, worunter drei verſchiedene Zeiträume der brittiſchen Druidenherrſchaft verſtanden ſind. Das Symbol des Schweins ſteht im nächſten Zuſammenhang mit der Druidenlehre vom Waſſer **). Der erſte Schweinhirt in Brittanien,

---

*) Ueber die Sage von Triſtan, vorzüglich ihre Bedeutung in der Geheimlehre der brittiſchen Druiden.

**) Auch in andern Religionen, wie die Sprache beweist, denn ὑς (Sau) ſtammt von ὑω (feuchten), κ-απρος und a per Eber (engl. boar), v. ſanſkr. vara, lat. verres, Schwein, das Stammwort iſt aber das ſanſkr. var, fließen Mit den Sprachen vereinigen ſich die Mythen dieſes zu erweiſen, denn Phorkys (φορκος, porcus, Ferkel) iſt ein Meergott, und Wiſchnu hatte als Eber die Erde aus dem Waſſer hervorgezogen.

ſagt die Triade, war Pryden, Sohn des Pwyll, der zweite Coll (vgl. S. 674. 685), der dritte Triſtan, Sohn des Tallwch, dieſer bewahrte die Schweine des March (Roß*), während der Schweinhirt zu Eſſylt (Iſolde) eine Botſchaft machte, um mit ihr eine Uebereinkunft zu ſchließen. Zu gleicher Zeit verbanden ſich Arthur, March, deſſen Seneſchall Kai und Bedwyr zu einem Zuge gegen Triſtan, allein ſie bekamen auch nicht Ein Ferkel von ihm, weder durch Schenkung, noch durch Raub, noch durch Liſt, noch durch Gewalt oder Diebſtahl. Darum heißt man die Drei die mächtigen Schweinhirten, weil ihnen kein Schwein auf irgend eine Art entriſſen werden konnte, und ſie die anvertraute Heerde unverletzt den Eigenthümern zuführten. (Welsh Arch. II. p. 6. 23. 72. 77). Hier iſt alſo eine Vermiſchung mit fremden Myſterien (foreign mysteries), die in Cornwall eingeführt und von da weiter verbreitet, aber als verunſtaltet angeſehen wurden, angedeutet (vgl. S. 677). Daher wird Triſtans Verhältniß zu Iſolde als ein ehebrecheriſches und blutſchänderiſches geſchildert. Der Character Triſtans, als Herold **) der Myſterien, bezeichnet alſo den Inbegriff einer myſteriöſen Glaubenslehre, die in einer gewiſſen Zeit im brittiſchen Druidenweſen das Uebergewicht hatte. Iſolde (Eiſſelt) überſetzt Davies durch Schauſpiel oder Gegenſtand anhaltender Beſchauung, ohne Zweifel von myſteriöſem Sinne. Als Weib des March (Roß) war ſie eine Stute, in welcher Geſtalt Talieſin die Ceridwen geſehen haben will *). Aus den heiligen Ge-

*) Auch dieſes iſt Waſſerſymbol ſ. S. 84 Anm.

**) So überſetzt Davies dieſen Namen.

***) Mone beſchreibt im „Anzeiger f. Kunde des Mittelalt. 1835 S. 118 einige keltiſche Münzen, von denen eine auf der Vor-

remonien dieſer Göttin erklärt ſich aber die Liebe des Herolds und Myſtagogen Triſtan, deſſen Heerde aus Prieſtern und Andächtigen beſteht. Triſtan gehört jedoch einer jüngern Periode an als Coll, welcher die Sau zu hüten hatte, ehe ſie Junge warf. Hier aber ſind die Ferkel bereits hervorgebracht und vervielfältigt, obgleich noch immer Gegenſtand der Verfolgung von Seiten des myſtiſchen Arthur und ſeines Heeres (ſ. S. 673). Coll wird einſtimmig als ein Fremder beſchrieben, der nach Brittanien gekommen, während Triſtan ein Inländer und von myſteriöſer Wichtigkeit war, ehe er die Schweine hütete und mit der Mähre von Cornwall buhlte. Die franzöſiſchen und engliſchen Romane von Sir *Triſtram* ſind aus dieſer mythiſchen Baſis von Sagen, die unter den älteſten Britten im Schwange gingen, ausgebildet. Und doch ſind die Sagen, die ſich zunächſt auf Triſtans Abentheuer beziehen, aus der Sprache von Wales verſchwunden, jedoch — behauptet Mone — ſicherlich da geweſen, und haben die romantiſchen Lieder vom Helden Triſtan erzeugt. Darunter iſt der Triſtram des Poeten Thomas von Ercildoune beſonderer Aufmerkſamkeit werth, weil er die echt brittiſche Religionslehre, obſchon mit dichteriſchen Farben aufgeputzt, enthält. Dieſer Schriftſteller

---

derſeite eine Stute (Ceridwen?) hat, mit ſieben Punkten (Planeten?) um den Kopf. (Man vgl. S. 662, wo Ceridwens Sternkunde gerühmt wird). Der Hals iſt durch einen Halbmond, der Oberkopf und das Maul durch zwei Ringe angezeigt. Eine andere Münze ſtellt eine ſpringende Stute dar, der Ring unter derſelben iſt Ceridwens Keſſel, die drei Punkte daran die drei magiſchen Tropfen (vgl. S. 662), die geſchlängelten Striche der Ablauf des Keſſelwaſſers (?) Der Stern mit den 8 Strahlen über der Stute hat aſtronomiſche Beziehung. (Vielleicht erklärt er die 8eckigen Tempel der Druiden, deren Form auf viele Kirchen in Frankreich vererbt wurde?)

ändert den Namen *Triſtans* in *Triſtram* und *Tram Triſt*, was in der Sprache von Wales eine *traurige Geſtalt* (woeful contenance) bedeutet *). Triſt-

*) Davies merkt an, es war dies ein zu drolliger Gedanke, um dem launigen Cervantes zu entgehen, der dieſe Romanze in ſpaniſcher Ueberſetzung geleſen haben mochte. Mone findet dieſe Behauptung nicht ganz richtig, weil ſchon Pellicier zeigte, daß Amadis von Gallien derjenige Roman war, der durch den Don Quixote ins Lächerliche gezogen iſt. Allein inſofern Cervantes ſelbſt erklärt, der Hauptzweck ſeines Werkes ſey geweſen, das ausgebreitete Anſehen der Ritterbücher zu vernichten, kommt auch Triſtan allerdings in die Vergleichung mit Don Quixote, wiewohl er darin nur einmal erwähnt iſt. Aus den vielen Anſpielungen im Don Quixote ſchloß Pellicier, daß man unter den Ritterbüchern unterſcheiden, und eine *franzöſiſche* und *engliſche* Sippſchaft derſelben annehmen müſſe. Zu jener zählte er die Romane von *Karl und ſeinen Pärs*, zu dieſer den *Arthur mit ſeiner Tafelrunde* und den *Gral*. Auſſer dieſen Romanen, die auf ehrwürdiger Ueberlieferung beruhen, gab es aber zu Cervantes Zeit noch eine Menge anderer, die nur Ausgeburten einer nachahmenden verdorbenen Einbildungskraft, eigentliche Ritterromane waren. In Italien, Frankreich und Spanien bildete ſich früh aus dem Heldenliede und der Romanze der Roman, aus dieſem die Novelle; die Heldenſage wurde zum Stoffe einer ungezügelten Dichtung mißbraucht, wie man aus Bojardo und Arioſto erſieht. Dieſes Unweſen griff Cervantes im Allgemeinen an, weil er aber ſelbſt nichts von der Heldenſage verſtand, ſo warf er ſie mit den erbärmlichen Romanen zuſammen, und ließ ſeinen Witz an ihr aus, da ſie in ihrer Geſunkenheit eben ſo ſehr das Gemüth verdarb, als jede andere Geburt der Langeweile. Und hier zeigt ſich nun, daß er am meiſten den Sagenkreis von Karl d. Gr. durchgezogen, weil dieſer auch die Heldenſage der Spanier war, wie ſich aus ihren alten Romanzen unwiderſprechlich ergibt. Am häufigſten wird *Amadis* aufgeführt; nach ihm findet *Don Roldan* (Roland) der Sagenheld des ganzen ſüdlichen und weſtlichen Europa die meiſte Erwähnung, ſodann der eigentlich ſpaniſche Held Gayſeros, weniger Karl, Marſil, Reynald (Rinaldo), die zwölf Pärs, Turpin, Roncevalles und Galalon. Aus dem engliſchen Sagenkreiſe ſind die Anführungen ſchon ſeltener, denn er war nicht ſo einheimiſch in Spanien, wie der rolandiſche, auch haben die Spanier darüber weniger Romanzen. Nur *Merlin* und *Lanzarote* (Lancelot), deſſen Romanzen drollig genug auf den Don Quixote angewandt werden (I, 13.), ſpielen eine bedeutende Rolle in der Einbildung des ſinnreichen Ritters. Artus, Ginevra, die Tafelrunde, der Gral, Triſtan, Iſeo

rams Vater Rouland iſt nur franzöſiſche Ueberſetzung

---

und der Rieſe Morgante finden ſelten Erwähnung, weil ſie dem Cervantes ferner lagen als die übrigen. Wenn Cervantes die alten Romanzen für Lügen erklärt, eine Folge deſſen, daß die Heldenſagen in Spanien für unbezweifelte Thatſachen angeſehen, und mit der klarſten Geſchichte gleichgeſtellt wurden, ſo iſt dies Beweis genug, daß er die Heldenſagen nicht verſtanden hat.

Ziemlich gleicher Anſicht über Entſtehung und Ausbildung der Heldenſage, und der aus ihr hervorgegangenen Ritterromane iſt San Marte (Mittheil. a. d. Gebiet hiſt. antiq. Forſch. III. 2. S. 19.) „Sowohl die lateiniſchen Mönchscompilationen als die Heldengedichte in den Vulgarſprachen gründen ſich auf Volksſagen und Volkslieder. Beide hatten anfänglich ſich unabhängig nebeneinander entwickelt, erſt ſpäter hat ein wechſelſeitiger Einfluß, und bei dem größern Anſehen der lateiniſchen Compilationen Nachahmung, ja ſogar Uebertragung derſelben ſtattgefunden. So hat Gottfried von Monmouth auf Betrieb des Erzbiſchofs Walter von Oxford die zu ſeiner Zeit (1152) umgehenden uralten Nationalſagen und Lieder aus dem Brittiſchen in die Form einer Chronik in lateiniſche Proſa gebracht. Derſelbe Fall iſt es mit der Chronik von Cornwall des Thomas von Brittanien. Beide ſind nebſt andern wieder Quelle und Grundlage der geſammten Romanliteratur des 12. und 13. Jahrhunderts von *Artus und der Tafelrunde* für England und Nordfrankreich geworden So ſind die Romanzen vom Cid lange im Volke geſungen worden, ehe ſie die Gesta Roderici Campedocti in Eins als zuſammenhangende Geſchichte zuſammenfaßten, und ehe aus dieſer in Verbindung mit den darin nicht aufgenommenen Thaten des Helden ſich das Poema del Cid hervorrang. So gründet die Chronik Turpins (muthmaßlich aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts) ſich auf alte fränkiſche Nationalſagen, wie deren bei den alten Franken bis ins 9. Jahrhundert zurück vorkommen (Grimm Altd. Wälder I. 7. S. 35.), die ſie zuſammenfaßte und *für wahre Geſchichte ausgab*, und dadurch Fundament des ſpäter ſo ausgedehnten *Fabelkreiſes von Karl d. Gr. und ſeinen Paladinen* wurde. Nicht minder gehören hieher die alten Chroniken von St. Denys, deren Zuſammentragung auf Befehl des Abtes Suger, Miniſters Ludwigs des Jüngern (1137—1180), begonnen wurde, worin man faſt Alles wiederfindet, nur abgekürzt, was Turpin von *Roland* und ſeinem Kampfe mit Ferrajus (Ferragu), *von den 12 Pärs von Frankreich, von der Schlacht von Ronceval*, und den *Kriegen Karls mit den Heiden* erzählt, und die in vollkommen redlicher Abſicht und *als eine beglaubigte Geſchichte* der Zeit abgefaßt wurden.“

des keltiſchen Tallwech, wie Triſtans Vater in der bardiſchen Ueberlieferung heißt, und deſſen Namen die überwältigende Flut bedeutet. Seine Mutter, die Schweſter des Königs Mark, alſo des March der Triaden, ſeine Mutter alſo, deren Name **Blanche Flour** *) die weiße Blume bedeutet, ſie iſt das Zeichen des Bündniſſes unter den Bekennern des Druidismus, welches die Britten ihren Brüdern in Gallien beizuſtehen bewog, und inſofern auch Cäſars Zug nach Brittanien **) veranlaßte. Und dieſe ſymboliſche Flour iſt das dreiblättrige Kleeblatt, die heilige Pflanze der Druiden, von welcher jedes Blatt die blaſſe Zeichnung eines Halbmondes trägt, das Symbol der myſtiſchen Dreieinigkeit, die Erklärung des größten Geheimniſſes der Triaden (**Davies p. 448**). Sobald die große Göttin Olwen, die große Mutter Ceridwen, den Boden be-

*) Daher alſo die Sage von Flos und Blancflos im Karolingiſchen Sagenkreiſe. Der religiöſe und politiſche Zuſammenhang Galliens und Brittaniens, und die Nothwendigkeit der Eroberung Brittaniens, welche Cäſar aus dem geheimen Bunde beider Völker erwuchs, ſind bekannt. Die Triaden aber ſetzen die Urſache jener Nothwendigkeit in die Flour. Dieſe Tochter des Zwerges Mygnach und Geliebte des Königs Caswallon wurde von dem aquitaniſchen König Mwrchan Lleidyr entführt, um ſie Cäſar zu ſchenken, und dadurch die römiſche Freundſchaft zu erlangen (cf. Tacit. Hist. IV, 55.) Casvallon (Cassivelaunus) fuhr nun mit einem Heere von 60,000 Britten und Galliern nach Aquitanien und gewann die Flour wieder, aber Cäſar fiel nun aus Haß in Brittanien ein. (Owen Cambr. biogr. s. v. Flur. Davies Myth. p. 427.) Aber auch dieſe Sage gehört wohl der Mythologie an, denn Casvallon, der Sohn des Belen, war auf ſeinem Zuge von Gwenwynwyn (dem dreifach ſchönen), und Gwamar (dem Herrſcher) begleitet, d. h. den Söhnen des Llian (Wogentreiber), Sohn des Nwyvre (Firmament), und der Arianrhod (der Göttin des ſilbernen Rades = Iris) der Tochter des (Sonnengotts) Belen. (Welsh Arch. II. p. 60).

**) B. G. IV, c. 20: in Brittaniam proficisci contendit, quod omnibus fore Gallicis bellis hostibus nostris inde subministrata auxilia intelligebant.

rührte, ſproßten unmittelbar vier weiße Kleeblätter auf (Owen Cambr. biogr. s. v. Olwen meill). Flour iſt die Tochter des Mygnach, eines myſtiſchen *) Weſens (mystical character), des Sohnes des Myd- naw (Schiffsbeweger). In einem Dialog deſſelben mit Talieſin ſtürmt er vor, wie Annowe, der König der Tiefe, mit ſeinem weißen Hunde (dem dienenden Druiden). Seine Reſidenz iſt die heilige Inſel Caer Seon, und der Fürſt der Barden verehrte ſeinen Thron (Gorſedd). Durch Triſtrams Abkunft von der rollenden Woge und dem Symbol der Vereinigung (Blanche- flour) ſcheint alſo der Originalerzähler andeuten zu wollen, daß er ein legitimer Sohn der Flutmyſterien (Arkite Religion) war.

Nach dem frühzeitigen Tode ſeiner Eltern kam Tri- ſtan in die Pflege des Fürſten Rohan, eines Todfein- des des Herzogs Morgan. Beide Weſen finden ſich in den Triaden, aber verſchieden gezeichnet. Morgan mit dem Beinamen Mwynvawr, iſt der Sohn des Adras und einer der Helden am Hofe des mythiſchen (mythological) Arthur. Rohan heißt Rhyhawd (Mann des Uebermaßes), genannt eil Morgant (Mor- gans Nachfolger). Wie ſein Name andeutet, hielt er die myſtiſche Lehre nicht in den geſetzmäßigen Grenzen. In den Triaden wird er mit Dalldaw dem Myſta- gogen zuſammengeſtellt, aber auch mit dem Roſſe March und zwar als Compeer an Arthurs Hofe. Er wird auch Overwardd genannt, weil er die Bardenlehre durch Beimiſchung fremder Sagen verdorben, alſo ein Prieſter, der durch Neuerungsſucht im Druidenweſen Aenderungen ſich erlaubte. Rohans Liſt, der durch

*) Davies gebraucht das Wort mystical (myſtiſch) zwar unbe- ſtimmt, aber es iſt hier jedesmal eingeſchloſſen beigefügt, wo es bedeutſam erſcheint.

eine vorgeſpiegelte Niederkunft ſeiner Frau den Triſtram mit verkehrtem Namen (Tram Trist) als ſeinen Sohn adoptirte, zeigt die Beſorgniß und Mühe, ſeine Stellung zu behaupten. Er ließ den Triſtan ſorgfältig erziehen, und die Geheimniſſe der Jagd (d. h. die gemiſchten Myſterien des Rhyhawd) waren die unterſcheidenden Merkmale dieſer Bildung; Triſtans Kunſt, das Wild zu zerlegen, iſt ganz in der bildlichen Art altbrittiſcher Sagen. So ward auch Talieſin von der Ceridwen wiedergeboren und in ihrer myſteriöſen (mystical) Halle unterrichtet; und ſo iſt die Feier der Myſterien in der Sage von Pwyll unter dem Bilde einer Jagd dargeſtellt. Die Weihen aber, welche dem Triſtram zu Theile wurden, unterſchieden ſich von denjenigen ſeiner natürlichen Eltern, darum ward auch ſein Name umgekehrt.

Nun erſcheint ein, der Angabe des Thomas zufolge, Norwegiſches Schiff an der Küſte von Cornwall; da aber die Begebenheit mythologiſch iſt, ſo muß es einem Volke angehören, das in den älteſten Zeiten des Heidenthums die Küſte von Cornwall beſuchte; denn es war mit Falken befrachtet, die Triſtan im Schach gewann und an ſeine Freunde vertheilte. Man verſteht aber erſt dieſe Ladung, wann man weiß, daß Ceridwen ſich ſelbſt in einen Falken verwandelte.

Triſtan wird an den Hof des Königs von Cornwall gezogen, und durch einen Ring (das Druidenzeichen glain), welchen er von ſeiner Mutter erhalten hatte, wieder erkannt und als Neffe des March anerkannt, d. h. zu den Ehren des Bardenordens zugelaſſen. Er gelangt zum Commando einer Armee, d. h. er wird Oberprieſter und hat 15 ihm beigeordnete Feldherren mit Eberköpfen; er iſt alſo hier, wie in den Triaden, ein Schweinhirt. Mit ſolcher Macht ausge-

rüſtet, zieht Triſtram aus, um den Herzog Morgan an-zugreifen, welcher einem ältern druidiſchen Syſtem präſi-dirte, tödtet ihn und überträgt die eroberten Beſitzun-gen auf Rohan oder Rhybawd, den Verderber des bar-diſchen Myſteriums, und darum heißt Rhyhawd in den Triaden eil Morgant: ſein Nachfolger.

S. 729 wurde eines irländiſchen Ritters erwähnt, deſſen Erlegung im Zweikampf Triſtans erſte Waffen-that war, aber gleichzeitig war er ſelber mit einem ver-gifteten Speer am Schenkel verwundet worden. Die Wunde zeigte ſich unheilbar und machte ſeine Geſell-ſchaft unerträglich, daher ſich der Held, wie Philoctet, in die Einſamkeit zurückziehen muß. In der Verzweif-lung begibt er ſich endlich an Bord eines Schiffes, das er Wind und Wellen überläßt. Hier ließe ſich an jenes Schiff denken, in welches die Kelten, wie die Scandinavier, den Todten legten, und das ohne Ge-leite den Winden übergeben wurde, weil man glaubte, es laufe von ſelbſt in das menſchlicher Führung un-nahbare Land des Todes ein (Eckermann, Religions-geſch. III. 1. S. 33). Aber ſo groß iſt Triſtans Glück, daß er nach einiger Zeit glücklich im Hafen von Dublin ankommt. Und die Königin dieſes Landes war eine Kennerin mediciniſcher Kräuter (wie Cerid-wen, die durch Kochen des irdiſchen Theils im Keſſel dem Geiſte zur Wiedergeburt verhilft). Sie heilte alſo ſeine Wunde, und Triſtram wird an den Hof berufen. Des Königs ſchöne Tochter Iſonde (Eſſylt in den Tria-den, Yſolde) wird ihm als Mündel anvertraut, und er unterrichtet ſie in Muſik und Dichtkunſt (welche die Barden üben mußten) und in jedem Zweige der my-ſtiſchen Lehre. Wie Triſtrams begeiſterte Schilderung von Iſonden's Reizen und ihren geiſtigen Eigenſchaften den König March veranlaßten, ihn nach Irland zu ſenden,

und ſie in ſeinem Namen zur Gattin zu fordern, iſt ſchon oben erwähnt worden. Durch eine Reihe romantiſcher Abenteuer kommt der Held von Cornwall zum Ziel ſeines Auftrags, und die ſeiner Obhut anvertraute Prinzeſſin geht mit ihm unter Segel. Bei ihrer Abreiſe bereitet die Königin Mutter, um das Glück des verheiratheten Paares zu ſichern, einen Liebestrank, und übergibt ihn Iſoldens Zofe Brengwain mit der Weiſung, daß er zwiſchen Bräutigam und Braut am Hochzeitsabend getheilt werden ſolle. Aber das Schickſal wollte es anders. Als Triſtram, bei entgegengeſetztem Winde ſegelnd, von Hitze und Durſt beim Rudern gequält wurde, fordert Iſonde einen Trank für ihn zur Erfriſchung, und ihre Zofe bringt aus Verſehen den Liebestrank, welcher für March beſtimmt war. So ſchlürfen Triſtram und Iſonde eine unwiderſtehliche Leidenſchaft ein, welche der Tod allein überwinden kann. Auch ein Hund Hodain, welcher am Gefäße leckte, nachdem es geleert war, fühlte die unwiderſtehliche Macht und wurde ihr unzertrennlicher Begleiter. Dieſer Hund iſt ſeiner Bedeutung nach ein Merkmal der Weizen ſpendenden Ceridwen, deren Prieſter Talieſſin Hodigion nennt, d. h. Leute mit Ohren von Kornähren; denn nach Davies heißt Hodain: Korn, das im Ohr aufſchießt*). Vielleicht war Hodain ein Prieſter, denn die Heidenprieſter werden anderwärts Hunde genannt; Ceridwen ſelbſt verwandelte ſich (im Hanes

---

*) Ceridwen iſt die Geberin des Korns, der Tempel der Göttin war zum Theil ein Kornmagazin. (Transactions of the Irish academy Vol. III Antiq. p. 75 sq.) Daher kommt es, daß die h. Brigitte, deren Kloſter in Kildare an der Statte, wo Ceridwens Tempel ſtand, erbaut wurde, jetzt noch um gute Ernten angerufen wird. Im Cultus der Ceridwen hatte das Samenkorn freilich auch eine geiſtliche Bedeutung.

Talieſin) in eine Hündin; und in der Sage vom Pwyll iſt die Prieſterſchaft durch weiße Hunde vorgeſtellt *). Der Liebestrank, der Triſtram und Iſonde berauſchte, ſcheint der myſtiſche Trank (κυκεων) geweſen zu ſeyn, der in den Myſterien der Demeter zu Eleuſis eine Rolle ſpielte, und hängt alſo auch zuſammen mit der Verfertigung des heiligen Keſſels der Ceridwen und mit dem Wein und Meth der wäliſchen Barden, den die Lehrlinge bei ihrer Einweihung in den Myſterien bekamen. Brangwein hält Mone für die brittiſchen Bronwen, die König Bran nach Irland entführte, nebſt dem myſteriöſen (mystical) Keſſel, und ſie einem Fürſten vermählte, den ſchon ſein Name (**Math-olweh**: Sitz der Würde) auszeichnet. Iſonde wird trotz ihres Liebesverhältniſſes zu Triſtram Königin von Cornwall, aber ihr früherer Anbeter, ein iriſcher Edelmann (Triſtram), kommt unter dem Namen eines Abgeordneten an den Hof des Königs March, bekommt ſie in ſeine Gewalt und entführt ſie in ſein Schiff. Dieſe Entführung Iſondens durch einen iriſchen Spielmann (**minstral**) bedeutet, daß die Inwohner des alten Irlands in die Cornwalliſchen Myſterien eingeweiht waren. (Vgl. dagegen weiter unten Villemarqué's Auslegung dieſer Figur). Triſtram findet jedoch Iſonde wieder und ſtellt

---

*) Dadurch erhält eine von San Marte hiſtoriſch gefaßte Stelle in Kirchwoods Highland's rites and customs p. 60. ihre erforderliche Klarheit. „Eine der Frauen Arthurs, des Ehebruchs angeklagt, und verurtheilt, von Hunden zerriſſen zu werden, floh nach Schottland, wo ſie ihr Leben beſchloß. An dem Orte, wo ſie begraben ward, erhebt ſich eine Pyramide mit einem Basrelief, das auf einer Seite Männer zeigt, welche eine Frau verfolgen, auf der andern eine Königin, die von Hunden zerfleiſcht wird." Die Männer waren Prieſter, alſo — Hunde, das eine Bild alſo der Commentar des andern, denn Arthurs Frau Ginevra haben wir ſchon S. 724 als Perſonification der Häreſie erkannt.

ſie ſeinem König zu, ſinnt aber nun auf Mittel, eine Zeichenſprache mit ihr unterhalten zu können. Von ſeiner Herrin getrennt, dachte er auf eine Correſpondenz, und bediente ſich zu dieſem Zwecke ſchmaler Stückchen Holz, auf welchen Charactere eingravirt waren, und warf dieſe in einen Bach, welcher durch den Obſtgarten von Iſondens Landſitz floß. Dieſer Obſtgarten — auch Avallon war einer, denn Merlin rühmt ſeine 147 Apfelbäume, freilich im myſtiſchen Sinne — iſt ein Druidenhain, in welchem Fruchtbäume gepflanzt werden mußten, denn die Looſe, durch welche die Druiden die Gottheit um Rath fragten, wurden ſolchen entnommen. Triſtrams Holzſtäbe mit den geheimen eingegrabenen Zeichen waren alſo Weiſſageſtäbe (Coelbreni), die ſo oft von den Barden erwähnt werden, oder ſie waren auch die Looſe, die vom Schößling eines Fruchtbaums in Kerbhölzer ausgeſchnitten und mit geheimen (mysterious) Zeichen unterſchieden wurden, wie Tacitus beſchreibt. So iſt auch das Orchard der druidiſche Wald dieſer Fruchtbäume oder die Looſe ſelbſt, die aus dieſem Walde genommen wurden. Auch beſchreibt ja Merddin den ganzen Kreis der druidiſchen Geheimlehre (mysticism) als ein Orchard von 147 Fruchtbäumen, die alle wie vollkommene Kerbhölzer zuſammen paſſen.

Triſtram wird hierauf zum Hochconſtabel befördert, oder, wie die Triaden ſich ausdrücken, zum Priv Hud (Vorſitzer der Myſterien), welches Amt ihm das Privilegium gibt, in der Königin Gemach zu ſchlafen. Aber er erlaubt ſich hier gewiſſe Freiheiten, die ſeine Verbannung vom Hofe von Cornwall zur Folge haben. Er zieht alſo nach Wales zurück und übernimmt hier die Vertheidigung des Königs Triamour gegen die

Uſurpationen des Rieſen Urgan, welchen er im Zweikampf erlegt. Zum Lohne erhält er die Souveränität von Wales, zugleich mit einem roth, blau und grün geſtreiften Hündchen. Der beſcheidene Held gibt ſofort die Krone an des Königs Tochter Blanche Flour, und ſchickt das Hündchen an Iſonde. Dieſer Triamour ſcheint der iriſche Triatbmor (wo das th ſtumm iſt) zu ſeyn und bedeutet: König, Eber, Meereswoge und Hügel; ſo daß er einen hinlänglichen myſteriöſen (mystical) Vielſinn enthält, um entweder den Vorſteher der wäliſchen Druiden, die Hauptſymbole ihres Glaubens, oder den Vorrang ihrer Würde zu bezeichnen; oder auch die erhöhte Stätte, wo der Gottesdienſt abgehalten wurde (**Davies p. 454**). Urgan iſt der Gawrgi der Triaden, ein ſagenhafter Unhold (mystical cannibal), nämlich ein Prieſter oder Gott, der ſich an Menſchenopfern labt. Die mythologiſchen Rieſen ſind bekanntlich immer Repräſentanten der Ketzerei. Des Triſtrams Uebernahme und ſofortige Entſagung der Herrſchaft von Wales deutet an, wie ſeine in dieſer Gegend eingeführte Lehre ſich nicht halten konnte. Blanche Flours Name iſt derſelbe mit dem der Mutter Triſtans; er enthält das myſteriöſe Sinnbild der Glaubenseinheit, denn das weiße Kleeblatt iſt das Bundeszeichen. Der Hund bedeutet den Prieſter, und ſeine rothblaugrünen Flecken ſind die ſogenannten Abzeichen (glein) oder Schlangenſteine (gemmae anguinae), nämlich kleine Glasamulete von der Weite unſerer Fingerringe, aber viel dicker, meiſt von grüner, zuweilen auch von blauer Farbe; noch andere ſind mit rothen, blauen und weißen Wellenlinien geziert. Nach Owens Verſicherung wurden dieſe Ringe zum Unterſcheidungszeichen verſchiedener Bardenorden getragen, die

blauen gehörten den Vorſtehern der Barden, die wei-
ßen den Druiden, die grünen den Ovaten und die drei-
farbigen den Schülern. Sonach iſt jenes vielfarbige
Hündchen entweder ein Schüler oder höherer Lehrling
in den verſchiedenen Orden geweſen. Triſtram kehrte
nach dem Hofe von Cornwall zurück, erneuerte ſeine
Liebſchaft mit Iſonde, und die Folge iſt die Verban-
nung Beider vom Hofe. Die Liebenden ziehen ſich in
einen Wald zurück und entdecken dort eine Höhle, welche
Rieſen einſt erbauten. Hier leben ſie von dem Wild-
pret, welches die myſtiſchen Hunde ihnen fangen. Da
überraſchte ſie der König in der Höhle, als ſie ſchlie-
ſen, trat mit gezücktem Schwerte zwiſchen ſie, über-
zeugte ſich von ihrer Unſchuld und nahm ſie Beide
wieder zu Gnaden auf. Auch hier iſt die Deutung
unſchwer, denn daß die Höhle von Rieſen gebaut iſt,
gibt ſie als eine von Andersgläubigen errichtete Drui-
denzelle zu erkennen, der Wald iſt ein Druidenhain,
die Hunde die Prieſter, das erjagte Wild die Novizen,
auf welche die Bekehrer Jagd machen. Das Schwert
zwiſchen beiden Liebenden iſt die gegen ketzeriſche Schü-
ler gezogene Waffe, die vorſichtig bei der Bardenver-
ſammlung auf dem die Zelle bedeckenden Stein wieder
eingeſteckt wurde (Owen Dict. s. v. Cromlech).

Aber der unglückliche Triſtram fällt wieder in Un-
gnade durch ſeine alte Beleidigung und muß wieder
fliehen. Er durchwandert viele Gegenden und tritt
endlich in den Dienſt des Florentin, des Herzogs der
Bretagne, deſſen Tochter gleichfalls Iſonde heißt. Aber
ſie war keuſch und nicht minder ſchön als ihre von
Triſtram geliebte Namensſchweſter. Dieſe Prinzeſſin
heirathet er, aber ſein heiliger Ring, d. h. ſein geweih-
tes Amulet, erinnert ihn an die frühere Liebe, und die

Gattin wird von ihm vernachläßigt. Dieſe Letztere iſt das Bild einfacher und älterer Myſterien in Gallien, an denen der ausſchweifende Sinn des Prieſters von Cornwall (Triſtan) kein Genügen fand. Als Hochzeitsgeſchenk hatte Triſtram eine Landſchaft erhalten, welche unmittelbar an die Beſitzungen des wilden Rieſen Beliagog grenzte. Aber an dieſes Geſchenk hatte Florentin die Verpflichtung geknüpft, daß ſich Triſtram der Jagd auf dem Gebiete dieſes Ungeheuers, welcher ein Bruder von Morgan, Urgan und Morant war, enthalten, d. h. keine Myſterien feiern ſollte (vgl. S. 739.). Der Held von Cornwall jagt aber dennoch in fremdem Gehege, überwindet den Rieſen und macht ihn zum Vaſallen. Da nun Beli die Sonne heißt, ſo mag Beliagog mit dem wäliſchen Beli a gwg daſſelbe ſeyn. So heißt der ſtrenge grollende Beli in Wales, der Belenus der jüngern Druiden in Armorica (Bretagne), den Auſonius mit Phöbus identificirt. Der Rieſe, welcher ſo gewaltig von den Hierophanten in Cornwall verabſcheut wird, iſt alſo die urſprünglich mit dem dortigen Glauben verbundene Sonnengottheit. Man bemerkt jedoch in allen Triaden und mythologiſchen Sagen, daß wenn ein Verderbniß der Druidenlehre beſchrieben wird, ſtets Anſpielungen auf die Sonnenverehrung vorkommen oder auf die damit zuſammenhängenden Symbole. Dieſer Dienſt erſcheint aber in den Werken der älteſten noch exiſtirenden Barden mit demjenigen der Ceridwen verbunden; die eifrigern Anhänger des Sonnencultus, d. h. die ſich dieſem vorzugsweiſe ergeben hatten, hatten den Schimpfnamen: Barden Beli's (Beirdd Beli).

Erwägt man, daß zu Cäſars Zeit die Druidenlehre der Gallier von Brittanien ausgegangen, ſo ſind noch [illegible]gende Umſtände von Bedeutung. Triſtan befahl

nämlich dem Beliagog, einen Tempel zu Ehren der Iſonde und der Brangwain, d. i. der Ceres und Proſerpine von Cornwall zu bauen. Der Rieſe unterzog ſich dieſem Geſchäft wie der Teufel Kapellen baut, er errichtete die Tempel in ſeinem eigenen Schloß, zu welchem er Triſtram einen ſichern und geheimen Weg zeigte. Er ſchmückte die Hallen mit Sculpturen aus, und dieſe ſtellten genau Triſtrams ganzes Leben mit treuen Abzeichnungen der Iſonde, Brangwain, des March, ſeines Rathes Meriadoc und die myſteriöſen (mystical) Hunde Hodain und Pelicrewl dar. Dieſes mythologiſche Gemälde beſchreibt, nach Mones Vermuthung, die Einführung eines Gottesdienſtes und einer Geheimlehre von Brittanien nach Gallien. Darauf ſpielt auch folgende Sage an: Triſtram machte ſeinem Schwager Ganhardin, Fürſten von Bretagne, eine ſo ſchöne Beſchreibung der Iſonde von Cornwall, daß ſeine Neugier ernſtlich aufgeregt wurde, und als ihn Triſtram in das Schloß des Beliagog geführt, und er dort die Bilder der Iſonde und Brangwain geſehen, da fiel er vor Erſtaunen über ihre Schönheit in Ohnmacht. Nach ſeinem Wiedererwachen fühlt er die heftigſte Leidenſchaft zu Brangwain, die er ſogleich zu ſehen verlangt. So ſchifft ſich der Fürſt in Begleitung des brittiſchen Hierophanten ein, gelangt nach Cornwall, begegnet Iſonden und Brangwain, und in dem Hain wird der liebende Fremde mit Brangwain vermählt.

Hier bricht die unvollſtändige Handſchrift von Auchinlek, welcher Mone folgte, ab. Obſchon die franzöſiſchen Ergänzungsfragmente weniger authentiſch als das Werk des Poeten Thomas Erceldoune ſind, ſo iſt es doch nicht überflüſſig, auch einen Blick auf die franzöſiſche Ueberſetzung des provencaliſchen Gedichtes zu

werfen, welches auch dem deutſchen Sänger Gottfried von Straßburg zum Leitfaden diente, und auf die Abweichungen von der wäliſchen Quelle aufmerkſam zu machen.

Zuerſt wird Triſtans Name von **triste** abgeleitet, weil er in „Trauer“ (**tristesse**) geboren ward. Um dieſe Etymologie zu rechtfertigen, wird folgende Geſchichte erzählt:

Iſabelle, die Tochter des Felix, Königs von Cornwall, war dem Meliadus, Sohn des Bran und Bruderssohn Joſephs von Arimathia, vermählt worden. Meliadus war König von Leon (jene weſtliche Gegend Frankreichs, die ſpäter Armorica hieß und unter dem Namen Niederbretagne, wo St. Paul von Leon liegt, am bekannteſten iſt). Als Iſabelle ſchwanger war, entbrannte eine Fee in Liebe zu Meliadus, ſie lockte ihn durch Zauberkünſte auf die Jagd und entführte ihn. Verzweifelnd über den Verluſt ihres Gatten, beſchloß Iſabelle mit einem Hoffräulein und ihrem Stallmeiſter Gouvernail ihn aufzuſuchen. In einer Nacht, welche ſie im Walde zubrachte, überfielen ſie Geburtsſchmerzen, und nach vielen Schmerzen gab ſie einem ſchönen Knaben das Leben. Da ſie ihren Tod nahe fühlte, ſchloß ſie unter Thränen das Kind in die Arme und ſpricht: „Mir frommt deine Schönheit nicht, denn ich ſterbe an den Schmerzen, die deine Geburt mir machte. Traurig gebar ich dich und traurig ſterbe ich wegen dir. Da du nun in Trauer geboren biſt, ſo ſoll dein Name auch „Trauriger“ (**Tristan**) ſeyn *). Nachdem ſie diß geſagt, küßte ſie ihn und verſchied.

Gouvernail und das Fräulein, voll Betrübniß über den Tod ihrer Fürſtin, nahmen ſich des Kindes Triſtan an, waren aber ſehr in Verlegenheit, es zu nähren, als zur rechten Zeit der Zauberer Merlin erſchien. Dieſer brach den Zauber, der Meliadus feſſelte, und befahl dem treuen

*) Die eigentliche Bedeutung des Namens Triſtan, deſſen allegoriſchen Charakter der Franzoſe nicht mehr ahnte ſ. S. 733 Anmerk. 2.

Gouvernail, für den jungen Triſtan, als einen der drei *) künftig hin berühmten Ritter der Tafelrunde, zu ſorgen.

Meliadus erzog Triſtan mit Sorgfalt und Gouvernail übte ihn in den Waffen. Triſtan war ſieben Jahre alt, als ſein Vater, des Wittwerſtandes müde, die Tochter Hovels von Bretagne heirathete. Sie war ſchön, aber auch liſtig und boshaft. Bald faßte Meliadus große Liebe zu ihr, und ſie gab ihm einen Sohn, der ſie bald für Triſtan zur böſen Stiefmutter machte. Sie wollte ihn vergiften, allein durch ein Verſehen leert ihr eigener Sohn den Todestrank. Zum zweiten Mal trachtete ſie ihr Verbrechen auszuführen, allein Meliadus, der gegenwärtig war, ergriff den Becher, und weil er Gift darin merkte, verſammelte er ſeine Barone, um auf ihren Rath die Königin zum Feuertod zu verurtheilen. Da warf ſich ihm Triſtan zu Füßen und erbat eine Gnade — als ſie ihm gewährt worden, forderte er die Begnadigung ſeiner Feindin. Meliadus, durch den abgelegten Eid gebunden, ſchenkte der Königin das Leben, mied aber fortan ihre Gemeinſchaft.

Damals prophezeite ein wahrſagender Zwerg dem König Marke (March) von Cornwall, Triſtans Oheim, daß er durch ſeinen Neffen verhöhnt werden und bitteres Unglück erfahren ſolle. Da ſchwur Marke Triſtans Verderben. Einige Ritter ſeines Hofes legten ſich im Walde, in welchen Meliadus und Triſtan jagten, in Hinterhalt. Sie überfielen die Beiden, tödteten den Erſtern, der unbewaffnet war, aber Triſtan wurde durch Gouvernail ihren Streichen entzogen. Da die böſe Königin nun Leon allein beherrſchte und Triſtan Alles von ihr zu fürchten hatte, ſo brachte ihn Gouvernail an den Hof Pharamunds. Hier erlernte er mancherlei Wiſſenſchaft, ſelbſt das Brett- und Schachſpiel. Belinde, Pharamunds Tochter, geſteht ihm, daß er Eindruck auf ihr Herz gemacht, allein Gouvernail ſtellte ihm vor, daß die Ehre ihm verbiete, das Haus eines mächtigen Königs, der ihn an ſeinem Hofe aufnahm, zu beleidigen. Belinde aber erſpähte den Triſtan im einſamen Gebüſch und warf ſich in ſeine Arme.

*) Triſtan, Lancelot, Perceval.

Von einigen dazu kommenden Höflingen überraſcht, ſchob ſie die Schuld des Ueberfalls dem Triſtan zu. Man führte ihn vor Pharamund, der, ſeiner Tochter Strafbarkeit in ihren Augen leſend, um ſie zu prüfen, ihr ein Schwert gab, mit dem Befehl, ihren Beleidiger zu tödten. Belinde wollte ſich damit ſelbſt durchbohren, indem ſie Triſtans Unſchuld nun laut bekannte. Da aber ſein Stand unbekannt iſt, konnte Pharamund, obgleich er ſeine edlen Eigenſchaften bewunderte, ihn doch nicht zum Eidam wählen, und verbannte ihn deßhalb von ſeinem Hofe. Belinde konnte dieſen Verluſt nicht ertragen; mit demſelben Schwert, das ihr Vater ihr gegeben, um Triſtan zu durchbohren, endete ſie ihr Leben, ſchrieb ihm aber zuvor noch einen Brief, in welchem ſie die unbefriedigte Liebe als Urſache ihres Todes angab, und überſandte ihm mit dieſem Briefe ein Hündchen, das er ihr zu Liebe bewahren möge. Das Thier wurde nun dem Ritter ſehr werth, der auch den Todesbrief fortan auf ſeinem Herzen trug.

Hierauf wird Triſtans Zweikampf mit dem irländiſchen Morholt, deſſen Beſiegung durch Triſtan und die Schenkelwunde durch Morholts vergiftete Lanze erwähnt, was, als ſchon oben berührt, hier übergangen werden darf.

Um einen Arzt für ſeine Wunde zu ſuchen, ſchiffte ſich Triſtan nach Logers (England) ein, aber ein Sturm trieb ihn an Irlands Küſte. Sobald er die Inſel betrat, nahm er ſeine Harfe und ſpielte ſo ſüß, daß Iſotte (Iſolde, Eyſſelt), des Königs Tochter, mit ihrem Vater ans Geſtade gingen und den verwundeten Ritter ins Schloß tragen ließen, wo Iſotte, die ſchönſte Prinzeſſin der damaligen Welt, und die am beſten mit Wundenverband umzugehen wußte, ihn in die Pflege nahm. Von dieſem Momente an entkeimte in Beiden die Liebe. Während dem hielten mehrere Ritter der Tafelrunde ein Turnier, unter ihnen auch ein Sarazenenprinz Palamedes, der ſich in Iſotte verliebte. Triſtan lernte an der Eiferſucht, die ihn jetzt ergriff, die Gewalt ſeiner eigenen Liebe zu Iſotten

erſt kennen. Er verließ, ſo ſchmerzhaft ſeine Wunden auch waren, in der Nacht vor dem Turnier heimlich ſein Lager, verbarg ſich in den dem Turnierplatz angränzenden Wald und erſchien unter den Kämpfenden. Er warf Alles nieder, was ſich ihm zur Gegenwehr darbot, kämpfte gegen Palamedes, auf den er es vorzüglich abgeſehen hatte, ſtach ihn vom Pferde, griff ihn mit dem Schwert in der Fauſt an und trug den Kampfpreis davon. Aber ſeine Wunden bluten wieder, er ſank in tödtliche Schwäche, man brachte ihn ins Schloß zurück und Iſotte bemühte ſich, ihn zu heilen. Nun nahm ſie wahr, daß ſeine Wunde vergiftet iſt, ſie ging aus, um Heilkräuter zu ſuchen, die Triſtans Geneſung herbeiführten. Er weihte ihr fortan ſein Leben, ohne jedoch ſeinen Namen und frühere Waffenthaten ihr zu offenbaren.

Eines Tages ſchlich ſich ein Hoffräulein der Königin in Triſtans Zimmer, unterſuchte ſeine Waffen und entdeckte an ſeinem Schwert eine ſo gewaltige Scharte, daß ſie ſich überzeugte, ſie könne nur entſtanden ſeyn, indem es Morholts Schädel geſpalten. Sie theilte ihre Entdeckung der Königin mit, welche den Säbelſplitter, ſo in ihres Bruders Schädel ſtecken geblieben, in einer Schachtel aufbewahrte. Der Verſuch, den Splitter mit der Scharte zu vergleichen, rechtfertigte ihren Verdacht. Sie fordert Triſtans Leben; der König aber gebot ihm, bloß das Land zu verlaſſen. Seufzend blickte er auf Iſotte, dankte dem König für Roß und Waffen, die er ihm geſchenkt, und kehrte von ſeinen Wunden geheilt nach Cornwall zurück.

Jetzt begeht Triſtan die obenerwähnte Unbeſonnenheit, durch eine Schilderung von Iſottens Reizen, in König Marke ſich einen mächtigen Nebenbuhler zu erwecken, der ihn ſogar ſelber mit der Werbung um Iſottens Hand beauftragte. Er entledigt ſich ſeines Auftrags an demſelben Hof, den er auf immer hatte meiden ſollen, und Iſottens Mutter ſtellt ihrer Zofe, der treuen Brangine, den vorhingedachten Liebestrank für ihren künftigen Eidam zu. Sie ſollte ihn am Hochzeitabend

in Iſottens und Marke's Becher miſchen. Er iſt aber nicht ihr eigenes Gebräude, ſondern das Geſchenk einer Fee. Wie unter Weges Triſtan und Iſotte vor großem Durſte den Trank ergreifen, den Brangine zu verbergen verſäumt hatte, ſo wie die Folgen dieſes Trunkes ꝛc. iſt vorhin gedacht worden. In Cornwallis angekommen, feiert Iſotte ihr Beilager mit Marke. Hatte aber die Liebe Triſtan und Iſotte zu einem Fehltritt verleitet, ſo zog dieſer nun die Nothwendigkeit eines Betrugs nach ſich. Brangine opfert ihre unbefleckte Unſchuld, um Iſottens Verrath zu verbergen. Der König, welcher den Betrug nicht ahnt, äußert ſeine Dankbarkeit gegen Triſtan, der ihm die reizendſte Gattin zugeführt, dadurch, daß er ihn zu ſeinem erſten Kämmerer erwählt, wodurch er bei der Königin Zutritt erhält.

Iſotte, von ihrer Schuld gefoltert, wollte ſich, um einer Entdeckung vorzubeugen, Branginens entledigen. Sie ließ das treue Kammerfräulein vom Hofe entführen, und mit dem Auftrag, ſie zu tödten, in einen Wald ſchleppen. Branginens Schönheit rührte ihre Henker. Sie fragten, was ſie der Königin zu Leide gethan. „Nichts, was ich wüßte“ antwortete ſie mit Thränen, „wie die Königin Irland verließ, hatte ſie eine Lilie, die ſie ihrem künftigen Gemahl bringen ſollte, ich hatte eine gleiche. Die Königin verlor die ihre auf dem Meer; um in ihrem großen Jammer ihr zu dienen, gab ich ihr die meine, die ich wohl zu bewahren gewußt. Und für dieſen Dienſt, ſonſt weiß ich keine Urſache, will ſie nun meinen Tod.“ Die Männer verſtanden dieſes Räthſel nicht, aber unfähig die Schöne zu ermorden, banden ſie ſie an einen Baum, beſtrichen ihre Schwerter mit Blut, und brachten der Königin die falſche Nachricht ihres Todes, wobei ſie ihr zugleich ihre Worte wiederholten, als hätte ſie ſolche im Sterben geſprochen. Iſotte ergriffen alle Qualen der Reue, und gern hätte ſie

Branginens Leben mit dem ihrigen erkauft, aber es war nun zu ſpät.

Branginens Schickſal war jedoch nicht ſo ſchrecklich. Palamedes, den ſein Weg durch den Wald führte, löste ihre Feſſeln und brachte ſie in ein nahes Frauenkloſter. Wie er wieder in den Wald kam, gelangte er an einen Brunnen, wo er zu ſeinem Erſtaunen Jſotte fand, die den Verluſt ihres Kammerfräuleins beklagte; Palamedes eilte, ihr die Verlorne wieder zu bringen, die Königin ſchloß ſie mit Thränen der Reue in ihre Arme, und verſprach ihrem Retter eine Gabe, die er bitten würde, zuzugeſtehen. König Marke kam dazu. Man machte ihn glauben, Brangine ſey von Räubern entführt und von Palamedes befreit worden, und der gute Marke theilte Jſottens Freude ſo redlich, daß er es über ſich nahm, die Gabe, die Branginens Retter zu fordern hatte, zu gewähren. Dieſer forderte, Jſotte fortführen zu dürfen. Marke bereute ſein Wort, hielt es aber, und Palamedes führte die Königin von dannen. Triſtan war fern; ein anderer Tapferer, Lambert, deſſen Wunden Jſotte gepflegt hatte, achtete ſeine Schwäche nicht, bewaffnete ſich, eilte dem Entführer nach, focht mit ihm, aber ſeine Wunden öffnen ſich wieder, er fällt, und Palamedes ſchenkt ihm das Leben. Während des Zweikampfs entfloh Jſotte, ſie kam an ein Flußgeſtade, wo ſie einem Ritter begegnete, dem ſie ſich zu erkennen gab. Er nahm ſie auf ſein Pferd, durchſchwamm den Fluß mit ihr, und brachte ſie in einen Thurm, den ſie, weil Palamedes ihr auf der Ferſe folgte, ſogleich verſchloß. Der Ritter wollte den Verfolgenden aufhalten; ſie fochten, er fiel, und der Sieger, in Verzweiflung, Jſotten ſeiner Gewalt entzogen zu ſehen, warf ſich vor dem Thurm an Boden, und „gerieth in tiefe Gedanken.“

Indeß kam Triſtan an den Hof zurück, er erfuhr Jſottens Entführung und ihre Folgen, eilte mit ſeinem alten Erzieher Gouvernail der Königin nach, und langte bei dem Thurm an, der ſie ſchützt. Das Geräuſch ſeiner Ankunft konnte Palamedes nicht aus ſeiner Träumerei erwecken, Gouvernail ſchüttelte ihn, um ihn aufmerkſam zu

machen. „Treuloſer Ritter!“ rief dieſer, „du biſt ſehr ungeſchliffen, mich aus meinen Gedanken zu verſcheuchen“, (tu ne fais pas courtoisie de m'oter de mon penser, ſagt der alte franzöſiſche Text). Gouvernail antwortet: Palamedes, deine Gedanken helfen dir nichts — da iſt Triſtan und fordert dich zum Kampf. „Triſtan!“ rief Palamedes aus „wars nicht genug, daß du mir Iſotte in Irland entriſſeſt? nun willſt du mich wieder von meiner Liebe entfernen, und ſie rauben, die ich mir gewann?“ Nun begann der Kampf. Iſotte ſah vom Thurme aus zu. Die Gefahr, welcher Triſtan ausgeſetzt, bewog ſie, herab zu gehen und die Streiter zu trennen. „Palamedes“ ſagte ſie, „ihr verſichert mich zu lieben, ſo werdet ihr mir eine Bitte nicht verſagen.“ „Dame“ antwortet er „ich will Euern Befehl vollziehen.“ „Ich will“ gebot Iſotte, „daß Ihr dieſen Zweikampf unterlaßt, und nie dahin kommt, wo ich mich befinde, es ſey denn in König Arturs Reich.“ Palamedes zerfloß in Thränen über die an ihm geübte Hinterliſt, Iſotte aber entſchuldigte ſich: „Nie würde ich froh ſeyn können, wenn ich meine erſte Liebe verließe.“

Am folgenden Tage führte Triſtan Iſotte zu ihrem Gemahl. Marke iſt ſehr dankbar gegen ihn. Allein ein Ritter hatte die beiden Liebenden einſt durch das Schlüſſelloch ausgeſpäht, wie ſie, am Schachbrett ſitzend, eben nicht Schach ſpielten. Er eilte zu Marke und warf ihm vor: „der einfältigſte Pinſel zu ſeyn, wenn er den Mann an ſeinem Hofe dulden wolle, der ſeine Frau mißbrauche. So ſchied denn Triſtan wieder von Iſotten, hielt ſich aber, um ihr nahe zu ſeyn, lange Zeit in einem benachbarten Walde verborgen. Durch den Sieg, welcher Cornwall von dem irländiſchen Tribut befreite, hatte Triſtan die Barone des Reichs ſich dergeſtalt verbunden, daß ſie den König ihn zurückzurufen nöthigten. Die Unterhandlung ward von Iſotten durch Vermittlung Branginens betrieben, und Marke ſuchte ſeinen Zorn bei Triſtans Rückkehr ſo viel als möglich zu verbergen. Daß Triſtan und Iſotte ihr Liebesverhältniß unter dieſen Umſtänden fortſetzten, denkt ſich Jeder. Bald gelang es einem ſeiner

Feinde, ihn mit der Königin bei einer geheimen Zuſammenkunft zu überraſchen. Sie wird in einen Thurm gebracht, ihr Verführer in einen Kerker. Die Barone verurtheilen ihn zum Tode. Der Tag iſt angeſetzt, aber als Triſtan aus dem Gefängniſſe geführt wird, zerbricht er ſeine Bande, ſchlägt ſeine Wächter nieder, bemächtigt ſich des Schwertes des Einen von ihnen, und flüchtet in eine Kirche. Er wird verfolgt, er durchbohrt den Anführer der Wache, haut die Kühnſten nieder, aber — ſein Schwert bricht, und er iſt auf dem Punkte, zu erliegen. Er rettet ſich auf einen hohen, vom Meer umfloſſenen Thurm, er empfiehlt ſich „ſeiner Dame und ſeinem ſüßen Jeſus“ und ſtürzt ſich in die Tiefe. Bald taucht er wieder auf, ſchwimmt rüſtig fort, und nimmt ſeine Zuflucht auf einen Felſen.

Indeß war Iſotte nicht weniger bedrängt. Sie ſollte einen grauſamen Tod erleiden, als eine ihrer Fräulein auf das kleine Gehölz zueilte, wo Triſtans Ritter im Verſtecke lagen. Nachdem dieſe von der Gefahr der Königin benachrichtigt worden, befreien ſie Iſotte: Dieſe aber war troſtlos, weil ſie Triſtan für todt hielt. Gouvernail führte ſie auf den Thurm, von welchem er herabſprang, ſie erkannte ihn auf dem meerumfloſſenen Felſen, ein Theil ſeiner Freunde blieb zu ihrem Schutze zurück, ein anderer eilte Triſtan auf einem Kahne zu Hülfe, und brachte ihn der Geliebten zurück. Das zärtliche Paar ſuchte nun im Walde Morois einen Zufluchtsort. Dort lebten ſie einige Monate höchſt glücklich, bis Marke's Späher ſie entdeckten. Eines Tages, als Triſtan mit Gouvernail auf der Jagd war, ließ der König Iſotten entführen und in jenen Thurm einſperren, von welchem Triſtan ins Meer ſprang.

Triſtan hatte indeß ein Reh verfolgt, und war an einer Quelle eingeſchlafen. Der Sohn eines der Wächter, die er, um ſich aus König Marke's Banden zu befreien, getödtet hatte, war ihm ſchon lange, ſeines Vaters Tod zu rächen, nachgeſchlichen. Dieſer trifft ihn mit einem vergifteten Pfeil in den linken Arm, Triſtan erwachte, ergriff den Meuchler, zerſchmetterte ihn am nächſten Baum, zog den Pfeil aus ſeiner Wunde, — und gewahrte, daß er vergiftet iſt! Die Hoffnung auf Iſottens Geſchicklich-

keit beruhigte ihn, allein ihre weinende Zofe belehrte ihn, daß ſie ihm entriſſen worden. Schon führte Verzweiflung ihn zum Selbſtmord, als ihm Gouvernail eine Unterredung mit Branginen verſchaffte, die ihm rieth, nach Bretagne überzuſchiffen, um von König Howels ſchöner Tochter, „Iſotte mit den weißen Händen“ Hülfe zu erflehen, die an Geſchicklichkeit Wunden zu heilen, nur „Iſotten mit dem ſchönen Haar", deren Beiſtand er nun beraubt ſey, nachſtehe. Triſtan fand in Bretagne unter dem Namen des unbekannten Ritters die beſte Aufnahme. Howel empfahl ihn ſeiner Tochter Sorgfalt, was aber nicht nöthig war, denn die Liebe war ihm ſchon zuvorgekommen. Die zweite Iſotte theilte die Empfindungen der erſten. Ihre die Wunde pflegenden Hände thaten dem Helden wohl, Dankbarkeit wandelte ſich in Liebe. Daneben ging die Heilung glücklich von Statten. Es war auch hohe Zeit, denn damals überfiel ein mächtiger Feind Howels Staaten, ſchlug ſein Heer, und rückte zur Belagerung der Hauptſtadt herbei. Vergeblich forderte Howel die Ritter ſeines Hofes zur Vertheidigung auf. Plötzlich erwachte in Triſtan der Thatendurſt. Er wagte einen Ausfall, ſchlug das feindliche Heer und kehrte triumphirend in die Stadt zurück. Erſt jetzt wird Howel durch ſeinen Sohn Pheredin unterrichtet, wer ſein Retter ſey. Dankbarkeit beſtimmte ihn, den Sieger mit der Hand ſeiner Tochter zu belohnen. Triſtan ſchwankte nun zwiſchen zwei Iſotten, die Erſtere hatte ihm die größten Opfer gebracht, die ſüßeſten Freuden geſchenkt, aber die Reue über dieſe Freuden nagte in ſeiner Bruſt. Er ſehnte ſich, einer geſetzwidrigen Liebe entſagen zu können, er hoffte, daß eine von der Gottheit gutgeheißene Neigung ſeiner Seele den Frieden ſchenken könnte, von dem ihn bei aller Leidenſchaft das Bewußtſeyn der Schuld entfernt hielt. Dieſe Betrachtungen beſtimmten ſeinen Entſchluß — er verſprach Iſotten „mit den ſchönen Händen“ ſeine Hand und ſein Herz. Doch ſeine innere Falſchheit ward beſtraft. In den Armen ſeiner Braut ſtieg das Bild ſeiner erſten Geliebten vor ſeinem geiſtigen Auge auf, und ſtellte ſich zwiſchen ihm und ſeine Begierde.

Der alte Text ergeht ſich ſehr weitläufig in den

Schilderungen von Triſtans Kummer und der unſchuldigen Gleichmuth der weißhändigen Iſotte, aber unſer Zweck iſt ein anderer, als Triſtan auf ſeinem ganzen Lebenslaufe, wie ihn der franzöſiſche Romandichter vorzeichnete, zu begleiten; unſere Abſicht war es, nur zu zeigen, wie weit die Ueberarbeiter des von der wäliſchen Tradition gegebenen Stoffes von dem Urbilde ſich entfernten, und mit welchem Geſchick ihre geſchäftige Phantaſie den myſtiſchen Triſtan der druidiſchen Myſterienlehre in einen abenteuernden Liebhaber verwandelte, und nicht nur ihn, ſondern auch ſeine Umgebung, inſoweit ſie nicht auch Geſtalten ihrer Erfindung, bis zur Unkenntlichkeit entſtellte.

Schon Thomas von Erceldowne, der brittiſche Bearbeiter des Triſtan, beklagte ſich, daß die Geſchichte dieſes Helden in unzähligen Abweichungen erzählt werde. Es darf daher nicht befremden, daß man in Frankreich noch mehr Freiheiten in der Behandlung dieſes Stoffes ſich erlaubte. Die Deutſchen entfernten ſich noch weiter von dem Original. Docen in Hagens „Muſeum“ für altd. Lit. 1. S. 54 nimmt an, daß ſchon vor Gottfried von Straßburg mehr als eine deutſche Bearbeitung des Romans von „Triſtan und Yſot,“ der im 12. Jahrhundert zu den bekannten Rittergedichten gehörte, exiſtirt haben mag; Segehart von Babenberg hatte ſich dieſer Aufgabe noch vor Gottfried unterzogen.

Daß in die Triſtansſage Reſte der druidiſchen Religion übergegangen ſind, haben in neueſter Zeit ein Franzoſe und Deutſcher mit faſt gleichem Scharfſinn zu erweiſen geſucht. Villemarqué findet es bedeutſam, daß Triſtan als Harfenſpieler auftritt, und auch mit der Rotte (la rote *), nach Hagen ein harfenartiges In-

*) Weil ſie inwendig ein kleines Rad hat.

ſtrument, ſeine Lieder accompagnirt *); denn beider Inſtrumente bedienten ſich die Barden von Wales. Wie Triſtan, ſagt auch Talieſin, daß er beide Inſtrumente ſpiele (**Myvyrian I. p. 72**). Das läßt ſich leicht denken, daß die Romanciers nur durch die keltiſchen Traditionen verleitet wurden, den Helden Triſtan auch als Muſikus glänzen zu laſſen. Auch hat Jones (**Musical and poetical romains of the welsh bards II. p. 12 sq.**) wirklich außer Zweifel geſtellt, daß Triſtan dem Bardenorden angehörte und ſogar ein Jünger Merzins (Merlins) war, womit wir aber nicht geſinnt ſind, dieſe beiden Namen darum auch ſchon für hiſtoriſch gelten zu laſſen. Aus dieſem Zeugniß geht nur hervor, daß eine ganze Schule den Namen führte, und daß die aus ihr hervorgegangene jüngere mit etwas veränderten Inſtitutionen den Namen Triſtans, der einen Herold, d. h. einen Myſtagog oder Hierophant in den Myſterien bedeutete, angenommen haben mochte. Da Muſik in allen Culten ein wichtiger Zweig des Gottesdienſtes iſt, ſo erwartete man von den Barden ebenſo, wie die Hebräer von ihren Leviten, eine vollkommene Ausbildung in dieſer Kunſt.

Den Liebestrank, der, für March beſtimmt, von dem durſtenden Triſtan geleert wird, deutet auch Villemarqué auf Befriedigung des Wiſſensdurſtes **). Auch

---

*) Triſtan rühmt von ſich:

> **Je sais bien temprer harpe et rote,**
> **Et chanter apres la note.**

) Ich führe ſeine eigenen Worte an: **la tradition bardique suppose, qu'une mére, voulant aussi doner son enfant d'un savoir universel, fait bouillir des herbes merveilleuses dont le melange doit produire un philtre appelé breuvage de science. Toutefois celui à qui il est destiné, n'en profite pas plus que le roi Mar'ch, il echoit par hasard au jeune barde Taliesin. (Myvyriau I. p. 17.)

hier iſt eine Beziehung auf die Einweihungsgebräuche in die druidiſchen Myſterien. In ein „Keſſel der Ceres“ (Ceridwen) genanntes Gefäß — ſo berichten die römiſchen Schriftſteller — wurde „der Saft der Begeiſterung und des Wiſſens“ gegoſſen; ſeine Beſtandtheile waren Schlüſſelblumen, Weizen, Bergbeeren, Selago und Eiſenkraut, die vor dem Neumond geſammelt wurden; außerdem noch Klee, wilder Honig und Meth. Dieſes Gemiſch wurde vom Hauche neun jungfräulicher Druidinnen — die Prieſterinnen der Ceridwen — erhitzt, wo es dann zu kochen begann, und ſo ein Jahr und einen Tag fortkochte, bis drei Tropfen von den Begabungen des Wahrſagergeiſtes auf des Novizen Finger fielen. Die Hitze trieb ihn natürlich, den Finger in den Mund zu ſtecken, worauf alles Zukünftige ſeinen Blicken erſchloſſen war. (Vrgl. hier S. 662, wo von Ceridwens Zauberkeſſel und von Gwyon-Taliesin, von ſeiner prophetiſchen Begabung durch die drei aus dem Sud im Keſſel ihm auf den — zur Abkühlung in den Mund geſteckten — Finger gefallenen Tropfen ꝛc. die Rede war).

Die Anſpielungen in den Triaden des Mönches von Lancarvan auf die Hauptbegebenheiten im Triſtanroman ſind noch unzweideutiger als die der Barden. Sie führen March und ſeine Gemahlin Eſſylt (Iſolde) als Oheim und Tante von Triſtan auf; das ehebrecheriſche Verhältniß der beiden Letztern wird von ihnen hervorgehoben. Triſtan wird von ihnen unter die berühmteſten Liebhaber im bretoniſchen Sagenkreiſe gezählt. Die Triaden laſſen ſich, wie folgt, vernehmen: „Triſtan war einer von den drei Helden Brittaniens, die Niemand zu beſiegen vermochte, weder durch Tapferkeit des Armes, noch ſonſt durch Gewalt, noch durch Liſt;

er war einer von den drei Helden, die, wenn es nö-thig ſchien, jede beliebige Geſtalt annehmen konnten (**Myvyrian II. p. 78. 80**).

Nun hat man aber wirklich mittelſt der Gewalt über Triſtan zu triumphiren geſucht, aber umſonſt hatte König March ihn in Feſſeln vor ſich führen und zum Tode verurtheilen laſſen. Auch Tapferkeit vermochte nichts über ihn, davon wiſſen Barden und Romanciers gleichviel zu erzählen. Mit Liſt richteten March und ſeine Agenten ebenfalls nichts aus. Der König belauſchte zwar in einem hohlen Baumſtamm verborgen ſeine Frau und ihren Neffen, als ſie ſich ein Stelldichein gegeben; was aber hat es ihm gefrommt? Des Königs Zwerg ſtreute Mehl zwiſchen die Gemächer der beiden Liebenden, aber auch dieſe Liſt wußte Triſtan zu vereiteln. Die Triade läßt Triſtan nach Belieben ſeine Geſtalt wechſeln. Eine ſolche Behauptung ſetzt irgend eine Veranlaſſung, eine Thatſache oder ſonſtige Abſicht voraus. Für die Wahrheit der erſtern ſcheinen die Romanciers bürgen zu wollen, da ſie Triſtan bald als Narr, bald als Bettler, bald als Harfenſpieler, bald als Handelsmann ſich zu ſeiner Geliebten den Weg bahnen laſſen; einmal ſogar erſcheint er in ſo wunderlicher Ausſtattung, daß ihn Gawain für ein Geſpenſt (fantosme) hält.

So wäre denn bis zur Evidenz erwieſen, daß der Umarbeiter der Triaden Triſtans Abenteuer wohl kannte; ſo wie auch, daß ſie bei den Walliſern ſeit dem 12. Jahrhundert ſehr populär waren. Wäre dem nicht ſo, wie hätte der cambriſche Autor, ohne unverſtändlich zu ſeyn, den Laconismus ſo weit treiben dürfen? Er mußte alſo bei ſeinen Leſern genügende Bekannſchaft des Triſtan vorausgeſetzt haben.

Eine andere wäliſche Sage (**Mabinoghi Bendighet Bran**) führt zwei Perſonen auf, die auch im Triſtanroman eine nicht unbedeutende Rolle ſpielen, nämlich der irländiſche Ritter Morhoult, Oheim der Königin Iſolde, deſſen eigentlicher keltiſcher Name Martholouch iſt und ſeine Magd Brangien. Die Romanciers erwähnen eines Tributs, den er von den Britten forderte, führen aber auch an, worauf ſeine Forderung ſich ſtützt. Ihnen zufolge hatte ein cambriſcher Häuptling die Ohren der Pferde eines irländiſchen Häuptlings abſchneiden laſſen. Dieſe Verſtümmelung ſollten die Britten mit der Erlegung einer beſtimmten Anzahl von Gold- und Silberbarren büßen, und ebenſo viele Roſſe ſtellen, als die Zahl der Verſtümmelten betrug. Dieſelben Quellen berichten auch, daß Brangwen, die Brangine des Romans, die Gattin des Martholoch, und daß ſie eine Brittin war, die ihrem Gemahl nach Irland folgte; ferner, daß ſie ein Opfer der Streitigkeiten ihrer Landsleute mit den Irländern geworden, nämlich daß ſie am Hofe jede Art von Demüthigungen hätte erleiden müſſen, daß man ſogar im Haſſe ſo weit ging, ihr die Verrichtungen einer Magd anzuweiſen. In dieſem untergeordneten Wirkungskreiſe erſcheint ſie auch wirklich im Roman.

Neben dieſen ſchriftlichen Denkmälern laſſen ſich auch mündliche Traditionen anführen, welche Wäles als die Heimat der von den Bearbeitern des Triſtanromans und den Troubadours benützten Sagenſtoffe erkennen laſſen. So berichtet der Trouvere Berox, daß die Höhe, von welcher Triſtan, als er mit Iſolden ergriffen, zum Feuertode beſtimmt, durch einen Sprung ſich gerettet hatte — vergl. S. 755, wo es jedoch ein vom Meer umſpülter Thurm iſt — in Cornwall noch zu

ſeiner Zeit „Triſtans Sprung“ (Saut de Tristan) genannt wurde. Und wirklich heißt ein Felſen bei Tintagel in Cornwall, der am Meeresufer ſteht, Lam Tristam, d. h. Triſtans Sprung. Eine andere mündlich erhaltene Sage, welche mit der Erzählung des Romanicers zuſammenſtimmt, bezieht ſich auf das Verhältniß March's zu ſeinem Lieblingszwerg. Die Häßlichkeit, Ungeſtaltheit und Negerfarbe des Letztern, zugleich der Ruf eines Schwarzkünſtlers, in dem er ſtand, ſeine Bosheit, ſein Vorherwiſſen der Zukunft, die Vereinigung aller dieſer Eigenſchaften gibt ihn als ein Gebilde der keltiſchen Mythologie zu erkennen. Denn ſämmtliche Sagen der Bretagne, Wäles und Irlands ſchreiben den Zwergen alle dieſe Eigenſchaften zu. Dieſelben wäliſchen, bretoniſchen und iriſchen Sagen gedenken der Pferdeohren, die der Romancier dem König March andichtet, welches Geheimniß der Zwerg entdeckte. Unter den Irländern weiß der gelehrte O'Connor (The general history of Ireland p. 165), unter den Nordfranzoſen Cambry (Voyage dans le Finistere 2me edit. p. 179), deſſen Vaterland die Bretagne iſt, davon zu erzählen. Man ſieht hieraus deutlich, daß die urſprüngliche keltiſche Legende vielfache Behandlung erfahren hat, und daß der Romandichter ſie nach Belieben verſtümmelte, bis ſie ſeinen Zwecken angepaßt war. So z. B. begnügt er ſich nicht damit, den König March durch ſeinen Liebling, der ſo oft dem Triſtan nachſpionirte, plötzlich verrathen zu laſſen, um mit einem einzigen Coup Triſtan und die Königin an ihm zu rächen; er ſupponirt auch, daß der Verräther ein Opfer ſeiner Untreue geworden, und daß er von March ſelber die Strafe empfing. Der entſcheidenſte Beweis für die Behauptung, daß die Ro-

manciers und Trouveres, die urſprüngliche Triſtansſage ſo lange ummodelten, bis ſie dem Geſchmack des Zeitalters, in welchem die Bearbeiter lebten, angepaßt war, beſteht in folgendem Zuge. Nachdem berichtet worden, wie Iſolde durch Triſtans Heldenarm von den Räubern, denen König March ſie überließ und vom Scheiterhaufen gerettet ward, fügt Beror hinzu: den bretoniſchen Volksſagen gemäß hatte Triſtan den Hauptmann der Räuber hinrichten laſſen, allein die Sagenerzähler

„N'en savent mie bien l'histoire;
Trop est Tristan preux et courtois
Pour occire gens de telles lois.“

Hier ſieht man deutlich, wie der gelehrte Dichter in Folge ſeines veredelten Geſchmacks ſich abmüht, dem ſchlichten Erzähler aus einem unverfeinerten Zeitalter ſeinen Stoff zu poliren, dadurch aber ihn der Friſche der Originalität beraubt.

Der Roman Triſtan enthält noch mehrere Züge, welche ſeine Abkunft von wäliſchen und bretoniſchen Volksliedern erkennen laſſen. In Armorica (Bretagne) wie in Wales lebt eine alte Ballade noch jetzt im Munde des Volkes, welche intereſſante Materialien zu einer Vergleichung ihres Inhalts mit den Umdichtungen des Trouveres darbietet. Der Held des Liedes iſt ein junger bretoniſcher Krieger, der in Gefangenſchaft ſchmachtet. Um von ſeinem Schickſal die entfernte Mutter zu benachrichtigen, überſendet er ihr einen Ring; der Bote, um ungehindert durch das fremde Land zu kommen, hüllt ſich in Bettlertracht. Ebenſo hatte Triſtan, als er in der Fremde erkrankt war, um Iſolde von ſeiner Lage zu unterrichten, ſeinen Freund Kaerden an ſie abgeſchickt, der, um den argwöhniſchen Kö-

nig March zu hintergehen, an ſeinem Hofe als Handelsmann erſchien, aber ein Ring an ſeinem Finger ließ Iſolde errathen, von wem er kam. — Die Mutter des gefangenen Kriegers reist im Augenblick ab, als ſie die betrübende Kunde erhielt, aber leider kommt ſie zu ſpät an, ihr Sohn iſt nicht mehr am Leben. Daran war der Gefängnißwärter Schuld, welcher argliſtig den Gefangenen hatte glauben laſſen, der Bote ſey allein wieder zurückgekommen. Die betrübte Mutter traf eben in der Stadt an, als die Glocken ihren Sohn zu Grabe läuteten. Sie fragte nach der Urſache, und erfährt von einem Greiſe, daß ſo eben ein junger Krieger im Gefängniß geſtorben ſey. Mit der Miene einer Verzweifelnden eilt ſie dahin, fordert ungeſtüm Einlaß, ſie will das Liebſte, was ſie auf Erden beſaß, noch einmal ſehen. Die Pforte des Gefängniſſes wird ihr geöffnet, ſie wirft ſich auf die Leiche ihres Sohnes, umſchließt ſie mit ihren Armen und erhebt ſich nicht wieder. Sie hatte ausgeathmet *). Triſtan und Iſolde erleiden daſſelbe Schickſal. Triſtan hält ſie, die zu ſeinem Beiſtand herbeieilte, den Worten ſeiner eiferſüchtigen Gemahlin Glauben ſchenkend, für untreu, und gibt den Geiſt auf. Indeß hatte ſich Iſolde wirklich eingeſchifft. Als ſie das Ufer betritt, vernimmt ſie in den Straßen allgemeine Wehklage, in welche ſich die Glocken der Klöſter und Kapellen miſchen; ſie fragt nach der Urſache und wird von einem Greiſe berichtet. Die Kunde von Triſtans Tod beraubt ſie der Sprache. Sie eilt auf den Pallaſt zu, in welchem der Geliebte an ſeiner Wunde ſtarb, ſie beklagt, zu ſpät gekommen ſeyn, wirft ſich an ſeiner Seite nieder, eine letzte

*) Le Prisonnier de guerre. (Chants pop. de la Bret.)

Umarmung, und ſie haucht ihre Seele über ſeiner Leiche aus.

Dieſe Parallelen ließen ſich noch mehr anhäufen, hier aber ſoll nur noch eine, weil ſie die überraſchendſte, ihren Platz finden:

In der Ballade, wie im Gedicht Triſtan wird ein Schleier als die Urſache des Todes angegeben. Triſtan, wie der bretoniſche Krieger, Beide beauftragen ihren Abgeſandten, ein weißes Segel als Zeichen des glücklichen Erfolgs ihrer Sendung aufzuſtecken, Beide werden auf gleiche Art getäuſcht, Beide ſterben, als ſie ein ſchwarzes Segel auf dem Schiffe ihres Abgeordneten erblicken.

Noch muß erinnert werden, daß lange vor der Verbreitung der romantiſchen Erzählungen der Troubadours und Trouveres eine in wäliſcher Sprache abgefaßte Triſtanſage circulirte, auf welche die Bardenlieder und Triaden häufig und deutlich anſpielen. Dieſe Fabel, Jahrhunderte lang von den bretoniſchen Sagenerzählern behandelt, mußte nothwendig zur Zeit, als das Ritterweſen aufkam, wie alle andere Fabeln aus dem Arthurcyclus, den Einfluß dieſer Periode erfahren, und war alſo ebenfalls als ein dankbarer Stoff zu Volksliedern gewählt worden.

Gehen wir nun zu der deutſchen Bearbeitung des Triſtan durch Gottfried von Straßburg über. Auch hier finden ſich noch genug keltiſche Elemente vor. So z. B. iſt das Hündlein Pelicriu ein Geſchenk aus „Avelun, der Feinen (Feen) Land“; und Avalon, das jetzige Glaſtonbury, haben wir ſchon oben als einſtiges druidiſches Heiligthum anerkannt. Hier dachte man ſich die Inſel der Seligen, die Ueberfahrt der Todten (**Mem. de l'Acad. celt. III. p. 137 sq.**) und der

Hund konnte, wie der mit der Hundskopfsmaske geſchmückte Prieſter des Anubis (Arrian IV, 474 cf. Plut. de Is. c. 11) auf ägyptiſchen Mumiengemälden, der Führer der Seele in die Unterwelt ſeyn, denn auch die Druiden heißen in der myſtiſchen Sprache der Bardenlieder Hunde (vgl. S. 745). Daß den Kelten der Hund ebenfalls zur Unterwelt in Beziehung ſtand, erſieht man aus einem im Antiquenkabinet des Louvre in Paris aufbewahrtem Marmor, welcher eine Sterbeſcene vorſtellt, und unter dem Bette des Entſeelten ein Hund bemerkbar iſt *). Herrmann Kurz (Einleit. z. Triſtan p. XLIV.) hält es ſogar für einen „merkwürdigen Fund,“ daß der Herzog, von welchem Triſtan das Hündchen erhält — in der franzöſiſchen Bearbeitung iſt es das Geſchenk der verſchmähten Geliebten, die ſeinetwegen ſich den Tod gab, vgl. S. 750 — daß dieſer Herzog alſo Gilan heißt, ein Name, der mit Gwylan, dem keltiſchen Namen des Schmiedes Wieland (Schreiber hiſt. Tſchb. IV. Jahrg. S. 124), gleichklingt. Ich führe dieſen Umſtand nur nebenbei an, weil er meinem Zwecke noch mehr dient, denn Kurz hebt ihn nur deßhalb hervor, um die keltiſche Heimat des Triſtan zu erweiſen, ich aber habe ſchon S. 138 gezeigt, daß Wieland der Todſender Odin, Wuotan ſey, den Andere auch im Gwydion der druidiſchen Myſterienlehre wieder erkennen wollten. Die etymologiſche Verwandtſchaft der beiden keltiſchen Namen Gwydion und Gwylan wird man aber, bei der Berückſichtigung des häufigen Austauſches von d und l (vgl. Merddhin = Merlin), gern zugeſtehen. Von dem Tod-

*) Martin, Explic. de divers Monum. qui ont rapport a la relig. des anciens peuples Pl. I. p. I.

bringer konnte kein paſſenderes Geſchenk als ein Hund erwartet werden, da dieſer Wächter des Schattenreichs und des Pluto Begleiter war, als er Proſerpinen ins Schattenreich entführte. Ich erinnere zur Vervollſtändigung hier noch an den fortbeſtehenden Aberglauben, daß Hundegeheul eine baldige Leiche anzeige. Gottfrieds „Minnenfoſſäre" hält Kurz für einen druidiſchen Dolmen, wie die Franzoſen, oder Cromlech, wie die Irländer eine Feenwohnung benennen (Schreiber V. S. 39), „von deren vollkommener Bedeutung wenigſtens noch ſo viel übrig war, daß Gottfried der „Frau Minne" ſeinen allegoriſchen Cultus darin errichten konnte." Schreiber (IV. S. 132) nennt dieſe künſtlichen Grotten: „die geheimnißvollen Sitze der Zwerge, wo ſie Waffen und Schmuckwerk ſchmieden; ihnen ſteht alle Weisheit zu Gebot, ſie haben ſie in geheimnißvollen Zügen auf die Tafeln ihrer Grotten eingetragen, Talieſin konnte ſie leſen. Bei ihren Mahlen fredenzen ſie die Kryſtallſchale mit dem Feuertrank ꝛc." Letzteres Wort erinnert an den Lebenstrank (Eau de Gwion) der Druiden (vgl. S. 662). Dieſer Zauberbecher mit dem Feuerwaſſer mußte, wie auch Kurz geſteht, in ſeinem Durchgang durch das Druidenthum mit den Geheimniſſen des Gral zuſammenfallen, daher die Triſtansſage und die Gralsſage, ſo verſchieden ſie ſich auch entwickelt hatten, doch in den ſpätern Dichtungen, durch einen gemeinſamen Mittelpunkt angezogen, ſich wieder zu vereinigen ſtrebten.

Die mythiſchen Elemente der Triſtansſage näher ins Auge faſſend, findet Kurz es bedeutſam, daß das „Buch der Liebe," offenbar einer ältern Sagenſpur folgend,

Triſtan auf dem Schiffe geboren werden läßt. Er glaubt hier eine Fortſetzung des in den Nil ausgeſetzten (Dionyſus und) Moſes zu erkennen, während hier ſich von ſelber der Keſſel der Ceridwen, das „Schiff der Erde" (vgl. S. 666 Anm.) als Urbild darbietet. In dieſes wird ja der Todte gelegt, um ſeiner Wiedergeburt gewiß zu ſeyn. Es iſt das Schiff, in welchem der Phallus des todten Oſiris lag, das Schiff des Hu, wenn er als geſtorbener Gott Aeddon heißt; aber im nächſten Frühjahr wurde, in dem ihm angezündeten Maifeuer, das Feſt ſeines Wiedererwachens gleichzeitig mit den Myſterien der Druiden, welche den Novizen die geiſtige Wiedergeburt verhießen, gefeiert. Nahe lag hier das S. XLV von Kurz ſelbſt angeführte Bild aus Grimms ſpaniſchen Romanzen zur Vergleichung, wo aus des ermordeten Triſtans Grabe eine weiße Lilie wuchs, von deren Geruch Iſolde ſchwanger wurde. Dieſe Symbolik der Lilie war auch dem Verfaſſer des Triſtanromans nicht unbekannt (vgl. S. 752). Der Eber als Triſtans Wappen läßt Kurz an das heilige Feldzeichen keltiſcher Stämme denken (S. LX), aber bei Triſtan iſt es das prieſterliche Abzeichen des Hierophanten in den Myſterien der Druiden (vgl. S. 674 mit 677). Glücklicher iſt Kurz in der Vergleichung der beiden Iſolden mit den beiden Geliebten des hörnen Siegfrieds, indem er daran erinnert, daß Triſtans Tod mittelbar durch Kaedin, den Bruder der zweiten Iſolde, herbeigeführt wird, wie Siegfried durch den mit Chrimhilde verwandten Hagen ermordet wird. „Wie Chrimhilde und Brunhilde in der Grundlage des Namens eins und nur durch die Zuſammenſetzung unterſchieden ſind, ſo tragen die beiden Iſolden ſogar denſelben Namen, der ſich nur durch Beiwörter unter-

ſcheidet, und es hat ſich alſo trotz der weit größern Entſtellung in der keltiſchen Sage noch ein deutlicherer Anklang an die ober- und unterweltliche Iſis erhalten, als in der deutſchen. Der Zug in der Theſeusſage, daß der Steuermann das ſchwarze Segel nicht abgenommen, und der Vater des Helden ſich aus Verzweiflung über deſſen vermeintlichen Tod ins Meer ſtürzt, tritt in der Triſtansſage in noch wunderbarerer Umgebung auf. Triſtan liegt auf den Tod, nur der Anblick der blonden (lichtfarbenen) Iſolde kann ihn retten. Die weißhändige Iſolde aber, die das Schiff mit weißem Segel kommen ſieht, gibt vor, die Flagge ſey ſchwarz, und dieſe Lüge tödtet den Helden." (S. LXVII).

Tritt demnach Triſtan als ein keltiſcher Adonis auf, der im Sommer mit Venus, im Winter mit Proſerpinen buhlt, oder als ein keltiſcher Oſiris, der in der Unterwelt die Nephtys ſchwängert, im Frühling aber die Iſis befruchtete, ſo dürfte wohl auch mit Berückſichtigung des 12ten Kapitels in des Plutarchs Tractat „von Iſis und Oſiris" das Brettſpiel, bei welchem Marke, ſeine Gattin, mit Triſtan im Liebesſpiel überraſchte (ſiehe oben), als jenes Spiel gedeutet werden, welches Sonne und Mond auf den goldenen, mit Sternenſchrift gezeichneten Himmelsfeldern mit einander aufführen. Denn daß in der Religion der Druiden kalendariſche Tendenzen ebenfalls vorherrſchen, daß Hu die Sonne, und ſeine Gattin Ceridwen den Mond repräſentirte, daß ihre Maifeuer und Oktoberfeuer auf die Hochzeitfackel und die Todesfackel der Jahresgottheiten anſpielten, iſt oben an zu vielen Stellen angedeutet worden, als daß wir hier uns wiederholen ſollten.

Mit der Triſtansſage hingegen hat der Artus-

cyclus, den die Heldengedichte willkürlich mit ihr verknüpften, nichts gemein, der ſeinerſeits ebenſo willkürlich mit dem Märchen von Gral in Verbindung geſetzt worden iſt; als deſſen Quelle auch Kurz (S. XLIII) die Ceremonien der alten Druiden und Feen anerkennt. Auch Souveſtre (Foyer breton p. 212) ſprach ſchon dieſe Behauptung aus, ſuchte aber in folgenden Sätzen ſie zu begründen: „Mit dem Beginn des 6ten Jahrhunderts erwähnen die wäliſchen Barden eines Zauberbechers (Ceridwens Waſchbecken), welcher ſeinem Beſitzer die Gabe in die Zukunft zu ſehen und Allwiſſenheit verſchafft. In ſpäterer Zeit gedenkt eine Volksſage der goldenen Schale, die das Eigenthum Bran's des Geſegneten war, und die Eigenſchaft beſaß, nicht nur alle Krankheiten zu heilen, ſondern ſelbſt Todte zu erwecken. Noch andere Sagen ſpielen auf ein Becken an, welches, ſobald es der Beſitzer wünſchte, ſich mit den gewünſchten Speiſen füllte. Dieſe ſämmtlichen Fabeln wurden in der Folge mit einander vermiſcht, und die verſchiedenen Eigenſchaften der verſchiedenen Gefäſſe auf ein einziges zuſammengehäuft, in deſſen Beſitz begreiflicher Weiſe alle Abenteurer zu kommen trachteten. Noch beſitzt die Literatur ein wäliſches Gedicht aus dem Anfang des 12ten Jahrhunderts, deſſen Held, einen ſolchen Schatz zu gewinnen, ſich zur Aufgabe ſtellte. Es iſt Peredur.

Peredur war der ſiebente Sohn eines Grafen Evrok*), der in einer Schlacht mit ſeinen ſechs ältern Söhnen auf der Wahlſtatt blieb. Peredur war noch nicht im waffenfähigen Alter, darum war er vom Schickſal ſeiner Verwandten verſchont geblieben. Seine Mutter war eine

*) Die Stadt York ſoll von ihm den Namen haben, denn im Wäliſchen heißt ſie Ker-Evrok.

kluge Frau, die, um ihren einzigen Sohn vor den Gefahren des Krieges zu bewahren, alle Gegenſtände, welche Waffen ähnlich ſahen, aus ſeinen Augen zu entfernen ſuchte, mit ihm in die Einſamkeit der Wildniß flüchtete, und in ihrer Geſellſchaft nur Frauen und Kinder duldete. Eines Tages erblickte Peredur in der Nähe von den Heerden ſeiner Mutter zwei Schlangen. Seine Einfalt wunderte ſich, an ihnen die Hörner zu vermiſſen, mit welchen doch die Ziegenböcke ausgeſtattet waren. Er glaubte, daß ſie ſie abgeſtoßen hätten, und jagte ſie mit den Böcken in den am Saume des Waldes errichteten Stall; hierauf begab er ſich wieder zu ſeiner Mutter, um ihr das geſchehene Naturwunder zu erzählen, und wie er ſie mit den Böcken zuſammengepferchł.

Wieder eines Tages kamen drei Ritter durch den Wald geritten, Gwalhmai, Sohn des Gwyar, Ghenein-Gweſtel und Owen, Sohn Urians. Der Letztere ſollte einen Ritter aufſuchen, welcher von Arthurs Hofe die goldenen Aepfel entwendet hatte*). „Mutter“, fragte Peredur „was ſind das für Weſen?“ — „Engel ſind es“ verſetzte ſie. — „O ich möchte auch gar zu gerne ein Engel werden.“ Mit dieſen Worten ging er auf die Fremden zu. „Sage mir, lieber Junge“ redete ihn Owen an, „haſt du heute keinen Rittersmann hier vorbeiziehen ſehen?“ — „Was iſt das für ein Ding, ein Ritter?“ — „Ein Mann wie ich.“ Peredur verſprach Beſcheid, wenn der Fremde zuvor ſeine Fragen beantworten wollte. Er ließ ſich nun die Sättel der Roſſe und alle Waffenſtücke der Ritter erklären. Endlich ſagte er: „Zieh nur auf dieſer Straße fort, einen Mann, wie du ihn beſchreibſt, habe ich wohl geſehen; ich will dir folgen.“ Nun theilte er ſeiner Mutter ſeinen Vorſatz mit. Sie wurde todtenbleich vor Schreck. Ihr Sohn aber ſuchte ſich in dem Stall von den Pferden, deren einziger Beruf war, die Lebensmittel aus der Stadt zu holen, das kräftigſte aus; ein Sack wurde zum Sattel verwendet, aus Weidenflechten bildete er ſich einen Harniſch, und in dieſem Aufzug ſtellte er ſich ſeiner indeß wieder zum Bewußtſeyn gekommenen Mutter vor, um von ihr Abſchied zu nehmen. Da er ſich von ſeinem Vorſatz

*) Ueber die Bedeutung derſelben ſ. w. u.

nicht abbringen ließ, ſo gab ſie ihm manchen guten Rath mit auf den Weg: „Geh hin, mein Sohn, an den Hof Arthurs, wo du die Blüthe der Ritterſchaft, die Tapferſten des Landes verſammelt ſehen wirſt. Kommſt du an einer Kirche vorbei, ſo verrichte daſelbſt deine Andacht. Hungert oder durſtet dich, und Niemand bietet dir etwas an, ſo lange ſelber zu. Wenn eine Dame deines Beiſtands bedarf, ſo verſage ihr ihn nicht. Findeſt du einen prächtigen Edelſtein, ſo verfertige dir eine Schüſſel daraus, der wird dir zum Ruhm verhelfen. Begegnet dir eine ſchöne Frau, ſo mache ihr den Hof, ohne ſie zuvor um Erlaubniß zu fragen. Du wirſt deßhalb nur an Achtung gewinnen, und an Tapferkeit und ritterlicher Geſinnung zunehmen.“ Als die Mutter geſprochen hatte, gab Peredur ſeinem Pferde den Sporn, nahm ein Bündel Pfeile in die Hand, und fort war er.

Zwei Tage mochte er durch Wälder und Wüſteneien, Trank und Speiſe entbehrend, geritten ſeyn, als er in einem Gehölze einen lichten Platz erblickte, in der Mitte deſſelben erhob ſich ein Zelt, das er für eine Kirche anſah, und darum zum Gebet ſich anſchickte. Er ging auf das Zelt zu, und am geöffneten Eingang erblickte er eine reizende Dame auf goldenem Sitze, ein von Edelſteinen funkelnder goldener Reif zierte ihre Stirne, ein goldener Ring glänzte an ihrem Finger.

Peredur ſtieg vom Roſſe, trat in das Zelt, und wurde freundlich aufgenommen. Im Hintergrunde des Zeltes erblickte er zwei Flaſchen mit Wein, zwei weiße Brode und Schinkenſchnitte. Er berief ſich auf den Rath ſeiner Mutter, und griff zu. „Iß, was dir beliebt“, ſprach ihm die Dame zu. Peredur leerte die eine Flaſche, und verzehrte die Hälfte des Mundvorraths. Als er ſatt war, ließ er ſich vor ſeiner ſchönen Wirthin auf ein Knie nieder: „Meine Mutter ſagte mir, ich ſollte, wenn ich einen hübſchen Schmuck fände, mir ihn zueignen.“ „Nimm ihn!“ ſprach die Dame. Er zog alſo den Ring von ihrem Finger, beſtieg wieder ſein Roß, und ſetzte die Reiſe fort.

Indeß war der Ritter, welchem das Zelt gehörte, hinzugekommen. Er gewahrte Roßſpuren, und fragte, wer

in ſeiner Abweſenheit hier geweſen? „Ein gar ſeltſamer Mann“ antwortete die Dame, und entwarf Peredurs Porträt. „Hat er dir keine Beleidigung zugefügt?“ fragte er weiter. Sie verneinte. Er glaubte aber ihren Worten nicht, und ſchwur nicht eher zu ruhen, bis er den Fremden erreicht und ſeinen Zorn an ihm gekühlt haben würde. Und hierauf ſetzte er Peredur nach.

Dieſer hatte ſeinen Weg zum Hoflager Arthurs genommen. Bevor er noch das Ziel ſeiner Reiſe erreicht hatte, war ihm ein anderer Ritter zuvorgekommen. Der gab dem Pförtner einen goldnen Ring von hohem Werthe, damit er ihm ſein Pferd halte; trat dann in den Saal, wo Arthur und ſein ganzer Hof, auch die Königin Gwennivar (Ginevra) mit ihren Damen verſammelt war. Eben reichte ein Page der Königin einen goldenen Becher, als der Ritter ihm einen Stoß verſetzte, daß die Flüſſigkeit ihr ins Angeſicht und auf ihr Kleid strömte *). Hierauf ſagte der Ritter: „Wagt Jemand, dieſen Becher mir ſtreitig zu machen, oder für den der Königin wiederfahrenen Schimpf Genugthuung zu fordern, ſo folge er mir ins Freie, ich werde ihn erwarten.“ Und als er dies geſprochen, ſchwang er ſich wieder auf ſein Roß. Beſtürzung hatte ſich aller Anweſenden bemächtigt, denn man ſchloß: wer eine ſolche Beleidigung auszuüben wagt, der iſt gewiß mit magiſchen Kräften begabt, die ihn jeder Ahndung entheben. In dieſem Augenblick ritt Peredur in den Saal, in dem ſeltſamen Aufzuge, der oben beſchrieben worden. Kai, des Arthurs Haushofmeiſter, ſaß in der Mitte der Halle. An ihn wandte ſich der Jüngling mit der Frage: wo Arthur ſey? — „Was willſt du von ihm?“ — „Meine Mutter ſagte mir, ich ſolle ihn aufſuchen, damit er mich unter die Ritter ſeines Hofes aufnehme.“ — „Wahrlich“ ſpottete Kai, „dein Anzug gibt dir ein Recht auf ſolche Auszeichnung.“

Aller Augen richteten ſich jetzt auf Peredur.

Zugleich trat ein Zwerg mit ſeinem Zwergweibchen aus

*) Dies war ein Zeichen der ehelichen Untreue der Perſon, welcher der Trank gereicht wurde.

der Menge hervor, welche Beide bereits ein Jahr an Arthurs Hof verweilten, ohne daß Jemand bisher ein Wort von ihren Lippen vernommen hätte. Als ſie Peredur erblickten, gewann der Zwerg zum Erſtenmal die Sprache, und grüßte den Jüngling: „Gott mit dir, Sohn Evrock's, Blume der Ritterſchaft!“

„Wie?“ rief Kai verwundert aus, „du biſt ſtumm in Gegenwart von Männern, welche deines Grußes wohl würdiger waren, und nun beſchimpfeſt du im Angeſichte Arthurs und ſeines Hofes die Edeln alle, die hier verſammelt ſind, indem du ein unbedeutendes Subject für die Zierde der Ritterſchaft erklärſt?“ Bei dieſen Worten verſetzte er ihm mit der Fauſt einen ſolchen Schlag aufs Ohr, daß der Zwerg bewußtlos zu Boden ſtürzte. Jetzt ließ die Zwergin ſich in gleichem Ton vernehmen: „Schöner Peredur! Sohn Evrok's, Gott mit dir, du Blume der Ritterſchaft!“ Abermals entſetzte ſich Kai ob der nun wiederholten Beleidigung des ganzen Hofes, und ein zweiter Fauſtſchlag ſtreckte auch die Zwergin ohnmächtig zur Erde.

„Großer Mann!“ redete jetzt Peredur ihn an, „zeige mir Arthur!“

„Schweig!“ herrſchte Kai ihn an, „und laufe lieber dem Ritter nach, der vorhin mit dem Becher aus dem Saale eilte; trachte dieſen ihm wieder abzukämpfen. Gelingt dir ſolche That, ſo ſoll deiner Aufnahme in den Ritterorden nichts im Wege ſtehen.“

Peredur eilte aus dem Saal, um ſein Waffenglück zum Erſtenmal zu erproben. Indeß machte Ritter Owen, Sohn Urians, dem Kai wegen ſeiner Aufforderung an Peredur Vorwürfe, weil, wie auch der Erfolg für ihn ſich wenden würde, für Arthur und ſeine Ritter nur eine Schmach daraus hervorginge, denn der Sieg eines Narren bringe ihnen ſo wenig Ehre als der Triumph des trotzigen Ritters über ihn.

Indeß hatte Peredur den Strauß glücklich beſtanden, war mit dem Becher zurückgekommen, und erklärte ſeine künftige Thätigkeit als dem Dienſte Arthurs geweiht, dem er ein treuer Vaſall ſeyn wolle. Er ſuchte nun weitere

Abenteuer, beſiegte viele Ritter im Zweikampfe, die er dann ſchwören ließ, daß ſie ſich an Arthurs Hof begeben wollen, um ſelbſt die Nachricht zu überbringen, daß Peredur ſie zu Ehren Arthurs in den Sand geſtreckt.

Eines Tages kam Peredur in einen Wald, der an einem Ende von einem See begrenzt war, am andern Ende erhob ſich ein Schloß. Am Rande des Sees ſaß ein Greis in Silberhaaren auf einem prachtvollen Kiſſen, in koſtbarem Gewande prangend. Seine Umgebung beſchäftigte ſich mit Fiſchen. Als der Greis Peredur gewahrte, erhob er ſich und hinkte in das Schloß. Peredur richtete ſeine Schritte ebenfalls dahin und trat in den Saal. Der Greis ließ ein Feuerbecken vor ſeinen Sitz hinſtellen, und die Bewohner des Pallaſtes gingen Peredur entgegen, um ihm durch Abnahme ſeiner Rüſtung zu verſtehen zu geben, daß er hier gaſtlich aufgenommen ſey. Der Greis forderte ihn auf, einen Sitz neben ihm einzunehmen. Nach eingenommener Mahlzeit gab Peredur, aufgefordert von dem Greiſe, Proben ſeiner Stärke im Fauſtkampfe, welche zum Nachtheil der beiden Söhne des Alten ausfielen, mit denen er ſich hatte meſſen ſollen. Hierauf weiſſagte der Greis dem Peredur ſeinen künftigen Ruhm, und gab ſich als ſeiner Mutter Bruder zu erkennen. Er ermahnte ihn, zu ſeiner Ausbildung in ritterlichen Uebungen und zur Aneignung der feinen Sitten, die man von ſeinem Stand fordere, einige Zeit in ſeinem Schloſſe zu verweilen. Nach Ablauf dieſer Friſt werde er den Ritterſchlag erhalten. Vorläufig machte er es ihm zur Pflicht, wenn er Seltſames ſehen würde, keine Erklärung abzufordern, ſondern ſeiner Verwunderung Schweigen aufzuerlegen.

Wieder zog Peredur auf Abenteuer aus, da kam er wieder in einen Wald, den ein freier Platz begrenzte, an deſſen einer Seite ein Schloß ſich erhob, wohin Peredur ſeinen Weg nahm. Da die Pforte offen ſtand, ſo trat er in die Halle. Hier ſaß ein Greis von jugendlicher Dienerſchaft umgeben. Peredur ward freundlich empfangen und eingeladen, neben dem Alten ſeinen Platz einzunehmen. Nach dem Mahle wurde Peredurs Gewandtheit mit dem Schwerte auf ähnliche Art erprobt, wie vorhin ſeine

Tüchtigkeit als Fauſtkämpfer. Von der Kraft ſeiner Muskeln legte er durch Zerbrechung des Schwertes, obſchon deſſen Klinge ſehr maſſiv war, Beweiſe ab. Auch dieſer Greis erklärte ſich als Peredurs Mutterbruder, und weiſſagte ſeinem Neffen eine rühmliche Zukunft. Während Ohm und Neffe noch im Geſpräch begriffen waren, traten zwei Jünglinge in den Saal, die eine Lanze von ungewöhnlicher Länge trugen, von deren Spitze drei Blutstropfen zur Erde fielen. Bei dieſem Anblick brachen alle Anweſenden in eine Wehklage aus, der Greis aber unterbrach nicht die Converſation mit ſeinem Neffen. Er that, als habe er den Vorgang nicht bemerkt, und Peredur wagte nicht, nach der Urſache der räthſelhaften Erſcheinung zu fragen. Nachdem das Wehklagen etwas nachgelaſſen, traten zwei Jungfrauen in die Halle, die brachten ein Becken, in welchem ein in ſeinem Blute ſchwimmender Kopf eines Menſchen lag. Wieder ertönte allgemeine Wehklage, die nur ſpät aufhörte. Hierauf ſuchte Jeder ſein Lager. Dem Peredur wurde ein zierliches Gemach angewieſen.

Am folgenden Morgen ſetzte Peredur ſeine Reiſe fort. Aus einem Gehölze drang eine weibliche Stimme zu ſeinen Ohren. Er ritt auf die Stelle zu, woher das Wehklagen gedrungen war, und erblickte eine reizende Brünette, neben ihr ſtand ihr Zelter, und eine Leiche lag zwiſchen Beiden. Ihre Anſtrengungen, den Todten aufs Pferd zu bringen, waren vergeblich, er fiel auf den Boden, und dieß war der Grund ihrer Wehklage. Auſſerdem mußte Peredur zu ſeiner Verwunderung erfahren, daß er ſeiner Mutter Tod veranlaßt, weil er gegen ihren Willen ſie verlaſſen und der Gram ſie getödtet, er ſey deßhalb in den Bann gethan. Ferner erfuhr er, daß das ihm Glück wünſchende Zwergenpaar an Arthurs Hof das Eigenthum ſeiner Eltern vordem geweſen. Zuletzt gab ſich die Dame als ſeine Milchſchweſter zu erkennen. Die Leiche war die ihres Gatten, welche jener Ritter, der im lichten Punkte des Waldes hauste, getödtet hatte. „Nähere dich ihm

nicht, denn er würde auch dir das Leben nehmen!“ ſetzte ſie warnend hinzu.

„Schweſter!“ verſetzte Peredur, „deine Vorwürfe ſind ungerecht, denn nur das lange Verweilen bei dir hindert mich, ihn zu beſiegen. Unnütz iſt längeres Weinen. Laß mich den Todten jetzt begraben und ſodann unverzüglich den Ritter aufſuchen, vielleicht fällt er deiner Rache zum Sühnopfer.“

Peredur traf den Ritter noch an der von ſeiner Schweſter bezeichneten Stelle, mit hochmüthiger Miene auf- und abwandelnd. Er fragte Peredur, woher er des Weges komme? „vom Hofe Arthurs!“ lautete die Antwort. „Gehörſt du zu ſeinen Vaſallen?“ — „Mit Stolz zähle ich mich zu dieſen!“ — „Dafür weiß ich keinen Grund.“ Dieſe Beleidigung Arthurs rächte Peredur ſogleich an dem Prahler, der, in den Sand dahin geſtreckt, um ſein Leben flehte. Der Sieger wollte ſich nur unter folgenden Bedingungen dazu verſtehen, nämlich, wenn der Beſiegte die durch ihn Wittwe gewordene zur Ehe nähme, ihr alle ihrem Stande gebührende Ehre erwieſe und ſodann an Arthurs Hof ſich begäbe, um zu berichten, daß er zum Ruhme dieſes Fürſten beſiegt worden ſey; endlich auch einen zweiten Auftrag Peredurs zu vollziehen, nämlich, daß die von Kai dem Zwergenpaar widerfahrene Beleidigung zuvor gerächt werden ſollte, bevor er, Peredur, wieder einen Fuß in Arthurs Pallaſt ſetze.

Der Ritter ging alle Bedingungen ein. Als er ſeine Miſſion bei Arthur ausgerichtet hatte, machte der Letztere ſeinem Haushofmeiſter (Kai) Vorwürfe, daß er Peredurs Abweſenheit von ſeinem Hofe veranlaßt habe, und fügte hinzu, er wolle ſelber den Tapfern in allen Wüſteneien Brittaniens aufſuchen, um ſich zu überzeugen ob dieſer oder Kai im Zweikampf Sieger bleiben werde.

Peredur ſetzte ſeine Reiſe weiter fort; wieder kam er in einen Wald, an deſſen Ausgang ſich ein Schloß mit gewaltigen Thürmen zeigte. Am Burgthor erhob ſich das Gras zu ungewöhnlicher Höhe, und als der Held mit dem Schaft ſeiner Lanze an das Thor angeſtoßen hatte, ließ ſich ein ſchmächtig gebauter junger Mann mit braunen Locken

blicken und fragte: Soll ich das Thor Euch öffnen, oder meinen Gebieter zuvor von Euerer Anweſenheit in Kenntniß ſetzen?

Peredur nannte ſich und bat um Einlaß. Nun öffnete ſich das Thor; Peredur trat in den Saal, und erblickte 12 achtzehnjährige Jünglinge von gleicher Geſtalt, gleicher Schmächtigkeit, und ſämmtlich rothhaarig. Alle trugen dieſelbe Kleidung und Farbe, wie derjenige, welcher das Amt des Pförtners verwaltete. Sie waren ſehr zuvorkommend, und erboten ſich, dem Gaſt ſeinen Harniſch abzuſchnallen und die Waffen abzunehmen. Jetzt traten auch fünf Jungfrauen aus dem Seitengemach; eine reizendere Erſcheinung als ihre Gebieterin war Peredur noch nie vor Augen gekommen. Das Gewand, welches ſie trug, mochte einſt zu den koſtbarſten gehört haben, jetzt ſah es ſehr abgetragen aus, ſo daß die Haut durchblickte, deren Weiße aber die Blüthen der Blumen überſtrahlte; Augenbrauen und Haupthaar hingegen wetteten an Schwärze mit der Rabenfarbe; die Wangen beſchämten die Roſe. Die Dame ſchlang ihren Arm um des Ritters Nacken, und lud ihn zum Sitzen ein. Bald darauf traten zwei Nonnen herein, die Eine mit ſechs weißen Broden, die Andere mit einer Flaſche Wein. „Gebieterin!“ meldete die Eine, „dies iſt der ganze Vorrath des Kloſters für die heutige Nacht.“ Peredur behielt ſich die Austheilung des Brodes und des Weines unter die Tiſchgenoſſenſchaft vor. Als es Zeit war, daß Jeder ſein Lager aufſuchte, erbot ſich Peredur, der Schönſten unter den Damen einen Rath zu geben. „Und welchen?“ fragte die Angeredete. „Den Ritter im obern Saal aufzuſuchen und ſich ihm zur Frau oder zur Geſellſchafterin anzutragen, je nachdem das Eine oder das Andere vortheilhafter ſcheint.“ — „Das wäre gegen Zucht und Sitte. Dies wartet man beſſer ab, bis der Antrag der Dame geſtellt wird.“ — „Eine Nichtbeachtung meines Vorſchlags“ verſetzte Peredur ärgerlich, „würde Euch zur Beute Euerer Feinde machen, die nach ihrem Belieben mit Eurer Perſon verfahren würden.“

Die Furcht ſtimmte zur Nachgiebigkeit. Weinend verfügte ſie ſich auf Peredurs Zimmer. Er fragte nach der

Urſache ihrer Thränen, und erfuhr, daß ein Graf, der vergeblich um ihre Hand geworben, ſie mit Ausnahme des Schloſſes, das ſie bewohnte, um alle ihre Beſitzungen gebracht. Nur der glücklichen Lage dieſer Burg, die ſie uneinnehmbar mache, und der Tapferkeit der vorhin beſchriebenen Jünglinge, ihrer Milchbrüder, verdanke ſie den Fortbeſtand ihrer Selbſtſtändigkeit, ſo lange die Lebensmittel nicht aufgezehrt wären, welcher bedrohliche Fall aber bereits einträte. Käme keine Hülfe am morgigen Tage, müſſe ſich die Burg ergeben, und ſie, die Herrin ſelber, werde den Stallknechten des Siegers überlaſſen. „Nur auf Euern Schutz, Herr Ritter“, ſetzte ſie hinzu „zähle ich noch, verfahrt mit mir nach Euerm Gutdünken.“

Nachdem Peredur ihren Kummer beſchwichtigt hatte, trennten ſich Beide, um der Nachtruhe zu pflegen. Am folgenden Morgen breiteten ſich unermeßlich viele Zelte vor dem Burgplatz aus, und unzählige Ritter bereiteten ſich zum Angriff auf die Veſte. Peredur verlangte, daß man ſein Roß zäume, und ſprengte die Ebene hinab. Er hob einen Ritter nach dem andern aus dem Sattel, und forderte von dem Letzten, dem Haushofmeiſter des ſtolzen Grafen, daß er ſogleich die Burg mit Lebensmitteln für hundert Mann und ihre Pferde verſehe, auſſerdem ſich der Herrin des Schloſſes als Gefangener zu ihrer beliebigen Verfügung über ſeine Perſon ſtellen müſſe. Alles geſchah nach des Siegers Gebot. Am folgenden Tage ſtreckte Peredur wieder eine Anzahl Ritter in den Sand. Der Letzte erhielt den Auftrag, dieſe Nacht noch für die Bedürfniſſe von zweihundert Reitern zu ſorgen, und ſich dann als Gefangener zu ſtellen. Den dritten Tag ging es in gleicher Weiſe her. Der Letzte der Beſiegten war der Graf ſelbſt, der ſollte alle der Burgfrau abgenommenen Beſitzungen wieder herausgeben, auſſerdem für die Bedürfniſſe von dreihundert Mann und ihre Roſſe Sorge tragen. Und Alles geſchah, wie Peredur angeordnet hatte. Er verweilte noch drei Wochen auf dem Schloſſe, denn die Reize der Gebieterin feſſelten ihn ſo lange; beim Abſchied gab er ſich als Sohn Evroks zu erkennen, und bot

ſeinen Arm der Dame zum Schutze an, ſo oft ſie deſſen bedürfen würde.

Eines Tages trat Peredur in ein liebliches Thal, worin eine Einſiedelei ſich befand. Der Klausner nahm ihn freundlich auf, daher er die Nacht bei ihm zubrachte. Als er am Morgen aus der Zelle trat, fand er friſch gefallenen Schnee, und vor der Klauſe eine Ente, welche ein Falke zu tödten im Begriff war, der aber, durch den Schall von des Roſſes Hufen aufgeſcheucht, davon flog. Da warf ſich ein Rabe auf die Ente, um ihr Fleiſch zu verzehren. Peredur verſank darüber in tiefes Sinnen, er verglich die Schwärze des Raben, die Weiße des Schnee's, und die Röthe des Blutes mit dem Haar ſeiner Geliebten, mit ihrer Haut und ihren Wangen. Da trat ein Ritter an ihn heran, den Arthur ausgeſchickt hatte, um Peredurs Aufenthaltsort zu erforſchen. Da Peredur in ſeinen Gedanken ſo ſehr vergraben war, daß er nicht merkte angeredet worden zu ſeyn, ſo weckte der Frager ihn mit einem Stoß ſeiner Lanze aus ſeinen Träumen; Peredur drehte ſich jetzt um und warf ihn vor die Füße ſeines Roſſes. Vierundzwanzig andere Jünglinge wollten die Schmach ihres Gefährten rächen, theilten aber nur ſein Schickſal. Nun wollte es Kai mit ihm aufnehmen, bot aber dem Ritter Gelegenheit, ihn ſo übel zuzurichten, daß die von Kai jenem Zwergenpaar erwieſene Mißhandlung nun mit reichen Zinſen vergolten war. Arthur ließ alle Wundärzte zur Heilung ſeines Haushofmeiſters herbeirufen, deſſen Aufkommen faſt in Zweifel gezogen wurde, und betrübte ſich ſehr über ſein Unglück, denn er hielt viel auf ihn. Da trat Gwalhmai vor, und machte die ſinnige Bemerkung, wie Kai und die Jünglinge die Züchtigung wohl verdient hätten, denn es zeuge von gänzlichem Mangel an Tact Jemanden aus ſeinen verliebten Träumereien aufzuſtören; Kai aber hatte durch ſeine beleidigende herausfordernde Anrede ſeine Schuld verdoppelt. Nun erbot er ſich ſelber, den Peredur zu einer Beantwortung der ihm zu ſtellenden Fragen zu vermögen, weil er, in höflicher Weiſe ſich ihm nähernd, nichts zu befürchten habe. Sein weiſes Betragen ließ ſeine Hoffnungen nicht zu Schanden werden.

Peredur erfuhr, daß der Zweck von Gwalhmais Anrede eine Sendung Arthurs ſey, der ihn an ſeinen Hof einlade, und daß diejenigen, welche in den Sand geſtreckt wurden, denſelben Auftrag gehabt. Da entſchuldigte er ſich, indem er aus ihrer Art ſich anzukündigen eine Beleidigung vermuthete; geſtand auch, daß er eben im Geiſte mit ſeiner Geliebten ſich beſchäftigt hatte. Gwahmai wurde nun gefragt, ob Kai noch an Arthurs Hof verweile, und ſetzte den Peredur in nicht geringes Erſtaunen, als er ihm ſagte: dieſer ſey es eben geweſen, den ſein Arm ſo übel zugerichtet. Nun freute ſich Peredur, die dem Zwergenpaar widerfahrene Beſchimpfung ſchon geahndet zu haben. Peredur und Gwalhmai ſchloſſen raſch ein Freundſchaftsbündniß, und verfügten ſich Beide an Arthurs Hof, der Fürſt nahm Peredur glänzend auf, und ſtellte ihn der Königin und ihren Damen vor. Dann wurde Kerleon (das heutige Glouceſter) zum Hoflager erwählt.

Eines Tages ſaß Arthur in ſeinem Saale, vom Glanze ſeines Hofes umgeben. Vier Krieger ſtanden ihm zur Seite, nämlich Owen, Sohn Urians, Gwalhmai, Sohn des Gwyar, Howel, Fürſt von Armorica, und Peredur mit der großen Lanze. Und herein trat eine Jungfrau mit zierlich geflochtenem Rabenhaar. Geſicht und Hände gaben dieſem an Schwärze nichts nach, und dennoch war die Farbe noch lange nicht ſo abſchreckend als die Bildung ihrer Geſichszüge, die herabhängenden Wangen, der ſchmale Kopf, die kleine Naſe mit den gewaltigen Naſenlöchern, die gelben und aus dem Munde hervorſtehenden Zähne, die das Kinn beſchattende Bruſt, der gehügelte Rücken, die magern Hüften, die unmäßig großen Füße ꝛc. gewährten beim erſten Anblick keinen angenehmen Eindruck. Die Dame verbeugte ſich vor Arthur und allen Anweſenden; nur Peredur verweigerte ſie ihre Achtung. Sie redete ihn vielmehr in beleidigender Weiſe an: „Dir Peredur, gilt mein Gruß nicht! Blind handelte das Geſchick, als es dich mit Ruhm und Gunſt überhäufte. Unglückſeliger Thor! warum fragteſt du nicht am Hofe des hinkenden Königs nach der Bedeutung der drei Blutstropfen, die von der Lanze jenes Jünglings zur Erde trofen, und nach der Be=

deutung mehrerer anderer räthſelhaften Erſcheinungen, die du dort erblickteſt? Hätteſt du nicht zur Unzeit geſchwiegen, ſo würde dem König die Geſundheit, ſeinem Lande der Frieden wieder geſchenkt worden ſeyn, während er jetzt von ſeinen Drängern ſo viel leiden muß, die Blüthe ſeines Heeres zu Grunde geht, und die Frauen ſeines Reiches zu Wittwen, die Jungfrauen ihrer Morgengabe beraubt werden, und einer furchtbaren Zukunft entgegen ſehen. Und für all dieſen Jammer biſt du, Peredur, verantwortlich."

Hierauf ſprach ſie, wieder zu Arthur gewandt: „Vergebt, Sire! das Schloß, welches ich bewohne, iſt weit von hier. Daſelbſt findet man 365 Ritter, und Jeglicher hat die Geliebte ſeines Herzens bei ſich. Und wer nach Waffenruhm ſtrebt, wird dort Gelegenheit finden, ihn zu verdienen. Nebſtdem weiß ich ein Schloß, in welchem eine junge Dame gefangen gehalten wird, ihrem Befreier iſt der größte Ruhm aufbehalten, den ein Ritter ſich erwerben kann." Mit dieſen Worten ſchied ſie aus der Verſammlung.

Sogleich äußerte Gwalbmai den Wunſch, die Schöne zu befreien, und viele andere Ritter wollten ſich ihm anſchließen. Da ſprach Peredur: „Ich will nicht eher mein Haupt zur Ruhe legen, bis ich das Geheimniß von der Lanze, deren die ſchwarze Dame erwähnte, erfahren habe." Und während ſie noch ſprachen wurde ein Ritter angemeldet, der vor dem Burgthor um Einlaß harrte. Er hatte ein ſehr kriegeriſches Ausſehen. Bei ſeinem Eintritt in den Saal grüßte er Jedermann, nur Gwalhmai überging er. Die Farbe ſeiner Rüſtung war ganz blau, nur der Schild hatte eine Einfaſſung von goldenen Knöpfen. Und Gwalhmai machte er den Vorwurf des Verraths und der Hinterliſt, welche Beſchuldigung von ſich abzuwehren, der Angeklagte an jedem Orte ſich bereit zeigen wollte. Der fremde Ritter nahm ihn beim Worte. Peredur, als Waffenbruder des Gwalhmai, erbot ſich ihm zum Begleiter auf den Kampfplatz; aber jetzt ſchlug Jeder einen andern Weg ein.

Peredur durchzog die ganze Inſel, aber nirgends konnte

er über die ſchwarze Dame Auskunft erhalten. Sein Weg führte ihn zu einem lieblichen Thal, durch welches ſich ein Strom ſchlängelte. Da gewahrte er einen Ritter im Prieſtergewand auf ſich zukommen. Er bat um ſeinen Segen, der aber verweigert wurde, weil Peredur am heiligen Charfreitag die Waffen nicht abgelegt hatte. Dieſer entſchuldigte ſich mit ſeiner Unkenntniß des Feſtkalenders, da er ſchon ein Jahr von der Heimat entfernt ſey, und die Sitten überall nicht dieſelben ſind. Er ſtieg nun ab vom Roſſe und führte es am Zaume vor ſich her. Er lenkte von der Hauptſtraße ab in ein Gehölz, wo er in einer Hütte den Prieſter antraf, der ihm jetzt den Segen nicht mehr verweigerte. Auch forderte dieſer ihn auf, an dieſem und den beiden folgenden Tagen, wo das Reiſen unziemlich, bei ihm zu verweilen. Am vierten Tag ſetzte er ſeinen Weg weiter fort, erkundigte ſich aber nach dem Wunderſchloſſe. Der Beſcheid lautete: „Ueberſteig dieſes Gebirge, dann wirſt du an einen Strom kommen. In dem Thal, welches er befeuchtet, iſt während des Oſterfeſtes das Hoflager eines Prinzen, welcher am eheſten über das Wunderſchloß dich zu berichten vermag.“

Als Peredur die nöthige Anweiſung erhalten hatte, nahm er ſeinen Weg nach dem bezeichneten Schloſſe. Er fand das Thor geöffnet, auch die Saalthüre war es. Als er nun in die Halle trat, erblickte er ein Schachbrett, die Figuren auf beiden entgegengeſetzten Feldern bewegten ſich wie Automaten, und die Parthei auf der Seite, wo er ſtand, verlor das Spiel, worüber die andere einen Schrei der Freude ausſtieß, als ob ſie aus lebenden Weſen beſtünde. Wüthig ergriff Peredur das Schachbrett und warf es aus dem Fenſter in den vorbeifließenden See. Und in demſelben Augenblick kam die ſchwarze Dame auf ihn zu, mit den Worten: „Du haſt des Himmels Segen verwirkt, da du nur Böſes übſt und das Gute meideſt.“ „Was haſt du mir vorzuwerfen?“ fragte der Ritter. „Daß du das Schachbrett der Kaiſerin, wofür ſie ihr ganzes Reich hingegeben haben würde, verloren gehen ließeſt. Der Weg, auf welchem du es wieder finden kannſt, führt dich zum Schloſſe Isbidinoghel, daſelbſt wohnt ein ſchwarzer

Ritter, welcher die Staaten der Kaiſerin verwüſtet. Vermagſt du ihm den Tod zu geben, ſo wirſt du auch das Schachbrett wieder finden, ich bezweifle aber, daß du lebend von dort zurückkehrſt."

Peredur erklärte ſich bereit, das Abenteuer zu beſtehen, wenn die ſchwarze Dame ihn dahin begleiten wolle, wozu ſie ſich auch willig zeigte. Peredur trug auch dießmal den Sieg davon, und als der ſchwarze Ritter um Gnade bat, knüpfte Peredur die Bedingung daran, daß Jener nicht nur das Schachbrett wieder ſchaffe, ſondern auch, daß er es an denſelben Ort ſtelle, wo Peredur es geſehen hatte.

Jetzt trat die junge Dame zwiſchen Beide, und ſtieß neue Verwünſchungen gegen den Helden aus, weil er das Ungeheuer am Leben ließ, das die Staaten der Kaiſerin verwüſtet hatte. Peredur bemerkte, daß es ihm um die Wiedererlangung des Schachbretts zu thun geweſen ſey. „Iſt es denn nicht wieder an ſeinem frühern Ort gefunden worden?" „Nun ſo gehe hin und bringe dem ſchwarzen Mann den Tod." Peredur gehorchte. Als er wieder an den Hof zurückkam, traf er daſelbſt ſchon die ſchwarze Dame. „Wo iſt die Kaiſerin?" fragte er. — „Du wirſt ſie nicht eher zu Geſichte bekommen, bis du das Ungeheuer erlegt haſt, das im benachbarten Walde haust." — „Welches Ungeheuer?" — „Es iſt zwar nur ein Hirſch, aber dieſer beſitzt die Schnelligkeit eines Vogels. Aus der Stirne ragt ein Horn hervor, das deiner eiſernen Lanzenſpitze an Länge nichts nachgibt; dabei iſt es ſo ſpitz wie die feinſte Nadel. Damit beſchädigt das Ungeheuer alle Bäume des Forſtes und tödtet alle ihm begegnenden Weſen. Das Allerſchlimmſte aber iſt, daß es allnächtlich den See austrinkt, wodurch die aufs Trockne geſetzten Fiſche verderben müſſen. Ehe das Waſſer wieder zufließt, ſind die meiſten todt." —

Peredur fragte, ob die Dame ihm den Hirſch zeigen wolle? Dieſe ſchlug ſeinen Wunſch ab, „denn — ſagte ſie — vor Verlauf eines Jahrs iſt es keinem lebenden Weſen geſtattet, in den Wald einzudringen, aber meine Gebieterin beſitzt ein Hündchen, das ſoll dein Führer ſeyn." — So geſchah es, und Peredur hieb mit Einem Streiche ſeines Schwertes den Kopf des Ungeheuers ab.

Als er ihn aber genauer betrachtete, kam eine Dame des Weges daher geritten, wickelte das Hündchen in eine Falte ihres Mantels, legte den Hirſchkopf, der am Halſe ein goldenes Band trug, vor ſich hin, und ſprach zu Peredur: „Ihr habt eine ſehr niedrige That verübt, indem Ihr die größte Zierde meines Reiches getödtet habt.“ — „Man hat es ja von mir gefordert!“ entſchuldigte ſich der Held, „gibt es kein Mittel, die verſcherzte Gnade wieder zu erlangen?“ — „Nur dann“ — antwortete ſie — „wenn du in den Wald, der hinter dieſem Gebirge ſichtbar wird, einen Ler'h (Druidenhöhle) auffindeſt, und, ſie betretend, dreimal den Krieger zum Kampfe herausforderſt, welcher unter jener Stätte ſchlummert.“

Peredur that, wie ihm geheißen. Allſogleich kam ein ſchwarzer Ritter, auf einem Pferdeſkelett ſitzend, aus dem Boden hervor, und der Zweikampf begann. Dieſer blieb lange unentſchieden, daher ſtieg Peredur von ſeinem Roſſe und zog das Schwert. Dieſen Moment benutzte der Gegner, um mit ſeinem Pferde zu verſchwinden. Peredur ſetzte ſeinen Weg weiter fort. Jenſeits des Gebirges erblickte er wieder in einem von einem Strom bewäſſerten Thale ein ſtattliches Schloß. Er lenkte ſeinen Schritt dahin. Auch hier ſtand die Pforte geöffnet. Und als er in den Saal eintrat, gewahrte er im Hintergrunde einen hinkenden Greis, und im Stalle ſtand ſein Pferd, welches ihm kurz vorher abhanden gekommen, neben dem Roſſe Gwalhmais. Beide Thiere wieherten ihm ihren Gruß entgegen. Peredur ging wieder in den Saal und nahm dem Greiſe gegenüber ſeinen Platz ein. Jetzt erſchien ein blondgelockter Jüngling und grüßte den Helden mit einer tiefen Verbeugung.

„Edler Herr!“ redete er ihn an: „ich war es, welcher an Arthurs Hof in Geſtalt der ſchwarzen Jungfrau Euch erſchienen war; ich auch ſtellte Euch des Schachbretts und des getödteten Hirſches wegen zur Rede; ich war es, der Euch zu der Herausforderung des in der Höhle ſchlafenden Ritters aufmunterte; ich war es, welcher jene Lanze trug, von deren Spitze Blut träufelte; und das blutende Haupt in dem Becken, das nebenher getragen ward, war

das Euers Vetters. Und hier ſtehen die Zauberinnen von Ker Leon vor euch, die ihn getödtet, deſſen Vetter ich bin. Es war aber im Buche des Schickſals geſchrieben, daß Ihr unſer Rächer ſeyn werdet.

Peredur und Gwalhmai beſchloſſen nun Arthurs Erlaubniß einzuholen, daß ſeine Ritter in Gemeinſchaft mit ihnen ihre Tapferkeit an den Zauberinnen erproben möchten. Und ſo geſchah es. Eine derſelben tödtete aber unter Peredurs Augen einen der Ritter Arthurs; als ſie aber einen Zweiten, endlich auch einen Dritten in den Tod geſandt hatte, da zog der Held ſein Schwert und ſpaltete ihr das Haupt. Der Schmerzruf, den ſie ausſtieß, beſtimmte die andern Zauberinnen, die Flucht zu ergreifen, denn ſie erkannten nun, daß es Peredur ſey, welcher vom Schickſal erwählt worden, ihnen den Tod zu geben. Und die Weiſſagung traf in demſelben Augenblick ein.

Zu vorſtehender Erzählung bemerkt Villemarqué, daß ſie im Verhältniß zu andern bretoniſchen Geſchichten noch die meiſten Spuren der Bardenzeit ſich bewahrt habe. Faſt in allen mythologiſchen Gedichten der alten Barden begegnet man Anſpielungen auf die Kämpfe Arthurs und ſeiner Ritter mit Zauberinnen. Von ſeinem Majordom Kai wiſſen ſie kein größeres Lob, als ſeinen Sieg über die neun Zauberinnen (**Myvyrian I. p. 167**). Der Verfaſſer der Geſchichte Peredurs handelt daher conſequent, wenn er, ſein Werk mit dem Lobe ſeines Helden zu ſchließen beabſichtigend, ſeinen Sieg über die Zauberinnen feiert. Die Neunzahl derſelben mahnt an die neun Druidinnen im Dienſte der Ceridwen, woraus zugleich folgt, daß Peredur im chriſtlichen Intereſſe gedichtet iſt. Darum erhält Peredur auch den Auftrag, ſich in eine Druidenhöhle zu verfügen und den unter derſelben ſchlafenden Ritter zu bekämpfen. Es iſt der Kampf der neuen Lehre mit der alten. Der Druide, als Kämpfer, mußte

freilich die Geſtalt eines Kriegers borgen. Aber ſein Verſchwinden iſt bezeichnend genug. Im franzöſiſchen Roman iſt die urſprüngliche Farbe des Gemäldes ſehr verwiſcht, daher manches unverſtändlich bleibt oder der Entzifferung ſich entzieht. Dahin gehört es, wenn am Schluſſe des Romans der blutende Kopf im Becken einem, von den Zauberinnen getödteten, Vetter Peredurs, zuerkannt wird. Das Becken, wie die blutende Lanze, mahnen ſtark an dieſelben Kleinodien in der Sage vom Gral. Daß Peredur zur Rede geſtellt wird, weil er am Charfreitag ſeine Waffen nicht ablegt, iſt gewiß keine müßige Epiſode, weil ſie im „Perceval" ſich wiederholt. Das wundervolle Schachbrett iſt ſchon S. 783 gedeutet worden, und Peredurs Eifer, es zu vernichten, mahnt an chriſtliche Polemik gegen druidiſchen Sterndienſt. Dennoch ſind viele heidniſche Ueberreſte an der ſchon chriſtlich umgeſtülpten Erzählung haften geblieben, wie die Hirſchjagd (vgl. S. 719.) und das Hündchen (der Druide), mit deſſen Beiſtand die Erlegung des Ungeheuers gelingt; wie der Becher, deſſen Inhalt überſtrömte, als ihn Ginevra leeren wollte, ein druidiſches Prüfungsmittel unkeuſcher Frauen, im Peredur aber ſo gewendet, daß das Begießen eine natürliche Folge von dem Benehmen des unbekannten Ritters, welcher auf die Beſchimpfung der Ginevra es angelegt hatte, und ſeine Handlungsweiſe in dem Zweikampf mit Peredur mit dem Tode büßen mußte. Aecht franzöſiſche Ritterlichkeit gebot dem Erzähler, Peredurs erſte Waffenthat in die Wiedererlangung des Bechers, d. h. in die Vertheidigung einer beleidigten Dame zu ſetzen. Die oben erwähnte Anſpielung auf eine Aepfeltheilung bliebe dunkel, wenn nicht Villemarqué eine mündliche Sage in der Bretagne unter dem Landvolk angetroffen hätte,

in welcher Merlin dem König Arthur drei goldene Aepfel mit den Worten anbietet:

„Voici trois pommes d'or brillant,
Elles appartiendront aux trois plus belles.
C'est moi Merlin qui le predis.“

Von Merlin iſt aber ſeine Vorliebe für Aepfel ſchon oben bekannt. Zwar haben ſie in dem Merlin zugeſchriebenen Liede eine geiſtliche Beziehung, aber die erotiſche iſt die ältere und allgemeine.

Souveſtre (le Foyer Breton p. 212) hält den Peredur, welcher auszieht, um das Becken und die Lanze wieder zu gewinnen, für ein, zu Anfang des 12ten Jahrhunderts entſtandenes, wäliſches Gedicht, das in der Bretagne eine zweite Heimat fand, und durch franzöſiſche Dichter ſo ſehr zu ſeinem Vortheil umgeſtaltet wurde, daß man zuletzt in Wales ſelber den Nachahmungen vor dem Original den Vorzug gab. Eine ſolche Modifikation des Peredur iſt das von Chretien de Troyes behandelte Gedicht Perceval, deſſen Beruf es iſt, den Gral aufzuſuchen.

Perceval, der letzte Sohn einer durch den Krieg von ihrem Wohlſtand zurückgekommenen Wittwe, wird, da ihre andern Söhne auf dem Schlachtfeld blieben, abſichtlich bäuriſch erzogen, und alles ihm aus den Augen gerückt, was die Luſt zu ritterlichen Beſchäftigungen in ihm erwecken könnte, damit nicht auch ſein Leben gefährdet werde. Aber die mütterliche Vorſicht wird vom Schickſal vereitelt, denn der Knabe begegnete einſtmal einigen Rittern von Arthurs Hofe, und lernt kennen, was ihm bisher geheim gehalten worden. Seitdem träumt er nur von Turnieren und Schlachten, und verläßt die Mutter, um ſich an Arthurs Hofe zu begeben. Unterwegs hält er an einem Luſthaus, welches

er in ſeiner anerzogenen Einfalt für eine Kirche hält und hineingeht, um darin ſeine Andacht zu verrichten. Er findet darin zwei Ziegenkäſe und einen Becher Wein, welches er ſich ſogleich ſchmecken läßt, und hierauf in ſeiner bettlerhaften, unritterlichen Ausſtattung, ohne paſſende Rüſtung, und auf einem gebrechlichen Klepper reitend, nach Arthurs Hoflager ſeinen Weg nimmt. Er findet Arthur in tiefes Nachdenken verſunken; ein ſchurkiſcher Ritter entwendet den goldenen Becher, und fordert die verſammelten Ritter auf, mit den Waffen in der Hand, ihm ſeine Beute wieder abzukämpfen. Perceval nimmt die Ausforderung an, und iſt ſo glücklich, nicht nur in den Beſitz des Bechers, ſondern auch der koſtbaren Rüſtung des von ihm Erlegten zu gelangen. Dieſer Sieg verſchafft ihm auch die Aufnahme in den von Arthur geſtiften Ritterorden. Allein die Erinnerung an ſeine durch Gram über ſeine Entfernung getödtete Mutter verfolgt ihn überall. In dieſe Träume verſunken, läßt er ſeinem Roſſe freien Lauf, und der Zufall wird der Führer auf ſeinen planloſen Fahrten. Eines Tages hält er am Eingang einer Burg. Als er eingetreten, gewahrt er einen greiſen Kranken im Bette. Ein Diener erſchien mit einer Lanze, von deren Spitze Blut träufelt, hierauf brachte eine Jungfrau ein goldenes Becken, genannt der G r a l. Perceval möchte gern wiſſen, was dieſe Sachen bedeuten, aber die Frage erſtirbt ihm auf der Zunge. Als er am folgenden Morgen weiter zieht, erfährt er, daß der Kranke **Roi pecheur** (vgl. S. 727 Anm.) genannt werde, und daß er an einer Wunde im Schenkel leide. Zugleich macht man es ihm zum Vorwurfe, daß er das Fragen unterlaſſen habe. Perceval ſetzt ſeine Reiſe weiter fort. Unter Weges begegnet er Arthur und ſeinem

Hofſtaat, und folgt ihm an den Hof, aber am Morgen nach ſeiner Ankunft erſcheint daſelbſt eine ſchwarz gekleidete Jungfrau und klagt ihn in heftiger Sprache als Urſache der Leiden des Roi pecheur an; ſeine Wunde, klagt ſie, iſt nun unheilbar geworden, weil Perceval ihn wegen derſelben zu fragen unterließ. Dieſer will ſeinen Fehler wieder gut machen, allein er iſt nicht im Stande, die Burg nunmehr aufzufinden. Es iſt, als ob eine unſichtbare Hand ihn vom rechten Wege ſtets wieder ablenkte. Da entſchließt er ſich, einem Einſiedel zu beichten, und erfährt von dieſem, daß der Undank gegen ſeine Mutter die Urſache ſeiner Irrfahrten ſey, daß die Sünde ihm die Zunge gelähmt, wie er die Bedeutung des Gral erfragen wollte. Der Klausner legt ihm Buße auf, unterſtützt ihn mit gutem Rathe, und lehrt ihn ein myſtiſches Gebet von ſeltſamer Kraft. Perceval betet zum Kreuze, faſtet, hört die Meſſe, communicirt, kurz er beginnt eine neue Lebensweiſe, ein gleichſam Wiedergeborner. Jetzt iſt ſein alleiniges Ziel, den Gral aufzuſuchen. Tauſend Hinderniſſe ſucht Satan ihm entgegen zu thürmen. Seine Geliebte Blanche Fleur will ihn durch ihre Reize feſſeln, aber er entrinnt ihrem Netze. Er bindet ſein Roß an den goldenen Ring eines Pfeilers, der auf dem Leidensberg (Mont des douleurs) ſich erhebt, und gelangt endlich in die vielgeſuchte Burg. Dißmal fragt er nach der Bedeutung der Lanze und des Grals. Man ſagt ihm, daß mit dieſer Lanze Longin die Seite des Heilands durchſtochen, und daß der Gral die Schüſſel ſey, in welche Joſeph von Arimathia das Blut des Herrn aufgefangen. Dieſes Gefäß ſey durch Erbſchaft in den Beſitz des Roi pecheur gekommen, welcher von Joſeph abſtammt und ein Oheim Percevals iſt.

Dieſer Schatz ſpendet geiſtliche und leibliche Güter, und heilt alle Wunden, ruft ſogar Todte ins Leben zurück; und ſo oft der Beſitzer es heiſcht, füllt ſich die ſeltſame Schüſſel mit den ausgeſuchteſten Speiſen. Nach der Lanze und dem Gral brachte man ein zerbrochenes Schwert herbei. Der Roi pecheur überreicht es ſeinem Neffen, mit dem Erſuchen, es wieder ganz zu machen, was dieſem auch wirklich gelingt. Daran erkennt der König, einer Weiſſagung zufolge, daß ſein Neffe der wackerſte und frömmſte der ganzen Ritterſchaft ſey. Er ſelber habe oft, aber immer vergeblich, das Schwert ganz zu machen geſucht. Für dieſes verwegene Streben habe er auch die Wunde im Schenkel erhalten. „Ich werde," ſetzte er hinzu, „an demſelben Tage geneſen, wo Pertiniax, der das Wunderſchwert bei der durch Verrath erleichterten Ermordung meines Bruders zerbrach, ſeine Schuld mit dem Tode büßen wird." Unter dem Beiſtand des Gral erlegt Percival den trotzigen Pertiniax, haut ihm den Kopf ab und bringt ihn dem Roi pecheur, welcher nun von ſeiner Krankheit geneſen iſt und zu Gunſten ſeines Neffen dem Throne entſagt.

Man ſieht alſo, daß Perceval und Peredur ſich wie ein Ei dem andern gleichen. In beiden Erzählungen ſind gleiche Vortheile an den Wiederbeſitz der Lanze und der Schüſſel geknüpft. Beide Helden ſind vielen Verſuchungen ſchöner Augen und andern Gefahren ausgeſetzt, und die endliche Beſiegung aller Hinderniſſe wird mit einer Krone belohnt. Dieſes Thema haben die Romanciers in 50,000 Verſen ausgeſponnen. Villemarqué wirft nun die Frage auf: Woher haben ſie die Idee des Gral entnommen? Haben ſie aus einem ältern Autor ihres eigenen Landes oder aus fremder

Quelle geſchöpft? Darauf beantwortet er ſich ſelbſt in folgenden Sätzen:

1) Vor allem andern muß man darauf verfallen, daß lange, bevor es ein Gedicht vom Gral gegeben ſchon eine lateiniſche Legende im Umlauf war, als deren Verfaſſer ein bretoniſcher Einſiedel bezeichnet wird, den Uſcher für einen Zeitgenoſſen des Wilhelm von Malmesbury († 1145) ausgibt, obſchon der Mönch Helinand, der im 12ten Jahrhundert lebte, ihn ins 8te Jahrhundert verſetzt *). „Um jene Zeit," ſagt Helinand, „im Jahre 717 hatte ein Klausner in der Bretagne, durch Vermittelung eines Engels, eine Viſion, in welcher ihm die Schüſſel gezeigt wurde, aus welcher der Herr mit den Jüngern das Abſchiedsmahl gegeſſen. Er ſchrieb nieder dieſe Geſchichte, welche man nennt die vom Gral **)." Wie iſt aber der Eremit auf dieſe Idee verfallen? Aus dem apokryphiſchen Evangelium des Nicodemus hat er ſie gewiß nicht geholt, denn dort ſteht kein Wort davon; weit wahrſcheinlicher hingegen iſt, daß er von den Traditionen der Barden ſeines eigenen Landes borgte. Die älteſten dieſer Art, welche rein mythologiſch ſind, erwähnen in der That einer Schüſſel, welche nicht nur den Namen, ſondern auch die dem Gral angedichteten Eigenſchaften beſitzt. Die Barden des 6ten Jahrhunderts bezeichneten, dem wäliſchen Wörterbuch zufolge, das i. J.

---

*) Author Guilelmo Malmesburiensi paula videtur fuisse posterior licet ab Helinando Cluniacensi ad. ann. 720 referatur. (Usserius, Primordia p. 16.)

**) Hoc tempore in Brittania cuidam eremitae monstrata est mirabilis quaedam visio per angelum . . de catino illo in quo Dominus coenavit cum discipulis suis, de qua ab eodam eremita descripta est historia quae dicitur de Gradali. (Vincent. Bellovacencis specul. hist. lib. XXIII. c. 147.)

882 erſchienen iſt, mit dem Worte per einen Speiſe-napf. Und Helinand ſagt: die Franzoſen verſtehen unter gradal oder graal ein breites, ziemlich flaches Geſchirr, in welchem an den Tafeln der Reichen die Speiſen und Suppen aufgetragen werden. Graal iſt alſo aus dem Wäliſchen überſetzt. Talieſin verweist das bardiſche Becken in den Tempel der Göttin, welcher die Barden dienen. „Dieſes Gefäß," ſagt er, „verleiht Weiſſagungsgabe und dichteriſche Begeiſterung, es enthält die Kenntniß aller Wiſſenſchaften." Einige dieſer Vorzüge beſitzt auch der Gral. Wie die Gralſchüſſel, iſt auch dieſes Becken in Perlen und Diamanten eingefaßt.

2) Nachdem dieſes Gefäß von den Barden des 6ten Jahrhunderts vielfach gefeiert worden, gab es in der Folge den Stoff zu zahlreichen wäliſchen Volksſagen her. Zwei davon habe ich ſelbſt aufgezeichnet, die Eine iſt rein mythologiſch, die Andere aber trägt ſchon die Farbe des romantiſchen, ritterlichen Zeitalters. Die Erſtere, entſchieden von höherem Alterthum, feiert den Bran, welcher in den heiligen Geſängen Talieſins eine wichtige Rolle ſpielt. Dieſer Bran kam einſt, als er auf der Jagd ein Wild verfolgte, an einen See, welcher der „See des Beckens" genannt wurde. Hier erſchien ihm ein gewaltiger Rieſe von ſcheußlicher Geſtalt, deſſen Geſellſchaft aus einer Zauberin und einem Zwerge beſtand. Alle Drei kamen eben aus dem See hervor und trugen ein Becken im Arm. Der ſchwarze Rieſe und die Zauberin folgten ihm nach Cambrien, wo er ſie in ſeinem Pallaſt bewirthete und als Gaſtgeſchenk das Becken erhielt. Dieſes beſaß die ſchätzbare Eigenſchaft des Grals, jede Wunde zu heilen, und ſelbſt das entflohene Leben wieder in den Körper zurückkeh-

ren zu machen. Weil aber zu beſorgen ſtand, daß ein ſolcher, vom Tode Erweckter das Geheimniß ſeiner Heilung ausplaudern würde, ſo begnügte man ſich bloß mit dem Wiedergeben des Lebens, ohne ein Wort dabei zu ſprechen. Diß iſt des Autors ausdrückliche Bemerkung*). Wollte er etwa dadurch zu verſtehen geben, daß die Beſitzer des Zauberbeckens deſſen Myſterien verſchweigen ſollen? Dieß iſt um ſo eher zu vermuthen, weil Talieſin, als er in die Geheimniſſe des (Ceridwen'ſchen) Beckens eingeweiht werden ſoll, in ſeinem bardiſchen Liede ausruft: „Ich habe die Sprache verloren!“ Der Gral fordert dieſelbe Verſchwiegenheit. Wie dem auch ſey, als Bran und jener irländiſche Prinz Martholouch, ſein Eidam — derſelbe, deſſen oben unter dem Namen Morhoult gedacht wurde — ein Ausſöhnungsmahl feierten, ließ Bran die Speiſen in dieſer Zauberſchüſſel auftragen. In der Folge brach ein neuer Zwiſt unter beiden Fürſten aus, und Bran überzog Irland mit Krieg. Weil aber jeder Krieger, den das Schwert des Feindes traf, durch die wunderwirkende Zauberſchüſſel wieder zum Leben gebracht wurde, konnten die Walliſer ihnen gar nicht beikommen und hätten die Flucht ergreifen müſſen. Da ward nun ein Feldherr in der feindlichen Armee, der den bezeichnenden Namen „Böſer Geiſt“ führte, ebenfalls getödtet, und als ſein Kopf in das Becken geworfen wurde, zerplatzte es von ſelber, denn es hatte die Eigenſchaft des Grals, daß nichts Böſes und Unreines es berühren oder auch nur ſich nähern durfte (Myvyrian I. p. 18). Dieſes Becken zählt man

---

*) Lyfr Coc'h o Hergest. (Mabinogi benedighed Bran.) Col. 726 et suiv. mss.

unter die dreizehn Wunderdinge, welche Merzin (Merlin) in ſeinem gläſernen Schiffe fortſchaffte. Die Landleute von Armorica wiſſen ebenfalls von einer Wunderſchüſſel, die, wie der Gral und Merzins Becken, die Eigenſchaft besaß, auf den Wunſch des Beſitzers ſich mit den lieblichſten Speiſen zu füllen, und, wie dieſe beiden Gefäße, auch einſt von der Erde verſchwinden ſollte.

Die andere wäliſche Fabel handelt von den Beſtrebungen, dieſen verlornen Schatz wieder aufzufinden. Die Zeit ihrer Abfaſſung fällt in den Anfang des 12ten Jahrhunderts, und der Held dieſes Mährchens iſt Peredur, deſſen Namen einen „Auffucher des Beckens“ ankündigt *). Der Barde Aneurin bezeichnet ihn als einen der berühmteſten bretoniſchen Helden aus dem mythologiſchen Zeitalter, und ſeine Kämpfe haben einen myſtiſchen Sinn (Myvyrian I. p. 7. 8.). Die Volkstradition kennt ihn unter demſelben Charakter, aber die geheime Wiſſenſchaft der Barden war um die Zeit, wo die Morgenröthe des Ritterthums heraufdämmerte, bereits dem Volke entfremdet. So kam es, daß Peredur das mythologiſche Gewand mit dem romantiſchen vertauſchte. Die Volksſage reiht ihn unter die Ritter am Hofe Arthurs ein, läßt ihn mit Rieſen und Ungeheuern ſich herumbalgen; und Zauberinnen ſtehen, in kriegeriſche Rüſtung gehüllt, ihm feindlich gegenüber. Verwandlungen, Zauberringe, Dolmens und Menhirs, kurz der geſammte druidiſche Apparat, nur in etwas unkenntlich gewordenen Formen, umgibt den Helden. Eine gleiche Veränderung mußten die heiligen Gegenſtände erfahren, welche die Volksſage den

*) Aus per und gedur (in der Zuſammenſetzung edur), ſ. Davies.

Peredur aufſuchen läßt. Das Gedicht des Aneurin führt ſie nicht mit Namen auf, die Sage erwähnt ausdrücklich eines Beckens und einer bluttriefenden Lanze. Aber dieſes Becken erkennt man nur ſchwer noch als das göttliche Gefäß der Barden, denn ſeine Ränder beſtehen nicht aus Perlen und Diamanten, kein Tempel iſt mehr ſein Aufbewahrungsort; das Sanctuarium hat ſich in eine verzauberte Burg verwandelt, und die Prieſterin in eine Hexe. Dennoch entfernt ſich der Erzähler nicht allzuſehr von der urſprünglichen Tradition, wenn er ein blutendes Haupt in dieſe Schüſſel legt. Hier ſtimmt er ſogar mit den alten Barden zuſammen, wenn er die Anſtrengungen aufzählt, denen der Held ſich unterzieht, um in den Beſitz dieſes Schatzes zu gelangen; denn Talieſin ſpielt darauf an, wenn er Peredur „den Helden vom blutenden Haupte" nennt (Myvyrian I. p. 80). Dieſes Haupt, dem er in Ermanglung der Kenntniß ſeines eigentlichen Urſprungs, einen falſchen unterſchiebt, dieſes Haupt ruft uns ein druidiſches Myſterium ins Gedächtniß. „Dieſes Haupt, welches ich in meinem Becken trage," ruft Talieſin aus, „gehörte keinem Feigling *).

Was die Lanze anbetrifft, ſo iſt ihre Geſchichte noch merkwürdiger. Als durch den Drang der Umſtände die friedliche Inſtitution der Barden, zur Zeit der Sachſenkriege, ebenfalls manche Störung erfuhr, hörte das Becken auf, ihr einziges Symbol zu ſeyn. Es kam nun eine blutende Lanze hinzu, als Vorzeichen des Vernichtungskriegs, den ſie den verhaßten Fremdlingen, die ihre feindliche Inſel überfluteten, geſchworen hatten.

*) Lyfr Taliesin fol. 50 mss. d'Hengurt. Der Text weicht hier von dem des Myvyrian etwas ab.

Nunmehr mußte Jeder, der in die Myſterien ſich einweihen ließ, bei der Lanze den Sachſen ewigen Haß ſchwören. Nun wird Talieſins Weiſſagung verſtändlich: „Das Land der Longrier (England) wird durch die blutende Lanze wüſte werden *).“ Noch fünf Jahrhunderte ſpäter erinnerte man ſich dieſer Prophezeihung in Frankreich, denn ein Dichter dieſes Landes ſingt i. J. 1160 (wo er der blutenden Lanze erwähnt):

Il est ecrit qu'il est une heure,
Ou tout le royaume de Logres,
Qui jadis fut la terre aux ogres,
Sera detruit par cette lance.

Dieſer Dichter war Chretien von Troyes. Unter ſeiner Feder und ſeinen Nachfolgern Dordan und Meneſſier mußte die blutende Lanze und das Zauberbecken ſich abermals manche Umformung gefallen laſſen. Mit dem Grundſtoff wurde eine Erweiterung vorgenommen, manche ältere Beſtandtheile der Sage ausgeſchieden und durch neuere erſetzt; endlich ging auch der Held ſelbſt in verjüngter Geſtalt unter dem Namen Perceval hervor, und ſeine ganze Geſchichte erhielt ein chriſtliches Gepräge, wobei ſich der Erzähler jenen bretoniſchen Klausner zum Vorbild nahm, den man als den Urheber der Legenden vom Gral betrachten darf. So verſchwamm der urſprüngliche Typus im religiöſen Element, welches zwar ſein natürliches Element war, aber das Heidniſche ging jetzt im Chriſtlichen unter. Dadurch verwiſchte die Grundfarbe. Dieß lehrt ſchon ein flüchtiger Vergleich zwiſchen Peredur und Perceval. Erſterer zeigt nur eine materielle Umbildung; aus einem brutalen Dummkopf, der nur die rohe Kraft ge-

*) Kyvrynacts beirz Jeys Pridain Nr. 47 mss. d'Hengurt.

brauchte, wird ein Krieger mit ritterlichen Manieren und feiner Sitte, wodurch er in den Beſitz des Beckens gelangt; aber immer noch repräſentirt er eine Zeit, in welcher das Ritterthum noch in ſeinem Entwicklungsprozeß begriffen iſt. Hingegen Perceval, anfänglich auf derſelben niedern Geiſtesſtufe ſtehend, ſchält ſeinen primitiven Materialismus unmerklich ab, und geſellt zu den guten Eigenſchaften eines Helden auch die eines Chriſten, lernt ſeine Leidenſchaft zügeln, ſo daß er zuletzt gewürdigt iſt, in die Myſterien des Gral eingeweiht zu werden. Und doch ſind die Erlebniſſe und Thaten Percevals nur eine bis in die kleinſten Nebenumſtände fortlaufende Wiederholung von jenen Peredurs. Der chriſtliche Einfluß zeigt ſich demnach in der Umarbeitung des bardiſchen Stoffes unverkennbar. Perceval erſcheint ſtets als ein veredelter Peredur. Er beweint den Tod ſeiner Mutter, als deſſen Urſache er ſich anklagt, während Peredur in dem Ruhmesdurſt einen Entſchuldigungsgrund finden will. Peredur iſt urſprünglich dumm, Perceval naiv; und dieſelbe ſittliche Veredlung bemerkt man auch an andern, von dem dichteriſchen Umarbeiter gezeichneten Charakteren. S. z. B. beſchränkt ſich der hochmüthige Ritter, welcher Arthurs Becher ſtahl, darauf: die Flüſſigkeit auf Ginevra's Kleid zu verſchütten, während im „Peredur“ ſie der Königin zur großern Beſchimpfung ins Geſicht gegoſſen wird. Dieſe Rückſichtnahme auf Leſer von verfeinertem Geſchmack verräth ſich auch in den Scenen von vorherrſchend religiöſer Tendenz. Bei Chretien de Troyes bricht die Verſammlung nicht in ein lange anhaltendes Wehgeheul aus, als die Lanze hereingetragen wird, auch trieft nur ein einziger Blutstropfen herab, das blutende Haupt in der Gralſchüſſel iſt aber ganz

verſchwunden; dafür entſchädigt Chretien mit einer luxuriöſen Ausmalung der Koſtbarkeiten, aus welchen der Gral zuſammengeſetzt iſt, der einen ſo großen Glanz um ſich verbreitet, daß bei ſeinem Erſcheinen der Schimmer der vielen Kerzen erbleicht, wie das Licht der Sterne vor der Sonne. Eine zweite Parallele wird unſere Behauptung noch einleuchtender machen. Peredur entſchuldigt ſich gegen den in prieſterlicher Kleidung ihm begegnenden Ritter, von dem er den Segen verlangt, bloß flüchtig, daß er nicht wußte, es ſey heute Charfreitag, und darum habe er ſeine Rüſtung nicht abgelegt. Der Romancier verwendet auf dieſes Gemälde eine mehr chriſtliche Färbung. Er erzählt, wie Perceval im Walde drei Rittern und ihren Damen begegnet, welche ſämmtlich zu Fuße, im Hemde und bußfertiger Haltung, zum Heil ihrer Seelen. Und einer der Ritter redet unſern Helden an: „Glaubſt du etwa nicht an Jeſum Chriſtum? Wie möchteſt du ſonſt am Todestage unſers Heilands Waffen tragen?“ — „Was iſt denn heute für ein Tag?“ fragt Perceval, und erfährt, es ſey Charfreitag, wo Jedermann ſeine Sünden beweint. Nun erzählt ihm der Ritter von der Fleiſchwerdung Jeſu, und wie er die Menſchheit von der ewigen Verdammniß erlöste. „Und woher kommt ihr des Weges?“ fragte Perceval wieder. — „Aus der Zelle eines heiligen Mannes, deſſen Einſiedelei in dieſem Walde iſt?“ — „Und was machtet Ihr dort?“ — „Wie Ihr ſo ſeltſam fragen könnt?“ ſtrafte ihn eine der Damen, „wir beichteten unſere Sünden und erbaten uns geiſtlichen Rath von dem Klausner. Dieß iſt das verdienſtlichſte Werk, wenn man zu Gott kommen will.“ Da brach Perceval in Thränen aus und eilte auf die Einſiedelei zu, wo er zuvörderſt ſeine Waffen ablegte.

Er fand hier den Eremiten, einen Prieſter und einen Miniſtranten, welche in einer kleinen Kapelle das „**Officium**“ ſangen, und der Prieſter forderte den Ankömmling auf, zu beichten, weil außerdem er keinen Ablaß der Sünden erwarten dürfe. Und Perceval gehorchte. Er brachte den Tag in Faſten und Gebet zu, und communicirte am Oſterfeſte. Von dieſer Zeit an fühlt er ſich ſittlich gehoben, und ſeine geiſtige Ausbildung ſchreitet raſch vorwärts. Er erfährt auch, daß der **Roi pecheur** ſein Ohm ſey, und der Prieſter ein Bruder ſeiner Mutter. Man unterrichtet ihn von der Heiligkeit des Grals, und welche Tugenden man ſich erwerben, und welche geheimnißvolle Gebetformeln man gebrauchen müſſe, wenn man in den Beſitz des Gral zu kommen gewürdigt werden ſoll.

Blicken wir nun auf Peredur zurück, ſo finden wir ſeine Handlungsweiſe ganz profan. Bei dem Klausner weilt er nicht in geiſtlicher Abſicht, und er verläßt ihn, wie er gekommen, nicht moraliſch beſſer und nicht chriſtlicher geſtimmt als vorher; unbekehrt ſcheidet er von dannen; bloß über die weltlichen Zwecke, die er in der Aufſuchung ſeines Gegenſtandes verfolgt, hatte er Aufklärung verlangt und erhalten. Und was war der erſehnte Gegenſtand? Nichts Würdigeres als ein Becken, das eine Zauberin in Verwahrung hatte, und eine blutende Lanze. Das Becken enthielt das Blut und den Kopf eines Verwandten von Peredur, den 9 Zauberinnen aus Gloceſter getödtet hatten. Die Lanze war jene Waffe, mit welcher ſie ſeinem Oheim die unheilbare Wunde beigebracht hatten. Einer alten Weiſſagung zufolge war Peredur zum Rächer jener That beſtimmt. Um dieß dreht ſich die ganze Handlung im wäliſchen Mährchen. Percevals Gefäß hingegen hat

einen ganz andern Werth, denn das Blut Chriſti iſt darin aufgefangen, die Lanze war dieſelbe, mit welcher der Soldat Longin ſeine Seite durchſtochen hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß wer in den Beſitz ſolcher Heiligthümer gelangen will, auch einen heiligen Wandel führen müſſe, daß hier ſittliche Proben noch unerläßlicher erſcheinen, als Beweiſe materieller Kraft und ritterliche Tugenden.

Im „Perceval," ſetzt der Verſucher dem Helden arg zu und erſchwert ſeine Kämpfe auf jede Weiſe. Er nimmt die Geſtalt der reizenden Blanche-Fleur an, für die der Ritter ſeit der Auffindung des Grals nur eine platoniſche Liebe bekennt. Und als Percevals Blick zufällig auf das Kreuz ſeines Schwertes fällt und er ſich damit ſegnet, nimmt der Teufel, aus der Rolle fallend, die Flucht. Peredurs Liebe zu ſeiner Dame, die nicht genannt wird, iſt rein materiell, nicht überſinnlich und chriſtlich. Sobald Perceval den Satan überwunden, triumphirt er auch über den Ritter, welcher ſeinen Verwandten erſchlug, und die Weiſſagung geht in Erfüllung. Im „Peredur" treten an die Stelle jenes Ritters 9 Zauberinnen. Sollen dieſe vielleicht den Teufel erſetzen? *). Chretien verfolgt einen dop-

*) Auf dieſe wunderliche Frage Villemarque's antworte ich entſchieden mit „Nein!" Sein Enthuſiasmus für die anerzogene Religion macht ſich auf Koſten des wäliſchen Glaubens allzu breit. Bei ſeinem ſonſtigen Scharfblick iſt anzunehmen, daß er hier abſichtlich die Augen ſchloß, um in den 9 Zauberinnen nicht die 9 Druidinnen auf der Inſel Sena (Caer Seon) zu erkennen, welche ſchon Mela (III, 6.) erwähnt. Dieſe prophetiſchen Dienerinnen der Göttin Ceridwen weiſſagten aus dem Blute des Opfers, von dem man eine ſtellvertretende Andere ſühnende Kraft ſeines Todes erwartete. Die heidniſchen Menſchenopfer ſetzte das Chriſtenthum in der Meſſe lange Zeit fort. Das auserwählte Opfer wurde mit der „heiligen Lanze" in die Bruſt geſtochen (was ebenfalls heidniſche Sitte war), und dann von den Prieſtern (wie ſonſt

pelten Zweck, indem er Perceval nicht nur als die Blüthe der Ritterſchaft hinſtellt und ihm die Königs-

---

von den Druiden) enthauptet, und das Blut im Keſſel aufgefangen; mit dieſem die Anweſenden beſprengt. Nach dem Vorbilde jener 9 Jungfrauen gab es auch ſolche an andern Druidenſitzen. Talieſin ſpricht von ſolchen, welche den Tod eines Prieſters, des Hu, beweinten (Davies Appendix Nr. 10.) Wahrſcheinlich hatte er für ſein Volk ſich ſelbſt zum Opfer dargebracht. (Aehnliche Beiſpiele bietet das ſlawiſche Heidenthum, (ſ. S. 563 Anm.) Gleichwie das Menſchenopfer verdienſtlicher als das Thieropfer geſchätzt ward, um ſo koſtbarer galt noch der Tod einer geiſtlichen Perſon. (Auf dieſe Art erkläre ich mir, wie im chriſtlichen Mittelalter, wo das Heidenthum keinen Anlaß mehr zum Märtyrthum gab, dennoch jeder Ort nicht einen, ſondern ſogar mehrere Märtyrer aufweiſen konnte, und zwar ſehr oft — Kinder, überdies nicht ſelten maſſenweiſe.) Von den Kelten berichtet Diodor, daß Menſchen zuweilen erkauft wurden, und nachdem ſie ein Jahr lang auf öffentliche Koſten mit geweihten Speiſen ernährt waren, an einem Feſttag feierlich durch die Stadt geführt, und auſſerhalb derſelben getödtet wurden. (V. 32.) Den geopferten Seelen ſchrieb man eine beſondere Macht zu (Prudent. Peristeph. hymn. 1, 94. ff. Sidon. Apollin 1. 3. ep. 12). Ferner ſagt Diodor (V, 31.): Durch die Opferthiere erforſchte man die Zukunft; in kritiſchen Zeiten mußte es ein Menſch ſeyn, welcher den Göttern auf das feierlichſte geweiht war, und der dann mit einem ſpitzen Inſtrument über dem Zwerchfell erſtochen wurde. Die Art und Weiſe ſeines Falls, die Zuckungen und Krämpfe ſeiner erſterbenden Glieder, das Hervorſtrömen des Blutes gaben die Zeichen ab, aus welchen man die Zukunft und die zu ergreifenden Maßregeln erkannte (Eckermann Religionsgeſch. III, 1. S. 78.) Ein ſolcher Geopferter mochte Peredurs Vater geweſen ſeyn. Der hohe Werth des Gral entſprang aus der Verdienſtlichkeit der Handlung, zu welcher er diente. Niemand wird im Ernſte glauben, daß das blutende Haupt in der Gralſchüſſel jenes des Heilands war. Die Lanze konnte nur dann Blut triefen, wenn eben eine Erneuerung des ſtellvertretenden Verſöhnungstodes Statt gefunden hatte (vgl. S. 697). Darum durften nur reine Perſonen (d. h. rein im chriſtlich-myſtiſchen Sinn) ſich dem Gral nähern, denn ſein Gebrauch ſetzte ſtets eine heilige Opferhandlung voraus. Daß chriſtliche Prieſter das blutige Amt der Druiden fortſetzen, bezeugt Ivo (Decret. XI, 9.), indem er klagt, daß ſie aus den Zuckungen und Krämpfen menſchlicher Glieder Gutes und Böſes prophezeien. Weiter (64.) ſpricht er vom Beſchmieren mit Opferblut. Da Ivo ſelber ein Geiſtlicher war, ſo iſt ſein Urtheil um ſo glaubwürdiger; daraus aber auch zu ſchließen, daß die Men-

würde verſchafft, ſondern auch die prieſterliche, und endlich öffnet er ihm ſogar das Paradies. Er ſchließt mit den Worten: „Als Gott ſeine Seele zu ſich nahm, fand ſich Niemand mehr, welcher würdig geweſen wäre, der Hüter des Grals und der Lanze zu ſeyn, darum verſchwanden dieſe Heiligthümer von der Erde."

Hier iſt es am geeigneten Orte, dem geneigten Leſer auch die erſten Hüter des Grals vorzuführen.

Aus Kappodocien breitete ſich, durch Sennabor, ein mächtiger Fürſtenſtamm aus, der zwar erſt heidniſch, in der Folge bekehrt, die heiligſten Männer unter ſich zählte. Aus dieſem Stamm entſproſſen die erſten Hüter des Grals. Sennabor war ein Zeitgenoſſe Jeſu. Sein Sohn Parille ließ ſich mit ſeinen Geſchwiſtern taufen. Damals herrſchte zu Rom Veſpaſian, der ihn, nach der Eroberung Jeruſalems, mit Reichthum überſchüttete. Mit ſeinen Brüdern Sabbilor und Azubar zog er gegen Rom, wo er Veſpaſians Tochtermann ward. Seinen Brüdern vermählte er andere Königstöchter. Frankreich ward ihm zum Königreiche gegeben, ſeine Brüder erhielten Anjou und Cornwall. Dies geſchah fünfhundert Jahr vor Gaudin, dem Vater Gamurets, und Mark's, dem Gemahl der ſchönen Iſolde, die den Triſtan liebte. Veſpaſians Tochter, Arguſilla, gebar den Titurisone, der die eigentliche Wurzel

---

ſchenopfer in der Meſſe nur von Wenigen, und als Myſterium dargebracht wurden; daß die Geiſtlichkeit in Maſſe von dieſer Anklage ausgenommen werden muß; und daß man ſie nicht für die wahnſinnigen Handlungen einzelner ſchwärmeriſcher Mönche verantwortlich machen darf. Um ein Kloſter in Ruf zu bringen, ſuchte man ſich freilich Reliquien zu verſchaffen, und um echte zu beſitzen — denn die von Rom aus in den Handel gekommenen hatten manche Zweifel hervorgerufen, da auch hier häufig Betrug mit unterlief, oft auch der Händler ſelber getäuſcht war — legte das Volk folglich einen größern Werth auf ſolche Gebeine, deren einſtige Eigenthümer vor ſeinen Augen zu Märtyrern und Engeln gemacht worden waren. Wahrſcheinlich trieben die Templer eine ſolche Praxis auf zu auffallende Weiſe, ſo daß der Papſt — um kein Aufſehen zu machen, unter einem andern Vorwande — die Aufhebung dieſes Ordens beſchließen mußte.

dieſes Stammes war. Schon Parille bekehrte die Heiden zu Saragoſſa, aber ſie im neuen Glauben ganz zu befeſtigen, war erſt dem Titurisone vorbehalten. Durch die Heiden vergiftet ſtarb Parille, und ward königlich beigeſetzt. Das Glück unterſtützte den Titurisone in ſeinen Bemühungen für die Ausbreitung des Chriſtenthums. Seine Gemahlin ward Eliſabeth von Arragonien, Tochter des Kaiſers Tiberius. Mit dieſer unternahm er eine Reiſe nach Jeruſalem, wo er dem Herrn ein goldenes Bild weihte, Beide aber von Gott einen Erben erflehten. Ein Engel verkündete ihnen, daß ſie einen Sohn erhalten würden, der an Tapferkeit alle Helden überſtrahlen und den Gott in ſeine beſondere Huld nehmen werde. Als ihn ein Biſchof taufen ſollte, wurden vorher die Weiſen befragt, wie man ihn nennen müſſe, damit ſowohl der Name der Mutter als der des Vaters in ſeinen Buchſtaben enthalten ſey. Die Weiſen entſchieden, der Name müſſe von dem Namen des Vaters die Hälfte oder mehr enthalten, und ſo ward der Name Titurelle gewählt. Nur nach Ritterſchaft ſtand das Gemüth des Jünglings, nicht nach Gelehrſamkeit. Aber aus den Büchern, die von der Ritterſchaft handelten, lernte er auch bald die Minne kennen, vor der ihn aber ſeine Mutter warnte. Dies brachte ihn dahin, daß, wenn er das Wort Minne hörte, er den Segen über ſich ſprach und ſich kreuzigte, worüber die Leute ihn auslachten. Befragt darüber, gab er an, daß die Lectüre Ovids ihm einen Abſcheu vor der Minne beigebracht habe. Aber ſein Meiſter belehrte ihn von den verſchiedenen Arten der Minne, und ſagte ihm: er ſolle ſich dieſelbe nicht verleiden laſſen, denn Minne müſſe man zu allen Dingen haben. Unterſtützt durch die Kerlinger*), Provencalen, durch die von Arles und den Herzog Karl von Lothringen überwanden Titurisone und Titurel viele Heiden in Spanien. In hohen Tugenden lebte Titurel, als ihm Engel den Gral brachten, dem ewige Freuden beiwohnen. Ein Berg San Salvador in Salvaterre, den man erblickt, wenn man nach Gallizien geht, lag mitten

*) Die alten Gedichte verſtehen darunter die Karolinger.

in einem Walde, der ſich 60 Meilen in der Runde ausdehnte. Und dennoch konnte ihn nur derjenige auffinden, den die Engel geleiteten. Sie führten Titurel dorthin, ſüße Geſänge tönend. Wild, ſteinig und unwegſam war der Wald. Dem Berge ward der Name Montſalvatſch gegeben, das iſt, wie der Dichter erklärt: ein behaltener*) Berg. Mit Mauern und Thürmen umgab Titurel den Felſen, auf welchem er Paläſte erbaute. Der in den Lüften ſchwebende Gral, — denn damals lebte noch keiner, der ihn zu berühren und zu tragen würdig, und Engel hielten ihn daher ungeſehen, ſchwebend — verſchaffte durch die ihm innwohnende Heiligkeit und Kraft Alles, was zum Bau erforderlich war. Aber Titurel wollte dem Gral auch einen Tempel ſtiften, und begann die heilige Kapelle zu Montſalvatſch aus Edelgeſtein, Gold und dem Holz der Aloe**) zu bauen. Eines Morgens fand er den Bauriß des Tempels auf dem dazu beſtimmten Raume von göttlicher Hand entworfen (wie einſt Moſe den zur Stiftshütte).

Als der Tempel vollendet war, hatte Titurel als Ritter vierhundert Jahre lang Gott und dem Gral gedient. Dennoch ſah er nicht älter aus als ein Mann von vierzig Jahren. Keinem Sterblichen war damals die Berührung des Grals erlaubt, denn Keiner war keuſch genug, um dieſer höchſten Ehre gewürdigt zu werden. Ein Engel (d. h. ein Mönch, vgl. S. 692) führte den Gral in die ihm beſtimmte Sacriſtei. Da ſagte ihm eine Inſchrift auf dem Gral, daß ihm erlaubt wäre, ſich zu verehelichen, und daß in Spanien die keuſche Braut wohne. Richoude hieß die Gott geweihte Jungfrau; ihr Vater, Frimutelle, war geſtorben, und ihre Mutter hatte der Gram ihm nachgeſchickt. Sterbend baten die Eltern: wenn ſie ſich verehelichte und Kinder gewänne, möchte ſie zwei davon nach ihnen bena-

---

*) Monte salvagio (Monte sauvage) heißt eigentlich: wilder oder wüſter Berg. Dieſer Name ſtimmt beſſer zu der öden Gegend, in welcher er ſtand.

**) Im Mittelalter galt ſie für ein Gewächs aus dem Paradieſe.

men. Mit Boten warb Titurel um ſie; ſie kam mit groſzem Gefolge gen Monſalvatſch, aber ihre Geleiter kehrten zurück, bis auf die Kinder, Jünglinge und 480 Jungfrauen, die mit ihr gekommen, und welchen der Gral zu bleiben befohlen hatte. Auch wählte Titurel von den übrigen Rittern ſich 200 Schildgenoſſen. Der Biſchof, der ihn zum Schwerte eingeſegnet, verrichtete auch die Trauung. In der erſten Nacht ſaſzen ſie da, ſich mit den Armen umfangend, ſich küſſend. In der andern lagen ſie in reichen Kleidern bei einander, denn unbekannt waren ihnen die Freuden der Ehe.

Zwanzig Jahre dauerte dieſer Bund, da ſtarb Richoude und ward reich zur Erde beſtattet, und ſehr beweint von Titurel, der ihren Leib reich balſamiren lieſz. Der Wille der Eltern Richoudens aber war erfüllt, denn die eine Tochter Titurels ward Richoude genannt, der eine Sohn Frimutelle. Um die Tochter warb Gaylet, der Sohn des Königs Leo von Kaſtelrotto, in der Abſicht, einen Zweig des heiligen, nie verdorrenden Stammes in ſeine Familie zu verpflanzen, und erhielt ſie. Spanien ward ihm dadurch unterworfen, das Erbtheil ihrer Mutter. Der König von Granada, durch Titurel bezwungen, gab ſeine Tochter Clariſſa an Frimutelle zur Gemahlin. Mit ihr erzeugte er fünf Kinder, Amfortas, der nach ihm König im Gral ward, Treverizent, Tſchoſiane, Herzeleide und Urepanſe, welche letzte beim Tode der Klariſſe, die ebenſo reich und köſtlich beigeſetzt ward als ihre Mutter, noch ſehr jung war.

Titurel, als er ſeine Kräfte abnehmen fühlte, verſammelte Kinder und Enkel, um ſie die geiſtliche Bedeutung des Grals zu lehren:

Den Gral ſieht Niemand als die Auserwählten *), welche allein würdig ſind, dieſes Heiligthum zu erblicken. Des Grals Zeichnung mag keine Zunge deuten, der Tempel iſt nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem erbaut. An

---

*) Weil kein Profaner zu ſolchen Myſterien, wie ſie S. 697 Anm. geſchildert wurden, aus leicht erklärbaren Gründen zugelaſſen ward. Ueberall wählte man Krypten (unterirdiſche Kapellen) zu dieſer Feier.

jedem Charfreitag ſchwingt ſich eine weiße Taube vom Himmel herab, und bringt eine kleine weiße Oblate, welche ſie auf den Gral legt *). Hievon empfängt der Stein ſeine hohe Kraft **), die ihn auf Erden ſo wunderbar macht. Alle Hüter des Grals ſind ſo rein an Sitten und von ſolcher Heiligkeit, daß Keiner zur Hölle verdammt werden kann, denn ihre Seelen ſteigen unmittelbar nach dem Tode zu den Freuden des Himmels auf ***). Dieß und Anderes mehr lehrte Titurel Kindern und Enkeln.

Aber Gott hatte beſchloſſen, dem Titurel noch eine hohe Freude zu bereiten, denn unvermuthet erſchien am Gral die Inſchrift: Frimutelle trage nun die Krone! Denn diejenigen, es ſeyen der König ſelbſt, Ritter, Knechte, Jungfrauen, Edelknaben, welche zum Gral als Diener beſtimmt ſind, werden an der einen Seite des Steines in Charakteren benannt, indem ihre Namen angeſchrieben erſcheinen. Man hat nicht nöthig, die Schrift fortzuſchaben; denn ſobald der Name geleſen, vergeht er auch wieder vor den Augen. So kommen als unſchuldige Kinder in

---

*) Bekanntlich dachte man ſich die Seelen der Verſtorbenen als Vögel, die der Tugendhaften nahmen Taubengeſtalt an. Als ſolche vorzugsweiſe galten Perſonen, welche freiwillig den Opfertod zur Sühne ihrer Mitmenſchen ſtarben. Man wurde der Sühne theilhaftig, wenn man einen Biſſen von dem Geopferten aß, was an die zu gleichem Zwecke ſtattgehabten Homophagien im Dionyſiuscult erinnert, nur mit dem Unterſchied, daß dort ein Stier, in den chriſtlichen Myſterien aber (ſchon zur Zeit der Kirchenväter Minutius Felix, Tertullian, Epiphanius, Irenäus, Auguſtin ꝛc.) ein Menſch das ſtellvertretende Sühnopfer war. In unſerer Sage fliegt die Seele des Geopferten aufwärts, und kehrt als Taube mit der Oblate, dem Symbol der ſtellvertretend geſchehenen Opferung, zu den am Myſterium theilnehmenden „Auserwählten" zurück.

**) Darum alſo behaupteten die Genueſer ſelbſt von dem unechten Gral, ihrem sacro catino, er beſtehe aus einem einzigen Jaſpis, denn dieſem Stein ſchrieb das Mittelalter wunderbare Kraft zu (Görres Volksbl. S. 28.)

***) Dieſer Glaube erklärt das im Mittelalter ſo häufige Herzudrängen ſchwärmeriſcher Perſonen zum freiwilligen Opfertode.

frühester Jugend diejenigen hin, die jetzt erwachſene Hüter und Diener des Grals ſind*). Niemand verweigert ſein Kind**), denn hohes Glück, zeitlich und ewiglich***), gibt ihm der heil. Gral †). Auch

---

*) Unter „Hüter des Gral" kann ich nur einen Geopferten verſtehen, deſſen Haupt in der Schüſſel ſo lange als heilige Reliquie liegen blieb, bis es durch ein friſches Opfer removirt wurde. Auf das Haupt des Opfers wurden mittelſt Handauflegung des Opferers bildlich die Sünden der Gemeinde übertragen.

**) Das Blut von Kindern, weil ſie noch im Stande der Unſchuld waren, hielt man für das ſühnkräftigſte. Weil urſprünglich (wie im Heidenthum) der vornehmſte Geiſtliche den Opfertod für ſeine Gemeinde ſtarb, ſo wäre Daumers Deutung des „Kinderbiſchofs" oder „Schulbiſchofs" am Tag der unſchuldigen Kinder beachtungswerth, denn an dieſem Tag dürften ausſchließlich Kinder geopfert worden ſeyn. In der Folge vertrat das „Fitzeln" mit Ruthen, welche Mißhandlung man in Frankreich „donner les innocents" nannte, die Stelle der ehemaligen Opferung.

***) Zeitliches, nämlich Geſundheit, Leben und wohlfeile Zeit für diejenigen, welche durch das Opfer geſühnt wurden, und ewiges für den Geopferten.

†) So erſcheint, wenn ein Prälat im Katharinenkloſter auf dem Berg Sinai ſtirbt, der Name des neuen am Altare dem Meſſe ſingenden Prieſter, indem die Lampe des Verſtorbenen erliſcht. Eine hier noch paſſendere Parallele bieten die Lilien und Roſen als Todesvorzeichen in gewiſſen Klöſtern. In der Abtei zu Corvey an der Weſer kam immer, wenn einer der Brüder ſtarb, drei Tage zuvor von einem im Chore hangenden ehernen Kreuze eine Lilie herab, und erſchien auf dem Stuhl jenes Bruders, um ihm ein Vorzeichen ſeines bevorſtehenden Todes zu ſeyn. In Lübeck, Hildesheim, Breslau ꝛc. war es eine Roſe, welche auf dem Sitze oder unter dem Stuhlkiſſen deſſen, der ſterben ſollte, gefunden wurde. Die Corveyſchen Annalen (bei Leibniz Script. rer. Brunsv. II. p. 306) melden: das Wunder habe aufgehört, als ein junger Mönch ſich wider die ihm gewordene heilige Mahnung empörte. Fragt man, was von dieſen Erzählungen zu halten ſey? ſo antwortet Daumer (Geſch. d. chr. Alterth. II. S. 39.): „Es war ein in jenen geiſtlichen Geſellſchaften beſtehendes Herkommen und Geſetz, daß immer von Zeit zu Zeit ein Glied derſelben gewaltſam ſtarb. Dazu wurden auf eine nicht näher zu beſtimmende Weiſe Einzelne auserleſen, und die Lilie oder Roſe, die auf oder unter dem Sitze des dem Tode Geweihten herunterkam, war ein durch natürliche Veranlaſſung gege-

ſchwebte nun nicht mehr der Gral in der Luft, von Engeln gehalten, ſondern Tſchoſiane ward ihn zu tragen würdig gefunden. Noch wurden ſie belehrt, daß der Anblick des Grals vor dem Tode behüte, denn die ganze Woche, von dem Tage an, daß man den Gral geſehen, ſtarb man nicht. Aber zugleich ſieht auch Titurel am Gral geſchrieben, daß Frimutelle und Amfortas an ihrem Leibe Schaden leiden werden, aus — Liebe zu den Frauen. Frimutelle ward gekrönt und an dem Tage von den weißen Händen der Tſchoſiane der Gral auf den Tiſch vor den König geſetzt. Hundert Flammen, von duftender Aloe entzündet, brannten in dem Saale. Nach dem Mahle unterrichtete Titurel den Frimutelle und deſſen Sohn Amfortas in den Regeln. Er ſagte:

„Von Gott zu Königen geworden ſind alle Prieſter, ſobald ſie die Krone tragen, welche iſt die Platte oder Tonſur. Ihre Gewalt iſt größer, als die der Könige, denn ſie dringt bis in den Himmel. Wer den Gral mit keuſchem Gemüthe betrachtet, der iſt vor jeder Verwundung den Tag über bewahrt. Sieht man den Gral an, indeß das Herz ſich zum Genuſſe ehelicher Freuden neigt, ſo wird man an dem Tage, wenn man kämpft, verwundet, und erſt nach acht Tagen ſchützt der Gral. Treibt einen das Gemüth, ſeine Freuden außer der Ehe zu ſuchen, ſo wird man an dem Tage im Kampfe bis auf den Tod verwundet.“

Die Schönheit der beiden ältern Töchter Frimutelle's erſcholl durch alle Lande, und reizte Manchen, um ſie zu werben. Vielen ward Tſchoſiane verweigert, bis ſie am Ende Kyot von Kattelangen (Katalonien) erwarb. Nicht

---

benes Todeszeichen. Denn die Corveyer Lilie hing im Chor in einem ehernen Kreuze. Die Tradition verhehlt es alſo ſelber nicht, daß dieſe Todesblume ein der irdiſchen Wirklichkeit angehöriger Gegenſtand war.“ Warum aber Roſen und Lilien, dieſe bekannten Sinnbilder der Lebensblüte von den Mönchen zu Todesſymbolen gewählt wurden, erklärt ſich dadurch, daß der Todestag des Geopferten als der eigentliche Geburtstag betrachtet wurde, daher die Gedächtnißfeier der Martyrer an ihren Todestagen, denn in der geiſtlich myſtiſchen Sprache iſt der leibliche Tod geiſtige Wiedergeburt.

lange genoß er die Freude, ſie die Seine zu nennen; denn ſie ſtarb, als ſie ihm eine Tochter, Sigune, gebar. Kurz darauf ward Herpelande an Kaſtis von Kanwoleis (Kornwall?) vermählt, der aber am Hochzeittag, vor der Vollziehung der Ehe, ſtarb, worauf ſie Gamuret zum Weibe nahm, und mit ihr den Parzifal (Perceval) zeugte.

Frimutelle ſtarb, als er aus Liebe zur Tochter des Flordiprinze (Fleur d'Eſpine?) und der Albaflora einen Kampf unternahm, an einem Lanzenſtich. Reich gebalſamt, ward er in dem Tempel des Gral beigeſetzt.

Nach ihm ward Amfortas, ſein Erſtgeborner, König im Gral. Aber dieſer verging ſich ſo weit, daß er Liebe ſuchte, zwar nicht außerhalb den Grenzen der Keuſchheit und Zucht, aber doch gegen die Ordnung des Grals nicht ein ehelich Weib nahm, ſondern ritterlich der Minne einer Jungfrau diente; denn er wandte ſeine Liebe zu Orgiluſe, welche den Gawain durch ihre Reize bezaubert hatte. Ihn ereilte des Himmels Strafe, denn er ward im Kampfe mit Gramoflanz (?) verwundet *). Das Eiſen des Speers blieb ihm in der Wunde ſtecken. Als er nach Montſalvatſch zurückgekehrt, zog es ein Arzt heraus, und Treverizent, der Keuſche und Reine, da er ſeines Bruders Leiden ſah, gelobte, wenn Gott Heilung ſchickte, nicht mehr Ritterſchaft zu üben, ſondern ein Einſiedler zu werden. Er thats, und entſagte jeder blutigen Speiſe und dem Weine. Amfortas ward vor den Gral getragen, deſſen Anſchauen ihn vor dem Tode bewahrte, aber die Wunde ſchloß ſich nicht, und fing an zu eitern. Kein Mittel wollte helfen, weder die vier Flüſſe des Paradieſes, noch die Wurzel, welche Sibylle dem Aeneas zum Schutze gab, als er in die Unterwelt hinabſtieg **); weder das Blut des Pelican ***), noch das Herz des Einhorns †). Da erſchien am

*) Nach der franzöſiſchen Bearbeitung hatte Amfortas (der Roi pecheur) eine Pilgerin mit verliebtem Blick betrachtet, daher ſeine Verwundung, ſ. oben.

**) Einige Ausleger dachten bei dieſer Wurzel an den in dem druidiſchen Cultus ſo wichtigen Miſtelzweig.

***) Einer Sage zufolge verwundet ſich dieſer Vogel ſelber, um mit ſeinem Blute ſeine Jungen zu nähren. Daher er das

Gral geſchrieben: ein Ritter würde nach Montſalvatſch kommen, jung, rein und unerfahren. Sähe dieſer die Bereitungen und Ceremonien am heiligen Gral, und fragte in der erſten Nacht, was dieß bedeute? ſo wäre Amfortas geneſen und der Ritter König des Grals. Nach der erſten Nacht verginge die Kraft ſeiner Frage. So lebte Amfortas in Leiden des Körpers und der Seele, und der heilige Gral, deſſen Anblick ihn ſonſt erfreute, machte ihm jetzt nur Schmerz, weil er gegen die Tugend geſündigt hatte. Die Erlöſung nahte ihm, aber durch die verzögerte Erfüllung wurden ihm neue Schmerzen bereitet.

Nachdem Perceval, deſſen Abſtammung aus dem Blute der Hüter des Grals oben erwähnt worden, ſeine Mutter verlaſſen und mehrere Abenteuer beſtanden hatte, kam er einſt an einen See, auf welchem ein Kahn dahinſtrich. Einer, der im Schiffe war, — „Fiſcher“ nennt ihn der Dichter, aber der Beiſatz: „er hatte ſolch Gewand an, als wenn ihm alle Lande unterworfen wären,“ gibt ihn ſogleich als den Roi pecheur zu erkennen — wurde von Perceval gefragt: wo er Herberge haben könnte? Ihm ward die Antwort, daß innerhalb 30 Meilen kein Haus, aber unfern am Felſenabhang eine Burg ſey. Er ſollte, wenn er an die Mauer käme, die Brücke hernieder zu laſſen, befehlen und einreiten. Perceval war der heiligen Burg Montſalvatſch genaht, und Amfortas war es ſelbſt, der ihm dieſe Nachricht ertheilte. In dieſer Burg ward Perceval gar herrlich aufgenommen. Als Amfortas zurückgekehrt, ward Perceval zu ihm in einen glänzend erleuchteten Saal geführt. Ein Knappe ſprang zur Thür herein,

---

Symbol des Erlöſers wurde. (Valeriani Hierogl. p. 241.) Auf Säulenknäufen in der Cäſariuskirche zu Rom erſcheint der Pelican, die Bruſt ſich öffnend. (Schöne's Geſchichtsf. III. S. 210.)

†) Auch dieſes Thier iſt ein Symbol Chriſti. Veranlaſſung gab dazu die Fabel: es ließe ſich nur von einer reinen Jungfrau fangen, die ihm ihren Schoos öffne. Dann komme es, lege ſein Haupt hinein und ſchlafe ein, ſo werde es die Beute des Jägers. Iſidor, Biſchof von Sevilla, glaubte dieſe Fabel. Auf einem Denkmal aus dem 8. Jahrhundert kniet das Einhorn vor einem Kreuze. (Münter Sinnbilder I. S. 43.)

und trat unter die zahlreich verſammelten Ritter mit einer Lanze, an welcher von der Schneide an, den Schaft herab, Blut bis auf die Hand floß. Weinen und Wehklagen erhub ſich. Die Lanze trug der Knappe zu allen vier Wänden, bis wieder zur Thür, zu der er nun hinausſprang. Die Wehklage des Volkes verſtummte, und es öffnete ſich wieder eine Thüre, und herein traten acht Frauen, von denen Viere große Kerzen trugen, die andern vier einen koſtbaren Granatſtein zu einem Tiſch geſchnitten, an welchem Amfortas ſaß, und ſtellten ihn auf zwei Stollen von Elfenbein. Nun nahten noch andere Jungfrauen, zwei ſcharf ſchneidende Meſſer von Silber tragend, auf zwei Tüchern. Vor ihnen gingen vier Jungfrauen mit Lichtern. Jetzt kamen wieder ſechs Frauen, an ihrer Spitze die Königin Urepanſe, welche auf einem grünen Edelſtein den Gral trug, den Urepanſe vor den König niederſetzte. Hierauf wurden Speiſen und Getränke in reicher Fülle ſichtbar, lediglich durch die Macht des Grals. Wohl ſtaunte Perceval ob all der Pracht und Herrlichkeit, aber er vermied das Fragen, ſich erinnernd, daß ein alter Ritter ihn wegen ſeiner häufigen Fragen getadelt. So brachte er ſich ſelber Unglück und vermehrte den Unmuth des kranken Amfortas; denn hätte er gefragt, was alles dieß bedeute, ſo wäre Amfortas ſogleich geneſen, und er ſelber augenblicklich König im Gral geworden. Ein Knappe brachte dem König ein Schwert von hohem Werth. Der Griff war ein Rubin. Dieß Schwert *) reichte Amfortas dem Perce-

---

*) Dieſes Schwert konnte, wenn es zerbrochen, nach dem Rath Sigunens im Brunnen von Karnant vom Schmidt Trebuet wieder hergeſtellt werden. Bei Wolfram von Eſchenbach findet es ſeine genügende Bedeutung nicht. Nach Chretien de Troyes hatte Joſeph von Arimathia dieſes Schwert nebſt den übrigen Reliquien aus Paläſtina mit ſich genommen. Es ſtammt von Judas Maccabäus her. Dem Roi pecheur war damit der tödtlichſte Schlag verſetzt worden, denn als ſein Bruder Gondeſart im Schloſſe Quinqueran vom König Pinagres belagert ward, erhielt Erſterer mit dieſem Schwert von der Hand des Pertinanc, seigneur de la rouge tour, den Todesſchlag, wobei es zerbrach. Es mußte erſt wieder ganz werden, ehe Perceval das Gralabenteuer beſtehen konnte. Nur der Schmied Tibuer (Tribuet) vermochte es wieder her-

val, ihm dabei verkündigend, er habe es oft gefragen, bis ihn Gott in Noth gebracht. Nun möge er es haben. Perceval fragte noch nicht.

Nach beendigter Tafel öffnete ſich eine Seitenthüre, und Perceval erblickte einen würdigen Greis auf einem Spannbette. Es war Titurel, der am Podagra litt. Darauf fragte Amfortas Perceval, ob er müde ſey und zu Bette wünſche, welches er annahm. Beide ſchieden, und Perceval fragte wieder nicht. Als er am andern Morgen erwachte, fand er im ganzen Schloſſe keinen Menſchen. Er ritt zum Burgthor hinaus, über die Brücke, die ſich, als er kaum darüber war, hob, und ihm den Rückweg verſchloß. Ein dort verborgener Knappe rief ihm zu: er ſey eine Gans, wenn er gefragt, würde er hohen Preis erlangt haben. Nachdem Perceval im Walde durch Sigunen getadelt worden, daß er nicht gefragt, und ihm die Kraft des Schwertes gedeutet worden, irrte er im Lande umher, mannigfache Abenteuer beſtehend, um den h. Gral aufzufinden. Viele und große Kämpfe beſtand er, jedoch vergebens wäre ſeine Tapferkeit geweſen, wenn Gott nicht durch ſeine Frömmigkeit begütigt, ihn als wahrhaften Herrſcher des Grals gewürdigt hätte. Aber nur zehn Jahre verblieb er in dieſer Würde, da ihm die Sünde anhing, daß ſeine Mutter aus Gram über ihn ſtarb. Nach Perceval ward der Sohn des Feraſis und der Urepanſe König des Grals. Aber alle Gebieter des Grals ſind ſterblich, jedoch vor dem Fegfeuer iſt ihre reine Seele bewahrt. Im Abendland erhielt ſich ein Gerücht vom Gral und ein Streben nach ihm. Artus zog mit ſeinen Rittern durch die ganze Welt, ihn zu erobern, kehrte aber unverrichteter Sache zurück. Im fernen Orient blieb der Gral bei ſeinen Hütern verborgen.

Wolfram von Eſchenbach wollte mit dieſer Art, ſein Gedicht zu ſchließen, die Neugierigen, die weiter fragen

---

zuſtellen, aber bald darauf mußte er ſterben. Das Geheimniß dieſer Dichtung bietet der Löſung große Schwierigkeit. Vielleicht war es dem Chretien ſelbſt nicht mehr klar.

möchten, kurz abfertigen, nachdem die Geſchichte vom Perceval geendigt, und der Held ſein Ziel, das Königthum im Gral erreicht hatte. Wie Chretien geendigt haben würde, läßt ſich aus ſeinem unvollendeten Werk nicht ermitteln. Meneſſier dagegen ſchließt wie folgt:

Nachdem Perceval nach dem Tode des Roi pecheur in Gegenwart von Artus und 24 Königen zum König des Grals gekrönt worden, regierte er noch ſieben (alſo nicht zehn) Jahre. Darnach legte er an einem Johannistag ein ſtrenges Gelübde ab, lebte fünf Jahre lang nur von den Speiſen des Grals genährt, dieſem Tag und Nacht dienend, in Buße und Gebet als Einſiedler, und ward dann bei ſeinem Tode zu den Heiligen emporgeführt.

Nach dem Roman du St. Graal befanden ſich einſt Galaad, Perceval, Boort und noch zehn Ritter im Schloſſe Corbenic. Zur Veſperzeit trat eine große Finſterniß ein. Blitze durchzuckten das Haus, als ſtände es in Flammen. Alles ſtürzte fort, nur die drei Helden blieben im Saal, um abzuwarten, welch Wunder der Herr zeigen werde. Da ſchwebte in Licht gehüllt ein Mann in biſchöflichem Gewande herab, die Mitra auf dem Haupte, den Krummſtab in der Hand, vier Engel (Mönche) begleiteten ihn, und eine Schrift ſagte: „Dieß iſt Joſeph, der erſte Biſchof der Chriſtenheit, welchen der Herr in der Stadt Sarras ſelbſt zu dieſer Würde erhoben.“ Zwei Engel hielten angezündete Fackeln, ein Dritter trug, bedeckt mit einem rothſammetnen*) Tuche, den Gral, der Vierte die Lanze, welche ſtark blutete, und ſie ließen das Blut in das heilige Gefäß tröpfeln. Joſeph enthüllte das Gefäß, das auf einen Tiſch geſetzt ward; er nahm eine geweihte Hoſtie heraus, und es ent-

*) Die Blutfarbe!

ſtieg ihm eine Figur in Kindes Geſtalt, von feuriger Glorie umgeben, und ſetzte ſich auf das Brod, das ſeine Geſtalt anzunehmen pflegt. Joſeph küßte Galaad und die Uebrigen, und begrüßte ſie als Diener des Herrn und verſchwand darauf, nachdem er ſie Platz zu nehmen genöthigt. Der Gral bot ihnen nun ein reiches Mahl. Sodann erſchien Chriſtus ſelbſt, und ermahnte ſie, nach Sarras zum „palais spirituel" zu gehen. Galaad, Perceval und Boort begaben ſich dahin. Der König Escorault von Sarras läßt ſie jedoch ins Gefängniß werfen und hält ſie ein Jahr lang darin feſt. Inzwiſchen ernährte ſie der Gral. Darauf ward Escorault todtkrank. Eine Stimme verkündete ihm: der Jüngſte von dieſen Helden werde ihn und Alle erretten. Deshalb wird Galaad zum König ausgerufen. Dieſer betete fleißig zum Gral. Nach Ablauf eines Jahres ſieht er plötzlich einen Biſchof beim Gral ſtehen, der Meſſe liest und zu ihm ſpricht: er ſey Joſeph, Sohn des Joſeph von Arimathia; er küßt Galaad, Perceval und Boort. Galaad fühlt ſein Ende nahe. Bei ſeinem Verſcheiden erſchienen viele Engel, eine Hand aus den Wolken trug den Gral und die Lanze davon, ſie wußten nicht wohin. Galaads Seele ward gleichfalls von den Engeln vor Gottes Thron getragen, ſein Leib blieb zurück und ward vom trauernden Volke begraben. Perceval und Boort zogen als Eremiten in die Wüſte. Dort lebten ſie 14 Monate. Da ſtarb Perceval, und Boort beſtattete ihn neben Galaad im palais spirituel. Darauf kehrte Boort nach dem Königreich Logres (England) zurück, und findet Artus zu Komelot. Dieſer verſammelte ſogleich alle Clercs, und ließ von ihnen

niederſchreiben, was Boort berichtete. (San Marte, Leben Wolfr. v. Eſchenbach II. S. 424).

Galaad haben wir oben als denjenigen kennen gelernt, dem es vorbehalten war, den leer gebliebenen Platz an Arthurs Tafelrunde einzunehmen. Dieſe Verwebung des Gralhelden in die Arthurſage iſt aber ein Produkt ſpäterer Zeit, die den Volkshelden Artus in den Hintergrund drängte, von deſſen Ruhm alle Helden zwar angelockt werden, der aber ſelbſt nichts mehr thut, dieſen Ruhm thätlich zu behaupten. Ebenſo verliert ſich ſeitdem das nationalwäliſche Element aus der Arthurſage, und es tritt das ritterliche als vorherrſchend ein. Das jüngere Alter der Gralsſage deshalb behaupten zu wollen, wäre gewagt. Es darf eine urſprünglich von einander unabhängige Ausbildung der Arthurſage wie der Gralsſage — die ja Beide im Boden des Druidenthums wurzeln — angenommen werden. Die chriſtliche Zeit ſuchte Beide zu verſchmelzen, und zwar wurde die Gralsſage von zwei entgegengeſetzten Seiten ausgebaut, von den Provenzalen und den Nordfranzoſen. So bemerkt Büſching treffend: Im Titurel (dem wichtigſten Beſtandtheil der Gralsſage) drängt ſich Alles gegen den Süden hin, und hat immer eine überwiegende Neigung, in den Orient hinüber zu gehen, ſo daß man einen arabiſchen Urſprung annehmen möchte, worauf eine Stelle im Perceval deutet: „Flegetanis, ein Heide *), habe dieſes Werk in den Ster-

*) Nur ſein Vater war Heide, mütterlicher Seits gibt man ihm jüdiſche Abſtammung. Der Provenzale Kiot, Eſchenbachs Gewährsmann, ſchildert ihn als Aſtrolog, und darauf ſpielt ſein arabiſcher Name an, denn Felek Saneh bedeutet einen Himmelskundigen. Auch der Name Perceval ſoll arabiſch ſeyn, und auf die anfängliche Bornirtheit des Helden anſpielen, nämlich Parseh fal: der arme Dumme. So heißt derjenige, der den Gral ſuchte!

nen geleſen. Auch weiß man ja, daß die Muhamedaner Chriſtum als einen Gottgeſandten ehren. Die Geſchichte des heiligen Napfes könnte daher auch ihnen kund geworden ſeyn, die denn doch im Titurel nur ſelten berührt wird, nur im Anfange und am Ende bedeutend vortritt, und ſie hatten ſie mit in eines ihrer großen Gedichte verflochten. Kiot (Guiot) ergriff dieſen Stoff, und bearbeitete ihn chriſtlich mehr aus, bis endlich Eſchenbachs Geiſt das erhabene Epos ſchuf. Daher auch die mannigfachen Kämpfe in Aſien, der orientaliſche Bilderſchmuck, kurz Alles ſcheint aus der Einbildungskraft der Morgenländer entſprungen *). Spanien und Südfrankreich ſind der Schauplatz für Percevals Thaten **), hingegen Nordfrankreich ſelten. Im

*) San Marte hält es für wahrſcheinlich, daß der vielgeprieſene ſchwarze Stein in der Kaaba zu Mekka mit dem Gral in Beziehung ſteht. Er ſoll ein Edelſtein aus dem Paradieſe und mit Adam auf die Erde herab gefallen ſeyn (wie nach dem Wartburgkrieg der lapis exillix der Krone Lucifers entfiel, und mit ihm auf die Erde ſtürzte, wo er zum Gral verarbeitet ward); und da er bei der Sündflut geborgen, ſo hat ihn der Engel Gabriel hernach dem Abraham zugeſtellt, als er die Kaaba erbaut (der Koran, überſ. v. Arnold S. 148.), ähnlich wie der Engel den Titurel den Tempel für den Gral bauen hieß. — Eine Aehnlichkeit mit dem Gral, an welche San Marte nicht dachte, beſteht darin, daß in der vormuhamedaniſchen Zeit dem in ſchwarzer Geſtalt abgebildeten Gott Hobal, wie Moloch bei den Arabern hieß, von den ſchwarz gekleideten Prieſtern auf dieſem ſchwarzen Stein an jedem ſiebenten Wochentag (dies Saturni) Kinder geopfert wurden. Dadurch erhalt eine Stelle in Eſchenbachs Perceval ihr Licht, welcher zufolge des Amfortas Wunde am heftigſten ſchmerzte, wenn der Planet Saturn am hellſten ſtrahlte, dieſes „grave sidus in omne caput" wie der römiſche Dichter ſingt.

**) Bekanntlich gibt es auch zu Toledo ein Manuſcript von der Gralſage. Alſo möchten die Mauren in Spanien auch hier die Vermittler zwiſchen Orient und Occident geweſen ſeyn.
Die Sage weiſt deutlich auf Spanien hin. Katalonien, Arragonien, Toledo, Sevilla, die nordafrikaniſche Küſte ſind der Schauplatz der Begebenheiten. Daher konnte Mone (im

franzöſiſchen Werke drängt ſich aber alles nördlich. Wir erfahren die erſte Heiligung des Grals, aber das

---

Anzeiger f. K. d. Mittelalt. 1833 S. 295) mit der Behauptung auftreten: die Sage vom Gral habe eine alte volksmäßige Grundlage, wenn ſie auch nie lebendig ins Volk eingedrungen ſey. Es ſey namlich darin die Rettung des gothiſch-ſpaniſchen Volkes von den Mauren enthalten. Die Berge der Rettung (montes salvationis, Monſalvaz bei Eſchenbach) lägen in Aſturien, nicht in den Pyrenäen, und ſollen den Namen in Bezug auf die Rettung der Gothen haben (?). Es ſey der Tempel des Gral die Marienkirche in der Schlucht Cavadonga, wohin ſich Don Pelayo mit ſeinen Gothen zurückgezogen. Dies ſey der heilige unzudringliche Ort, von dem die Rettung der Spanier ausgegangen; der Kelch des Heils das Zeichen des Chriſtenthums, nicht die im Evangelium bedeutungsloſe Schüſſel des Abendmahls, als Anknüpfung an die Bundeslade wäre der urſprüngliche Gral, der in Spanien durch den unaufhörlichen Kampf gegen den Islam eine große Wichtigkeit hatte" Dieſe Anſicht beſtreitet San Marte: „weil das, was wir von der Sage wirklich wiſſen, dies geradehin widerlegt; der Gral iſt den Heiden ſo gut wie den nicht erwählten Chriſten ein unzugängliches Gut. Der mont salvage iſt nicht ein „Berg der Rettung", ſondern der „unzugängliche" Berg. Wäre irgend ein ſo religiös-kriegeriſches Element in der Sage anfänglich geweſen, ſo hätte es nicht ſo gänzlich darin untergehen können, daß ohne Anſtand chriſtliche Fürſten bei Heiden in Dienſt traten, und umgekehrt; konnte Gamuret zu Bagdad vom Baruch kein chriſtliches Begräbniß erlangen; konnte Kailet von Toledo mit Morholt von Irland und Fridebrand von Schotten mit Heiden verbündet, um einen Heiden Iſenhart zu rächen, nicht gegen Zaſſamank fechten. Ohne Zweifel hätte die Sage den für das Volk weit wichtigern Punkt ergriffen, daß Pelayo (717) durch die Ueberwindung der Heiden den Grund zu den Königreichen Aſturien, Leon und Oviedo legte. Die ganze Erzählung im Titurel von der erſten Einführung und Ausbreitung des Chriſtenthums in der Provence und dem nördlichen Spanien hat ganz daſſelbe Gepräge, wie die ähnlichen legendenartigen Geſchichten über das gleiche Ereigniß im nördlichen Frankreich, in Irland und England. Die Entſtehung der Sage wird alſo eher in der Phantaſie eines mönchiſchen Chroniſten in Spanien, als in Traditionen des Morgenlandes zu ſuchen ſeyn. Gleichwohl iſt die bedeutende Beimiſchung des Orientaliſchen nicht wegzuläugnen. Dieſer Zutritt des Fremden zum urſprünglich Chriſtlichen iſt gerade in Spanien ſehr erklärlich, wo arabiſche Wiſſenſchaft und Poeſie zu den Chriſten kam, wo die

ganze Werk hat ein Treiben nach dem Norden, nach England, dort ſoll er erſt ſeine Verklärung erhalten, dort ſollen die großen Kämpfe zu Ehren des Chriſtenthums und des Grals vorfallen; darum iſt auch der Schauplatz Klein- und Großbrittanien. Die Verknüpfung mit dem Artus iſt beiden gemeinſam, denn er iſt der Mittelpunkt aller jener erhabenen Gedichte, aber hinſichtlich der Familie der Hüter des Grals herrſcht eine große Verſchiedenheit. Im franzöſiſchen Werke dringen mehrere wackere Ritter von der Tafelrunde wenigſtens bis zum Gral vor, obgleich ſie das Abenteuer nicht vollenden; im Titurel bleibt in höchſter Heiligkeit der Gral von allen Menſchen geſchieden, und nur derjenige, den Gott dazu beſtimmt, kann dahin gelan-

---

kleinen Fürſten der aufkeimenden Königreiche Spaniens, hauptſächlich Kataloniens und Arragoniens — in deren Mitte ſich bis 1112 das muſelmänniſche Königreich Saragoſſa erhielt — in perſönliche Verbindung traten mit Philoſophen und Troubadouren oder Erfindern von Erzählungen, die ihre erſte Bildung in den Schulen Andaluſiens erhalten hatten, und die ihre Fürſten mit Geſchichten unterhielten, die ſie aus der arabiſchen, alſo orientaliſchen Literatur entlehnten. Dieſer Austauſch der Ideen wurde dadurch ſehr erleichtert, daß im ganzen Umfang des arabiſchen Spaniens ſpaniſch und arabiſch nebeneinander geſprochen ward, und Werke aus der einen Sprache in die andere übertragen wurden. Johann von Sevilla ſchrieb zur Bequemlichkeit der Chriſten, die beſſer Arabiſch als Latein verſtanden, eine Auslegung der Bibel in arabiſcher Sprache. Eben der gänzliche Mangel einer feindlichen Richtung des Chriſtenthums als Religionspartheí, die ungemeine Toleranz, die beide Glaubenspartheien gegen einander übten, deuten nicht nur auf die Länder als Heimath der Sage, wo dieſe Toleranz im größten Umfang geübt ward (Spanien), ſondern ſie deuten zugleich auch auf die Zeit hin, da die erſte einfache Urſage vom Gral eine bedeutend ausgedehnte poetiſche Geſtaltung gewonnen hat." Die nähere Begründung dieſer Sätze möge man in den „Mittheilungen" aus dem Gebiet hiſt. antiq. Forſchungen des thür. ſächſ. Vereins III, 3. S. 11—14 nachleſen, wo der Zuſtand Spaniens und der Provence am Ende des 11. Jahrhunderts, und die Eroberung von Toledo (25. Mai 1085) geſchildert werden.

gen, jedem andern iſt er unzugangbar. Vergebens ſchwärmen die wackerſten Ritter der Tafelrunde in der Welt umher, ſie können den Gral nicht finden, ſie können die Leiden des kranken und gemarterten Königs nicht enden. Die franzöſiſchen Werke haben Manches mit eingemiſcht, wodurch mit andern Gedichten, welche die Thaten des Artus betreffen, eine Vermiſchung und Verwechslung leicht möglich war. Hierzu gehört die Erzählung, wie Joſeph dem Gral eine runde Tafel ſeiner Hüter errichtet, welche vollkommen mit der Erzählung im Roman „Merlin“ übereinſtimmt, wie dieſer zum Uter Pendragon kommt und ihm den Rath gibt, die runde Tafel zu errichten. Dieß ſcheint ein aus den Romanen des Artus entlehnter, ſpäterer, dem Gedichte fremder Zuſatz zu ſeyn, denn nach dieſer Errichtung hören wir kein Wort weiter von dieſer Tafel. Die Erzählung iſt ganz gleich, ſelbſt bis auf die Beſetzung des gefährlichen Seſſels durch einen Verwegenen, der in der Geſchichte des Heiligen Grals Mois heißt, im Roman „Merlin“ aber einer von den Großen des Reichs, der dem Merlin übel will *). Am

*) Als er mit keckem Muthe auf dieſem Platz ſich an die Tafel ſetzte, verſank er augenblicklich unter die Erde, wie ein Stück Blei, das ins Waſſer fällt. Entſetzt ſieht der König und alles Volk dieſes Wunder. Man durchſuchte jeden Fleck unter dem Tiſch, aber man fand nicht die mindeſte Spur weder vom Ritter noch von der Art, wie er unterſank. Nach dem Proſaroman vom h. Gral iſt es Galaad, Sohn Lancelots vom See, welchem der Sitz beſtimmt war. Nach demſelben Roman bedeutet der leere Platz an der Tafel den Ort, wo Chriſtus bei der Feier des Abendmahls ſaß, und als Mois, einer von Joſephs Rittern, es wagt, dort Platz zu nehmen, ohne auf die Warnung ſeines Meiſters zu hören, fahren ſieben Hände in Flammen vom Himmel herab und entführen den Tollkühnen durch die Lüfte in einen Wald. Als nach langer Zeit einſt Joſeph mit Alain, Simeu (?) Vater des Mois und andern Rittern durch den Ardennerwald ritten, gelangten ſie zu einem Pallaſt, in deſſen Mitte ein ſo großes

meiſten durcheinander gewürfelt iſt die Geſchichte des Perlevaux, der hinſichtlich ſeines, von ſeiner Schweſter erzählten Jugendlebens, und des Kampfes mit dem rothen Ritter, ganz mit Eſchenbachs Perceval übereinſtimmt, und dennoch auch in Hinſicht ſeines Geſchlechts *) ganz verſchieden iſt. Auch vollendet er nicht die Wunder des Gral, ſondern Perceval und Galaad.

Auch San Marte macht darauf aufmerkſam, daß ſchon ein flüchtiger Blick auf den Perceval und Titurel die Ueberzeugung gewähre, die Gralſage ſey in der Geſtalt, wie ſie (durch Wolfram von Eſchenbach) nach Deutſchland gekommen, aus urſprünglich fremdartigen Elementen zu einem Ganzen verſchmolzen worden. Artus mit ſeinen Rittern von der Tafelrunde ſteht weder mit dem heiligen Gral und den Templeiſen *), noch mit Perceval und

---

Feuer loderte, als ob alle Wälder der Welt hier in Flammen aufgegangen wären; und eine Stimme rief aus dem Feuer den Joſeph um Hülfe an: Wehe, ich habe mich auf den gefährlichen Sitz geſetzt, und die Diener der Hölle haben mich hieher geführt; denn als ſie durch dieſen Wald mit mir fuhren, kam ein heiliger Mann, ein Einſiedler, und beſchwor ſie, mich hier zu laſſen; da ſetzten ſie mich auf die Erde, aber nun brenne ich in dieſer hölliſchen Flamme, und werde fortbrennen, bis der gute Ritter kommen wird, der in Großbrittanien von meinem Abentheuer hören und mich befreien wird. Staunend hörten Alle dieſe Stimme, ſie erkannten den unglücklichen Mois. Joſeph und ſeine Begleiter erflehten nun einen Platzregen, der die Flamme zur Hälfte löſchte. Mois dankte für die Erleichterung, dennoch muß er verharren, bis Galaad einſt auf ſeiner Fahrt nach Großbrittanien ſeine Geſchichte vernehmen und ihn befreien wird. Der Angabe des Treſſan (im Triſtanroman) zufolge war es ein Sarazeniſcher Ritter geweſen.

*) Im Eſchenbach'ſchen Perceval heißt der Vater dieſes Helden: Gamurat, hier Iwain. Chretien gibt dem Perceval auch eine Schweſter, Eſchenbach weiß nichts von ihr.

**) Die Templeiſen (die geiſtliche Ritterſchaft der Gralhüter, welche den Gegenſatz zur weltlichen Ritterſchaft bilden ſollte), bei Kiot und Eſchenbach eine wichtige Rolle ſpielend, und in wel-

deſſen Geſchlechte in der geringſten innern nothwendigen Verbindung; und während die Localitäten des Gedichtes uns mit Artus, und was dem anhängig, nach England und Bretagne hinweiſen, leitet der Gral nach Spanien *) und Perceval nach Südfrankreich. So bilden von vorn herein ſich zwei große Gruppen, die nur durch ein loſes Band verknüpft ſind. Kiot, welchem Eſchenbach folgte, ſuchte vergeblich in den Ländern des Arturſchen Sagenkreiſes, Brittanien, Irland und Nordfrankreich, nach dem Stammbaum Percevals; hingegen erzählte ihm die Chronik von Anjou von Mazadans Geſchlecht, Laſſaließ, Addanz, Gandin, Gamuret und Perceval. In San Marte's zur Ueberſetzung des Perceval beigefügten Stammtafel (S. 620) wird nachgewieſen, wie Percevals Geſchlecht nur in ſeinem erſten Stammvater Mazadan mit dem Geſchlecht des brittiſchen Artus zuſammenhängt. Die Chronik enthielt aber auch andrer Seits die Geſchichte des Geſchlechts der Gralkönige. Daß dieſe Chronik exiſtirt hat, iſt gewiß, wenn auch ihr Inhalt nirgends bekannt iſt. Die Frage nach der Zeit ihrer Abfaſſung iſt nur indirect zu löſen. Als die provencaliſche Sprache noch Schriftſprache war (im erſten Drittel des 12ten Jahrhunderts), kann ſie noch nicht geſchrieben ſeyn. Allein: bis zum Jahre 1093 ſtand der Süden Frankreichs und Spaniens mit Nordfrankreich und England in keiner nahen politiſchen

---

chen man das Vorbild des Tempelherrenordens erkennen wollte, ſind den brittiſchen Dichtern völlig unbekannt.

*) Dies hindert nicht, anzunehmen, daß bei der weitern Verbreitung der Gralſage man in Brittanien ſich des Keſſels der Ceridwen, wie bei den ſpaniſchen Mauren des ſchwarzen Steins in der Kaaba, erinnerte; denn die gleiche Beſtimmung des Grals, die Gleichartigkeit des Myſteriums, forderte zu ſolchen Parallelen auf.

Beziehung. Durch Intereſſen, Handelsverbindungen, Sprache, Bildung und Sitten weſentlich geſchieden, fand eine materielle und geiſtige Wechſelwirkung unter dieſen Ländern nicht ſtatt. Auch der erſte Kreuzzug (1095) berührte England wenig, weil Wilhelm II. nur auf ſeine nächſten Vortheile bedacht war. Lebhaftern Antheil nahm Nordfrankreich, aber noch war die Bewegung zu neu, als daß ein anderes Intereſſe, wie das des großen chriſtlichen Kampfes, hätte ſtattfinden können. Es kehrten zwar ſchon damals morgenländiſche Sagen mit den Kreuzrittern nach dem Abendlande zurück, allein die Verbindung der Ritter der abendländiſchen Nationen untereinander war zu loſe und zu kurz, um ihre verſchiedenen Heimatſagen ſchon jetzt aufeinander zu übertragen und ineinander zu ſchlingen, wozu überhaupt ein längerer wechſelſeitiger Verkehr in den Ländern der Sagen ſelbſt nothwendig iſt. Wichtiger war ein anderes Ereigniß. Heinrich II. von England (1154 — 1189), zugleich Herzog der Normandie und Herr von Anjou, hatte ſich mit Eleonore von Frankreich vermählt, welche auch die Oberherrſchaft von Guienne, Poitou und Saintange an Heinrich brachte. Sie aber war eine Enkelin des als Dichter, wie als Krieger ausgezeichneten Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzogs von Aquitanien (1071—1127). Dieſe Uebertragung der Britenherrſchaft über einen beträchtlichen Theil der Länder der Sprache von Oc auf den König von England mußte auf Sitten und Meinungen der Troubadours und des Volkes entſchieden einwirken, welche die Stämme vermiſchte und Dichter der verſchiedenen Nationen am Hofe zuſammenführte; auch das Nationalintereſſe der Rivalität der Könige von England und Frankreich an

die Literatur knüpfte. Betrachtet man, wie ſeit länger als einem halben Jahrhundert Südfrankreich und das chriſtliche und mauriſche Spanien in naher politiſcher und geiſtiger Verbindung geſtanden, wie die Sprache von Oc und ihre Poeſie den Gipfel bereits früher erreicht hatte, und nun ſchon wieder abwärts zu ſinken begann, als die Schriftſprache ſich allmählig verlor, und dem Lateiniſchen wieder Platz machte, wie ferner ſeit einem halben Jahrhundert die einfache Gralsſage mit der Geſchichte von Anjou u. ſ. w. ausgebildet, an Umfang erweitert und zu größerer Einheit abgerundet ſeyn konnte, und erwägen wir das allgemeine Intereſſe, welches an dieſen ſagenhaften Geſchichten in den drei Nationen genommen ward, ſo ſind hinreichende Gründe zu der Annahme vorhanden, daß um dieſe Zeit auch die von Kiot erwähnte lateiniſche Chronik, die es ſichtlich auf eine Verherrlichung des Hauſes Anjou anlegte, dem Heinrich II. angehörte, abgefaßt ſeyn mag, indem durch das Medium der lateiniſchen Sprache den Engländern und Nordfranzoſen, die eine von den Provenzalen ganz verſchiedene Sprache redeten, unſere Sage zu einem Gemeingut gemacht wurde, während ſie vorher ihnen unzugänglich war, ſo lange ſie nur in der Vulgarſprache exiſtirte.

Oben iſt an mehreren Stellen angedeutet worden, daß der Orden der Templer aus den Templeiſen, die in Eſchenbachs Titurel eine ſo wichtige Rolle ſpielen, hervorgegangen ſey. San Marte geſteht dieß gerade zu: „Vom entſchiedenſten Einfluß auf die Ausbildung der Gralſage war die Stiftung des Tempelherrnordens.“ Die Sätze, welche dieſe Behauptung feſtigen ſollen, mag man bei ihm ſelbſt nachleſen (Leben Wolfr. v. Eſchenbach II. S. 372 ff.). Unter andern Pa-

rallelen, die er zwiſchen den Templern (franz. Templiers) und den Templeiſen vorfindet, hebe ich hier nur folgende aus: „Wie der miles templi zur Ehre des Kreuzes, ſo kämpfte der Templeiſe Tag und Nacht zur Verherrlichung des ihm vertrauten Heiligthums, zur Bewachung des Landes, worin er bewahrt wird. Der Orden wählte ſich ſelbſt ſeinen Großmeiſter, und der Entfernteſte konnte plötzlich dazu berufen werden, keine menſchliche Macht leitet die Wahl, denn ſie geſchieht durch Erleuchtung Gottes. So beruft die Schrift am Gral den König, und wäre er im fernſten Winkel der Erde. Der Großmeiſter der Templer ſteht nur unter dem Stellvertreter Chriſti unmittelbar und übt das Abſolutionsrecht. Der König des Grals iſt von allen Todſünden befreit, er lebt engelrein auf Erden. Der Eintritt in den Templerorden kann mit Gewalt nicht erzwungen werden, der Orden wählt ſelbſt ſeine Brüder; ſo iſt Montſalvatſch unzugänglich und unnahbar jedem Ungeweiheten. Die Pracht der Gralsburg, die feierlichen Aufzüge daſelbſt, bei Vortragung des Heiligthums, correſpondiren dem Glanz des Gottesdienſtes bei den Templern, deſſen der letzte Großmeiſter Jakob Molay ſich ſelbſt rühmte. Der im Titurel geſchilderte Graltempel iſt eine Rotunde, und rund waren die Kapellen der Templer. Abweichend von der römiſchen Liturgie bedienten ſich die Templer bei der Abendmahlsfeier der Anfangsworte des Evangelii Johannis, bei Darreichung der Hoſtie; auch im Perceval werden dieſe öfter wiederholt. Wer tiefer in die Myſterien des Ordens eingedrungen iſt, wird wohl noch mehr dogmatiſche Verwandtſchaftspunkte finden; gewiß iſt, daß die Templer eine eigene Geheimlehre hatten.“ Die Ketzerei, deren dieſer Orden angeſchuldigt wurde, will Ham-

mer (Fundgruben d. Or. VI. S. 481 ff.) in gnoſtiſchen Elementen entdeckt haben. Er kommt auf das berüchtigte **Mysterium Baphometis** zu ſprechen, ein Idol, aus welchem der Dichter des Werin von Lothringen ſogar einen König **Beaufumés** gemacht hat (Mone Anz. f. K. d. Mittelalt. 1833 S. 253). Hammer bemerkt, daß die aus dem Prozeß gegen den Orden bekannten Baphometsköpfe noch unentzifferte arabiſche (wiewohl auch auf einigen griechiſche und lateiniſche) Inſchriften enthalten, welche den Namen M e t e (die Weisheit = die Sophia der Gnoſtiker), die Lehre derſelben und beſonders der Ophiten (Schlangebrüder), das Bild des Mannweibes (Symbol der in der Gottheit vereinigten zeugenden und gebärenden Kraft) mit den Attributen des abgeſtumpften Kreuzes (T), jenes ägyptiſchen Lebensſchlüſſels (vgl. S. 281), der Schlange, der Feuertaufe ꝛc. enthalten. Ueberdieß ſieht man auf derſelben alle die Bilder von Sonne, Mond, Signatſtern, ſiebenarmiger Leuchter u. dgl., welche als Hieroglyphen der Maurerei bekannt ſind. Daraus folgert Hammer weiter: der heilige Gral der alten Ritterromane war nicht der Kelch des Abendmahls, ſondern jener der Gnoſtiker, das T — der Krückenſtab des Titurel — die Figur des Phallus*) und Lebensinſtrument, ſowie der Gürtel der Templer, dieſer Gegenſtand ihrer Anklage — die Schlange der Ophiten, nämlich das von ihnen verehrte Zeugungsorgan. Die Ophiten hatten bekanntlich andere Tauf- und Abendmahlsceremonien, als die rechtgläubigen Chriſten. Sie unterhielten in einem Kaſten eine lebendige Schlange.

---

*) Figura Phalli sub forma T erat character Baphomoti fronti ejusdem impressus. (Du Puy la condemn. des Tempel.)

Sollte das Abendmahl begangen werden, rückte man einen Tiſch an dieſe Oeffnung und legte Brod auf denſelben. Der Prieſter lockte die Schlange aus ihrem Behältniſſe. Dieſe kroch auf den Tiſch, umſchlang das Brod, und beleckte daſſelbe. Hernach wurde dieſes unter diejenigen, welche der Handlung beiwohnten, ausgetheilt. Ein Jeder aß das empfangene Stück und küßte die Schlange. Hierauf begab ſich die Schlange in ihr Behältniß zurück, welches der Prieſter verſchloß.

San Marte verwirft dieſe Herleitung des Grals von den Ophiten, „weil weder in der provenzaliſchen, noch nordfranzöſiſch-engliſchen, noch deutſchen Ausbildung der Sage auf Gnoſis hingedeutet iſt. „Nur Ein Punkt verdient Erwähnung, der allerdings mit der Gralſage im Zuſammenhang zu ſtehen ſcheint. Von den Anklagepunkten gegen die Templer, welche Du Puy aus der Chronik von St. Denys mittheilt, lautet der dritte: car tantót après ils alloient adorer une idole, et pour certain icelle idole était *une vieille peau*, ainsi comme toute embamé et comme toile polie, *et illecques certes le Templier mettoit sa tres vile foi et creance* et en lui tres fermement croisit, et en icelle avoit es fosses *des yeux escarboucles, reluisans comme clairté du ciel.* Abraham Bzov in der Fortſetzung der Kirchengeſchichte des Cardinals Baronius hat aus einer vaticaniſchen Handſchrift die Punkte extrahirt, welche von den italieniſchen Biſchöfen gegen die Templer behauptet wurden; deren zweiter lautet: *Caput quoddam*, faciem albam *quasi hominis* prae se ferens, capillis nigris et crispantibus, et circa collum de auratis ornatum, quod quidem nullius sancti fuerat, cultu latriae adorabant,

orationes coram eo faciebant, et cingulis quibusdam illud cingentes illis ipsis, quasi solutores forent, sese accingebant. Unter den beſondern Fragen des Papſtes beim Verhör der Angeklagten lautete eine: *An cranium* aut *simulacrum* quodpiam, et idolum hujus modi fictum et commenticium divina veneratione coluissent etc. Was war das nun für eine alte Haut? (vieille peau), was bedeutete das menſchliche Haupt (caput hominis), das man andächtig vortrug? Was iſt unter der piöſe verehrten Hirnſchale (cranium aut simulacrum) zu verſtehen? San Marte denkt hier an ein Idol, an ein Myſterium des Ordens, enthält ſich aber aller weitern Muthmaßung hierüber. Ich frage nun: Sollte die Schlange nicht an Arthurs Vater, das „Drachenhaupt" (Uther Pendragon) erinnern? Drachen, Schlangen waren namentlich bei den Kelten Heilszeichen. Und ſollte die alte Haut, die menſchliche Hirnſchale, nicht das Haupt eines den ſtellvertretenden Opfertod Geſtorbenen, eine Reliquie von Heil ausſtrömender Kraft geweſen ſeyn, wie ich ſchon oben vermuthete? Sollte nicht die Anklage gegen die Templer dieſem blutigen Cultus gegolten haben? Ich leſe im 4ten Jahrgang von Schreibers hiſt. Taſchenbuch S. 183 ff. eine Stelle, die meiner Hypotheſe wichtige Stützpunkte zuführt. Mein Gewährsmann beruft ſich in der Abhandlung „über ein altnationales Schildbild der Kelten" auf Livius (XXIII, 24), welcher von den (keltiſchen) Bojern berichtet, daß ſie den abgehauenen Kopf eines Feindes in den heiligſten Tempel brachten, ihn dort ſäuberten und mit eingeweihtem Golde den Schädel zierten, der ihnen ſodann zu einem heiligen Gefäße diente, woraus ſie an Feſttagen Trankopfer verrichte-

ten, und das zugleich das Trinkgefäß des Prieſters und Tempelvorſtehers war. Indem wir — fährt Schreiber weiter fort — zu den Nachweiſungen eines ſolchen Bildes, von einem Kopfe im Todeskampfe mit ausgereckter Zunge auf keltiſchen Münzen übergehen, fangen wir am füglichſten damit in Großbrittanien an. In der Revue numismatique 1840 Pl. 17. begegnen wir einem goldenen Stater der Armoricaner in der Bretagne. Der Avers zeigt den Kopf einer Göttin (Gallia celtica oder Armorica? fragt Schreiber, warum dachte er nicht an Ceridwen, deren Stelle bei den Galliern die Iſis vertrat?) mit dem Sinnbilde des Ebers (Sus gallicus, warum dachte er hier nicht an die Sau Ceridwen, deren Prieſter Ferkel hießen?) auf dem Scheitel. Als eigenthümlicher Schmuck ſchlingen ſich rings um den Kopf Kettchen, woran die Häupter erſchlagener Feinde als Siegeszeichen aufgehängt ſind. Der Revers zeigt noch einen Theil der macedoniſchen Biga, das Pferd (die Stute Ceridwen? vgl. S. 733) hat jedoch das für die armoricaniſchen Münzen charakteriſtiſche „Menſchengeſicht.“ Außerdem wird S. 182 aus Diodor (V, 29) angeführt, daß die Gallier die Köpfe ihrer Feinde mit Cedernöl beſtrichen (um ſie unverweslich zu machen), ſie dann ſorgfältig in einem Kaſten aufhoben und ſie auf ihre Nachkommen vererbten, ſowie, daß dieſelben um keinen Preis veräußert wurden, obſchon man manchen ſolchen Kopf mit ſo viel Golde zu bezahlen ſich erboten, als er ſchwer war.

Hier berückſichtige man, daß alle alten Völker, insbeſondere Germanen und Kelten, den erſchlagenen Feind als ein dem Kriegsgott für das eigene Leben gebrachte Sühnopfer betrachteten, daß die Kriegsgefangenen in

dieſem Sinne geopfert wurden, und man aus den Zuckungen ihrer Glieder weiſſagte, kurz ihr Tod ſollte Andern Heil bringen. Daraus erkläre ich mir den hohen Werth ſolcher Köpfe, nämlich als Heilszeichen für die Familie, welche ſie beſaß, daher ihre Unveräußerlichkeit; und wegen ihrer Beziehung zum Cultus kamen ſie auf Schilder und Münzen. Konnte man keine Gefangenen opfern, wie z. B. in Friedenszeiten, wählte man andere Perſonen, die man entweder kaufte oder zu dieſem Opfertod durch Vorſpiegelung unmittelbar nachher erfolgender Seligkeit beredete. Von Prieſtern und unſchuldigen Kindern, weil Beide die Freuden der Ehe nicht erfuhren, erwartete man ihrer Reinheit wegen eine beſondere Sühnkraft. Begreiflicher Weiſe ließ man zu dieſem Myſterium nur die „Auserwählten" zu; und nun wird plötzlich klar, warum allen Chriſten in hoher göttlicher Schöne und Heiligkeit der Gral ſichtbar war, aber wunderbarer Weiſe ſah Feraſis, der an demſelben Tiſche ſaß, nichts als einen gewöhnlichen Edelſtein. Dieß Wunder löste auf Befragen der greiſe Titurel, indem er ſie belehrte, daß ein Heide den Gral nie ſehen könne, ſondern nur der, welchen die Taufe zum Chriſten (d. h. zum Eingeweihten) gereinigt. Feraſis ward nun nach ſeinem Begehren getauft" (Hagen, Muſ. f. altt. Lit. I. S. 528). Und bei ſeiner Taufe wurden die Anfangsworte des Johannesevangeliums recitirt: „Und das Wort*) ward Fleiſch!" denn nun erblickte er nicht mehr eine Hoſtie in der Schüſſel, ſondern ein — Kind.

*) Sc. Das Brod des Lebens.

II. Die Feen — unſere lieben Frauen. (Marien).

„Alle Frauen," belehrt uns der Roman Lancelot vom See, „welche der Zauberei kundig ſind und ſich auf Zauberſprüche verſtehen, die magiſchen Kräfte gewiſſer Steine und Kräuter kennen, ſind Feen." Eigentlich dürfen aber auf dieſen Namen nur geiſtige Weſen Anſpruch machen, wie die Peris des Orients, welche der Occident durch die Kreuzfahrer kennen lernte. Die Peris werden als gütig und ſchön beſchrieben, als Weſen, die, obſchon ſie dem Schöpfer ungehorſam wurden, wegen ihrer Reue noch jetzt Beweiſe des göttlichen Wohlwollens empfangen, und ſomit von den böſen Diws oder Ghuls unterſchieden werden, die nur Zwietracht und Unglück unter den Menſchen ausſäen. So kommen die Peris den Elfen nahe, die, Seelen Verſtorbener, ruhelos umherſtreifen und ſich in der Luft aufhalten, weil ſie zu ſchlecht für den Himmel, zu gut für die Hölle ſind, und wie die Waſſernixen auf den Tag der Erlöſung harren (vergl. S. 82). Richardſon in ſeiner Abhandlung „über Gebräuche morgenländiſcher Völker" ſagt: Wir finden in vielen Stücken zwiſchen den Peris der Perſer und Araber eine ſo auffallende Aehnlichkeit mit den Feen des Abendlandes, daß eine Entlehnung der Occidentalen von den Orientalen allein dieſe Uebereinſtimmung zu erklären vermag. Man braucht ſich hier nicht auf armoricaniſche (bretoniſche), ſpaniſche und andere europäiſche Romanzen, worin dieſe Aehnlichkeit bald mehr, bald weniger ſichtbar iſt, zu berufen; es genügt hier, auf Spencer und Arioſt hinzuweiſen, worin ſich dieſe drolligen Weſen des perſiſchen Fabelreiches häufig copirt finden. Der Hippogryph, auf dem Aſtolf in den Mond reist, Bra-

damante's Zauberring im „raſenden Roland" und der Schild Arthurs in der „Feenkönigin", die vielen Zauberſtücke von Armida und Ismeno im „befreiten Jeruſalem" laſſen ſich ſämmtlich in morgenländiſchen Originalen nachweiſen. Die Peri Mergian (ſpr. Merdſchan) hat ganz das Anſehen der Fee Morgane, die den Arthur aus der Schlacht auf ihre Inſel Avallon entführte, und wenn man alten brittiſchen Romanzen glauben darf, ſo lebt ſie dort noch mit ihm in Herrlichkeit und Pracht." Noch näher ſcheinen die Feen mit den Gins (ſpr. Dſchin) der Araber verwandt, weil dieſe nicht nur den Sterblichen wohlwollen, ſondern zuweilen auch mit ihnen Ehen ſchließen.

Indeß könnte die orientaliſche Vorſtellung erſt durch die Kreuzfahrer oder auch noch früher durch die Araber in Spanien zu der ältern einheimiſchen, d. h. der keltiſchen hinzugetreten ſeyn, d. h. urſprünglich waren die Feen der romaniſchen Völkerſchaften, folglich auch in der Bretagne, druidiſche Jungfrauen, worauf noch jetzt die Benennungen vieler Höhlen und Baudenkmale aus der Druidenzeit anſpielen. „Als Wohnungen der Feen", ſagt Schreiber (hiſt. Tſchb. 1846 S. 39), werden in allen mündlichen Ueberlieferungen jene Monumente angegeben, welche der Franzoſe Dolmen, der Engländer Cromlech, der Portugieſe Anta (Thor) nennt, nämlich rückwärts geſchloſſene Hallen aus unbehauenen Felsſtücken, deren wagrechte Tafeln, eine Decke bildend, von ſenkrechten, auf die ſchmale Seite geſtellten, als Wänden, getragen werden. Iſt das Monument dieſer Art größer, ſo heißt es Feenſchloß (Chateau des Fées), iſt es kleiner, ſo heißt es Feenhütte (Cabane des Fées). Bisweilen iſt von ſolchen Wohnungen nur noch eine Vor-

der- oder Rückwand mit einem, von Menſchenhand gemachten, ganz- oder länglich-runden Loche übrig; dann heißt ein ſolcher Stein, der auch die uralte Fenſteröffnung der Wohnung wiedergibt, unterſcheidend Lochſtein (Pierre percée). Für Feenwohnungen weniger ausgezeichneter Art gelten die Feenhügel, eig. Grabſtätten (Tumuli), vom Volke in Frankreich Montjoie, in England Barrow genannt. In Irland und Hochſchottland ſtehen ſie mit zuverläßig keltiſchen Denkmalen in unmittelbarer und reiner Verbindung. Ferner gehören hieher die Feenhöhlen in Bergwänden, wovon kürzlich aus dem einzigen Departement de l'Ardéche gegen 140 angezeigt wurden (Mem. d. Antiquaires de France T. XVII. p. 6 sq.), die Feenkammern (Chambres de Fées) und Feenöfen (For de Fée). Endlich ſind auch die Trichtergruben (franz. Mardelles, engl. Pennpits) hieher zu rechnen, abgeſtumpfte Kegel, die gewöhnlich in größerer Anzahl beiſammen an Bergabhängen, oft auch in der Nähe von Quellen und Bächen angetroffen werden (Mem. d. Antiq. XIV. p. 144—163). An die Wohnungen der Feen reihen ſich deren Straßen und Gärten. Sie werden Druidenkreiſe genannt, wahrſcheinlich urſprünglich religiöſe Verſammlungsſtätten. Auch Spindeln (Kunkeln) und Schwungſteine werden den Feen zugeeignet. Dieſe Feenſpindeln (Quenuilles a la bonne femme) bilden eine bedeutungsvolle Klaſſe. Dieſer Obelisken ſollen ſich die Rieſenfeen zum Spinnen bedient haben. Auch die Schwungſteine (Pierres branlantes, engl. Rocking-stones) gehören der älteſten Periode an. Die Volksſage hält ſie für Spielzeuge der Feen. Dieſe Steine beſtehen aus zwei Felsſtücken, wovon das obere

ſo gleichgewichtig auf das untere geſetzt iſt, daß es durch einen kleinen Stoß in zitternde Bewegung geräth.

Aus dem Vorhergehenden muß man nothwendig folgern, daß die Feen urſprünglich Druidinnen waren, daß ihre nächtlichen Tänze auf nächtlichen myſteriöſen Cultus zurückgeben, daß die nach Feen benannten Schlöſſer, Felſen, Quellen ꝛc. ehedem durch die Druiden geheiligte, im Cultus wichtige Stätten waren. Bevor ich alſo auf das Weſen und die Wirkſamkeit der Feen näher eingehe, iſt es nothwendig, die Bekanntſchaft der Druidinnen zu machen.

Der Geſchichte zufolge, machen ſich die Feen als Vereine von Jungfrauen für religiöſe Zwecke bemerkbar. Ein ſolcher Verein findet ſich auf der Inſel Sena, gegenüber von der äußerlichen Weſtküſte von Armorica. Dieſe Inſel war, wie Mela (de situ orbis III, 6.) berichtet, durch das Orakel einer waliſchen Gottheit ausgezeichnet, deſſen jungfräuliche Vorſteherinnen neun an der Zahl waren. Man nennt ſie **Barrigenas** und ſchreibt ihnen ſeltene Kräfte zu. Sie ſollen das Meer durch ihre Zauberlieder aufregen, Stürme bewirken, ſie verwandeln ſich in beliebige Geſtalten, heilen ſelbſt Unheilbares, ſehen in die Zukunft ꝛc. Die Bezeichnung **Barrigenas** iſt falſch, denn das keltiſche Wort für ſie in der Bretagne lautet **Chorrigans** (v. gwenn Genius oder gwynn Weib und **korrig** Diminut. v. **korr** klein). Da auch dieß keinen befriedigenden Sinn gibt, ſo möchte eine Verſtümmlung des Namens der Göttin, welcher dieſe Jungfrauen als Prieſterinnen dienten, nämlich der Ceridwen anzunehmen ſeyn. Von dieſer habe ich ſchon S. 662 angeführt, daß ſie kundig der

Zauberkräuter und Heilkräfte, in die Zukunft blickt, und in allerlei Thiere ſich verwandelt. Bei allen Völkern aber wurden die Eigenſchaften einer Gottheit auf ihre Prieſter übertragen. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn auch die Feen bald als Göttinnen, bald nur als ſterbliche Weſen, d. h. als Prieſterinnen, weiſe Frauen, Zauberinnen erſcheinen; den letztern Charakter nehmen ſie gewöhnlich an, wenn ſie als Perſonificationen Unheil bringender Naturkräfte erſcheinen.

Von einem weiblichen Prieſtercollegium an der Mündung der Loire theilt Strabo (IV, 4. 6.) Folgendes mit: „Unweit von der Mündung des Ligerfluſſes im Ocean iſt eine Inſel, die von den Weibern der Namniten bewohnt wird. Bei ihren heiligen Weihen darf kein Mann zugegen ſeyn.“ Aber auch in der Nähe von Brittanien iſt eine Inſel, auf welcher die beiden Göttinnen Demeter und Kora (Ceridwen und ihre Schweſter Creirdyladd), wie auf Samothrace, verehrt werden.

Die Gabe der Weiſſagung rühmen ſelbſt die Römer an ihnen. Aurelian befragte ſie, ob ſeine Nachkommen das Reich erben würden (Vopisci Aurel. c. 44). Julian ward zu Vienne als Wiederherſteller der Göttertempel von einer blinden Prophetin geweiſſagt (Ammian. Marcell. XV, 8). In Tongern prophezeite eine Druidin dem Diocletian, daß er einſt Kaiſer werde, obſchon er damals noch auf einer ſehr niedern Stufe ſtand (Vopisci Numerian c. 13.). Eine andere weiſſagte dem Kaiſer Severus, daß er unter den Händen ſeiner eigenen Soldaten fallen werde (Lamprid. Al. Sev. c. 60).

Von dieſer Gabe, das Schickſal (fatum) vorherzuſagen (fari), hatte die Fee (fatua, i. q. fatatrix,

ital. fata, franz. fée) den Namen. Und weil die Orakelſprüche auch Rechtsſprüche, indem die ſtreitenden Partheien, wenn ſie ſich nicht einigen konnten, ſich dem Ausſpruch einer göttlich erleuchteten Perſon, einer weiſen Frau unterwarfen, darum erzählt Plutarch von den Kelten in ſeinem Tractat „de mulierum virtute,“ daß ſie die Frauen zu den Berathungen über Krieg und Frieden zuzogen, daß dieſe die Differenzen mit den Bundesgenoſſen ſchlichteten. Ebenſo berichtet Polyän (Strateg. VII, 12). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß unter dieſen Weibern Druidinnen gemeint ſind.

Die Gabe der Weiſſagung wurde durch magiſche Mittel erlangt. Von den Cimbern ſagt Strabo (VII, 2): „Unter den mit ins Feld gezogenen Weibern befanden ſich auch altergraue wahrſagende Prieſterinnen in weißen Gewändern, deren Oberkleid aus feinem Flachs, mit einer Schnalle befeſtigt war, mit ehernem Gürtel und barfuß. Dieſe gingen im Lager den Gefangenen entgegen und führten ſie mit bloßem Schwert und bekränzt an einen ehernen Keſſel. Die Prieſterin trat auf eine daneben befindliche Erhöhung, zog dann Jeden über den Keſſel herüber und ſchnitt ihm die Kehle ab. Aus dem in den Keſſel fließenden Blute weiſſagte ſie.“ Derſelbe Schriftſteller berichtet (IV, 4) über die Art und Weiſe, wie die Druiden ſolche Opfer darbrachten: „Sie hauen den dazu beſtimmten Menſchen von hinten mit dem Schwerte durch, und weiſſagen aus ſeinen Zuckungen. Oder ſie ſchießen den Unglücklichen mit Pfeilen nieder, oder auch heften ſie ihn in den Tempeln ans Kreuz, zuweilen aber verbrennen ſie Menſchen und Thiere zugleich auf einem Scheiterhaufen. Cäſar (VI, 16) erwähnt der ungeheuern (menſchenähnlichen) Bilder, de-

ren aus Weiden geflochtene Glieder, ſie mit lebendigen Menſchen anfüllen, die ſie durch untergelegtes Feuer verbrennen.

Davon ſtammt gewiß die noch heute übliche mildere Sitte in Irland und Hochſchottland am erſten Mai das Hausvieh durch zwei neben einander angezündete Feuer zu treiben. In Schottland heißt dieſes Feuer Bel-tein, in Irland Beiltine. Aber ſchon die Druiden ließen das Vieh in der Abſicht hindurchtreiben, um im nächſten Jahr von ihm die Seuchen entfernt zu halten; alſo ein ſymboliſcher Feuertod zur Verhütung des wirklichen Todes, der Seuchen. Aber ganz iſt die Vorſtellung von einem wirklichen Feuertod noch nicht verſchwunden, denn will der Irländer eine große Gefahr bezeichnen, ſo ſagt er: zwiſchen zwei Feuern ſitzen (illir dha thine Bheli). Der erſte Mai heißt noch jetzt von dieſem Feuer in Schottland Bealteine. Das Gloſſarium des Cormac Mac*Cullenan (s. v. Belltaine) überſetzt dieſes Wort: das blühende Feuer. Die Druiden pflegten es mit großer Incantation zu entzünden. Der erſte Mai iſt ein ſehr bedeutſamer Tag, denn S. 683 wurde erwähnt, daß das in nächtlichen Myſterien beſtehende Hauptfeſt der Göttin Ceridwen in der erſten Mainacht gefeiert wurde. Chriſtliche Intoleranz ließ die Hexen in dieſer Nacht ihren Sabbat halten. Unter Hexe verſteht man ohnehin eine Fee, die ſich in einer ſchädlichen Wirkſamkeit gefällt. Die durch Zauberlieder Stürme erregende Druidin iſt eine Wetterhexe, das Wort Hexe ſelbſt bedeutete ja urſprünglich eine kluge Frau (v. heg: hegen, ſinnen, erdenken). War die Mainacht der Ceridwen gefeiert, ſo hatten ihre Prieſterinnen genug zu thun. Dieſe Myſterien des Keſſels laſſen vorausſetzen, daß es

hier nicht ohne Menſchenopfer abgegangen. Bei dieſem Keſſel fällt einem unwillkürlich die Herenküche ein. Die männlichen Theilnehmer am Herenſabbat hießen darum Keſſelträger. Im Keſſel wurde das Opfer gekocht, und die Austheilung drr Stücke beſorgte der Druide. Muthmaßlich war das Opfer eine der Prieſterinnen ſelber, denn Strabo (a. a. O.) erzählt von den Druidinnen an der Loire: „Es iſt heilige Sitte, daß jährlich einmal das Dach des Tempels weggenommen, und noch denſelben Tag vor Sonnenaufgang wieder aufgeſetzt werde, wobei Jede tragen müſſe. Diejenige, die etwas fallen läßt, wird von den Uebrigen zerriſſen. Dieſe tragen dann die Stücke von ihr unter Geſchrei um den Tempel, und laſſen nicht eher nach, bis auch ihre Raſerei aufhört. Es trägt ſich aber jedesmal zu, daß Eine dieſes Loos erfährt.“

Aber auch unblutige Opfer wurden in dieſer Nacht der Göttin dargebracht, wie ſich aus einem noch erhaltenen Gebrauche der ſchottiſchen Hochländer ſchließen läßt: „Am erſten Mai“ liest man im **Dict. Scoto-Celticum s. v. Beal-tuine** „verſammeln ſich die jungen Burſche eines Fleckens auf der Heide. Daſelbſt ziehen ſie in dem Raſen einen Kreis, der groß genug iſt, um alle aufzunehmen. Inmitten deſſelben zünden ſie ein Feuer an und bereiten zuerſt einen Fladen (**Custard**) von Eiern und Milch (den fetten Kuchen). Sodann kneten ſie einen Kuchen von Habermehl, den ſie an einen Stein lehnen und auf der heißen Aſche braten. Nachdem ſie den Eierfladen aufgegeſſen, theilen ſie den Haberkuchen in ſo viele Stücke, als Anweſende ſind, von möglichſt kleiner Form und Größe. Ein Stück färben ſie mit Kohlen ſchwarz, und werfen daſſelbe mit den übrigen in eine Mütze,

worauf allen Feſtgenoſſen die Augen verbunden werden, und Jeder ſein Stück zieht. Wer die Mütze hält, bekommt das letzte; derjenige, welcher das ſchwarze zieht, erhält dadurch die Weihe, geopfert zu werden, damit das laufende Jahr fruchtbar werde für Menſchen und Vieh. Jetzt wird die geweihte Perſon natürlich nicht mehr geopfert, jedoch gezwungen, dreimal durch die Flamme zu ſpringen, und damit ſchließt die Ceremonie."

Dieſer Opferkuchen iſt kein anderer, als der ſüße Brei, welchen auf Verlangen der weißen Frau zu Neuhaus zu ihrem Gedächtniſſe die Bewohner von Neuhaus, Krummau und Wittingau in Böhmen alljährlich am grünen Donnerſtag verzehren müſſen, und wofür die Koſten aus einem, angeblich von der geſpenſtiſchen Wittwe ſelbſt geſtifteten Fonde, beſtritten werden. Die Unterlaſſung dieſes Gedächtnißmahls beſtraft ſie an ihren Verächtern nicht weniger ſtreng, als in Thüringen die wilde Berchta, welche denjenigen den Bauch aufſchneidet, die in der Dreikönigsnacht keine Klöſe eſſen. Wie die Eine bei angehendem Frühjahr, gleich der Göttin Ceridwen, ihren Opferkuchen fordert, die Andere aber um Mittewinter, ſo verlangt die Jungfrau Maria, welche um chriſtlichen Cultus an die Stelle der alten Naturgöttin getreten iſt, um Mitteſommer ihren „Mondkuchen" (vgl. S. 495 496). Noch im Jahr 1788 wurde in der Schloßkirche der Maltheſer zu Strakoniz in Böhmen, am Abend vor Mariä Himmelfahrt, unter mehr als tauſend Arme ein Almoſen ausgetheilt, das „Honigbrei" (medowa Kasche) hieß. Dieſe Gewohnheit ſtammte aus der Mitte des 13ten Jahrhunderts, und iſt durch den Landgrafen Bawor I. von Rakoniz zugleich mit der Stiftung für die Maltheſer eingeführt worden. Lange Zeit glaubte man, daß die

Leute im alten Schloſſe von den Poltergeiſtern beunruhigt werden würden, wenn die Ausſpendung dieſes Almoſens abgeſchafft oder auch nur abgeändert werden ſollte (Kaltenbäcks „Auſtria“ 1848 S. 43). Vielleicht forderte Maria um dieſe Zeit jenen Honigbrei, weil der Himmelfahrtstag als ihr Todestag gedacht ward? Honigkuchen ſind noch jetzt in Rußland die am Montag nach Oſtern auf Gräbern zum Gedächtniß der Verſtorbenen hingelegte Todtenſpeiſe, die man entweder an der Stelle des Abgeſchiedenen verzehrt, oder dem Geiſtlichen ſpendet (ſ. Kloſter VII. S. 939). Honig wurde — weil er als gährende Subſtanz ein Sinnbild der Verweſung iſt — ſchon von den Griechen und Römern den Manen und den Todtengottheiten geopfert. Die Königin der Schatten, Perſephone, die unterirdiſche oder „ſchwarze“ Aphrodite, hieß darum die „Honigreiche“ (μελιτωδης). Daß es auch eine ſchwarze Maria gibt, werde ich bald nachher erweiſen. Schwarz und Weiß ſind abwechſelnd als Todesfarbe gebraucht worden. So iſt die weiße Frau durch den „Honigbrei“ oder „ſüßen Brei“ geehrt, an dem Tage, wo das Jahr ſtirbt (in der Nacht, die dem Dreikönigstag oder „großen Neujahr“, wo die Tage wieder zu wachſen beginnen, vorhergeht), oder kurz bevor der Lenz die Natur aus ihrem Todesſchlafe weckt, nämlich am grünen Donnerſtag. Das Erſcheinen der weißen Frau iſt Todesbotſchaft. Alle ſterbenden Götter ſind zugleich Todesgötter, die durch Blut geſühnt ſeyn wollen, wie die Manen der Alten. Die ſchwarze Kali in Indien iſt die einzige Gottheit, welche dort Menſchenopfer heiſcht, aber die 21 Schädel, die zu einem Halsband an einander gereiht, ihren Schmuck bilden, beziehen ſich auf ſie ſelbſt, denn 21mal ſoll ſie bereits geſtor-

ben ſeyn. So bringt ſich die ebenfalls weiß gekleidete Druidin ihrer Göttin zum Opfer dar, nachdem ſie manches andere Opfer ihr geſchlachtet. Das Erſcheinen der Druidin im Kriege zeigte dem Gefangenen, wie der Anblick der weißen Frau im Volksglauben der Irländer (ſ. Grimm Ir. Elfenm. Einleitung S. XVII), ſeinen nahen Tod an, denn dieſe Funktion der Opferung war ihre einzige außerhalb der Heimath. Darum zogen die Druidinnen mit dem Heere, um gleich nach der Schlacht die Gefangenen abzuſchlachten. Schreiber meint (a. a. O. p. 83): „Zum Oeffnen des Bauches und der Bruſt mögen ſich die Druidinnen des ehernen Keils (Kelt, der zugleich als Waffe diente, und von den nationalen Denkmalen als Fundſtück unzertrennlich iſt), bedient haben.“ Da hätten wir alſo das Vorbild der Bauch aufſchneidenden Berchta in Thüringen. Zwar iſt ihr Inſtrnment eine Pflugſchar, aber nur um auf ſie, als Beſchützerin des Ackerbaus anzuſpielen. Eine ſolche war auch Ceridwen, in deren Tempel Kornkammern waren; eine ſolche war auch Iſis, deren Gatte Oſiris den Pflug in der Hand hält, obſchon Beide auch zu den Todtengottheiten gezählt werden. Endlich weiß man auch, daß Ceres ſich in die Furie umwandelte. Uebrigens darf man nicht außer Acht laſſen, daß der vorerwähnte Kelt als Schlachtwerkzeug, Streitkeil und Pflugſchaar zugleich diente (Schreiber „über die ehernen Streitkeile in Deutſchl.“, Freiburg 1842 S. 12). Den „fetten Kuchen“ (fuatscha grassa), wie die Italiener ihn nennen, fordert Berchta alſo nicht bloß in Deutſchland, ſondern auch in Wälſchland, in Frankreich, wo er „Königskuchen“ (gateau de Rois), mit Anſpielung auf die drei Könige, heißt, und in England (Cakes of the

twelf day). In Bayern droht man unartigen Kindern in der Dreikönigsnacht mit der eiſernen Berchta, die den Bauch aufſchneidet — worin Schreiber eine Erinnerung an ehemalige Kinderopfer findet — und in Italien, in Florenz namentlich, mit der Fee Befana, deren Namen aus Epiphania (Dreikönigsfeſt) verſtümmelt iſt. Die Volksſage bringt dieſe mit Karl dem Großen in Verbindung (ſ. Kloſter VII. S. 335), obſchon ihre Schweſter Mezza Quareſima (Mittefaſten) und ihr Bruder Calendi Maggio (erſter Mai) heißt. Karl ſoll ihre Bekanntſchaft in einem Feenloch (le bouche delle fate) gemacht haben. Dieſelbe Fee, unter dem Namen „Bertha mit dem Gansfuß" (Reine Pédauque), welche wohl auch eine Kunkelfee, eine ſpinnende Parze war, weil das Sprüchwort tempo, dove Berta filava („zur Zeit, als noch die Bertha ſpann") von ihr hergeleitet wird — alſo Thüringens Berchta, welche in der Dreikönigsnacht allen Flachs abgeſponnen verlangt — dieſe ſpinnende Fee war nach der verbreitetern Sage Karls Mutter, nämlich Pipins Gemahlin geweſen. Ihr Gansfuß wird von Grimm für einen Schwanfuß gehalten, weil ſie urſprünglich eine Meerfee, und ſpäter wandelte ſich ihr Fuß in einen Plattfuß um, den man aus dem Treten des Spinnrads erklärt. Ich aber glaube, daß der Gansfuß ſich auf die Gans, als Zaubervogel — denn aus dem Gänſebein wurde geweiſſagt, ſ. Kloſt. VII. S. 566 Anm. 1. — oder Todtenvogel bezieht, denn die Gans war von den Alten der Göttin des Todtenreichs, Perſephonen geweiht, daher ſie häufig auf Grabmonumenten erſcheint (Böttiger Kunſtmyth. II. S. 442 Anm.). Vielleicht hatte die Symbolik der Gans, als Fettvogel, dieſe Be-

ſtimmung angewieſen, weil Fett und Finſterniß in der Idee*) eins ſind?

In des Grafen Beaufort **Traditions populaires** p. 189 wird man belehrt, daß die „gansfüßige Königin" (**la Reine Pédauque, la reine aux pieds d'oison**) eine heidniſche Jungfrau war, welche der h. Saturnin zum Chriſtenthum bekehrt hatte, und darum von ihrem wüthenden Vater zur Märtyrerin gemacht wurde**). Einige ſchließen aus ihrem Gansfuß, daß die Königin das Bad liebte, und berufen ſich auf Ueberreſte von Bädern, die ihren Namen führen. Eine Waſſerleitung, von der man nur noch Ruinen erblickt, heißt ebenfalls nach der Königin Gansfuß (**Pont de la Regine Pédauque**). Rabelais ſagt von Perſonen, die breite Füße haben, daß ſie ſeyen „**pattées comme des oies, et comme jadis a Toulouse portait les pieds la Reine Pédauque**" (plattfüßig wie die Gänſe, und die Königin Gansfuß in Toulouſe). In Toulouſe ſchwur man einſt bei der Kunkel der Königin Gansfuß, alſo Berchta, Bertha die Spinnerin (des Lebensfadens). Dennoch gibt es zweifelſüchtige Menſchen, die der Negation keine Gren-

*) Das Sprichwort „pinguis Minerva" bezieht ſich zwar nur auf geiſtige Finſterniß, auf die „dumme" Gans, aber die Sprache bezeugt, daß auch Grabesfinſterniß und Unſichtbarkeit mit Fett ſynonym ſey, daher lardum (Speck) von lar (Spuckgeiſt) abſtammt. Die gemeinſame Wurzel iſt λάρω, verbergen, daher λαρος feiſt, larva, Geſpenſt und Hülle, luridus dunkelfarbig, lorum Haut, Fell, Riemen (als Bedeckendes), lorica Panzer, lura Schlauch, laurus der (narkotiſch wirkende) Lorbeer, de-lirium geiſtige Finſterniß u. a. m. In der Felſengrotte des Traumgotts Trophonius erblickte man die Bildſäule der Todtengöttin Demeter Hercyna (Orcina), und neben ihr die Gans. (Müller Orch. S. 149.)

**) Aber die Martyrologien berichten nichts von einer „heiligen" Gans.

zen ſetzen, und beklagen, daß die gänſefüßige Königin ſey „peu connue dans l'histoire.“ Der gelehrte Chabanel, Pfarrer an der Notre-Dame-Kirche zu Touloufe rieth bei der gansfüßigen Königin auf Ranachilde Gemahlin Eurichs, Königs der Weſtgothen. Der Abbé Leboeuf hat eine Abhandlung über dieſe Streitfrage erſcheinen laſſen, unter dem leider allzukurzen Titel: „Conjectures sur la reine Pédauque, ou l'on recherche quelle pourrait être cette reine, et à cette occasion ce qu'on doit penser de plusieurs figures anciennes prises jusqu'à present pour des figures de princes ou de princesses de France.“ Mabillon wollte in der „Gansfüßigen“ die h. Clotilde, Gemahlin Clovis I. erkennen, bekennt aber doch, daß die Geſchichte von dieſem körperlichen Gebrechen Clotildens nichts weiß. Vielleicht aber, ſetzt er ſehr weiſe hinzu, wollte man mit dem Gänſefuß die Weisheit der Prinzeſſin verſinnlichen, weil — die Gänſe das Capitol gerettet hatten! Ein anderer Gelehrter behauptete hingegen: mit der gansfüßigen Königin ſey Conſtanze, die Gemahlin des Grafen Raymond V. gemeint. Man ſieht alſo, das Geſchlecht der Geſchichtsnarren ſtirbt nie aus.

Daß man in Frankreich bei dem Rocken der Reine pédauque ſchwört, beweist deutlich ihren ehemaligen göttlichen Charakter. Vielleicht bezieht ſich ihre Kunkel auf die Geburtenförderin? (vgl. S. 453). Die kindermörderiſche Berchta, Bertha wandelte ſich auch in eine Kinderfreundin um, wie umgekehrt die den Lebensfaden ſpinnende Parze in diejenige, welche ihn abſchneidet. Bekanntlich ſind die Feen geſchickte Geburtshelferinnen, Ammen und Kinderwärterinnen. Hilfreich erſcheinen ſie der Gebärenden, legen ſogar das Kind

an ihre Bruſt, und pflegen ſeiner während des Schlafes oder in Abweſenheit der Mutter. Daher bittet man ſie zu Pathen, wie in chriſtlicher Zeit die Maria (Grimm „Kinderm.“ Nr. 3., Abbjöreſen Norw. Mähr. Nr. 8.). Die Fee Viviane oder Morgane hatte den verwaisten Lancelot in ihre Pflege genommen, obgleich ſie als weiße Frau, die aus dem Leben führt, den in der Schlacht tödtlich verwundeten Artus nach der „Inſel der Seligen“ Avallon verſetzte; denn dieſe war das Elyſium der Druiden (Alfred Maury les Fees du moyen age p. 42.) Dieſelbe Fee hatte auf derſelben Inſel ihrem Geliebten, Ogier dem Dänen, den Kranz der Vergeſſenheit aufgeſetzt, damit ihm die Zeit in ihren Armen nicht zu lange vorkomme. Damit will die Fabel ſagen: die Todten ſtehen auſſerhalb der Zeit.

Die Fee Meluſine haben wir ſchon S. 505 als eine durch ihr Erſcheinen Tod anzeigende weiße Frau erkannt. Den Quellen ſtand ſie vor (S. 506), wie die Fee Morgane, worauf ſchon ihr Name anſpielt, dem Waſſer überhaupt. Man muß hier an die Jungbrunnen denken, von denen S. 501 ausführlich gehandelt wurde. Maury (a. a. O. p. 19) führt viele ehemalige Feenquellen in Frankreich mit Namen auf, welche jetzt der Maria geweiht ſind, aber keine hat einen ſo großen Ruf erlangt, als die Quelle von Berenton in der Bretagne, im Wald von Breceliande, wo Fee Viviane den Zauberer Merlin feſtgebannt hatte, nachdem ſie ſeine Kunſt ihm abgelernt. Noch im Auguſt 1835 (berichtet Villemarqué) gingen alle Einwohner der Pfarrei Kon-Kored (Feenthal) in Proceſſion, Kreuz und Fahne an der Spitze, unter Geſang von Pſalmen und Glockengeläute an dieſe uraltgeheiligte Stätte, um von der Jungfrau Maria Regen

zu erflehen. Angelangt an der Quelle, taucht der Vorſteher des Kantons den Fuß kreuzweis ins Waſſer, und er iſt des nun bald erfolgenden Regens gewiß. Ehedem ſtand die Quelle unter der Fee Viviane. Die Sage berichtet: wenn Jemand mit der an ſilberner Kette vom Aſte einer benachbarten Linde herabhängenden goldenen Schale auf die marmorne Einfaſſung Waſſer goß, dann zogen Gewitterwolken an den heitern Himmel herauf, und entluden ſich in Hagel und Platzregen. Um das Jahr 1150 beſang ein Normane, Meiſter Wace, in ſeinem Roman de Rou dieſe Quelle:

Aus einem Hügel ſprudelt hell
Ans Licht von Berenton der Quell.
Oft zog, wenn groß die Hitze war,
Nach Berenton der Jäger Schaar;
Im Horn Flut ſchöpfend aus der Quelle,
Beſprengten ſie umher die Stelle
Um Wolkengüſſe zu erregen,
Denn hiernach fiel ſonſt mächt'ger Regen
Rings um den Wald im ganzen Land,
Die Urſach' iſt mir unbekannt.
Dort kann man auch wohl noch die Feen —
Wenn nicht Bretagner fabeln — ſehen rc.

Die Fee, welche hier waltete, ſcheint die Kinder ganz beſonders in ihre Gunſt genommen zu haben. Butor vom Berge wünſchte bei der Geburt ſeines Sohnes, daß er den Segen einer Fee empfange. Er ging in ſeinem Gedächtniſſe die berühmteſten Feenorte aller Länder durch. Endlich entſcheidet er ſich ihn zum Wohnort der Feen im Walde Berkſillant (Breciliande) zu ſenden. Dort ward der kleine Brun auf den Rand der Feenquelle geſetzt. Alsbald erſchienen die Holden. Das Kind ward von ihnen mit den auserleſenſten Ga-

ben, die zu vergeben ſie die Macht hatten, beſchenkt. Eine der Feen aber, neidiſch auf die glänzenden Ausſichten, die ſich dem Kinde durch die vorgeſpendeten Gaben eröffnen, ſchenkte ihm Mißgeſchick und Täuſchung in der Liebe. Darauf kehrte der Knabe zu ſeinen Eltern zurück, und eine der wohlwollenden Feen, die ein beſonderes Wohlgefallen zu ihm gefaßt hatte, nahm eine andere Geſtalt an und ward ſeine Amme.

Villemarqué (**Revue de Paris 7. Mai 1837 p. 47. sq.**) belehrt: Breceliande ſey corrumpirt aus **Broch' allean (bois de la Solitaire)**. Dieſe Waldung, wohin die Tradition das Grabmal Merlins verſetzt, ward einſt von Druidinnen bewohnt. Noch jetzt glaubt man, daß hier am Rande der Wunderquelle die Feen den Kindern erſcheinen; noch jetzt hält man ihr Waſſer — welches mineraliſchen Gehaltes iſt, denn es wirft Blaſen, wenn man ein Stück Eiſen oder Kupfer hineinwirft — für heilkräftig.

Auch Ogier der Däne, Sohn Gottfrieds von Dänemark und der Gloriande, der Tochter Danemonds, einer der Helden Karls des Großen, wurde bei ſeiner Geburt von den Feen beſchenkt. Die Eine verlieh ihm Tapferkeit, die Andere Anmuth, die Dritte Glück im Kampfe und bei den Damen. Die Letzte, die Schönſte von Allen, verſprach ihm Liebesglück in ihren Armen, wenn er ihr Lager theilen wolle. Ogier wuchs heran, und die ihm von den Feen verliehenen Gaben machten ihn zum Halbgott. Unter Morganens Obhut, die ſogleich für ihren Liebling wachte, war er Sieger in jeder Sarazenenſchlacht. Dieſelbe Fee zog ihn zuletzt mit Ruhm bedeckt, zauberiſch auf ihre Inſel (d. h. ſie nahm den Sterbenden in ihre Obhut). Nach zweihundert ſelig verträumten Jahren kam er auf ein Jahr

unter Hugo Capeat nach Frankreich, um die Sarazenen vertreiben zu helfen (wie von Arthur gefabelt ward, er ſchlummre nur auf der Inſel Avallon, und werde einſt ſein Volk von den Sachſen befreien), kehrte aber dann für immer in das Reich der Fee Morgane zurück.

Im Mährchen „la belle au bois dormant“ (Dornröschen) werden ſechs Feen zu Pathen gebeten; eine Siebente verwünſcht, weil ſie ſich zurückgeſetzt fühlt, das Kind, daß es ſich einſt an einer Spindel *) todt ſtechen ſolle; die guten Feen wenden aber den Fluch zum Guten, ihr Schützling ſchläft einen hundertjährigen Schlaf, und kurz vor ihrem Erwachen beſucht ſie ein ſchöner Prinz, der ſich in ſie verliebt, und die eben Erwachende als Braut heimführt. In der deutſchen Bearbeitung verwandelt ſich die böſe Sieben in die nicht weniger ominöſe Zahl Dreizehn. So viele Feen gab es gerade in dem Reiche, über welches Dornröschens Vater König war. Weil er aber nur zwölf goldene Teller — im franzöſiſchen Original hat er nur ſechs ſilberne Schüſſeln — hatte, konnte er die Dreizehnte nicht einladen. Die Geladenen kamen, und als das Feſt vorbei war, beſchenkten ſie das Kind mit ihren Wundergaben; die Eine mit Tugend, die Andere mit Schönheit, die Dritte mit Reichthum u. ſ. w. Als Jene ihre Wünſche gethan hatten, trat plötzlich die Dreizehnte herein. Weil ſie nicht eingeladen war, rächte ſie ſich mit einem Fluche: „Die Königstochter ſoll ſich in ihrem fünfzehnten Jahre an einer Spindel ſtechen und todt hinfallen.“ Nach dieſen Worten verließ ſie den Saal; da trat die Zwölfte

---

*) Grimm vermuthet hier den Schlafdorn, ob ſeine Deutung richtig ſey, wird ſich weiter unten zeigen.

hervor, die noch einen Wunſch übrig hatte, und weil ſie den böſen Ausſpruch nicht aufheben, nur mildern konnte, ſo ſprach ſie: es ſoll kein Tod ſeyn, nur ein hundertjähriger Schlaf. Umſonſt ſuchte der König dieſer Kataſtrophe dadurch vorzubeugen, daß er einen Befehl ausgehen ließ: alle Spindeln in ſeinem Reiche ſollten abgeſchafft werden; denn eines Tages — es war gerade Dornröschens fünfzehnter Geburtstag — als der König und die Königin abweſend waren, und die Prinzeſſin ganz allein im Schloſſe zurückblieb, beſah ſie ſich alle Gemächer, und kam endlich auch an einen alten Thurm. Sie ſtieg eine enge Treppe hinauf und gelangte zu einer kleinen Thüre. Im Schloſſe ſteckte ein verroſteter Schlüſſel, und als ſie ihn umdrehte, ſprang die Thüre auf, und in einem kleinen Stübchen ſaß eine alte Frau, die ſpann emſig ihren Flachs. Dornröschen wollte auch ſpinnen, kaum aber hatte ſie die Spindel angerührt, ſo ſtach ſie ſich damit, und der Zauberſpruch ging in Erfüllung. Sie fiel in todtenähnlichen Schlaf. Rings um das Schloß begann eine Dornhecke zu wachſen — im franzöſiſchen Original iſt es ein Wald, deſſen Bäume ſich ſo ineinander flechten, daß nur der Prinzeſſin beſtimmter Gemahl hindurch konnte — von welcher die noch im Schlafe wie eine Roſe blühende Prinzeſſin, die ein abenteuernder Prinz in dieſem Zuſtand fand, den Namen erhielt. Der Schluß ſtimmt mit dem Original.

Wie nutzbringend die Pathenſchaft der Feen iſt, bezeugt das allbekannte Mährchen Cendrillon (Aſchenbrödel). Der König, ihr Vater, hatte die Vorſicht gebraucht, als er noch in guten Umſtänden war, bei der Geburt ſeines dritten Töchterchens — die beiden ältern hießen Liebesblümchen und Nachtſchönchen,

die jüngſte Feinöhrchen — die in einer ſeinem Schloſſe benachbarten Grotte wohnende Fee, Merluſche, zur Pathe zu wählen. Durch ſchlechte Wirthſchaft war der König ſo herabgekommen, daß alle Möbeln und Kleider ins Verſatzamt wanderten; und da die Ernährung der Kinder ihm fernerhin unmöglich ſchien, ſo berieth ſich die Königin mit ihrem Gemahl, wie ſie ſich ihrer Töchter entledigen könnten. Feinöhrchen behorchte ſie am Schlüſſelloch, und als ſie den Entſchluß ihres Vaters und ihrer Mutter hörte, lief ſie, ſo ſchnell ſie konnte, zu ihrer Pathe. Sie hatte Butter, Eier, Milch und Mehl mitgenommen, um ihrer Pathe einen Kuchen zu backen, und freundlich aufgenommen zu werden *). Durch Hülfe derſelben erlangte ſie ein Zauberpferd und ſchöne Kleider, um Bälle beſuchen zu können. Auf einem ſolchen erwarb ſie ſich die Liebe eines Prinzen, verlor aber beim Nachhauſeeilen — denn ſie wollte ihre Schweſtern, die gleichfalls auf dem Balle waren, und die prächtig gekleidete Dame, die Aller Augen auf ſich gezogen, nicht erkannt hatten, nicht merken laſſen, daß ſie die Triumphe des Abends erhalten, und beabſichtigte daher bei der Nachhauſekunft ihrer Schweſtern von ihnen, wie gewöhnlich, am Herde angetroffen zu werden — einen ihrer ſammtnen, mit Perlen geſtickten Pantoffeln, und erlangte, da der Prinz bloß die Perſon heirathen will, der dieſer Pantoffel angehörte, und er nur ihr allein paßt, den Prinzen zum Aerger ihrer neidiſchen Schweſtern.

Im franzöſiſchen Mährchen iſt Feinöhrchen noch kein eigentliches Aſchenbrödel. Nur dunkel wird auf den

*) Man erinnere ſich hier der Opferkuchen als Todtenſpeiſe (vgl. S. 193), denn die Feen galten, wie die Elfen für Seelen Verſtorbener, die ihre Schützlinge bewachen — Schutzgeiſter.

Namen Cendrillon angeſpielt, wenn die beiden Schweſtern, nachdem ſie die von der Fee ihrem Schützling geſchenkeen, koſtbaren Kleider geſtohlen, ausrufen: „Was für ein prächtiges Leben wollen wir jetzt führen, was für gute Mahlzeiten wird es geben! Wir werden an der königlichen Tafel ſpeiſen, Finette aber wird in der Küche die Teller waſchen, denn gegen uns ſieht ſie aus, wie ein Aſchenputtel.“ Ferner, wo ſie mit ihren Schweſtern in der Höhle des Waldmenſchen ſich befindet, welcher ein Menſchenfreſſer von Profeſſion, ſeine in der Kufe verborgenen heimlichen Gäſte wittert, und von ſeiner Frau, ſie zu verzehren, nur durch die Hoffnung abgehalten wird, Feinöhrchens Kenntniß im Kuchenbacken könne ihm noch zu manchem Leckerbiſſen verhelfen. Und als er ſie examinirt: woran ſie, wenn im Ofen Feuer angemacht ſey, zu erkennen vermag, ob er heiß genug iſt, bei der angeſtellten Probe durch eine von ihr angewandte Liſt, ſelber hineingeſchoben wird, und darin ein Aſchenhaufen wird. Endlich erfährt man, wieder nur gelegentlich, daß während die Schweſtern auf einem Balle waren, Feinöhrchen auf einem Aſchenhaufen ſaß, und vor langer Weile in den Ritzen des Kamins ſuchte, und an einem goldenen Schlüſſel einen herrlichen Fund machte. Denn dieſer ſchloß ein Käſtchen auf, in welchem ſich die nöthige Garderobe befand, um den Ball zu beſuchen, wo ſie der Prinz kennen lernen ſollte, der ihr Lebensglück gründete.

Im deutſchen Mährchen hingegen iſt die Küche ihr beſtimmter Wirkungskreis. Sie iſt die Stieftochter einer grauſamen Stiefmutter, die mit ihren beiden Töchtern ſie unterdrückt. Sie darf nie vom Herde kommen, damit der Rauch ihre Haut ſchwärze. Dennoch bleibt

ſie ſchön, und wo ſie geſehen wird, zieht ſie aller Augen auf ſich. Der Prinz erſcheint nun auf die gewöhnliche Weiſe, und gibt einen glänzenden Ball, um ſich eine Gemahlin zu wählen. Die Stiefmutter reist mit den beiden rechten Töchtern zum Ball, aber Aſchenbrödel, ſo gern ſie mit wollte, wird in eine Rauchkammer geſperrt und ihr befohlen: einen Scheffel Mohnkörner, der unter einen Scheffel Aſche gemiſcht iſt, herauszuleſen. Weinend fängt ſie ihr Geſchäft an, aber ein Vogel von ungewöhnlicher Schönheit fliegt zu ihr ins Fenſter, hilft ihr, und bringt das Werk in wenig Augenblicken zu Stande. Der Vogel war eine Fee *), die jetzt Aſchenbrödel ihr künftiges Glück weiſſagt, ſie mit ſich nimmt, auf das Prächtigſte kleidet und auf dem Ball erſcheinen läßt. Nur hat die Fee keine Schuhe, welche klein genug ſind, um für ihres Schützlings niedlichen Fuß zu paſſen, und ſie muß daher dieſelben Schuhe behalten, die ſie zu Hauſe trug. Der Prinz ſieht ſie, verliebt ſich, wählt ſie, und ſie nimmt erſchrocken die Flucht und verliert den Schuh. Der Prinz macht nun bekannt: daß er nur das Fräulein heirathen werde, der dieſer Schuh gehöre, und da der Schuh herumgezeigt wird, erkennt die Stiefmutter ſogleich den Schuh ihrer Stieftochter, ergrimmt darüber und beſchließt: bei ihrer Rückkunft Aſchenbrödel zu ermorden, und ihre rechte Tochter dem Prinzen ſtatt ihrer vorzuſtellen. Die Fee hat indeß ſchon Sorge getragen. Aſchenbrödel verirrt ſich auf der Flucht, kommt ins Gebirge, geht in eine Höhle, und iſt plötzlich im Reich der Zwerge. Dieſe ſind von der Fee ſchon für

---

*) Man überſehe hier nicht, daß Vögel die Seelen tugendhaft Verſtorbener ſind, und dieſe Schutzgeiſter (Genien, Feen) der Menſchen vgl. S. 850 Anm.

ſie gewonnen, nehmen ſie als ihre Königin auf, führen ſie zu einem goldenen Throne und bedienen ſie mit der tiefſten Ehrfurcht. Während Aſchenbrödel hier als Königin herrſchte, wird ſie von der boshaften Stiefmutter und dem verliebten Prinzen überall vergeblich geſucht. Endlich hält man ſie für verloren, und die Stiefmutter will ihren, der Aſchenbrödel feindlichen, Plan ausführen. Sie hat noch mehr Schuhe von Aſchenbrödel, ſchickt einen davon nach Hofe und läßt dem Prinzen ſagen: wenn dieſer Schuh zu dem verlornen paſſe, ſo ſey ihre Tochter die Dame, die er ſuche. Der Schuh hielt genau das Maaß, und der entzückte Prinz eilte, die Geliebte zu ſehen; doch verlangte er, daß ſie die Schuhe anziehen ſolle. Die Mutter ging mit der älteſten Tochter in die Kammer, und da die Füße durchaus nicht in die Schuhe paſſen wollten, ſchnitt ſie von jeder Ferſe ein Stück ab; nun paßten die Schuhe vortrefflich, der Prinz ſchloß das Fräulein entzückt in ſeine Arme und erklärte ſie für ſeine Gemahlin. Während das Hochzeitmahl nun angerichtet wurde, ſtieg der Prinz mit ihr in den Garten herab, und da ſie eben unter einem Apfelbaum waren, betheuerte der Prinz ſeiner Geliebten: daß ſie die ſchönſte Frau in der Welt ſey. Plötzlich ſaß auf einem Aſte des Apfelbaumes ein wunderſchönes Vögelchen und ſang mit heller Stimme der Braut entgegen:

Aſchenbrödel unter Bergen
Unter hunderttauſend Zwergen
Iſt ſchöner wie Du!

Bei dem Namen ihrer Stiefſchweſter wurde das Fräulein ohnmächtig, und nun bemerkte der Prinz, wie aus beiden Schuhen Blut quoll. Zornig nahm er ihr jetzt den rechten Schuh und kehrte zur Stadt zurück.

Die ehrgeizige Mutter gab noch ihren Plan nicht auf. Sie ließ dem Prinzen ſagen: Es ſey das Alles Irrthum geweſen. Nicht ihre ältere Tochter, ſondern die jüngere ſey die, welche er ſuche. Der Prinz kam abermals; die Schuhe ſollten wieder angezogen werden, und die ſchlaue Mutter ſchnitt jetzt ein Stück von den Zehen ab. Die Schuhe paßten herrlich, und da der Prinz an den Ferſen nichts bemerkte, wurde er wieder getäuſcht, ſchloß wieder das Fräulein in ſeine Arme und erklärte ſie für ſeine Gemahlin. Aber wieder ſtieg er mit ihr in den Garten herab, und wiederholte unter demſelben Apfelbaum die Betheuerung: daß das Fräulein die Schönſte aller Frauen ſey! Schnell ſaß das Vögelchen wieder auf den Aſt des Baums und ſang mit heller Stimme:

Aſchenbrödel unter Bergen,
Unter hunderttauſend Zwergen
Iſt ſchöner als du!

Der Geſang that dieſelbe Wirkung. Das Fräulein ſank in Ohnmacht, und der Prinz entdeckte abermals den Betrug. Aufgebracht, ſprach er jetzt über die grauſame Mutter und ihre Töchter ein ſtrenges Urtheil. Mutter und Töchter hatten bald die verdiente Strafe empfangen. Die Fee erſchien dem Prinzen, erzählte ihm den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte und führte ihn zur Wohnung der Zwerge. Hier kam ihm nun Aſchenbrödel in denſelben prächtigen Kleidern entgegen, wie er ſie auf dem Ball geſehen, aber nur mit Einem Schuh. Entzückt führte ſie der Prinz als ſeine Gemahlin heim.

Wie in Frankreich Perrault und die gleichzeitig lebende Gräfin d'Aulnoy in unbedeutenden Abweichun-

gen *) das Mährchen von der Cendrillon erzählten, ſo hat auch das deutſche Aſchenbrödel oder Aſchenputtel manche Variationen von der urſprünglichen Erzählung aufzuweiſen. In Büſchings „wöch. Nachr. f. Freunde d. Mittelalt.“ I. S. 139 leſe ich:

Aſchenbrödel war eine Müllerstochter, aber von Stiefmutter und Stiefſchweſtern geplagt, zu den niedrigſten Arbeiten verdammt. Sie wollte gern (nicht auf den Ball ſondern) mit in die Kirche gehen, bekam aber die Erlaubniß dazu nur unter der Bedingung ein gewiſſes Maß Linſen, was die Mutter erſt auf den Dielen verſtreute, aufzuleſen. Sie machte ſich an die Arbeit, die ſie binnen kurzer Zeit beendigen ſollte. Dies war ihr unmöglich. Ein Täubchen pickte ans Fenſter, Aſchenbrödel ließ es ein, und das Täubchen half ihr. Aſchenbrödel fürchtete, es möchte davon freſſen, und ſagte zu ihm: „Lieb Täubchen, lies' ins Töpfchen, nicht aber ins Kröpfchen.“ Das Täubchen erbot ſich die Arbeit allein zu verrichten, verſchaffte der Aſchenbrödel Kleider und ſchickte ſie in die Kirche. Der Edelmann des Dorfes verliebte ſich in ſie, konnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil ſie allemal zeitig aus der Kirche ging, und mit Hülfe ihres Sprüchleins: „Hinter mir Nacht und vor mir Tag, daß mich auch Niemand ſehen mag!“ Aller Augen verſchwand. Er ließ daher Pech vor die Kirchthüre gießen, darin blieb ihr ein Schuh ſtecken. Dadurch kam er ihr auf die Spur, denn der kleine Schuh paßte Niemandem als ihr. Eine Schweſter, die ſich den Schuh gern anpaſſen wollte, ſchnitt ſich von der Ferſe ab, die andere von der Zehe; ein Hund aber verrieth es und bellte: „Wu, wu, wu! Schuh voll Blut!“ Als ihn Aſchenbrödel anverſuchte, bellte er: „Wu, wu, wu! Schuh paßt gut!“

Grimms „Kindermährchen“ Nr. 21 weicht von der vorigen Erzählung in folgenden Umſtänden ab: der Vater der Aſchenbrödel „ein reicher Mann“ iſt noch

*) Auch hinſichtlich des Titels. Bei Erſterm heißt es: „der gläſerne Pantoffel“, bei der Andern: „Finette Cendron.“

am Leben. Als er einmal zur Meſſe reiſen will, fragt er die beiden Stieftöchter, was er ihnen mitbringen ſollte? „Schöne Kleider!“ ſagt die Eine, „Perlen und Edelſteine!“ die Andere. „Und du Aſchenputtel, was willſt du haben?“ — „Vater“, antwortete dieſe, die dieſen Namen daher erhalten hatte, daß die Stiefmutter ſie als Küchenmagd Dienſte thun ließ, und ihr nur einen grauen Kittel zum Anzug gegeben hatte, und Nachts kam ſie in kein Bett, ſondern mußte ſich in die Aſche legen — „Vater,“ ſagte das beſcheidene Kind, „ich bitte um das erſte Reis, das Euch auf Euerm Heimweg an den Hut ſtößt; das brecht für mich ab.“ Der Vater erfüllte den Wunſch einer Jeden. Aſchenputtel ging zu ihrer Mutter Grab und pflanzte das Reis darauf, und es wuchs zum ſchönen Baum heran; und täglich weinte und betete ſie an dieſer Stätte; und allemal kam ein Vöglein auf den Baum, und das Vöglein warf ihm ab, was es ſich nur wünſchte. — Hier iſt es nicht der Edelmann des Dorfes, der in der Kirche Aſchenputtel kennen lernt, ſondern der Landesherr, welcher den Thronerben vermählen will, gibt einen Ball, den auch die beiden Stiefſchweſtern beſuchen; Aſchenbrödel aber nicht, erſtlich weil es ihr an einem Feſtkleide fehlt; zweitens weil die böſe Stiefmutter nur dann die Erlaubniß zum Mitgehen geben will, wenn ſie eine in die Aſche geſchüttete Schüſſel Linſen in zwei Stunden wieder ausgeleſen hat. Das Mädchen ging durch die Hinterthüre nach dem Garten und rief die Tauben unter dem Himmel herbei, daß ſie ihr leſen helfen. Aber die Stiefmutter hält ihr Verſprechen nicht, und Aſchenputtel, obſchon ſie ihre Aufgabe in beſtimmter Friſt löſte, muß daheim bleiben. Als die Familie

auf den Ball gegangen war, begab ſich Aſchenputtel unter den Haſelbaum und rief:

Bäumchen, rüttle dich und ſchüttle dich,
Wirf Gold und Silber über mich.

Da warf ihr der Vogel ein golden und ein ſilbern Kleid herunter, und mit Silber und Seide ausgeſtickte Pantoffeln. Da zog ſie das Kleid an und ging auf den Ball. Die Schweſtern erkannten ſie nicht. Der Königsſohn wollte nur mit ihr tanzen. Als er ſie am Ende des Balls nach Hauſe begleiten wollte, entwiſchte ſie ihm und ſprang in das Taubenhaus, denn ſie wollte noch vor ihren Schweſtern zu Hauſe wieder eintreffen, um die Ankommenden am Herde zu empfangen, damit nicht gemerkt werde, ſie ſey auch auf dem Ball geweſen. Am folgenden und am dritten Tag erſchien ſie wieder im Feſtgewande auf dem Ball, wieder tanzte der Prinz nur mit ihr, wieder enſprang ſie hm ſo geſchwind, daß er ihr nicht folgen konnte. Er hatte aber eine Liſt gebraucht, und die ganze Treppe mit Pech beſtreichen laſſen. Da war der linke Pantoffel des Mädchens hängen geblieben. Der Prinz nahm ihn weg, er war klein, zierlich und ganz golden. Die Stiefmutter, als ſie vernahm, keine andere ſolle ſeine Gemahlin werden, als die, an deren Fuß dieſer Schuh paſſe, gebraucht bei ihren Töchtern die bekannte Liſt. Aber als der Prinz ſeine Braut aufs Pferd nahm, führte ihn ſein Weg an dem Haſelbaum vorbei. Da verriethen zwei auf ſeinen Zweigen ſitzende Tauben den Betrug, indem ſie riefen:

'rucke di guck, rucke di guck,
Blut iſt im Schuck (Schuh),
Der Schuck iſt gar zu klein,
Die rechte Braut ſitzt noch daheim.

Da blickte er auf ihren Fuß, und ſah, wie das Blut herausquoll. Nun ſchiebt die Stiefmutter dem Prinzen die andere Tochter zu, und als er mit ihr an dem Haſelbaum vorbei ritt, verrathen die Tauben auch den zweiten Betrug, indem ſie die vorhin erwähnten Worte ihm zuriefen. Er blickte der Braut auf den Fuß, und ſah, wie das Blut aus dem Schuh quoll. Wieder kehrte er um. „Das iſt auch nicht die rechte," ſprach er, „habt ihr keine andere Tochter?" „Nein," ſagte der Mann, „nur von meiner verſtorbenen Frau iſt noch ein kleines verbuttetes Aſchenputtel da, das kann unmöglich die Braut ſeyn." Der Prinz verlangte, daß ſie heraufkomme. Da wuſch Aſchenputtel ſich erſt Geſicht und Hände vom Küchenſchmutz rein, der Königsſohn reichte ihr den Schuh. Nun ſtreifte ſie den ſchweren Schuh vom linken Fuß ab, ſetzte dieſen auf den goldenen Pantoffel und drückte ein wenig. So ſtand ſie darin, als wäre er ihr angegoſſen. Und als ſie ſich aufbückte, erkannte ſie der Prinz und ſprach, „das iſt die rechte Braut!" Er nahm ſie auf ſein Pferd, und als ſie an dem Haſelbaum vorbei kamen, riefen die zwei weißen Täubchen:

'rucke di guck, rucke di guck,
Kein Blut im Schuck,
Der Schuck iſt nicht zu klein,
Die rechte Braut, die führt er heim.

Das jüngere Alter der deutſchen Bearbeitung ergibt ſich ſchon daraus, daß an die Stelle der Pathe F e e eine T a u b e getreten iſt; aber der Haſelnußbaum, welchen ein noch aus dem Heidenthum ſtammender Aberglaube, als den Liebling der Geiſter und Dämonen kennt, und aus deſſen Holz man die Wünſchelruthe ſchnitzte, der Haſelbaum, der auch Aſchenbrödels Wünſche

erfüllt, zeigt noch die Spur der Fee, die hier gewaltet.

Aber auch die Italiener haben ihr Aſchenbrödel (Cenerentola), auch dieſe erwähnen zwar nur einer Taube, jedoch das Pentamerone (1, 6) des Baſile ſagt deutlich, daß es eine Feentaube war.

Es war nämlich einmal ein Prinz, welcher ſeine Frau durch den Tod verloren hatte, ſeine Tochter aber ſo ſehr liebte, daß er nur mit ihren Augen ſah. Für dieſe hielt er eine Hofmeiſterin, welche ihr alle möglichen Beweiſe von Zuneigung gab. Da aber ihr Vater ſich wieder verheirathete, mußte ſie von ihrer Stiefmutter viel Böſes erdulden, ſo daß ſie ſich gegen ihre Hofmeiſterin bitter beklagte, und ſprach: „Hätteſt du nicht meine Mutter ſeyn können, die du mich immer mit ſo vielen Liebkoſungen überhäufſt?“ Sie wiederholte dieſe Reden ſo oft, daß die Hofmeiſterin ihr einmal folgenden Rath gab: Wenn Papa ausgeht, ſo ſage zur Mutter, du wünſcheſt eines von den alten Kleidern zu haben, die ſich in der Hinterſtube im großen Kaſten befinden, damit du das, welches du trägſt, ſchonen könneſt. Da ſie dich nun gern nur in Lumpen ſehen möchte, ſo wird ſie auch ſogleich den Kaſten öffnen und ſagen: „halte den Deckel“, du aber ſchlage ihn, während ſie darin herumſucht, unvermuthet zu, und brich ihr auf dieſe Weiſe das Genick. Wenn nur erſt dies geſchehen iſt, ſo weißt du wohl, daß dein Vater dir zu Liebe das Blaue vom Himmel holen würde, wenn er könnte, ſo bitte ihn, wenn er dich liebkost, daß er mich heirathe; denn dann freue dich, du ſollſt immer die Gebieterin meines Lebens ſeyn.“ Als Lucrezia dies hörte, ſchien ihr jede Stunde ſich zu einem Jahrtauſend auszudehnen, bis ſie den Rath der Hofmeiſterin befolgt, worauf ſie nach der gehörigen Trauerzeit um die Stiefmutter in den Vater zu dringen begann, daß er ſich doch mit der Hofmeiſterin verheirathen möchte. Anfangs ſcherzte der Prinz darüber, das Töchterlein ſchoß jedoch ſo lange bei dem Ziele vorbei, bis ſie es endlich traf; denn er gab zuletzt ihren Bitten nach, und veranſtaltete bei ſeiner Verheirathung mit Carmoiſine, — ſo hieß die Hofmeiſterin — ein prachtvolles

Hochzeitfeſt. Während aber das junge Volk beim Tanze war, und Lucrezia zufällig auf einem Balcon ſtand, kam ein Täubchen herbeigeflogen, ſetzte ſich auf eine Mauer und ſprach zu ihr: „Wenn Du nach irgend etwas Verlangen trägſt, ſo laſſe es nur die Feentaube auf der Inſel Sardinien wiſſen; deun dann wirſt du es gleich bekommen.“

Eine Woche hindurch überhäufte die neue Stiefmutter Lucrezien mit Liebkoſungen, ließ ihr bei Tiſche die beſten Biſſen zukommen, und beſchenkte ſie mit den ſchönſten Kleidern. Bald aber änderte ſich ihr Betragen. Sie fing an die Töchter, die ſie bisher verborgen gehalten, hervorzuziehen, und brachte es bei ihrem Manne ſo weit, daß er die Stieftöchter dem eigenen Kinde vorzog, und Lucrezia immer mehr vernachläßigte, bis ſie zuletzt aus den Staatszimmern in die Küche, vom Thronhimmel an den Herd, von den Prachtgewändern zum Scheuerwiſch kam, und nicht nur den Stand, ſondern auch den Namen änderte. Sie hieß nun nicht mehr Lucrezia, ſondern „Aſchenkatze.“

Als einſt der Prinz ihr Vater in Staatsangelegenheiten nach Sardinien reiſen mußte, fragte er von den ſechs Stieftöchtern (Imperia, Calamita, Sciorella, Diamante, Colommina und Cascarella) jede einzeln, was er ihnen von der Reiſe mitbringen ſolle; worauf die Eine ſich ſchöne Kleider, die Andere ſchönen Kopfſchmuck, die Dritte Schminke, die Vierte Spielwerk zum Zeitvertreib, kurz die Eine Das, die Andere Jenes wünſchte. „Und was möchteſt Du denn haben?“ fragte er, gleichſam wie zum Spott, ſeine eigene Tochter, worauf ſie erwiderte: „Nichts Anderes als daß Du die Feentaube von mir grüßeſt, und ihr ſageſt, ſie ſolle mir doch Etwas ſchicken, und daß, wenn Du dies vergißeſt, Du dich nicht mögeſt vom Flecke rühren können. Vergiß nicht, was ich Dir ſage; denn wie Du thun wirſt, ſo wird's Dir ergehen.“

Der Prinz reiſte darauf ab, beſorgte die Aufträge ſeiner Stieftöchter, vergaß aber Lucrezia. Als er ſich wieder zur Heimreiſe eingeſchifft hatte, war das Fahrzeug nicht aus dem Hafen zu bringen. Der Patron des Schiffes wollte verzweifeln. Ein Traumgeſicht in der folgenden

Nacht belehrte ihn über die Urſache des Hinderniſſes. Er erzählte bei ſeinem Erwachen dem Prinzen, wie im Traum ihm eine Fee erſchienen ſey, welche ihm geſagt, daß der Prinz, den er am Bord habe, ſeiner eigenen Tochter Verſprechen gebrochen, obſchon die Wünſche aller Andern nicht vergeſſen habe, und für ſein Vergehen müſſe nun die ganze Schiffsgeſellſchaft büßen. Beſchämt verfügte ſich der Prinz nach der Feengrotte, richtete den Gruß ſeiner Tochter aus, und fügte hinzu: Man möchte ihr doch etwas ſchicken, worauf unverſehens eine wunderſchöne Jungfrau aus der Höhle hervortrat, welche zu ihm ſagte, daß ſie ſeiner Tochter für das freundliche Angedenken, in welchem dieſe ſie hielte, beſtens danke, und ſie bitte, ſie ſolle nur ihr zu Liebe immer heiter ſeyn. Zugleich gab ſie ihm einen Dattelzweig, eine Hacke, einen kleinen Eimer, Alles von Gold, und ein ſeidenes Handtuch, indem ſie bemerkte, das Eine wäre zum Behacken, das Andere zum Begießen des Zweiges. Verwundert über dieſes Geſchenk kehrte der Prinz nach Hauſe. Seine Tochter war auſſer ſich vor Freude. Sie pflanzte den Dattelzweig in einen ſchönen Blumentopf, pflegte und behackte ihn, und trocknete ihn mit dem ſeidenen Handtuch Morgens und Abends, ſo daß er ſchon nach vier Tagen bis zur Höhe einer Frau empor gewachſen war, und eine Fee aus demſelben hervortrat, welche Lucrezia fragte: „Was wünſcheſt Du dir?“ worauf dieſe antwortete, daß ſie gern manchmal ohne Wiſſen ihrer Schweſtern aus dem Hauſe gehen möchte. „So komme denn“ erwiderte die Fee „jedesmal, wenn Du dieſen Wunſch hegſt, an den Blumentopf und ſprich:

„O Dattelbaum du, du goldene Gabe,
Den ſtets ich mit goldenen Spaten umgrabe,
Mit Waſſer aus goldenem Eimer auch labe,
Getrocknet mit ſeidenem Handtuch auch habe,
Zieh dich doch jetzt aus
Und mich putz heraus.“

Wenn Du dich aber ausziehen willſt, ſo ändere die letzten Verſe und ſage:

„Zieh mich doch jetzt aus
Und dich putz’ heraus.“

Als nun am nächſten Feſttag die ſechs Töchter der ehe-

maligen Hofmeiſterin auf das Beſte geputzt ausgegangen waren, eilte Lucrezia raſch zu dem Blumentopf, und nachdem ſie die ihr von der Fee gelehrten Worte ausgeſprochen, ſah ſie ſich plötzlich wie eine Königin geſchmückt, auf einem Zelter ſitzend, dem zwölf ſchmucke, zierliche Pagen folgten, worauf ſie ſich eben dahin begab, wohin ihre Schweſtern gegangen waren, deren Neid ihr Anzug ſogleich erregte.

Der Zufall fügte es aber ſo, daß ſich in derſelben Geſellſchaft auch der Landesherr befand, der ſich ſogleich in Lucrezien verliebte, und daher einem vertrauten Diener auftrug, über dieſe Dame Näheres zu erkunden. Dieſer ging ihr, als ſie ſich wieder fort begab, auf dem Fuße nach. Sie aber, den Späher bemerkend, warf eine Hand voll Goldthaler, die ſie ſich vom Dattelbaum zu dieſem Behuf hatte geben laſſen, hinter ſich. Jener ſteckte ſich ſogleich die Laterne an, und vergaß dem Zelter zu folgen, um ſich mit Aufleſung der Goldſtücke zu beſchäftigen, worauf Lucrezia geſchwind in ihr Haus trat, und ſich auskleidete. Bald darauf kamen auch ihre Schweſtern heim und erzählten ihr, um ſie zu ärgern, von den vielen ſchönen Sachen, die ſie geſehen.

Indeß kehrte der Diener zu dem König zurück, und theilte ihm mit, wie es ſich mit den Goldthalern zugetragen, erhielt aber einen ſcharfen Verweis, daß er ſeines Herrn Wunſch unerfüllt gelaſſen, und die Mahnung, im wiederkehrenden Fall ſich klüger zu benehmen. Allein beim nächſten Feſte, wo Lucrezia wieder erſchien, warf ſie, beim Weggehen aus dem Saale den Diener des Königs wieder hinter ſich bemerkend, eine Hand voll Perlen und Edelſteine hinter ſich, welche der Thörichte ebenfalls aufſammelte, wodurch ſie Zeit gewann, unbemerkt nach Hauſe zu gelangen, und ſich zu entkleiden. Diesmal wurde der unverbeſſerliche Diener bei fernerer Unfolgſamkeit mit Schlägen bedroht. Das nächſte Feſt erſchien, die Schweſtern gingen wieder aus, und Lucrezia trat, wie das erſte und zweite Mal, vor ihren Dattelbaum, um nach Wiederholung des Zauberſpruchs die nothwendige Ausſtattung und Dienerſchaft zum Balle zu erhalten. Wieder erregte ſie

der Schweſtern Neid, wieder folgte ihr des Königs Diener beim Weggehen. Als ſie diesmal ihn raſcher hinter ſich herlaufen ſah, jagte ſie ſo ſehr, daß ihr ein Pantoffel in der Eile entfiel. Dieſen brachte der Diener, da er ſie ſelbſt nicht einzuholen vermochte, dem König, und dieſer rief verwundert aus: „Wenn der Grundbau ſo ſchön iſt, wie wird erſt das Haus ſeyn!“ Nun ließ er öffentlich bekannt machen, daß alle Frauen des Landes ſich bei einem gewiſſen Feſte einfinden ſollten. Am beſtimmten Tage zeigten ſich Frauen jedes Standes und Alters im ſchimmernden Putz, Allen ließ der König den Pantoffel anprobiren, um zu erkennen, was er ſuchte, aber Keiner wollte er paſſen als — Lucrezien, worauf der König ſie ſogleich zur Königin erklärte.

Im deutſchen Mährchen (bei Grimm Nr. 21.) entwiſcht Aſchenputtel dem in eigener Perſon ihr nachfolgenden Königsſohn in ein Taubenhaus, das zweite Mal in ein Gartenhaus, und das dritte Mal ſiegt er durch Liſt, indem er die Treppe mit Pech beſtreichen läßt, wodurch der Eilenden der linke Pantoffel hängen blieb. Das Uebrige iſt bekannt.

Auch die ſlawiſchen Völker kennen das Aſchenbrödl, im Polniſchen heißt es „Kopuszek“ (v. kopec, Ruß, Rauch), und bei den Serben will es Schottky aufgefunden haben (Büſching wöch. Nachr. IV. S. 61.) Im „Ausland“ 1832 Nr. 58. theilt ein Reiſender dieſes Mährchen mit, wie er es von den Neugriechen hörte:

Einſt lebten drei Schweſtern mit ihrer Mutter in drückender Armuth. Um ein Mal Fleiſch zu eſſen, ſchlachten die ältern Schweſtern die Mutter, braten ſie, und halten fröhlichen Schmaus. Die jüngſte Aſchenputtel (Σταχτοπουτα) iſt durchaus nicht zum Miteſſen zu bewegen. Sie ſammelt die Knochen der Mutter, holt Prieſter, Weihrauch und Wachskerzen, und begräbt die Knochen unter einen

Baum. Da ſingt ein wunderbarer Vogel herab, ſie findet ganz goldene (ὁλοχρυσα) Gewänder und alle Arten von Putz, und erlangt ganz beſondere Schönheit Sie hat nun viel von den Schweſtern zu leiden, denen ſie oft den Mord der Mutter vorwirft, und die ſie ſehr hart halten, und zu den niedrigſten Arbeiten zwingen. Einſt gehen alle drei in die Kirche, und ein Prinz verliebt ſich in Aſchenputtel. Er läßt die Schwelle der Kirche mit Honig beſtreichen. Beim Herausgehen bleiben allen Frauen die Schuhe im Honig ſtecken, der kleinſte gehört Aſchenputtel. Der Prinz nimmt ihn, und läßt nun den Aufruf ergehen, daß er die, welcher der Schuh paſſe, heirathen werde. Aſchenputtel wird von den Schweſtern ſtreng bewacht. Der Prinz kommt, ſie überall ſuchend, in das Haus der Schweſtern, Aſchenputtel iſt in dem Hühnerſtall eingeſperrt. Der Prinz entdeckt ſie dennoch und heirathet ſie. Ein altes Weib kommt, von den Schweſtern geſchickt, zur Prinzeſſin, laust ſie, indem ſie ihr allerlei Geſchichten erzählt. Ihre Haare werden Federn, und ſie in einen kleinen Vogel verwandelt. Die Alte ſtellt ihm nach, kann ihn aber nicht erwiſchen. Der Vogel fliegt aufs Dach der Reſidenz und erzählt ſingend ſeine Geſchichte. Der Prinz wird aufmerkſam und läßt den Vogel fangen. Dieſer wiederholt ſeinen Geſang, der Prinz verſteht ihn, läßt die Alte ergreifen, und zwingt ſie zur Entzauberung. Er muß dieſe ſelbſt durch Ausrupfen der Federn vernichten. Nun erhält Aſchenputtel die menſchliche Geſtalt wieder, und wird mit dem Prinzen vereinigt.

Hier iſt nur der Schluß von der deutſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Bearbeitung abweichend. Die Neugriechen ſind bekanntlich, wie Fallmereyer nachgewieſen hat, ein Zweig des ſlawiſchen Volksſtammes. Es wäre daher gewagt, ein urſprüngliches, aber mit andern Literaturſchätzen verloren gegangenes griechiſches Aſchenbrödel anzunehmen, und nach Aegypten, als ſeiner Heimat, hinzuweiſen, weil Aelian (Var. Hist. L. XIII.) von dem durch einen Adler entführ-

ten Schuh der Rhodope erzählt, der dem König Pſammetich in den Schoos gefallen war, worauf der Monarch den Schuh durch ganz Aegypten ſchickte, um die Eigenthümerin des Schuhes aufzufinden und zu ſeiner Gemahlin zu erheben. Wäre aber der Orient oder Aegypten wirklich die Quelle, ſo müßte die italieniſche Bearbeitung — weil ſie um ein halbes Jahrhundert früher als die älteſte uns bekannte, franzöſiſche erſchien — als das Vorbild der übrigen betrachtet werden, zumal auch der unbekannte Verfaſſer der (in Paris 1826 erſchienenen) **Lettres sur les Contes de Fées attribués a Perrault p. 179** hinſichtlich des „**Cendrillon**“ bekennt, daß „**ce conte** ***doive être rangé dans la classe des plus anciens;*** **mais plusieurs circonstances, qui retracent des moeurs modernes, prouvent, que ce soit cel** ***qui a subi le plus d'alterations,*** **soit, qu'il aie été** ***ainsi changé par la tradition,*** **soit qu'en effet Perrault y ait ajouté plus que dans les autres, des details de son invention.**“

Es iſt ſchon oben bemerkt worden, daß der Schuh, wie der Mantel und der Hut, dem Beſitzer die Gabe, ſich unſichtbar zu machen, verleiht; daher Fauſts „Mantel“, in den der Zauberer ſich einhüllend, dem Blicke ſeiner Verfolger ſich entzieht; daher der Name des Kobolds „Hütchen“ und Fortunat's Wünſchhütlein, Laurins Nebelkappe, Elberichs unſichtbar machende Tarnkappe u. a. m. Der geſtiefelte Kater iſt ein unſichtbarer Kobold Heinzelmann. Wer aber ſo glücklich iſt, eines dieſer Effekten wegzuhaſchen, wie der Schmied Wieland das Hemd der Schwanenjungfrau, der hat Macht über den Geiſt. Wäre mir nun eine Vermuthung auszuſprechen geſtattet, die in der, die Mytho-

logie aller Völker beherrſchenden, Regel ihre Begründung findet, nämlich daß die Schützlinge einer Gottheit oder geiſtigen Weſens überhaupt, nur ſcheinbar von dieſer verſchieden ſind, wie z. B. Iphigenie von Artemis, da die Mondgöttin urſprünglich ſelbſt dieſen Namen führte, ſo dürfte auch Aſchenbrödel von der ſie beſchützenden Fee nicht getrennt werden; und der Prinz, welcher in den Beſitz ihres Schuhs gekommen, hat ihr ferneres Unſichtbarwerden unmöglich gemacht. Seine Vermählung mit Aſchenbrödel findet in den Ehebündniſſen, welche ſo viele Feen mit Königen und Helden eingehen, zahlreiche Analogien. Die ſieben Feen im Mährchen von der belle au bois dormant ſind in Pentamerone ſieben Schweſtern, mit dem Unterſchiede, daß dort die ſiebente Fee übelwollend, hier die ſiebente Tochter (Lucrezia) die edle Ausnahme iſt; und wie ſonſt von drei Nornen die letzte, gleich der dritten Parze, die übelwollende (ſ. S. 871), ſo iſt umgekehrt Aſchenbrödel, die jüngſte der drei Schweſtern, die Tugendhafte. Sie ſelber iſt die Taube, deren Geſtalt die ſie ſchützende Fee annimmt — wenn in einer andern Bearbeitung zwei dienſtfertige Tauben erſcheinen, ſo beweist dieß das jüngere Alter derſelben, weil der Erzähler den Sinn des Mährchens nicht mehr gekannt hat — die Taube iſt nämlich die Maske der tugendhaft verſtorbenen Seele, die nach dem leiblichen Tode andern Tugendhaften als ſchützender Genius auf dem Lebenswege erſcheint. Die Linſen oder Erbſen, welche Aſchenbrödels Stiefmutter ausſtreut, und die von den Tauben aufgeleſen werden, erinnern an die altrömiſche Sitte, den Manen der Verſtorbenen Hülſenfrüchte auszuſtreuen. Dazu findet ſich eine Parallele im franzöſiſchen Mährchen der Madame d'Aulnoy, wo Aſchenbrödels Schwe-

ſtern Erbſen ausſtreuen, um den Rückweg nach Hauſe zu finden, die aber von Tauben weggefreſſen werden. Der Name Aſchenbrödel erinnert an die Dienſtfertigkeit wohlwollender Hausgeiſter, die, wie das Hildesheimer „Hütchen“, auch in der Küche Dienſte leiſten, was in Irland auch von Feen erzählt wird, die man dafür mit Milch abfindet. Auch die Vorſtellung, daß die weiße Frau von Neuhaus ſogar nach dem Tode ſich noch der Hauswirthſchaft annahm und über Küche und Speiſekammer die Aufſicht führte, wird, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ihre Erklärung finden.

Die Eigenſchaft einer Gottheit geht auf ihren Schützling über, weil — beide Weſen urſprünglich Eines waren. Die griechiſche Mythologie bietet hier die zahlreichſten Belege. In der Fabelwelt der neuern Völker ſind die Feen an die Stelle weiblicher Gottheiten getreten. Oben haben wir erkannt, daß alle Perſonificationen der gebärenden Naturkraft Spinnerinnen waren. Ein Rocken gehörte zu den Attributen der Götterkönigin, die von kreißenden Frauen als Juno Lucina angerufen wurde. Urſprünglich gab es nur Eine Parze: Venus Urania, die Urheberin der Zeugung, aber auch des Todes (Libitina). In der Folge beſtimmte die heilige Dreizahl drei Parzen als Perſonificationen des Entſtehens, Seyns und Sterbens anzunehmen. Sie weben das Gewand des Leibes (ſ. Pſ. 139, 13), und wenn das Gewebe fertig, d. h. wenn die höchſte Reife vorüber iſt, geht es auf das Ende zu, und der Lebensfaden wird abgeſchnitten; und die badiſche Sage von der Jungfrau, welche aus Neſſeln, die auf dem Grabe ihrer Mutter wuchſen, ſich ein Brauthemd, ihrem ſtrengen Gebieter aber ein Todtenhemd webte, findet hier ihre Löſung, ſo wie Nr. 14

in den Grimm'ſchen Kindermährchen, wo drei Spinnerinnen einer Königstochter, die nicht ſpinnen, weben und nähen kann, von welchen Eigenſchaften aber die Erwerbung des Geliebten abhängt, zum Beſitze desſelben durch ſtellvertretende Arbeit verhelfen, ſich dafür aber ausbedingen, daß bei dem Hochzeitmahl auch ihnen ein Tiſch gedeckt werde (alſo eine Opfergabe an geiſtige Weſen). Die eine der drei Alten, welche die Braut den Schwiegereltern für ihre Baſen ausgibt, hat (wie Bertha au gran pié) einen breiten Plattfuß vom Treten des Fadens, die Andere eine herunterhängende Lippe vom Netzen und Lecken des Fadens, die Dritte einen breiten Daumen, vom Drehen des Fadens. Darob erſchrack der Königsſohn, und ſprach: „So ſoll meine ſchöne Braut nie ein Spinnrad anrühren.“ Damit war ſie das Flachsſpinnen los. Im ſchwediſchen Mährchen (Oberleitner Schwed. Volksſ. S. 215) ſpricht der Vater des Bräutigams dieſe Worte. Dort iſt aber die Eine der drei, aus der Verlegenheit helfenden Großmütterchen, anſtatt mit einer herunterhängenden Lippe, mit einem breiten Geſäße bedacht, das käme daher, weil ſie ſo viel gewebt habe. Ebenſo ſpricht ſie im norwegiſchen Mährchen: „ich habe von meiner Jugend an auf dem Webſtuhl geſeſſen und immer hin und her gehuppelt, davon iſt mein Allerwertheſter ſo angeſchwollen.“ Hier iſt wieder der breite Fuß der Andern gegen eine lange Naſe ausgewechſelt, was daher käme, weil ſie beim Spinnen den Kopf beſtändig gerüttelt und geſchüttelt, davon habe ſich die Naſe ausgedehnt. Die Dritte endlich hat den breiten Daumen gegen ein rothes Auge *) ausgetauſcht, wel-

*) Das Kennzeichen der Hexen, dieſe aber werden mit den Feen häufig verwechſelt.

ches ſie vom immerwährenden Hinblicken auf das Nähzeug erhalten zu haben behauptete (Asbjörnſen und Moé Norw. Volksm. Nr. 13). In der oberlauſizischen Erzählung (bei Peſchek in Büſchings Wöch. Nachr. I. S. 355) iſt das triefende Auge von den Unreinigkeiten des Flachſes, die hineingefahren ſind, entſtanden. In der heſſiſchen Relation ſind die drei Spinnerinnen nicht Großmütterchen, ſondern Jungfrauen, deren jede durch zu großen Fleiß ſich einen der hier geſchilderten Leibesfehler zugezogen. Grimm (Myth. S. 1215) führt auch eine ſchottiſche Faſſung dieſes Mährchens an, als deſſen Sammler er Robert Chambers nennt. Zugleich weist er auf die holſteiniſche (bei Müllenhof IV. Nr. 8. S. 410) hin; auch geſteht er die Verwandtſchaft von Baſile's Dichtung „die drei Feen" (Pentamerone IV, 4) mit dieſen „drei Spinnerinnen" zu, obſchon dort „die Fate lange nicht ſo ſcharf gezeichnet ſind" (Vorrede zu Liebrechts Ueberſ. des Pentamerone S. XVI).

Die vorhin aufgeſtellte Parallele zwiſchen der wechſelnden Dreizahl und Siebenzahl der Feen, und der von ihnen beſchützten dritten oder ſiebenten Tochter (ſ. S. 866), läßt ſich hier, wo von drei Spinnerinnen die Rede war, wieder anknüpfen, um auf ſieben Spinnerinnen in einer (im „Ausland" 1839 Nr. 278 mitgetheilten) lithauiſchen Sage aufmerkſam zu machen, welche dort als Göttinnen (deiwes) bezeichnet ſind. Die erſte ſpann das Leben der Menſchen aus einem Rocken, den ihr der höchſte Gott gegeben; die Zweite zettelte den Faden; die Dritte wob, die Vierte erzählte Mährchen, um die Arbeitenden zum Unterbrechen zu locken, denn ließen ſie vom Werke, ſo verdarb das Gewebe; die Fünfte ermahnte zum Fleiße

und. bereitete dem Leben Länge, die Sechste ſchnitt den Faden ab, die Siebente wuſch das Gewand und gab es dem oberſten Gott. Es wurde dem Menſchen zum Todtenhemd. Unter den Sieben ſpinnen und weben nur Drei. Man wird hier an Pindar (Olymp. 6, 42. Nem. 7, 1.) erinnert, bei welchem die Mören, die ihren Namen vom Austheilen der Schickſälsloſe an die Sterblichen erhielten*), es nur mit der Geburt zu thun haben, wie ja auch Pauſanias (VIII, 21) drei Ilithyien (Geburtenförderinnen) kennt. Nur weil in der Geburtsſtunde durch das Horoſcop auch die Todesſtunde beſtimmt ward**), konnte die Geburtsgöttin Klotho (Κλωϑω)***) — im Mährchen die beſchenkende Fee — zur furchtbaren Ker (Κὴρ) ſich verkehren. Wie die in Maria umgewandelte Norne in Asbjörnſens Norweg. Mährchen, Nr. 8), ſich zur Pathenſchaft anbietet, ſo bei Grimm (Kinderm. Nr. 44), die in den Tod verwandelte Parze Atropos †). Erſt bietet ſich Jeſus dem Kindtaufvater an, der ihn aber verwirft, weil er dem Reichen gibt, den Armen hungern läßt. Der darauf ſich anbietende Teufel wird auch abgewieſen, weil er die Menſchen betrügt. Der Tod erhält den Vorzug, weil er zwiſchen Reich und

*) Parca ſtammt v. פרק = μέρω i. e. partior abſcheiden, abgeleiteter Begriff: entſcheiden (κρινω = διακρινω) sc. das Schickſal.

**) Auf einem Sargophag (Mus. Pio-Clementinum IV, tab. 34.) blickt Atropos auf eine Sonnenuhr, als Sinnbild der Lebensdauer, Lacheſis weist als Schickſalslenkerin das Horoſcop mit einem Stäbchen auf dem Globus nach. Klotho hält zwei Schickſalsbücher in den Händen, die künftigen Begebenheiten des neuen Weltbürgers bei ſeiner Geburt daraus abzuſingen. Die Parze beſtimmt alſo bei der Geburt das Schickſal.

***) Von κλώδω ſpinnen = kleiden.

†) Die, deren Beſchlüſſe unwandelbar ſind, die Unerbittliche.

Arm keinen Unterſchied macht. Das Alter der Volksſage vom „Gevatter Tod" läßt ſich daraus errathen, daß es ſchon Jakob Ayrer in einem Faßnachtsſpiel bearbeitet hat. Bei ihm wird der ſich zum Pathen anbietende Jeſus aus dem vorhin angegebenen Grunde abgewieſen, der Teufel aber, weil er vor dem heil. Kreuze weglaufe. Dieſer ſchickt ihm nun den Tod auf den Hals, der ihn zum Arzt zu machen verſpricht, woraus ihm überreicher Lohn entſpringen werde. Daß Tod und Teufel Ein Weſen ſind, haben wir ſchon S. 155 im Mährchen von Schmied erfahren. Wie die ſpinnende Berchta Augenlichter ausbläst (ſ. S. 464), ſo bläst im heſſiſchen Mährchen Gevatter Tod, um ſich an dem Arzt zu rächen, welcher die Kranken retten will, ihm ſelber das Lebenslicht aus. Wie in der griechiſchen Fabel Meleagers Leben an ein brennendes Scheit gebunden iſt — daher es ſeine Mutter Althäa ſogleich aus dem Feuer zog, als ſie den Spruch der Atropos vernahm — ſo ſpricht in der nordiſchen Sage die dritte Norne, welche ſich zurückgeſetzt fühlt, über den eben gebornen Nornegaſt den Fluch aus, daß die von den beiden erſten Nornen ihm geſchenkten Gaben dennoch nichts helfen würden, weil „ich ſchaffe, daß das Kind nicht länger leben ſoll, als die neben ihm angezündete Kerze brennt," daher auch die älteſte Norne ſogleich die Kerze löſchte, und die Mutter des Kindes vermahnte, ſie nicht eher anzuzünden, als an Nornegaſt's Sterbetag.

Als Spinnerin haben wir Maria ſchon S. 495 kennen gelernt. An ihrem Himmelfahrtstag will ſie den Flachs abgeſponnen, weil es ihr Sterbetag iſt. Da aber die ihren Namen führende Spinnerin nicht darauf achtet, ſo nimmt ſie die auf dem Kirchhof ihren ei-

genen Todtentanz haltende, in der verhängnißvollen Nacht zu ſich in den Mond, den bekannten Aufenthalt der abgeſchiedenen Geiſter. So iſt Maria nicht nur die von Kreißenden Angerufene, welche in Osnabrück „die Kindbetterin“ heißt, ſondern auch die Tod bringende Parze oder Fee. Daumer (Geſch. d. chr. Alt. II. S. 13.) verſteht unter dem im Mittelalter häufig vorkommenden Namen „Marienkind“ ein der Maria zur Opferung geweihtes (d. h. dem frühen Tode verfallenes) Kind; ſelbſt der Pathenſchaft Maria's im obenerwähnten norwegiſchen Mährchen gibt er dieſe Deutung, weil Maria zu den Eltern des Kindes ſagt: „ſie müſſe es aber ganz bekommen.“ Und weil ſie es nach der Taufe gleich mit ſich fort nahm, ſo ſchließt er auf eine Bluttaufe. Allein dort wird Maria als eine ſchöne Frau geſchildert, welche ſie als Todesgöttin, wofür er die ſchwarzen Marien hält, nicht iſt.

Die ſchwarze Maria hat ſchon Grimm (Myth. S. 289 Anm.) mit der ſchwarzen Ceres zu Phigalia (Demeter $\mu\varepsilon\lambda\alpha\iota\nu\alpha$ Müllers Arch. S. 509.), mit der Proſerpina furva (Censorin. de die natali c. 17.), mit der ſchwarzen Venus (Aphrodite $\mu\varepsilon\lambda\alpha\nu\iota\varsigma$ Pausan. II, 2. VIII, 6. IX, 27.) und der ſchwarzen Diana verglichen. Er erinnert dabei an die ſchwarzen Marienbilder — geſchnitzte und gemalte — zu Loretto, Neapel, Marſeille, Einſiedeln, Würzburg Prag *) u. a. m. In Theodor Mundt's „Völkerſchau auf Reiſen“ I. S. 227 ff. erfährt man von der großen Verbreitung des Dienſtes der ſchwarzen Maria in Polen und Schleſien. „Bilder von ihr befinden ſich in Krakau, an mehrern Häuſern in Niſchen angebracht. Abends verſammelt ſich die Nachbarſchaft, und Jeder bringt ſo viel Wachslichter mit, als er erſchwingen konnte. Das

*) Im Kloſter Evaus.

Bild der Maria wird ringsum mit Lichtern beſetzt. Unter ihrem Bilde an der Erde erblickt man ein Tiſchchen, ebenfalls mit einem Wachslicht beſetzt. Um dieſes tritt das verſammelte Volk in einen engen Kreis zuſammen, und ſtimmt aus bangem Herzen ſeine Geſänge an, welche zur Jungfrau um Ablaß flehen.“ Das Kloſter zu Czenſtochow iſt als Wallfahrtsort wegen ſeiner ſchwarzen Maria im Rufe. Auf den Straßen begegnet man häufig großen Schaaren von Landleuten, die des Ablaſſes wegen meilenweit mit Weib und Kind dahinſtrömen, um der Gnade Mariens dadurch theilhaftig zu werden, daß ſie — auf den Knien durch die Kirchen rutſchen oder mit plattem Leib über das Pflaſter derſelben hinweggeworfen liegen. Mundt vermuthet einen byzantiniſchen (!) Urſprung dieſer Maria, weil ihr Originalbild in Czenſtochow, der Sage zufolge, in Conſtantinopel ſich befunden, und im Beſitz der heil. Helena, der Mutter des Kaiſers Conſtantin, geweſen ſey. In Byzanz, folgert er weiter, konnten allerhand ägyptiſche und äthiopiſche Elemente dazu mitgewirkt haben, der Jungfrau Maria dies Colorit zu geben. Es ſtimmt überhaupt dieſe farbige Darſtellung mit dem byzantiniſchen Kunſtgeſchmack überein, der dem Geſicht des Heilands ſelbſt häufig ein Mohrencolorit verliehen hat, wie auf dem Bilde der h. Veronica in der Boiſſerée'ſchen Sammlung. Die braune Maria verrichtete aber in Conſtantinopel ſchon früh Wunder aller Art, und war damals die koſtbarſte Reliquie. Die Sage erzählt, daß ſie darauf von Conſtantinopel nach Aachen gebracht worden. Dort habe ein ſlawiſcher Herzog, der unter Carl dem Großen gedient, das Mirakelbild geſehen, und es auf ſein Bitten zum Geſchenk erhalten, worauf es in der Kirche von

Belz, das jetzt zu Galizien gehört, aufgeſtellt worden. Von dort ſey es im Jahr 1382 durch Wladislaw, Herzog von Oppeln, nach Schleſien geführt worden, um es vor den einbrechenden Tartaren zu ſchützen. Als die Pferde, welche das Bild fortführten, vor dem Berge bei Czenſtochow angelangt waren, hielten ſie plötzlich ſtill, und ließen ſich, aller Antreibungen ungeachtet, nicht weiter von der Stelle bringen. Da beſann ſich Wladislaw noch dazu auf einen Traum, der ihm in der letztvergangenen Nacht die ganze Geſchichte geweiſſagt, und ſo beſchloß er, hier eine Kirche zu bauen, die das Wunderbild aufbewahren und nur dem Dienſt der ſchwarzbraunen Jungfrau geweiht ſeyn ſollte. Für das Bild ließ Wladislaw Jagello, der Gemahl der frommen Hedwig, eine beſondere Kapelle errichten. Und dort thront ſie noch heute, und vergibt die Sünden weit und breit, indem ſie die liebſte Ablaßertheilerin der Polen geworden."

Gegen Mundt's Hypotheſe ließe ſich nun einwenden, daß in Indien die ſchwarze Todesgöttin Kali die Sündenvergeberin iſt. Zwar findet ſie ſich zur Milde nur durch Empfang von Menſchenopfern bewogen; allein auch die ſchwarze Maria verlangt von ihren Verehrern eine körperliche Marterung, bevor ſie ſich zum Sündenablaß entſchließt. Kali iſt aber keine Aegypterin, und dennoch iſt ihr Bild ſchwarz; wie erklärt Herr Mundt dieſes Zuſammentreffen? Er könnte ſich zwar zu Gunſten ſeiner Hypotheſe auf ein von ihm nicht gekanntes, in Büſchings wöch. Nachrichten II. S. 312—333 beſchriebenes ſchwarzes Bild der Maria und des Jeſuskindes berufen, in deſſen Beſitz die Stuhlherrenkirche zu Puy in Frankreich iſt, und deſſen Geſchichte P. Ado de Gißny, wie folgt, erzählt:

„Ich lege hier Franzöſiſch nieder, was ich in lateiniſchen Nachrichten gefunden. Das erlauchte Haus von Frankreich unternahm einige Zeit nach dem Bau dieſer Kirche die Reiſe in das heilige Land. Ehe aber der Monarch ſeine Pilgerſchaft antrat, beſuchte er dieſe Kirche. Er nahm den Weg nach Jeruſalem, wo er während ſeines Aufenthalts von einer der begünſtigten Frauen des Sultans erfuhr, daß im Schatze deſſelben ſich das Bild der Mutter Gottes befinde, welches der Prophet Jeremias geſchnitzt. Er erbat es von dem Sultan „von Babylon“ zum Geſchenke, indem er ihm die Verſicherung gab, es ſolle an einen Ort aufgeſtellt werden, wo man es ſtets verehren werde. Bereichert mit dieſem koſtbarſten Kleinod der Erde landete der König glücklich in ſeinem Reiche an. Eine der erſten Städte, wo er durchging, war die von Puy, wo er unter Lobgeſängen mit frommem Gemüthe, das Bild der Mutter Gottes hinſtellte.“

Auffallend iſt hier, daß der franzöſiſche König nicht genannt iſt, daß er in Jeruſalem die Bekanntſchaft nicht nur eines Sultans von Babylon (!) ſondern auch, was ſonſt ſehr ſchwer hält, ſeiner Favorite macht; daß er mit ihr über chriſtliche Heiligenbilder converſirt, die für eine Bekennerin des Islams unmöglich von Intereſſe ſeyn können; ferner, daß der Sultan ein ſolches, in ſeinen Augen werthloſes Möbel zu ſeinen koſtbarſten Schätzen zählt, und daß er nur durch das Verſprechen, es ſolle an einem heiligen Orte zur Verehrung aufgeſtellt werden, bewogen werden kann, ſich von dem Heiligthum zu trennen. Als wären noch nicht genug Lügen hier zuſammengetragen, will uns der fromme Vater, der, nebenbei geſagt, Jeſuit war, überreden, daß ein Prophet des alten Bundes das Bild

der h. Jungfrau per anticipationem gemalt habe; während doch nichts dazu berechtigt, den Sänger der Klagelieder auch für einen Maler zu halten.

Zu Gunſten der Mundt'ſchen Hypotheſe ſtimmt das ägyptiſche Coſtüm dieſes Bildes. Auch befindet es ſich, wie die meiſten ägyptiſchen Gottheiten, in ſitzender Stellung. Das ganze Bild iſt vom Kopf bis zum Fuß mit mehrern Banden einer feinen Leinwand, nach Art der Aegypter, ſorgfältig und dicht auf dem Holze — es iſt von der Ceder — umwickelt. Das Geſicht der Mutter und des Kindes, das ſie auf ihrem Schooße hält, gleicht dem Glanze des Ebenholzes. Die Augen beſtehen aus hohl geſchliffenem Glaſe, welches den Augapfel nachahmt, und ſind inwendig auf der hohlen Seite gemalt. Sie machen eine ſtechende Wirkung auf dem ſchwarzen Geſichte, daß man ihren ſtarren Blick nicht abläugnen kann, welcher Staunen und Schrecken zugleich bewirkt. Die Krone, welche wie ein durchbrochener Helm gebildet iſt, an dem zwei Bänder ſich bis unter die Ohren verlängern, ſchmücken mehrere antike Gemmen, darunter eine von Thalergröße, welche den Kopf und die vordern Theile eines Pferdes vorſtellt. An der Seite deſſelben erblickt man einen nackten Mann mit einem leichten Mantel um die nackten Schultern, eine ſpitze Mütze auf dem Kopfe. Dieſer reicht einem auf dieſelbe Art gebildeten Mann ein ſehr junges Kind. Er ſitzt auf einem antiken Stuhl, an deſſen Fuß ſich ein Eber befindet, welcher nach dem Kinde zu ſchnappen ſcheint. Das Gewand der Bildſäule iſt grob in Holz geſchnitzt. Die Kleidung iſt eine Art Tunica, die ſich vorn ſchließen ſoll, und vom Halſe bis zu den Füßen herabhängt. Der Theil des Kleide-

vom Hals bis an den Gürtel iſt ein in Blau übergehendes Dunkelgrün. Der Rock iſt mit rothem Oker angeſtrichen, die Borten, ſowie die Franzen am untern Theil des Rockes gelb. Man entdeckt durchaus keine Erhöhung, wo der Buſen ſeyn ſoll, auch nicht eine Spur von Bruſt. Das Kleid des Kindes, wie eine Tunica gemacht, und feſtgehalten durch einen Gürtel, iſt dunkelroth. Man findet an demſelben eine große Anzahl griechiſcher Kreuze als Zierrathen. Dieſe können aber nicht für chriſtliche Zeichen gelten, denn die Tafel der Iſis, der Hieroglyphen-Obelisk zu Rom, haben ganz ähnliche Kreuze, ſie kommen mit den Nilmeſſern überein. Die verſchiedenen, auf das Holz feſtgewickelten, und mit Deckfarben angeſtrichenen Zeuge kündigen einen ägyptiſchen Gebrauch an. Der Tempel der Diana am Fuße des Felſen St. Michael von Puy kann zu der Muthmaßung berechtigen, daß es nur die ägyptiſche Iſis ſey, welche man in der Römerzeit auch in Puy verehrt hat*). Das Kind in ihrem Schooße dürfte Horus ſeyn. Was ſollen aber das Roß und das Schwein auf den Gemmen, welche einen Theil des Kopfputzes bilden? Beide Thiere waren die Geſtalten der Göttin Ceridwen (ſ. S. 733. 673), deren Cultus durch die Druiden auch in Frankreich eingebürgert wurde. So konnte die wäliſche Götin auch eine gäliſche (galliſche) ſeyn. Und noch jetzt iſt der ihr heilige Eber das (talismaniſche) Wappen Frankreichs; nicht der Hahn, wie eine falſche Etymologie des Namens Gallus glauben ließ. Der Keſſel der Ceridwen — deren blutiger Cultus an den der ſchweinszahnigen Kali in Indien erinnert — forderte Menſchen-

*) Vrgl. hier S. 473.

blut, und darum ſchnappt der Eber nach dem Kinde, das ein Druide — darauf läßt der oben beſchriebene Anzug ſchließen — dem andern überreicht. Daher alſo die Blutfarbe des Gewandes (vgl. S. 877), und die gelbe Farbe der Borten möchte ich auf die Leichenbläſſe des Opfers beziehen. Nur Blut tilgt die Sünden, darum möchte Daumer wohl das Rechte getroffen haben, wenn er die ſchwarze Maria nicht umſonſt Ablaß ertheilen läßt. Ihre ganze Erſcheinung weist auf Nacht und Tod hin, darum fehlt ihr die Bruſt, das Bild der Ernährung, und ihr Tempel in St. Puy befindet ſich am Felſen St. Michael. Dieſer Erzengel erſchien einſt einem Papſt in Rom an der Stelle, wo jetzt die Engelsburg ſich befindet, und wiſchte Blut von ſeinem Schwerte, zum Zeichen, daß die Peſt nun aufhören werde. Alſo war auch er ein Würgengel, und auf dem Bilde im 7ten Band des Kloſters S. 563 wägt er, die Wage des Gerichtes haltend, eine Seele; die eine Schale der Wage ergreift — wahrſcheinlich zu Gunſten des verſtorbenen Sünders — das Jesuskindlein, das auf dem Schooße ſeiner Mutter ſitzt, und das auf dem Bilde der Madonna von Puy, wegen ſeines gleichfalls ſchwarzen Teints und ſeines gleichfalls rothen Kleides, nicht immer Gnadenſpendend gedacht werden mochte. Das der Ceridwen beſtimmte Opfer ſchleuderten die Druiden zuweilen von einem Felſen herab*). Somit dürfte der Michaelsfelſen in heidniſcher Zeit, wo die Madonna von St. Puy noch eine Iſis war, einen andern Namen gehabt haben, welcher ebenfalls einer Todesgottheit angehörte. Daß es auch zu Würzburg, wo der Todestag Mariens als das Hauptfeſt des Jahres begangen wird, ein ſchwarzes Marienbild gibt, dürfte am ein-

*) Daumer findet darin die Veranlaſſung zu den vielen Sagen vom „Mädchenſprung.“

ſachſten beweiſen, daß ihr Cultus ehedem ein blutiger war, und daß erſt in neuerer Zeit der Ablaß um geringere Opfer zu erhalten iſt.

Auch in Alt-Oettingen, eine Tagreiſe von Salzburg, lockt ein wunderthätiges Marienbild in einer düſtern Kapelle die Pilger von allen Seiten herbei. Der ganze Platz umher und die äußern Mauern ſind mit Votivtafeln gedeckt (welche von Unglücklichen aller Art herbeigebracht wurden, denen ſich dieſe Gottheit hülfreich bewährt hatte, denn durch Opfer und Erfüllung von Gelübden hofft man ihren Zorn in Milde umzuwandeln). Jeden Tag im Jahre iſt hier ein beſtändiges Ein- und Ausſtrömen der Wallfahrer vom Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Das Innere der Kapelle iſt ganz mit ſchwarzem Sammt überzogen, auch ſelbſt das Gewölbe, und mehr vom Kerzenlicht als vom Tag erleuchtet. An den Wänden hängen ſilberne Glieder und Gebeine. „Wie ſonderbar — ruft Frau von Arnim aus, aus deren Briefwechſel mit Göthe II. S. 184 dieſe Zeilen entlehnt ſind — wie ſonderbar iſt der Menſch! er bringt ſeine Schmerzen als Opfer der Gottheit! „Max von Baiern kniet, auch von Silber, hier in Lebensgröße auf den ſchwarzen Stufen des Altars, vor dem kohlrabenſchwarzen Muttergottesbilde, das ganz in Diamanten gekleidet iſt. Zwei Männerſtimmen, von der dumpfen Orgel begleitet, ſingen ihr Hymnen; das ſtille Meſſeleſen, die Menſchen, die mit Thränen die Stufen des Altars küſſen, viele tauſend Seufzer aus allen Ecken —".

In der Regel findet ſich, wo eine ſchwarze Maria reſidirt, auch ein ſchwarzes Chriſtkind. So im Neumünſter zu Würzburg. Jenes in der Peterskirche zu Löwen hat, weil man ſeine braune Farbe ſich nicht

mehr zu erklären weiß, folgende Sage veranlaßt: Ehedem war es ſchneeweiß, erhielt aber ſeine jetzige Farbe dadurch, daß die Magiſtrate der Stadt, welche bei ihrem Amtsantritt den Dienſteid vor dem Chriſtusbilde leiſten mußten, ſo viele Meineide unter ſeiner Anrufung ſchwuren. Wie jetzt noch, ſo hingen ſtets reiche Gaben von Silber und Gold, welches die Gläubigen als Dankſagung für empfangene Hülfe verehrten (Wolf Niederl. Sagen p. 428). Alſo auch hier Votivgegenſtände, um den ſchwarzen, d. h. den zürnenden Chriſtus zu verſöhnen.

Mundts Herleitung der ſchwarzen Marienbilder — die faſt in allen katholiſchen Ländern anzutreffen ſind — aus Byzanz muß ſchon darum verworfen werden, weil in Orleans eine ſchwarze Madonna, die auch einen ſchwarzen Knaben im Arme hat, und eine weiße nebeneinander in Einer Kirche verehrt werden. (Arn. Ruge „zwei Jahre in Paris“ I. S. 357 ff.) Und dieſes Beiſpiel iſt kein vereinzeltes, denn Emma von Nindorf (Reiſeſcenen aus Baiern S. 43.) hat auch in Mariaeck „zwei lebensgroße hölzerne Marienbilder, grell coſtumirt, das Eine weiß, das Andere ſchwarz, einander gegenüberſtehend“ geſehen. Hier muß man unwillkürlich an die im Tartarus hauſende Erinnys oder Furie denken, die ſchwarz, aber auch halbweiß und halbſchwarz gebildet wird. Dies beſtimmte Grimm (a. a. O.), auch in der heiligen Jungfrau, wenn ſie ſchwarz coſtümirt erſcheint, die trauernde Erd- oder Nachtgöttin zu erkennen. Sie wird alſo auch die ſchwarze Jungfrau geweſen ſeyn, von welcher Grimm (Kinderm. III. S. 7.) folgende Sage mittheilt:

„Ein armer Mann, der ſeine Kinder nicht ernähren konnte, ging in den Wald und wollte ſich erhenken, da

kam ein ſchwarzer Wagen mit vier Rappen, und eine ſchöne ſchwarz gekleidete Jungfrau ſaß darin. Die ſtieg aus, und ſagte ihm: er werde in einem Buſch vor ſeinem Hauſe einen Sack mit Geld finden, dafür ſolle er ihr geben, was im Hauſe verborgen ſey. Der Mann willigte ein, fand das Geld, das Verborgene aber war das Kind im Mutterleib; und wie das geboren war, kam die Jungfrau und wollte es abholen, doch weil die Mutter ſo ſehr bat, ließ ſie ihr es noch bis zum zwölften Jahr. Da aber führte ſie es fort in ein ſchwarzes Schloß. Darin war Alles prächtig. Es durfte an alle Orte hin, nur nicht in Eine Kammer. Nach vier Jahren mußte der Gehorſam des Kindes der Neugier unterliegen. Es guckte durch einen Ritz hinein. Es ſah vier ſchwarze Jungfrauen, die im Bücherleſen vertieft, in dem Augenblick zu erſchrecken ſchienen. Die Pflegemutter aber kam heraus und ſagte: „ich muß dich verſtoßen, was willſt Du am liebſten verlieren?“ „Die Sprache“ antwortete das Mädchen. Da ſchlägt ſie ihm auf den Mund, daß das Blut hervor quillt, und treibt es fort. Es mußte unter einem Baum übernachten. Am andern Morgen fand es ein Königsſohn, der es mit ſich fort führte, und gegen ſeiner Mutter Willen es zur Ehe nahm. Als das erſte Kind zur Welt kam, nahm es die böſe Schwiegermutter, warf es ins Waſſer, beſprützte die Königin mit Blut, und gab vor, ſie habe ihr eigenes Kind gegeſſen. So ging es noch zweimal, da ſollte die Unſchuldige, die der Sprache beraubt, ſich nicht vertheidigen konnte, verbrennt werden. Schon ſtand ſie im Feuer, da kam die ſchwarze Jungfrau herbei, und ging durch die Flammen, die ſogleich verlöſchten, zu der Königin, ſchlug ihr auf den Mund, und gab ihr damit die Sprache wieder. Die drei andern Jungfrauen brachten die drei Kinder aus dem Waſſer gerettet. Der Verrath kam an Tag, und die böſe Schwiegermutter ward in einem Faſſe, das mit giftigen Nattern ausgeſchlagen war, einen Berg hinabgerollt.

Die ſchwarze Jungfrau iſt, wie aus einer nachfolgenden Erzählung (Grimm Kinderm. Nr. 3,) analogiſch

geſchloſſen werden darf, die Kinderopfer heiſchende ſchwarze Maria. Die Beziehung auf das Idol, dem die Opfer fielen, hat das Mährchen vergeſſen, aber einzelne Züge verrathen die urſprüngliche Farbe, welche im Laufe der Zeit durch mancherlei abſichtliche oder zufällige Umgeſtaltungen der Urſage unkenntlich geworden iſt, z. B. daß dem armen Mann ſein Kind abgekauft wird, was auch bei den Gründungs- und Einweihungsopfern von Kirchen, Brücken, Häuſern ꝛc. vorzukommen pflegte*), obſchon zu dieſem Zwecke die Kinder häufiger geſtohlen und geraubt wurden. Ferner läßt die von dem Kinde geforderte Bezähmung ſeiner Neugier vermuthen, daß es bis zum mannbaren Alter von der Kirche erhalten wurde, wie ja ſonſt oft Beiſpiele vorkommen, daß zur Opferung erkaufte Perſonen mehrere Jahre aufgefüttert wurden. Wahrſcheinlich war ein Kloſter der interimiſtiſche Aufenthaltsort, nur die Krypte, in welcher das blutige Myſterium Statt zu haben pflegte, mochte, aus begreiflichen Gründen, dem Kinde zu erforſchen verboten geweſen ſeyn. Als es dennoch durch Zufall in dieſe Todeskammer blickte, wurde ihr ſtrenges Schweigen abgefordert, wenn ihr das Leben lieb ſey, und vielleicht geſtattete man ihr den Austritt aus dem Kloſter unter der Bedingung, daß ſie die erſte Frucht ihrer Ehe an ihrer Statt zum Opfer darbringe. Daher alſo ihr Verſtummen, daher wirft die Schwiegermutter ihr vor, ſie habe ihr eigen Kind gefreſſen. Sie weiht auch ihre beiden folgenden Kinder dem Idol, und die Behörde dringt — wie in jenem von Hottinger (Helv. Kirchgeſch. II. S. 553—66) erzählten Fall — auf gerichtliche Ahndung. Die Geiſt-

*) Die Belege ſ. bei Daumer „Geſch. d. chr. Alterth." I. Cap. 15.

lichkeit iſt nun gezwungen ſämmtliche Kinder, die ſie zu ihrem blutigen Zwecke auffütterte, wieder herauszugeben, denn deren Mutter hat die Sprache wieder erhalten — was man einem Wunder der h. Jungfrau zuſchreibt — d. h. ſie hat, um dem Feuertod zu entgehen, das geheime Treiben der Mönche verrathen, und deren mögliche Beſtrafung läßt das auf den Ruf der Geiſtlichkeit Rückſicht nehmende Mährchen die „böſe" Schwiegermutter, anſtatt die unnatürliche Mutter erleiden. Der ſchwarze mit Rappen beſpannte Wagen, aus dem die ſchwarze Jungfrau ſtieg, dürfte der von Daumer (II. S. 199) erklärte „Opferwagen" ſeyn, der „zur Einſammlung und zum Transporte die zum Opfer dienenden Menſchen oder der ihre Stelle vertretenden Thiere gebraucht wurde." Unter den Ruinen des Kloſters und der Kirche zu Eldena iſt ein tiefes und großes Gemach, wozu ein finſterer Gang führt, den man nicht mehr kennt, und in dem Gemach eine große ſchwarze Kutſche. (Temme Volkſ. v. Pommern S. 237.) Die drei ſchwarzen Jungfrauen ſind von der vierten, der Hauptfigur des Mährchens nicht verſchieden, und dürfte dieſe Vervielfachung des Marienidols in der Zahl der hier zu opfernden Kinder zu ſuchen ſeyn. Daß wirklich nur Maria die ſchwarze Jungfrau war, erſehen wir aus der ausdrücklichen Namhaftmachung in derſelben Sage, wie ſie in Heſſen mit nur geringen Abänderungen erzählt wird:

Ein Holzhacker war ſo arm, daß er für ſeine Frau und ſein dreijähriges Kind kaum noch das tägliche Brod ſchaffen konnte. Als er eines Tages wieder in den Wald ging, ſtand eine ſchöne große Frau vor ihm, die hatte eine Krone von leuchtenden Sternen auf dem Haupt, und ſprach zu ihm: ich bin die Jungfrau Maria, die Mutter des

Chriſtkindleins, du biſt dürftig, bring mir dein Kind, ich will es mitnehmen, und für daſſelbe ſorgen. Der Holzhacker brachte alſo ſein Töchterchen, und übergab es der Jungfrau Maria, und ſie nahm es mit ſich hinauf in den Himmel. Da ging es ihm wohl, denn ſeine Kleider waren voll Gold, und die Engel ſpielten mit ihm. Als es vierzehn Jahre alt geworden, rief es die Jungfrau Maria zu ſich, und ſprach: „Kind ich habe eine Reiſe vor; da nimm die Schlüſſel zu den 13 Thüren des Himmelreichs in Verwahrung, 12 davon darfſt Du aufſchließen, und die Herrlichkeit betrachten, aber die 13., die dieſer kleine Schlüſſel öffnet, iſt dir verboten.“ Das Mädchen verſprach Gehorſam. Es fing nun an die Wohnungen des Himmelreichs zu beſehen, jeden Tag ſchloß es eine auf. In jeder ſaß ein Apoſtel vou vielem Glanz umgeben, und die Engelein begleiteten es überall hin. Nun war nur noch die verbotene Thüre übrig. Die Neugier quälte gar zu ſehr. Sie ſprach zu den Engeln: Ganz aufmachen will ich ſie nicht, aber ein wenig aufſchließen, damit wir durch den Ritz ſehen. Die Engel mahnten ſie ab, denn es könnte ihr Unglück werden. Da ſchwieg das Mädchen ſtill, nicht aber die Luſt nach dem Verbotenen. Und als die Engel einmal weggegangen waren, holte ſie den Schlüſſel, ſteckte ihn ins Schlüſſelloch, und drehte um, da ſprang die Thüre auf, und ſie ſah die — Dreieinigkeit in ihrem Glanze ſitzen. Sie rührte mit dem Finger an den Glanz, da ward er ganz golden. Da ward ihr Angſt, ſie ſchlug die Thüre heftig zu, und lief fort. Die Angſt wollte nicht wieder weichen, ſie mochte anfangen was ſie wollte. Auch ließ ſich das Gold von dem Finger nicht abwaſchen. Als die Jungfrau Maria von der Reiſe zurückkam und ihr die Himmelsſchlüſſel abfordernd, ſie fragte: Haſt du auch die 13te Thüre geöffnet? da läugnete ſie. Maria ſagte aber: du haſt mich belogen, und biſt des Himmels unwürdig geworden. Da verſank das Mädchen in tiefen Schlaf, und als es erwachte, lag es unten auf der Erde in einer Wildniß. Da hatte es mit Froſt und Hunger zu kämpfen. Ein hohler

Baum diente zur Wohnung, und die Kleider nützten ab, ſo daß die Unglückliche ſich in Blätter hüllen mußte, und die langen Haare deckten den nackten Leib ſtatt eines Mantels. In dieſem Zuſtande traf ſie der König des Landes, als er in dieſem Walde jagte. Er ſetzte ſie auf ſein Pferd, verſah ſie in ſeinem Schloſſe mit allem Ueberfluſſe, und obgleich ſie jetzt der Sprache beraubt war, vermählte er ſich dennoch mit ihr.

Nach einem Jahr, als die Königin ein Söhnlein zur Welt gebracht, erſchien ihr in der darauf folgenden Nacht Maria im Traume, und ſprach: Willſt du geſtehen, daß du die verbotene Thüre aufgeſchloſſen, ſo will ich dir die Sprache wiedergeben, geſtehſt du aber nicht, ſo nehme ich dein neugebornes Kind mit mir. Da war der Schuldigen verliehen zu antworten, ſie aber läugnete wieder. Da nahm ihr die Jungfrau Maria das Kind aus dem Arme, und verſchwand damit. Am andern Morgen ging ein Gemurmel unter den Leuten: die Königin habe ihr eigenes Kind gegeſſen. Sie konnte, da ſie der Sprache beraubt war, ſich nicht vertheidigen. Aber der König hatte ſie zu lieb, um die Anklage zu beachten. Nach einem Jahr genas ſie wieder eines Sohnes, wieder erſchien ihr Maria, wieder läugnete die Königin, und ſo nahm Maria auch dieſes Kind mit in den Himmel. Als aber auch das dritte Kind verſchwunden, konnte der König die Ermahnungen ſeiner Räthe nicht mehr zurückweiſen. Es wurde ein Gericht gehalten, und die Königin zum Scheiterhaufen verurtheilt. Als ſie denſelben ſchon beſtiegen hatte, befiel ſie die Reue. Sie dachte: Könnte ich doch vor meinem Tode noch geſtehen, daß ich die Thüre geöffnet. Und wie der Gedanke in ihr Herz kam, löſchte ein Platzregen die Flamme, und die Jungfrau Maria erſchien, die beiden Knaben zu ihren Seiten, das neu geborne Töchterlein auf dem Arm. Sie ſprach freundlich zur Königin: Wer bereut, dem iſt vergeben, reichte ihr die Kinder, löſte ihr den Mund, und gab ihr Glück für das ganze Leben.

Der Schluß gehört der Dichtung an, denn die geopferten Kinder werden wohl nicht aus dem Himmel,

wohin das Mährchen ſie verſetzt, wieder gekommen ſeyn. Hingegen der Himmel, worin die unnatürliche Mutter ihre Kindheit verlebte, war gewiß ein Kloſter, die Engel, welche dort mit ihr ſpielten, Mönche (ſ. S. 692), die dreizehnte Kammer in welcher man zum Schauen der Dreieinigkeit gelangt, die Opferhöhle. Dahin wollten die Engel das Mädchen zu blicken verhindern, und weil ſie aus dieſem Himmel begreiflicher Weiſe zu entkommen ſtrebte, ſo löste ſie ſich mit der ſtellvertretenden Weihung der Kinder, die ſie gebären werde, und mit Angelobung des Stillſchweigens. Darum konnte ſie ſich gegen die erhobene Anklage des Kindermordes nicht vertheidigen. Was in der dreizehnten Kammer für Handlungen vorgenommen wurden, läßt die ominöſe Bedeutung der Zahl Dreizehn (vergl. S. 848) errathen. Daß in den zwölf erſtern die Apoſtel einquartirt waren, gehört wieder der Dichtung an, dazu verleitete die Zwölfzahl und die Nachbarſchaft der — Dreieinigkeit.

In folgender Sage aus den Niederlanden wird eine Mutter geſchildert, welche der natürlichen Gefühle ſich nicht entäußert hat:

In der Kapelle des Schloſſes Veldenſe findet ſich ein altes Bild der Mutter Gottes, die das Jeſuskind im Arme hält; es iſt nicht ſchön*) von Geſtalt, doch mit großer Wunderkraft begabt. Eine Frau des Schloſſes, Namens Jutta, hatte ihr Töchterchen einem Weibe im nahen Dorfe in die Koſt gegeben. Eines Tages ſpielte das Kind, das eben drei Jahre zählte, auf der Straße, als plötzlich ein Wolf herbeiſtürzte, es bei dem Halſe griff, auf ſeinen Rücken warf, und in den Wald mit ihm lief. Wohl folgten mehrere Leute dem Thiere, doch vergebens; ſie mußten zurückkehren, ohne das Kind retten zu können. Einer von ih-

*) Vermuthlich ſchwarzbraun.

nen lief ins Schloß und erzählte das Unglück der Frau, welche eben am Mahle ſaß: „Frau,“ rief er, „der Wolf hat euer Kind gefreſſen.“ In größter Herzensangſt ſprang die Frau auf und rief: „Nein, das iſt nicht wahr, der Wolf fraß mein Kind nicht.“ Ihr erſter Gang war zur Kapelle, da lief ſie in der Bitterkeit ihres Herzens auf das Gnadenbild zu und entriß ihm das Jeſuskind, indem ſie ſprach: „Du bekommſt deinen Sohn nicht wieder, Maria, wenn du mir mein Töchterchen nicht wieder ſchaffeſt.“ Anſtund gebot Maria dem Wolfe, das Kind loszulaſſen und ihm kein Leides zu thun.

Mehrere Leute hatten inzwiſchen die Spuren des Unthiers verfolgt, um wenigſtens die zerriſſenen Glieder des Kindes aufzuſammeln und zu begraben, doch ſie fanden das Kind noch unverſehrt. „Wo warſt du Kind?“ frugen ſie, und das Kind antwortete: „Mummart hat mich gebiſſen.“ Als ſie es näher beſchauten, ſahen ſie an ſeinem Halſe noch die Zeichen der Wolfszähne in der Haut. Erfreut trugen ſie das Töchterchen der Mutter zurück, welche außer ſich vor Freude in die Kapelle lief, und dem Gnadenbilde das Jeſuskind zurückgebend, rief: „Da, du haſt mir mein Töchterchen wieder geſchenkt, nun nimm auch deinen Sohn zurück.“

Dieß hat der Abt Herrmann von Heiſterbach häufig erzählt, er ſah das Kind mit eigenen Augen und hörte die Geſchichte aus dem Munde der Mutter (Wolf, Deutſche Sag. Nr. 190).

Der Herr Abt mochte wohl über dieſe Geſchichte die beſte Auskunft zu geben im Stande ſeyn. Daß er das Kind mit eigenen Augen geſehen, zweifeln wir nicht im Geringſten. Woher wußte die Mutter des Kindes, daß die Jungfrau Maria am Verſchwinden ihres Kindes Schuld trage? Alſo ahnte ſie, daß der Wolf ein vermummter Mönch geweſen (vgl. Daumer I. S. 162 165). Sagte doch das Kind ſelbſt aus: „ein

Mummart hat mich gebiſſen" (ſoll wohl heißen: angefaßt?) Indeß war auch das bloße Geweihtſeyn oder Erwähltwerden zum Opfer — wenn es auch nicht vollzogen wurde — im Volksglauben heilbringend wie der — Wolfsbiß, vgl. S. 481.

Es liegt hier die Vermuthung nahe, daß auch die Sagen von Kinder ſtehlenden Feen aus ähnlichen Handlungen der Druiden ſich erzeugten. Dieſer Glaube an die ſtellvertretende Sühnkraft geopferter Kinder, die Andern zu Gute komme, iſt urſprünglich heidniſch, und iſt, wie ſo viele heidniſche Cultgebräuche ins Chriſtenthum herüber genommen worden. Es iſt ſchon oben erinnert worden, wie Maria an die Stelle der Frigg oder Freia getreten war, deren Rocken (Orions Geſtirn) jetzt Mariens Spindel heißt, und wie Venusgras (Adianthum capillus Veneris) zum Mariengras wurde; dieſe Parallelen ließen ſich noch weiter fortſetzen, z. B. heißt die Blume Venusſchuh (*Cypri*-pedium calceolus) jetzt Marienpantoffel, die Frauenthräne (Orchis mascula): Marienthräne, die Schlüſſelblume: Maria's Schlüſſelbund; eine wohlriechende Blume mit goldgelben Blüthenbüſcheln nennt man Maria's Bettſtroh, eine hellgrüne Grasart, deren Blumen von ſchönerem Blau, als die des Flachſes ſind, Maria's Flachs. In den Ebenen Schwedens findet man eine Feldblume von hellrother Farbe: Maria's Hand genannt. Die grünen Samenkapſeln des Pfennigkrauts heißen Maria's Nadelkiſſen, und der Löwenfuß mit den nierenförmigen gezackten Blättern: Liebfrauenmantel, die Frauenkäfer (Coccinella septem punctata) Marienkäfer u. ſ. w. Grimm (Myth. S. XXXII) ſagt: Maria iſt die Spinnerin und erſcheint als

hilfreiche Jungfrau (**Vierge secourable**) allen (Gebärenden), die ſie anrufen, und die drei ſpinnenden Feen (Nornen, Parzen) werden im ſchweizeriſchen Kinderreim:

> rite, rite rösli
> ze Bade ſtot e ſchlößli
> ze Bade ſtot e güldi hus,
> es lüeged drei Mareie drus.
> die eint ſpinnt ſide,
> die andere ſchnützelt chride,
> die dritt ſchnit haberſtrau.
> bhüet mer Gott mis chindlt au!

zu drei Marien.

Dieſe drei Marien kennt man aber auch in der Niederlande:

Bei Löwen liegen drei Gräber, in denen die Körper dreier frommer Schweſtern ruhen. Vor den Gräbern quillen drei klare Brünnlein, und dazu wallfahren gar Viele, beſonders Frauen, die vom weißen Fluſſe geheilt ſeyn wollen. Jedoch muß man fleißig dabei beten, und ein Opfer bringen, welches beſteht aus einer erbettelten Nadel, einen erbettelten Faden Garn und etwas Korn. (Wolf N. S. Nr. 338.)

Die Nadel ſteht zu den Brünnlein in Beziehung, denn ſie wird auch in Flüſſe geworfen, wenn man mit den Nixen in Verkehr treten will; das Korn bezieht ſich auf den Opferkuchen, der zuweilen auch den Stromgeiſtern in die Flut geworfen ward; und der Faden Garn mahnt an die drei Schickſal ſpinnenden Nornen am Urdharbrunnen im ſcandinaviſchen Mythus. Dreibrunn (**Trois fontaines**) heißt ein ſehr beſuchter Wallfahrtsort in Belgien. Eine Kirche der drei Marien fand ſich vordem bei Lüttich. Der vielen Feenquellen, die jetzt in Frankreich der Maria geweiht ſind, wurde ſchon oben gedacht. Hier ſey noch daran er-

innert, daß die Hochländer der Auvergne die Mineralquellen von Murat-le-Quaire unter den Schutz von Feen ſtellen. Die Einwohner von Glouceſter behaupten: neun Feen hüteten die Warmbrunnen dieſer Stadt; man müſſe dieſe vorerſt beſiegen, ehe man ſich der Bäder mit Erfolg bedienen könne. (Schreiber hiſt. Taſchenb. V, S. 99). Auch dieſe Function iſt auf Maria übergegangen.

Die Aachner Chronik berichtet über die Gründung dieſer Stadt:

Eines Tages jagte Karl der Große in der Gegend von Aachen, da erſchaute er einen Hirſch. Sein Roß trat mit einem Fuße tn den Bach einer Quelle, welche unfern entſprang. Das Waſſer war heiß, darum erhob es den Fuß, eilte zurück von dem Waſſer und ſtieß ihn in den Staub, denn das Waſſer *) war ſehr heiß. Als der König es merkte, ſtieg er ab, und wie er ſein Pferd hinken ſah, fühlte er mit der Hand an den Huf. Er fand ihn ſehr heiß, tauchte ſeine Hand ſodann ins Waſſer und fand es heiß. Darauf ging er dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entſprang, aber dieſe war voll von Feuer. Nachdem er das Waſſer mit der rechten Hand gefühlt, fand er, zur Linken ſich umſehend, eine andere Quelle, dieſe war klar, kalt und heilſam. Da bat Karl Gott den Herrn, daß er ihm rathe, was er an dem Orte zu thun habe. Da ſagte ihm eine Erſcheinung, daß er der heiligen Jungfrau Maria hier eine Kapelle bauen ſolle. Und der König vergaß es nicht. Die Kapelle wurde in runder Form nach dem Hufe ſeines Pferdes **) aufgeführt, welches das Waſſer drunten heiß gefunden (Wolf, Deutſche Sagen Nr. 272).

Herzog Bernhard von Kärnthen gelobte der ſeligſten

*) Im Altd. bedeutet Ach ſ. v. a. aqua: Waſſer, daher der Name der von ihren heißen Quellen benannten Stadt.

**) Ueber Hufeiſen als Heilszeichen vgl. S. 88.

Jungfrau zu Ehren auch in Krain, wie ſeine Vorfahren in Kärnthen gethan, ein Ciſterzienſerkloſter zu bauen, wenn er im Kriege gegen den Biſchof von Bamberg Sieger bleiben würde. Als ſein Gebet erhört worden, war er noch uneinig über die Stelle, auf welcher das Gotteshaus zu Ehren der Himmelskönigin emporſteigen ſollte. Da ging er eines Tages auf die Jagd, verirrte ſich und ſchlief ermüdet unter einem Baume ein. Im Traum erſchien ihm die Gebenedeite in einem blendend weißen Kleide und ermahnte ihn, einige Schritte abwärts zu ſteigen: „Da wirſt du," fuhr ſie fort, „eine Quelle ſehen und bei derſelben einen alten Mann, welcher dir die geeignete Stlle füs das neue Kloſter anzeigen wird. „Der Traum bewährte ſich, als aber der Greis den Ort gezeigt hatte, verſchwand er. Nun zweifelte der Herzog nicht länger über die Stelle, erfüllte ſein Gelübde, nannte die neue Stiftung „Marienbrunn" und gab ihr einen alten Mann in das Siegel (Kaltenbäcks „Marienſagen" Nr. 19).

Die Belege, daß Maria, wie ſonſt die Feen, den Quellen vorſteht, ließen ſich ins Unendliche vermehren; ihr Wirkungskreis iſt aber auch eben ſo vielſeitig als jener der Feen. Oben (S. 861) haben wir die, das Aſchenbrödel beſchützende, Fee aus einem Dattelbaume hervorkommen ſehen. Die Therme, welche unſern Domremy, unter dem ſogenannten Feenbaume (arbre des Fées) hervorquillt, unter welchem die Jungfrau von Orleans in Viſionen mit der heil. Jungfrau converſirte, ſoll der Wünſchelruthe der guten Feen (baguette des bonnes fees) ihren Urſprung verdanken. Hier alſo ein Feenbaum an einer Feenquelle, wo ſeit der Einführung des Chriſtenthums Maria waltet. Man wird hier an die Najaden und Dryaden der Hellenen erinnert. Auch das europäiſche Heidenthum dachte nicht anders. Unter den Völkern ſlawiſchen Stammes trifft man auf die Sage,

daß Krok mit einer Baumfee, die an Quellen weiſſagende Libuſſa gezeugt habe. Im ſcandinaviſchen Mythus begegnen wir den Elfen, denen gewiſſe Bäume heilig ſind. In Norwegen hütet man ſich ihretwegen hohle Bäume umzuhauen, und in Dänemark halten ſie ſich gern unter Linden und Hollunderbäumen auf. „In einer entlegenen Gegend von Kopenhagen, innerhalb der Wälle, bewohnen die Matroſen der däniſchen Marine ein Quartier, welches faſt eine eigene Stadt bildet. In einem jeden Hof ihrer kleinen Häuſer ſieht man über die Planken hervorragend, einen mächtigen Hollunderbaum, der mit religiöſem Eifer gepflegt wird. Der Geiſt dieſes Baumes iſt der Schutzgeiſt des Hauſes, hilft in Krankheiten, ſteht den Frauen in Kindsnöthen bei, verſchwindet aber auch, wenn der Baum abſtirbt. Die nordiſchen Landleute glauben, in oder unter dem Hollunderbaum wohne ein Weſen, Namens Hyldemoer. Wollte Jemand von einem ſolchen Baume etwas brechen, ſo mußte er vorher dreimal ſagen: O Hyldemoer, laß mich etwas von deiner Erle nehmen, und du kannſt auch von meiner nehmen.“ Zu Stochedding e in Seeland auf dem Kirchhofe ſtehen einige alte Bäume; das ſollen Elfen ſeyn, die zur Nachtzeit das Baumgewand abſtreifen und Geiſter werden. In einem altſchwediſchen Buche lieſt man von einem Manne, der im Walde einen Baum fällen wollte, aber plötzlich vernahm er eine Stimme: Lieber, haue mich nicht! Der Bauer hieb dennoch; als er aber aus den Wurzeln Blut hervorquillen ſah, erſchrack er, und wurde ſiech bis zum Tode (Püttmann Nord. Elfenm. S. 68). Daß der, der Holle oder Holde geheiligte, Hollunderbaum, als die Göttin in die chriſtliche Maria ſich umwandelte, ſeine Heiligkeit durch dieſe Veränderung nicht

eingebüßt haben wird, läßt ſich wohl nicht bezweifeln. In Maria's beſonderer Gunſt ſtehen die Linde, die Eiche, der Ahorn und die Haſelſtaude.

Auf der nach Baſel führenden Landſtraße, nicht weit vom Hubbade und der Burg Windeck, liegt die Wallfahrtskirche „zur Linde." Dieſen Namen hat ſie von einem uralten Baume, der unfern von ihr ſteht. In grauen Zeiten ſoll das Muttergottesbild, welches jetzt auf dem Hauptaltar der Kirche aufgeſtellt iſt, in einer Blende des Baumſtammes geſtanden haben. Es geſchah nun, daß Kriegsvolk die Gegend überſchwemmte, und die Kirchen nebſt ihren Bildern zerſtörte, da wuchs die Rinde der Linde über die Blende des Madonnenbildes, ſo ſaß es dicht in den Baumſtamm eingeſchloſſen und jedem Auge verborgen blieb, bis der Friede im Lande wieder hergeſtellt war. Ein Hirtenmädchen, das in der Nähe der Linde ihre Heerde hütete, vernahm Abends einen lieblichen Geſang aus dem Baume. Dieß wiederholte ſich am zweiten und dritten Tage darauf. Nun erzählte ſie das Wunder von dem ſingenden Baume ihrem Vater. Dieſer ſchloß, es müſſe ein Zauberwerk ſeyn und von einem böſen Geiſt herrühren. Er nahm alſo die Holzart auf die Schulter, und ging hinaus, um die Linde zu fällen. Aber als er kaum die Rinde berührte, fiel der Theil derſelben ab, welcher die Blende überwachſen und verborgen hatte, und das Muttergottesbild lächelte ihm daraus entgegen. Die Wundermähre verbreitete ſich in der Umgegend, und alles Volk ſtrömte herbei, dem Bilde ſeine Gebete darzubringen. Die Edlen von Windeck erbauten auf dieſen Anlaß hin neben der Linde eine Kapelle, in welcher das Bild aufgeſtellt wurde (Schnezler Bad. Sag. II. S. 239).

In Ronſſe findet man unter vielen andern Kapellen auch das unſerer lieben Frau vom weißen Zweige. Wo es nun ſteht, ſtand vor Jahrhunderten eine uralte Eiche, zwiſchen deren dichten Zweigen ein hölzern Marienbild hing. Dieß hatte Wunderkraft und viele Kranke fanden bei ihm Geneſung. Bald ſtrömten aus allen Städten und Dörfern Pilger herbei. Was die Pil-

ger am meiſten wunderte, war, daß der Zweig, an dem es hing, ganz ſchneeweiße Blätter trug. Von ihm hieß das Bild: Marie zum weißen Zweige. Den Satan ärgerte die Andacht zu dem Bilde, und ſo trieb er einige Böſewichter an, den weißen Zweig abzuhauen und ihn in einem tiefen Pfuhl zu verbergen. Doch damit gewann er nichts, denn zu gleicher Zeit fühlte die Wittwe des Grafen Johann von Naſſau ſich gedrungen, über dem Bilde eine Kapelle zu bauen, welche der Biſchof von Gent am Tage des heil. Lucas 1639 einweihte. Dadurch nahmen die Wallfahrten zur Eiche noch mehr zu, und bis jetzt iſt die Kapelle eine der beſuchteſteu in Flandern (Wolf, Deutſche Sagen Nr. 261).

Im Dorfe Ahorn (unweit Coburg) hatte einſt eine Hexe einen gewaltigen Sturm losgelaſſen, welcher ſo heftig wüthete, daß der Thurm der Kirche unſerer lieben Frauen davon krumm gebogen wurde. Darüber wurden die Einwohner des Dorfes ſehr verſpottet von ihren Nachbarn, und mußten ſichs gefallen laſſen, bis ſich ein Schäfer fand, welcher dem Uebel abzuhelfen verſprach. Er nahm ein langes und zwei Zoll dickes hanfenes Seil, befeſtigte es an einer Fichte, die noch am Bergesrande ſteht, und zog mittelſt deſſelben und eines Bindnagels den Thurm unter dem Murmeln magiſcher Formeln wieder gerade. Im Kirchenbuche zu Ahorn ſoll dieſe Mähre aufgeſchrieben ſtehen, und auch der Strick wird dort auf dem Kirchboden noch gezeigt.

Bechſtein, aus deſſen „Sagen des Grabfeldes" Nr. 72 dieſe Mähre entlehnt iſt, fügt hinzu, daß noch viele Ortſchaften des Frankenlandes nach Bäumen heißen, als: Eiche, Birnbaum, Birken, Lind, Buch, Erl, Fichten, Eſchen, Tann, Weiden u. A., lauter fränkiſche Ortsnamen. Noch gibts ein „Kirch-Ahorn" in Oberfranken. Auch ward der Ahornbaum hochgehalten bei den alten Deutſchen. „Die Ahornböm hett man bievor gor wert, daz man ſie zohe in der künig höf und w i n z u i n g o ß" (Letzterer Umſtand bezeichnet ſie

am deutlichſten, als altheidniſche Cultusſtätte). „Das Dorf Ahorn“ — ſchließt Bechſtein — „hat auch eine berühmte Wallfahrt zu unſrer lieben Frauen.“

Dieſe Uebertragung, der vom Heidenthum erklärten Heiligkeit eines Ortes in den chriſtlichen Cultus, berichtet folgende Sage weniger verſteckt, als die andern in dieſen Kreis gehörenden:

Die heilige Linde, welche nahe bei der Stadt Raſtenburg ſteht, war ſchon als Wallfahrtsort berühmt. In der Heidenzeit ſtand hier eine übergroße Linde, unter welcher kleine unterirdiſche Männlein, Perſtucken geheißen, ihre Wohnung hatten. Dieſelben erſchienen den Kranken in mondhellen Nächten*) und heilten ſie. Um ſie zu verehren, wurde ihnen Abends ein Tiſch mit Speiſen und Getränk unter den Baum geſtellt. War am nächſten Morgen nichts mehr auf dem Tiſche gefunden, ſo war es ein gutes Zeichen; blieben ſie unberührt, ſo deutete man es als den Zorn der Götter, die nun von dem Hauſe des Opfernden gewichen ſeyen. Späterhin iſt Heiligenlinde ein chriſtlicher Wallfahrtsort geworden, und iſt daſelbſt die Mutter Gottes verehrt. Als Veranlaſſung wird folgende Mähre erzählt:

Vor vielen hundert Jahren war zu Raſtenburg ein Uebelthäter ins Gefängniß geſetzt, der den Tod verwirkt hatte. Am Tage vorher, da er gerichtet werden ſollte, war ihm die heilige Jungfrau im Gefängniſſe erſchienen und hatte ihn mit tröſtlichen Worten angeredet, ihm auch ein Stück Holz und ein Meſſer gegeben, mit dem Befehle, aus dem Holze zu ſchnitzeln, was er wolle. Dieſes that er. Wie nun der Morgen herankam, und der arme Sünder vor das Gericht geſtellt ward, da zeigte er das Stückchen Holz vor, an dem er in der Nacht geſchnitzelt. Und ſiehe, auf demſelben zeigte ſich ein künſtliches Marienbild, in dem Arme das Jeſuskindlein haltend. Als der Miſſethäter nun erzählte, wie ihm die heilige Jungfrau erſchienen, da erkannte man das Wunderwerk, und ließ das Ge-

*) Wo auch Elfen und Feen geſchäftig ſind.

richt den armen Sünder los. Darauf ging dieſer, wie ihm die heil. Jungfrau befohlen, von Raſtenburg gen Rößel, um das Bild auf die erſte Linde zu ſetzen, die er auf ſeinem Wege antreffen würde. Er ging vier Tage in der Irre, bis er endlich unweit Rößel eine Linde fand. Auf dieſe ſetzte er ſein Bild, welches nun große Wunder that. Es blieb nämlich von Stunde an die Linde grün, im Winter wie im Sommer. Bald darauf kam ein Blinder an die Linde, und ſah plötzlich ein hellglänzend Licht. Er faßte nach demſelben mit den Händen, das Licht aber kam von dem Bilde, und ſo wie er das Letztere berührt hatte, wurde er ſehend. Darauf erhielt das Bild allgemeine Verehrung; ſelbſt das Vieh, wenn es unter dem Baume hergetrieben wurde, hat vor ihm die Kniee gebogen. Als ſolches die Raſtenburger hörten, gingen ſie in großer Proceſſion an den Ort, nahmen das Bild von ſeinem Orte und brachten es in die Stadt. Allein in der Nacht war das Bild aus der Stadt verſchwunden, und hatte ſich von ſelbſt wieder zur Linde begeben. Alsbald ſind die Raſtenburger mit einer größern Proceſſion nochmals hingegangen, und haben das Bild geholt und in die Stadtkirche geſetzt. Aber am andern Morgen war es wieder verſchwunden und zu ſeinem alten Orte zurückgekehrt. Da hat man es nicht wieder geholt, ſondern an dem Platz eine Kapelle gebaut. Noch jetzt geſchehen viele Wunder an der Heiligenlinde, und es iſt merkwürdig, daß alle Bäume in derſelben Gegend ihre Wipfel nach der Kapelle zu neigen, als wenn ſelbſt die Pflanzen ihre Verehrung für den heiligen Platz zu erkennen geben wollten (Tettau und Temme Oſtpreuß. Volksſ. Nr. 114).

Raſtenburg ſcheint ſeinen Namen von dem Raſten des Marienbildes nach viertägigem Umhertragen erhalten zu haben. So heißt Waldraſt auf dem Serlesberg ſüdlich vom Badeort Minders im Tyrol von der Raſt eines Holzhauers im Walde, wo er einſchlummernd den Ton zweier Glöckchen vernahm, darüber erwachte, und vor ſich auf dem Fleck, wo jetzt

die Kirche ſteht, eine Frau in weißen Kleidern, mit einem Kind im Arm erblickte, und die ihn ermahnte hier ihr eine Kapelle zu erbauen. Ich gebe die Sage vollſtändig, wie die von der Ode des Jeſuiten Balde — der im 17. Jahrhundert dieſes Gnadenbild beſang — ſich ſehr unterſcheidende ältere Relation ſie erzählt:

Im Jahre 1392 ſandte die große Frau im Himmel einen Engel aus nach Tyrol auf den Serlesberg. Der trat vor einen hohlen Lerchenſtock und ſprach zu ihm im Namen der Gottesmutter: „Du Stock ſollſt der Frauen im Himmel Bild fruchten!“ Das Bild wuchs nun im Stock, und zwei fromme Hirtenknaben gewahrten ſein zuerſt (i. J. 1407). Verwundert liefen ſie hinab zu den Bauern, und erzählten, was ſie geſehen. Das heilige Bild wurde nun erkannt, mit einer Säge aus dem Stocke geſchnitten, und einſtweilen nach Matrey gebracht. Da ſtand es, bis ihm eine eigene Kirche zur Waldraſt gebaut wurde. Dazu bediente ſich U. L. F. eines Holzhackers, Namens Luſch, aus Matrey, den ſie im Traum zur Erbauung einer Kapelle aufforderte (ſ. oben).

Wie oben Maria, aus einer Linde ſingend, ſich bemerkbar machte, ſo ſpricht ſie in folgender Mähre aus der Fichte:

Um das Jahr 1297 iſt der Anfang des Nonnenkloſters Michelſtätten in Krain gemacht worden. Die Dokumente dieſes Kloſters zum Jahre 1300 zeichneten auf, daß ein Pfarrer des genannten Dorfes auf der Jagd einen Schall aus dem nächſtgelegenen Walde vernommen, und als er demſelben nachgegangen, ſey er zu einer Fichte gelangt, von welcher die Stimme herausgehallt. Als die Fichte gefällt war, hat man ein ellenlanges Bildniß der Jungfrau Maria gefunden, ſo das Jeſuskind auf den Armen gehalten. Hiervon iſt dieſer Ort „unſerer lieben Frauen Thal“ benannt und eine Kirche der Jungfrau Maria alloa aufgerichtet worden (Kaltenbäck Marienſ. Nr. 29).

Auch der Nußbaum iſt Marien geheiligt. Die Kirche Sta. Maria del Popolo in Rom, welche außer andern Reliquien auch den Nabel von Chriſtus beſitzt, iſt an einer Stelle erbaut, wo ein alter Nußbaum ſeine dickbelaubten Aeſte ausbreitete, auf welchen aber Tauſende von Teufeln herumſchwärmten. Paſchalis II. that den Baum in Bann, und das dankbare Volk ließ dafür die Kirche erbauen, daher der Name der Kirche del popolo. Die Teufel, die auf dem Baume ihren Aufenthalt hatten, waren gewiß Elfen oder Feen. Auch in Deutſchland war dieſer Glaube verbreitet, daher der Haß der Eiche — welche dem Blitz- und Lichtgott geheiligt war — gegen den, die Nacht (nox) verbildlichenden Nußbaum (nux), beide Bäume können nicht neben einander ſtehen, ohne zu verderben, gleichwie Weißdorn und Schwarzdorn (Grimm, Mythol. S. CLII).

Daß die Haſelſtaude, welche zumeiſt im Rufe der Wunderthätigkeit *) ſtand, und die im Mährchen von Aſchenbrödel (ſ. S. 861), als Feenbaum eine Rolle ſpielt, auch der Maria nicht gleichgültig geweſen ſeyn könne, ließe ſich auch dann vorausſetzen, wenn kein Beleg aus dem Bereiche der Volksſagen aufzufinden wäre. Glücklicher Weiſe finde ich aber einen ſolchen (in Kaltenbäcks Sammlung Nr. 36) vor:

Die böhmiſchen Grenzgebirge gegen das Voigtland hin, tragen eine Kirche und eine Kapelle, genannt: Maria im Haſelſtrauche oder auch „Maria Kulm.“ Darunter liegt das Städtchen Kulm gegründet von Bergleuten. Die Kirche wurde 1383 geſtiftet. Die Entdeckung des in jener Kirche verehrten Marienbildes war einem Metzger

*) Mit Haſelruthen bezwingt man die Hexen (Prätorius Blocksberg S. 115.)

vorbehalten, der nach Vieh ausging, und ermattet von der Mittagshitze unter einem Haſelſtrauch entſchlummerte. Da hörte er im Schlafe ſich dreimal rufen. Aufwachend bemerkte er im Strauch ein Marienbild. „Was iſt das?“ fragte er ſich, und ſank nieder, ergriffen von der wunderbaren Erſcheinung. Freundlich nickte das Bild ihm zu, und er, geſtärkt und ermuntert, nahm das Bild in ſeine Arme und trug es nach Falkenau, wo er es in ſeinem Hauſe in einer ſchönen Kammer gar wohl verwahrte. Bald war aber das Bild aus ſeiner Wohnung wieder verſchwunden; beſtürzt ging er zum Haſelſtrauch und fand das Bild dort wieder. Da merkte er wohl, es wolle daſſelbe nicht von der Stelle weichen, und habe ſeinen Sitz erwählt, wo er es fand. Alſo ließ er eine Hütte bauen und darüber ein Dach, ſo daß das Bild von Jedermann verehrt werden konnte. Als der Metzger geſtorben war, ſtürzte das Dach zuſammen und das Bild kam in Vergeſſenheit. Da begab es ſich, daß ein wandernder Faßbindergeſell ſich gleichfalls an einem heißen Sommertag unter dem Haſelſtrauch niederlegte und entſchlief. Da erſchien ihm Maria die Himmelskönigin, und entdeckte ihm, daß während ſeiner Wanderſchaft ſeine Eltern verſtorben wären, und verpflichtete ihn zugleich, von ſeiner Erbſchaft ihr eine Kapelle zu bauen. Er gehorchte. Seitdem erhielt das Bild den Namen Maria Kulm, weil die Kapelle auf einem Gipfel (in *culmine* montis) erbaut wurde. Dieſe Kapelle ſtand allen Andächtigen offen. Rings um dieſelbe erwuchs wildes Geſträuch, und allenthalben gaben tiefe Kluften vielen Büßenden Aufenthalt. Bald aber wurden dieſe Höhlen Schlupfwinkel von Räubern. Dieſe wurden von einem Ritter von Katzengrün aus Falkenau in ihren Bergſchluchten überfallen, und von den hier vorgefundenen, durch Raub zuſammengeſcharrten Koſtbarkeiten, deren Eigenthümer nicht ausfündig gemacht werden konnten, eine Kirche über das Marienbild erbaut. Die Menge der Andächtigen, die jetzt hinſtrömten, faßte der kleine Raum nicht mehr, und ſo wurde 1499 eine neue Kapelle gebaut. Das Bild der h. Jungfrau iſt aus Lindenholz geſchnitzt, ſitzend auf einem Seſſel, das Jeſuskind auf ihrem Schooß hält in der rechten

Hand einen Apfel (als Symbol der Weltkugel). Noch jetzt wird hieher zahlreich gewallfahrtet.

Unter den Blumen waren Roſen und Lilien die gewöhnlichen Sinnbilder der Feen. Die drei Lilien im franzöſiſchen Wappen gehörten urſprünglich der von den Galliern verehrten Iſis, welcher ſchon die Aegypter das Symbol des Geburtsorgans (vgl. S. 752), nämlich die Lilie — dieſe Geburtsſtätte und Hochzeitbett von Iſis und Oſiris, die ſchon im Mutterleib ſich begatteten, und noch ſollen Staubfäden und Piſtill dieſer Blume *) an die einſtige Vereinigung jenes Götterpaars erinnern — geweiht hatten, wie die Griechen der Aphrodite (**Athen. XV, 681**) und der Ebengöttin Here (**Clem. Alex. Paedas II, 8. p. 213 ed. Potter**) — daher Homer Beiden das Prädicat „lilienarmig“ verlieh — und die Inder der Lakſchmi, von der alle Fruchtbarkeit ausgeht (Bohlen's Ind. I. S. 194). Damit ſteht ebenſo wenig im Widerſpruch die indiſche Sage: die Lotusblume habe die Eigenſchaft, daß man mit ihr die Tugend der Frauen prüfen könne (**Katha Sarit Sagara** Lpz. 1839 p. 56 sq), als jene ſpaniſche Sage: in den Thälern des Eichwaldberges bei Alcoya im Königreich Valencia ſey das Bild der unbefleckten Empfängniß Mariä in einer Lilienzwiebel aufgefunden worden, mit der Vorſtellung von der Jungfräulichkeit der Gnadenmutter, die ja ebenſo, wie einſt Juno Lucina, von kreißenden Frauen angerufen wird. Wenn in der Schamhöhle der weiblichen Mumien Aegyptens die Lilien- oder Lotuszwiebel angetroffen wurde, ſo erklärt dieſen Brauch eine Grabſchrift, in welcher Oſiris eine

*) Der Kelch das Geburtsorgan, der Staubfaden das Zeugeglied.

verſtorbene Frau, Namens Thebe *) mit der Formel tröſtet: „Deine Blume wird ſich wieder aufrichten“ (Creuzer Symb. I. S. 288), d. h. aus dem Tode entſteht neues Leben. Zu demſelben Zwecke wurden auch Phallusbilder den Todten mitgegeben (ſ. S. 281). Aus dieſem Geſichtspunkte will die bekannte Sage **) von jenem Ritter erklärt ſeyn, welcher dem ununterbrochenen „Ave Maria“ Beten es zu verdanken hatte, daß aus ſeinem Grabe eine Lilie hervorſproßte, deren Stengel man beim Aufgraben der Leiche im Munde des ritterlichen Marienverehrers gefunden haben wollte. Aber auch von der Roſe geht eine ähnliche Sage:

Im Kloſter Doel lebte ein Mönch, der alle Tage fünf Pſalmen ſang, die mit den Anfangsbuchſtaben des Namens der heil. Jungfrau begannen. Es geſchah nun im Jahr 1186 am Feſte des h. Andreas, als die Mönche zur Nachtvigilie ſich in der Kloſterkirche verſammelt hatten, daß der Subprior die Runde machte, um zu ſehen, ob Alle da wären. Er fand Alle zugegen, ſeinen Bruder Josbert, jenen frommen Marienverehrer ausgenommen. Das wunderte ihn; er ging zur Schlafkammer und zu Josberts Bette, denn er dachte ihn noch ſchlafend zu finden. Aber er fand ihn kalt und todt, und ſah zugleich ein unerhörtes Wunder, nämlich fünf Roſen, die aus des Hingeſchiedenen Mund, Augen und Ohren hervorblühten, und auf denen die erſten Verſe der fünf Pſalmen ſtanden, die Josbert zur Ehre Marias zu beten gewohnt war. Bald verbreitete ſich das Gerücht von dieſem Wunder, und der Biſchof kam und nahm die Roſe aus dem Munde, legte ſie in ein kryſtallnes Käſtchen und befahl dies auf dem Altare aufzuſtellen. In dem Augenblicke aber, wo er die Roſe genommen, ſanken die andern vier hin und verloren alle ihre Zierde. (Wolf deutſche Sagen Nr. 59.)

---

*) Thebe war das Prädicat der im ägyptiſchen Theben verehrten Iſis φαρια.

**) Pfeiffers Marien-Legenden No. 15.

Schon die Alten ſetzten die Roſe auf Grabſteine (Winkelmanns Werke II, S. 561), und im homeriſchen Hymnus auf die Todtenfrau Demeter, wird als Geſpielin ihrer Tochter der Todtengöttin Perſephone die Nymphe Rhodope genannt, welche, ſ. v. a. die Roſenäugige bedeutet. Als Todtenblume war die Roſe auch dem unterirdiſchen Dionyſus (Zagreus) geweiht, demſelben Gott, der vor die Thore des Schattenreichs einen Phallus hingepflanzt.

Aber nur deßhalb waren Roſen und Lilien Todesvorzeichen, nicht nur in Deutſchland (vgl. S. 888), ſondern auch bei den ſcandinaviſchen Völkern — denn in Schweden reicht Maria ſterbenden Kindern eine Lilie oder Roſe dar (Afzelius Schwed. Volksſ. III) — weil ſie als Geburtsſymbole tröſtende Sinnbilder der Auferſtehung nach dem Tode ſeyn ſollten.

Wie die Lilie iſt auch die Roſe als Symbol der Empfängniß Attribut der Maria geworden, welche obſchon Königin der Jungfrauen, dennoch — ſeitdem ſie an die Stelle der Mondgöttin ꝛc. getreten, — die Niederkunft der Frauen beſchützt und die Geburt erleichtert. An die gewöhnliche Roſe darf man, um das Symbol natürlich zu finden, freilich nicht denken, ſondern an die, wegen ihrer Eigenthümlichkeit von Linné „Auferſtehungsblume" (Anastatica hierocuntica) benannte „Roſe von Jericho." Sie iſt in Arabien und Paläſtina zu Hauſe, wo ſie in ſandigen Ebenen und vegetationsarmen dürren Gegenden wächst. Ein Samenkorn mitten in einem ſolchen Striche keimt und ſchlägt Wurzeln zu einer Zeit, wo der Wind ruhig iſt, ſomit auch der Sand nicht hin und her gejagt wird. Sie zieht aus der Atmoſphäre alle darin be-[illegible]dliche Feuchtigkeit an ſich, treibt Blätter und Zweige

und ſetzt ſich im Boden feſt. Endlich aber ſtirbt die Pflanze ab, denn ſie iſt jährig und zieht alle Zweige und Wurzeln zu einem Knoten zuſammen, hat jedoch damit noch nicht, wie andere Pflanzen, ihre Laufbahn geſchloſſen. Im Auguſt, wo die erſte Vegetationsperiode zu Ende iſt, beginnen die Winde und treiben den Sand fort. Eine ſo leicht ausgetrocknete Pflanze, wie der geſchilderte Knollen, wird mit fortgeriſſen und läßt auf ihrem Wege die Körner fallen, die wieder einer ihr ähnlichen Pflanze das Daſeyn geben. Aber dieſer Lauf durch die Lüfte nimmt ein Ende, das lange umhergeworfene Gewächs bleibt endlich liegen, und merkwürdiger Weiſe immer an feuchten Orten, deßhalb findet man ſo viele an den Ufern des Jordan. Hier ſcheint ſie von der langen Reiſe auszuruhen, ſie athmet auf, Stengel, Wurzeln und Zweige werden wieder weich, dehnen ſich aus und ſchwellen auf, die Saugröhren erwachen wieder zum Leben und ein neuer Saft durchdringt den Stengel, die Blüthen entwickeln ſich und die Pflanze gelangt zum zweiten Mal zur Reife. Es iſt dieß eine wahre Wiedergeburt, und darum heißt dieſe Pflanze: „Auferſtehungsblume (Anastatica).“ Die Eigenſchaft der Pflanze, ſich aufs Neue zu beleben, wenn ſie ins Waſſer kommt, machte frühzeitig Eindruck auf die Völker des Landes, wo ſie heimiſch iſt, und ſie glaubten: wenn man dieſe Pflanze in ausgetrocknetem Zuſtande ins Waſſer lege, zur Zeit, wo eine Frau die erſten Geburtsſchmerzen empfinde, ſo müſſe ſie ſich wieder belebt haben bei der Geburt des Kindes. Darauf hat ſich ſeit uralter Zeit ein abergläu-

biſcher Gebrauch gegründet, da allerdings die Entwicklung der Pflanze und die Geburt des Kindes oft gleichzeitig erfolgen, und das Volk des Landes nennt die Pflanze „Hand Maria's" (Chaf Mariam) weil Maria die Gebärenden in ihren Schutz nimmt und ihre Hand die Niederkunft erleichtert. In Europa hatte aber ihr Gaspard Baudin i. J. 1560, mit Rückſicht auf ihr Heimatsland, den Namen „Roſe von Jericho" gegeben (Echo du Monde savant 1841 Nr. 667. 670. 673).

Wie nun die Sinnbilder der Geburt als Todesvorzeichen dienen, weil der Tod dem neuen, oder im geiſtlichen Sinne: dem wahren Leben — als Gegenſatz zum Scheinleben des Erdendaſeyns — vorhergeht, ſo hat die myſtiſche Sprache in anderer Beziehung die Vereinigung des Geopferten mit der Gottheit unter dem Bilde einer Hochzeit aufgefaßt. Ein Beiſpiel dieſer Art theilt Daumer (a. a. O. II. S. 18) mit: Ein in der Kirche wohnender und verpflegter Knabe war von einem Muttergottesbilde auf den kommenden Sonntag zur Hochzeit geladen, und ſtarb am Sonntag beim Empfang des Abendmahls am Altare. Ein anderes Beiſpiel wird dort aus Bovius „marianiſchem Gnadenſchatz" (Buch III. Er. 26. S. 94 ff. Augsb. 1737) angeführt. „Ein ſehr junger Mönch ſtand in einer Kapelle ſeines Kloſters, und glaubte zu vernehmen, daß das vor ihm befindliche Marienbild, auf das in ſeinem Schooße ruhende Jeſuskind hinweiſend, ihn anredete: „Das Kind, das du ſo innig liebſt, ladet dich zu ſeiner Hochzeit ein." Der Abt, dem er davon Mittheilung machte, trug ihm auf, dem Bilde zu ſagen, daß auch er gern mit zur Hochzeit ginge. Das Bild entgegnete: auch der Abt ſolle kommen, und zwar näch-

ſtens am h. Pfingſttag, wenn man in der Terz den Hymnus: **Veni creator spiritus!** intonirt haben würde. Hierauf legte der Abt eine Generalbeichte ab, und ließ den Knaben daſſelbe thun. Am beſtimmten Tage las er die Meſſe, communicirte jenen, verfügte ſich mit ihm und andern Mönchen in den Chor zum Officium, und gab beim Intoniren des genannten Geſanges zugleich mit dem jungen Mönche (wiewohl ſie Beide friſch und geſund waren), den Geiſt auf." Man müßte völlig blind ſeyn, ſetzt Daumer hinzu, um nicht zu ſehen, daß hier von der Opferung eines im Kloſter gehaltenen und in die Gemeinſchaft der Mönche aufgenommenen Knaben, mit dem ſich zugleich der Abt in den Tod gibt, die Rede ſey.

Alſo der Pfingſttag war der Opferungstag. Aber eben um Pfingſten wirft man gewiſſen Flußgeiſtern, wie in Rußland den Ruſſalkys, Opferſpeiſen in die Flut, damit ſie die Schwimmenden verſchonen. Von den Nixen ſind vielfache Sagen verbreitet, daß ſie ſchmucke Jünglinge verführen und durch ihre Reize in das Wellengrab locken. Von den Elfen und Feen erzählt man ſich ähnliche Verbindungen mit Menſchen. Eigentlich ſind ja die Feen auch See- und Quellgeiſter und erſcheinen daher auch oft als Schwanjungfrauen, oder ſie haben, wie Bertha, die fabelhafte Mutter Pipins von Frankreich, noch den Gänſefuß, als Abzeichen behalten *). Zu dieſer Klaſſe gehörten die drei Schwanjungfrauen, welche Grimm (Myth. S. 398 ff.)

---

*) Daß die Bildſäule der reine Pedoque d. h. der regina pede aucae an verſchiedenen alten Kirchen in Dijon, Nesle, Nevers ꝛc. angebracht iſt, beweist eben, wie Bertha eine aus dem heidniſchen Cultus überkommene Gottheit ſey, die von der chriſtlichen Geiſtlichkeit, um tolerirt zu werden, anthropiſirt wurde.

mit den drei Schickſalsnornen (Parzen, ſpinnende Feen) zuſammenſtellt. Brunhilde, die wir oben als die Walkyre Hilde kennen lernten, wird (Fornald Sög. I, 186) mit dem „Schwan auf der Welle" verglichen. Solche Schwanjungfrauen ſind auch die weiſen Meerweiber, denen Hagen ihr „wunderlich gewant" wegnimmt, und nicht eher wiedergibt, bis ſie ihm geweiſſagt *). Das eine Meerweib heißt Sigliet; Sigeline iſt auch der Name einer Walkyre. Ebenſo iſt der Vogel, welcher zu der trauernden Gudrun (1166 ff.), als ſie in der Gefangenſchaft am Strande wäſcht, heranſchwimmt und ihr ihre Befreiung verkündet, eine Schwanjungfrau **). Die Sage von Wieland und den drei Walkyren kehrt noch im ſpätern Gedichte von Friedrich von Schwaben wieder. Der Held ſucht unter dem Namen Wieland ſeine geliebte Angelburg. Als er an dem Orte angekommen iſt, wo ſein Wunſch erfüllt werden ſoll, ſieht er *drei Tauben zu einer Quelle fliegen, die ſich darin baden wollen* ***). Indem ſie die Erde berühren, werden ſie zu Jungfrauen. Sie werfen ihre Gewänder ab und ſpringen ins Waſſer. Wieland, durch Hilfe einer Wurzel unſichtbar, nimmt ihnen die Kleider weg (deutſche Heldenſ. 401), und bekömmt ſie dadurch in ſeine Gewalt, wie man ſich

---

*) In einer jüdiſchen Sage paßt ein Kabbaliſt dem mitternächtlichen Tanz der Leichen auf den Gräbern ab; während deſſen dieſe ihre Todtenhemde abgeworfen haben, entwendet er ein ſolches, und will es dem Beſtohlnen, der es nach der Geiſterſtunde wieder anlegen will, nicht eher wiedergeben, bis er ihm die Urſache der herrſchenden Seuche anzeigt.

**) Die Ueberarbeitung macht die Schwanjungfrau zu einem Engel, der des Vogels Geſtalt annahm.

***) Die Taube (πελεια, columba) heißt nach dem Schwimmen (πλέω = κολυμβάω).

ſonſt der Elfen, Kobolde ꝛc. bemächtigt, wenn man ihnen ein Kleidungsſtück, den Schleier, die Mütze, den Schuh ꝛc. entwendet.

Wenn Arthur tödtlich verwundet aus der Schlacht von der Fee Morgane auf ihre Inſel Avallon entrückt wird, was heißt dieß anders, als: er iſt auf die Inſel der Seligen verſetzt worden? Dieß ergibt ſich ſchon aus der mährchenhaften Schilderung jenes Eilands. Man muß nämlich wiſſen, daß die Mauern des Schloſſes zu Avallon — wie jene des himmliſchen Jeruſalems — aus purem Gold und Edelſteinen zuſammengeſetzt ſind, daß ihr Glanz den der Sonne verdunkelt u. dgl. m. Hier vernimmt das Ohr die lieblichſten Melodien. Die Feen, welche dieſe Inſel zu ihrem Aufenthalte erwählten — alſo die abgeſchiedenen Geiſter — heilen alle Schmerzen des Leibes und der Seele. Dieß ſoll wohl heißen: ſie ſind durch Befreiung von der gebrechlichen Materie und durch ſeliges Vergeſſen (Lethe) ihres Zuſtandes auf der Erde, ſelber von allen dieſen Leiden befreit? Dieß deutet die Sage von Ogier dem Dänen an, dem ſeine Geliebte, die Fee Morgane, die Krone der Vergeſſenheit aufgeſetzt hatte. Auf ihrer Inſel herrſcht ewiger Friede, weder Hitze noch Kälte empfindet man hier, denn ſtets wehen nur liebliche Zephyre. Jahrhunderte verfließen hier wie Secunden, und nie überſättigen die Herrlichkeiten und Vergnügungen, an welchen man ſich daſelbſt weidet. Kurz, Avallon iſt, wie der Heſperidengarten mit ſeinen goldenen Aepfeln, das Land der ewigen Jugend, darum heißt es auch die Apfelinſel, denn Iduna's Aepfel belehren uns durch ihre verjüngende Eigenſchaft, was man unter den
147 Aepfelbäumen der Druiden auf Avallon ſich zu denken habe, nämlich die Wiedergeburt der Seelen;

denn das irdiſche Seyn iſt in der myſtiſchen Sprache ein fortwährendes Sterben; ſchon Plato nannte den Leib den Sarg der Seele, und der chriſtliche Kalender feiert den Sterbetag jedes Heiligen als deſſen Geburtstag.

Aus dem Vorhergehenden darf man alſo folgern, daß wenn ein von einer Fee geliebter Sterblicher nach längerm Unſichtbarſeyn wieder auf einige Zeit zur Oberwelt zurückkehrte, er ſchwerlich den Leib mitbrachte; oder wenn ſeine Handlungen auf ein körperliches Weſen ſchließen laſſen, iſt mit Sicherheit ein jüngeres Alter des Mährchens vorauszuſetzen, deſſen Erzähler in einer dem Alterthum ganz fernen Zeit lebend, den eigentlichen Sinn der Tradition nicht mehr verſtand. Von dieſer Art iſt folgende franzöſiſche Sage:

Ein Edelmann von Argouges, bei Bayeux, begegnete einſtmals auf der Jagd einer Geſellſchaft von zwanzig Frauen, alle waren von ungewöhnlicher Schönheit, und ritten auf weißen Zeltern. Eine ſchien ihre Königin zu ſeyn. In dieſe verliebte er ſich, und beſchloß ihr ſeine Hand anzutragen. Er erhielt keinen Korb, denn die Fee — eine ſolche war die Dame — hatte ihn ſchon längſt zu ihrem Schützling erwählt, ihm auch zu einem Sieg über einen gewaltigen Rieſen verholfen. Sie liebte ihn dermaßen, daß ſie ſich ſogar von ihm bereden ließ, auch ſeinen Glauben anzunehmen. Aber ſie ſtellte die eine Bedingung auf, daß er in ihrer Gegenwart nie das Wort „Tod“ über die Lippen bringe. Der Liebhaber ließ ſich dieſe Klauſel gerne gefallen, und bald vermehrten liebliche Kinder das Glück ſeiner Ehe. So verfloſſen mehrere glückliche Jahre, als ein trivialer Zufall das unſelige Wort über ſeine Lippen brachte, und ihn vom Gipfel ſeines Glückes ſtürzte. Dies hatte ſich, wie folgt ereignet. Die beiden Gatten hatten eines Tages einem Turnier beiwohnen wollen. Die Dame beſchäftigte ſich allzulange mit ihrem Anputz, worüber der Herr Gemahl unwillig wurde,

Als ſie endlich aus ihrem Zimmer heraustrat, konnte er ſeinen Zorn nicht beſiegen, und rief ihr entgegen: „Schöne Frau, habt doch die Güte den Tod aufzuſuchen, denn Ihr braucht viel Zeit zu Euern Geſchäften*)“. Kaum war das verhängnißvolle Wort ausgeſprochen, als die Fee mit einem herzzerreißenden Schrei verſchwand. Seitdem erſcheint ſie allnächtlich in weißem Gewande, und macht ihre Wanderungen um das Schloß. Zuweilen will man unter ihren Klagetönen, die ſie ausſtößt, ganz deutlich das Wort: „der Tod! der Tod!“ vernommen haben**).

Offenbar hat man hier eine der vielen Sagen von der weißen Frau vor ſich, deren Erſcheinen, wie bei der Fee Meluſine — die ja auch durch einen Wortbruch ihres Gatten zum Geſpenſte wurde — den Tod eines Familiengliedes anzeigen ſoll. Daß ſie Tod! Tod! gerufen, iſt der Zuſatz des Erzählers, veranlaßt durch die Tod verkündende Erſcheinung. Endlich erfuhr die kurze Geſpenſtergeſchichte ſelber noch eine Deutung und dieſe beſtand darin, daß die Fee das Wort „Tod“ nicht hören mag; nur unter dem ihr geleiſteten Verſprechen, es nie vernehmen zu laſſen, erhält der Geliebte ihre Hand, und ſein Wortbruch entreißt ſie ihm wieder. Darauf ſollen nun die Worte des Geſpenſtes: der Tod! der Tod! gleichſam hinweiſend auf die Urſache ihres Unglücks, anſpielen.

So lagert ſich um den Kern noch vieler andern Sagen eine Rinde über die andere, bis die urſprüngliche Geſtaltung gar nicht mehr ſich herausfinden läßt. Wie die Geſchichtsnarren ſtets bei der Hand ſind, um auch der handgreiflichſten Fabel einen hiſtoriſchen Ueberwurf zu geben, ſo zeigte ſich ein ſolches Individuum auch

---

*) Belle dame, seriez bonne à aller chercher la mort, car vous étes bien longue en vos besoignes.

**) Bosquet, la Normandie p. 98.

hier geſchäftig. Herr Pluquet erwarb ſich das Verdienſt, die Entſtehungsgeſchichte dieſes Märchens auszuarbeiten. Ihm zufolge hieß jener Edelmann mit dem Vornamen Robert; der Rieſe, welchen er durch den Beiſtand der Fee beſiegte, war ein Deutſcher, Namens Bruno. Dies geſchah im Jahr 1106 bei der Belagerung von Bayeur durch Heinrich I. Wie aber miſchte ſich eine Fee in dieſen Kampf? Auch jetzt iſt der wackere Ausleger um eine Antwort nicht verlegen. Man findet nämlich auf dem Wappenſchild des Hauſes Argouges die Religion unter dem Bilde einer Frau, die bis zum Nabel in einem Schiffe ſteht und darunter die Deviſe: à la fé (ſtatt à la foi!) was das Volk: à la fée! verſtand.

Wer aber aus den oben vorgetragenen Sätzen die Ueberzeugung gewonnen hat, daß alle Feen d. h. alle weiblichen Geiſter weiße Frauen ſind, und daß das Erſcheinen eines Familiengeſpenſtes (Ahnfrau) einem Gliede der Familie den nahen Tod anzeige, der wird leicht abmerken, daß die fortbildende Sage es war, welche der Erſcheinung die Worte: Tod! Tod! in den Mund legte; bis man endlich das Märchen, noch zu dürftig findend, die ſeltſame Klauſel in dem Ehekontrakt erfand, aus welcher man entnimmt, daß die Feen das Wort „Tod" ebenſo ungern hören als der Teufel, wenn man ihn bei ſeinem eigentlichen Namen ruft.

Weil nicht alle abgeſchiedenen Geiſter während ihres Erdenwallens einen tugendhaften Lebenswandel führten, ſo haben die Bewohner von Wales zwei Gattungen von Feen angenommen, als: 1) die Tylwith-Teg (die ſchöne Familie), dieſe ſind wohlwollend, ſie erzeugten das Sprichwort in Frankreich: ſchön wie eine

Fee *), und die gansfüßige Bertha, Blanca (ſ. S. 843 u. 905), ſowie die Schwanjungfrau Sigunne, welche „die ſchönſte über alle Lande" heißt, gehört zu ihnen. Dieſe Feenart belohnt gaſtfreie Hausfrauen, treue Diener und gehorſame Kinder. 2) Die Ellylon hingegen — mit denen man in Frankreich die Lutins, in Deutſchland die Kobolde vergleichen dürfte — ſind muthwillig und boshaft. Was nun die Erſtern betrifft, ſo läßt die wälſche Sage ſie in einem Felſen am Seegeſtade wohnen. Und in der erſten Mainacht, wo die alten Römer die Manen losgelaſſen dachten, wo Ceridwens blutige Myſterien gefeiert wurden, wo die Hexen auf den Blocksberg ziehen, da öffnete ſich ſonſt eine Thüre. Wer hineintrat, kam auf eine Inſel im See — die Geiſterinſel — wo man die ſchönſten Blumen und Früchte antraf. Doch durfte nichts von der Inſel weggetragen werden (wenn man nicht die Naſchhaftigkeit, wie einſt Proſerpine, büßen wollte, die durch den Genuß eines Granatapfels ſich den Rückweg aus der Unterwelt verſperrt hatte). Einer Sage zufolge hatte ein Gaſt ſein Gelüſte nicht unterdrücken können. Am Ausgang des dunkeln Ganges verſchwand ihm die gepflückte Blume. Seitdem iſt die Thüre geſchloſſen, und die Inſel wird vom Ufer aus nicht mehr geſehen. Nur einen ſtarken Nebel bemerkt man auf der Mitte des Waſſers. („Ausl." 1841 Nr. 76.)

Maury ſagt in ſeinem gehaltvollen Schriftchen „les Fées du moyen-age," daß der Glaube an Feen die einzige Spur ſey, welche das Druidenthum von ſeiner ehemaligen Exiſtenz zurückgelaſſen. Die Feen

---

*) Um etwas Nichtexiſtirendes zu bezeichnen, ſagte man: ſchöner als eine Fee.

bilden gleichſam den Vereinigungspunkt für alle Erinnerungen an die alte Religion der Gallier. Die Tombelles (Grabſtätten), Menhirs und bedeckten Alleen hat das Volk unter ihren Schutz geſtellt. Bei Vihiers (Departement Maine und Loire) heißt ein ſolcher Grabhügel der alten Gallier: „la Motte aux fées;“ auf der Inſel Corcoury bei Saintes heißt ein ſolcher le Terrier de la fade (Fee). Zu Eſſe (Dep. Ille und Vilaine) zeigt man den berühmten Feenfelſen; bei Vienne gibt es einen Feenborn; zu Langeac in der Auvergne beſitzt man „Peyrres de las fades,“ bei Noailles (Dep. Oiſe) einen „Feenſtein“ (pierre aux fees); in Ste. Helene (Lozére Dep.) zeigt man „lou Bertel de las fadas“ (die Feenſpindel, ital. berticello, hat vielleicht davon die ſpinnende Königin Bertha ihren Namen?) Die Dolmens von St. Moriz hat das Volk „Oustals de la fadas“ (Feenhäuschen) genannt. Auf der Straße von Dijon nach Plombieres gibt es Druidenhöhlen, die jetzt Feenlöcher (Tours des fées) heißen. Eine Feengrotte zeigt man auch bei den Ruinen des Schloſſes Urfé. An der Grenze der Auvergne befindet ſich am linken Ufer der Borne bei dem Dorfe gleichen Namens in der Seitenwand des Felſens eine Höhle, welche von den dortigen Einwohnern „die Feenkammer“ genannt wird, ſämmtlich Spuren keltiſcher Zeit. Die Steine, welche zu Pinols, fünf Meilen von St. Flour, angetroffen werden, läßt der Volksglaube von Feen dahingetragen ſeyn *). Jener Druidenſtein, welcher 6 Meilen ſüd-

*) Dieſe Beſchäftigung verſchmäht auch Maria nicht. Ihr wurde da eine Kapelle erbaut, wo ſie Erde niedergelegt hatte, die ſie in ihrer Schürze weit hergeholt. (Schreiber hiſt. Taſchb. 1839 S. 119.)

öſtlich von Blois, zwiſchen den Gemeinden Pont-Leroy und Thenay angetroffen wird, heißt „Mitternachtsſtein“ (**Pierre de minuit**), weil er in der Mitternachtsſtunde der Chriſtnacht ſich im Kreiſe drehen ſoll. Man hält dieſen Zauber für ein Werk der Feen. In der Nähe von Tours zeigt man einen ähnlichen Stein, von welchem die Sage geht, daß die Feen ihn auf ihren Fingerſpitzen dahin getragen.

Auch dieſe Sage wurde in andern Gegenden Frankreichs auf die heilige Jungfrau übertragen. In der Charentégegend, im Bezirke Cognac, und der Gemeinde St. Fort am Flüßchen Ney liegt ein ungeheurer Stein. Dieſen hat Maria auf ihrem Kopf dahin getragen und zugleich vier Pfeiler in ihrer Schürze; als ſie aber über den Fluß ging, entfiel ihr ein Pfeiler in den Sumpf von St. Fort*). Dabei wird man an jene attiſche Mythe erinnert, welcher zufolge Athene zur Befeſtigung der Akropolis einen Berg von Pallene herbeiholen wollte, aber unterwegs, erſchrocken über die Verkündigung einer Krähe, ihn hinfallen ließ, wo er auch liegen blieb**).

Wenn man den Landleuten in Nieder-Bretagne glauben darf, ſo halten die Corrigans (Feen) allnächtlich um die Dolmens und Menhirs von Carnak und Locmariaker ihre Rundtänze, alſo an denſelben Stätten, wo einſt die Druidinnen ihre myſteriöſen Zuſammenkünfte hielten. Maury iſt der Meinung, daß die Feen Perſonificationen der in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten noch fortbeſtandenen Anhänglichkeit an den untergegangenen Druidenglauben wären. Der Zweifel

*) Mem. des antiquaires VII, 31.

**) Antigoni Carystii hist. mirabil. c. 12. Lips. 1791.

an die Aufrichtigkeit des neuen Bekenntniſſes bei manchen zum Chriſtenthum Bekehrten veranlaßte vielleicht zur Bekämpfung dieſes Mißtrauens, den Feen folgende Verſicherungen ihrer Rechtgläubigkeit in den Mund zu legen. So betheuert Meluſine ihrem Raymund, daß ſie eine fromme Chriſtin ſey (!) und die Fee Meliore legt ihr chriſtliches Glaubensbekenntniß ihrem Geliebten, Parthenoper von Blois, im Brautbett ab (!). Die Landleute der Nieder-Bretagne laſſen ſich dadurch dennoch nicht von der vorgefaßten Meinung abbringen, daß das Chriſtenthum den Feen ein Stein des Anſtoßes ſey. So viel ſoll ausgemacht ſeyn, daß die Feen auf die Geiſtlichkeit nicht gut zu ſprechen ſind. Auf die heilige Jungfrau aber haben ſie einen beſondern Haß *). Dieſe Abneigung geht ſo weit, daß der Samſtag, weil er Marien geheiligt, für die Feen ein Unglückstag iſt; wie die Geſchichte Meluſinens belehrt, die am Sonnabend von ihrem Gemahl im Bade belauſcht wurde, was für Beide ſo üble Folgen hatte.

Noch im 17. Jahrhundert wurde in der Kirche zu Poiſſy eine Meſſe geleſen, um das Land vor den böſen Einflüſſen zu ſchützen. (**Walkenaer, preface des Contes de Perrault.**) In Lothringen herrſchte der Glaube: die Feen würden ihre frühere Macht wieder gewinnen, wenn das Johannes-Evangelium nicht fleißig abgeleſen würde. (**Beaulieu, Archaeol. de la Lorraine I, p. 167.**) Aus dem von Laverdy (**Notices et extraits des manuscrits de la Bibliothéque royale t. 3**) veröffentlichten Proceß der Jungfrau von Orleans iſt bekannt, daß alljährlich der Pfarrer von Domremy bei dem Feenbaum, unter wel-

*) Begreiflich, weil ſie in alle ihre Rechte eintrat.

chem Johanna ihre Viſionen hatte, das Johannes-Evangelium ablas.

Das Mißtrauen, welches die Geiſtlichkeit gegen die Feen zu verbreiten ſich bemühte, konnte dem Glauben an ihre wunderbare Schönheit keinen Abbruch thun; man ſuchte alſo auf anderm Wege das Volk von der Verehrung dieſer Weſen abzubringen. Man dichtete ihnen irgend ein häßliches Attribut an, wie z. B. der Meluſine den Schlangenſchweif, den man jeden Samſtag an ihr bemerken könne. Endlich ging man noch weiter. Da man ihre Unſterblichkeit nicht wohl abläugnen konnte, ſo legte man dieſen Vorzug, den ſie vor dem Menſchengeſchlechte beſitzen, als eine Strafe aus, wie Bojardo im „verliebten Roland" (26ſter Geſ. 15. Stanze) ſingt:

„Die Fee kann nicht erſterben,
Sie harret bis zum jüngſten Tage"

wo nämlich das Gericht über die Dämonen beginnen ſoll. Dieſe Unſterblichkeit iſt nun ſo wenig beneidenswerth wie jene des Tithon; ſie iſt eigentlich nur ein langes Greiſenalter, begleitet von allen Uebeln, die dasſelbe zur Folge hat, aber ohne Hoffnung, durch den Tod von denſelben befreit zu werden. Darauf zielt Arioſt, wenn er im „raſenden Roland" (Geſ. 43, Stanze 98) die Manto ſagen läßt:

Von allen Uebeln dieſes Lebens
Dringt nur der Tod auf uns nicht ein;
Wir wünſchen ihn herbei vergebens,
Damit noch herber unſre Pein.

Sechsunddreißigſte Zelle.

Sagenbildungen,

welche

aus dem Beſtreben: **Naturphänomene, Local-Eigenthümlichkeiten, Orts- und Perſonennamen, monumentale Bilder, Wahrzeichen** u. ſ. w. zu deuten, entſtanden ſind.

I. Himmelserſcheinungen.

Sonne und Mond wurden bei allen Völkern, bald als Mann und Frau, bald als Bruder und Schweſter perſonificirt. In der nordiſchen Mythe heißen ſie Sol und Mani, ihr Vater Mundilfari, d. i. der drehende Firſternhimmel *). Die Aſen verſetzten Sonne und Mond an den Himmel, und gaben ihnen Wagen und Roſſe, um an Himmelsbogen herumzufahren **). Die Roſſe der Sonne heißen Arvakr (der Frühwache), und Alſwidhr (der Allkluge, vielleicht weil dem Blick der Sonne ſich nichts zu entziehen vermag?). An ihren Bugen ſind Blaſebälge angebracht, um die Glut abzukühlen, welche ſonſt alle Weſen und Pflanzen verkohlen würde; Andere deuten ſie auf die friſchen Morgenwinde.

---

*) Nach Thorkelin zur ältern Edda I. 15. von fara, fahren oder führen, und manaul: Achſe, Rolle, Mandel, Mangel; (μάγγανον, Maſchine, μάνδαλος Ringel, lat. mangonium, Lat. med. aevi: manganum, Wurfmaſchine, altd. Mange. Ob man dabei an der indiſchen Weltberg Mandar (mundus) denken dürfte, den Rieſen (Elemente) im Milchmeer an der (Zeit-) Schlange Ananda (Unendlich) umquirlten?

**) Pſ. 19, 6. geht die (bei den Orientalen männlich gefaßte) Sonne „wie ein Bräutigam aus ſeiner Kammer (im Meere, wo ſie Abends einkehrt), und freut ſich wie ein Held zu laufen den Weg.“ Die Griechen ehrten die Sonne an ihren Feſten durch nachahmende Wettläufe, zu Fuße und zu Wagen, denn auch ſie ließen Sonne und Mond auf Wagen fahren. (Iliad. 5, 720 sq.)

Die Letten erzählen, wie Saule (Sonne) mit ihrem Manne Mehnes (Mond) die erſten Sterne (Swaigones) gezeugt, von welchen die übrigen Himmelslichter herkamen. Um dieſe kleine Sonnenmaid (Saules mailas) freiten die Götterſöhne (Dewa dehli) und erhielten eine kleine Mitgabe. Ihren Mann aber, weil er treulos dem Morgenſtern die Braut entführte, zerhieb die Frau Sonne mit ſcharfem Schwert in vier Viertel (Hagen's „Germania" I. S. 28).

Dieſelbe Sage findet ſich in einer geringen Abweichung in Stenders keltiſcher Sprachlehre S. 662. Dort iſt es der Blitzgott Perkun, der die Sonne an ihrem ungetreuen Gatten rächt; und nicht in vier Theile, ſondern in zwei Hälften ſpaltet ſein Schwert (der Blitz) den Mond, dieſe ſind in den beiden Mondvierteln zu ſehen.

Die Schiffsleute hegen die Meinung, daß der Mond eine ſchwammige Natur habe, denn er ſaugt, beſonders im Vollichte, oft in unglaublicher Kürze ganze Wolkenmeere in ſich, und entſchleiert den blauen Himmel. Der Mond iſt durſtig, ſagen ſie, und ſäuft das Gewölke. Dieſes Phänomen zeigt ſich auch wirklich am häufigſten zur Zeit des Vollmonds im Zwielicht, und die Meteorologen ſind mit der Erklärung dieſer Erſcheinung auch noch nicht ins Reine gekommen.

Das Mährchen vom „Mann im Monde" ſcheint ein etymologiſches zu ſeyn. In der indiſchen Mythe heißt der Mann (Manu), als erſtgeſchaffener Menſch (manusha), nach ſeiner Herkunft aus dem Monde (ma, μῆν). Jener Manu iſt der ägyptiſche Menes und kretiſche Stiervater Minos, mit Anſpielung auf die Hörner des Mondes *). Die Germanen leiten

*) Auch Manu nahm, als er ſich zum Erſtenmal begattete, Stiergeſtalt an. Als Geſetzgebender Stier Dherma (der wie Mi-

ſich von Mannus, dem Sohn des Thuisco, des Luftgottes Thys ab, wie Manu ein Sohn Brahma's war. Die Verſchmelzung beider Bedeutungen (Mann und Mond) in den ſo nahe verwandten Wörtern zeigt auch der nordiſche **Mana-garmr**, wie der Alles verſchlingende Hund heißt, welcher vom Tod aller Menſchen lebt, und als Wolf auch den Mond verſchlingen will. Hagen vergleicht auch das altd. **Mane**, Mond mit **maenish, monisch**, Menſch, und fügt hinzu: Erwägt man, daß der nordiſche Mani vielmehr der Führer des Monds (**tungl**), als der Mond ſelber iſt, ſo wird die weit verbreitete Vorſtellung vom Mann im Monde wohl einen andern Sinn und Urſprung haben, als aus den Flecken im Monde, in welchen er doch eben ſo wenig zu erkennen iſt, als das, was die Schweden noch darin ſehen, nämlich zwei Männer, die einen großen Eimer an einer Stange tragen (**Ling Eddornas Sinnebildslära I, 78**). Die Edda nennt Beide **Bil** und **Hiuki**, Söhne Vidhfinns, und berichtet: Mani habe die Knaben der Erde entrückt, als ſie vom Brunnen Byrgir den Eimer Sägr an der Stange Sivul auf den Schultern trugen (**Sn. Edda 12**). Dieſe dunkeln Namen beziehen ſich vermuthlich auf die wechſelnden Lichtgeſtalten des Mondes, deſſen Ab- und Zunahme — denn **bila** bedeutet verringern, und **hjuka**, pflegen, **Saegr**: Fülle, ſ. Finn Magnuſens **Lex. Myth. 507** — der aus dem verborgenen Lichtborn ſchöpfende Eimer ausdrückt. Nicht deutlicher als dieſen Eimer und Stange ſieht man das Zubehör unſeres Männleins im Monde, den Dornſtrauch und

---

nos — im Neumonde d. h. im Schattenreiche — die Todten richtet, durchſchreitet er alle 4 Weltalter (Mondphaſen?)

ſeinen Hund, welcher letztere wieder auf die wilde Jagd (der Diana, Holle ꝛc. oder auf die hundsköpfige Hekate) zu deuten wäre (Hagen a. a. O. S. 360). In der deutſchen Sage iſt der Mann im Monde ein Kohldieb, deshalb zur Strafe in den Mond verſetzt. Den Sinn dieſer Fabel leſe man oben S. 496 nach. In der Mark, in der Umgegend von Benzendorf, ſagt man: es ſey kein Mann, den man im Mond erblicke, ſondern eine Frau, die am Sonntag geſponnen, und nun zur Strafe mit der Spindel dort oben ſitze (Kuhn M. S. Nr. 26). Das wird wohl die S. 494 erwähnte Maria geweſen ſeyn, die an Mariä Himmelfahrtstag mit ihrem Geſpinnſt noch nicht zu Ende war, und zur Strafe in den Mond verſetzt wurde; wahrſcheinlich Maria ſelber, welche Offenb. Joh., auf dem Monde ſtehend, geſchildert wird, und der Legende zufolge dort wirklich ihren Wohnſitz hat (vgl. Naubert neue Volksm. Bd. I.).

In Ditmarſchen ſagt man, daß die Einwohner von Böſum in ihrem Kirchthurm ſitzen und die Sonne am Tau haben. Sie bewahren ſie darin die Nacht über, und müſſen ſie des Morgens wieder in die Höhe ſtoßen. Man ſagt auch ſo: Wenn ſie des Abends in ihre Nähe kommt, ſo binden die Straßenjungen des Orts ihre Taſchenmeſſer an Bindfaden, und werfen damit in die Sonne hinein, und tuckſen ſie dann herunter. Andere aber behaupten, daß es in der Nähe von Hamburg ein Dorf gebe, deſſen Einwohner daſſelbe beim Monde thun. Auch ſie ziehen auf und nieder, ſchneiden ihn oft zurecht, und von ihren Meſſern hat er die großen Löcher und ſchwarzen Flecke. (Müllenhof Schleswig-Holſtein Nr. 351.)

Die Inder erklären die Flecken im Monde auf folgende Art:

Als der Beherrſcher des Luftkreiſes, Indra, die Ahalya (d. i. die Nichtdunkle v. hal oder kal, dunkel und a pri-

vativ.) zu ſeinem Willen verleiten wollte, machte er den „leuchtenden“ Candra (verw. mit dem lat. candor) zum Vertrauten ſeiner Liſt. Dieſer wußte, daß ihr Gatte jedesmal beim Hahnenkrähen zum Gebet aufſtehe, ſeine Hütte verlaſſe, und ſich im Ganges waſche. Beide begaben ſich alſo in die Nähe ſeiner Wohnung. Candra nahm die Geſtalt eines Hahnes an und krähte noch vor Mitternacht. Sogleich ſtand der heilige Mann auf und ging zum Strom, eine frommen Gebräuche zu verrichten. Indeß beſuchte Indra die Ahalya unter der Geſtalt ihres Gatten. Die Stromgöttin Ganga empfing aber den Mann ſehr übel, der ſie vor Tagesanbruch ſtörte. Er berief ſich auf den Hahnenruf, ſchöpfte aber Verdacht, als er hörte, wie früh es noch ſey, und eilte zu ſeiner Wohnung zurück. Hier fand er nun die beiden Götter, prügelte ſie ganz unbarmherzig, und belegte ſie noch mit dem Fluch, daß ſie die Merkmale dieſer Schläge immer behalten ſollten. Der Mond (Candra) iſt daher noch immer voll dunkler Flecken. (**Polier Myth. des Ind. II. p. 194—231.**)

Nach der Lehre der Mongolen zeigen die Mondſchatten des Haſen Geſtalt:

Bogdo Schigamuni, der oberſte Regent des Himmels, hatte ſich einſt in einen Haſen verwandelt, um einem verhungernden Wandersmann zur Speiſe zu dienen. Wegen dieſer aufopfernden Handlungsweiſe ſetzte Churmuſta (der Ormuzd der Mongolen), welchem die Tängari (die guten Geiſter) als ihren Oberſten verehren, die Figur eines Haſen in den Mond, damit jene edle That ſtets in Erinnerung bleibe. (Bergmanns nom. Streifereien III. S. 40.)

Der vorerwähnte Dornſtrauch wird in einer von Kuhn erzählten märkiſchen Sage (**Nr. 26**) zum Reisholzbündel (Dornwelle) in der Hand des Mannes im Monde, der auch eine Axt auf dem Rücken trägt. In den Axtſtiel mochte ſich die Waſſerſtange des heidniſchen Mährchens, der getragene Eimer in den Dornbuſch verwandelt haben, die Idee des Diebſtahls wurde beibehalten. Fiſchart (**Gargant. 130**[b]) gedenkt des „Männ-

leins im Monde", das Holz geſtohlen. Chaucer (Testam. of Crescide) weiß, daß der Dornbuſchträger ſeines Diebſtahls wegen nicht in den Himmel gelaſſen wurde, ſondern im Mond bleiben mußte. Ritſons ancient songs enthalten ein Lied auf den Mann im Monde, welches beginnt: Auf einer Traggabel ſchleppt er, zitternd vor Kälte, eine Laſt Dörner, die ihm das Gewand zerreißen. Er hat ſie gehauen, und iſt vom Flurhüter gepfändet worden. Das Lied ſtellt ihn als faulen Alten dar, der bald ſtill ſteht (d. h. rückwärts ſchreitet), bald fortſchreitet, überdieß betrunken iſt. Shakesſpeare gedenkt des Mannes im Mond, ſeines Hundes und ſeines Dornbuſches (Tempest II, 2, 1.). Was das Dornenbündel für einen Sinn birgt, iſt ſchwer zu errathen, man müßte denn die hellen Parthien im Monde als Gegenſatz zu den Flecken darunter verſtehen, wenigſtens bedeutet Dorn in der orientaliſchen Bilderſprache ſ. v. a. Feuer, daher brennt der Dornbuſch auf dem Berge Horeb, ohne ſich zu verzehren.

Das kalte Licht des Mondes mochte die Hellenen auf den wunderlichen Gedanken gerathen laſſen, den Mond als frierend, folglich unbekleidet ſich zu denken. Plutarch erzählt nämlich im Gaſtmahl der ſieben Weiſen:

Der Mond ſprach einmal zu ſeiner Mutter (?): „die Nächte ſind ſo kalt, ich friere, mach' mir doch ein warmes Kleid!" Sie nahm das Maß, und er lief fort. Wie er aber wieder kam, war er ſo groß geworden, daß das Röckchen nirgends paſſen wollte. Da trennte die Mutter die Nähte und ließ aus; allein die Zeit währte dem Mond zu lange, und er ging wieder fort. Emſig nähte die Mutter am Kleide, und ſaß manche Nacht auf bei Sternenſchein. Der Mond kam zurück, hatte viel gelaufen, und darum ſehr abgenommen, war ſchmächtig und bleich ge-

worden, das Kleid war ihm alſo viel zu weit, und die Aermel ſchlotterten über die Knie. Da war die Mutter bös, daß er ſie ſo zum Narren habe, und verbot ihm, je wieder ins Haus zu kommen. Deßwegen muß nun der Mond nackt und bloß am Himmel laufen, bis Jemand kommt und ihm ein Röcklein kauft.

Muthmaßlich dachte der Hellene hier an Hermes, den männlichen Mondgott, den Sohn der Weberin Maja, die in der Tiefe des Meeres Scheingewänder webt. Ihr Name iſt unverändert der indiſche für die Mondgöttin, die wir auch in deutſchen Mythen als Spinnerin kennen lernten.

Noch drolliger iſt die Verkleidung der Sonne als — Schneider in einem öſtreichiſchen Volksmährchen, das Ziska in Büſchings wöch. Nachr. IV. S. 124 ff. mittheilt, und das mit einigen Abänderungen in Nr. 20. der Grimmſchen Kindermährchen wiedererzählt iſt.

Ein Schneider ging auf die Wanderſchaft, da begegnete ihm ein Rieſe, der ihn in ſeine Dienſte nehmen wollte. „Was iſt meine Beſoldung?“ — Der Rieſe antwortete: Dreihundert fünfundſechszig Tage jährlich, und iſt es Schaltjahr, noch einen darüber. „Biſt du damit zufrieden?“ — „Meinetwegen!“ antwortete der Schneider, dachte aber bei ſich: ich will mich von ihm bald wieder los machen. Da befahl ihm der Rieſe, einen Krug Waſſer zu holen. „Warum nicht lieber gleich den Brunnen ſammt der Quelle?“ fragte der Schneider, welcher ſich vor dem Rieſen aufſchneiden wollte, damit dieſer Furcht bekäme und ihn nicht zu verſchlingen Luſt bezeuge. „Was? den Brunnen ſammt der Quelle?“ murmelte der leichtgläubige Recke in den Bart hinein, und bekam Reſpect vor dem Schneider. — Wie der Schneider Waſſer gebracht, befahl ihm der Rieſe, einige Scheite Holz im Walde abzuhauen und heimzutragen. „Warum nicht lieber gleich den ganzen Wald mit Einem Streich?“ fragte der Schneider. Der Rieſe fürchtete ſich jetzt noch mehr. Diesmal befahl er ihm, ein

Wildſchwein für das Abendmahl zu ſchießen. „Warum nicht lieber gleich tauſend mit Einem Schuß und dich dazu?“ fragte der Prahler. „Laſſen wir das heute gut ſeyn“ rief der Rieſe erſchrocken aus. In der folgenden Nacht konnte er vor Angſt nicht ſchlafen. Er dachte auf ein Mittel, je eher je lieber, ſich dieſes Dieners zu entledigen. Am andern Morgen in der Frühe gingen Beide zu einem Sumpfe, der ſtark mit Weidengebüſch bewachſen war. Da ſagte der Rieſe: „Setze dich auf ſo eine Gerte, ich möchte doch ſehen, ob du ſie zu biegen vermagſt.“ Gleich ſetzte ſich der Schneider auf eine, hielt den Athem an ſich, und machte ſich ſchwer, daß ſich die Gerte bog, aber wie er wieder Athem ſchöpfen mußte, ſchnellte ſie ihn, da er unglücklicher Weiſe ſein Bügeleiſen nicht bei ſich hatte, zum Vergnügen des Rieſen ſo hoch in die Luft, daß er nicht mehr zu ſehen war.

Vielleicht ſtammt daher das Sprichwort: „Ein Schneider iſt nicht ſchwer?“ Der Schluß der Erzählung ſcheint urſprünglich ein anderer geweſen zu ſeyn, etwa daß der Schneider ins Waſſer gefallen. Da aber die Abſicht des Erzählers, welcher den eigentlichen Sinn der Fabel nicht mehr kannte, darauf hinaus ging, nur den Rieſen lächerlich zu machen, ſo mußte er den Schneider, wenn er nicht mit deſſen Triumph über den Rieſen ſchließen konnte, mindeſtens vor dem Ausgelachtwerden zu ſchützen ſuchen. Das Wildſchwein, das er zum Abendmahl herbeiſchaffen ſoll, iſt Freir's Sonneneber mit den Goldborſten (Strahlen), welcher allnächtlich für die Helden der Walhalla in einem mächtigen Keſſel gekocht wird, und am nächſten Morgen zu neuem Leben erwacht, gerade wie die Sonne, welche Abends im Ocean (Aegirs Braukeſſel) verſchwindet, um am folgenden Tage in neuem Glanze wieder aufzuſteigen. Die Sonne iſt auch der Schneider ſelber, der, wie ein Sonnenſtrahl, ſich auf dem Weidenzweige

wiegt und hierauf in dem Bache untergeht, in unſerm Mährchen unſichtbar wird. Was iſt leichter als das Licht? Die engliſche Sprache drückt daher beide Begriffe mit Einem Worte (light) aus. Der Wald, den der Schneider zu fällen verſpricht, bezieht ſich auf die durch allzuſtarke Glut entſtehenden Waldbrände, und die Quelle, die er ausſchöpfen will, ſpielt auf das Austrocknen derſelben in der Sommerhitze an. Der Rieſe iſt als ein Weſen bezeichnet, auf welches die Sonnenſtrahlen nur verderblich wirken, als das Princip der Finſterniß und Kälte, er iſt aus dem Geſchlechte der nordiſchen Reif- und Froſtrieſen. Wenn die Nachtrieſen ſich vom Sonnenſtrahl betreffen laſſen, werden ſie zu Stein. Anfänglich (um Mittewinter) ſpottet er des kraftlos ſcheinenden Schneiderleins, als er aber ihn genauer kennen lernt (im Frühjahr), bekömmt er eine andere Meinung von ſeiner Kraft. Im Mährchen muß freilich der Schneider als Prahler erſcheinen, weil er nur für einen — Schneider gelten will, in der Wirklichkeit aber, d. h. als Sonnenperſonification, vermöchte er allerdings ſein Verſprechen zu halten, wenn ihn der Rieſe — was aber zu des Letztern Schaden ausfiele — beim Wort nehmen wollte.

Wie allen Aſen, ſind inſonderheit der Sonnengöttin, die vom Weltrieſen Ymer abſtammenden und den Aſen gegenüberſtehenden (Elementar-) Rieſen feindſelig, und ſie wird nebſt dem Monde ſtets von zwei Wölfen — bei den Indern ſind es zwei Drachen, und vielleicht auch ſonſt im Orient, vgl. Offb. Joh. 11, 19, wo der Drache das Sonnenweib zu verſchlingen droht; bei den Hellenen ein Meerungeheuer (die Seeſchlange), aus deſſen Rachen der Sonnenheld Hercules, nach drei Tagen bei Joppe, wie Jonas, wieder ausgeſpieen

wurde, aber das Haar (die Strahlen) verſengt hatte — aus dem Rieſengeſchlechte bedroht, indem Hati (Hader, Haß) vor ihr den Mond, und Sköll *) ſie ſelber verfolgt. Darunter ſind die Eklipſen (Götterdämmerungen) gemeint. Bei dieſen verliert die Sonne ihren Schein, der Wolf ereilt und verſchlingt ſie, muß aber ſeinen Raub (wie Cerberus in Cumäa) wieder ausſpeien, denn die Finſterniſſe währen nur kurze Zeit. Laut des Verzeichniſſes der heidniſchen Gebräuche zur Zeit des h. Bonifaz, rief man dem Monde bei Verfinſterungen zu: Siege Mond! weil man vermuthlich ihn in Gefahr wähnte; wie ſolches allgemeine Vorſtellung im Heidenthum war und noch iſt, wonach auch der Mond bald aufs Blut gepeitſcht, bald von einem Drachen verfolgt, und ihm durch Geſchrei, Trommeln und Blaſen Hülfe geleiſtet wird; was ſelbſt die Römer durch die Tuba **) thaten, und ſowohl in den germaniſchen als romaniſchen Ländern noch in chriſtlicher Zeit geſchah (Eccard. Franc. Or. I, 427). Die Indier glauben, die Dämonen Ragu und Kadu wollen zur Zeit der Eklipſen Sonne oder Mond verſchlingen, die Chineſen halten jenen für einen Drachen, der die beiden Himmelslichter freſſen wolle. Die Mongolen erzählen: die Götter wollten den Aracho für ſeine Unthaten ſtrafen, er hatte ſich aber ſo gut verſteckt, daß Niemand ſeinen Schlupfwinkel ausfindig machen konnte. Man fragte daher die Sonne. Sie gab unbefriedigende Antwort. Als man den Mond fragte, entdeckte er Aracho's Aufenthalt. Aracho wurde nun hervorgezogen und gezüchtigt. Zur Rache dafür ver-

*) Isländ. Skolli, Fuchs (und Teufel), σκυλαξ = Schakal, Fuchswolf.

**) Juvenal. 6, 442. Tacit. Annal. 1, 28.

folgt er Sonne und Mond; und ſo oft er mit dem einen oder der andern in Handgemenge geräth, entſtehen Verfinſterungen. Um die Himmelslichter aus ihrer Noth zu retten, wird mit muſikaliſchen Inſtrumenten lärmendes Getöſe gemacht, wodurch ſich Aracho zurückſchrecken läßt (Bergmann, nomad. Streifer. III, 41). Nach Georgii (Alph. Tibetan. p. 189) ſind es Ungeheuer, oben wie Menſchen, unten wie Schlangen geſtaltet, die Sonne und Mond nachſtellend, ihre Verfinſterung veranlaſſen. Die Finnen in Europa glauben Aehnliches. Bei den Eſthen heißt es: „Sonne und Mond wird gefreſſen.“ Die Litthauer laſſen einen Dämon (Tiklis) den Sonnenwagen anfallen, dann entſteht Finſterniß, und allen Geſchöpfen bangt, daß die Sonne unterliege. Bei Mondfinſterniſſen tragen die Grönländer Kiſten und Keſſel auf die Hausdächer und ſchlagen darauf. Die Mauren in Afrika feuern bei einer Eklipſe Flinten nach der Sonne, um das ihr nachſtellende Ungeheuer zu ſchrecken, daß es ſie nicht verzehre. In den Ebenen und auf den Höhen von Tripolis ſchlagen die Weiber Kupfergeräth aneinander, und machen einen Lärm, der Meilen weit gehört wird. Abweichend von den andern Völkern, denkt man am Nigerſtrom. Dort wird zwar auch bei Mondfinſterniſſen geblaſen, aber nicht um einen Drachen zu verſcheuchen, ſondern: weil der Mond aus Verdruß über ſeinen dornigen Weg den verbotenen Pfad der Sonne betreten, dieſe ihn aber entdeckte, und ihn nun am Himmel hin und her jage und durch Verfinſterung ſtrafe, ſoll jener Lärm ſie abſchrecken.

Nach der Edda waren alle Geſtirne Feuerfunken aus Muspelheim, die in dem Luftraum herumflogen, bis ihnen die Götter ihren Ort und Lauf anwieſen

(Sn. 9). Entzündete Dünſte, die bei geſtirntem Himmel, feurigen Faden gleich, ſchnell durch die Luft niederfallen (lat. stella transvolans, ital. stella cadente, ſpan. estrella vaga, franz. étoile filante) werden dem Reinigen des Sternlichts zugeſchrieben. Man ſagt: „ein Stern ſchnäuzt ſich". Der litthauiſche Mythus vereinigt die fallenden Sterne mit der Sage vom Schickſal: die Spinnerin beginnt den Faden der neugebornen Menſchen am Himmel zu ſpinnen und jeder Faden endet in einen Stern. Naht nun der Tod des Menſchen, ſo reißt ſein Faden, und der Stern fällt erbleichend nieder. Dieſe Spinnerin ſitzt auf einer ſolchen Höhe am Firmament, daß mit dem täglich geſponnenen Faden die Welt der Länge nach gemeſſen werden könnte, obſchon der Stern ſtets in ſeiner gewöhnlichen Höhe ſich zeigt, und der erſt nach Verlauf vieler Jahre (bei ſchwächer werdendem Auge) um etwas ſchwächer erſcheint. Daher ſind die niedern Sterne die Endpunkte von dem Lebensfaden junger Leute. (Ausl. 1839, Nr. 279.) Ueber die Entſtehung der Sterne belehren uns die guten Holſteiner eines Andern als die Edda: Der liebe Gott gebraucht die alten Jungfern nach ihrem Tode zu einem wunderlichen Geſchäft. Sobald nämlich die Sonne am weſtlichen Himmelsrand untergegangen iſt, müſſen die alten Jungfern aus den abgenutzten alten Sonnen die Sterne zuſchneiden; die verſtorbenen alten Junggeſellen aber müſſen dieſe während der Nacht im Oſten allezeit hinaufblaſen, indem ſie beſtändig an einer Leiter auf- und abſteigen. (Müllenhof a. a. O. Nr. 482). Im litthauiſchen Mythus ſind die Sterne Kinder des Mondes und der Sonne, und werden, wie in den Myt-

den des Orients und der Hellenen als Heerden (ſanskr. greha, Stern, lat. greges, Heerden) dargeſtellt.

Von der Milchſtraße und ihrer Beziehung auf Irwin und Erich habe ich S. 64 gehandelt, bemerke alſo hier nur nachträglich, daß das chriſtliche Mittelalter ſie auch die „Jacobsſtraße“ (lat. galaxias via sancti Jacobi, franz. chemin de St. Jacques) nannte, weil die Pilgerfahrten zum angeblichen Grabe des San Jago di Compoſtella in Spanien zum Himmel führen ſollten. Die Litthauer nannten ſie die „Vogelſtraße“, weil man, die Seelen der Verſtorbenen als Vögel auf derſelben herumflatternd, ſich vorſtellte.

Dem Regenbogen, ebenfalls die „Geiſterbrücke“ genannt (ſ. S. 272 ff.), ſchrieben die Serben die Macht zu, das Geſchlecht des unter ihm Durchgehenden zu ändern, wahrſcheinlich, weil die Geiſter geſchlechtlos (ſündlos) ſind, denn im Himmel, ſagt der Evangeliſt, freit man nicht.

Vom Urſprung des Siebengeſtirns (Plejaden) wird erzählt: Chriſtus ging an einem Bäckerladen vorüber, wo friſches Brod duftete, und ſandte ſeine Jünger hin, um Brod zu erbitten. Der Bäcker ſchlug es ab, doch von fern ſtand die Bäckersfrau mit ihren ſechs Töchtern und gab das Brod heimlich; dafür ſind ſie unter die Sterne verſetzt, der Bäcker aber iſt zum Kukuk geworden (vgl. S. 385), und ſo lange er im Frühjahr ruft, von Tiburtii bis Johannis, iſt das Siebengeſtirn am Himmel ſichtbar. (Grimm S. 692.) Ueber die Geſtirne „der Bär“, „der Fuhrmann“ und „Orion“ ſ. S. 61. 71.

In Norwegen erzählt man ſich vom Nordlicht, daß im höchſten Norden ein ungeheurer Eispallaſt ſtehe,

in welchem der böſe Nebelkönig, ein Sohn der Nacht und des Oceans, ſein Weſen treibt. Er freut ſich, die Menſchen zu Waſſer und zu Lande zu verwirren, die Schiffe an Klippen zu treiben, die Jäger in Wäldern zu äffen ꝛc. So alt er iſt, ſo liebt er doch die ſchönen Weiber. Darum zog er einmal gegen Süden und entführte eine Tochter des Lichts, machte ſie zu ſeiner Gemahlin und läßt ſie an ſeiner Statt herrſchen, wenn er ſchläft — und dieſe Tochter des Südens iſt das Nordlicht. Einmal wird der Nebelkönig von ſeinem langen Winterſchlaf gar nicht mehr erwachen, dann wird das Nordlicht einen Fürſten aus Süden zum Manne nehmen, ihre Vermählung wird des Nordens Eis- und Schneewaſſer aufthauen, und Norwegen wird das ſchönſte Land der Welt werden.

Wenn es donnert, ſo ſagt man auf Silt, der liebe Gott führt ſeine Kieſen, die Feuerung nämlich, die auf den Inſeln Frieslands aus dürrem Miſt bereitet wird. In Ditmarſchen ſagt man: die Engel kegeln mit großen Steinen. Iſt es ein ſtarkes Gewitter, ſo heißt es: „Nun fährt der Alte wider die Bäume und haut mit der Axt ein Rad.“ Denn aus den Funken, die dann herausfliegen, entſteht der Blitz. Aber nur gottloſe Jungen ſagen das. Ein Bauer hat einmal ſeinen Knecht ſogleich aus dem Dienſt gejagt, als er bei einem Gewitter ſagte: „Der liebe Gott ſchmeißt mit der Brodkruſte.“ Man meint auch ſonſt, daß der liebe Gott beim Gewitter erzürnt ſey und mit Steinen um ſich werfe. Findet man einen ſolchen Donnerſtein, ſo hebe man ihn ſorgfältig auf, denn in dem Hauſe, wo ſich ein ſolcher Stein befindet, richtet der Donner nie Schaden an. (Müllenhof a. a. O. Nr. 480.)

II. Das Leuchten des Meeres

gehört zu den prachtvollen Naturerſcheinungen, die Bewunderung erregen, wenn man ſie auch Monate lang allnächtlich wiederkehren ſieht. Das Meer phosphorescirt unter allen Zonen, aber in der Südſee zeigt ſich dieſes Schauſpiel am prachtvollſten. So oft die entblößte Seite eines die ſchäumende Fluth durchſchneidenden Schiffes ſich umlegt, ſcheinen röthliche Flammen blitzähnlich vom Kiel aufwärts zu ſchießen. Dieſe Erſcheinung erklärten Forſter (Reiſe um die Welt S. 57) und Le Gentil (Voy. aux Index I, p. 685—698) durch elektriſche Reibung des Waſſers am fortgleitenden Fahrzeuge. Humboldt fand ſich in ſeinen „Anſichten der Natur“ I, S. 221 veranlaßt, dieſen Irrthum, wie folgt, zu berichtigen: „Was man über das Leuchten des Meerwaſſers mit Beſtimmtheit weiß, reducirt ſich auf folgende Thatſachen: Es gibt mehrere leuchtende Mollusken, welche bei ihrem Leben nach Willkür ein ſchwaches Phosphorlicht verbreiten, ein Licht, das meiſt ins Bläuliche fällt. Dahin gehört auch das mikroſkopiſche Thier, welches Forſter in Menge beim Vorgebirge der guten Hoffnung auf dem Meere ſchwimmen ſah. Das Leuchten des Meeres wird bisweilen durch dieſe lebendigen Lichtträger bewirkt; denn mehrentheils erkennt man ſelbſt durch ſtarke Vergrößerung keine Thiere im leuchtenden Waſſer. Und doch überall, wo die Welle an einen harten Körper anſchlägt und ſich ſchäumend bricht, überall, wo das Waſſer erſchüttert wird, glimmt ein blitzähnliches Licht auf. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt in faulenden Fäſerchen abgeſtorbener Mollusken, die in zahlloſer Menge im Waſſer zerſtreut ſind. Wenn man leuch-

tendes Waſſer durch enggewebte Tücher gießt, ſo werden dieſe Fäſerchen oft als leuchtende Punkte abgeſondert; aber bei der ungeheuern Menge von Molluſken, die ſich in allen Tropen-Meeren finden, leuchtet das Seewaſſer ſelbſt da, wo man keine Fäſerchen abſondern kann.“

Der alte Willy aber, der nun bereits mehr als vierzig Mal über den Tropicus hinausſegelte und jetzt mit klugem Blicke vom Steuerruder aus über die Fläche hinſchaut, weiß es beſſer, und gibt über das Leuchten des Meeres folgenden Aufſchluß:

Als noch kein Schiff dieſe Gewäſſer durchſchnitt, da hatten die Dinge ringsumher eine andere Geſtalt als jetzt. In dieſem Augenblick heben ſich am äußerſten Horizont die Wellen gleich ſtattlichen Hügeln empor, und dann ſtürzen ſie in ſich zuſammen. Das geſchah aber vormals nicht, ſondern ſie blieben aufrecht ſtehen, und waren nichts, als wunderliche Inſeln, die aus dem Ocean auftauchten und mit ihrem Grün das Auge ergötzten. Im weiten Halbkreis ſtanden ſie in unabſehbarer Reihe neben einander, und leichtgebaute Fahrzeuge unterhielten eine gegenſeitige Verbindung. Da fand ſich Ueberfluß an Früchten und Blumen, und die ihre Zweige zur Erde neigenden Bäume bildeten natürliche Lauben. Die Bewohner dieſer glücklichen Inſeln hatten alſo wenige Bedürfniſſe. Eine gütige Fee beherrſchte dieſe Unſchuldswelt, und ſorgte, daß keinem ihrer geliebten Unterthanen Kunde werde von dem Elend, was jenſeits dieſer Inſeln die Menſchheit drückt. Unfern von dieſem Paradieſe erhob ſich eine finſtere Gebirgsmaſſe, welche die wohlthätige Fee durch einen lichten Nebelſchleier dem Auge der Sterblichen verhüllte. Hier herrſchte ein Zauberer, der das Glück jener Inſulaner mißgünſtig anſchaute. Er verließ alſo in dunkler Nacht ſeine Gebirge, und erregte einen Sturm, der das Meer in ſolche Bewegung brachte, daß die Wellen, bis zu den Wolken ſich aufthürmend, ſich auf die zarten Hügelreihen ſtürzten. Da tauchte die Fee aus den Wogen auf, und ihr eilender Blick

beſänftigte die Elemente. Ergrimmt nahm der Zauberer durch die Luft ſeinen Weg nach Spaniens Gebirgen. Er kehrte nun nicht wieder nach ſeinem Wohnſitz zurück. Dieſer ward immer kleiner, und verſank endlich ſpurlos in die Tiefe des Meeres. Darüber ward die gute Fee froh, und ward deshalb noch ſorgloſer als vorher, aber zu ihrem eigenen Verderben.

Eine lange Zeit war ſeit jener Nacht verſtrichen, die Fee war zu ihren Schweſtern in den Orient verreist; da ſah man eines Morgens die Bewohner der Hügel verwundert an ihren Ufern ſtehen und eine ſtattliche Inſel anſtaunen, die über Nacht aus dem Meere aufgetaucht war. Sie war größer und höher als die übrigen, das Grün, mit dem ſie bedeckt war, blendender. Lange ſtaunten die Inſulaner dieſe Erſcheinung an; endlich entſchloſſen ſie ſich, ihre Boote zu beſteigen und dem neuentſtandenen Eiland zuzuſchiffen. Je tiefer ſie in das Land hinein gingen, deſto weiter dehnte es ſich vor ihnen aus, ſo daß ſie ſchon die Beſorgniß hegten, ſie würden den Landungsort nicht wieder finden. Mehrere riethen zur Umkehr, als ſie einen Mann, auf dem Raſen ſitzend, gewahrten, der ganz ſo gebildet war, als ſie, nur daß er ſich durch ſeine anſehnliche Körperlänge von ihnen unterſchied. Freundlich winkte er ihnen zu. „Ich wollte euch wohl von den Früchten, die meine Inſel hervorbringt, Einiges zur Stärkung anbieten,“ ſprach er ſchlau, „aber ich weiß nicht, wie es damit ausſieht, denn ich bekümmere mich nicht darum; ich bedarf dieſer Nahrung nicht, da mir Beſſeres bleibt, als jene Früchte, deren Benutzung auch jedem Thiere frei ſteht.“ Jetzt griff er in den Raſen hinein und brachte viele glänzende Dinge hervor, mit denen er um ſich warf, ſo daß die Inſulaner ſich nicht genug verwundern konnten über das, was ſie ſahen. „Ihr Thoren!“ redete ſie nach einer Weile der Mann an, „das habt ihr nun davon, daß ihr den Befehlen einer geizigen Frau gehorchtet, die euch jene Herrlichkeiten nicht gönnt, welche die Tiefe birgt; das habt ihr davon, daß ihr ſtets auf der Oberfläche euerer Fluren einhergebt, und nicht eindringt in das Geheimniß euerer Berge, die eben ſolche Herrlichkeiten verſchließen, als die

meinigen. Jetzt aber verlaßt mich, denn euere Gegenwart iſt meinem weitern Beginnen zuwider.“ Damit wandte er ihnen den Rücken, und die Inſulaner, welche ſich im Nu an den Strand und zu ihren Booten verſetzt ſahen, ſchifften gedankenvoll zu ihren Inſeln zurück. Dort angelangt, gingen ſie ſtumm neben einander her, und ſtarrten freudlos nach jener Inſel, wo ſie Alle den fremden Mann zu erblicken glaubten, wie er mit jenen unterirdiſchen Schätzen ſpielte. Endlich wagte es einer von ihnen, das ſeltſame Spiel des Fremden in ſeiner Heimat zu beginnen, er wühlte den Raſen auf und brachte jubelnd einen Haufen jenes glänzenden Spielwerks hervor. Die Andern machten es ihm nach, und bald war der grüne Hügel aufgewühlt, die Blumen wurden als unnütz weggeworfen, die Bäume, als dem Nachſuchen hinderlich, aus dem Wege geräumt, und Jeder ſuchte ſo viel Gold, Perlen und Edelſteine an ſich zu bringen, als er im Stande war. Jetzt war der Geiſt der Zufriedenheit von dem glücklichen Volke geflohen, Einer beneidete den Andern, glaubend, er beſitze noch lange nicht ſo viel, als ſein Nachbar, während dieſer mit gierigen Blicken nach dem Haufen ſeiner zuſammenſcharrenden Genoſſen ſchielte. Nun hielten ſie ſich mit ihren Reichthümern in den Hütten, welche ihnen die Natur erbaut hatte, nicht mehr ſicher genug, und ſuchten daher feſtere Wohnungen herzuſtellen. Dennoch war Einer vor dem Andern nicht ſicher, ein Krieg brach aus — und auch ein geheimer, denn wem es nicht gelang, ſich mit Gewalt fremder Schätze zu bemächtigen, der verſuchte es durch Liſt und Betrug.

Als die Fee wiedergekehrt war und die neu aufgetauchte Inſel entdeckt hatte, erſtaunte ſie ſehr; aber bald verwandelte ſich ihr Erſtaunen in Schrecken, als ihr alter Erbfeind, der Zauberer, auf einem Wallfiſch herbeiſchwamm, und ſagte: „Nun wirſt du ſehen, ob ich in der Zeit deiner Abweſenheit die Wirthſchaft ſo gut beſtellt habe, und ob ich hoffen darf, daß du mit meiner Ausſaat zufrieden biſt. Sie iſt bereits zum Verwundern gut aufgegangen, und ich wünſche nur, daß ihre Früchte dir ſo gut bekommen, als deinen Schützlingen.“ Als er dieß geſagt, ver-

ſank er laut auflachend mit ſammt ſeiner Inſel, die nur ein Trugbild geweſen, in die Tiefe.

Außer ſich vor Kummer, begab ſich die Fee nach ihren Inſeln, ſah die hier vorgefallene Zerſtörung, und berief die Inſulaner zuſammen, welche nur läßig im Gehorchen waren, denn ſie konnten es nicht über ſich gewinnen, ſo lange ſich von ihren Gütern zu trennen, bis ſie erfahren hätten, was ihre Gebieterin ihnen zu ſagen habe. Dieſe hielt ihnen ihr Unrecht vor, und ſuchte ſie zu bewegen, auf den alten Weg der Mäßigung zurückzukehren, erhielt aber nur Vorwürfe, daß ſie, ihrer eigenen Habſucht zu fröhnen, das Geheimniß der Berge vor ihnen ſo lange verborgen gehalten. Die Fee beſchloß die Verwegenen zu beſtrafen, und ſagte daher mit hohem Ernſte: „Ihr Undankbaren habt es verſcherzt, daß ich euch ferner beſchirme. Behaltet das Loos, das ihr euch gewählt. Aber die Schätze der Finſterniß gehören nicht an das Licht der Sonne. Darum mögen ſie verſinken in die Nacht des Meeres, und gelüſtet euch nach ihnen, ſo folget ihnen nach.“ Kaum hatte ſie dieß geſprochen, als alle Edelſteine, Perlen und Gold in die Tiefe des Meeres hinabrollten. Die Inſulaner ſahen den entſchwundenen Schätzen mit ſtieren Blicken nach, und ſtürzten ſich mit lautem Geheule in die Flut. Da warf die Fee, überwältigt vom tiefen Schmerz, den Talisman, mit dem ſie bisher dieſe glückliche Gegend beherrſcht hatte, weit von ſich, und entſchwebte in Geſtalt einer Taube zum Himmel. Die Hügel aber gingen auseinander, floßen rechts und links hinab, und miſchten ſich mit den Wellen. Die Inſulaner raffen gierig die verſunkenen Schätze auf dem Boden des Meeres zuſammen, und wenn ſie ſich genugſam beladen, dann ſtreben ſie nach dem Sonnenlicht Aber den feſten Boden vermiſſend, laſſen ſie die blinkende Laſt fallen und tauchen aufs Neue bis auf den Grund, das trügeriſche Spiel zu wiederholen. — Das iſt das Leuchten des Meeres.

An dieſem einen Beiſpiel von der Erfindung eines modernen Dichters (Heinrich Smidt) ſollte gezeigt werden, wie Volksſagen als Producte einer durch Natur=

anſchauung befruchteten Einbildungskraft zu entſtehen pflegen. Ehedem, wo Schriftkunde noch nicht Gemeingut des Volkes war, ſprach der Poet ſelbſt zum Kreiſe der ihm Horchenden, dann ſetzte er ſeinen Wanderſtab weiter fort, pilgernd von Ort zu Ort. Und das geflügelte Wort verbreitete ſich raſcher und wirkſamer, wo eine ganze Verſammlung dem Erzähler horchte, als jetzt, wo der Einzelne, überdies ohne kindlichen Glauben an das, was er lieſt, das Geleſene nach Befriedigung ſeiner Wißbegier ſchweigend in die Ecke ſeines Zimmers legt und — vergißt. Die Begeiſterung vermag hier nicht, ſich von einem Hörer auf den Andern fortzupflanzen, wie wir ähnliche Wirkungen noch im Schauſpielhauſe erleben, woraus erklärlich, warum dramatiſche Dichter am ſchnellſten Popularität erlangen. Jeder Zuhörer eines Mährchens pflanzte es mit eigenen Zuthaten und Abänderungen, je nach ſeinem individuellen Geſchmacke, weiter fort, daher die vielen Variationen, in welchen ein und derſelbe Sagenſtoff auf die Nachwelt kam, weil er in jeder Gegend, wo er Verbreitung fand, eine locale Färbung annahm. Sagen von urſprünglich religiöſem Gehalte konnten ſich dieſen Einwirkungen am wenigſten entziehen; zumal wenn ihre Entſtehungsperiode in eine ſehr frühe Zeit fällt, ſo daß deren Beziehungen zu dem untergegangenen Cultus dem chriſtlichen Zeitalter unverſtändlich wurden. Da konnte es nicht ausbleiben, daß oft das Weſentliche, was leicht den Schlüſſel zum Verſtändniſſe der Erzählung dargeboten haben würde — denn die Vorwelt liebte es, ihre Lehren in Räthſel und Bild zu kleiden — ausgeſchieden wurde. Und eben, weil die meiſten Volksſagen aus religiöſen Elementen hervorgegangen ſind, begreift es ſich leicht, warum ſich von Schiffermähr-

chen und Seemannsſagen faſt gar nichts erhalten hat, ſo daß moderne Dichter mit den Zeugungen ihrer eigenen Phantaſie dieſes Gebiet der Mährchenwelt zu bevölkern in neuerer Zeit ſich angeregt fanden.

III. Van Evert oder Urſprung der Matroſenſage vom „fliegenden Holländer.“

(Nach einer alten Handſchrift, mitgetheilt im „Mrgbl.“ 1824, N. 45.)

Während wir vom Plataſtrom nach Spanien ſegelten, hörte ich eines Nachts den Ruf: ein Segel! Ich war ſogleich auf dem Verdeck, ſah aber nichts. Der Mann, welcher die Wache hatte, ſah ſehr erſchrocken aus. Auf mein Zureden erzählte er die Urſache ſeines Zuſtandes. Er habe, in die Höhe aufblickend, eine ſchwarze Fregatte ſo nahe vorbei ſegeln ſehen, daß er das Bild an dem Schnabel bemerken konnte, welches ein Todtengerippe mit einem Speer in der rechten Hand vorſtellte. Auch ſah er die Mannſchaft auf dem Verdecke, welche dem Bilde ähnlich, nur daß die Knochen mit Haut bedeckt waren. Die Augen lagen tief im Kopfe und waren ſtarr, wie bei Leichen. Dennoch handhabten dieſe Phantome die Segel, welche ſo leicht und dünn waren, daß man die Sterne mit einem ungewiſſen Licht hindurchſchimmern ſah. Auch machten die Spuhlen und Taue kein Geräuſch, Alles war ſtumm, wie das Grab, außer daß zuweilen mit ſchwacher Stimme das Wort „Waſſer!“ hervorgeächzt wurde. Alles dieß ſah mein Mann bei einem ſchwach ſchimmernden Lichte, das aus dem Schiffe ſelbſt hervorbrach. Aber als er „Segel!“ gerufen, verſchwand das Schiff plötzlich, und er ſah nichts mehr, als die See und die Sterne. — Als wir nach ziemlich glücklicher Fahrt in dem ſpaniſchen Hafen angelangt waren, erzählte ich die Geſchichte in einer Geſellſchaft und lachte darüber, als über das Hirngeſpinnſt der kranken Einbildungskraft des Matroſen, der von dem Augenblick an in Trauer verſunken war, und ſo abzehrte, daß er ſtarb. Wie groß war mein Erſtaunen, als jetzt

einer der Zuhörer erblaſſend ausrief: „So biſt du denn gerochen, Sandovalle!“ Nach vielen Bitten erklärte ſich derſelbe folgender Maßen: „Es ſind nun 40 Jahre, als mein Bruder Don Lopez d'Aranda, aus Kummer über ſeinen Sohn, Don Sandovalle, welcher, wie er ſelbſt gemeldet, ſich mit ſeinen in Peru erworbenen Reichthümern und ſeiner ſchönen Braut, Lorenza, nach Spanien eingeſchifft hatte, ſtarb. Aber als der Vater eines Nachts ſchlief, hatte er folgenden Traum. Es dünkte ihm, er ſähe Sandovalle mit einer tiefen Wunde im Kopfe, wie er blaß und entſtellt nach einer Jungfrau hinzeigte, die an den Maſt eines ſchwarzen Schiffes gebunden war, und bald gen Himmel blickte, als flehe ſie um Beiſtand von oben, bald auf die blutende Wunde Sandovalle's hinſtarrte, bald ihr Auge ſchmerzhaft auf einen vor ihr ſtehenden Becher heftete, den ſie aber nicht erreichen konnte, und die wilden Männer umher um einen Tropfen Waſſer bat. Als ſie ihr dieß verweigerten, rief ſie mit feſter Stimme auf das Haupt eines gewiſſen Evert einen Fluch herab, bis ſie den Geiſt aufgab. Evert ſchien der Kapitain zu ſeyn. In dieſem Augenblick verſchwand auch das Geſicht, und mein Bruder vernahm eine Stimme, die da rief: „Sandovalle und Lorenza, ihr ſollt gerochen werden!“ So endigte der Spanier, der gar nicht zweifelte, das von dem Matroſen geſehene Phantom wäre Everts Schiff, welches verdammt worden, ewig das Meer zu durchkreuzen. Von dem Schiffe, in welchem der junge Edelmann abgeſegelt war, hatte man nie wieder gehört, und ungefähr um dieſelbe Zeit hörte auch ein berüchtigter holländiſcher Seeräuber auf, das Meer zwiſchen dem Plataſtrom und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu beunruhigen.

Wer nun glauben wollte, den Urſprung von der Sage des auch von Marryat zu einem Roman verarbeiteten „Geſpenſterſchiffes“ erfahren zu haben, würde ſich jedoch ſehr irren, denn in der Zeitſchrift „Ausland“ 1841, **Nr. 237**, findet ſich wieder ein anders lautendes Zeugniß, daß „dieſe Sage nicht, wie ſo manche

andere, ihren Urſprung blos in der Phantaſie der See-
leute hat, ſondern wirklich einigermaßen hiſtoriſch
begründet iſt (!), und daß der jetzige „fliegende“
ſeiner Zeit ein „leibhaftiger“ Holländer war, der ſich
als Seefahrer unter ſeinen Zeitgenoſſen einen großen
Namen erwarb, und denſelben in dem erwähnten Mähr-
chen auf die Nachwelt gebracht hat. Dieſer Mann
hieß Bernard Fokke und lebte zu Anfang des 17. Jahr-
hunderts. Er war ein unternehmender Seemann, der,
ohne ſich an Wind und Wetter zu kehren, immer mit
vollen Segeln durchfuhr. Er hatte eiſerne Stangen
auf den Maſten, damit dieſelben bei ſtarkem Winde
nicht über Bord wehen könnten, und legte bereits da-
mals die Reiſe von Batavia nach Holland in 90 Ta-
gen zurück, während er innerhalb acht Monaten die
Hin- und Zurückreiſe machte. Zu ſeiner Zeit, wo die
Schiffer den Weg nach Oſtindien und die auf dem
Weltmeer herrſchenden Winde und Strömungen noch
nicht ſo genau kannten, als jetzt, — wo der vorſich-
tige Steuermann, ſobald der Abend zu dunkeln anfing,
die Segel einzog, und wo daher die Dauer einer ge-
wöhnlichen Reiſe von Holland nach Java auf mehr
als gegenwärtig die Hin- und Zurückreiſe geſchätzt wurde
— zu jener Zeit kann es nicht befremden, daß ſo un-
glaublich ſchnelle Reiſen, wie die vom Schiffer Fokke,
übernatürlichen Urſachen zugeſchrieben wurden. Die Ei-
nen nannten ihn einen Zauberer, Andere ſprachen von
einem Bund mit dem Böſen u. dgl. Dieſer Glaube
wurde noch geſtärkt durch Fokke's ganz ungewöhnliche
Größe und Körperkraft, durch ein höchſt abſchreckendes
Aeußere und ein rohes zurückſtoßendes Benehmen, ſo
wie ſeine Gewohnheit, bei den geringſten Hinderniſſen
fürchterlich zu fluchen. Als er nun zum letzten Mal

den Hafen verlaſſen hatte und man nichts mehr von ihm hörte, ſo hieß es: er ſey des Teufels Beute geworden, welcher ihn zur Strafe für ſeine Sünden verurtheilt habe, auf ewig mit ſeinem Schiffe zwiſchen dem Cap der guten Hoffnung und der Südſpitze von Amerika herumzukreuzen, ohne jemals einen Hafen beſuchen zu dürfen. Von dieſem irrenden Schiffe wußten im vorigen Jahrhunderte faſt alle Seefahrer der indiſchen Meere zu erzählen. Mancher Schiffer war des Nachts von dem verzauberten holländiſchen Schiff angerufen worden und hatte es deutlich geſehen; die Mannſchaft am Bord deſſelben beſtand nur aus dem Capitain, dem Bootsmann, dem Koch und einem einzigen Matroſen, alle ſteinalt und mit langen Bärten. Jede an ſie gerichtete Frage blieb unbeantwortet, indem ſie zur Folge hatte, daß das Schiff augenblicklich verſchwand. Bisweilen wurde das Geſpenſterſchiff auch am Tage geſehen und öfter hatten Waghälſe ſich erkühnt, mit einer Schaluppe an Bord deſſelben zu gehen; allein ſobald ſie es erreicht hatten, entſchwand es wieder den Blicken. Der Steuermann des Schiffes ſoll ebenſo roh wie der Capitain geweſen ſein, denn man erzählt von ihm, daß als einſt das Schiff nach einer ſehr kurzen Reiſe in der Sundaſtraße angekommen war, aber des Südweſtwinds wegen an der Inſel Crocktoa nicht vorbeikommen konnte, und daher noch ein paar Gänge laviren mußte, er im Aerger über dieſen Aufenthalt unter Flüchen den Wunſch äußerte: der Teufel möge ihn nach ſeinem Tode beſtimmen, um die Inſeln Crocktoa und Beſſy aneinander zu hiſſen, damit das Fahrwaſſer für die Schiffe breiter werden möchte. Daß der Teufel ihn beim Worte genommen verſteht ſich, und man kann noch heute an der Nordoſtſpitze der Inſel Crocktoa den Steuermann

bei jener Arbeit, nach Art der Matroſen, wenn ſie an der Zugwinde ſtehen, ſingen hören. Wirklich vernimmt man an jener Stelle wunderliche Klänge, welche jedoch von dem Sauſen des Windes in den daſelbſt befindlichen Felſenhöhlen herrühren. Das Andenken des Schiffers Fokke wurde lange nach ſeinem Verſchwinden durch eine eherne Bildſäule bewahrt, welche ihm auf der Inſel Kuiper errichtet wurde, an einer Stelle, wo ſie allen Schiffen, welche von der Rhede von Batavia ſegelten, ins Auge fallen mußte. Dieſes Monument wurde von den Engländern, als ſie im Jahre 1811 Java erobert hatten, von der Kuiperinſel weggenommen."

Luftſpiegelungen

erklären das Schiffermährchen vom „fliegenden Holländer."

Capitain Owen *) erzählt in ſeinen „Fahrten an den Küſten von Afrika": „Am Abend des 6. April, als wir auf der Höhe von Port Danger den Barracouta ungefähr zwei Meilen ſeewärts von uns erblickten, kam es uns ſo ſeltſam vor, daß er ſchon ſo nahe bei uns ſeyn ſollte, daß wir anfänglich uns zu täuſchen glaubten. Allein ſeine ganz eigenthümliche Ausrüſtung und noch andere beſondere Kennzeichen überführten uns bald, daß wir ihn in der That vor uns ſahen. Ja wir erblickten ſogar auf dem Verdeck manches bekannte Geſicht, das nach unſerm Schiff herüber ſah. Nachdem wir ihn eine Zeit lang betrachtet hatten, wunderten wir uns doch, daß er, ſtatt ſich uns

*) Captain Owen's Narrative of Voyages to explore the shores of Africa etc., by command of the Lords Commissioners of the Admirality 2 Vls. 8. London 1833.

zu nähern, ſich vielmehr entfernte; da wir uns aber dem Hafen ſo nahe befanden, nach dem wir beide beſtimmt waren, ſo achteten wir weiter nicht darauf und ſetzten unſere Fahrt fort. Bei Sonnenuntergang wurde beobachtet, daß der Barracouta lavirte und ein Boot ausſetzte, wahrſcheinlich um einen über Bord gefallenen Mann aufzunehmen; während der Nacht konnten wir indeß kein Licht gewahr werden, das uns ſeine Entfernung verrathen hätte. Am nächſten Morgen gingen wir in der Simonsbay vor Anker, wo wir eine ganze Woche ſeiner Ankunft harrten, ſpäter aber erfuhren, daß der Barracouta zu jener Zeit wenigſtens dreihundert Meilen von uns entfernt und auch kein anderes Schiff dieſer Art am Cap geſehen worden war. Ich erwähne dieſen Vorfall nicht als Beſtätigung der Sage vom „fliegenden Holländer", welche er uns ins Gedächtniß zurückrief, ſondern als eine unerklärliche, wahrſcheinlich durch ganz natürliche Urſachen veranlaßte Erſcheinung, deren Erklärung der Zufall herbeiführen wird."
(Sollte es nicht die Abſpiegelung des eigenen Schiffes auf einer vorüberſtreichenden Dunſtwolke ſeyn?)

IV. Warum das Seewaſſer geſalzen iſt?

Es waren einmal zwei Brüder, der Eine war reich, der Andere arm. Als nun das Weihnachtsfeſt herankam, hatte der Arme kein Brod im Hauſe, ging daher zu ſeinem Bruder und bat um eine Kleinigkeit. Dieſer war eben nicht ſonderlich froh, denn es war nicht das Erſtemal, daß ſeine Milde von Jenem in Anſpruch genommen wurde. „Willſt du thun, was ich dir ſage" ſprach er, „ſo ſollſt du einen ganzen Schinken haben, ſo wie er im Rauch hängt." Das wollte der Arme gern und bedankte ſich. „Da haſt du ihn!" ſagte der Reiche, indem er ihm den Schinken zuwarf, „nun geh zur Hölle!" —

„Hab' ich es verſprochen, ſo muß ich es thun“ ſagte der Arme, nahm den Schinken und ging fort. Er wanderte den ganzen Tag; als es dunkel wurde, erblickte er vor ſich einen hellen Lichtſchimmer. „Hier muß es ſeyn!“ dachte er. Etwas weiter hin im Walde aber ſtand ein alter Mann mit einem langen weißen Bart und hackte Holz. „Guten Abend!“ ſagte der mit dem Rauchſchinken. „Wo willſt du hin?“ fragte der Greis. „O ich wollte nur zur Hölle, aber ich weiß nicht, ob ich recht gegangen bin“ verſetzte der Arme. „Ja, Du biſt auf dem rechten Wege“, ſagte der Alte „das hier iſt die Hölle.“ Und weiter ſagte er: „Wenn Du nun hineinkommſt, dann werden ſie dir wohl alle deinen Schinken abkaufen wollen, denn Schweinefleiſch iſt ein ſeltenes Gericht in der Hölle, aber Du ſollſt ihn für kein Geld verkaufen, ſondern verlange dafür die alte Handmühle, die hinter der Thüre ſteht. Wenn Du dann wieder herauskommſt, will ich dir auch lehren, wie Du ſie ſtellen mußt, denn die Mühle iſt zu Etwas gut, mußt Du wiſſen.“ Der Mann mit dem Schinken dankte für den guten Beſcheid und klopfte beim Teufel an.

Als er hineintrat, geſchah es, wie der Alte ihm geſagt, alle Teufel kamen um ihn herum, und der Eine überbot den Andern auf den Rauchſchinken. „Es war freilich meine Abſicht, ihn zum Weihnachtsabend mit meinem Weibe zu verſchmauſen“ ſagte der Mann, „aber, weil ihr alle ſo erpicht darauf ſeyd, will ich ihn Euch wohl überlaſſen, doch verkaufe ich ihn für keinen andern Preis, als für die alte Handmühle, die da hinter der Thüre ſteht.“ Damit wollte der Teufel nicht herausrücken, und dung und feilſchte mit dem Mann, aber der war unbeſiegbar, und ſo mußte der Teufel endlich ihm die Mühle überlaſſen. Als der neue Beſitzer der Mühle aus der Hölle herausgekommen war, fragte er den alten Holzhauer, wie er die Mühle ſtellen müſſe, und als der es ihm geſagt hatte, bedankte er ſich und machte ſich wieder auf den Heimweg. Aber wie ſehr er auch ausholte, ſo kam er doch nicht eher, als Nachts um zwölf Uhr zu Hauſe an.

„Wo biſt Du geweſen?“ fragte ihn ſeine Frau, als er

in die Stube trat, „Du weißt doch, daß ich nicht einmal zwei Holzſplitter habe unter den Grützkeſſel zu legen, um uns eine Weihnachtsſuppe zu kochen.“ — „O“, ſagte der Mann, „ich konnte nicht eher kommen, denn ich hatte ein Geſchäft zu beſorgen, und mußte deßhalb einen weiten Weg machen, aber nun ſollſt Du ſehen, was ich mitgebracht.“ Nun ſtellte er die Mühle auf den Tiſch hin und ließ ſich mahlen, erſt Lichter, dann ein Tiſchtuch, darnach Eſſen und Bier und Alles, was zu einem guten Schmaus gehört, und ſo wie er es der Mühle befahl, ſo mahlte ſie. Seine Frau wollte durchaus wiſſen, wo er die Mühle herbekommen, aber er antwortete bloß: „Das kann Dir ganz gleich ſeyn, woher ich ſie habe, Frau, Du ſiehſt, daß ſie gut iſt, und daß das Mahlwaſſer nicht ausgeht, und das iſt gut.“ So mahlte er Alles, was gut ſchmeckt für das ganze Weihnachtsfeſt, und am dritten Tag bat er ſeine Freunde zu ſich, denn er wollte ihnen einen Gaſtſchmaus geben. Als der reiche Bruder ſah, was da Alles zum Schmaus bereit ſtand, lief es ihm heiß und kalt über die Haut, weil er ſeinem armen Bruder durchaus nichts gönnte. „Wo haſt Du den Reichthum herbekommen?“ „Hinter der Thür“ war die Antwort, denn er hatte keine Luſt zu beichten. Aber gegen Abend, als er einen leichten Rauſch bekommen hatte, konnte er ſich nicht länger halten, ſondern kam mit der Mühle zum Vorſchein. „Da ſiehſt Du die Gans, die mir all den Reichthum gebracht hat“ ſagte er, und ließ die Mühle bald dies, bald jenes mahlen. Als der Bruder das ſah, wollte er ihm die Mühle durchaus abkaufen; aber der Andere wollte ſich Anfangs gar nicht dazu verſtehen. Endlich aber, wie der Bruder ſo ſehr darum anhielt, ſollte er ſie für 300 Thlr. haben, aber bis zum Juli bedung er ſich aus, wolle er ſie noch behalten, denn — dachte er — habe ich ſie noch ſo lange, kann ich mir Eſſen mahlen für viele Jahre. In dieſer Zeit wurde die Mühle, wie man ſich denken kann, nicht roſtig, und als der Heumonat herankam, erhielt ſie der Bruder, aber der frühere Eigenthümer hatte ſich wohl gehütet, ihm zu ſagen, wie er ſie ſtellen müßte. Es war am Abend, als der Reiche die Mühle nach Hauſe brachte,

und am Morgen ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſollte mit den Schnittern ins Feld gehen und Heu hinter ihnen kehren, er wolle indeß das Mittagsmahl bereiten. Als es nun ſo gegen Mittag war, ſtellte er die Mühle auf den Küchentiſch hin. „Mahle Häring und Milchſuppe!“ ſprach er, und die Mühle mahlte was er verlangte, erſt alle Schüſſeln voll, und nachher ſo viel, daß die ganze Küche ſchwamm. Der Mann ſtellte und drehte die Mühle; aber wie er auch ſie handthieren mochte, ſo hörte die Mühle nicht auf zu mahlen, und zuletzt ſtand die Milchſuppe ſchon ſo hoch, daß der Mann nahe daran war zu ertrinken. Nun riß er die Stubenthüre auf; aber es dauerte nicht lange, ſo hatte die Mühle auch die Stube voll gemahlt, und nur mit genauer Noth konnte der Mann noch die Thürklinke in der Milchſuppenfluth erfaſſen. Wie er nun die Thüre aufgemacht hatte, ſtürzte er hinaus ins Freie, und Häring und Milchſuppe immer hinter ihm drein, ſo daß der ganze Hof und das Feld davon ſtrömten.

Indeſſen däuchte es der Frau, die das Heu auf dem Felde kehrte, es daure ziemlich lange, ehe der Mann käme und ſie zum Mittag abriefe. „Wir wollen nur nach Hauſe gehen“ ſagte ſie zu den Schnittern, „denn ich kann mir es wohl denken, er kann mit der Milchſuppe nicht allein fertig werden, und da muß ich ihm helfen.“ Sie machten ſich alſo auf und gingen nach Hauſe. Wie ſie aber hinter den Berg kamen, ſchwamm ihnen Häring und Milchſuppe und Brod entgegen, Alles durcheinander, und der Mann lief immer voran. „Gott gebe, daß Jeder von euch hundert Bäuche hätte, um in ſich zu ſchlingen!“ rief er, „nehmt euch aber in Acht, daß ihr nicht in meinem Mittageſſen erſauft!“ und damit rannte er an ihnen vorbei, als wäre ihm der Teufel auf den Ferſen, und hinüber zu ſeinem Bruder; den bat er um Gottes Willen, er möchte doch ſogleich die Mühle wieder nehmen; „denn mahlt ſie noch eine Stunde dazu“ ſprach er, „ſo vergeht das ganze Dorf in lauter Häring und Milchſuppe.“ Der Bruder aber wollte die Mühle nicht wieder nehmen, wenn der Andere ihm nicht noch 300 Thlr. dazu bezahlte. Weil nun durchaus kein anderer Rath war, ſo mußte der Reiche

mit dem Gelde heraus. Nun hatte der Arme ſowohl Geld als die Mühle, und da dauerte es nicht lange, ſo hatte er ſich ein Haus gebaut, noch prächtiger als das, worin der Bruder wohnte. Mit der Mühle mahlte er ſo viel Gold zuſammen, daß er die Wände mit lauter Goldplatten bekleiden konnte, und das Haus lag ſo nah am Strande, daß man den Glanz davon ſchon von Weitem auf dem Meer ſah. Alle, die da vorbeiſegelten, hielten dort an, um den reichen Mann in dem goldenen Hauſe zu beſuchen, und die Wundermühle zu ſehen, denn es ging davon der Ruf in alle Lande.

Einmal kam auch ein Schiffer dort vorbei, er wollte ebenfalls die Mühle ſehen, und als er ſie geſehen, fragte er, ob ſie auch wohl Salz mahlen könne? „Ja, Salz kann ſie auch mahlen“ ſagte der Mann; nun wollte der Schiffer ſie ihm durchaus abkaufen, ſie möchte koſten, was ſie wolle, „denn habe ich die“, dachte er, „dann brauche ich nicht immer ſo weit übers Meer zu ſegeln, um Salz zu holen, ſondern kann mich zu Hauſe pflegen.“ Anfangs aber wollte der Eigenthümer ſie durchaus nicht losſchlagen, jedoch der Schiffer bat ihn ſo lange und ſo flehend, bis er ſie ihm endlich für viele tauſend Thaler verkaufte. Als nun der Schiffer die Mühle bekommen hatte, blieb er nicht lange in der Gegend, denn er dachte, dem Mann könne der Handel nachher wieder leid werden. Er ließ ſich auch nicht einmal ſo viel Zeit, daß er ihn fragte, wie er die Mühle ſtellen müßte, ſondern ging ſchnell auf ſein Schiff und ſtieß vom Land. Als er ein Stück hinausgekommen war in die große See, nahm er ſeine Mühle hervor. „Mahle Salz!“ rief er, und die Mühle mahlte Salz, daß es kniſterte und ſprühte. Als der Schiffer ſein Schiff voll hatte, wollte er die Mühle ſtopfen, aber wie er's auch anfing und ſie ſtellen und drehen mochte, die Mühle mahlte immer fort, und der Salzhaufen wuchs höher und immer höher, und zuletzt verſank das ganze Schiff ins Meer. Da ſteht nun die Mühle auf dem Meergrunde und mahlt noch den heutigen Tag, und daher kommt es, daß das Meerwaſſer ſalzig iſt. (Asbjörnſen und Moe Norw. Volksm. II. Nr. 20.)

V. Naturgeſchichtliche Mythen.

Die europäiſchen Völker, die Germanen und Scandinavier insbeſondere, ſind nicht weniger reich an Sagenſtoffen ſolcher Art, wie ſie Ovid und Antonius Liberalis mittelbar durch griechiſche Sammler aus dem Orient erhalten hatten. Auch hier iſt eine Beziehung zur Volksreligion nicht zu verkennen, wie bereits S. 409 in der Erklärung der abnormalen Bildung des Lachsſchwanzes S. 408 der Verehrung des Miſtkäfers in Schweden, und S. 385 in Beziehung auf den Kukuk und den Schwarzſpecht 532, ebenſo S. 411 über die Entſtehung der Hagebutte gezeigt worden iſt. Da die beiden Erſtern aus einer heidniſch-geiſtlichen Quelle fließen, ſo durfte daraus mit Recht gefolgert werden, daß ſie, und mehrere andere uns unbekannt gebliebene Beiſpiele, der chriſtlichen Geiſtlichkeit als Vorbilder in der Behandlung ähnlicher Stoffe dienen mochten.

Zu der erſtern Gattung gehören noch folgende:

Von dem bei Linneryd in Smaland gefundenen Meteorſtein geht folgende Sage: Als Thor mit ſeinem Diener hier einſt vorbeiging, begegnete er einem Rieſen, den er fragte, wohin er wolle? „Nach Walhalla, um mit Thor zu ſtreiten, weil er durch ſeinen Blitz mein Viehhaus angezündet hat,“ gab der Rieſe zur Antwort. „Es iſt nicht der Mühe werth, daß du dich mit ihm miſſeſt,“ verſetzte Thor; „ich traue dir nicht einmal ſo viel Stärke zu, um dieſen kleinen Stein auf den großen da zu heben.“ Den Rieſen verdroß dieſe Aeußerung, und er packte den Stein mit ſeiner ganzen Kraft, vermochte ihn aber nicht vom Boden aufzuheben, eine ſolche Schwere hatte Thor dem Steine beigelegt. Da verſuchte es Thors Diener, und

dieſer hob ihn mit einer Leichtigkeit, als wäre es ein Handſchuh geweſen. Jetzt ſchlug der Rieſe auf Thor dermaßen ein, daß er in die Knie ſank, aber ſofort erſchlug ihn der Gott mit dem Hammer. (Afzelius, Schwed. Sagen 1, S. 28.)

Ein in Schweden aus der Heidenzeit herrührender Aberglaube iſt der, daß man dem Vogelbeerbaum geheime Kräfte zuſchreibt. Einen Stab von ſeinem Holz hielt man für ein Mittel gegen Zauberkünſte. In alten Zeiten pflegte man gewiſſe Theile im Schiffe von ſolchem Holz zu machen, und erblickte darin ein Schutzmittel gegen Stürme und Wellen. Veranlaſſung zu dieſem Volksglauben gab folgendes Ereigniß. Thor wurde einſt, als er über einen breiten Bergſtrom nach Jütunheim gehen wollte, um wider die Berggeiſter zu ſtreiten, von einem durch deren Künſte erregten Sturm überfallen, ſo daß er bedroht war, von den Fluthen mit fortgeriſſen zu werden. Da erblickte er am andern Ufer einen Vogelbeerbaum, dieſer wurde ſein Retter, denn als er ihn erfaßte, kam er wohlbehalten an's Land. Deshalb hieß in heidniſcher Zeit dieſer Baum „Thors Hülfe", und abergläubiſche Chriſten benützen ihn noch jetzt zu vorgeblichen geheimen Künſten. (Ebendaſ. S. 44.)

Als Entſtehungsgrund dieſer religiöſen Wichtigkeit des Vogelbeerbaums denke ich mir die auf demſelben wachſende Miſtel (vgl. S. 325 Anm. 1.), welche, da ſie ſelbſt im Winter ihr Grün nicht verliert, alſo der Macht der Berggeiſter, d. h. der Froſt- und Eisrieſen, trotzt, im Cultus des Sommergottes (des Donnerers Thor) begreiflicher Weiſe eine beſondere Wichtigkeit erlangen konnte.

Zur andern Gattung von Sagen, von welchen

Einige im Boden des Chriſtenthums ſelber ihre Wurzel haben, gehören die nachſtehend angeführten:

Als Chriſtus einſt über Berg und Thal reiste und die Kranken heilte, kam er durch einen Wald, da erkannten ihn die Bäume und neigten ſich vor ihm zu Boden. Nur die Eſpe blieb aufrecht ſtehen. Da ſprach Chriſtus: du ſollſt dich von nun an ewig mit allen deinen Zweigen bewegen, und auch im lindeſten Winter ſollen deine Blätter nicht ruhig bleiben! — Seitdem hat dieſer Baum nicht Ruhe, und ſeine Blätter flüſtern und zittern bis zum jüngſten Tag.

In Devonſhire in England hält man jetzt noch die Neſſel für ein Univerſalheilmittel. Die weißen Flecke auf den Blättern derſelben ſollen nämlich von der Jungfrau Maria herrühren, welche auf der Flucht nach Aegypten ihre Milch darauf ſprengte. (Hagen's „Germania" VII, S. 429.)

Auf der Inſel Man in Schottland jagt man am Weihnachtstag die Zaunkönige. Als Grund dafür wird angegeben: eine wunderſchöne Elfe habe einmal auf der Inſel gewohnt und bald dieſen, bald jenen zu ſich gelockt, ihn dann an's Meer geführt, wo er jämmerlich umgekommen. Das habe die Einwohner erzürnt, und ſie ſeyen auf die Elfe losgegangen, die in der Geſtalt eines Zaunkönigs entflohen ſey. Da war nun der Fluch über ſie ausgeſprochen worden, daß ſie alljährlich an demſelben Tage, und das war der Neujahrstag, als Zaunkönig wiederkehren ſolle, bis ſie von menſchlicher Hand umkäme. Seit der Zeit jagt man die Zaunkönige an dieſem Tage vom Morgen bis Abend, und jede Feder, die ſie auf der Flucht verlieren, wird ſorgfältig bewahrt, da ſie das wirkſamſte Mittel gegen Schiffbruch während des folgenden Jahres iſt. · Hal-

liwall gibt als den Tag des Gebrauchs den Weihnachts- oder Stephanstag an. (Hagen's „Germania" VII, S. 434.) Den Namen dieſes Vogels ſucht folgende Tradition zu erklären: Die Vögel beſchloſſen, denjenigen zum König zu wählen, der am höchſten fliegen könne. Während des Wettflugs ſchlüpfte der Zaunkönig, von allen ungeſehen, in die Federn des Storchs. Alle Vögel ermüdeten, nur Adler und Storch nicht. Beide ſtritten lange um die Ehre mit einander. Endlich ermüdete auch der Storch. Flugs verließ der Zaunkönig ſein Verſteck, und mit noch ungeſchwächter Kraft wagte er es, mit dem Adler ſich zu meſſen. Auch dieſer erlag bald ſeinem rüſtigen Gegner, er ſank, und Zaunkönig wurde König. Die Vögel, entrüſtet über den Betrug, eilten, ſich ſeines Königthums zu entledigen und ihn zu tödten. Da verſteckte er ſich in ein Mäuſeloch. Jetzt wähnten ſie ihn zu fangen, ſobald er wieder zum Vorſchein käme. Um ſeiner deſto ſicherer habhaft zu werden, ſollte die Eule, weil ſie die größten Augen hat, das Verſteck bewachen, aber ſie verſchlief ihren Poſten und der Gefangene entſchlüpfte. Seitdem mußten die Vögel den Zaunkönig als ihren König behalten, aber ſie ſind nun gegen ihn und die Eule ſo erbittert, daß Jener ſich fortwährend in Hecken und Dornſträuchen verkriechen muß, um ihrer Rache zu entgehen, und die Eule nur Nachts, wenn andere Vögel ſchlafen, aus ihrem Verſteck ſich hervorwagt. (Mone's Anz. f. K. d. Mittelalt. 1835, S. 313.)

Die Schwalbe iſt in Schwedens Volksſagen mit dem Kreuze und den Leiden Chriſti in Verbindung geſetzt worden, und zwar auf folgende Weiſe: Als der Heiland am Kreuze hing, kam eine Schwalbe geflogen und ſetzte ſich auf das Kreuz, ſah die Qualen des Lei-

denden und zwitſcherte: **Hugswala, swala, swala honom**, d. i.: tröſte, kühle, kühle ihn! Deshalb bekam ſie den Namen **swala** (Schwalbe).

Von der Turteltaube geht eine ähnliche Sage. Auch ſie kam in die Nähe des Kreuzes und ſetzte ſich traurig auf einen benachbarten Baum und ſeufzte: Kurrie, Kurrie, Kurrie! was ſoviel bedeutet, als **Kyrie** (Herr, das bekannte Anfangswort im Gebete: **Kyrie eleison**, Herr erbarme dich Unſer!).

Dann kam ein Storch und rief theilnehmend: „Stärke, ſtärke, ſtärke ihn!" Deshalb bekam er den Namen Storch.

Ebenſo iſt es auch mit dem Kiebiz. Dieſer Vogel ſoll ein Dienſtfräulein der Jungfrau Maria geweſen ſeyn und ihr eine Scheere geſtohlen haben, welchen Diebſtahl ſie verläugnete, und deshalb in einen Vogel verwandelt wurde. Jetzt ruft er: „Stipitzt, ſtipitzt!" (geſtohlen, geſtohlen!), und mit Beziehung auf ſeine geſtohlene Scheere trägt er einen geſpaltenen Schwanz. (Afzelius, Schwed. Volksſ. III, S. 243.)

Die Biene, welche bei den Hellenen, weil ſie alles Unreine meidet und nur vom Duft der Blumen lebt, das „prieſterliche" Thier hieß — umgekehrt hießen Prieſter des Zeus und der Demeter nach der Biene (Meliſſeus, Meliſſa) — galt auch im Abendlande für das Sinnbild der Reinheit. Dem Volksglauben zufolge ſterben die Bienen ab, wenn in der Nähe des Stockes eine Leiche iſt, ja ſogar zu unterſcheiden wiſſen ſie, welche von den ihnen ſich nähernden Perſonen einen unzüchtigen Wandel führe. Dieß wußte ſchon Plutarch (praec. conjug.) ihnen nachzurühmen. Indeß hat in neuerer Zeit der Naturforſcher Abt Nollet, der einem veneriſchen Mann die Pflege ſeiner Bienen anvertraute, ſich die Ueberzeugung verſchafft, daß ſie durch

ſeine ſchmutzige Ausdünſtung — welche der Jeſuit Cotton Jedem unmittelbar nach Uebertretung des Keuſchheitsgeſetzes zuſchreibt — ſich nicht irre machen ließen. In Grimms Kindermährchen (Nr. 62) ſetzt ſich die Bienenkönigin auf den Mund ihres Günſtlings, was wohl eine Metapher iſt, um die ihm verliehene Beredſamkeit anzudeuten (Sedere in ore infantis tum etiam Platonis, suavitatem illam *praedulcis eloquii* portendentes. Plin. 11, 27). Darum heißen die Bienen auch Vögel der Muſen (Musarum volucres, Varro R. R. 3, 16), und der Dichter Pindar wurde im Schlafe von ihnen mit Honig genährt (Paus. IX, 23, 2.) ſämmtlich bildliche Vorſtellungen.

Ein Edelmann ließ ſich von einem Metzger das ganze Jahr hindurch Fleiſch liefern. Als nun das Jahr um war und Jener ſeine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und ſagte: „Ich habe nur Fleiſch verlangt und keine Knochen, du mußt dir nun für ſo und ſo viel Pfund abziehen laſſen.“ Das wollte der Fleiſcher natürlich nicht gelten laſſen, und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ ſich der Edelmann von einem andern Schlächter ſein Fleiſch liefern, und machte es am Ende ebenſo, wie mit dem erſten. Zuletzt hatte er alle Fleiſcher der ganzen Gegend auf dieſe Weiſe angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Thiere verwünſcht, das ſich nur Fleiſch ohne Knochen ſuchen muß. Das iſt der Maulwurf, der nur Regenwürmer frißt (Müllenhof Schl. Holſt. Nr. 478).

Eine Zauberin raubte neun Prinzeſſinnen, floh mit

ihnen auf eine unbewohnte Inſel und verwandelte ſie in weiße Rehe. Als nun die Römer nach Brittanien kamen, und der Zufall einige Krieger auf dieſes Eiland führte, begegneten ihnen die neun Rehe, ſie gingen ihnen entgegen, liebkosten ſie, und gewannen alle, doch beſonders zwei der ſchönſten ſo lieb, daß ſie bei ihrem Abſchied ſich nicht von ihnen trennen konnten. Gern wären die Rehe mit ihnen gegangen, nur das Leid, ihre Unglücksſchweſtern zu verlaſſen, hielt ſie zurück. Traurig ſtanden die Krieger und die Rehe bei einander, und über ihr Unglück vergoſſen ſie häufige Thränen, dann ſtarben ſie eines plötzlichen Todes. Seit dieſer Zeit haben Hirſche und Rehe die Gabe beibehalten, menſchlich zu weinen (Lothar Volksſ. S. 160).

Warum der Bär einen Stumpfſchwanz hat, erklärt eine norwegiſche Fabel: Dem Bären begegnete einſt der Fuchs, der mit einem Bündel geſtohlner Fiſche angeſchlichen kam. „Wo haſt du dieſe her?" fragte Petz. „Ich habe mir ſie geangelt," verſetzte Reinecke. Da bekam Erſterer auch Luſt, das Angeln zu lernen, und bat den Schalk um Unterweiſung darin. „Das iſt ſehr bald gelernt," erwiderte der Fuchs, „du mußt nur aufs Eis gehen, dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinſtecken. Dann mußt du ihn recht lange drein halten, und es nicht achten, wenn es etwas ſchmerzt, denn das iſt ein Zeichen, daß Fiſche dran beißen. Und je länger du es aushalten kannſt, deſto mehr Fiſche bekommſt Du, aber wenn es zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt Du aufziehen." Der Bär befolgte pünktlich dieſen Rath, und hielt den Schwanz ſo lange ins Loch, bis er darin feſt gefroren war. Da zog er auf — den Schwanz ab, und nun

geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpfſchwanz (Asbjörnſen a. a. O. I. Nr. 17).

Warum hat der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel? Darauf antwortet ein norwegiſches Mährchen, wie folgt:

Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte ſich einen Hirten miethen. Da begegnete ihr der Bär. „Wo willſt du hin?“ fragte er. „O ich wollte mir nur einen Hirten miethen,“ antwortete die Frau. „Willſt du mich zum Hirten haben?“ fragte Petz. „Kannſt du hübſch locken?“ „Hö—i!“ brummte der Bär. „Nein!“ antwortete die Frau. Jetzt begegnete ihr der Wolf. „Wo willſt du hin?“ fragte Iſegrim. „Ich will mir einen Hirten miethen.“ „Willſt du mich zum Hirten?“ „Kannſt du hübſch locken?“ Uh—uh! heulte der Wolf. „Nein!“ ſagte die Frau. Ein Ende weiter begegnete ihr der Fuchs. „Wo willſt du hin?“ Ich will mir einen Hirten miethen.“ — „Willſt du mich zum Hirten?“ — „Kannſt du hübſch locken?“ Dil—dal, ſagte er ſehr ſüß. „Ja!“

Am erſten Tage, als er das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf, den zweiten Tag ließ er ſich die Schafe ſchmecken, den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er Abends nach Hauſe kam, fragte ihn die Frau, wo er das Vieh gelaſſen? „Der Kopf iſt im Bach, der Rumpf im Buſch,“ ſagte der Fuchs. Die Frau ſtand eben bei ihrem Butterfaß und butterte; aber ſie wollte doch ſelbſt zuſehen. Während ſie nun zuſah, ſteckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, ärgerte ſie ſich ſo ſehr, daß ſie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaſſe ſaß, und damit nach dem Fuchs warf, ſo daß er einen Klatſch am Schwanz bekam (Abjörnſen I. Nr. 20).

Der Mammuth, ſagen die Sibirier, hat ſeinen Aufenthalt in Höhlen unter der Erde, die er nie verlaſſen darf *). Uebertritt es dieſes Naturgeſetz und

*) Dieſe Sage mochte die Wahrnehmung veranlaßt haben, daß die Mammuthhöhlen ſich meiſt in der Nähe von Flüſſen befinden.

kommt aus Vorwitz ans Tageslicht, ſo ſinkt die gebo-
bene Decke wieder ein, das Thier aber fällt todt auf
dieſelbe nieder und verwest (**Isbrand Ides Voyage
de Moskou à la Chine**).

Keine Thiergattung ſpielt in der Mährchen- und
Zauberwelt eine wichtigere Rolle, als die Schlange,
welche mit dem talismaniſchen Drachen (ſ. w. u.) auf
dieſem Gebiete ſo oft verwechſelt wird. Des myſtiſch
bedeutſamen Schlangeneies (**ovum anguinum**) iſt
ſchon oben, wenn auch nur flüchtig, gedacht worden.
Im druidiſchen Gallien fabelte man davon: Unzählige
Schlangen wickeln ſich im hohen Sommer in der Be-
gattungszeit zuſammen. Durch den aus ihren Schlün-
den fließenden Geifer und den leimartigen Schleim ih-
rer Haut zuſammengehalten, bilden ſie einen unauflös-
lichen Knoten, das „Schlangenei" genannt. Wer ſich
den Beſitz deſſelben zu verſchaffen weiß, herrſcht über
alle Herzen, gewinnt alle Prozeſſe ꝛc. Dieſes Schlan-
genei war ein Inſignium des Druidenordens, und der
Act der Zuſammenſchürzung der Schlangen ſelber galt
für ein Reſultat des Nachdenkens und der Weisheit
der Druiden (**Plin. 29. 3**). Dieſes Schlangenei galt
ferner als Lebensſymbol. Auf einem Grabmal hat
man zwei Schlangen abgebildet gefunden, die Eine mit
dem Ei im Schlunde, die Andere mit ihrem Geifer be-
müht, das Ei auszubilden. Eine geflügelte Schlange
mit diamantenem Auge kennt das Juragebirge (**Mem.
des antiq. VI, 217**). Am 13. Mai, welcher Tag
als der eigentliche Scheidepunkt des Winters und des
Sommers gilt — denn am weinmörderiſchen Pancratius-
tage (12. Mai) nimmt der Froſt ſeinen Abſchied, und
darum iſt der 13. dem h. Servatius, d. i. dem Er-
halter und Retter, dem Wiederbringer der Wärme ge-

weiht — an dieſem Tage alſo, glaubt man in Frankreich, vereinigen ſich Schlangen, Vipern und Nattern zu einem einzigen Stück, in der Weiſe, daß die Maſſe ein Band bildet, größer als eine Sichel. Wenn ſie ſich nun an den Ufern eines zwiſchen Jouy und Ardon gelegenen Teiches verſammelt haben, ſo arbeiten ſie gemeinſchaftlich an der Bildung eines großen Diamanten. Jedes dieſer Thiere ſpeit eine Art Flüſſigkeit aus, welche ſehr glänzend iſt, und die es unter der Zunge trägt. Die beiden Geſchickteſten, welche bei den Schlangen allgemeine Anerkennung gefunden, empfangen dieſe Flüſſigkeit, die nun erſtarrt. Sie kneten ſie aus, und wenn die Arbeit geſchehen iſt, ſo ſchleppt ſich jedes Thier über den Diamanten, welchen es durch die Reibung ſeines Körpers polirt, und zieht ſich dann in den Teich zurück. Das Letzte dieſer Thiere wirft den Diamanten in den Teich, wo er liegen bleibt, bis einmal Jemand fiſcht und ihn findet. Der Vorſicht, ihn ins Waſſer zu werfen, bedienen ſie ſich deshalb, damit ein Heher ihn nicht in ſein Neſt trage und ſein Gefieder mit demſelben ſchmücke. Wollte man ſuchen, ſo würde man ſolche Diamanten in den alten Hehernеſtern finden; denn nur mit dieſem Diamanten hat der erſte dieſer Vögel ſich ſchmücken können, ſeine Nachkommenſchaft hat dann dieſe geborgte Pracht geerbt, welche ſie der Weisheit der Schlangen verdankt. Darum iſt auch die Schlange Symbol der Weisheit (Mem. de l'acad. Celt. IV, 95 bei Eckermann Religionsgeſch. III, 1. S. 73). Dieſer in Frankreich herrſchende Glaube von der Schlange wird mit geringer Verſchiedenheit auch in Schweden angetroffen. Afzelius (II, S. 364) gedenkt einer weißen Schlange, die nur in jedem Jahrhundert ſich einmal zeigt, und zwar

nur in Wildniſſen. Die Zauberinnen ſpürten ihr begierig nach und kochten ſie mit ihrer Kräutermiſchung, um Zaubertränke und tiefe Weisheit zur Erkenntniß der geheimen Naturkräfte zu erlangen. Man glaubte nämlich, daß, da ſie ſich vor dem Tageslicht in Erdlöchern, in Bergen, in der Nähe von Metalladern, neben den Wurzeln der Bäume und Pflanzen verborgen halte, ſo ſauge ſie auch alle geheimen Kräfte der drei Naturreiche in ſich, und theile ſie denen mit, von denen ſie ſich auffinden laſſe. Wenn Jemand eine weiße Schlange antraf, ſo mußte er ſie ſogleich um die Mitte des Leibes faſſen, worauf ſie ihre Haut fahren ließ. Dieſe brauchte man nur zu belecken, und ſogleich öffnete ſich das innere Geſicht des Menſchen. Man lernte alle Kräfte der Kräuter, Erd- und Steinarten kennen, und lernte die Kunſt, Wunden und Krankheiten zu heilen. Mit Einem Worte: man ward jetzt klug.

Ein armer Hirtenknabe hatte ſich im Walde verirrt, und kam endlich zu einer Hütte, wo eine ſolche kluge Frau und Schlangenkocherin wohnte. Sie war ausgegangen, als er in die Hütte trat; aber über dem Feuer ſtand ein großer ſiedender Keſſel, in welchem das Schlangenkochen vor ſich ging. Der Knabe war hungrig, und da er Brod auf dem Tiſche und im Keſſel Fett ſchwimmen ſah, was ihm ein Zeichen zu ſeyn ſchien, daß gerade Speck gekocht werde, nahm er das Brod, tauchte es in den Keſſel und verzehrte es. Als die Alte wieder heim kam, bemerkte ſie ſogleich, was vorgefallen, da ſie aber wußte, daß, wenn auch der Knabe nunmehr weiſer als andere Menſchen geworden war, er ihr doch weder Schaden zufügen werde, noch könne, ſo ließ ſie ihn ungehindert fortgehen, und gab ihm, ſogar eine Strecke geleitend, um ihm den Weg zu

zeigen, Anleitung, wie er die Wundergabe, in deren Beſitz er ſich jetzt befand, anzuwenden habe*).

Ein Bauer, der bei Luzern mit Mähen beſchäftigt war, ſah plötzlich einen Drachen über ſich. Unterem Fliegen enttröpfelte dem Ungeheuer eine Feuchtigkeit, die gleich friſchem Blut auf dem ſchwarzen Boden anzuſehen war, und in der Feuchtigkeit fand der Bauer einen vielfarbigen Stein, der noch zu Luzern bewahrt wird, und ein kräftig Heilmittel iſt gegen peſtartige Krankheiten. Die Wahrheit deſſen bezeugen die Stadtbücher, worin es beſchrieben iſt. (Wolf D. S. Nr. 368.)

Wem es gelingt, der Krone des Schlangenkönigs ſich zu bemächtigen, der wird unſichtbar und ſteinreich.

Zu einem Viehhirten in Immeneich bei St. Blaſien kam jeden Morgen und Abend zur Melkzeit eine große Schlange in den Stall, welche auf dem Kopfe eine goldene Krone trug. Das Mädchen gab ihr jedesmal warme Kuhmilch zu ſaufen. Als es wegen eines Verdruſſes plötzlich aus dem Dienſte gekommen, und die neue Viehmagd das erſte Mal melken wollte, fand ſie auf dem Melkſtuhl die goldene Krone liegen, worin die Worte eingegraben ſtanden: „Aus Dankbarkeit.“ Sie brachte die Krone ihrer Herrſchaft, welche dieſelbe dem verabſchiedeten Dienſtmädchen gab, für das ſie auch beſtimmt war. Seit deſſen Verabſchiedung iſt die Schlange nicht wieder geſehen worden. (Schnezler Badiſche Sagen I. S. 134.)

Einer golgekrönten Schlange gedenkt auch Bechſtein (Fränk. Sagenſch. S. 158). Sie trug auch einen Schlüſſelbund im Maul, der wie Silber glitzerte. Vermuthlich wollte ſie den ihr begegnenden Weinbergsmann reich machen, der aber verſtand ihre gute Abſicht

*) Dieſe Erzählung erinnert auffallend an den Knaben, der mit dem Finger die Brühe aus Ceridwens Zauberkeſſel leckte, und weiſe ward ſ. S. 662. In Grimms Kindermährchen Nr. 17. erwirbt ſich Jemand durch den Genuß einer weißen Schlange die Kenntniß der Vögelſprache. Sigurd verſteht ſie, ſobald des Drachen Fafnirs Herzblut auf ſeine Zunge kommt.

nicht, und hob ſeinen Karſt, um ſie zu ſchlagen, da verſchwand ſie ſpurlos in die Erde. Ebendaſelbſt S. 290 leſen wir von einem Otterkönig, der einem Knecht es ſehr übel nahm, daß er ihm ſeine Krone, die er, als er in den Bach ſteigen wollte, am Ufer ins Gras hingelegt hatte, entwenden wollte. Als der Otterkönig, aus dem Bade kommend, ſeinen Verluſt gewahrte, that er einen gellenden Pfiff, und ſogleich kamen alle Schlangen und Ottern im Umkreis herbei, raſchelten heran, ziſchten, ſpieen Gift, und krochen auf den Kornwagen des Räubers, zerbiſſen alle Säcke, ſo daß die Frucht auf die Erde fiel. Da warf der Knecht die Krone hin, die er in ſeinen Buſen geſteckt hatte, flugs ſetzte der Otterkönig ſie wieder auf, kroch voraus, und die übrigen Schlangen und Ottern krochen hinterdrein, ſo daß in einigen Augenblicken alle fort waren, als hätte ſie der Wind weggeweht.

Einſt fanden Mädchen auf dem Felde einen Knäuel von 14 bis 15 Schlangen, die alle durcheinander ziſchten, eine aber trug eine goldene Krone. Da band ein Mädchen ihre weiße Schürze ab und legte ſie neben den Knäuel auf den Boden. Alsbald kam die größte von den Schlangen, welche deren König war, und legte ihre Krone auf die Schürze, die war von lauterm Golde mit vielen grünen Edelſteinen. Nun ſprang das Mädchen ſchnell hinzu und raffte die Krone an ſich. Als es der Schlangenkönig bemerkte, ſchrie er ſo entſetzlich, daß das Mädchen davon ganz taub ward. Die Krone verkaufte ſie hernach für vieles Geld (Müllenhof a. a. O. Nr. 474.)

Vom Baſilisk erzählt das Volk, daß er aus dem Ei hervorkomme, welches ein Hahn gelegt, der ſieben Jahre alt geworden, und eine Kröte oder die Sonnenwärme ausgebrütet hat. Alles Lebende, das ſein Blick trifft, muß ſterben, und ſogar Steine zerſpringen da-

von. Es hat Leute gegeben, die ein ſolches Thier in einem dunkeln Keller Jahre lang hatten. Man durfte die Keller nicht öffnen, damit kein Licht hinein kam. Wenn man aber dem Baſilisken einen Spiegel vorhält, und er ſich ſelbſt zu ſehen bekommt, muß er ſterben, wie ein anderes Weſen. Plinius (8, 21) gibt dieſem Fabelthier die Provinz Cyrenaica zur Heimat; dieſe Schlangenart ſoll nur 12 Finger groß ſeyn, und ein weißer Fleck auf ihrem Kopfe nimmt ſich wie ein Diadem aus*). Durch ſein Ziſchen verjagt der Baſilisk alle andern Schlangen, auch bringt er nicht mit vielfacher Wendung den Körper fort, wie andere Schlangen**), ſondern gerade aufgerichtet ſchreitet er daher. Er tödtet die Geſträuche nicht nur durch Berührung, ſondern ſchon durch ſeinen Anhauch, er verſengt das Gras. Man glaubte ſonſt, daß, wenn er von einem zu Pferde Sitzenden mit einer Lanze durchſtochen wird, von der durch die Lanze zuckenden Kraft des Giftes Reuter und Pferd umkommen.

Vom Einhorn, dieſem pferdegeſtalteten Thiere, weiß die Sage ebenfalls, daß ſein Blick tödtet. Plinius (8, 21) gibt ihm den Leib des Roſſes, den Kopf des Hirſches, den Fuß des Elephanten, den Rüſſel des Wildſchweins. Aus der Stirne ragt ein zwei Ellen

---

*) Trägt der Baſilisk etwa von dieſem Hauptſchmuck ſeinen Namen? (Βασιλισκος, regulus.)

**) Johanneau hält daher das Schlangenei für ein Hahnenei (oeuf coguille). Seine Farbe iſt weiß, man kennt es an dem gelben Punkt. Es birgt eine Schlange. Iſt dieſe ausgebrütet, ſo verbirgt ſie ſich in einer Mauerſpalte, und wer ſie ſieht, ſtirbt, wird ſie aber früher erblickt, ſtirbt ſie ſelbſt. Ein ſolches Ei barg im Jahr 1796 der Kirchhof von Ardon, und alle Leute mußten ſterben, welche nur zur Kirche gingen. Darum verbrannte man alle Gebeine des Kirchhofs, um ſich von dem Unglück zu befreien. (Mem. de l'acad. celt. IV, 93.)

langes, ſchwarzes Horn. Unter dieſem ſoll ein Karfunkel wachſen, der alle mit ihm beſtrichenen Wunden heilt. Auch das Herz dieſes Thieres iſt ein Heilmittel. Auf welche Art das Thier ſich fangen läßt, iſt ſchon S. 811 Anmerkung mitgetheilt worden. Auf alten Gemälden iſt es der h. Jungfrau beigeſellt. Die wirkliche Exiſtenz dieſes Thieres hat zuerſt in neuerer Zeit der berühmte Reiſende Carl Ritter (Erdk. v. Aſ. III, S. 99) zu erweiſen geſucht. Im Märzheft des aſiatiſchen Journals 1844 hat der franzöſiſche Conſularagent zu Dſchidda eine vollſtändige Beſchreibung dieſes im Lande Barku heimiſchen Thieres gegeben:

Die Pferdegeſtalt, die man ihm in Europa andichtete, kommt daher, weil es in Nubien eine Gazellenart gibt, welche nur Ein Horn haben ſoll. Das Einhorn iſt aber maſſenhafter als der Büffel, namentlich Bruſt und Schultern breiter; es iſt kürzer und gedrungener als irgend ein Wiederkäuer, 6 Fuß lang, 5 Fuß hoch und 4 Fuß dick, die Füße nur 1½ Fuß lang. Für die Leibesdicke vom Rücken bis zum Bauche bleiben alſo 3½ Fuß. Die kurzen maſſiven Beine ähneln denen des Elephanten. Die Fußſpur im Boden läßt glauben, ein Eſel und ein Schaf ſeyen denſelben Weg gegangen, das Schaf vorn, der Eſel zur Seite einige Zoll entfernt gegen hinten, worauf dann das Einhorn ſeinen Kreis von 6 Zoll Durchmeſſer zwiſchen den Spuren des Schafes und des Eſels ſetzte. Der Schweif iſt kurz, nur an den Seiten behaart, aber die Haare ſind weit ſtärker als beim Pferde, obgleich kürzer. Die Haut faſt nackt, ein Haarſtreifen ausgenommen, der vom Nacken nach der Mitte des Rückens läuft. Die Haut iſt dicker als die des Rhinoceros. Was aber das Einhorn von allen Thieren, mit denen man es vergleichen könnte, auszeichnet, iſt das bewegliche Horn, das ſeinen Sitz an dem untern Theil der Mittelſtirne hat, nicht am Ende der Naſe, wie beim Rhinoceros, ſondern oben an der Naſe und zwiſchen den Augen. Dies Horn iſt auf zwei Dritteln ſeiner Länge aſchgrau, wie das Thier ſelbſt, das obere

Drittheil ſcharlachroth, und endigt in einer auſſerordentlich ſcharfen Spitze. Es iſt 18 Zoll lang. Wenn das Thier nicht beunruhigt iſt, ſo wieget es im Gehen das Horn rechts und links hin und her. Das Einhorn greift ſeinen Feind mit geſenktem Haupt an, durchſtößt ihn mit dem mächtigen Horn, ſchleudert ihn in die Luft, kommt dann wieder, gleich einem wüthenden Stier, bis es ſeinen Feind in Fetzen zerſtoßen hat. Der Kopf zeigt zwei Erhöhungen hinten über den Ohren, die einen blutgierigen Inſtinct andeuten. Der Rüſſel erinnert an den des Wildſchweins. Die Ohren ſind klein, das Gehör ſchärfer als das Geſicht. Beim Ausſtoßen der Excremente bildet ſich eine Erhöhung von 2 Fuß, und jeder Bollen Excremente hat die Größe einer Melone. Das Einhorn hat nur Ein Junges. Man jagt das Thier zu Pferde mit Lanzen, die man ihm in den After ſtößt, denn anderswo iſt die Haut undurchdringlich. Es tödtet den Menſchen auch ungereizt, durchbohrt ihn beim erſten Anblick, frißt ihn aber nicht, da es kein Fleiſchfreſſer iſt.

Daß das Einhorn auch in Europa heimiſch war, ſuchte ſchon in früherer Zeit der Magdeburger Bürgermeiſter, Otto von Guerike (**Experim. Magdeb. lib. V, c. 3, fol. 155**), zu erweiſen, indem er ſich auf das Factum berief, daß man im Jahr 1663 im Zeumiler Berge bei Quedlinburg, wo Kalkſtein gebrochen wurde, ein ganzes Einhorn fand, welches vor der Stirne ein lang ausgeſtrecktes Horn, ſo dick wie ein menſchliches Schienbein hatte, und der damaligen Aebtiſſin von Quedlinburg geſchenkt wurde. In der Höhle bei Schwarzfeld im Harz hat man ein ähnliches Gerippe ausgegraben (abgebildet in Leibnizens Protogea, Göttingen 1749, 4.), die davon den Namen Einhornloch erhalten hat.

Wenn von Baſilisken und Einhörnern die Rede iſt, erwartet jedermann, auch ein Wort über G r e i f e zu vernehmen. Ob ſie, wie Pauſanias vorgibt, löwen-

ähnliche Unthiere mit Adlerflügeln und Adlerſchnäbeln ſeyen und des Pardels fleckige Haut haben? oder ob ſie, wie Philoſtrat (vit. Appollon.) wiſſen will, ganz federlos mit rothhäutigen Fittigen umherflattern? läßt ſich heute ſchwer beantworten. Was Plinius (VII, 2.) den fabelhaften Arimaſpen nacherzählt, die mit den Greiſen Krieg führten, läßt ſich hier auch nicht berückſichtigen, da die Arimaſpen, ſeiner Ausſage zufolge, nur ein Stirnauge hatten, daher als Einäugige leicht falſch geſehen haben mochten. In dem ſchleſiſchen Sagenſchatz erfährt man, daß vor vielen Jahrhunderten auch in der Gegend von Friedland ein Greif gehaust, und daß ein Schäfer, Namens Gottſche Schof, das Glück gehabt, das Neſt ſeiner Jungen anzuzünden, daher ihn Herzog Bolko in den Ritterſtand erhob; ſeine Burg erhielt zum Andenken an den Sieg über den Greif — der ſehr wohlfeil geweſen ſeyn muß, weil die Chronik berichtet, daß der zurückkehrende Greifenvater, als er die Flammen aus dem Neſte aufſteigen ſah, ſeine Schwungfedern, (durch den Schlag ſeiner Flügel noch mehr die Flammen anfachend), verſengte, und kraftlos zur Erde taumelte, worauf ihm der Schäfer mit einem Beile den Kopf abhieb — den Namen Greifenſtein, nach welcher noch das heutige Städtchen benannt iſt. Dieſer Greifenbeſieger iſt, beiläufig bemerkt, der Ahnherr der Grafen Schaffgottſch. Muthmaßlich waren die Greife ganz gewöhnliche Geier, welchen nur die Furcht eine abenteuerliche Geſtalt lieh. In Schweden hatte in der Heidenzeit ein Berggeiſt des Geiers Figur angenommen und in der Gegend von Blekingen die Leute ſehr beunruhigt, bis man endlich einen wilden Stier ins Freie ließ, auf den der Geier ſich herabſtürzte, ihn mit ſeinen Klauen zum Berge hinauftrug und dort mit Haut

und Haaren verzehrte. Davon erhielt die Anhöhe den Namen Geierhügel. Aber noch hatte man keine Ruhe, bis man auf den Gedanken kam, eine Kirche an dieſer Stätte zu bauen: das Glockengeläute vertrieb ihn. (Afzelius III, S. 194 ff.)

Die Reihe der wirklich oder ſcheinbar fabelhaften Geſchöpfe ſoll die oft in Frage geſtellte, obſchon in der Mährchenwelt der alten und neuern Völker eine ſo große Rolle ſpielende Seejungfer beſchließen. Gewöhnlich wird ſie zu den Nixen gezählt, mit denen ſie auch das lange, die Brüſte zum Theil bedeckende, Haar gemeinſchaftlich hat. Das Vorhandenſeyn dieſer Meerweibchen beſtätigt der hier folgende Auszug eines Briefes des Dr. Philipp, Bevollmächtigter der Londoner Miſſionsgeſellſchaft in Capſtadt auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung vom 26. April 1822:

„Heute ſah ich ein Meerweibchen, welches ſo eben in dieſer Stadt gezeigt wird. — Ich habe ſtets die Exiſtenz eines ſolchen Geſchöpfes als fabelhaft betrachtet; aber mein völliger Zweifel iſt nun aus dem Weg geräumt. Da es wahrſcheinlich iſt, daß noch keine Beſchreibung dieſes auſſerordentlichen Geſchöpfs nach England gekommen, ſo werden folgende Bemerkungen Ihre Neugierde befriedigen.

Der Kopf iſt ungefähr von der Größe des eines großen Affen; derſelbe iſt ſpärlich mit ſchwarzen Haaren bedeckt, die glatt herabhängen, an der Oberlippe und dem Kinn befinden ſich auch einige Haare, denen des Kopfes ähnlich, die Backenknochen (ossa malarum) ſind hervorſtehend, die Stirne iſt gedrückt, aber, dieß ausgenommen, ſind die Züge in regelmäßigem Verhältniß, und gleichen mehr denen eines Menſchen, als dieſes bei irgend einem Geſchlecht der Affen der Fall iſt. Der Kopf war zur Seite gewendet, und das Geſicht drückte Schmerz aus, aber ich denke, daß beides durch die Umſtände, unter welchen dieſes Thier den Tod empfing, herrührt, da es ganz den Anſchein hat, daß es unter großer Qual geſtorben iſt.

Die Ohren, Naſe, Lippen, Kinn, Brüſte, Finger und Nägel gleichen ganz denen einer menſchlichen Figur — das Rückgraht iſt ſehr hervorſtehend, und ſcheinbar ganz ſo geformt, wie am menſchlichen Körper.

Nach der Lage der Arme zu urtheilen, und zufolge ſolcher Unterſuchung, wie die Umſtände erlaubten, als ich das Thier ſah, muß ich glauben, daß es Bruſtbeine (claviolis) habe, mit denen blos der Menſch begabt iſt, und welche dem Affengeſchlecht fehlen.

Die Zähne beweiſen, daß es gehörig ausgewachſen war — die Schneidezähne (incisores) waren oben etwas abgenuzt — es fanden ſich deren acht, vier Hundezähne (canines), und acht Backenzähne (molares) vor — die Hunzähne glichen denen eines ausgewachſenen Hundes, alle andern denen eines Menſchen.

Die Länge des Thiers beträgt drei Fuß; da es aber nicht zum beſten aufbewahrt und erhalten war, ſo ſcheint es bedeutend zuſammengeſchrumpft zu ſeyn, und war im Leben gewiß dicker und länger, als nun. Seine Aehnlichkeit mit dem menſchlichen Geſchlecht hört ſogleich unter den Brüſten auf. Gerade unterhalb und zwiſchen den Brüſten befinden ſich zwei Floßfedern. Von dem Punkt, von wo die menſchenähnliche Geſtalt aufhört, welches ungefähr 12 Zoll von dem Scheitel des Kopfs iſt, *gleicht es einem großen Fiſche von der Salmen-Gattung, und iſt ganz mit Schuppen bedeckt, an dem untern Theil des Körpers gleichen die Schuppen ganz denen eines Fiſches*, aber an jenem Theile, der dem Menſchen ähnlich ſieht, ſind deren ſehr wenige, kaum bemerkbar, und nur bei ganz naher Beſichtigung. An dem untern Theil des Körpers hat es ſechs Floßfedern, eine am Rücken, zwei am Bauch, zwei unter der Bruſt und am Schwanz. Diejenigen an der Bruſt ſind beſonders merkwürdig; ſie ſtehen horizontal und ſind unſtreitig beſtimmt, das Thier zu tragen, wenn es in aufrechter Stellung iſt, ſo wie man manchmal Zeichnungen davon findet, auch iſt der Schwanz eben ſo geformt, als bei Abbildungen von Meerweibchen.

Der Eigenthümer dieſes ſonderbaren Thieres iſt Kapi-

tän Eades von Boſton in Amerika. Während dem ich dieſes ſchreibe, erhalte ich einen Beſuch von ihm, und er theilte mir Nachfolgendes mit: Das Meerweibchen wurde nämlich an der nördlichen Küſte von China von einem Fiſcher gefangen, der es um eine Kleinigkeit verkaufte; nachher kam es nach Batavia, wo es von Kapitän Eades um 500 ſpaniſche Thaler erkauft wurde; man hat ihm ſeitdem vergebens 10,000 ſpaniſche Thaler dafür geboten. Kapitän Eades iſt Paſſagier auf dem amerikaniſchen Schiffe Lion, gegenwärtig in der Tafel-Bay vor Anker — in ungefähr vierzehn Tagen gehet das Schiff nach der Themſe ab, ſo daß wahrſcheinlich auch in London eine Ausſtellung dieſes Thieres ſtatt finden wird. —“

VI. Localſagen.

Dieſe unterſcheiden ſich 1) in ſolche, welche aus der Beſchaffenheit der Gegend, in welcher ſie ihren Urſprung haben, ſich erklären laſſen, wie die perſiſchen Sagen von den rieſigen Gins (ſpr. Dſchins); denn wenn man in der „Tauſend und Einen Nacht“ von ihnen liest, daß ſie in einem Wirbelwinde von Sand und Staub ſich nähern, ſo denkt man gleich an den Wirbelwind, der den Sand in Form einer ungeheuern Säule emportreibt, und den man ſo oft über die Wüſte dahinſtreichen ſieht; ebenſo kann die deutſche Sage von der Windsbraut als wilden Jägerin nur in Flachländern entſtanden ſeyn; Fels-, Berg- und Waldgegenden erzeugen hingegen ganz andere Sagen; 2) in ſolche, welche der Beſchäftigungsweiſe der Bewohner ihre Entſtehung verdanken, wie z. B. das „Glasmännlein“ und der „Holländer-Michel“ auf dem Schwarzwald. Erſterer, ein gutmüthiger Geiſt von 3½ Fuß Länge, erſcheint im ſpitzen großrandigen Hütlein, in Wamms, Pluderhoſe und rothen Strümpfen.

Dieſer, der auf der andern Seite des Waldes umgeht, iſt rieſenhaft, breitſchultrig, trägt die Kleidung der Flöſſer und ungeheure Stiefel. Nun muß man wiſſen, daß im badiſchen Schwarzwald ſich die Leute gewöhnlich mit Glasmachen beſchäftigen; die auf der andern Seite des Waldes hingegen ſich von Holzfällen nähren, und Flößer ſind, die bis nach Holland hinunterkommen und ſehr große Stiefel tragen. Auf dem Harz, wo die rauhe Gebirgsluft den Branntweingenuß mindeſtens entſchuldigt, träumt die Phantaſie von dieſem Lebenswaſſer (wie die Franzoſen dieſes Geſundheit zerſtörende Getränk nennen), und erzeugt das Mährchen vom alten Schmidte-Sömme (Schmieds Simon) in Steinbach, der allerdings einmal der Wirklichkeit angehörte, und das ſehr proſaiſche Handwerk eines Wilddiebs trieb, aber die Volksdichtung hängt ihm ein romantiſches Mäntelchen um, indem ſie berichtet: „Eines Nachts ſaß er am Frauenberg und lauerte auf ein Wild; da ſah er plötzlich den Teufel auf einem Faſſe durch die Luft reiten nach Steinbach zu. Hurtig ſchoß der Kerl nach dem Reiter und traf ihn ins Bein, daß er das Faß fallen laſſen mußte, welches entzwei brach — es war Branntwein darin.“

Proben dortiger Bergmannsſagen ſind folgende:

Ein Häuer, der im Reginaſchacht bei Glücksbrunn ſchärfte, glaubte an einer in ſeiner Nähe ſtattfindenden Bewegung, ein Steiger käme zu ihm gefahren. Da aber Niemand kam, drehte er ſich auf dem Sitzſtock und erblickte einen Berggeiſt in Menſchengeſtalt, der das Geſicht ſtarr nach ihm gewandt hielt. Die Geſtalt hatte das Aeußere eines Bergobern, und war mit einem ſchwarzen Hut, grünem Oberkleid mit Manſchetten, ſchwarzen Beinkleidern, Schuhen und weißen Strümpfen bekleidet. Uebrigens hatte ſie ein ſchönes Antlitz, helle Augen und ſtieß in der Firſt an, wo

das Ort 5 Schuh hoch war. Der Häuer wagte aus Furcht nicht den Geiſt anzureden, und arbeitete emſig weiter. Als die Erſcheinung einige Zeit ſtill geſtanden, fuhr ſie mit einem hell flammenden Grubenlicht wieder von dannen. Hätte der Bergmann ſie mit „Glück auf!“ begrüßt, ſo wäre er gewiß ſehr glücklich geweſen.

Einige Burſche, die auf dem Schacht am Acker neben dem „Segen Gottes“ einfuhren, gewahrten plötzlich einen ungewöhnlich hellen Schimmer, und gleich darauf eine Geſtalt, welche die Strecke daher gefahren kam, ſo groß, daß ſie, gebückt, wie ſie ging, mit dem Rücken in der Firſt auſtrich. Sie hielten dieſelbe für einen Bergofficianten. Als aber die Erſcheinung näher kam, ſahen die Burſche mit Entſetzen, daß es ein Berggeiſt, der Grubenkittel, Kniebügel an den Beinen, ſchwarzen Schiefhut auf dem Kopfe, glänzende Augen, und ein Grubenlicht in der Hand hatte. Hals über Kopf eilten ſie wieder aus dem Schacht, der vom Lichte des Geiſtes faſt zur Hälfte aufwärts erhellt war.

Ein junger Bergknapp aus Steinbach wollte eines Morgens ſeinen Schacht auf der Windleite befahren. Als er in die Nähe kam, ſah er eine Menge winziger Bergmännchen an der Winde Geſtein aufziehen, das andere geſchäftig zerklopften. Er trat hinzu und die Geiſtchen ſtürzten ſich vor ſeinen Augen in den Schacht, der krachend hinter ihnen zuſammenbrach. Voll Grauſen über das Geſehene ging der Burſche in die Ruhl, und that ſich dort zu einem Meſſerſchmidt in die Lehre, denn er wollte nicht mehr ein Bergmann bleiben. Durch ihn wurde das Handwerk der Meſſermacher nach Steinbach verpflanzt, und der Bergbau nahm allmählig ab.

Am Löge oberhalb Steinbach ging ein goldener Hirſch, der plötzlich erſchien und plötzlich verſchwand. Viele Leute haben ihn geſehen. Der Hirſch zeigt eine ſtarke Goldader an. Die Herren Trier ließen dort einſchlagen, aber die aufgethane Grube bald wieder zum Erliegen kommen, weil die Ausbeute ſich nicht bald zeigte. Damals ließ ſich der Hirſch alle Abende ſehen und lief ängſtlich hin und her. Hätten die Herren Trier nur noch eine kleine Strecke gegraben, ſo würden ſie die Goldader gefunden und un-

ermeßliche Schätze ausgegraben haben. (Thüringen und der Harz II. S. 44.)

Man wird hier unwillkürlich an Steffens treffliche Worte gemahnt, die er ſeinen „Gebirgsſagen" (Breslau 1837) vorausſchickt. „Mir, als Naturforſcher," ſagt er, „war von jeher die Phyſiognomie der Mährchen der verſchiedenen gebirgigen, waldigen Gegenden unendlich werth. Denn aus einer beſtimmten Natur entſprungen, blieben ſie in ſolchen verborgenen Zufluchtsörtern, wo ſie, aus unſerer Mitte verſcheucht, ſich Jahrhunderte lang erhielten, noch immer ihrer urſprünglichen Heimath getreu; deuteten auf ſie, ja ſchienen ihre innerſten Geheimniſſe wunderbar zu bewahren. Es iſt bekannt, daß die verſchiedenen Gebirgsarten eigene Pflanzen ernähren, und daß ein leiſer Unterſchied ſich auf dieſe Weiſe wohl erkennen läßt. Aber entſchiedener iſt der Einfluß auf die Geſtaltung im Großen. Granit-, Schiefer- Kalkgebirge erzeugen eine andere Geſtalt der Höhen, Schluchten, Thäler und Weitungen; anders bilden ſich daher nach der Verſchiedenheit der Gebirgsart die Baumpartieen; Schatten und Licht nehmen in Abend- und Morgendämmerung einen andern Charakter an; die Gewäſſer ſcheinen, ewig ſtrömend in jenen ſo verſchiedenen Gegenden, einen andern Ton, einen andern Glanz zu haben. Aber hiermit hängt die Geſtaltung der Mährchen genau zuſammen, ſo daß dieſe Verſchiedenheit des Mährchenwuchſes nach der Natur der Gegend in den leiſeſten Abänderungen wahrgenommen wird. Wunderbarer ergreift dieſe Erſcheinung nirgends, als auf dem Nordabhang des Harzes. Denn wie ganz anders lauten die Granit-, als die Schiefermährchen, die Sagen zwiſchen der Ilſe und der Ocker, an der Harzburg, als die des Budethals, des Selkethals. Iſt

nicht das Mährchen von Hans Heiling*) in Böhmen ein nothwendiges Granitgewächs?

Wenn die Mährchen aus dem Rieſengebirge nicht jene tragiſche Naturtiefe der Harzmährchen zeigen, ſo haben ſie doch etwas Merkwürdiges, was, wie bei allen Mährchen, auch hier auf die Natur und Bildung der Gegend deutet. In den meiſten mächtigen Gebirgen zeigt ſich der höchſte Gipfel, der über die übrigen hervorragt, von unzugänglichen Felſen umgeben, tiefe Thäler, wilde Schluchten trennen das verſchloſſene, von wenigen wilden Thieren bewohnte Innere von den mildern Gegenden, die von Menſchen beherrſcht werden. Nur wenige Kühnere wagen es einzeln, mit den Gebirgsgeiſtern vertraut, jene verſchloſſenen Gegenden zu beſuchen. Dieſe erhalten, wie das Gebirge ſelbſt, ein geheimnißvolles Gepräge, und die verborgene Natur blickt räthſelhaft, wild und drohend in die entfernten bewohnten Flächen hinein. Das Rieſengebirge hat in dieſer Rückſicht eine ſehr abweichende Bildung. Eine bewohnte, milde, weitläufige Ebene drängt ſich bis unmittelbar an den Fuß des höchſten Gebirges hinan. Die Schneekuppe entbehrt jener myſtiſchen Umgebung,

---

*) An der Eger, dem Dorfe Aich gegenüber, ragen ſeltſame Felſen empor, die das Volk „Hans Heilings Felſen“ nennt. Dieſer Heiling ſtand mit dem Böſen im Bunde. Einſt ſoll er ſich in ein Madchen verliebt haben, die ihm zugeſagt, dann aber wieder verweigert worden war. Auf ihrer Hochzeit erſchien Mitternachts zwölf Uhr Heiling plötzlich unter ihnen, und rief: „Teufel, ich löſche dir deine Dienſtzeit, wenn Du mir dieſe vernichteſt“. Der Teufel antwortete: „So biſt Du mein“, und verwandelte alle Hochzeitleute in Felſenſteine. Braut und Bräutigam ſtehen da, wie ſie ſich umarmen, die übrigen mit gefalteten Händen. Heiling ſtürzte vom Felſen in die Eger hinab, die ihn ziſchend verſchlang. Noch jetzt zeigt man die Steinbilder, die Liebenden, den Brautvater und die Gäſte; auch die Stelle, wo Heiling hinabſtürzte. (Grimm D. S. Nr. 328.)

und die düſterſten Gebirgsſeen, die ſchroffſten Felſen, die wildeſten Waſſerſtürze liegen den freundlichen Dörfern ganz nahe. Dadurch tritt das Geheimnißreiche ſelbſt in vertraulichere Nähe, und was in andern Gebirgen als furchtbare, zerſtörende Gewalt in das gewohnte Daſeyn mit vernichtender Kraft tief tragiſch hineingreift, das erſcheint hier wie ein leichter Traum; die Drohungen der gewaltigen Geiſter löſen ſich in Neckereien mancherlei Art auf, und ein vorübergehender Schauder tritt an die Stelle der verzehrenden Furcht. Das Rieſengebirge zeigt ſich aber auch in anderer Hinſicht ſehr verſchieden von den meiſten übrigen Gebirgen. Gewöhnlich hangen bedeutende Gebirgsketten mit andern kleinern in mehrern Richtungen zuſammen. So der Harz mit der gebirgigen Flötzgegend in Weſtphalen gegen Weſten, mit den heſſiſchen Gebirgen und Thüringen gegen Süden und Südoſt; ſo Thüringen mit dem gebirgigen Franken, das Erzgebirge mit dem böhmiſchen Fichtelgebirge. Kein Gebirge in Europa iſt aber ſo mächtig und hoch wie das Rieſengebirge, und ſo ſchnell gegen Norden, wie gegen Süden begrenzt; die Verbindung mit andern Gebirgen findet nur gegen Weſten mit den Lauſitzer-, gegen Südoſt mit den Glatzergebirgen ſtatt; nach Nord und Süd äußerſt ſchmal gegen ſeine Länge, verliert es ſich, hier in die ſchleſiſchen, dort in die böhmiſchen Ebenen. Dadurch bildet es eine höchſt bedeutende Wetterſcheide. Zwei ſtark entgegengeſetzte, klimatiſch höchſt verſchiedene Gegenden finden an dieſem Gebirge ihre gemeinſchaftliche Grenze. Das Wetter bricht ſich an dieſen ungeheuern Maſſen, die den Unterſchied zugleich begründen, begrenzen und unterhalten. Kälte und Wärme, dieſe von Süden, jene von Norden, treten ohne Abſtufungen ſich

ganz nahe und zerſtören das Gleichgewicht der Luft.
Plötzlich ziehen Wolken zuſammen und vertheilen ſich wieder, einen leichten, bald zerriſſenen, bald zuſammenhangenden Schleier um das Rieſenhaupt des Gebirges bildend. Schnell entſtehen im hohen Gebirge Windſtöße von Nord nach Süd, und umgekehrt; unerwartet ergießen ſich die heftigſten Regen, und im ſchnellen Wechſel erheitert und trübt ſich das Wetter, erheben ſich Stürme und beruhigen ſich wieder. Dieſe Launen der Gegend ſind Aeußerungen des geiſtigen Herrſchers. Obgleich aber faſt alle Mährchen von Rübezahl ein mehr launenhaftes*) als tragiſches Gepräge haben, ſo fehlt dennoch das Letzte nicht ganz."

Ganz anders iſt die Geſtalt der Mährchen in flachen Ländern. So erzählt man ſich in den Ebenen Polens von dem Luftritt in Folge böſen Zauberſpruchs. In der Ukraine weiß man, daß Menſchen, die auf offenem Felde vom Wirbelwinde ergriffen wurden, für immer verſchwunden ſind. Ein ander Mal hatte Jemand ein geweihtes Meſſer in den Wirbel hineingeworfen, und es fiel mit Blut beſpritzt zu Boden. Dreht der Sturmwind ſich im Kreiſe und fegt den trockenen Flugſand, ſo verſchließe man die Fenſter, denn das Böſe kann in die Knochen fahren (Woicizky Poln. Volksſ. S. 41. 63). Hirten- und Jägerſagen haben meiſt auf Wüſtungen und Waldwieſen verſetzte Schätze zum Gegenſtande (vgl. S. 217); die rohe Begierde des gemeinen Mannes nach Gold wird in der Sage poetiſch verklärt, und die Fülle des glänzenden Goldes der Phantaſie entſchädigt den Armen für die Entbehrung des wirklichen.

*) Begründet iſt Büſchings Klage über die Familienphyſiognomie ſammtlicher Rübezahliaden. Alle ſind von Einem Schlage und Zuſchnitt.

Localſagen,

welche aus dem Beſtreben hervorgingen, eine auszeichnende Eigenthümlichkeit des Ortes oder Naturſpiele zu erklären.

Bohlen hat in ſeinem Commentar zur Geneſis bis zur Evidenz erwieſen, daß der Untergang von Sodom und Gomorrha und die Verwandlung der Frau Lot's in die Salzſäule nur ein mythiſch eingekleideter Erklärungsverſuch der Entſtehung und Beſchaffenheit des Salzmeers und ſeiner Umgegend ſey. Den Untergang der Stadt Mahabalipura (d. i. Stadt des großen Bali oder Baal), welche im indiſchen Epos Maha Bharata (der große Krieg), als Reſidenz des Yudhiſtira beſchrieben wird, und von welcher man jetzt nur noch die auf drei Meilen ſich ausdehnenden Ruinen am Meeresufer erblickt, findet die brahmaniſche Legende in folgender Urſache: Malatſcheren, Beherrſcher dieſer Stadt, luſtwandelte eines Tages verkleidet in einem Garten der Vorſtadt und bemerkte in einer benachbarten Quelle zwei badende Nymphen. Er verliebte ſich in die Eine und fand keine Spröde. Sie und ihre Schweſter kamen nun öfter mit dem Rajah (Regent) zuſammen. Einſt brachten ſie einen männlichen Bewohner der ätheriſchen Regionen mit und ſtellten ihn dem Herrſcher vor, worauf Jener mit, dieſem ein Freundſchaftsbündniß ſchloß. Das höhere Weſen, durch anhaltende Bitten des Rajah zuletzt überwunden, verſprach, ihn verkleidet den Hof Indras (des indiſchen Zeus) ſchauen zu laſſen, eine Gunſt, die noch keinem Sterblichen zu Theile geworden. Des Rajah Wunſch ging in Erfüllung. Mit neuen Ideen von Pracht und Glanz zurückkehrend, beſchloß er, ſeine Reſidenz nach dieſem Muſter zu ver-

ſchönern, und machte ſie zur ſchönſten Stadt der Erde. Der Neid bemächtigte ſich nun der Götter; jetzt erhielt der Meergott Veruna Befehl, die Fluten des Oceans loszulaſſen, und die Stätte, wo Mahabalipura ſtand, ward nicht mehr geſehen.

Nach demſelben Zuſchnitte haben Griechen und Römer locale und etymologiſche Mythen zu Dutzenden fabrizirt, und neuere Völker haben denſelben Weg eingeſchlagen.

Das Journ. Asiatique vom Oktober 1840 theilt aus den noch ungedruckten Contes et traditions du Maghreb die mauriſche Sage über die oft erwähnten heißen Bäder zwiſchen Mdschez-el-Hammams und Ghelma auf dem Wege nach Conſtantine mit. Bekanntlich ſetzen dieſe faſt ſiedheißen (76° R.) Quellen bei ihrem Ausſtrömen und darauf folgendem Erkalten einen Niederſchlag ab, woraus Kalkfelſen entſtehen, die meiſt koniſche Maſſen bilden. Der Ort war, wie man aus den Ueberreſten von Gebäuden ſieht, ein römiſches Bad, die Landeseingebornen aber halten ſich fern von dieſen „verfluchten Bädern", und erzählen Folgendes:

„Haſſan, der Verfluchte (meskut), lebte in der Nähe von Mdschez-el-Hammam. Er war der Sohn eines Mauren und einer Türkin, verlor aber ſeinen Vater bald, und erhielt wegen ſeines böſen Betragens obigen Beinamen, denn er verwandte ſeine vielen Schätze, nur um Böſes zu thun; umgab ſich mit einer Rotte Böſewichter und verübte alle möglichen Greuel. Seine Mutter ging mit ſeiner noch ganz jungen Schweſter nach Stambul, um ihre Verwandten zu beſuchen, ſtarb aber dort bald, und die Verwandten, unbekannt mit der ſchändlichen Lebensweiſe des Bruders, ſchickten ihm die durch Schönheit ausgezeichnete Schweſter Yamina. Haſſan entbrannte in Liebe zu ihr, aber weil ſie ſich weigerte, ſeine Gattin zu werden, ſperrte er ſie bei Waſſer und Brod in einen Thurm. Nach zwei Jahren gab ſie nach, und Haſſan brachte nun den Kadi und den Mufti, theils durch Drohungen, theils durch

Gold dahin, daß ſie den Heirathscontrakt aufſetzten. Alles von Nah und Fern ward zum Feſte eingeladen, das mit Pomp gefeiert wurde. Allein Gott verhinderte die Vollziehung des Verbrechens, und ſtrafte nicht bloß die verbrecheriſchen Gatten, ſondern auch alle Theilnehmer des Feſtes, Prieſter, Kadi, Mufti, Tänzerinnen, und die vornehmſten Gäſte wurden in Stein verwandelt, ſelbſt die Keſſel, die zum Kochen des Feſtmahls gedient, wurden verdammt, ewig zu kochen, und das hölliſche Feuer, das ſie erhitzt, verurſacht den von hier ausgehenden Schwefelgeruch.

Hr. Iwanoffsky erzählt in der „nord. Biene“ vom 2. Dez. 1841: Im Gouvernement Pſkoff, 30 Werſte von der Stadt Noworſcheff, auf der Straße nach dem Diſtrikt Arenowa, zieht ſich ein Fichtenwald hin, daſelbſt befinden ſich viele Hügel, welche das Volk für Grabhügel erſchlagener Feinde hielt. Hier ſoll eine Stadt „Smykoff“ geſtanden haben. Wer dieſer Feind war? woher er kam? weiß Niemand mehr. In demſelben Walde, eine Werſt weiter entfernt von den Smykoffſchen Kurganen (Hügeln), iſt eine andere Merkwürdigkeit, an der ſich der Volksglaube geübt hat, die „Teufelsſtadt.“ Die Bewohner der umliegenden Dörfer berichten von ihr: „Bald nach Erſchaffung der Welt prahlte Satan, er wolle ganz allein mitten unter Sümpfen in Einer Nacht eine ſteinerne Stadt erbauen. Schneller, als man es erzählen kann, hatte er einen Haufen Steine zuſammengebracht, raſch ging die Arbeit, in einem Augenblick fügte er die Mauern zuſammen und machte ſich nun an die Gewölbe. Da krähte der Hahn dreimal, und die Steine ſtürzten über den Baumeiſter, der ſich zuſammen krümmte, als er das Gewölbe ſchließen wollte, herein. Er tröſtete ſich, in der nächſten Nacht die Sache zu vollenden. Am folgenden Morgen zogen Arbeiter vorbei und wunderten ſich, die geſtern noch flache Erde mit dieſer Steinmaſſe bedeckt zu ſehen. Sie bekreuzigten ſich, ſtaunten das Wunder an, und blieben, wie zur Wache, Tag und Nacht ſtehen, und fragten ſich: was rumort da drinnen? Vielleicht wäre Satan in der

zweiten oder dritten Nacht wirklich fertig geworden, da er aber ſah, daß das Volk unermüdlich Wache hielt, zog er mit Schmach ab.“ Die ſogenannte Teufelsſtadt iſt aber nichts anders als eine Befeſtigung aus rohen Steinen, mit der Hauptfaçade gegen Norden, aus welcher Richtung zu vermuthen, daß die von Süden heraufgedrungenen Slawen ſich gegen einen Angriff von Norden her zu ſchützen ſuchten. Die Länge der Veſte iſt nordwärts 12 Klafter, auf der Weſt- und Oſtſeite nur vier. Aus den auf beiden Seiten liegenden Steinmaſſen ſchließt man, daß der Bau nie vollendet ward, denn ſonſt wäre er im Rücken und auf beiden Seiten gar nicht vertheidigt geweſen. Das friſche Ausſehen vieler im Innern gefundenen Steine, und die noch an einigen Stellen hervorſtehenden Pfähle beweiſen, daß die Zerſtörung erſt in neuerer Zeit, etwa von Schatzgräbern, bewirkt wurde. Die Ueberreſte des Fundaments und die Steine, welche die Außenſeite der Mauern bilden, zeugen für das hohe Alter des Baues, denn ſie ſind mit dickem, grünem Mooſe bedeckt. Aus dem Fundament und einigen losgelösten Steinen erſieht man, daß ſie bei der Erbauung der Mauern nicht mit Kalk verbunden waren, ſondern durch Erde und Moos, Letzteres konnte ſich auch mit der Zeit gebildet haben. Viele der Steine, die übrigens, da hier nur Sandboden iſt, weit hergeſchafft werden mußten, haben 40 bis 80 Ctr. Gewicht. Es mußten alſo Hunderte von Arbeitern und Tauſende von Fuhren dazu nöthig ſeyn. Warum wurde die Stadt nicht aus Erde erbaut? warum zog man ein ſchweres, ſo viele Zeit und Anſtrengung erforderndes Material vor? wer waren die Erbauer dieſer Stadt? In welche Zeit fällt die Erbauung? Auf alle dieſe Fragen ſchweigt Geſchichte und Sage.

Zu Stavoren in Friesland war eine geizige Wittwe, die trug einem Danzigfahrer auf, das Beſte, was er laden könne, für ihre Rechnung mitzubringen. Der Schiffer wußte nichts Beſſeres als Getreide, davon nahm er einige tauſend Laſt, denn zur Zeit der Abreiſe hatte die Frucht gar hoch geſtanden in Friesland. Unterwegs litt er viel von Sturm und Unwetter. Er war alſo genöthigt,

in Bornholm zu überwintern. Als er im Frühjahr daheim anlangte, war das Korn gänzlich im Preiſe gefallen, und die Wittwe ließ zornig die ganze Ladung vor der Stadt in die See werfen. An derſelben Stelle that ſich ſeit der Zeit eine mächtige Sandbank empor, geheißen der Frauenland, darauf nichts als taubes Korn (arundo arenaria) wuchs, und die Sandbank lag vor dem Hafen, den ſie ſperrte, ſo daß er zu Grunde ging. So wuchs an der Sünde der alten Frau die Buße für die ganze Stadt auf. (Grimm D. S. Nr. 238).

Die nordfrieſiſchen Seefahrer erzählen von einem Schiffe, Mannigfual, deſſen Größe ſo fabelhaft iſt, daß der Commandant, um ſeine Befehle zu ertheilen, auf dem Verdecke deſſelben zu Pferde herumreiſen muß. Die gewaltigen Maſte heben ihre Spitzen wie Berggipfel in den Himmel empor, und die Takellage iſt ſo weitläufig, daß die Matroſen, wenn ſie jung hinaufklettern, mit grauem Bart und weißem Haare wieder herunterkommen. Unterwegs friſten ſie ihr Leben dadurch, daß ſie fleißig in die Blöcke des Tauwerks, welche Wirthsſtuben enthalten, einkehren, um ſich zu reſtauriren. Einmal kam das Schiff in ein enges, flaches Binnenwaſſer, wo es zu ſtranden Gefahr lief. Um ſich zu retten, mußte die ganze Schiffsmannſchaft ihren Ballaſt auswerfen, und deſſen war ſo viel, daß daraus eine große Inſel entſtand. Da dieß aber nicht völlig half, ſo mußte man auch noch die Aſche und die Schlacken aus der Schiffsküche hinauswerfen, und daraus entſtand eine kleine Inſel, die neben jener großen liegt. Ein andermal ſegelte der Mannigfual aus dem atlantiſchen Meere in den Kanal zwiſchen Dover und Calais, und konnte des engen Fahrwaſſers wegen nicht durchkommen. Da ließ der Capitain die ganze Backbordſeite des Schiffes, die gegen die Ufer von Dover ſtieß, mit weißer Seife beſtreichen. Das Mittel half. Das Schiff drängte ſich glücklich durch und gelangte in die Nordſee. Seitdem behielten die Felſen von Dover von der abgeſchmierten Seife und dem Schaume ihre Seifenfarbe*).

*) Kohl, die Marſchen und Inſeln von Schleswig und Holſtein, nebſt Bemerkungen über das Küſtenland zwiſchen Belgien und Jütland.

So verdankt die Sage vom Pilatusberg bei Luzern, von welchem Pontius Pilatus — nachdem er vom Kaiſer Tiberius nach Gallien*) verbannt worden — von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſich in den oben befindlichen See geſtürzt haben ſoll, folgender Localbeſchaffenheit ihre Entſtehung. Die Lage des Berges, als Avantgarde der großen Alpenkette, bedingt es, daß alle Wolken, die von Weſten und Norden über die Flächen hinziehen, ſich über demſelben ſammeln, und es iſt beobachtet worden, daß die meiſten Unwetter, die auf dem Vierwaldſtädter See wüthen, ſich auf der Spitze des Pilatus zuſammenziehen. Dieß wird dem ruheloſen Geiſte des Pilatus zugeſchrieben. Damit die Ruhe des Geiſtes nicht geſtört werde, hat der Luzerner Rath vor nicht zu langer Zeit verboten, den Berg zu beſteigen, ſo allgemein war der Glaube verbreitet, und der Naturforſcher Geßner hat um ſpecielle Erlaubniß bitten müſſen, ſeine Forſchungen auf dem Berge anzuſtellen. Der See oben, welcher Grund zu allen dieſen Schreckniſſen gegeben, iſt eigentlich nur ein Teich, liegt während des größern Theils des Jahres trocken, und wird nur durch das Schmelzen des Schnees mit Waſſer gefüllt.

---

*) Zu Vienne an der Rhone zeigt man noch den Thurm, worin er geſeſſen haben ſoll. Auch ſieht man hier den Abgrund, wo er ſich durch ein Loch hinabgeſtürzt hat (ob früher oder ſpäter als bei Luzern? darüber läßt uns die Sage in Ungewißheit). Es iſt dieſer Pilatusabgrund jetzt (nicht vor der Zeit des Pilatus?) von Wolken und häßlichen Dünſten umgeben. Was aber zumeiſt überraſchen muß, iſt, daß Pilatus, welcher die Gefälligkeit hatte, zweimal ſich umzubringen, einmal in Frankreich, das andere Mal in der Schweiz, von Geburt ein — Baier. Forchheim iſt ſeine Vaterſtadt. Wer es bezweifelt, den machen folgende Verſe verſtummen:

Forchheimii natus est Pontius ille Pilatus
Teutonicae gentis crucefixor omnipotentis.

Unter einem Berg des Viſperthales in Oberwallis ſoll ein ganzes Dorf mit der Kirche vergraben liegen. Die Urſache dieſes Unglücks war folgende: Eine Bäuerin ſtand an ihrem Herde und hatte einen Keſſel mit Butter, die ſie auslaſſen wollte, über dem Feuer hangen, der Keſſel war gerade halb voll Sud. Da kam ein Mann des Weges vorbei und ſprach ſie an, daß ſie ihm etwas von der Butter zur Speiſe gebe. Die hartherzige Frau entgegnete: ich brauche Alles für mich ſelber. Da ſprach der Fremde: „Hätteſt du mir ein Weniges gegeben, ſo würde ich deinen Keſſel ſo begabt haben, daß er ſtets bis zum Rande voll geweſen wäre.“ Dieſer Mann war Chriſtus ſelber. Das Dorf aber war ſeitdem verflucht, und wurde von einem Bergſturz ganz überſchüttet, ſo daß nichts mehr davon zu ſehen iſt, als die Fläche des Kirchenaltars, der ehedem im Ort geſtanden; über den fließt nämlich jetzt der Bach, der ehedem unter ihm hingefloſſen, und ſich nun durch die Felſenſchlucht windet (Grimm D. S. Nr. 344).

Am Ufer der Inſel Bunſala in Finnland, 1/2 Meile von Abo, iſt ein ungeheurer losgeriſſener Fels, der bei den Umwohnern Kukkarokivi (v. kukkalo, Sack u. kivi, Stein) heißt und den Seefahrern als Landmarke dient. Man erklärt dieſen Namen von einem Stein, den ein Rieſe in einem Lederſack mit ſich herumtrug, um ihn auf die Bewohner des Kirchſpiels Reſo in der Nähe von Abo zu ſchleudern, weil er ihnen allein eine Kirche gebaut, und wegen der verſprochenen Zahlung von ihrem Prieſter überliſtet worden war. Aber auch die beſchloſſene Rache des Böſen hatte der Pfarrer durch eine neue Liſt vereitelt, welche den Rieſen, als er ſchon ganz nahe dem Ziele ſeiner Wanderung, glauben machte, als befände er ſich noch durch viele Berge und Seen von Reſo entfernt; daher er beſchloß, den Stein nicht weiter zu tragen und ihn ans Ufer zu werfen. (Wer die doppelte Liſt des Pfarrers wiſſen will, findet ſeine Neugier im „Morgenblatt“ 1841 Nr. 56. 57. befriedigt).

In Norwegen am Tindſee ſieht man einen Berg, der ſich durch eine mächtige tiefe Spalte auszeichnet. Die Sage erklärt dieß auf folgende Weiſe: „Hier im Tindfjeld

wohnt ein Jutul (Jette, Rieſe) der größten Art. Einſt hatte er große Eile, alſo nicht Zeit genug, den See bis ans Ende hinauf zu gehen, er dachte, es ließe ſich auch thun, über das bischen Waſſer zu ſchreiten, ſetzte dazu ſeinen Fuß hoch oben in den weſtlichen Strand, hatte aber das Unglück auszugleiten, und machte dadurch die große Schramme im Berge. Als er ſo glitt, gerieth er mit dem andern Fuß ins Waſſer, aber ſo tief es auch iſt, ging es ihm doch nicht höher, als bis zum Gürtel, und mit dem nächſten Schritt ſtand er oben in Oſtfjeld (Ausland 1841 Nr. 253, S. 1012).

Zahlreich ſind die Sagen von verſteinerten Broden, an jedem Orte weiß man einen andern Grund dafür anzugeben.

Im Jahre 1579 hatte ein Bäcker in Dortmund viel Korn aufgekauft, um in der damals herrſchenden Hungersnoth zu ſpeculiren. Da ward ihm eines Tages ſein ganzer Vorrath zu Stein, und wie er einen Laib ergriffen und mit dem Meſſer aufſchneiden wollen, war Blut daraus gefloſſen.

In der Caſtuluskirche zu Landshut hängt mit ſilberner Einfaſſung ein runder Stein in Geſtalt eines Brodes, in deſſen Oberfläche ſich vier kleine Höhlungen befinden. Davon geht folgende Sage: Kurz vor ſeinem Tode kam der heilige Caſtulus als ein armer Mann zu einer Wittwe in der Stadt und bat um ein Almoſen. Die Frau hieß ihre Tochter das einzige Brod, das ſie noch übrig hatten, dem Dürftigen reichen. Die Tochter, die es ungern weggab, wollte vorher noch eilig einige Stücke abbrechen, aber ſogleich verwandelte ſich das dem Heiligen ſchon eigene Brod in Stein, und man erblickt noch jetzt darin die eingedrückten Finger.

Zur Zeit einer großen Theuerung ging ein armes Weib, ein Kind auf dem Arme, eines neben ihr herlaufend und nach Brod ſchreiend, durch eine Straße der Stadt Danzig. Da begegnete ihr ein Mönch aus dem Kloſter Oliva, den ſie flehentlich um ein Bischen Brod für ihre Kinder bat. Der Mönch aber ſagte: „ich habe Keines.“ Die

Frau ſprach: „ach ich ſehe, daß ihr in euerm Buſen Brod ſtecken habt.“ „Ei, das iſt nur ein Stein, die Hunde damit zu werfen,“ antwortete der Mönch und ging fort. Nach einer Weile wollte er ſein Brod holen und eſſen, aber er fand, daß es ſich wirklich in Stein verwandelt hatte. Er erſchrack, bekannte ſeine Sünde, und gab den Stein ab, der noch jetzt in der Kloſterkirche dort hängt (Grimm D. S. Nr. 240).

Zu Leyden in Holland iſt es geſchehen, daß eine Frau, die großen Hunger litt, von ihrer reichen Schweſter Brod begehrte. Aber dieſe behauptete, ſelber kein ganzes Brod im Hauſe zu haben, worauf die andere ſprach: „Herzallerliebſte Schweſter, ich weiß ja, daß du Brod haſt.“ Dieſe aber antwortete: „Wenn irgend Brod in meinem Hauſe iſt, ſo mache es Gott, daß es zu Stein werde.“ Und es geſchah, wie ſie geſprochen, und alles Brod im Hauſe wurde in Steine verwandelt, deren einer noch zu Leyden in der Peterskirche in einem Käſtchen an der Nordſeite liegt, wo ihn Jeder noch heute ſehen kann (Wolf N. S. Nr. 363).

Neben der Stadt Bartenſtein erhebt ſich am Fluſſe ein jäher Hügel, der zwiſchen Ueberreſten einer Burg einen koloſſalen Granitblock auf ſeinem Scheitel trägt, welcher mit einer menſchlichen Figur einige Aehnlichkeit zeigt. Die Sage berichtet, daß das Schloß verſunken, das Felsſtück aber der ehemalige Beherrſcher des Landes, Barto (!) ſey, der hier gehaust, und beim Untergang ſeiner Burg in einen Stein verwandelt wurde (Warum?). Noch jetzt nennt das Volk dieſen Stein den Bartel.

In Bartenſtein wird noch ein anderer großer Stein in menſchenähnlicher Geſtalt aufbewahrt, der früher in der Johanniskirche, dann auf dem Markte aufgeſtellt war, ſich aber gegenwärtig im Garten des Rectors der Schule befindet. Es wird erzählt, daß ein Mädchen, Guſte Balde genannt, in ihn verwandelt worden ſey. Dieſe beklagte ſich, als ſie einſt zur Meſſe ging, gegen ihre Mutter, daß ſie in ſo ſchlechten Kleidern erſcheinen müſſe, während geringerer Leute Töchter weit geputzter einher gingen. Die Mutter, erzürnt hierüber, rief ihr zu: „daß du Stein wer-

den möchteſt, du Unverſchämte.“ Und alsbald ging dieſe Verwünſchung in Erfüllung.

Zu Reinswein im Ortelsburgiſchen wird auch ein Stein gezeigt, der einem Menſchen gleicht, und von dem eine ähnliche Sage im Umlauf iſt (Bock, Naturgeſch. von Preußen, Thl. II. S. 369).

In Meißen, unweit der Feſtung Königſtein, liegt der Jungfernſtein. Einſt verfluchte eine Mutter ihre Tochter, welche Sonntags nicht in die Kirche, ſondern in die Heidelbeeren gegangen war. Da wurde die Tochter zu Stein, und iſt ihr Bild gegen Mittag noch zu ſehen (Grimm D. S. Nr. 228).

In Deutſchböhmen thürmt ſich ein Felſen, deſſen Spitze in zwei Theile getheilt, gleichſam ein Lager und Bett oben bildet. Davon hört man ſagen: es habe ſonſt da ein Schloß geſtanden, worin eine Edelfrau mit ihrer einzigen Tochter lebte. Dieſe liebte wider den Willen der Mutter einen jungen Herrn aus der Nachbarſchaft. Sie verſprach ſich heimlich ihrem Liebhaber, mit der Bedingung, daß ſie auf den Tod der Mutter mit ihrer Vermählung warten wolle. Allein die Mutter erfuhr noch vor ihrem Tode das Verlöbniß, und bat Gott inbrünſtig, daß er ihren über die Tochter ausgeſprochenen Fluch erhören, und der Tochter Brautbett in einen Stein verwandeln möge. Die Mutter ſtarb; die ungehorſame Tochter reichte dem Bräutigam die Hand, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht auf dem Felſenſchloß gefeiert. Um Mitternacht, als ſie in die Brautkammer gingen, hörte die Nachbarſchaft ringsumher einen fürchterlichen Donnerſchlag. Am Morgen war das Schloß verſchwunden, kein Weg und Steg führte zum Felſen, und auf dem Gipfel ſaß die Braut in dem ſteinernen Bett, welches man jetzt noch ſieht. Kein Menſch konnte ſie erretten, und jeder, der verſuchen wollte, die Steile zu erklettern, ſtürzte herab. So mußte ſie verſchmachten, ihren Leichnam fraßen die Raben (Ebdſ. Nr. 229).

Auf dem Schloſſe zu Marienburg zeigte man ſonſt zwei Steine, von denen erzählt wird, daß zwei Liebende in ſolche verwandelt worden, und daß ſie aus Betrübniß

nach der Verwandlung noch häufige Thränen vergößen (Ebdſ. S. 368).

Auf der Kolborner Heide, unfern dem Städtchen Lüchow, ragt ein rothbeſprengter Granit etwa 4 Fuß über den Boden hervor. Davon erzählt die Sage: Eine Jungfrau gelobte ihrem in den Krieg ziehenden Ritter ewige Treue. „Ehe ſoll dieſer Fels ſich von ſeiner Stelle bewegen und mich lebendig begraben, ehe ich einem Andern meine Hand reiche.“ Sie ward aber meineidig, und als ſie mit ihrem Buhlen auf dem Steine ſaß, regte er ſich plötzlich, hob ſich rieſengroß aus der Erde und bedeckte die vergeblich Fliehende. Ihr Blut hatte den Felſen und die weißen Blumen der Heide geröthet. Als der heimkehrende Ritter ſah, daß der Fels aufrecht ſtand und auch die Heide mit rothen Blumen bedeckt war, ahnte er das Geſchehene. Er ſchlug mit ſeinem Schwert an den Stein, ein Blutſtrahl ſprang daraus und ein Klageton erſchall aus der Tieſe. Dieß wiederholte ſich, ſo oft er mit dem Schwert an den Stein ſchlug. Da erkannte er, daß er betrogen ſey. Dieſer Stein wird der Brautſtein genannt, die rothe Heide: Brautheide (Harrys Niederſächſ. Sagen I. S. 60).

Bei Landſtuhl in der Pfalz, am Fuße der Burg Franz von Sickingens, liegen ſieben würfelförmig gehauene Steine, jeder etwa von zwei Fuß Höhe, alſo wenigſtens zwei bis drei Centner ſchwer. Fragt man den daneben pflügenden Landmann, was jene Steine bedeuten? ſo antwortet er mit ſcheuem Blick: Sickingen habe dieſelben mit dem Teufel um ſeine Seele gewürfelt (Halling, Geſch. d. Deutſch. I. S. 22).

Im Elbinger Gebiet des Danziger Regierungsbezirks liegt bei dem Bauerhof Koggenhöfen ein Felsſtück von 5 Fuß Länge und 1½ Fuß Höhe, ſeine Farbe iſt röthlich mit Adern, welche in die Länge und in die Quere laufen, und wie Riemen, mit denen der Stein umſchnürt iſt, ausſehen. Zwiſchen innen ſieht man unförmliche Quadrate, die von der Witterung etwas in den Stein vertieſt worden ſind. Davon erzählt die Sage, daß an einem Sonntag während der Predigt Pferdehirten auf dieſem Steine

Karten geſpielt hätten. Dabei habe ſich auch der Teufel eingefunden und mitgeſpielt. Weil er aber immer verlor, ward er ſo ärgerlich, daß er die Karten mit Gewalt gegen den Stein warf, wovon die Vertiefungen in demſelben herrühren (Ziehnerts Preuß. Volksſ. II. Nr. 75).

Eine naturhiſtoriſche Merkwürdigkeit des Plattenſee's im weſtlichen Theil Ungarns ſind die vielen verſteinerten Ziegenklauen, welche vornehmlich bei der Halbinſel Tihany in großer Anzahl gefunden, nicht ſelten aber auch vom Waſſer ausgeworfen werden. Ueber den Urſprung dieſes Petrefacts geht im Munde des Volks eine Sage, die ich hier kürzlich mittheilen will: Andreas, Vetter des Königs Stephan von Ungarn, war, als Prinz aus dem gelobten Lande heimkehrend, in der drückendſten Armuth geweſen. Am Plattenſee, im Szalader Comitat angelangt, traf er einen Hirten an, von welchem er eine Summe Geldes verlangte. Auf dieſes Begehren rief der Hirt entrüſtet aus: „Gott weiß, daß ich arm bin und kein Geld habe!“ Hierauf verſetzte Andreas: „Wenn es Gott weiß, daß du Geld haſt, ſo ſtrafe er dich und deine Heerde.“ Durch dieſe Antwort getroffen, ſtürzte ſich der Hirt ſammt ſeiner Heerde in den See. Daher ſollen nun die Klauen der Ziegen verſteinert wieder zum Vorſchein gekommen ſeyn. Der Geſtalt nach hat dieſes Petrefact allerdings viel Aehnlichkeit mit den Ziegenklauen und könnte Unwiſſende leicht auf dieſen Irrthum führen. Das Kennerauge jedoch erkennt ſie für eine Art verſteinerter Muſcheln, deren Original, wie die Originale vieler andern Petrefacten, gänzlich unbekannt iſt (Ausland 1836 Nr. 268 S. 1069).

Anderthalb Meilen vom Orte Bronn im Hannöverſchen, nicht weit von der märkiſchen Grenze, liegt eine große Anzahl Steine, die ſind ſo dahin gekommen: Ein Bauer fuhr eines Sonntags nach einer benachbarten Mühle, und hatte, da er ziemlich ſchwer geladen, vor ſeinen Wagen ſechs Ochſen geſpannt, allein trotz Zuruf und Peitſchenhieb gingen ſie bald rechts, bald links, immer von der Straße ab, in den Roggen hinein. Da wurde der Bauer zornig und ſtieß einen argen Fluch aus, zugleich ſagend: „Ei, ſo

wollte ich, daß ihr zur Stelle in Steine verwandelt würdet.“ Das hatte er aber kaum geſprochen, da waren auch Ochſen und Wagen ſchon mächtige Steinblöcke, und die liegen noch bis auf den heutigen Tag da. (Kuhn M. S. Nr. 20).

Im Jahre 1012 war ein Bauer im Dorfe Kolbeck bei Halberſtadt, der tanzte in der Chriſtnacht mit fünfzehn andern Bauern während der Meſſe auf dem Kirchhofe, und waren drei Weibsbilder unter ihnen. Und da der Pfarrer heraustrat und ſie darum ſtrafte, ſprach Jener: „Du ſingſt drinnen deine Leiſen, ſo laß uns auch unſere Reihen ſingen.“ Sprach der Pfarrherr: „ſo wolle Gott und St. Magnus, daß ihr ein ganzes Jahr alſo tanzen müſſet.“ Das geſchah, und Gott gab den Worten Kraft, daß ſie fort tanzten, ohne Froſt und Hitze, oder Hunger und Durſt zu empfinden, auch ihre Schuhe zerſchliſſen ſie nicht. Da lief der Küſter zu und wollte ſeine Schweſter aus dem Tanze ziehen, da blieben ihre Arme ihm in der Hand. Als das Jahr vorüber war, kam der Biſchof von Cöln, Heribert, und erlöſte ſie aus dem Bann; da ſtarben ihrer vier ſo bald, die andern wurden ſehr krank, und man ſagt, daß ſie ſich in die Erde bis an den Gürtel getanzt haben ſollen. So wurde ein tiefer Graben in dem Grund ausgehöhlt, der noch zu ſehen iſt. Der Landesherr ließ zum Zeichen ſo viele Steine darum ſetzen, als Menſchen mitgetanzt hatten (Grimm D. S. Nr. 231).

Unweit des Dorfes Wirchow ſteht eine große Menge von Steinen beiſammen, die ſich ordentlich zu einem Kreiſe zuſammengethan zu haben ſcheinen. Es ſind deren achtzehn. Vierzehn, 2 bis 2½ Fuß hoch, ſtehen jedesmal paarweiſe in einem großen Kreiſe um zwei, welche in der Mitte des Kreiſes ſtehen. Dieſe zwei ſind über zwei Ellen hoch. Zwei andere, noch etwas höher, ſtehen außerhalb des Kreiſes in einiger Entfernung. Von der Entſtehung dieſer Steine erzählt man, daß an dieſer Stelle vor einigen hundert Jahren mehrere Menſchen am Pfingſttag einen nackten Tanz aufgeführt haben, und zur Strafe für ihren Frevel in Steine verwandelt worden ſind. Daher heißen die Steine der Adamstanz. Die 14 Steine

im Kreiſe ſind die Tanzpaare geweſen, die zwei in der Mitte die Bierſchänker, die zwei außerhalb des Kreiſes die Spielleute. An den beiden Letztern erkennt man noch im Stein die Violinen (Beckmann, hiſt. Beſchr. v. Brandenburg I. S. 362).

Eine halbe Meile von Bergelau im Flathower Kreiſe in Weſtpreußen ſieht man im Walde einen Kreis von 40 großen Steinen. Sie ſind ſchon tief in die Erde geſunken, aber ſie ragen doch vier Fuß hoch aus derſelben hervor, ſie ſind zwei bis vier Fuß breit und ſtehen in einem großen Kreiſe, ein jeder zehn Fuß von dem andern. In der Mitte des Kreiſes ſind zwei Steine, die noch größer ſind, als die andern, denn ſie ſind an zehn Fuß hoch und fünf Fuß breit. Vor Zeiten wohnten Rieſen in dieſer Gegend, die ihre Götter ſelber verhöhnten. Und obgleich dieſe ihnen verboten hatten, am Sonnabend zu tanzen, ſo geſchah es dennoch. Als ſich wieder einmal an dieſem Tage 40 ſolcher Rieſen zum Tanze in den Kreis geſtellt hatten, und als die Spielleute, welche in der Mitte ſtanden, anfangen wollten, aufzuſpielen, wurden dieſe mit Jenen in Steine verwandelt, die man jetzt noch ſieht. (Dritter Jahresbericht der Geſellſchaft für Pommerſche Geſch. und Alterth. S. 84).

In der Gegend, wo jetzt Gützkow liegt, war früher eine Stadt, die ſehr in Sünden lebte, ſo daß Gott ihren Untergang beſchloß. Es erbarmte ihn aber der Einwohner, und er ſandte ihnen daher einen Engel, der ſie vor dem Unglück warnen und aus der Stadt hinausführen mußte. Der Engel gebot ihnen auch dabei, daß ſie ſich nicht umſehen ſollten. Wie nun die Stadt mit ſchrecklichem Geräuſch in die Erde verſank, da konnte eine Frau ihre Neugier nicht bezähmen. Um nicht das Schickſal von Lots Frau zu haben, bückte ſie ſich und ſah zwiſchen den Beinen zurück. Augenblicklich wurde ſie in Stein verwandelt, ebenſo ihr Hund, der ſich gleichfalls umgeſehen. Die beiden Steine ſieht man noch jetzt; an dem größern, in welchen die Frau verwandelt iſt, kann man noch deutlich den menſchlichen Kopf erkennen. Unweit davon iſt der See, in den die Stadt verſunken iſt. Die Stadt hat mehrere Thürme ge-

habt, die noch aufrecht im Waſſer ſtehen, denn es begegnet den Fiſchern oft, daß ſie mit ihren Netzen auf die Thurmſpitzen gerathen (Temme, Volksſag. von Pommern Nr. 165).

Auf der Feldmark des Dorfes Pumlow unweit Belgard liegen mehrere große Steine in einem länglichen Viereck, in deſſen Mitte früher auch ein einzelner Stein gelegen hat, größer als die andern. Vor einigen Jahren war dieſer noch da; ſeitdem iſt er aber mit den meiſten der herumſtehenden von den Leuten aus der Umgegend weggeholt. Von dieſen Steinen erzählt man ſich, daß vor langer Zeit auf dem Platze ein Schweinhirt mitten zwiſchen ſeiner Heerde geſtanden, als ein Prieſter mit dem heiligen Abendmahl vorbeigezogen iſt. Den hat der Hirt verſpottet, und er iſt zur Strafe ſammt ſeiner Heerde in jenen Steinhaufen verwandelt worden (Ebdſ. Nr. 188).

Dieſe Verſteinerungsſagen, deren Zahl ſich noch um ein Anſehnliches hätte vermehren laſſen können, wenn nicht die nothwendige Raumerſparniß uns dieſe Beſchränkung auf wenige Beiſpiele geböte, bedürfen zur nähern Verſtändniß Einzelner noch einiger nachträglichen Worte über ihre Entſtehungsgeſchichte. Insbeſondere ſind es die Weihnachts- und Pfingſttänzer (S. 987), welche eine Deutung ihres Verbrechens beanſpruchen. Man muß nämlich wiſſen, daß an den alten Götterfeſten, deren Stelle die gleichzeitig gefeierten hohen Feſte der chriſtlichen Kirche gegenwärtig einnehmen, Opfertänze gehalten wurden. Die Geiſtlichkeit, welche die Abſchaffung der Thieropfer vor allem andern durchzuſetzen ſtrebte, damit dadurch die Wichtigkeit des von Chriſtus gebrachten großen allgemeinen Verſöhnungsopfers dem Neubekehrten um ſo klarer einleuchte — was auch der einzige Grund war, weßhalb der Deutſchen Apoſtel, Bonifaz, gegen das (mit den Opfern obligate) Pferdefleiſcheſſen eiferte — mußte darauf be-

dacht ſeyn, Alles zu beſeitigen, was, wie die Tänze, mit jenen Opferu in Beziehung ſtand, um jeden Rückfall ins Heidenthum zu verhüten. Wie nun jenes Mädchen verſteinert wurde, weil ſie, anſtatt in die Kirche, in die Heidelbeeren ging, und jener Schweinhirt, weil er des mit dem Abendmahl vorbeiziehenden Prieſters geſpottet, ſo muß auch die Weihnachts- und Pfingſttänzer die gleiche Strafe ereilen, weil ſie die Vorſchriften der Kirche übertraten. Jene in Stein verwandelten Rieſen, welche auf dieſe Art den Zorn der Götter erfuhren, denen — man weiß nicht, aus welchem Grunde — Samſtagstänze mißliebig waren, liefern gleichſam den Beleg zu dieſer Behauptung, daß eine Vorſtellung im Volke verbreitet geweſen ſeyn müſſe: es ſey an gewiſſen Tagen die Tanzbeluſtigung eine Sünde. Der Weihnachtstanz war ſträflich, weil er in der Chriſtnacht während der Predigt Statt hatte; da aber am Pfingſtfeſt zu tanzen auch jetzt noch nicht verboten iſt, ſo mußte ſich der Erzähler nach einer befriedigendern Erklärung umſehen, darum beſchuldigt er die Verſteinerten, daß ſie in Adams Coſtüm ihren Tanz gehalten. Der Pfingſttanz galt an ſich ſelber für ſo unerläßlich, daß noch in neuerer Zeit zu Langenburg bei Gera von der Obrigkeit auf den Fortbeſtand dieſer Sitte gewacht wurde. Er hieß deshalb der „Frohntanz". Es muß um die Dorflinde auf dem Marktplatze getanzt werden, das Wetter ſey noch ſo ſchlecht und die Umſtände im Orte noch ſo ungünſtig. Als Einſetzungsgrund — denn den heidniſchen Urſprung verſchwieg man in den erſten chriſtlichen Zeiten, und jetzt iſt er im Volke vergeſſen — wird angegeben, daß am Pfingſttage Heinrich der Vogelſteller, durch den Ort [illegible]reiſt, und von den Einwohnern wegen des ſteilen

Berges, der von Langenburg nach Leipzig ſich ausdehnt, Vorſpann verlangte, die Bauern hätten ſich aber in ihrer Kurzweil nicht unterbrechen laſſen wollen, und hierauf hätte nun Heinrich, als Kaiſer und Oberherr, verordnet, daß ſie alljährlich an dieſem Tage zur Strafe und Frohne tanzen müßten.

Wie ſchwer es den Neubekehrten geworden ſeyn müſſe, auf ihre Feſttänze zu verzichten, erhellt am deutlichſten daraus, daß die Geiſtlichkeit ſelber ſie nicht miſſen zu können glaubte, und ſogar die Kirchen zum Tanzplatz wählte. In allen dieſen war ein erhöhter Ort, dem man den Namen des Chors gab, abgeſondert von dem übrigen Theil der Kirche. Die Biſchöfe, Canonici und übrigen Geiſtlichen tanzten auf demſelben an jedem hohen Feſttage. Nach Scaliger hießen die Biſchöfe Praesules, d. i. Vortänzer, weil ſie den Tanz an den Feſttagen anfingen. Die eifrigſten und tugendhafteſten Chriſten verſammelten ſich Nachts vor den Kirchthüren in den Vigilien der großen Feſte, ſangen Lieder und tanzten. Die Kirchenväter legten dem Tanze tauſend Lobſprüche bei. Der heilige Baſilius ſagt: die vornehmſte Beſchäftigung der Engel ſey der Tanz, und muntert alle Chriſten auf, ihrem Beiſpiel nachzuahmen. Weil aber dieſe geiſtlichen Luſtbarkeiten auch in der Chriſtnacht angeſtellt wurden, ſo veranlaßten ſie Ausſchweifungen. Daher gab Papſt Zacharias ein Decret dagegen heraus, welches Verbot oft, obwohl immer vergeblich, erneuert wurde. Beſonders erhielt ſich der ſogenannte Fackeltanz am erſten Sonntag in der Faſten, und der Tanz unter den Vigilien des Johannisfeſtes ſehr lange.

VII. Etymologiſche Sagen.

Dieſe tragen das Gepräge ihrer Unzuverläßigkeit an der Stirne, indem die meiſten, wie die bibliſche Erklärung des Namens Jacob, eine doppelte, oft mehrfache Herleitung geben, ſo daß ſich die Frage aufdringt, welche von den vielen iſt die richtige? Als nächſtes Beiſpiel bietet ſich der Name der Grafen

Mannsfeld.

Dieſer wird von Mannus, dem Sohn Thuisco's, dem Stammvater der deutſchen Völkerſchaften, hergeleitet. Er ſoll in der Gegend von Aſchersleben eine Strecke Waldes urbar gemacht haben, welche des „Mannus Feld" geheißen wurde, obſchon das Gedächtniß an die Thaten des Gründers erloſchen iſt. (Leibrock, Harzſagen I, S. 15.) Andere wieder ſagen: der Stammherr der Grafen Mannsfeld bat ſich von Kaiſer Heinrich, wegen ihm geleiſteter Dienſte, in Thüringen ein Stück Feld zum Eigenthum aus, das ſo groß wäre, daß er es mit einem Scheffel Gerſte umſäen könne. Dieſer, ſo er ſeinen Wunſch gewährt fand, hieß ſeinen Kutſcher langſam fahren, und zettelte eine Handvoll Gerſte nach der andern dünn über das Feld. Sie fuhren im Kreiſe um 202 Dörfer, und ſo entſtand die jetzige Grafſchaft Mannsfeld. Der kaiſerliche Rath aber glaubte, der Kaiſer ſey betrogen und klagte über Mißbrauch der kaiſerlichen Gnade. Der Kaiſer aber ſprach lachend: „Geſagt iſt geſagt, kaiſerlich Wort muß bleiben, wie man es auch deutet. Das iſt des Mannes Feld!" Darum heißt die Grafſchaft bis auf den heutigen Tag Mannsfeld, und die Grafen führen Gerſtenkörner im Wappen.

Gegen die Glaubwürdigkeit auch dieſer Relation erheben ſich Zweifel. Zuerſt fragt ſich: iſt Heinrich IV. oder V. gemeint? denn beide Kaiſer hatten ſich oft in Thüringen aufgehalten; zweitens fällt es auf, daß der Name des ſo fürſtlich beſchenkten Ritters dem Chroniſten ſelber nicht mehr bekannt war, weil er ihn ſonſt gewiß nicht unerwähnt gelaſſen haben würde. Der Wahrheit näher iſt die Annahme, der Graf hätte den Namen Mannsfeld von ſeiner Beſitzung, nicht dieſe von ihm erhalten. In der Heidenzeit mochte ſie eine Cultusſtätte geweſen ſeyn, und die ſpätern Chriſten nannten ſie nach dem hier geſtandenen Bilde eines Gottes: „Des Mannes Feld“ *). So hatte Mannheim, das man auch vom Mannus herleiten wollte, früher „Mann im Hain“ geheißen. Daß der Kaiſer ſein Wort gehalten, auch nachdem er ſich überliſtet ſah, erinnert an den ähnlichen Schwank, der den Inhalt des Mährchens

*) War der gedachte Kaiſer: Heinrich V, ſo hieß der Graf von Mansfeld Hoyer, derſelbe, den Wiprecht von Groitſch erſchlug. Zu ſeinen Ehren, da er, ob zwar in der Schlacht fallend, doch den Kaiſerlichen gegen die Sachſen den Sieg verſchaffte, hatten die Sachſen — weil ſie von ihm geſchlagen wurden? — die Bildſäule eines gehelmten Mannes mit einem eiſernen Streitkolben in der Rechten aufgerichtet, und dem ſächſiſchen Wappen in der Linken. Dieſe Denkſäule nannte man Jodute, die Landleute gingen fleißig zu beten hin, auch die Prieſterſchaft ehrte dieſes Bild als ein heiliges. Kaiſer Rudolph aber, als er 1289 zu Erfurt Reichstag hielt, ließ ſie wegnehmen, weil man Abgötterei damit trieb, und eine Kapelle an der Stelle bauen. Allein das Volk verehrte noch einen Weidenſtock in dieſer Kapelle, von dem die Prieſter ſagten: er habe in jener Schlacht Jodute gerufen, und den Sieg dadurch bewirkt. (Grimm D. S. Nr. 487.) Alſo der Weidenſtock, und nicht der Graf, hatte den Sieg veranlaßt, folglich war der behelmte Mann der Kriegsgott der Sachſen, und eine Verwechslung deſſelben mit dem ſpätern Grafen Mansfeld, der nicht den Sachſen, ſondern dem Kaiſer diente, brachte dieſe Irrung hervor.

die Weiber von Weinsberg bildet; ich ſage wohlbedacht „Mährchen“, denn Niemand wird im Ernſte glauben, daß alle Frauen des Ortes, auch die Kranken und Alten, ſich mit ihrer Laſt aus dem Städtchen ſchleppen konnten. Die Begebenheit ſoll ſich im Jahr 1140 unter König Conrad III. ereignet haben, Wie, wenn nun der Ort ehedem nach einer weißen Frau — in der Nähe iſt ja ohnehin Heilbronn, d. i. Heiliger Born, und die klugen Frauen hatten, wie die Heidelberger Jetta, ſtets an Quellen Orakel ertheilt — Weibsberg geheißen hätte? Denn Weinsberg, wohl ſ. v. a. Weinberg? wurde zu keiner Zeit ein Rebenhügel genannt. Als das Orakel längſt verſchwunden, erſann man das Mährchen von der „Weibertreue“, um den Namen Weibsberg zu erklären, den ein ſpäterer Dialect in Weinsberg umänderte. Schon durch die häufigen Wiederholungen dieſer Begebenheit in andern Ländern (vgl. die nachſtehend folgenden Belege) wird die Wahrhaftigkeit dieſes Factums verdächtigt.

Es war zu Ende des 15ten Jahrhunderts, als die Eidgenoſſen auch am Schwabenlande ihr Müthchen kühlen wollten. Das zunächſt liegende Hegau war der Hauptrummelplatz ihrer Ausgelaſſenheit; 12000 Eidgenoſſen zogen durch daſſelbe ſengend und brennend, ſo daß binnen einer Woche zehn Dörfer, Flecken und Schlöſſer im Schutt lagen. Dieſes Loos ſollte auch das Städtlein Blumenfeld treffen, und die Schweizer rückten vor deſſen Mauern. Die Einwohner mußten der Uebermacht weichen und ſich zur Uebergabe verſtehen. Vor Allem war es den Schweizern um den Freiherrn von Thangen zu thun, der im Schloſſe daſelbſt mit ſeiner Gemahlin, einer Gebornen von Roſeneck, Hof hielt. Zufolge der Uebergabs-Bedingungen ſollte gerade dieſer in ihre Hände geliefert werden, während den Bürgern erlaubt wurde, frei abzuziehen. Auch der Burg-

herrin wurde freier Abzug bewilligt, und ihr überdieß noch geſtattet, ihre beſten Kleinodien mit ſich zu nehmen. Siehe da, während die Schweizer der Ausziehenden harrten, erſchien die Burgfrau am Thore, angethan mit ihrem feſtlichſten Schmucke, und auf dem Rücken tragend ihren — Ehegemahl. Das gefiel den Schweizer Hauptleuten ſo wohl, daß ſie der edlen Schwabenfrau lautes Lob zollten und ſie mit ihrem Schatze ungefährdet abziehen ließen, ja ſogar, als ein gemeiner Soldat die Hand nach ihrer Halszierde ausſtreckte, um ſie abzureißen, nahe daran waren, ihm das Haupt um dieſes Frevels willen abzuſchlagen (Schnezlers Bad. Sagenb. I. S. 108).

Muthmaßlich hat dieſe Begebenheit, die nichts Unwahrſcheinliches berichtet, der Fabel von den „Weibern von Weinsberg" die Entſtehung gegeben, die dort an den Namen „Weibsberg" oder „Weibersberg" einen Anknüpfungspunkt fand.

König Johann der Luxemburger und Kaiſer Carl IV. ließen nichts unverſucht, die vielen ſchleſiſchen Fürſtenthümer der böhmiſchen Krone zu unterwerfen. Ueberredung, Liſt und Gewalt wurden abwechſelnd zur Erreichung dieſes Zweckes angewendet. Am abgeneigteſten zu ſolcher Unterwerfung bezeigte ſich Boleslaw, Herzog zu Münſterberg, Herr auf Frankenſtein. Da weder Zureden noch Liſt fruchteten, ſo nahm der Markgraf Mährens, der nachmalige Kaiſer Carl IV., auf den Befehl ſeines Vaters zu den Waffen Zuflucht. Der Herzog erhielt einen Fehdebrief und wurde im Jahre 1341 ſelbſt zu Frankenſtein belagert, wehrte ſich aber auf das Tapferſte. In einer dunkeln Nacht machte er einen Ausfall ins feindliche Lager, und bemächtigte ſich durch eine früher wohlbedachte und dann klug ausgeführte Einleitung der vornehmſten Herren Böhmens und Mährens, die ſofort in Frankenſtein in enge Haft gebracht wurden. — Dieſer Unfall betrübte Carl ſehr, doch ließ ihn Boleslaws bekannte Milde nichts für ſeine Ritter fürchten. Carl berief nun ſchleunigſt die Frauen und Töchter der Gefangenen zu ſich ins Lager und wies

ihnen ihre Rolle an; indeß hatte er auch ein ſtattliches Banket anrichten und den Herzog freundlich dazu einladen laſſen. Boleslaw hegte ſo viel Vertrauen zu ſeinem Feinde, daß er dieſe Einladung nicht ablehnte, und bloß von zwei Dienern begleitet, im böhmiſchen Lager ankam. Beide Fürſten umarmten ſich herzlich und ließen bei der Tafel den Becher fröhlich kreiſen. Die Mahlzeit war bereits vorüber, als die miteingeladenen Frauen, die den Herzog durch muntere Geſpräche für ſich eingenommen hatten, ihm einen Fußfall machten, und mit Thränen um die Freiheit ihrer Gatten und Väter baten. Dieſem konnte Boleslaw nicht widerſtehen. Er forderte die Hauptleute der Beſatzung zu ſich in das feindliche Lager, befahl ihnen alle Gefangenen ohne Löſegeld zu entlaſſen, und während dieſe ſein Gebot zu erfüllen zurückkehrten, ſchloß er mit dem Markgrafen Carl Frieden. Er unterwarf ſich der böhmiſchen Krone, wurde aber dafür ſofort mit der Grafſchaft Glatz belehnt. Indeß kamen die Befreiten zurück und ſtürzten in die Arme der Ihrigen; das Bankett begann von Neuem, und in die Becher perlenden Weines fielen Thränen der Rührung und Freude (Hormayr, hiſt. Taſchenbuch 1836 S. 324).

An der geſchichtlichen Wahrheit dieſes Factums zu zweifeln, iſt kein Grund vorhanden; die Aehnlichkeit mit der Weinsberger Weibertreue iſt nur eine entfernte; hingegen verräth ſich die folgende, welche nur das Land, nicht aber die Stadt, in welcher die Begebenheit ſich ereignet haben ſoll, namhaft macht, als unecht.

Der „Koppel-Maandag“ in Nordbrabant verdankt ſeinen Urſprung folgendem Ereigniß: Es wurde einmal (wann?) eine Stadt (welche?) belagert, und der Hunger zwang die Einwohner nach langem Widerſtande zur Uebergabe. Der Feind war ſo wüthend gegen die Belagerten, daß er alle ſammt und ſonders ermorden wollte. Da gingen die Frauen vor das Thor ins feindliche Lager, und erwarben ſich durch inſtändiges Bitten die Gunſt, ihre theuerſten

Pfänder auf dem Rücken mit ſich nehmen zu dürfen. Zur Stadt zurückgekommen, faßte eine der Frauen alsbald ihren Mann auf den Rücken, und die übrigen*) folgten erfreut dem ſchönen Beiſpiel. So gelangten die Bewohner Koppel bei Koppel (Paar an Paar) aus der Stadt und waren gerettet. Zur dankbaren Erinnerung beſchloſſen die Männer, ihren Frauen jährlich an dem Tage alle häusliche Autorität zuzugeſtehen, und nannten ihn zum ewigen Gedächtniß Koppel-Montag (Wolf, N. S. Nr. 543).

Wer kennt nicht das Mährchen vom

Grafen von Gleichen und ſeiner Doppelehe,

durch die Popularität, welche ihm Muſäus verſchaffte? Bei Grimm (D. S. Nr. 575) findet es ſich in Kürze erzählt:

Graf Ludwig von Gleichen zog im Jahr 1227 mit gegen die Ungläubigen, kam in Gefangenſchaft, mußte gleich den übrigen Sclaven ſchwere Arbeiten verrichten, erregte aber die Aufmerkſamkeit der Sultanstochter, die ihm die Freiheit und große Schätze anbot, wenn er ſie zur Ehe nehmen wollte. Er aber hatte eine Gemahlin mit zwei Kindern zu Hauſe gelaſſen. Doch ſiegte die Liebe zur Freiheit, er ſagte ihr Alles zu, indem er des Papſtes und ſeiner erſten Gemahlin Einwilligung zu erwirken hoffte. Sie entflohen glücklich, und der Papſt willfahrte der gewünſchten Vermählung, indem ſich die ſchöne Heidin taufen ließ. Beide reisten nach Thüringen, wo ſie im Jahr 1249 ankamen. Der Ort bei Gleichen, wo die beiden Gemahlinnen zuerſt zuſammentrafen, wurde (aus dieſer Veranlaſſung? vgl. dagegen S. 448) „Freudenthal“ benannt, und noch ſteht dabei ein Haus dieſes Namens. Man zeigt noch das dreiſchläfrige Bett mit rundgewölbtem Himmel, grün angeſtrichen; auch zu Tonna den türkiſchen Bund und das goldene Kreuz der Sarazenin. Der Weg, den

*) Dieſe mußten wohl ihre Abſicht im Voraus gemerkt haben und ihr entgegen gezogen ſeyn.

ſie zur Burg pflaſtern ließ, heißt noch: der Türkenweg*). Die Burggrafen von Kirchberg beſitzen auf Farrenrode, ihrer Burg bei Eiſenach, alte Tapeten**), worauf die Geſchichte eingewirkt iſt. Auf dem Petersberg zu Erfurt liegen „die drei Gemahel" ***) begraben, und ihre Bilder ſind auf dem Grabſtein ausgehauen.

---

*) Wollte man aus den Benennungen Freudenthal und Türkenweg ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit dieſer Sage entlehnen, ſo müßten ſie in echten, ſeit der Zeit, in welcher die Begebenheit vorgefallen ſeyn ſoll, ausgefertigen Urkunden angetroffen werden. So aber iſt es glaublich, daß ſie ihre Entſtehung erſt dem Erfinder, oder wenigſtens den Ueberlieferern dieſer Sage verdanken. Hellbach nennt in ſeiner handſchriftlichen Anmerkung zu S. 119 Zeile 4 ſeiner Bergſchlöſſer noch ſieben andere Freudenthale, die dieſen Namen gewiß aus andern Urſachen erhielten. Daß der auf die Burg Gleichen führende Fahrweg deßwegen Türkenweg heiße, weil ihn die Sarazenin, „aus Erbarmen, da ſie bemerkt, daß ihre Leute auf dem vorher daſelbſt befindlichen tiefen und gefährlichen Wege ſich zu ſehr hätten plagen müſſen," habe anlegen laſſen, trägt zu ſehr das Gepräge eines Romans, als daß man ſich dabei aufhalten ſollte. Auch hat Hellbach (a. a. O. S. 117) das Unſtatthafte dieſer Bezeichnung für das Jahrhundert, in welches jene Begebenheit verſetzt zu werden pflegt, zur Genüge dargethan. (Jen. Lit. Ztg. 1837 Nr. 140.)

**) Das Bettgeſtelle, in welchem der Graf mit ſeinen beiden Frauen geruht haben ſoll, iſt ein plumpes Machwerk, das bei dem franzöſiſchen Rückzug im October 1813 nebſt den Treppen, Thüren und anderm Holz der Burg Gleichen in den Bivouacs zur Feuerung benuzt wurde, und ſo ſeinen Untergang fand. Da das erwähnte Schloß noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in wohnlichem Stand erhalten wurde, ſo durfte es darin auch nicht an Betten fehlen. Wie leicht war es für den mit unſerer Sage Vertrauten, einem derſelben, der ſich durch Form und Größe von den übrigen auszeichnete, eine ſolche Beſtimmung anzudichten? Doch auch mehrere andere Orte, unter dieſen auch manche, welche damals noch gar nicht der Herrſchaft dieſer Grafen unterworfen waren, z. B. Pyrmont (Zeit. f. die eleg. Welt 1827 Nr. 63 S. 498.) rühmten ſich des Beſitzes von dreiſchläfrigen Bettſtellen (ſ. Hellbachs Bergſchl. S. 107 ff.)

***) Sagittarius (in der Gleichiſchen Geſch. S. 55. vgl. Hellbachs Bergſchl. S. 100—103) bezweifelt wegen der Sauberkeit und Friſche der Farben das hohe Alter dieſer Tapete, die ſich noch im Jahr 1794 auf dem kirchbergiſchen Schloſſe zu Farnrode befand, und ſpäter nach Weimar gebracht wurde. In einem

Weil es nun für eine geſchichtliche Sage gilt, ſo iſt nothwendig, darauf aufmerkſam zu machen, daß jene Doppelheirath ſchon in altfranzöſiſchen Volksliedern (geſammelt von O. L. B. Wolf, S. 167—200) und ähnlichen im Lay d'Eliduc (von Marie von Frankreich, Poesies ed. de Roquefort, vol. I, p. 480) ſich vorfindet. Aber die deutſche Sage leidet auch an innerer Unwahrſcheinlichkeit. Placidus Muth, der letzte Prälat des Petersklosters zu Erfurt, hat in den päpſtlichen Archiven zu Rom die genaueſten Nachſuchungen anſtellen laſſen, um ein Breve zu finden, in welchem der Papſt die Erlaubniß zur Doppelehe dem Grafen von Gleichen ertheilt habe; allein nicht die geringſte Nachricht, daß je ein Papſt in ſolcherlei Weiſe diſpenſirt, hat ſich gefunden. Und über ein ſo unerhörtes, die ganze Chriſtenheit angehendes Ereigniß hätte doch nothwendiger Weiſe eine Urkunde angefertigt werden müſſen *). Ferner mangelt es durchaus

---

vom Burggrafen Georg Ludwig zu Kirchberg den 17. Juli 1677 aus Eiſenach erlaſſenen Schreiben an Sagittarius heißt es darüber unter Anderm: „Wir wollten auch mit Ueberſchickung Eingangs erwähnten Teppichs, dem Herrn Profeſſor — gratificirt haben, wenn nicht zu beſorgen, daß wegen deſſen Alter, durch das Abreißen, Einpacken, Hin- und Herſchicken derſelbe beſchädigt werden dürfte. Wir haben jedoch bereits bei dem zu Farnrode wohnenden Maler beſtellt, daß er von ſolchem Teppich einen verfertige, der dann dem Hrn. Profeſſor überſchickt werden ſoll.“ — Die Ueberſendung geſchah am 9. Mai 1678. — Daß Damask auf dieſer Tapete mit Kanonen belagert wird, iſt kein Merkmal hohen Alterthums. Was hinderte die Grafen Gleichen, eine Geſchichte, die durch die Vermählung eines der Ihrigen mit einer Sultanstochter ihnen ſchmeichelte, auch auf dieſe Weiſe in ihren Wohnſitzen den Nachkommen aufzubewahren? (Jen. Lit. Zeit. 1837 Nr. 139.)

*) Die angeblich vom Papſte ertheilte Diſpenſation zu dieſer Doppelehe haben ſchon Bayle, Gudenus von Falkenſtein und Prälat Muth mit triftigen Gründen in Abrede geſtellt. Neuerlich hat man eine ſolche päpſtliche Urkunde, welche bei Be-

an Zeugniſſen gleichzeitiger Schriftſteller, und die älteſten Gewährsmänner dieſer Erzählung haben keinen Beweis dafür finden können, der über die Mitte des 15. Jahrhunderts hinaufreicht. Aber ſowohl das gänzliche Stillſchweigen jener Chroniſten, welche ſich, weil ſie in der Nähe der Grafen von Gleichen wohnten, am leichteſten von einer ſo unerhörten Thatſache unterrichten konnten, vermindert die Glaubwürdigkeit der Erzählung, als auch die ausdrücklichen Nachrichten von dem Kreuzzug, welchen Ludwig der Heilige mit Kaiſer Friedrich II. unternahm. In einer noch ungedruckten Reinhardsbrunner Chronik werden Grafen und Edelleute im Gefolge des Landgrafen genannt, aber man findet darunter keinen Grafen von Gleichen, was um ſo mehr befremdet, wenn ihn wirklich während des Kreuzzugs ein ſo außerordentliches Schickſal betroffen hätte. Auch Kaiſer Friedrich erwähnt in ſeiner, den Reichsſtänden unter dem 18. März 1229 ertheilten Nachricht von dem Erfolge ſeines Zuges in das gelobte Land mit keiner Sylbe eines Grafen von Gleichen. Und ſollte er wohl den einzigen, der von

---

ſetzung der Schweiz durch die Franzoſen am Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt worden ſeyn ſoll, als Beweis, daß jene wirklich Statt fand, gebrauchen wollen. Sie iſt urſprünglich in der „Minerva“ Jahrg. 1804. IV. S. 411 in fehlerhafter Ueberſetzung, hierauf im italieniſchen Original (ebdſ. Jahrg. 1805. I. S. 353) veröffentlicht worden. Aber unter der Vorausſetzung, daß jenes neuere Document (vom 16. Januar 1784) unverfalſcht ſey — was man nicht eher glauben darf, bis es einem Unparteiiſchen gelungen iſt, das Original, wenn es ſich wirklich nachweiſen laßt, nach den Regeln der diplomatiſchen Kritik zu prüfen, und deſſen Echtheit darzuthun — ſo iſt doch der Schluß vom Daſeyn des einen auf das des andern unzuverläßig, und die Glaubwürdigkeit dieſer Erzählung wird erſt feſtgeſtellt ſeyn, wenn die Urſchrift einer päpſtlichen Diſpenſation für den Grafen Gleichen der bisherigen Verborgenheit entzogen, oder ihr ehemaliges Vorhandenſeyn durch gültige Zeugen erhartet ſeyn wird.

den Begleitern des Landgrafen ihm treu geblieben, als die Andern nach deſſen Tode in die Heimath zurückkehrten, zu erwähnen vergeſſen haben? Dazu kommt noch, daß eine auffallende Verſchiedenheit in der Angabe des Namens des Grafen herrſcht, daß man nicht weiß, ob er Ernſt oder Ludwig geheißen, ja nicht einmal darthun kann, daß Einer dieſes Namens das Schloß Gleichen um die Zeit, als Kaiſer Friedrich den Kreuzzug unternahm, im Beſitz gehabt habe. Ebenſo wenig ſtimmen die Angaben über den Namen ſowohl der erſten Gemahlin des Grafen, als auch der ſarazeniſchen Prinzeſſin überein, und aus dieſer Ungewißheit wird die Erzählung immer verdächtiger. Deſſen ungeachtet hat man die Richtigkeit derſelben immer behauptet, und ſich hauptſächlich dabei auf den Grabſtein geſtützt, der ſonſt in der Peterskirche zu Erfurt ſtand, und ſeit 1813 im Dome daſelbſt ſich befindet, und einen Grafen von Gleichen mit ſeinen beiden Frauen darſtellt. Als man dieſes merkwürdige Monument aufhob, um es in den Dom bringen zu laſſen, und in der Erde nachgrub, fand man in geringer Tiefe ſechs Todtenköpfe und mehrere Knochen, und bei weiterer Nachgrabung Stücke von einem bretternen Sarg und Gebeine von vorzüglicher Größe und in natürlicher Lage. Alle dieſe gut erhaltenen Gebeine wurden zu Skeletten zuſammengeſetzt, unter welchen das männliche eine Länge von 7 Fuß erreichte. Die andern Knochen erwieſen ſich als weibliche, und ein Kopf konnte in ſeiner Bildung ſogar als aſiatiſch gelten. Was war natürlicher, als daß man glaubte, das Grab des zweibeweibten Grafen von Gleichen gefunden zu haben? um ſo mehr, da auch der Grabſtein einer ſolchen Annahme nicht widerſprach. Genaue Unterſuchungen über dieſes

Monument haben jedoch außer allen Zweifel geſetzt, daß unter ihm **Graf Sigismund I. von Gleichen** mit ſeinen beiden **Gemahlinnen, Agnes**, Gräfin von Querfurt, und **Katharina**, Gräfin von Schwarzburg, ruht. Da für Namen und Sterbejahr auf dem Steine kein Platz war, ſo hing man vor dem Chor der Peterskirche, dem Grabe gegenüber, einen hölzernen runden Schild auf, deſſen Inſchrift, ſo weit ſie noch leſerlich:

> Anno Dei 1494 uff Sonnabent vor Laetare
> ist verschidn der Edel Wolgeborn Her
> Sigmund Graff zu Glichen und Her . . . .

Ferner ſchildert der Chroniſt des Petersklosters, Nicolas von Syghen, den Grafen Sigismund als einen Mann von koloſſaler Größe und unerſchütterlicher Tapferkeit, wie es kaum einen ähnlichen in Thüringen gegeben. Es iſt demnach keinem Zweifel unterworfen, daß das große, ſieben Fuß lange, männliche Skelett ihm angehört, und die weiblichen Gebeine die ſeiner beiden Frauen ſind.

Eine ähnliche, in vielen Puncten ſogar gleiche Sage enthält der Roman: **Histoire de Gilion de Trasignyes et de Dame Marie sa femme**, den Wolff nach der einzigen zu Jena befindlichen Handſchrift 1839 herausgegeben hat *). Möglich, daß der Inhalt deſſel-

---

*) Der unbekannte Verfaſſer dieſes Romans erzählt in der Vorrede, er ſey auf einer Reiſe durch den Hennegau in die Ciſtercienſerabtei d'Olives (zwiſchen Bieche und Nivelle, um das Jahr 1220 von dem Eremiten Wilhelm gegründet) gekommen, und habe dort drei Leichenſteine gefunden, welche bezeichnen, daß unter ihnen Gilion de Traſignyes mit ſeinen beiden Frauen, wovon die eine die **Tochter des Sultans von Babylon** geweſen, ruhe. Voll Wißbegier habe er ſo lange in den Abt um nähere Nachricht gedrungen, bis dieſer ihm eine altitalieniſche Handſchrift gebracht, welche die Schickſale des Gilion und ſeiner beiden Frauen enthielt. Dieſe Handſchrift

ben in Liedern verbreitet wurde (vgl. oben S. 999), die auch nach Thüringen kamen, und ſo zur Entſte=

habe er ſeinem Gönner, Philipp von Burgund (wahrſcheinlich Philipp III., zubenannt der Gute, 1396—1467) zu Liebe ins Franzöſiſche überſetzt u. ſ. w. Das erſte Capitel beginnt ſogleich mit der Erzählung, die bis ans Ende ununterbrochen fortgeht. Gilion, ein junger Ritter am Hofe des Grafen von Hennegau, heirathet eine Verwandte deſſelben, Marie. Da aber ihre Ehe anfangs nicht mit Kindern geſegnet iſt, ſo gelobt er eine Wallfahrt nach dem h. Grabe, wenn ihm Gott Nachkommen beſchert. Die Gattin wird gleich darauf ſchwanger, der Ritter empfiehlt ſie ſeinem Lehnsherrn und Verwandten, dem Grafen, zum Schutz und reist ab. Er gelangt über Rom glücklich nach Jeruſalem, wird aber auf der Rückreiſe von ſarazeniſchen Seeräubern gefangen, und nach „Caire en Babilonne“ gebracht. Während dem hatte Marie Zwillingsſöhne geboren, die in der Taufe die Namen Gerard und Jehan erhalten. Gilion, auf Befehl des Sultans von Babylon in den Kerker geworfen, ſoll getödtet werden, erſchlägt aber den Kerkermeiſter und deſſen Geſellen, wird begnadigt und in das Gefängniß zurückgeführt. Hier beſucht ihn, Mitleiden fühlend, die ſchöne Gracyenne, des Sultans Tochter, und es gelingt dem Ritter, ſie und ſeinen Kerkermeiſter Hertan zum Chriſtenthum zu bekehren. Unterdeß wird der Sultan in mehrere Kriege verwickelt und gefangen; Gilion, durch Gracyenne aus der Haft erlöst, befreit ihn, und kehrt dann freiwillig in ſeinen Kerker zurück. Der Sultan läßt ihn darauf los, und Gilion ſteht ihm in ſeinen Kämpfen bei. — Mittlerweiſe bewirbt ſich ein anderer Ritter, Namens Amaury, um die Hand Mariens. Sie trägt dieſem auf, den Gilion aufzuſuchen; er macht ſich auf den Weg, findet ihn, und erzählt ihm, ſeine Gattin in der Heimath ſey im Wochenbett geſtorben. Gilion iſt untröſtlich, ficht aber demungeachtet tapfer in einer Schlacht, in welcher Amary den Tod findet. Gilion wird in der Schlacht gefangen und nach Tripolis abgeführt; Hertan aber, ſein getreuer Freund, verkappt ſich auf Antrieb der Gracyenne, ſucht, findet und befreit ihn, und kehrt mit ihm nach Babylon zurück. Große Feſtlichkeit bei ihrer Rückkehr, Gilion wird von dem Sultan mit der Hand ſeiner Tochter belohnt, die er — ſich für einen Wittwer haltend — auch nicht ausſchlägt. — Während dieſer Zeit ſind Gilions Söhne herangewachſen, und machen ſich auf, den verſchollenen Vater zu ſuchen. Ein günſtiges Geſchick führt ſie mit ihm zuſammen, der Sultan erlaubt dem Gilion mit ſeinen Söhnen und der ſchönen Gracyenne in die Heimath zu reiſen und dort zu verweilen, bis er ſeiner bedarf. Gilion gelobt es, und ſie reiſen ab. In Rom wird Gracyenne getauft. Als die Reiſenden im Hennegau anlangen, nimmt Dame Marie ſie freundlich auf, und beſchließt

bung der Sache mitwirkten, da bekanntlich mehrere Grafen von Gleichen, wie Graf Herrmann 1344, ſpäter Graf Ludwig 1461 mit dem Herzog Wilhelm von Sachſen ins gelobte Land zogen, und auch Graf Sigismund I. dieſelbe Abſicht hegte, aber auf dem Wege dahin wieder andern Sinnes wurde.

Wie bei den meiſten Sagen, läßt ſich auch hier nicht mehr nachweiſen, wie ſie entſtanden iſt. Hier muß der Nachweis genügen, daß ihr kein hiſtoriſches Factum zu Grunde liegt.

Der Geſchichte des Grafen von Gleichen iſt aber deshalb unter den etymologiſchen Sagen hier ein Plätzchen eingeräumt worden, weil auch die vom Volksmunde gegebene Bezeichnung der Burgen Gleichen, Mühlberg und Wachſenburg, die in Form eines unregelmäßigen Dreiecks vier Stunden von Gotha und eine Stunde von Arnſtadt liegen, unter dem Geſammtnamen „die drei Gleichen" unhiſtoriſch iſt; denn nur Einem der Schlöſſer kömmt der Name Gleichen zu. Die Grafen von Gleichen waren zu keiner Zeit auch im Beſitz der beiden andern Burgen. Die nachbarliche Lage derſelben, die faſt gleiche Höhe der Berge, die Aehnlichkeit ihrer Bauart, vielleicht auch die Sage, daß ſie in einer Nacht alle drei zugleich vom Blitz entzündet und abgebrannt ſeyn ſollen, mögen zu dem gemein-

in ein Kloſter zu gehen, damit Gilion und Gracyenne in ungeſtörter Ehe leben können. Gracyenne will es nicht zugeben, es entſteht ein edler Wettſtreit, der dahin entſchieden wird, daß ſich beide Frauen in daſſelbe Kloſter, Gilion jedoch in ein anderes begaben, nachdem der Letzte ſeine Beſitzungen unter ſeine Söhne getheilt hat. Hier leben ſie gottesfürchtig. Die beiden Frauen ſterben noch in demſelben Jahre, Gilion kehrt wieder nach Babylon zurück, und ſtirbt auf dem Felde der Ehre. Sein Herz wird nach Europa gebracht und in einem Sarge zwiſchen ſeinen beiden Frauen beigeſetzt.

ſchaftlichen falſchen Namen Veranlaſſung gegeben haben. (Thüringen u. d. Harz V, S. 206 ff.)

Die Spinnerin am Kreuze.

Dicht bei Wien, wenn man die Vorſtadt-Landſtraße hinter ſich hat, erblickt man auf dem Rücken des Wienerberges ein ſteinernes Denkmal. Es iſt eine verzierte gothiſche Kreuzſäule, vom Volke „die Spinnerin am Kreuz" genannt. Davon geht die Sage: eine arme Frau habe täglich an dieſer Stätte ſo lange geſponnen, bis ſie für ihren Verdienſt nach und nach das zum Bau des Kreuzes nöthige Geld zuſammengebracht. Zum Gedächtniß dieſer Frommen nennt man noch das Denkmal nach ihr: „die Spinnerin am Kreuze."

Andere erzählen wieder anders:

Ein Müller, Namens Spiner, ſtand beim Hochgericht auf dem Wienerberge, welches ſich ohnweit der Stelle erhob, wo jetzt die „Spinnerin am Kreuz" erhöht iſt, und drängte ſich in die vorderſten Reihen des Volkes, das einen Dieb henken ſehen wollte. Der arme Sünder ſtand ſchon auf der Leiter, da hörte er ganz deutlich, daß der Müller die Worte ſprach: „Ich möchte wohl wiſſen, wie dem dort jetzt zu Muthe iſt!" Schon war die Schlinge um des Diebes Hals, als dieſer ſchrie: „Halt! ich habe noch etwas zu bekennen! ich habe noch einen Mitſchuldigen!" Alles horchte auf und lauſchte: „Der dort iſts!" fuhr der Dieb fort, hindeutend auf den erſchrockenen Müller, den ſofort die Schergen und Henkersknechte erfaßten. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld. Die Hinrichtung wurde aufgeſchoben, und der Müller mit ſeinem Ankläger zu Gefängniß gebracht. Letzterer blieb bei ſeiner Ausſage, und da man vor Alters immer ſehr kurze Prozeſſe machte, ſo ſprachen die Richter das althergebrachte „mit gegangen, mit gehangen" aus, und daß der Müller vor dem Diebe gehängt werden ſollte. Schon legte der Henker die Schlinge um des Müllers Hals, als der Ankläger ausrief: „Halt,

ich habe noch etwas zu bekennen!“ Alles horchte auf und lauſchte wieder erwartungsvoll. Da wandte ſich der Dieb gegen den in Todesangſt zitternden Müller und fragte ihn: „Weißt du nun, wie Einem auf der Galgenleiter zu Muthe iſt?“ Und zu den Richtern gewandt ſprach er: „Dieſer Mann iſt unſchuldig; ich wollte nur ſeinen Fürwitz beſtrafen, da er zu wiſſen verlangte, wie mir zu Muthe ſey.“ Der freigeſprochene Müller ließ nun zum Gedächtniß ſeiner Rettung die Kreuzesſäule errichten, die anfänglich ſeinen Namen „Spiners Kreuz“ trug, daraus entſtand allmählig die jetzige Benennung.

Vorſtehende Sage beweist alſo nur, daß man ſchon frühe über die Entſtehung dieſer Benennung der Denkſäule ſich nicht zu einigen vermochte. Ein Unbekannter gab die wunderliche Erklärung: irgend ein Kupferſtich oder die Säule ſelbſt, die im 17. Jahrhundert zur Erinnerung der Befreiung von den Türken aus den chriſtlichen Landen geſetzt wurde, trug vielleicht die Anfangsbuchſtaben: S(alvator) P(atrimonii) J(esus) N(azarenus) R(ex) J(udaeorum), und das Volk, das ſich den Sinn nicht gleich zu deuten wußte, könnte beim erſten Anblick geſagt haben: „Da ſteht Spinri am Kreuz,“ und ſo pflanzte ſich's von Mund zu Munde fort.

Schlager hat alſo in ſeinen „Wiener Skizzen aus dem Mittelalter“ (I., S. 205 ff.) nicht zuerſt auf das Unhiſtoriſche der Sage von der „Spinnerin am Kreuze“ aufmerkſam gemacht. S. 225 läßt er ſich hierüber, wie folgt, vernehmen: „Es iſt bekannt, daß der Mund des Volkes meiſt über Orts- und andere topographiſche Gegenſtände die Benennung zuerſt entſchied. Ihr ausgeſprochener Name geht dann erſt auf Akten und Urkunden über, in welchem oft anfänglich durch mehrere Jahre bei der Benennung der Beiſatz

„ſogenannt“ erſcheint, bis er ſich allmählich verliert oder die Benennung ſelbſt in eine andere übergeht, insbeſondere beweist der Beiſatz „ſogenannt“, daß dem Namen eines topographiſchen Gegenſtandes kein ſpecielles Factum zum Grunde liegt, und daß der Name noch nicht lange beſtanden iſt. Die neuere Entſtehung des Namens „Spinnenkreuz“, der in den Erbauungsakten des 15. Jahrhunderts, in der Reparationsepoche des 16. Jahrhunderts und in den Reparationen des 17. Jahrhunderts noch gar nicht aktenmäßig vorkommt, beweist ſeine neuere Entſtehung. Eines Unterſcheidungsnamens bedurfte es auch nicht im Munde des Volkes, da zur Zeit der Errichtung kein anderes Kreuz in der Umgebung vorkommt. Späterhin wechſeln in Akten die Namen „Spine kreuz“ (1720) „Spinnerkreuz“ (1730) „ſogenanntes Spinnerinkreuz“ (1741) miteinander ab. In Maurers geſtochenem Plan der Umgebungen Wiens 1749 heißt die Säule wieder das Spinnerkreuz, in den ſtädtiſchen Grundbuchsakten 1752 noch das „ſogenannte“ Spinnerkreuz, in dem 1789 auf allerhöchſten Befehl herausgegebenen Plan über die Umgegend Wiens von Jakobiſchka trägt ſie den Namen „Spinnenkreuz“; in der bei Coppi 1800 herausgegebenen Karte der Umgebungen Wiens heißt ſie wieder „Spinnerkreuz“. Endlich „Spinnerin am Kreuz“ iſt die Benennung der Renovirungsakten des Jahres 1804, welche ſeit dieſer Zeit die Oberhand erhalten hat. Jakobiſchka's „Spinnenkreuz“ dürfte der richtigſte Name ſeyn. Auch iſt noch in Betrachtung zu ziehen, daß die Denkſäule bei Wiener-Neuſtadt ebenfalls den Namen „Spinnerinkreuz“ führt, und daß dieſe Benennung ſchon in einem Rathsprotokoll dieſer Stadt vom

Jahr 1671 *) vorkommt; daher der Urſprung dieſes erſt im Jahr 1720 bei Wien aufgefundenen Namens dort zu ſuchen ſeyn dürfte."

Bd. II der „Wiener Skizzen" S. 372 führt uns der Verf. erſt zum eigentlichen Ziele. „Die Urſache, warum das Volk im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts die Wiener-Neuſtädter und die am Wienerberg befindlichen Steinſäulen „Spinnenkreuz" zu nennen anfing, liegt in ihrer äußern Geſtalt. Ihre Filegrain-Steinverzierungen machen ſie, beſonders die um mehr als ein Drittel höhere Neuſtädter Säule, in der Ferne wie mit Spinnefäden überzogen ausſehend, daher man ſie dort zum Unterſchied von andern Marterſäulen zuerſt die Spinnerin genannt hat, welcher Name bald darauf auch der ähnlichen Wiener Säule gegeben wurde. Spinnerin iſt der öſtreichiſche Provinzialausdruck ſtatt Spinne, daher auch das hundertjährige Schwanken ihrer Benennung bei Wien zwiſchen „Kreuzſpinnerin", „Spinnerkreuz", „Spinnenkreuz" und „Spinnerin am Kreuz", je nachdem man mehr oder weniger ihren topographiſchen Namen im reinern Deutſch ſchreiben wollte."

Ueber die Entſtehung des Städtchens Oſchatz in Sachſen cirkulirt die ſeltſame Sage, daß Kaiſer Otto der Große (936—973), der die ſächſiſchen Lande oft beſuchte, gerade zur Zeit, als man den Ort erbaute, mit ſeiner erſten Gemahlin Editha, Tochter Eduards von England, durchreiste; und ungewiß, welchen Namen er dem Städtchen geben ſollte, beſchloſſen habe, das erſte Wort, welches über die Lippen ſeiner Gemahlin kommen werde, ſolle des Ortes Name werden.

*) Böhm „über das Spinnenkreuz von Neuſtadt" im I. Thl. der öſtreichiſchen Landeskunde, Wien 1832.

Da neigte ſich lächelnd die Kaiſerin
Zum trauten Gemahle liebkoſend hin,
Und verlegen, ſolch großes Werk zu vollbringen,
Sie, die nur geübt in häuslichen Dingen,
Entgegnet: „O Schatz, ach wie —“
„Wohl“ rief nun der Kaiſer mit fröhlichem Sinn,
Und deutete lächelnd auf's Städtlein hin,
„Oſchatz ſey dein Name für künftige Zeiten!“ *)

Allein ſchon Hofmann hat in ſeiner Beſchreibung der Stadt und des Amtes Oſchatz bündig und ausführlich bewieſen, daß jene Stadt, ſowie ihr Name, ſorbiſchen Urſprungs iſt. In alten Urkunden wird Ozzec geſchrieben, und dieß, wie das Dorf Oſſig im Amte Noſſen, überſetzt Schiffner (Beſchreibung v. Sachſen S. 227 vgl. 206): Aſpenheim. Bei Töplitz in Böhmen gibt es auch ein Kloſter Oſſeg, und Jungmann (böhm. Wtb. S. 974) gibt **Osec** durch: „Verſchanzung“ wieder. Dem Leſer bleibe die Wahl zwiſchen beiden Ueberſetzungen des ſlawiſchen Wortes, hier ſollte nur bewieſen werden (wie oben S. 594 in der Ueberſetzung des böhmiſchen Namens „Rübezahl“), daß, eben weil die in ſpäterer Zeit in ſlawiſchen Ländern angeſiedelten Deutſchen, die Namen der ſchon beſtandenen Ortſchaften aus ihrer eigenen Sprache zu deuten, und dieſe Deutung durch irgend ein Mährchen, welches dazu in Beziehung gebracht wurde, zu ſtützen ſuchten, folglich nicht nur auf das jüngere Alter ſolcher Sagenbildungen, ſondern auch auf deren Trüglichkeit geſchloſſen werden dürfe.

Ein anderes Beiſpiel bietet Jena. Der Name bedeutet: Eingang (vom Thale her), das benachbarte Dorf „Sorbe“ beweist den ſerbiſchen oder wendiſchen

*) Segnitz Sagen des ſächſ. Volkes II. S. 79.

Urſprung dieſer Stadt, daß alſo ein ſlawiſcher Volksſtamm vordem in dieſer Gegend wohnte. Gewöhnlich wird Jena von „gähnen“ (!) abgeleitet. Dafür beruft man ſich auf ein alterthümliches Gebäude von zwei maſſiven Etagen, auf welchem in der Mitte ein thurmartiger Erker von $1\frac{1}{2}$ Stockwerken ſich erhebt. An dem Thurme war ſonſt ein Uhrwerk, das zu jener lächerlichen Ableitung des Namens Jena geführt hat. Ueber dem Zifferblatte nämlich ſchaute ein metallener Kopf hervor, der, ſo oft die Uhr ſchlug, den Mund weit aufſperrte, als ob er gähne. Eine an der rechten Seite des Zifferblattes befindliche Figur hob aber eben ſo oft einen vergoldeten Apfel und ſchlug auf den gähnenden Mund, während auf der andern Seite ein ſingender Engel ein Notenbuch in die Höhe hob (Thür. u. d. Harz III. S. 72).

Weimar hat man für einen „Weinmarkt“ gehalten, dazu war der Ort anfänglich nicht bedeutend genug, um einen Weinmarkt dahin zu verlegen. Glaublicher dürfte die Ableitung des Namens von „Geweihte Mark“ (**Wichemarka**) ſeyn, indem das öſtlich bei der Stadt liegende Wäldchen Webicht (Weybick, Webbic) und der uralte „Wyhbrunnen“ klar darauf hindeuten. Vielleicht alſo nach Vertreibung der Sorbenwenden, die Grenzmark gegen dieſe Heiden, die geweihte Mark.

Coburg haben Einige für einen urſprünglichen „Kuhberg“ gehalten, Andere dachten an **Coba, Chova**: Richter, folglich Burg des Landrichters; wieder Andere ſagen: das Wort **kopa**, Bergkuppe, ſey der Urſprung des Namens. Die Meiſten vereinigen ſich in der Annahme, daß auf Veranlaſſung und Befehl Kaiſer Heinrichs I. ein Graf Cobbo dieſe Veſte erbaut und nach

ſich benannt habe. (Bereits 1057 erſcheint der Name Coburg in Urkunden). Ebenſo gut ließe ſich an den Kopf des Mohren im Coburger Stadtwappen denken, welchen Einige für den auf ſeiner Durchreiſe, hier der Sage zufolge verſtorbenen Balthaſar, einen der h. drei Könige halten. Das Gewiſſeſte iſt hier, daß eine ſichere Etymologie des Namens ſich nicht auffinden läßt, weil die Zeit der Erbauung dieſer Stadt und die Namen ihrer Erbauer ſich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln laſſen.

Brandenburg's Erbauer ſoll Brenno, der Zerſtörer Roms, geweſen ſeyn. Da aber hier eine Statue der wendiſchen Dreieinigkeit Triglaw (ſ. S. 607) ſtand, ſo muß man an ſlawiſchen Urſprung denken. In der That hieß der Ort anfänglich „Branibor", d. i. Fichtenwehre (von brany, Wehre, Damm, und bor, Fohre, Fichte, Kiefer, Birke, Borke). Die mitten durch die Stadt fließende Havel möchte dieſe Etymologie rechtfertigen; da aber eine Wehre keine Veranlaſſung zu einem Ortsnamen bietet, ſo ließe ſich auch an brana, Pforte, Thor ꝛc. denken, womit mehrere Städtenamen zuſammengeſetzt ſind. Die Endſylbe bor findet ſich noch in mehreren Ortsnamen ſlawiſchen Urſprungs, wie Ratibor (Fichtenberg) in Schleſien, Ratiborice in Böhmen — vielleicht iſt das ſächſiſche Radeberg (bei Dresden) und das märkiſche Ratzeburg daraus verſtümmelt? — und Pribor (Freiberg) in Mähren, wörtlich Fichte der Pria (die ſlawiſche Liebesgöttin Freia) u. a. m.

Beraun, bei Prag, und einen andern gleichnamigen Ort in Mähren, von den Deutſchen „Bähren" genannt, will Jungmann (böhm. Wtb.) mit der italieniſchen Stadt Verona etymologiſch verwandt wiſſen,

die ja auch Bern geheißen, wie umgekehrt das ſchweizeriſche Bern — trotzdem ſein Wappen der Bär und der Bärenzwinger im Stadtgraben auf deutſchen Urſprung hinweiſen — Verona; ja ſelbſt Bonn am Rhein ſoll, einem alten Stadtſiegel von 1265 zufolge, Verona geheißen haben (Hagen Br. in d. Heimat II, S. 79). Was dieſer Name wohl bedeuten mag? Italieniſch iſt er gewiß nicht. Soll man ihn mit Dietrich von Bern in Beziehung bringen? Von ſeinem Pallaſte zu Verona, welchen longobardiſche und fränkiſche Könige bewohnten, gibt ein altes Stadtſiegel von Verona noch eine Abbildung (Hagen a. a. O. S. 59). Von Dietrich, der zuletzt, als Arianer gereizt, in Verona mehrere katholiſche Kirchen zerſtörte, erzählt die Sage, daß ſeine Seele in den Lipariſchen Vulcan geſtürzt worden, wohin ihn der Papſt Johannes und Symmachus, die er tödten ließ, gebunden führten; ſowie ihm (nach Prokopius) das abgehauene Haupt des Symmachus in einem großen Fiſchkopfe auf der Tafel erſchien, daß er ſich entſetzte und nie mehr aß. Die Veronenſer ſagen: Dietrich, um ſeine Luſt an ſchönen Pferden, Jagdhunden und Falken zu büßen, machte mit dem Teufel einen Vertrag, daß ſeine Geiſter ihm in ſolcher Geſtalt dienten, bis ſie ihn ſelber in die Hölle jagten. So ſtellt ihn hier ein halberhobenes Bildwerk des 10ten Jahrhunderts neben der Kirchthüre von St. Zeno dar, wo er mit kurzem Mantel und Steigbügeln auf die Jagd reitet; und die lateiniſchen Reimverſe deuten das Bild durch einen thörichten König, dem der Teufel Roß, Falken, Hund und Hirſch ſende, die ihn der Hölle zuführen, und meinen gewiß Dietrich. Dieß erklärt aber noch näher die Sage im Heldenlied von Ezels Hofhaltung, daß Dietrich, eigentlich ein Sohn

des böſen Geiſtes ſey, der ihm den feurigen Zornathem gab, und die Burg zu Bern baute, weil er ſich durch Rede gegen Gott vergangen, von einem Teufelspferd in die Wüſte entführt worden, wo er täglich mit zwei Würmern kämpfen müſſe bis an den jüngſten Tag. Dieſer Dietrich ſpielt nicht nur in der italieniſchen und deutſchen Sagenwelt, auch in der nordiſchen Wilkinaſaga, ſondern auch bei ſlawiſchen Völkern eine Rolle, namentlich bei den Letztern, die eines hölliſchen Geiſtes. (Vielleicht früher ein Gott, von den chriſtlichen Eiferern in einen Dämon umgewandelt?) In der Lauſitz heißt er Pan Dietrich (Herr Dietrich) auch „Bern Dietrich,“ in manchen Gegenden der Lauſiz, auch Schümbrich. Luther gedenkt Seiner: „Als wenn ich aus Dietrich von Bern (d. h. aus dem Teufel) wollte Chriſtum machen.“ Er war alſo auch den Deutſchen als Geſpenſt bekannt. Als wilder Jäger iſt er auch von Grimm (Myth.) aufgefaßt worden. In der Lauſiz, 1½ Stunden von Budiſſin, iſt ein mit Nadelholz bewachſener Berg, Pan Dietrich genannt. Von dieſem erzählt man ſich, wie in den Zeiten des Fauſtrechts ein Raubritter, Namens Dietrich, daſelbſt gehaust, als Wegelagerer die Gegend in Furcht ſetzte, an Sonn- und Feſttagen der Jagd oblag ꝛc.; im Leben ſey ihm Alles nach Wunſche gegangen, allein nach dem Tode folgte die Strafe, indem er mit ſeinen Kumpans im Frühjahr und Spätjahr als Spukgeſtalt, bald mit, bald ohne Kopf, unter Begleitung von Hunden *), unter toſendem Lärm, Pferdegewieher und Peitſchengeknall aus ſeiner verfallenen Burg — welche jetzt nur noch in der Runde zuſam-

---

*) In Verona gab es eine Volksſage, wornach hölliſche Geiſter ihm Pferde und Hunde brachten. (Mattei Verona illustr. 3, 120.)

mengeworfene Steine zeigt — auszieht, einigemal im Kreiſe herumfegt, und ſich dann wieder dahin zurückbegibt, und durch ſein Erſcheinen Landplagen verkündet. Dem Zuge, welchen der Tod, auf einer Eule reitend, beſchließt, ſchreitet der fromme Heidenbekehrer Bonifaz, der ihn, obwohl vergeblich, von ſeinem wüſten Leben abzuſtehen ermahnte, warnend — wie der treue Eckhard in der Thüringer Sage vom wüthenden Heere — voran. War Dietrich den Lauſitzern als übermenſchliches Weſen bekannt, dann gewiß auch in Böhmen und Mähren, wenn ſich dort auch keine Sagen von ihm erhalten haben. Aber jene Städtenamen beweiſen ſeine urſprüngliche Gottheit, die erſt in chriſtlicher Zeit zum Dämon herabgedrückt wurde, wie Odin jetzt nur noch als wilder Jäger ſpukt (ſ. S. 346. 888), und ſchon darum zu einer Parallele mit Dietrich von Bern aufmuntert.

Auch im Orlagau iſt „Berndietrich" des wilden Jägers Name (Börner, Sag. aus dem Orl. S. 213. 216. 236), und ſeine Hunde treiben das Waldweibchen auf. Auf dem Harz am Bodekeſſel über der Roßtrappe ſteht der wilde Jäger verſteinert. Er heiße „Bernhart," gab ein Knabe an. Dietrichs ſeltſames Ende hängt zuſammen mit ſeiner übernatürlichen Geburt, wovon der Anfang des Heldenbuchs erzählt. Darnach war er der Sohn eines Geiſtes, der ihn jetzt auf einem ſchwarzen geſpenſtigen Roſſe wieder zu ſich und der wilden Jagd zurückholt (vgl. S. 1012). An Ezels Hof erkennt ihn ſein Gegner an dem Feuer, das aus ſeinem Munde geht, und im Laurin löst er damit ſeine gefeſſelte Hand, indem er die Bande verbrennt; in der Ravennaſchlacht (Rabenſchlacht) erglüht von ſeinem

Zorn die Rüſtung an ſeinem eigenen Leibe. Sein Feuerathem verletzt Rieſen und Zwerge.

Wie der germaniſche Gott *) in chriſtlicher Zeit zu einem Dämon herabgedrückt und als Held in die Geſchichte eingezwängt ward, ſo nahm man ſich dieſelbe Freiheit auch in andern Fällen, Heroen des klaſſiſchen Alterthums in den verſchiedenen Ländern Europas Städte gründen zu laſſen. So entwarf man folgende Stammtafel, um den Namen Lyon zu erklären: Hercules zeugte mit der Galathea den Galatas, Ahnherr der Gallier. Sein Sohn Narbon gründete Narbonne in Frankreich. Dieſer zeugte den Lugdus, welcher im Jahr 1625 v. Chr. ſeines Vaters Thron beſtieg und 45 Jahre regierte. Dieſer baute eine Stadt Lugdunum, das heutige Lyon, aber auch die Stadt Leyden in Holland. Erinnert man ſich aber, daß Lyon ein wichtiger Druidenſitz war (ſ. S. 650), und in Wales die Stadt Car Lleon ebenfalls, ſo muß dieſer Name — und offenbar auch die ſpaniſche Stadt Leon, denn auch dort herrſchte Druidencult — aus dem Wäliſchen hergeleitet werden. Daß das Alterthum Ortſchaften nach dem daſelbſt herrſchenden Religionsdienſt, nach Heiligen, Flüſſen, Quellen, Bergen, Gottheiten ꝛc. nannten, iſt zu bekannt, um hier einer Erörterung zu bedürfen.

Die Belgier ſind bekanntlich von ihrer Verehrung des „weißen Gottes“ Bel (Belen in Gallien) benannt worden. Die Chroniſten aber wollen wiſſen, daß dieſes Land von Belgus, einem Sprößling Lugdons, des Erbauers von Lyon (Lugdunum) im 26ſten Gliede von demſelben abſtammend, den Namen erhalten habe,

---

*) Grimm (Myth.) findet zwiſchen Dietrich und dem Donnerer Thor Parallelen auf. Da Thors Lieblingsmaske der Bär, ſo ließe ſich das Prädicat Berndietrich leicht erklären.

und weil „Lion" im Franzöſiſchen einen Löwen bedeutet, darum iſt noch heute dieſes Thier das Wappenbild der Belgier!!

Allobrox, ein Abkömmling des Narbon, erbaute viele Städte in der Dauphiné, Provence und in Flandern, und weil er in Savoyen auferzogen worden, darum nannten ſich die Einwohner des Landes nach ihm Allobrogen; Andere wieder meinen, ſie hätten ſo geheißen von den langen Hoſen (à longes braies), womit ſie in ihrem rauhen gebirgigen Klima ſich vor der Kälte zu ſchützen ſuchten. Dieſer Allobrox zeugte den Rhomus, welcher die Stadt Rouen vergrößerte. Sein Sohn war Paris, der Erweiterer von Galliens Hauptſtadt, die vor ihm Lutetia hieß. Dieſem folgte ſein Sohn Leman in der Regierung. Er gab dem See zwiſchen Lauſanne und Genf ſeinen Namen; die helvetiſchen Gallier erhielten, als ſie den Rhein hinaufzogen, den Namen „Leute vom See Lemans" (a Lemanno lacu = A-Lemans), das ſind die Allemanier (!!). Wer dieſe Etymologie anzufechten wagt, dem legt ein Vers des Poeten Gautier:

„Qua sibi vicinas Alemania suspicit Alpes,
Nomen ab Alpino ducens ut fama *Lemanno*"

reſpectvolles Schweigen auf.

Lemans Sohn, Libractes, erbaute Toulouſe. Dann folgte Galatas der Zweite oder Jüngere in der Regierung, welcher Streifzüge nach dem Orient unternahm, die Tartaren unterjochte, gelegenheitlich Galata (!), das heutige Pera bei Conſtantinopel, erbaute. Seine Unterthanen unterrichteten die Griechen in der Theologie, Philoſophie und Rhetorik. Sein Sohn Namnes erbaute Nantes in der Bretagne. Namnes hatte einen Sohn Rhemus, der erbaute Rheims. Zu ſeiner Zeit brach

der trojaniſche Krieg aus. Da ſchickte Galliens Herrſcher dem bedrängten Priamus einige „Schwadronen" Hülfstruppen, die Hagtor befehligte, ein Name, welcher, den Gelehrten zufolge, Astträger bedeuten ſoll. Als dieſer in Troja anlangte, fand er die Stadt ſchon als Aſchenhaufen; er ging alſo wieder unter Segel und ſchiffte ſich nach dem Palus Mäotides ein, wo er mit den dortigen trojaniſchen Flüchtlingen in gutem Einverſtändniß lebte. Hier ſtarb er auch, und ſein Sohn Francus — welchem Ronſard das Zeugniß ausſtellte, daß er kein Trojaner, ſondern aus ächtem galliſchen Blute ſey — kehrte nach Gallien zurück, wo er die Tochter des Königs Rhemus heirathete. Dieſer Francus iſt der Stammvater der Franzoſen, aber zum Andenken an ſeine Verbindung mit Trojanern nannte er eine von ihm in der Champagne erbaute ſtarkbefeſtigte Stadt Troyes (Plancy Legendes de l'hist. de France p. 356—362).

Auch Brittus, der Stammvater der Britten, war ein Trojaner, und als er das Eiland Albion in Beſitz nehmen wollte, mußte er es zuvor von den Rieſen ſäubern, welche aber gleichfalls keine Eingebornen waren; ſondern aus Aſſyrien, wo ſie ſich an dem babyloniſchen Thurmbau betheiligt hatten, dahin gekommen waren (und obgleich Aſſyrer, dennoch ziemlich Latein verſtanden, denn) nach den weißen blinkenden Bergen nannten ſie die Inſel Albion, Brittus aber nannte ſie ſeitdem nach ſich Brittanien. Die Rieſen ſahen bald ein, daß ſie gegen die Trojaner nichts ausrichten konnten, daher ſuchten ſie neue Plätze zur Niederlaſſung. Sie ſegelten ins Land der Angelſachſen, das heutige Oſtfrießland, und meinten, dieſes damals noch wenig bebaute Land einzunehmen. Als ſie aber weiter

hineindrangen, um ſich bequeme Wohnſtellen zu ſuchen, vernahmen dieß die wilden Niederſachſen und ſchlugen eine Menge dieſer Rieſen todt. Die Andern zogen nach Weſten, um einen Fluß oder Hafen, wo ſie bleiben könnten, zu ſuchen. Alſo kamen ſie an die Mündung der Maaß, ſtiegen dort ans Land, nahmen den Ort ein und bauten eine Feſtung, die ſie Slavenburg hießen, da ſie (obſchon Aſſyrer) ſich ſelber Slawen nannten. Dieſe Feſtung ſtand in der Gegend von Blaerdingen, nun iſt ſie aber längſt von der Maaß weggeſpült und darin verſunken. Dieß geſchah zur Zeit — als der Prophet Samuel Richter war über Iſrael (Oude Diviſie-Cronyke van Holland ꝛ. Delft 1585, Cap. 31 Fol. 10[c] bei Wolf N. S. Nr. 25).

Auch Holland war damals noch voll von Rieſen. Unter dieſen hatte Einer in Leyden ſeinen Sitz und war ein Burggraf daſelbſt, deſſen Name war Lem. Sein Sohn hieß Lem der Zweite. Als dieſer herangewachſen und Ritter geworden war, gründete er in der Nähe von Leyden eine Stadt und dieſe hieß er nach ſich Harlem (Herr Lem!!). Wer dieſe Etymologie anzuzweifeln wagt, den verweiſe ich auf Van der Bergh Nederlandſche Volksoverleveringen S. 89.

Auf der Stelle, wo nun Löwen ſteht, hatte Julius Cäſar dem Mercur zwei Tempel errichtet. Da dieſer Götze dort vielen Lobes genoß, ſo nannte Cäſar (?) den Ort Loven. Nach Andern gelobten die Ritter in dieſen Tempeln dem römiſchen Reiche Treue und Gehorſam (Wolf N. S. Nr. 52).

Die Deutſchen waren nicht glücklicher als ihre weſtlichen Nachbarn in der Erklärung ihrer Städtenamen. Niemand bezweifelt, daß Gothland von den Gothen, die jenen Theil Schwedens vorzugsweiſe bewohnten,

ſeinen Namen erhielt; aber auch die Stadt **Gotha** ſoll von ihnen erbaut ſeyn, denn in Magiſter Abraham Sauers Städtebuch findet man:

„Gotha eine berühmte Stadt,
Von Gothen ihren Namen hat,
Ward ums Jahr Chriſti aufgericht't
Neunhundert zwanzig drei man ſpricht,"

allein Gotha muß von „God aha" (gutes Waſſer) abgeleitet werden (aha iſt das lat. aqua, daher Aachen nach ſeinen warmen Quellen benannt. Alle Städtenamen, die ſich auf ah, ach endigen, deuten auf eine waſſerreiche Gegend hin). Dieß war bei Gotha zwar nicht der Fall, denn der Waſſerbedarf mußte künſtlich in die Stadt geleitet werden, aber dafür mochte es auch kein ſchlechtes geweſen ſeyn, denn man hatte gewiß die beſten Quellen aufgeſucht. Einige Etymologen denken an den Schutzpatron der Stadt, den Abt Gotthardt, der 1038 als Biſchof von Hildesheim ſtarb. Sein Bildniß, in Stein gebauen, ſteht noch jetzt auf dem Brunnen am Rathhauſe, auch iſt im Stadtwappen und in den Siegeln des Magiſtrats ſein Andenken erhalten. Allein die Ableitung vom „guten Waſſer" hat für ſich, daß in Urkunden *) vom Jahr 1109, wo Gotha zum Erſtenmal vorkommt, es Gotaha geſchrieben iſt.

Quedlinburg, dieſer einſtige Lieblingsaufenthalt der deutſchen Kaiſer ſächſiſchen Stammes, war urſprünglich ein Dorf, **Quitlingen** **) genannt. In Urkunden von 922 und 929 iſt noch von einem Dorfe

---

*) In Reinfrieds Schenkungsurkunde des Dorfes Tröchtelborn an das Kloſter Reinhardsbrunn.

**) In den alten Münzen der Stadt Quedlinburg führt ſie die Namen Quitlingaburg und Quindelinburg.

die Rede, erſt in einer ſolchen vom Jahr 937 wird, und zwar vom Kaiſer Otto I., Quedlinburg eine Stadt genannt. Das Dorf Quitlingen muß daher zwiſchen 930 und 936, alſo in den letzten Jahren der Regierung Heinrichs I., der ſich fleißig auf ſeinem Schloſſe zu Quedlinburg aufhielt und als Gründer der Stadt betrachtet werden darf, zur Stadt umgeſtaltet ſeyn. Dieſes ſoll auch, den Chroniſten zufolge, im Jahr 933 dadurch geſchehen ſeyn, daß eine mit Thürmen verſehene Stadtmauer erbaut wurde. Die Sage will aber wiſſen, es ſoll die Stadt von einem Hündchen Quedl den Namen erhalten haben.

Mathilde, Tochter Heinrichs III., war ſo reizend, daß ſich ihr Vater in ſie verliebte. Da flehte ſie zu Gott, daß er ſie häßlich werden ließe, damit ihres Vaters Herz ſich von ihr abwende. Aber Gott erhörte ſie nicht. Da erſchien ihr der böſe Feind, und bot ſich an, mit dem Beding, daß ſie ihm angehöre, ſo ſolle des Kaiſers Neigung in Haß ſich umwandeln. Und ſie ging es ein, doch bedung ſie ſich: erſt dann wolle ſie ſein eigen ſeyn, wenn er ſie drei Nächte nacheinander ſchlafend finde, bliebe ſie aber wachend, ſo dürfe er ihr nichts anhaben. Alſo webte ſie ein köſtlich Tuch, und ſtickte daran die lange Nacht, das erhielt ihren Geiſt munter; auch hatte ſie ein treues Hündlein Quedl oder Wedl, das bellte laut, und wedelte *) mit dem Schwanz, wenn ihr die Augen zufallen wollten. Wie nun der Teufel die drei Nächte hintereinander kam und ſie immer munter fand, da griff er in ſeiner Wuth ihr mit der Kralle ins Angeſicht, daß er ihr die Naſe platt drückte, den Mund ſchlitzte und ein Auge ausſtieß. Da war ſie ſchielend, plattnaſig und großmäulig geworden, daß ihr Vater ſeine ſündliche Liebe verlor.

*) Zu welchem Nothbehelf doch die Etymologen in ihrer Verlegenheit Zuflucht nehmen! Ein Anderer hingegen leitete den Namen Quedlinburg von dem Quendel her, der in der Umgegend wächst.

Sie aber führte ein geiſtiges Leben, erbaute eine Abtei, und nannte ſie zu Ehren des Hündleins Quedlinburg. (Grimm D. S. Nr. 483.).

Die falſchen Etymologien von Städtenamen entſpringen aus drei verſchiedenen Quellen; die erſte ging von den Gelehrten ſelber aus, die, unkundig der Urgeſchichte ihres Landes, ihre griechiſche und lateiniſche Gelehrſamkeit zu Hülfe riefen, wie oben bei einigen franzöſiſchen Städtenamen und bei der Ableitung der Franken (Franzoſen) und Britten von Trojanern gezeigt worden iſt. Dahin gehört noch die Herleitung des Namens Marſeille, von *μᾶσαι ἁλιεῦ* (befeſtige das Seil, Fiſcher! weil ein Steuermann der griechiſchen Ankömmlinge, zuerſt das Ankertau in dieſer Gegend auswerfend, einem Fiſcher am Ufer mit dieſen griechiſchen Worten entgegen rief, **Justin. Hist. Philipp. Lib. XLIII, 3 sq.**), anſtatt vom keltiſchen mas (Wohnung), denn ſchon der aus Lucans „Pharſalia" bekannte Opferhain der Druiden bei Maſſilia, dem heutigen Marſeille, läßt auf keltiſche Ureinwohner ſchließen; wenn wir auch nicht wüßten, daß Spanien und Gallien von Kelten bewohnt waren. Niemand wird die urſprünglich lateiniſche Abſtammung von ſolchen Städtenamen wie Colmar (**collis Martis**), Cöln (**Colonia**), Trier (**Treviranum**), Durlach (**turris ad lacum**) u. a. m, die bekanntlich römiſche Niederlaſſungen waren, beſtreiten; aber bei Baſel, Mainz und Augsburg iſt in dieſer Beziehung Vorſicht anzurathen, denn erſtere Stadt gibt gar keine Veranlaſſung, ſie **Basilea** zu nennen; wahrſcheinlicher hat ſie vom Paß (Paſſel, ſ. Köhler hiſt. Münzbeluſtigungen p. 228) über den Rhein, der vor ihrer Erbauung hier beſtand, den Namen. Maynz, inſofern hier der Mayn in den Rhein fällt, dürfte wohl früher **Mayence** als **Mo-**

guntia geheißen haben. Ebenſo möchte Augsburg ſchwerlich Auguſtenburg geheißen haben, mit Beziehung auf den Kaiſer Auguſtus, der Colonien hieher geſchickt; denn die Stadt iſt offenbar vor der Invaſion der Römer erbaut.

Die Mehrzahl falſcher Namensableitungen deutſcher Städte iſt aus der Nichtbeachtung der Zeit ihrer Erbauung entſtanden, indem man gar nicht berückſichtigte, daß ſlawiſche Ureinwohner ſie gegründet, und die betreffenden Namen erſt ſpäter umgedeutſcht wurden, wie Altenburg (Stargard) und Klagenfurt (Celowec, ſ. Schaffarik ſlaw. Alt. II., S. 344), oder, was bei den meiſten der Fall iſt, ein deutſches ähnlich klingendes Wort an die Stelle geſetzt wurde. So z. B. rieth man bei Naumburg bald auf Neuenburg (Neue Burg), bald auf neun Burgen, die in der Nähe gelegen ſeyn ſollen, während doch der urſprüngliche Name „Niabor“ war (von Nia, die ſlawiſche Todtengottheit (S. 604 und bor, Fichte, denn wie dem Pluto, war auch dem ſlawiſchen Todbringer die ſchwarze Pechfichte geheiligt.) Niabor (Naumburg) findet ſeine Analogie in „Branibor“ (bei Widukind: Brennaborg, in einer Urkunde Otto's von 949 Brendanburg, erſt 961 Brandenburg), und „Ratibor“ (Ratzeburg, im Hannöver'ſchen, wo ehedem der Hauptcultus der ſorbenwendiſchen Erntegöttin Siwa war.) Daß Naumburg urſprünglich von heidniſchen Wenden bewohnt war, bezeugt noch der Name eines Gäßchens im heutigen Naumburg, „der Wendenplan“. Potsdam hieß urſprünglich Poſtupim (Urkunde von 993 Poztupimi), die Spree Sprewa, und außer Berlin gibt es noch mehrere „Berline“ in der Mark und Pommern, gewiß ein ſlawiſches Wort, wie Strehla, Strelitz, und

Stralau (Pfeil). Das von Serben bewohnte Dalmatien gibt in dem Orte Dreznik (ſ. Schaffarik II, S. 261) ein Analogon zu Dresden (urſpr. Drasd: Bergkamm). Chemniz bedeutet, wie das ebenfalls ſächſ. Kamenz, ſ. v. a., Steinau. Görlitz ließe ſich Bergeln (wend. gora, Berg,) und Zittau: Kornthal (von zito: Getreide,) überſetzen, denn hier war jederzeit ein anſehnlicher Getreidemarkt. Zerbſt (Srbistje) verräth ſchon im Namen, daß Serben daſelbſt wohnten. Lützen bedeutet, wie Lüzſchena (bei Leipzig), gleich der Lauſiz, eine Sumpfgegend. Die Elbe hieß Laba, ihre Anwohner Polaben, wie die an der Oſtſee wohnenden Wenden Pomorer (po morje, am Meere). Wurzen (bei Leipzig) läßt nicht an Wurzeln denken, ſondern bedeutet: „am (wo) Bach" (rize, rizka); Meißen (Misna) findet ſich in dem unſern Prag gelegenen Flecken Mſchen wieder. Boritz (bei Meißen) bedeutet Fichtenthal; Delizſch (bei Leipzig): „heiliger Grund" (hier war ein heiliger Hain, wo die Sorben Gerichtstage hielten und ein weißes Orakelroß verehrten, das ihr zu Grimma wohnender Heerführer in Kriegszeiten ritt. Zur Vertheidigung dieſes heiligen Grundes legte man eine Burg (Rudoz) an, von welcher noch der Schloßthurm in Delizſch herrühren ſoll.) So gab es auch einen noch jetzt ſogenannten heiligen Brunnen bei Delizſch, zu welchem Viele wallfahrteten und ſich weiſſagen ließen. Der Hahneberg zwiſchen dem Feldſchlößchen und Plauen bei Dresden hieß urſprünglich Hainberg. Bei Lommatſch (Glomaci: Brunnen,) gab es einen heiligen Quell. Bauzen (vgl. das Tyrolerſtädtchen Bozen) oder Budiſſin bedeutet wie Budweis (Budowiz) und Budin in Böhmen eine Burg, und Ungarns Königsſtadt Oſen hieß

nicht nach dem König Buda, Attilas Bruder, denn Slawen waren auch Ungarns Ureinwohner; ſowie die Nachbarſtadt Peſt kein deutſcher Name, ſondern das ſlawiſche Pusta (Heide, unbewohnte Fläche,) iſt. Noſſen in Sachſen heißt in alten Urkunden Nuzzin, und da es an der Mulde liegt, ſo könnte an Nisa (Fluß) gedacht werden, womit Fluß und Stadt Niſa in Serbien ſich vergleichen läßt. (Schaffarik S. 605.) Skeudiz (bei Leipzig) hieß urſprünglich Skudici (bei Dithmar im Jahr 981), d. i. Stadt, vgl. Skudy, Stadt in Litthauen. Die durch Leipzig fließende Pleiße hieß früher Plisa, Plisna, womit die Städtenamen Pleſo, Pleſkow und Pilſen zu vergleichen. Die Schleſier (Slezane) leitet Schaffarik von dem Fluße Sleza (die kleine Lahn) ab; was aber bedeutet dann Schleswig? Die ſchleſiſchen Städte Breslau und Bunzlau hießen, wie Prenzlau in der Mark, urſprünglich Wratiſlawa, Boleſlawa, Przemiſlawa, nach ihren Erbauern. Oels in Schleſien bedeutet Erle (poln. olszyna), dergleichen Bäume viele in der Umgegend wuchſen.

Das Städtchen Militſch in Schleſien veranlaßte folgende etymologiſche Sage:

Einſt hauste hier eine Räuberbande, die ihren Hauptſitz in dem Walde hatte, wo jetzt die Stadt ſteht. Es unternahm aber zu der Zeit ein vornehmer Pole eine Reiſe, der fiel in ihre Hände. Nur durch ein großes Löſegeld und durch Schweigen (pol. milcz), welches er geloben mußte, vermochte er ſich vom Tode loszukaufen. Er hielt ſein ritterlich Wort, doch überfiel er ſie bald nachher mit ſeinen Lehensleuten, und rottete ſie aus. Hier erbaute er eine feſte Burg und Stadt, die er nach ſeinem Verſprechen Milcz benannte, woraus Militſch entſtanden iſt. (Södſche ſchleſ. Sagenſchatz S. 106.)

Es wird aber an dieſer Herleitung des Ortsnamens

zu zweifeln geſtattet ſeyn, weil ein ganzer Volksſtamm Miltſchauer ſowohl in der Lauſiz, als in Dacien und im Peloponnes angetroffen wird. (Schaffarik II, S. 598—600.) **Milcz** bedeutet Land, im Litthauiſchen aber **Milzin**: Rieſe, daher auch eine beſtimmte Etymologie ſich hier nicht anwenden läßt. Glogau ſoll von einem Hagedorn (glog) ſeinen Namen haben; Priebus bedeutet „an der Straße" (poln. przebucz), weil vor Zeiten die größte Handelsſtraße zwiſchen Polen und Sachſen da vorbeiging.

Vorhin wurde Görlitz von gora (Berg) abgeleitet. Vielleicht iſt der Felsblock gemeint, der auf dem Wege von der Stadt nach der Landeskrone liegt, und der folgende Sage veranlaßte:

Als der Teufel ſah, wie die Görlizer zu Ehren Petri und Pauli einen Dom erbauten, faßte er in ſeiner Wuth einen mächtigen Fels, um den Gottesbau zu zerſchmettern, aber da erſchien zu rechter Zeit ein Engel, der traf den Teufel, daß er das Felsſtück fallen laſſen mußte und heulend entwich. Noch liegt der Block auf jener Stelle, und man ſieht deutlich die Löcher, die des Teufels Kralle eingedrückt hat.

Küſtrin, als eine urſprünglich wendiſche Stadt, hat muthmaßlich von einem Gehölze (koster), der Stätte ſeiner Erbauung, den Namen. Die Sage weiß es aber beſſer:

Als Küſtrin gebaut war, wußten die Rathsherren nicht, wie man die Stadt benamen ſolle. Da machte einer den Vorſchlag, es ſolle der geſammte Rath ſich vor das Hauptthor der Stadt ſetzen, und nach dem die Stadt benennen, welcher zuerſt ins Thor hineinkommen würde. So geſchah es; da kam eine Bauerndirne des Weges, und als man ſie fragte, wer ſie ſey, antwortete ſie: „Küſters Trin" (Katharine), das hat man dann zuſammengezogen, und der Stadt den Namen Küſtrin gegeben. (Kuhn M. S. Nr. 227.)

Noch komiſcher klingt folgende Herleitung der Sage

des Namens Krebsjauche, eines Dorfes in der Nähe von Frankfurt an der Oder, mit der man aber, da ſie von vorn herein ſich als Scherz ankündigt, und auf Glaubwürdigkeit nicht Anſpruch macht, es nicht ſo genau nehmen darf.

Einſt trafen Fuchs und Krebs zuſammen, die wetteten miteinander, wer am ſchnellſten laufen könne. Da machten ſich Beide auf, und der Fuchs, der doch ſeiner Sache gewiß war, ging langſam voraus. Der Krebs aber kniff ſich ganz leiſe, ohne daß der Fuchs es merkte, in die Haare der Ruthe deſſelben, und ließ ſich auf ſolche Weiſe nachſchleifen. Wie ſie nun dicht am Ziele waren, kroch der Krebs tiefer in die Haare hinein, und kniff den Fuchs mit den Scheeren ſo an der Ruthe, daß dieſer wüthend mit ihr um ſich ſchlug, wobei der Krebs den richtigen Augenblick wahrnahm, los ließ, und ſo mit aller Macht ans Ziel geſchleudert wurde. Da rief er voller Freuden „Krebsjuchhe!“ und als nachmals an dieſer Stelle ein Dorf gebaut wurde, nannte man es zum Andenken an die Liſt des Krebſes „Krebsjuchhe!“ woraus ſpäter der jetzige Name entſtanden iſt. (Ebdſ. Nr. 226.)

Der Name der Stadt Gumbinen in Preußen, die vor einem Jahrhundert noch ein Dorf war, kommt von dem litthauiſchen Worte gumba: Krümmung her. Wahrſcheinlich hat die locale Beſchaffenheit des Ortes zu dieſer Namengebung Anlaß gegeben, denn der Fluß Piſſa macht dort viele Krümmungen. Die Sage hingegen glaubt hier berichtigend einſchreiten zu müſſen:

Der Ort beſtand in den älteſten Zeiten aus einigen Bauerhöfen und zwei Krügen. In dieſen wurde ſchlechtes, ungeſundes Bier verſchenkt, ſo daß die, welche es genoſſen, davon Leibſchmerzen bekamen und ſich wie Würmer krümmten. (Tettau und Temme Volksſ. Oſtpreußens und Litth. Nr. 163.)

Koſel, im Regierungsbezirk Oppeln in Schleſien, ſoll folgender Veranlaſſung ſeinen Namen verdanken:

Drei Brüder, die lange Zeit Wegelagerung trieben und auf ihrer hohen Felſenburg jeder Strafe trotzen zu können glaubten, wurden, nachdem ihre Veſte mit Liſt eingenommen, aus den Fenſtern geſtürzt, und zu ihrem Andenken — deren Name polniſch kopiol, auf deutſch Bock (koze) hieß — bekam die Veſte den Namen Koſel und drei Bockskhöpfe zum Wappen.

Nun iſt zwar nicht zu läugnen, daß die Wahrzeichen und Wappen oftmals den Namen ihres Ortes erklären, wie die Stutte in Stuttgart, der Mönch*) in München, die Magd in Magdeburg (ſ. S. 448), der Bach (mit den drei aufwärts ſchwimmenden Fiſchen) im Stadtwappen von Anſpach (urſpr. „am Holzbach" geheißen, mit Beziehung auf ein beim Weiler Hinterholz entſpringendes Bächlein, das durch die Stadt fließt), und die Straße im Wappen von Straßburg**). Es darf aber auch nicht überſehen werden, daß die Wappen und Wahrzeichen oft Ur-

---

*) Er hat einen goldenen Kragen um den Hals, und ein rothes Barett auf dem Haupt, in der linken Hand ein Buch haltend.

**) Ueber die Entſtehung des Straßburger Wappens ſind verſchiedene Meinungen aufgeſtellt worden. Die Einen halten die rothe Straße für das Sinnbild des Blutes, welches die Hunnen bei ihrem fürchterlichen Zuge fließen machten. Andere glauben darin das Blut zu ſehen, welches die Straßburger für das deutſche Reich verſtrömten. Ptolemäus, der im 2. Jahrhundert v. Chr. lebte, ſpricht zuerſt von Argentoratum, ſpäter wird die Stadt auch Argentina genannt. Unter Antonin Caracalla erhielt ſie die Rechte und den Namen einer römiſchen Stadt, und die achte Legion zur Beſatzung, was viele in der Stadt und Umgegend aufgefundene Grabmäler, Urnen u. ſ. w. beſtätigen. (Herrmann, Notices hist. sur la ville de Strasbourg, I. p. 2. II. 64.) Unter fränkiſcher Herrſchaft kam der Name Stratiburg auf. Strati iſt ein fränkiſches Wort, und bedeutet Silber, alſo Stratiburg nur eine Ueberſetzung des falſch verſtandenen Wortes Argentoratum (Silberſtadt). Dieſe älteſte Ableitung des Wortes befindet ſich in einem zu Rom befindlichen Manuſcripte in der Bibliothek der Königin Chriſtine. (Strobel Geſch. d. Elſaſſes I. S. 79 Anm.)

ſache oder Folge falſcher Ableitungen der Ortsnamen waren, denn Weſel, das, wie der Fluß Weſer, vom Waſſer hergeleitet werden muß, was auch die Lage der Stadt an zwei Flüſſen (Lippe und Rhein) beſtätigt, hat drei Wieſel im Wappen; Schaffhauſen, das von Scaphum (Schiff) hergeleitet werden muß, weil die Schiffe — welche eine halbe Meile von der Stadt, des Rheinſtrudels halber ausgeladen werden — allda hauſen müſſen, wie auch wirklich die Stadt früher „Schiffhauſen" hieß, Schaffhauſen hat alſo zum Stadtwappen ein ſchwarzes, mit beiden Vorderfüßen in die Höhe ſpringendes Schaf mit goldenen Hörnern; die ſächſiſche Stadt Rochliz, genannt nach dem tiefen Thale (ſlaw. rochle, Schlucht, Vertiefung), in welchem ſie liegt, hat im Wappen einen getheilten Rochen (!) zwiſchen einem Thurme; das ebenfalls ſächſ. Pirna, nach dem Cultus des Donnerers Perun geheißen, hat eine Birne (!) im Wappen; Schweidniz in Schleſien, nach ſeinem Erbauer, dem heidniſchen Fürſten Suidno (755) geheißen, hat ein Wildſchwein im Wappen. Eine ähnliche Täuſchung bereitet das Schwein als Wahrzeichen von Schweinfurt (ſ. S. 483) und die Heidelbeere für Heidelberg (ſ. S. 484). Was ſoll der Aal im Wappen von Ahlen (Alna)? Oxford, wahrſcheinlich vom Fluße Ous, an welchem ſie liegt, den Namen führend — denn ford iſt das deutſche Furth (über einen Strom), iſt durch ſeine lateiniſche Benennung zu einem Ochſen (engl. ox) im Wappen gekommen. Der Ochſe, als Wahrzeichen der Stadt Nürnberg, hat ſchon gerechtere Anſprüche auf die ihm gewordene Ehre, denn einem Paar Ochſen verdanken die Nürnberger den Beſitz der Reliquien ihres Stadtpatrons St. Sebald (ſ. Kloſter VII, S. XLII).

Rabenau bei Dresden, ſ. v. a. Rechenort bedeutend, von ſeiner rechenartigen höchſt coupirten Lage ſo genannt, hat einen Raben (!) im Gerichts- und Gemeindeſiegel. Um das Wappen und den Namen von Antwerpen zu erklären, ſchmiedete man folgendes Mährchen:

Brabon (ein Zeitgenoſſe Julius Cäſars, nach welchem Brabant geheißen iſt), kam eines Tages mit mehrern Rittern von Gent an eine Stelle, wo viel Ried und Schilf wuchs; da ſprach er: „Hier in der Nähe muß Waſſer ſeyn", und einer der Herren entgegnete, das ſey alſo, und es fließe nahebei ein großer Bach, welchen man die Schelde nenne, aber an dem Orte, wo man überzuſetzen pflege, liege ein Rieſe, der des Zolles wache, auf einem hohen Thurme, und Alle, welche überfahren wollten, müßten ihre rechte Hand laſſen oder mit dem Rieſen fechten. Brabon jedoch hatte keine Furcht, und antwortete, daß er lieber mit dem Rieſen fechten wolle. Alſo kamen die Herren an die Schelde und begehrten überzufahren; aber einer von den Knechten des Rieſen ſprach: dann müßten ſie Zoll geben oder ihre rechte Hand da laſſen. Doch Brabon ſagte: er gäbe nimmer Zoll, und wolle lieber mit dem Rieſen fechten. Als der Knecht dieſe Rede vernahm, machte er einen großen Lärm mit einem Eiſen, worauf der Rieſe, das hörend, ſehr zornig von ſeinem Thurm ſtieg, und fragte, wer ſo kühn ſey, gegen ihn fechten zu wollen. Brabon erwiederte: „Ich allein!" und der Rieſe war deſſen zufrieden. Hierauf begannen ſie zu fechten. Das war aber ein gewaltiger Kampf, denn der Rieſe ſchlug harte Schläge, doch zuletzt ward er überwunden, und Brabon ſchlug ihm zuerſt die rechte Hand ab, dann auch das Haupt. Die Hand aber warf der Held bis zur Hälfte der Schelde, und ſo weit ſie flog, ſo weit gehört die Schelde zu Brabant. Darauf ging Brabon in das nahe gelegene Münſter*), welches dem Mars heilig war, und dies ſtand, wo jetzt das Michaelskloſter ſteht.

*) Davon hat noch die Münſterſtraße den Namen. (Ein dem Mars heiliges Münſter muß aber die Kenner des Alterthums mehr überraſchen als alle andern Anachronismen, die von den Gelehrten jemals zu Tage gebracht wurden.)

Da dankte er dem Gott für den errungenen Sieg. Dann begab er ſich wieder mit ſeinen Rittern nach Gent. Julius Cäſar war indeß in England geweſen, und als er von dort nach Flandern zurückkehrte, kam er in eine Wildniß, welche voll von Räubern war, die er erſchlug. Das war da, wo jetzt Tourhout ſteht; und er gab dem Orte große Privilegien und Freiheiten. Gleich nachher kam Brabon zu Cäſar, und erzählte demſelben, wie er den Rieſen an der Stelle, wo das Ried ſtand, erſchlagen habe, und alles Uebrige. Darob war Cäſar ſehr erfreut, und zog mit Brabon nach der Schelde und dem Thurm, und dort behagte es ihm ſo wohl, daß er Werkleute entbot und eine Burg bauen ließ. Dieſe heiligte er nach heidniſch-römiſcher Weiſe, und gab ihr viele Privilegien und Rechte, und machte Brabon daſelbſt zu einem Markgrafen des h. römiſchen Reichs. Auch gab er ihm ein Wappen, und zwar eine ſilberne Burg und zwei Hände, und nannte den Ort von der geworfenen Hand: Handwerpen. (Wolf N. S. Nr. 53.)

Eigentlich verhält ſich aber die Sache anders. Antwerp kommt von an het werp (am Schiffswerfte), und es iſt nicht an Hand zu denken. Die Hände im Wappen ſind Handſchuhe und bedeuten einen Markt, den man unter des Kaiſers Schutz und ſicherem Geleit beſuchen kann. Dies rührt aus der Zeit, da Antwerpen mit ſeiner Markgrafſchaft noch zum deutſchen Reich gehörte. Daß des Kaiſers Handſchuh jene Bedeutung hat, beweiſen die Bilder zum Sachſenſpiegel. (Deutſche Denkm., Taf. XXV, 12, 13.) Die Sage iſt daher aus einer Wortgrille entſtanden. Scribanius (Antwerpia p. 63) verwirft die Sage vom Rieſen zu Antwerpen und ſeinen Reliquien, ſowie daß Brabon ihn erſchlagen. Gramay (Antiq. ducat. Brab. Abth. Antwerpen p. 10, 11) hält zwar auch nichts darauf, bemerkt aber, daß ſie wenigſtens ſchon alt ſey, da ſie im 12. Jahrhundert im Chron. Trudonenſi

(Radulfi) in Joh. Monachi Stubulensis vita St. Lamberti, der um 1300 ſchrieb, ſowie im Hemricourt um 1400 und in der Reimchronik auf dem Rathhauſe zu Brüſſel (d. i. Jan de klerk brabantsche jeesten) vorkomme. Jüngere Nachrichten finden ſich auch im Antwerpner Stadtarchiv. — In Weſtpreußen auf der Straße von Berlin nach Königsberg liegt die anmuthige Stadt Conitz (deutſch: Roßau, vom ſlawiſchen kon, Stutte, Pferd). Sie iſt im Jahr 1137 von den Wenden erbaut worden. Die deutſchen Einwanderer, welche dieſen Namen*) ſich nicht zu erklären vermochten, erzählten folgendes Mährchen:

Als die Wenden dorthin kamen, wo jetzt dieſe Stadt liegt, fanden ſie eine Kuh mit einem Kalbe im Neſt (!) liegen, darum beſchloſſen ſie, die hier zu erbauende Stadt Kuhneſt oder Kohneſt zu nennen, aus welchem Namen mit der Zeit Koniz wurde. Die Stadt führt auch noch einen Kuhkopf im Wappen. (Gödtke Geſch. d. Stadt Conitz S. 7.)

Was beweist aber ein Wappenbild? Im Allgemeinen ſind ſie jüngern Urſprungs, als die Ortsnamen, und verdanken dieſen, als ſie ſchon ſelbſt unrecht verſtanden wurden, ihren Namen. Hingegen entſtanden viele Ortsnamen aus dem Wappenbilde einer Familie, wie die der Hirſchberg, Ebersberg, Kranichfeld, Löwenſtein, Ochſenhauſen, Salm u. a. m. beweiſen; wozu beſonders die fabelhaften Thiere, Greif, Drache, Lindwurm kommen. Für die ſlawiſchen Gegenden iſt der Vogel Greif bedeutungsvoll. Außer den Fürſten von Stettin, Pommern, Mecklenburg, Steiermark, führen viele ſlawiſche Städte einen Greif im Wappen. In

*) Auch die vielen in Schleſien und andern ſlawiſchen Ländern befindlichen Städte, des Namens Kuniz, heiſchen dieſe Ueberſetzung.

Pommern und Brandenburg: Greifswalde, Greifenhain, Greifenberg; in Schleſien: Greifenthal, Greifenſtein, Greifenhahn; in der Lauſitz und Sachſen: Greifenhain, Greifenberg, Greifen; in Oeſtreich: Greifenſtein, Greifenberg, Greifenſee u. ſ. w.

Warum die Stadt Greifswalde einen Greifen im Wappen habe, erklärt die Sage, wie folgt:

An der Stelle, wo jetzt die Stadt liegt, war vor Zeiten ein großer Wald, rund um denſelben Alles wüſt, es blühte nur die Gegend um das Kloſter Eldena, welches nicht weit vom Ausfluſſe des Ryks in die See liegt. Die Mönche des Kloſters wollten eine Stadt anlegen, die zwar nicht weit vom Kloſter, aber beſſer im Lande liegen ſollte. Sie ſchickten daher einige Leute aus, die einen paſſenden Platz ausſuchen ſollten. Dieſe gingen immer den Rykfluß hinauf, bis ſie nach einer Weile an eine ſchöne Stelle gelangten, welche ihnen gar herrlich dünkte, um allda die Stadt anzulegen. Sie begaben ſich daher, um den Platz genauer zu unterſuchen, vom Ufer des Fluſſes ab, ſeitwärts in den Wald hinein, der ſich dort befand. Auf einmal fanden ſie daſelbſt auf einem abgebrochenen Baumſtamme ein Neſt, in welchem ein großer vierfüßiger Greif mit einem doppelten Schwanze ſaß und brütete. Dies ſchien den Abgeordneten des Kloſters ein gutes Zeichen, und es wurde nun um ſo mehr beſchloſſen, an dieſer Stelle die Stadt zu erbauen. Der Platz, wo man das Greifenneſt gefunden, iſt in jenem Stadttheil geweſen, welcher jetzt der Schuhhagen heißt, und welcher die älteſte Gegend der Stadt iſt. Früher hat der vertriebene Greif (ein Stoßgeier?) noch manches Kind da geholt und gefreſſen. (Schwarz Pommerſche Städtegeſch. S. 98.)

Worms wurde ſchon früher von dem Wurm oder Drachen abgeleitet, der die Chrimhilde dort entführt hat. Darnach wäre Worms die Stadt des Wurms, womit freilich die Form des Namens übereinſtimmt, obgleich ein genitiviſcher Ortsname Verdacht erregen

muß. Sie hätte auch paſſender nach Siegfried geheißen, als nach dem Drachen, weil dieſer nicht in der Stadt getödtet wurde. Gegen die Wahrheit der Ortsſage, ſagt Mone, (Unterſ. z. Heldenſ. S. 37) ſind ſchon dieſe Zweifel genug, die Geſchichte gibt noch mehr. Ptolemäus nennt die Stadt *Βορβετόμαγος*, Fredegar heißt ſie **Warmacia**, welchen Namen die Altfranzoſen beibehielten, die ſie **Garmaise** nennen. Da in allen Formen das m bleibt, ſo iſt des Ptolemäus Schreibart die richtige, denn das keltiſche Wort **Borbetomag** bedeutet „Hochfeld", weil Worms auf einer Hochebene liegt, die ſich von der Hard herab erſtreckt und gerade nur bei der Stadt bis an das Rheinufer geht. In dem Namen des Gaues tritt die keltiſche Bedeutung wieder hervor, er heißt **Wormazvelt**, was eine halbe Ueberſetzung von **Borbet-mag** iſt, weil **mag** im Keltiſchen Feld heißt. Aus **borbet** konnte ein hochdeutſcher Dialect **Worwaz**, **Wormaz** bilden, worauf die Namen **Wormacia** (**Ann. Nazar. ad ann. 776**, bei **Perz Mon. hist. I, 40**) und **Wurmbs** zurückführen. Urſprünglich liegt alſo im Namen kein Gedanke an den Drachen, die jetzige Bildung des Wortes beweist aber, daß man den Begriff Wurm hineinlegte. Die Zeit dieſer Veränderung läßt ſich nachweiſen. Die alten Franken hatten im 7. Jahrhundert dieſe Auslegung noch nicht. Das beweist Fredegars Form, und die Altfranzoſen erfuhren nie etwas davon. Die Veränderung in Deutſchland kam bei den Rheinfranken vor. In der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erſcheint noch hie und da der alte Name **Warmacia** (**ann. S. Amandi cont. I. ad ann. 763** ſchließen mit 763—769), daneben ſchon **Wormacia** (**ann. Petav. cont. ad ann. 763 ib. p.**

ſchließen mit 770), noch deutlicher in Bezug auf die Sage **Vurmacia** (ann. Laubac. cont. I. ad ann. 762 ſchließen 768), **Wurmasia** (in einer Urkunde von 780 bei Neugart cod. dipl. I, 74), vom Ende des 8. Jahrhunderts an ſtändig die Form **Wormacia**. Daraus geht hervor, daß die erſte Spur einer Beziehung des Stadtnamens auf den Drachen unter der Regierung Pipins und Karls des Großen vorkommt. Erſt ein Schriftſteller des ſechszehnten Jahrhunderts, Matthias Quade, belehrt uns in ſeinem Buche „Deutſcher Nation Herrlichkeit" (Cöln 1609, p. 145 ff.): „Die Andern wollen, daß Worms den Namen habe von den großen Würmern, die nach Zerſtörung dieſer Stadt daſelbſt gefunden worden. Der gemeine Mann hält dafür, es habe den Namen behalten von dem großen Wurm, der allda des Königs Tochter durch die Luft entführt, welchen nachmals der hörne Seyfried im Odenwald erſchlagen und die Jungfrau wieder erlöste, wie der Drache mit ſammt der Jungfrau und ihren Brüdern ſammt Seyfrieden zu W u r m b s auf dem Markt an einem überalten Gebäu, die Münz genannt, ganz antiquitätiſch abgemalt ſtehen, dabei auch das Gebein von dem Rieſen und Drachen, welche Seyfried überwunden, in Ketten gefaßt, hangen thun. Item auswendig an den Mainzer Pforten ſieht man auch noch die alte Contrafirung des Drachen, und am Rhein auf dem neuen Thurm im Eck der Stadtmauern ſieht man auch den Seyfried. S o i ſt a u ch n o ch e i n f l i e g e n d e r W u r m o d e r D r a ch e d e r S ch i l d f ü h r e r d e s W a p p e n s d i e ſ e r S t a d t, welches ein Schlüſſel iſt, den Seyfried dem Rieſen abgewonnen, damit er unten den Felſen aufſchloß, um oben zu der Jungfrau hinaufzukommen. Denſelben Schlüſſel hat

Seyfried ſofort mit heim gen Worms geführt, und hat ihn die Stadt zum ewigen Gedächtniß in ihren Schild geſetzt. Dieſes alles iſt wohl eine ganz ſcheinbarliche Red, die wohl ein feines Anſehen hat; ſo wäre aber dieſe Frage dagegen, ob denn die Stadt nit auch den Namen Wurmbs gehabt vor der Zeit des hörnen Seyfrieds *)."

Da aber der hörnerne Seyfried niemand anders, als ein zum Heros herabgedrückter Kalendergott der alten Deutſchen iſt, wie Müller (Altd. Rel.), ausführlicher in der „Nibelungenſ." entwickelt hat, folglich, wie St. Georg, als Drachenbeſieger (vgl. Kloſter VII, S. 285 ff.), eine imaginäre Perſon, ſo muß auch hier derſelbe Fall eintreten, wie bei St. Georg, deſſen Drachenkampf Beruth in Aſien (Hagen's Muſeum I, S. 255), Libyen in Africa, Rußland, Serbien, England, Audenarde in Belgien, Mansfeld in Thüringen, Leipzig, Prag und noch viele andere Städte für ſich in Anſpruch nehmen; ſo daß man, um keine Nation zurückzuſetzen, am beſten thut, keiner zu glauben, und die ganze Begebenheit in das Reich der Fabel zu verweiſen; wie die Heldenthat Seyfrieds oder Siegfrieds ebenfalls, deren Schauplatz nicht nur Worms, ſondern auch andere Orte waren. Nur mit dem Unterſchiede, daß Siegfried, weil kein Heiligenſchein ſein Haupt umſtrahlt, im Munde des Volkes zum Säufritz wurde.

Es war ein Hirtenjunge, Namens Fritz, den ſeine Genoſſen, weil er Schweine hütete, Sau-Fritz nannten. Einſt ſchwemmte er ſeine Heerde im klaren Waſſer der fränkiſchen Saale. Da fand er einen Stein, womit er ſich

---

*) Hagen in Gräters Alterthumszeitung 1813. Anz. S. 32.

rieb, und der machte ihn feſt gegen Hieb und Stich *). Er ging in den Krieg, und that, zumal er unverwundbar war, Thaten der Tapferkeit. Vom Herrn des Gaues erhielt er die Erlaubniß, ſich eine Burg zu erbauen, und wählte die Stätte in ſeiner Heimath, wo er unterhalb ſeines Geburtsortes auf demſelben Berg eine Burg aufführen ließ, die nun nach ſeinem Jugendſpitznamen ſammt dem Dorfe Säufritzburg genannt ward, daraus ſpäter (!) die Schreibart Seyfriedsburg geworden. Zwiſchen dieſer Burg und Schönau an der Saale liegt ein Wäldchen, welches den Namen Lindwurm führt. In der Nähe hauste ein ſolches Ungethüm, welches von dem Ritter auf der Seyfriedsburg erlegt wurde. (Bechſteins fränk. Sagenſch. S. 144. 145.)

Man muß nicht überſehen, daß, wie Otur, der Schlachtengott Odin, dem die Schlangen heilig waren (ſ. S. 200), daher ihr Bild die Kriegsfahne zierte, ſich in eine Otter verwandelt hatte, und der ebenfalls nordiſche Fafnir, nachdem er ſeinen Vater mit dem Schwert durchſtochen, zum Drachen, den Sigurd (Siegfried, Sige, Prädicat Odins) beſiegte, ebenſo wird Siegfried (Georg) und der Drache als Ein Weſen zu betrachten ſeyn. Aehnlich wandelt ſich, der Kabbala zufolge, die alte Schlange am Ende der Tage in den Meſſias um **), wie einſt die Peſt bringende feurige Schlange durch den Anblick der ehernen Schlange, mit welcher ſich der Heiland verglich, beſiegt ward. Und auch die Aegyptier erzählten von der Umwandlung der Giftſchlange Kakodämon in die Heilſchlange Agathodämon, die Griechen von der abwechſelnden Zeitherrſchaft des Serapis und Asklepios.

---

*) Alſo ein hörner Saufritz.

**) Dies beweiſen die Kabbaliſten damit, daß die drei hebr. Buchſtaben, aus welchen das Wort Schlange (Nachas, lat. a-nguis) beſteht, als Buchſtabenzahl mit dem Worte Meſſias dieſelbe Summe enthält.

Nur aus dieſem Geſichtspunkte iſt begreiflich, wie der Drache in den verſchiedenſten Ländern, unter den verſchiedenſten Völkern zum Heilszeichen wurde, woher es kommt, daß Kirchen *), Rathhäuſer ꝛc. die Haut

---

*) In der Mitte des Havelberger Doms ſieht man einen marmornen Sarkophag, auf demſelben die Geſtalt eines Biſchofs, zu deſſen Füßen ein zuſammengeringelter Drache. Da ſich kein chriſtlicher Erklärungsgrund für dieſes Drachenmonument in einer Kirche darbietet, ſo ſupplirte auch hier die erfinderiſche Sage: der Biſchof Wepelin ſchlummerte einſt in einem Gebüſch, als plötzlich ein Lindwurm daherſtürzte und ihn in den Kopf ſtechend tödtete. (Kuhn M. S. Nr. 223.) Dieſer Fall würde als ein vereinzelter nichts beweiſen, weil es nicht ungewöhnlich iſt, auf Grabſteinen die Urſache des Todes deſſen, dem ſie errichtet ſind, abzubilden. Aber eine andere Geſtalt bekommt die Sache, wenn noch mehrere Kirchen Drachenbilder bewahren, wie, um nur fünf Beiſpiele anzuführen, die Liebfrauenkirche auf dem Berge von Kerſelaer in Belgien (ſiehe Wolf D. S. Nr. 91.) Dort wird erzählt: der Drache habe einen Ritter Arnold von Pameln, der mit dem Kreuzheer nach dem Orient gezogen, am Meeresufer, während der Held ſeinen Mittagsſchlaf hielt, überraſcht, der Ritter gelobte der h. Mutter, wenn er den Drachen erlegen würde, ihr in der Heimath eine Kirche zu erbauen. Als Gedenkzeichen hing er den Drachen in der von ihm errichteten Kirche auf. — Bei Grimm (D. S. Nr. 219) liest man: Bei Burgdorf im Bernſchen liegt eine Höhle, das Drachenloch, worin ehedem zwei Drachen gefunden worden. Die Sage berichtet: als im Jahr 712 die Brüder Syntram und Beltram (nach Andern: Guntram und Waltram) Herzoge von Lensburg, auf der Jagd ſich befanden, verſchlang der eine Drache, als ſie deſſen Höhle ſich näherten, den jüngern Bruder lebendig. Der ältere Bruder bezwang nach heißem Kampfe das wilde Thier, in deſſen geſpaltenem Leib ſein Bruder noch lebendig lag. Zum Andenken ließen die Fürſten an dieſem Orte der h. Margaretha eine Kapelle bauen, und die Geſchichte abmalen, wie ſie noch zu ſehen iſt. — Die Kirche zu Tarascon oder Tarasque in Frankreich beſitzt einen hölzernen Drachen, der alljährlich am Feſte der h. Martha, zu dankbarer Erinnerung, daß einſt dieſe Heilige das lebende Original deſſelben erlegte, in Proceſſion herumgetragen wird. (Mylius Fußreiſe durch Südfrankr. II. S. 336.) — Bei Wolf (N. S. N. 34) liest man: In der Gegend des Dorfes Wasmes hauste um 1135 ein Drache, der ſelbſt Menſchen verſchlang. Da tödtete ihn Gilles de Chin unter Anrufung der h. Jungfrau. Noch zeigt man in Wasmes die Höhle, wo er ſich aufhielt. Ebenfalls bewahrt man dort in der Kirche ein altes Gemälde, welches

oder das Gerippe eines Drachen aufbewahren, oder deſſen Bild an der Frontſeite des Gebäudes; viele Städte *) und Familien es als Wappen oder Wahrzeichen beſit-

ſich darauf bezieht, und in der jährlichen Proceſſion zu Wasmes wird eine Fahne umgetragen, auf der auch eine Abbildung des Drachenkampfs mit der Inſchrift:

Attaques, Gille de Chin, ce dragon furieux,
Et tu seras de lui par moi victorieux.

Zu Mons iſt alljährlich am Dreieinigkeitsfeſte eine gleiche Proceſſion zum Danke für den Sieg des Gilles de Chin. In derſelben trägt man das Bild eines Drachen von Pappe, zu deſſen Seiten mehrere Männer, Chin-Chin genannt, reiten. Nach Beendigung des Umzugs kämpfen ſie auf dem Markte mit dem Papierdrachen, und erlegen ihn, nachdem dieſer ihnen einige Hiebe mit ſeinem langen Schweife gegeben — Ebdſ. Nr 88: Als die Genter und Brügger unter ihrem Grafen Balduin Jeruſalem belagerten, fingen die Erſtern einſtmal die Tochter des Sultans, welche Blanca (!) hieß, und ſchloſſen dieſelbe in einen Thurm ein. Sogleich zeigte ſich ein Drache in der Luft, der ſich vor dem Thurm niederſenkte und Jedem den Einlaß wehrte. Die Brügger gaben dem Drachen ein Schlafmittel, und erlegten ihn dann leicht. Am folgenden Tage ſegelten ſie mit Blanca und dem getödteten Ungeheuer, gefolgt von den Racheſchwüren der Genter, in die Heimath ab. Den Ort, wo ſie ihre Schiffe anlegten, nannten ſie zur Ehre ihrer ſchönen Beute Blankenburg, den Drachen hingen ſie als Siegeszeichen in der Hauptkirche auf. In den Zeiten der Bilderſturmerei wurde derſelbe verbrannt (sic!) da ließen die Brügger ſein Bild in Erz gießen, und ſetzten es auf die Spitze der Donatuskirche. Die Genter ſahen dies mit Unmuth, denn, obſchon Jahrhunderte ſeit dem ihnen geſpielten Streich verfloſſen waren, ſo bedurfte es doch nur eines Anlaſſes, um den alten Haß wieder anzufachen. Dieſer fand ſich im 16. Jahrhundert. Die Genter belagerten Brügge, führten als Sieger den Drachen im Triumphe nach Gent, wo er am nächſten Sonntag feierlich getauft, und nach allgemeinem Beſchluſſe auf die Spitze des Belfried geſetzt wurde, wo er jetzt noch ſteht.

*) Im Jahre 1325 ließ Biſchof Eberhard von Ermeland eine Stadt bauen. Als man das Rathhaus gründen wollte, fand man beim Graben einen Wurm, der ſo groß war, daß zwei ſtarke Pferde ihn nicht von der Stelle ſchleppen konnten. Weil man noch keinen Namen für die Stadt hatte, wurde ſie Wormditt genannt, d. h. Volk (Diet) des Wurms. Die Stadt führt noch zum Wahrzeichen einen großen Wurm in ihrem Wappen und Siegel. (Tettau und Temme Volksſ. Oſtpreußens Nr. 197.)

zen. Von den ſlawiſchen Völkern iſt dies ſchon S. 601 nachgewieſen worden, aber der Odinscult mußte auch unter den Völkern deutſchen Stammes dieſe Vorſtellung verbreiten. Endlich iſt S. 671 auch die Quelle gezeigt worden, welche den keltiſchen Stämmen den Drachen ehrwürdig machte; und da am Rhein Kelten wohnten, ſo glaube ich nicht zu irren, wenn ich den Schatzdrachen, der den Nibelungenhort hütete, den Kelten vindicire. Schon das Verſenken der Schätze in Flüſſe deutet auf keltiſche Sitte. (Eckermann, Religionsgeſch. III, 1. S. 56.)

Die große Popularität des h. Georg erklärt ſich einfach daraus, daß der Drache auf allen Abbildungen von ihm unzertrennlich iſt, der *Drache aber iſt ein Heilszeichen*, wie aus folgendem Zeugniß des Collin de Plancy erhellt. Dieſer ſagt es mit klaren Worten, wo er des, die Größe eines Ochſen erreichenden Drachen aus vergoldetem Kupfer gedenkt, welcher, als Conſtantinopel *) noch chriſtlich war, den Dom der Georgskirche ſchmückte: „Une vieille tradition annoncait *que toute ville sur laquelle ce talisman etendrait ses ailes serait prospere,* et ne pourrait être prise d'assaut *)." Weiter ſagt er: „Unglücklicher Weiſe drohte der Dom der Georgskirche im Jahre 1202 der Einſturz, man mußte alſo den Drachen abnehmen. Während an der Kirche die Baureparaturen vorgenommen wurden, hatte Balduin von

---

*) Conſtantinopel war auch im Beſitze der ehernen Moſisſchlange (womit 2. Kön. 18, 4. im Widerſpruche), die Biſchof Arnulph im Jahr 971 nach Mailand bringen ließ, wo ſie noch in der Metropolitankirche gezeigt wird. Beſonders wird ihr am Oſtermontag eine große Heilkraft zugeſchrieben. (Macri Hierolexic. II. p. 653.)

**) Legendes de Sept pechés capitaux p. 59. Appendice.

Flandern (1204) Conſtantinopel eingenommen, und wurde dort nachher zum Kaiſer gekrönt. Ein Prieſter von Biervliet, welcher die Flamänder auf dem Kreuzzug begleitet hatte, bat Balduin, daß er ihm den Drachen für ſeine Gemeinde ablaſſe, und ſein Geſuch ward bewilligt. Als im folgenden Jahre die Flamänder heimſegelten, führten ſie den Drachen im Triumphe auf einer beſondern Galeere mit. Kaum hatte der Drache ſeinen Platz auf dem Glockenthurm von Biervliet eingenommen, als der Ort an Macht, Einwohnerzahl und Wohlſtand auffallend zunahm. Die Flamänder von Ecluſe, jene von Yzendyck, und insbeſondere die von Brügge, beneideten jene Gemeinde ſehr. Als nun im Jahr 1287 die Brügger Biervliet unter ihre Herrſchaft brachten, hatten ſie nichts Eiligeres zu thun, als ein Gerüſte aufzuſchlagen und den Drachen von ſeinem bisherigen Platze abzunehmen, um ihn nach Brügge abzuführen. Dort ſetzten ſie ihn auf den Glockenthurm der Katharinenkirche. Zufällig nahm Biervliet ſeit jener Epoche an Wohlſtand ab. Dazu kam noch eine Ueberſchwemmung am 12. November 1377, welche nicht nur die Umgegend, ſondern auch die Stadt ſelbſt unter Waſſer ſetzte. Brügge hingegen blühte auf. Louis van Maele ließ Brügge ſeinen Schutz angedeihen, und nahm ſeinen Wohnſitz daſelbſt. Natürlich ſchrieben die Bürger die nunmehrige Blüthe ihrer Stadt dem Einfluß des Drachen zu.

Der Drache hat uns, wie aus Vorhergehendem zu erſehen, ſelber auf eine beſondere Art von Wahrzeichen und Wappen geleitet, die, ihrer Beſtimmung zufolge, in dieſem Werke eine eigene Rubrik beanſpruchen, nämlich:

VIII. Die talismaniſchen Bildwerke.

Vorhin ſprach ich die Vermuthung aus, daß die Drachen und ihre Beſieger zwei Hälften Eines Weſens ſeyn mögen, was auch durch das Beiſpiel Wolfdietrichs in der Heldenſage beſtätigt wird, denn „von der Gudrun aufgereizt, gegen Högner zu kämpfen, weigert er ſich, und erhebt ſich als Drache in die Lüfte, Högner wirft ihm ſein Schwert nach und trifft ihn ins Herz. Der Drache fällt herab, ſpeit aber ein ſo heftiges Gift auf Högner, daß es, ſogar durch deſſen Panzer dringend, noch ſeine tödtliche Wirkung äußert" (W. Grimm d. Heldenſ. S. 321). Demzufolge iſt Wolfdietrich ſelbſt der Drache. Allein in der Erzählung von Otnits Tod iſt er der Beſieger des Drachen und erhält zum Preiſe die Wittwe Otnits (Mone's Einl. z. Otnit S. 5). Warum iſt aber Wolfdietrichs Schildzeichen ein Löwe? (Grimm Heldenſ. S. 234). Weil er auch ein Löwe iſt, oder richtiger: Drache und Löwe ſind in der Idee Eins, obſchon die Sage ſie als kämpfend gegen einander aufführt. Ich will hier nicht auf Heinrich den Löwen hindeuten, den ſein wachſamer Löwe aus den Klauen der Höllenſchlange rettet, die Petrus mit einem Opfer ſuchenden Löwen vergleicht; ſondern nur Iwain, den bekannten Ritter von Arthurs Tafelrunde, beiſpielsweiſe nennen, deſſen Löwe — wovon der Held „der Löwenritter" hieß — ihm gegen einen Drachen Beiſtand leiſtete; und komme jetzt abermals auf Wolfdietrich zurück, der einen Löwen im Kampfe mit einem giftigen Wurm erblickt, ſodann mit dem verwundeten Löwen zur Kaiſerin reitet, und ihr ihn zur Heilung und Pflege übergibt. Beide Thiere konnten Heilszei-

chen ſeyn, der Löwe wegen ſeiner Unüberwindlichkeit, der Drache wegen der Heilkräfte, die man den Dracheneiern zuſchrieb (ſ. S. 957). Otnit erhielt von ſeinem Schwäher als eine köſtliche Gabe zwei Dracheneier. (Grimm, Heldenſ. S. 200.) Alle Heilszeichen ſind aber auch zu Wappenbildern geeignet — denn aus welchem andern Grunde trugen die Verehrer des Schlachtengotts Odin ein Schlangenbild auf ihrer Fahne dem Heere vor? doch nur in der Abſicht, weil das Bild den Gott ſelbſt repräſentirte, nun aber ſind Wappen: Waffen, das Wappenbild ſoll der Waffe magiſche Kraft, dem Beſitzer Sieg verleihen; folglich wird auch der Bär, ein nicht minder häufig vorkommendes Wappenbild*), ein Heilszeichen geweſen ſeyn. Die Fabel von der ſchnellen Heilung der giftigen Wunden Ceſarino's (in der Erzählung „die drei treuen Thiere", von Straparola, Notte X, fav. 3) durch Bärenfett, gründet ſich auf den Glauben ſeiner wunderbaren Wirkſamkeit. Bärenſchmalz war ein Hauptbeſtandtheil der berühmten Waffenſalbe, wovon Helmont (de magnetica vulnerum curatione §. 71) ſagt: „Es iſt zu merken, daß in einer Wunde nicht allein eine Trennung des Stätigen geſchieht, ſondern auch zugleich eine fremde Qualität hinein kommt, daher die Ränder der Wunde gleichſam aus Widerwillen ſich erheben. Das magnetiſche Weſen der Waffenſalbe aber zieht die fremde Di=

---

*) Wie Drachenfels (mons draconis am Rhein, heißt auch Grimhildenſteg), und Dürkheim (in einer Höhle unfern des letztern Orts läßt eine andere Sage den von Siegfried erlegten Drachen hauſen, ſ. Külp geſ. Schr. I. 90.) nach dem Drachen, ſo wurden die Städte Bern (mit Unrecht), Bernburg, Bernſtadt u. a. m. nach ihrem Wappenbild, dem Bären, geheißen.

ſpoſition aus der Wunde, daher ihre Ränder, indem ſie kein Uebel mehr beſchwert, ohne Schmerzen ſind und leicht zuheilen.“ Bär (björn) und Eber (boar) ſtammen von Einer Wurzel. Daß das Schwein *) auf den Helmen nordiſcher Krieger prangte, iſt ſchon S. 674 erwähnt worden. Als ein der Göttin der Fruchtbarkeit (Freia) und dem Friedensgott (Freir, Frode) geheiligtes Thier war es Heilszeichen, daher es in der Chriſtnacht noch jetzt in England die unentbehrlichſte Speiſe iſt. Auch iſt S. 574 erwähnt worden, daß die Slawen in Gewittern dem Donnergott einen Schinken gelobten, den ſie aber ſelber verzehrten; daß ſie ihn, um die Aecker tragend, dieſe einſegneten. Mißverſtändniß dieſes Symbols in chriſtlicher Zeit deutete daher das Wiener Wahrzeichen, die Speckſeite im rothen Thurm, es in einen Scherz verkehrend, als das Prüfungsmittel der Pantoffelmänner **). Die Familie Schweinichen hat einen Schweinskopf im Wappen, gewiß nur als talismaniſches Bild, obſchon die ſchleſiſche Sage als Urſache einen Eber angibt, welcher der jagdluſtigen Libuſſa gefährlich wurde, den aber der herbeieilende Ritter

---

*) Günther, Brunhildens Gemahl, trug in der Fahne als Zeichen einen ſilbernen Eber.

**) Siehe Bechſtein öſterr. Volksſ. S. 6. An der Stelle, wo die Speckſeite hing — denn unter Kaiſer Joſeph wurde der rothe Thurm abgetragen — las man folgende Knittelreime:

„Welche Frau ihren Mann oft rauft und ſchlägt,
Und ihn mit ſolcher kalten Lauge zwägt,
Der ſoll den Pakhen (Schweinsbacken) laſſen hencken,
Ihr iſt ein anderer Kirchtag zu ſchenken.“

Da der rothe Thurm erſt mit der Ranzion Richards von England erbaut worden iſt, ſo wird der Schinken früher einen andern Platz gehabt haben. Sollte er etwa im Thurm die Stelle eines Blitzableiters verſehen?

Biwog mit ſeinem Jagdſpeer erlegte, zur Belohnung die Hand der Kaſcha, Libuſſens Schweſter, und zur Erinnerung an ſeine Heldenthat den Beinamen **Swinka** (Schwinchen) erhielt. (Gödſche, ſchl. Sagenſch. S. 279.) Als Schutzmittel gegen Unglück erſcheint das Schweinsopfer in Temme's pommer'ſchen Volksſagen (Nr. 133), denn um die Fuhrt zwiſchen den beiden Inſeln Uſedom und Wollin gefahrlos zu paſſiren, hatte man in den Strom (als Opfer dem Stromgott) einen Schweinskopf hineingeworfen; daher entſtand der Name Swine, den man auch beibehielt, als die Fuhrt größer wurde und ein breiter Strom daraus entſtanden war. Als nachher Swinemünde daſelbſt erbaut worden, iſt der Name des Stroms auf die Stadt übergangen.

Die talismaniſche Bedeutung der Roßbilder iſt ſchon S. 100 ſo ausführlich erörtert worden, daß die weiße Mähre im Stadtwappen von Marburg hier der Erläuterung nicht mehr bedarf.

Den Wolf haben wir ſchon S. 481 als Heilsſymbol kennen gelernt. Sein Erſcheinen verkündete Sieg in der Schlacht (Wolf, D. S. Nr. 376). Wolfdietrich hat auf dem Schilde drei Wölfe (Grimm, Heldenſ. S. 255). Hildebrand wird durch die Wölfe im Schilde als Gründer und Stammvater der Wölfinge bezeichnet. (Ebendaſ. S. 233.) Demzufolge wird der rothe Wolf im Paſſauer Stadtwappen der Talisman dieſer Stadt geweſen ſeyn, obſchon Grimm (D. S. Nr. 495) einen geſchichtlichen Grund für dieſe Wahl anzugeben verſucht.

Der Hahn eignete ſich ebenfalls zu einem ſolchen Symbol, daher die Wetterhähne auf Kirchthürmen keiner Erklärung mehr bedürfen. Seine talismaniſche Be-

deutung datirt ſchon aus der Zeit des heidniſchen Swantewit, der ihn auf den h. Veit vererbte (ſ. S. 568), aus welchem Grunde auch in der Domkirche von Bamberg, welche Stadt ſchon durch ihren Namen Slawen als ihre Erbauer verräth (ſ. S. 628), neben den die Stadt beſchützenden Gebeinen St. Veits ein Hahn Wache hält. (Schramm, Reiſelexic. S. 100.

Gneſen, nach dem dort gefundenen Adlerneſt genannt, hatte ihr Stadtwappen, den Adler, zum Reichswappen erhoben. Das Neſt bezog ſich, mit Beziehung auf den Todtencult dieſer Stadt in heidniſcher Zeit, auf die Wiedergeburt der Seelen. Somit war jener Adler, wie der, bei der Apotheoſe der römiſchen Kaiſer, auf dem Marsfelde, vom angezündeten Katafalk, emporſteigende Adler, das Sinnbild der Wiedergeburt, wie ja auch die Griechen den Adler: Phönix nannten, und die Selbſtverjüngung des Adlers den Alten ſprichwörtlich geworden war (Pſ. 103, 5. Terent. Heaut. III, 2. 10). Folglich wird auch der Adler der römiſchen Legionen das talismaniſche Bild des Sieges über den Tod geweſen ſeyn.

Die rothe Lilie im Stadtwappen von Coblenz iſt wohl eine talismaniſche Bürgſchaft gegen das Ausſterben der Einwohner (vgl. S. 900), ebenſo wie ihr männliches Gegenſtück, das Bildniß eines Zeugegliedes, über dem Stadtthor von Antwerpen (Schramm S. 67), jener Stadt, die im Beſitze der Vorhaut Chriſti, ſo zahlreiche Wallfahrten zu ihr veranlaßte, daß Rom, neidiſch darüber, die Echtheit derſelben in Zweifel ziehen zu müſſen glaubte, indem es eine andere Vorhaut als die allein echte vorwies, über welche Streitſache ausführlicher „Kloſter“ VII, S. 33 nachzuleſen iſt. Die-

ſer Talisman iſt vorzugsweiſe heidniſch, und weil die Alterthumsforſcher aus jungfräulicher Schamhaftigkeit den Phalluscult der Alten und die eigentliche Bedeutung ihrer Palladien ignorirten, ſo mußte es ihnen begegnen, daß ſie die bei Aufgrabung der Städte Herculanum und Pompeji an ſo vielen Häuſern vorgefundenen Priapszeichen als Aushängſchilder von Bordellen (!!) deuteten.

Nachträge.

Zu Seite 217.

Unfern vom Städtlein Jung-Wozitz in Böhmen zieht ſich ein Thal hinein und führt zum Berge Blanik, der verwahrt in ſeinem Schooße die wackern Ritter, die einſt ihr Land erretten ſollen. Einſt in ſtiller Mitternacht weckte Getöſe die Bewohner des Städtleins aus der Ruhe. Sie vernahmen aus dem Felſenthale Trompetenton und Waffengeklirr, als zöge ein Kriegsheer über die unwegſamen Klippen herab. Dann gewahrte man auf dem Anger beim Mondenſchein eine Schaar Ritter, im ritterlichen Spiel ſich übend. Herrlich ſtrahlten ihre Rüſtungen und ſchneeweißen Roſſe durch die Nacht. Lautlos flogen die Heldengeſtalten einander vorüber, kaum beugte der Roſſe Huf die zarten Blumen. Wie vom Winde gejagter Morgennebel ſchwebten ſie über den Anger dahin. Wohl eine Stunde mochten ſie am adeligen Waffenwerk ſich ergötzt haben, als ſie zum langen Zuge je zwei und zwei ſich ſchaarten, da hob ſich wieder das Klingen der Poſaunen im Gebirge, und ſie zogen feierlich in eine Bergkluft ein, die donnernd ſich hinter ihnen ſchloß. Eifrig ſuchten die Bewohner des Städtchens, die das Getöſe dahin gelockt, nach der nie zuvor geſehenen Kluft, doch konnten ſie nicht mehr den Eingang finden, durch den die geiſterhaften Ritter in den Berg gezogen waren. Später zeigte ſich dieſelbe Erſcheinung noch öfter in ſtillen Mondnächten, ja ſelbſt die geheimnißvolle Kluft blieb manchmal wohl tagelang offen, doch ward ſie nur von Prieſtern (!) geſehen, dem weltlichen Auge ketzeriſcher (!) Laien blieb die Pforte zum Ge-

heimniß der Unterwelt verborgen. Da ließ die Stadt groſſes Gut verkünden für den Muthigen, der es wagen würde, in den Berg zu gehen und wahren Aufſchluß hervorzuholen. So vergingen drei Jahre vergeblichen Aufrufs. Da zog der kampfberühmte Zdenko von Zaſmuk hier vorbei. Da gerade die Bergkluft offen ſtand, ſo erbot er ſich, das Abenteuer zu beſtehen. Er ſpornte ſein Roß in die dunkle Kluft hinein, und krachend fiel der Fels hinter ihm zu. Ein Schrei des Entſetzens durchfuhr das ſtaunende Volk. Mit gezücktem Schwert tappte er durch das Dunkel an der Felswand fort. Bald dämmerte ein mattes Licht durch die Finſterniß. Er blickte in dem Felſendom um ſich. Ringsumher ſaßen auf rieſigen Steinbänken herrliche Rittergeſtalten lautlos umher, in tiefem Schlaf verſunken, ihre weißen Bärte umwallten die ſilberſchimmernden Waffen, an fernen Säulen ſchlummerten ihre ſchneeweißen Roſſe. Mit gleichförmigem Gemurmel ſchlich ein Bach durch die Halle. Schweigend betrachtete Zdenko die Schlafenden, als ſein Fuß, einen an den Fels gelehnten Speer umſtoßend, durch deſſen dröhnenden Fall die Schläfer weckte, ſo daß ſie, von ihren Sitzen ſich erhebend, einander fragten, ob es ſchon Zeit ſey? Zdenko entſchuldigte ſeinen Beſuch, indem er den Grund deſſelben angab. Da nahm der Aelteſte das Wort: „Wiſſe, ich bin Ulrich Zoſyma von Roſenberg, dieſe hier, meine Geſellen, ſind mit mir auf der Burg Litiz gefallen. Dieſen Berg gab uns der Herr zur Wohnung. Hier ſollen wir harren, bis Böhmen einſt von ſeinen Feinden an den Rand des Abgrunds gebracht ſeyn wird. Dann ſollen wir herausbrechen und das Reich ſeinen Würgern entreißen. Allnächtlich hielten wir Waffenſpiele und ließen wohl auch die Pforte offen, doch Niemand wagte es, von uns die Troſteskunde zu holen. Künde nun deinen Landsleuten, was du geſehen und gehört, auf daß ſie vertrauen und feſthalten in der Stunde der Noth. Uns werden ſie nicht mehr ſchauen, bis der große Tag der Erlöſung erſcheint.“ Als er vollendet, feſſelte wieder der Schlaf ſeine Glieder, und verſtummend ſanken die Ritter auf ihre Steinſitze zurück. In ſtiller Ehrfurcht wandelte Zdenko durch den Gang zurück, bald hörte

er wieder ſeinen Hengſt ihm entgegen wiehern, und freudig ſprengte er zu dem ſich öffnenden Fels hinaus an das Sonnenlicht. Staunend horchte das Volk ſeiner Mähre. Staunend vernahm auch er, daß er drei Tage im Berge geweſen, die ihm nur wenige Stunden gedäucht.

Das iſt die Sage von den Rittern im Berge Blanik, auf die jeder Böhme hofft. Wenn Rettung auf Erden nicht mehr zu hoffen, dann denkt er vertrauend ſeiner alten Helden, die den Uebermuth bändigen ſollen, auf daß ihr Blut nicht umſonſt gefloſſen ſey für Glauben und Recht auf die vaterländiſche Erde (Hormayr, hiſt. Taſchb. 1822 S. 261 ff.).

Verlangt man zu wiſſen, warum kein Ketzer in dieſen Berg einzugehen vermochte (vgl. S. 1046), ſo lautet die Antwort, daß die im Berge ſchlafenden Ritter, weil ſie lieber unter den Trümmern ihrer von Ziska erſtürmten Burg ſich begruben, ehe ſie dieſe den Kelchnern übergeben wollten, begreiflicher Weiſe auf die Ketzer nicht gut zu ſprechen waren. Und ebenſo begreiflich iſt es, daß dieſe Volksſage die Erfindung der Prieſter war; folglich kann die Hoffnung auf Böhmens Wiedergeburt nicht in politiſcher Beziehung gemeint ſeyn, ſondern es iſt ein vaticinium post eventum, d. h. das Mährchen wurde von den katholiſchen Pfaffen erſt geſchmiedet, als die Huſſiten vollſtändig überwunden waren. Aber die Vorſtellung von in Bergen ſchlafenden Helden, die zur Befreiung ihres Vaterlandes zur rechten Zeit aufwachen werden, hatte damals, obſchon aus odiniſchem Cultus abſtammend, folglich von Völkern germaniſchen Stammes ausgegangen, durch die häufigen Berührungen der Böhmen mit ihren deutſchen Nachbarn, auch bei dem Slawenvolke Eingang gefunden; und die Mönche verſchmäheten es nicht, dieſer alten Sage eine ihren eigenen Zwecken geeignete Wendung zu geben.

Zu S. 379.

Auf dem Geländer der Regensburger Brücke erblickt man die ſteinernen Bilder eines Hundes ohne Kopf (als Zeichen, daß dieſer geopfert worden) und zweier Hähne, die dem Teufel zu Theile wurden, als der Baumeiſter der Brücke ſolche aus Liſt darüber gejagt, nachdem Satan, erwartend eine Menſchenſeele zu erhalten, ſeinen Beiſtand zur Ausführung des Baues unter der Bedingung geleiſtet hatte, daß das erſte Geſchöpf, welches die Brücke beſchreiten würde, ihm gehören ſoll.

Zu Seite 506.

Zu Klingenbrunn befand ſich eine Quelle hart am Schloßgarten, die nur in theuerer Zeit floß. Darüber erzählt Baron Hochberg in ſeinem „adeligen Landleben“: „Ich weiß mich ſelbſt zu erinnern, als Anno 1648 wegen des lange liegenden Märzſchnees große Theuerung geweſen, und die Metze Korn 7 fl. koſtete, daß dieſer Brunnen geſloſſen, hernach aber wieder ausgeblieben iſt. Dagegen berichtet Camerarius, er habe von einem Fürſten erzählen gehört, der in ſeinem Lande einen ſonſt immer fließenden Brunnen hätte, aber wenn er abnähme, bedeutet er Theurung; wenn er gar vertrockne, zeige er Hungersnoth an, und werde deshalb der Hungerbrunnen genannt. Ingleichen ſchreibt Peter Albinus (Weiß) in ſeiner Meißner Chronik, daß beim Städtchen Lumiz, zwei Meilen von der Elbe entlegen, ein Brunnen war, davon ſich ein See geſammelt. Wann er Eicheln in ſich gehabt, bedeutete er ein fruchtbares Jahr, wo aber Gerſte, wies er auf wohlfeile Zeit hin; hat das Waſſer blutig ausgeſehen, ſtand Krieg bevor, oder Peſt. Dahin ſeyen jährlich die Serben gekommen, haben des Jahres Beſchaffenheit erforſcht und ihren Göttern daſelbſt geopfert. Dieß währte bis zur Einführung des Chriſtenthums“ (Kaltenbäcks „Auſtria“ 1845 S. 52).

Zu Seite 848.

Daß Holger, der Däne, nicht unter Hugo Capet nach Frankreich gekommen, um die Sarazenen vertreiben zu helfen, ſondern daß er für immer auf der Inſel der Fee, d. h. auf der Inſel der Seligen, unter den Todten zurückgeblieben, beweist Nachſtehendes, worin erſt erwartet wird, was jene Sage als geſchehen berichtet.

Bei Gaardebye im Amt Flensburg findet man Spuren eines alten Walles, der heißt Olgersdieg, weil ihn Holger Danſke (Ogier der Däne) gebaut haben ſoll. Der Held ſitzt jetzt mit ſeinem ganzen Heere in einem Berge bei Mögeltondern, von wo er einſt aufſtehen wird, um für die Chriſtenheit zu ſtreiten*). Denn es wird eine Zeit kommen, wo die Türken das ganze Land inne haben und unſer Heer geſchlagen iſt. Sie werden ihre Roſſe in der Königsau tränken. Dann aber wird Holger Danſke kommen, und unter ſeiner Anführung werden die zwölfjährigen Knaben des Landes die Feinde völlig ſchlagen und das Land befreien (Müllenhof, Schlesw. Sagen Nr. 404).

Zu Seite 883.

Ein ſolcher Todtenwagen kommt auch in Gödſche's „ſchleſiſchem Sagenſchatz" S. 99 vor, wo die Sagen aus Trachenberg (an den Ufern der Bartſch, Beſitzthum der Fürſten Hatzfeld) geſammelt ſind.

In der Faſtenzeit ſah man aus einer alten Scheuer auf dem Berggut eine ſchwarze Karroſſe mit vier Rappen beſpannt hervorkommen, und die Curatusgaſſe herauf über den kleinen Ring, die große Kirchgaſſe, über den Markt

*) Wie ehedem, als er unter Karl d. Gr. gegen die Sarazenen kämpfte.

und die Schloßgaſſe hinunter bis zum polniſchen Thor fahren. Dort hat ſie einen Augenblick ſtill gehalten, und ſind die Pferde alsdann über das Thor hinweggeſetzt und der Wagen auf den Schloßdamm zugefahren. Später hat man die alte Scheuer abgetragen und da in der Erde ein Menſchengerippe gefunden; nachdem man dies in geweihter Erde beſtattet, hat ſich der Todtenwagen nicht mehr hören laſſen.

Die natürlichſte Deutung wäre, wenn man das ſpätere Ausbleiben des Todtenwagens, als Folge des aufgefundenen Leichnams und der dadurch veranlaßten Abſchaffung jener frommen Gräuel erklären wollte. Denn die genaue Beſchreibung der Gaſſen, durch welche man die Karoſſe fahren ſah, ſetzt öftere Erſcheinungen desſelben und viele Beobachter voraus, eine Geſpenſterkutſche kann nur das Produkt der Viſion Einzelner ſeyn.

Zu Seite 949.

Was die Entſtehung der wilden Eichorie (Solsequium sylvestre) veranlaßte.

Als noch die alten Götter in Mähren hausten, wohnte an der March eine Jungfrau von ſeltſamer Schönheit, Czekanka, die Tochter Batirs. Als der Greis verſchied, hinterließ er ihr außer ſeiner Burg auch ſeine Kenntniß von den wunderbaren Eigenſchaften der Pflanzen und Erze, die ihm Gewalt über die Elementargeiſter gab. Unter den Jünglingen, welche der Ruf von Czekanka's Schönheit auf ihre Burg gezogen, war auch der Zauberer Kotaucz. Aber dieſe hatte ſchon gewählt. Wrawenez war der Glückliche, dem ſie ihr Herz zugewendet. Kalt wies ſie Kotauczs Werbung zurück. Wuth erfüllte den in ſeinen Hoffnungen Getäuſchten. Schäumend warf er ſich auf ſein Roß und ſprengte, Verderben ſprühend, ſeiner Höhle zu. Er ſtellte ſeinen Zauberſpiegel auf, und dumpfe Zauberſprüche murmelnd, vermochte er dieſen, ihm das Bild ſeines glücklichen

Nebenbuhlers zu zeigen. — Indeß nahte der Gedächtnißtag von Batirs Tode heran, welcher ſeiner Tochter ſterbend zur Pflicht gemacht, alljährlich an dieſem Tage alle ihre Diener zu verſenden, daß kein Sterblicher ſie ſtöre in ihrem frommen Schmerz. So mußte Czekanka jetzt auch ihren Geliebten entlaſſen, denn nichts Lebendes durfte in ihrer Trauerzeit bei ihr ſeyn. Als aber Alle wieder kamen und nur der Geliebte ausblieb, fragte ſie ihren Spiegel um die Urſache ſeines Ausbleibens. Da ſah ſie Kotaucz, wie er hämiſch den Mordſtahl ſchwang und ihren Geliebten blutend zu ſeinen Füßen warf. Vom Schreck gebannt, blieb ſie ſtehen und ſah, wie er lachend die Leiche aufhob, und zum Hohn ſie in einen Ameiſenhaufen barg. Schreiend ſtürzte ſie über Felſen und Schluchten, bis ſie an den Ort gelangte, der ihr Liebſtes enthielt. Bleich ſank ſie neben den Hügel hin, rief den Donnergott Perun zum Rächer gegen den Mörder auf und ſtieß ſich einen Dolch in die Bruſt. Dann umfing ſie den Hügel, der ihren Geliebten barg, und hauchte die Seele aus. — Ihr Racheruf war erhört. Eine unwiderſtehliche Gewalt trieb den Zauberer zum Ort zurück, wo er ſein blutiges Werk vollführt hatte, da erblickte er die Geliebte, die ſein Wüthen getödtet. In ſtarrem Schrecken vermochte er nicht den Blick von ihr zu wenden, als ein Blitzſtrahl ihn hinſchmetterte; doch plötzlich erhob er ſich wieder, raſend ſtürzte er zu dem Grabe, um mit der Leiche ein frevelhaftes Spiel zu treiben, doch er fand ſie nicht mehr. Die Götter hatten den blühenden Leib in eine *blaue Blume**) verwandelt, die noch heute in der Sprache des Volkes Czekankas Namen trägt. Wüthend riß er die Blüthen von ihrem Stengel und ſtreute ſie auf den Ameiſenhaufen, doch da wurden ſie *roth* und begannen zu *bluten*. Die Erde bebte, der Hügel hob ſich, und rieſenhaft, wie Pferde groß, ſchritten die Ameiſen heraus, den entſetzt fliehenden Zauberer verfolgend. Allüberall ſtürzten entfeſſelte Ungethüme ihm nach. Heulend ſchwang er ſich die ſteilſten Klippen hinan und ſtürzte die Thäler entlang, doch raſtlos folgten die Ungeheuer ſeinen

---

*) Eine ätzende Feuchtigkeit der Ameiſen färbt ihre Blüthe roth.

Ferſen. Nicht Berge noch Ströme hielten ſie auf. Zur Schattengeſtalt ward der Zauberer verzehrt, glühend brannten ihm die Augen, ſchon glich er den ihn verfolgenden Geſpenſtern, da ward er hingetrieben zu einem unergründlichen Schlund, im raſchen Sturze ſprang er hinab und riß donnernd den Berg über ſich. Dort liegt er begraben, ſein Name blieb dem Berge, wo er gewohnt, und noch gewahrt man dort die Zauberhöhle, die ſtets ein Wohnſitz böſen Spukes blieb, bis fromme Mönche über ihr der heil. Jungfrau eine Kapelle weihten, deren himmliſcher Nähe das wüſte Treiben der Hölle wich (Hormayrs hiſt. Taſchb. 1822 S. 249 ff.).

Anhang.

Die Literatur der Druiden in Wales

als Quelle des Sagenkreiſes von

Arthur und ſeiner Tafelrunde*).

---

1. Die wäliſchen Geſänge.

Der Apoſtel Irlands, Patricius, hatte in einem Anfall heiliger Raſerei, was er von der theologiſchen, geſchichtlichen und poetiſchen Literatur aufſammeln konnte, dem Feuer übergeben, daher wir nur aus wenigen, vom Zufall geretteten Ueberreſten, von dem geiſtigen Leben der brittiſchen Völker in den erſten Jahrhunderten des Chriſtenthums eine Vorſtellung gewinnen können.

Die älteſten auf uns gekommenen Fragmente wäliſcher Poeſien ſind jene der Kenverz oder „primitiven Barden.“ Zu dieſen zählt man vorzugsweiſe Talieſin, Merzin (Merlin) und Aneurin, die im 6ten Jahrhundert nach Chriſtus lebten; endlich noch einige minder Berühmte aus dem 7ten Jahrhundert, der Epoche des Verfalls der bretoniſchen Herrſchaft bis zum Jahre 1066, wo die Normannen England eroberten. Ihre Werke füllen die 88 erſten Seiten von Owenn Myvyrs „wäliſcher Archäologie.“

---

*) Nach Villemarqué's Examen critique des sources bretonnes, mit theilweiſer Benutzung von Suſemihls Aufſatz in der Jen. Lit. Ztg. 1847 Nr. 100.

Die Poeſien Talieſins behandeln mythologiſche Stoffe, die in eine frühere Zeit, als in das 6te Jahrhundert hinaufreichen. Die Lehren, welche ſie enthalten, wurden von den Barden dieſer Epoche auf ihre Jünger fortgepflanzt. Er gedenkt ſeiner zahlloſen Verwandlungen (Wiedergeburten), und lehrt das Dogma von der Seelenwanderung in gleicher Weiſe, wie die Brahmanen am Ganges. Ein ander Mal beſchreibt er ſeine myſtiſchen Reiſen durch die idealen Sphären der druidiſchen Theologie. Die Elegie auf „Uthyr mit dem Drachenhaupt“ iſt rein heidniſch, dieſe ſcheint der Todesſang des zum Opfer Geweihten geweſen zu ſeyn*). Im „Sitz der Könige“ wird der Cultus des Arthur als Gott der Schlachten und der Barden verkündet. Ein wäliſcher Dichter des 12ten Jahrhunderts führt den letzten Vers daraus an, und bemerkt dazu, daß der Verfaſſer „die Myſterien der Druiden hier mit dem bardiſchen Banner verhülle“ (Myvyrian I. p. 303). In den „Gräbern der bretoniſchen Krieger“ widmet Talieſin jedem ſeiner Landsleute aus dem 6ten Jahrhundert und noch früherer Zeiten ein Epitaphium von drei Verſen, worin ihre vornehmſten Thaten und der Ort, wo ihre Hülle ruht, angegeben ſind.

Merlins Poeſien führen uns vom Felde der Geſchichte wieder auf das mythologiſche Gebiet zurück. Im „Obſtgarten“ beklagt der Dichter die Verwüſtungen, welche die Apoſtel des Chriſtenthums in den geheiligten Hainen der Druiden angerichtet. Dieſes Gedicht wird von den ſpätern Barden in Wales am häufigſten erwähnt.

Die Dichtungen des Lywa'h-Hen bewegen ſich hingegen im Kreiſe der Wirklichkeit. Er feiert ſeine Zeitgenoſſen: Urien, Reghed, Cadvallon, Gheraint, Sohn Erbins, nebſt ſeinen 24 Söhnen, die alle auf dem Felde der Ehre ſtarben. Ein Barde des 10ten Jahrhunderts und ein anderer aus dem 12ten Jahrhundert gedenken Seiner in ſehr ehrenvoller Weiſe. Die Zeit der Abfaſſung jener vier Dialoge, in welchen Arthur die vornehmſte Rolle ſpielt, wird

*) Denn Uthyr iſt der Seelenvater, der Gott Hu in der Unterwelt, der alle Seelen aufnimmt.

zwiſchen 664 und 1066 angenommen. Hingegen die, wo ſein Neffe Elioulot oder Kai und Glouloued mit ihm im Zwiegeſpräch auftreten, ſind mythologiſcher Natur. Arthur leuchtet nun als Bärengeſtirn am Himmel, ſein Neffe unterhält ſich mit ihm unter der Geſtalt eines Adlers: „Adler“ — ſagt Arthur zu ihm — „darf ich die Anbetung der Sterblichen annehmen, die doch nur der Sonne gebührt?“ Jener entgegnet: „Thäteſt du das, ſo würdeſt du die Flamme der Gottheit in dir verſpüren.“ — „Adler, ich beſchwöre dich bei dem geheimnißvollen Weſen, was wäre ich ohne dieſe Hülle?“ — „die Sonne ſelber!“ antwortet Jener.

Solche Sätze verrathen deutlich ihre heidniſche Abkunft. Von den andern Dialogen, welche Arthur mit Kai und Glouloued führt, feiert der Eine die Reiſen, der Andere die mythologiſchen Kämpfe Arthurs.

2. Die armoricaniſchen Volkslieder.

Die Poeſie der Bretonen in Wales hat eine gelehrte Färbung und verräth Spuren künſtleriſcher Feile, jene der Bretonen in Armorica hingegen beſteht faſt gänzlich aus Reſten der Volkserinnerungen, iſt alſo kunſtlos wie alle Produkte dieſer Gattung. Dieſe Letztern darf man daher, weil ſie bis auf jene Zeit hinaufreichen, in welchen die beſungenen Ereigniſſe Statt fanden, für älter halten. Styl, Rhythmus ꝛc. verrathen ſogleich, wie weit der Sänger dem von ihm gefeierten Zeitalter entfernt ſtehe. So z. B. hat Arthur in der Legende vom heil. Elflamm noch nicht das Coſtüm und die Sitten, welche Gottfried von Monmouth, der im 12ten Jahrhundert ſchrieb, ihm andichtet. Merlin wird bald als ein mächtiger Prophet, bald wieder nur als ein gedrückter Barde geſchildert.

3. Die Triaden

bilden die proſaiſche Literatur der alten Bretonen, und beſtehen 1) aus Traditionen der Barden; 2) aus Chroniken der Nation; 3) aus Volksſagen.

1) Die Triaden der Bretonen hält Fauriel für ein in ihrer Art einziges hiſtoriſches Denkmal. Viele Notizen, die ſie enthalten, nehmen ein hohes Alterthum in Anſpruch. Die Mehrzahl unter ihnen bezieht ſich auf die Invaſion der Sachſen. Diogenes Laertius bezeugt das hohe Alterthum ihrer ternären Form. Was das Alterthum der von ihnen geſchilderten Thaten anbetrifft, ſo zeugen dieſe durch ſich ſelbſt. Sie gedenken der Sündfluth in einer Art, welche verräth, daß nicht die Bibel, ſondern die Veda's der Brahmanen als Vorbild benutzt worden ſind. Der Gott Hu tödtet das Meerungeheuer, wie Wiſchnu jenes andere, das die Fluten des Oceans die Erde verſchlingen ließ. Hu lehrt den Ackerbau und alle Künſte, welche die Sterblichen beglücken, gerade ſo wie die Veda's es von Wiſchnu rühmen. Die Triaden der andern Gattung gehen auf die Epoche zurück, in welcher die Römer von Brittanien Beſitz nahmen. Ihre Schilderungen des damaligen Kriegsweſens treffen mit denen Cäſars von dieſem Lande genau zuſammen. Endlich haben ſie ſich auch von dem Einfluß mönchiſcher Fabeln, die vor dem 10ten Jahrhundert ſchon ſehr verbreitet waren, frei erhalten. Dahin gehört z. B. das Mährchen von der trojaniſchen Abkunft der Britten. Daraus läßt ſich auf eine reinere und ältere Quelle ſchließen.

Die Triaden bilden einen Theil der Doctrinen des älteſten Bardenthums. Die früheſte Redaction derſelben war gewiß in Verſen, man beſitzt noch einige, die gereimt ſind. Die Umarbeitung in Proſa ging nicht ohne Verſtümmelungen und Interpolationen vor ſich, wodurch ſie unverſtändlich wurden.

2) Die einzige bretoniſche Chronik, von welcher Villemarqué Gebrauch machte, iſt der „Brut y Brenhined, oder die Geſchichte der Könige." Sie ward ums Jahr 930 geſchrieben, wie eine Vergleichung mit dem Originalmanuſcript, das Evan Evans (Cambrian quaterly magazine I. p. 396) beſitzt, gezeigt hat. Gunthier Calen, Archidiacon von Oxford, wußte ſich es auf einer zwiſchen den Jahren 1125—1130 unternommenen Reiſe nach Armorica zu verſchaffen, und beſorgte eine wäliſche Ueberſet-

zung davon, die ſein Landsmann Galfried von Monmouth auf ſein Anſuchen ins Lateiniſche überſetzte. Seit dem Jahre 1214, ſagt John Wallingfort, verdankt die Chronik der bretoniſchen Könige ihre größere Verbreitung weniger dem Verfaſſer ſelber, als den lateiniſchen Bearbeitungen. Die älteſte Ueberſetzung iſt nicht mehr aufzutreiben. Es cirkuliren nur noch einige im wäliſchen Dialekt abgefaßte, aus dem 13ten und 14ten Jahrhundert. Die Herausgeber des Myvyrian haben drei derſelben dem Publikum übergeben.

3) Die Volksſagen der alten Bretonen kennt man unter dem Geſammttitel Mabinogi, ein Wort, welches Owen (Welsh Dictionary), fälſchlich von *mab:* boyish, ableitete, und daher durch „Kindermährchen" überſetzte. Villemarqué iſt aber durch franzöſiſche Dichter des Mittelalters auf die rechte Spur geleitet worden. Dieſe bedienen ſich nämlich des Ausdrucks enfances, welcher in keinem Gloſſar erklärt wird. Enfances entſpricht in der romaniſchen Sprache dem gestae des mittelalterlichen Lateins und bedeutet: „Thaten und denkwürdige Handlungen, den Kindern von ihren Vätern mündlich mitgetheilt." So handelt der Roman „les enfances d'Ogier" von den Waffenthaten dieſes Ritters. Für Kinder paſſen dieſe Erzählungen, die viel Anſtößiges enthalten, da überdieß auch manche Stellen auf die Geheimlehre der Barden ſich beziehen, durchaus nicht. Die auf dem Titel bezeichnete Kindheit iſt demnach die Vorbereitungsſtufe zum Druidenthum. Sie waren darauf berechnet, die Neugierde zu wecken, den Aſpiranten auf Dinge vorzubereiten, die man für den Ungeweihten nicht paſſend hielt.

Außer der gemeinſamen keltiſchen Abkunft diente die vom Imperator Maximus veranlaßte Auswanderung der Britten nach Armorica, wodurch die Bretagne ihren Namen, eine eigenthümliche Bildung und Geſchichte erhielt, ſo wie ſpätere Ueberſiedelungen dazu, eine fortwährende genaue Verbindung zwiſchen der Bretagne und Wales zu unterhalten. Die Sprachen hatten, vermöge ihres keltiſchen Urſprungs, ohne Zweifel ſchon früher Verwandtſchaft miteinander, und die ausgewanderten Britten brachten nicht

nur Sprache und Sitten, ſondern auch ihre Sagen und Dichtungen mit, was aus der großen Aehnlichkeit der beiden Sprachen, ſo wie aus den in den letzten Jahren bekannt gewordenen armoricaniſchen Dichtungen hervorgeht, die ſich nicht nur hinſichtlich der Sprache, ſondern auch hinſichtlich des Inhalts den wäliſchen Bardenliedern anſchließen.

Die Mabinogion *) bilden zwei beſtimmt geſonderte Klaſſen; die Erſtere iſt von hohem Alter und geht bis zu den Barden hinauf, die Andere behandelt den Sagenkreis Arthurs und iſt von ſpäterer Abfaſſung. Von der erſtern Klaſſe iſt nur Weniges in Auszügen bekannt geworden. Dieſe Erzählungen tragen die Zeichen eines hohen Alterthums in ihrer Rohheit und Einfachheit an ſich. Die Mabinogion, die von Arthur handeln, ſcheinen im frühern Mittelalter ſehr verbreitet geweſen zu ſeyn, wie aus Aeußerungen Wilhelms von Malmesbury und des Verfaſſers der Lebensgeſchichte des heil. Kentigern hervorgeht. Auch verſichert Leland nach der Ausſage eines Mönchs unter Heinrich II. von England, daß dieſer Fürſt großes Vergnügen an jenen Erzählungen gefunden, was zur Vermuthung leitet, daß man ſie entweder in Proſa leſen, oder von den brittiſchen Sängern vortragen hören konnte.

Die franzöſiſche Färbung der wäliſchen Mabinogion erklärt Villemarqué wie folgt: Alain Fergent, Herzog der Bretagne, lebte zu der Zeit, wo die Mabinogion die neue Form angenommen. Er hatte im Jahr 1093 Hermengarde, die Tochter Rechin's, Grafen von Anjou, geheirathet. Verbindungen zwiſchen Wales und Anjou exiſtirten nie, deren Fürſten aber beherrſchten ſeit dem Jahr 954 einen Theil der Bretagne, und die armorikaniſchen Sänger hatten ihm gewiß ſchmeicheln wollen, wenn im Mabinogi „die Herrin der Quelle“ von Gwalchmai geſagt wird: er habe ein ſeidenes Ehrenkleid von der Tochter des Grafen von Anjou bekommen. Für die Waliſer war dieſe Anſpielung beziehungslos. Die mythologiſchen Ideen, die Rieſen und Zwerge, die ſchwarzen Männer, Zauberer und

*) Pluralform von Mabinogi.

Hexen, und die Ungeheuer jeder Art, ſo wie die druidiſchen Denkmäler und die bezaubernden Gegenſtände ſind den Völkern brittiſcher Abkunft gemein, durften ſich alſo bei der Rückkehr von der Bretagne nach Wales — von wo ſie durch Auswanderer in die Bretagne eingeſchleppt worden waren — nicht verändern, vielmehr kehrten die Erzählungen, mit ritterlichen Anſichten bereichert, dorthin zurück. Die Sprache der Mabinogion erlitt eine zwiefache Veränderung: die Eine, welche aus der bloßen Umwandlung des Dialekts hervorging und nur gewiſſe Worte und Formen betraf; die andere, welche durch die Verwandlung der Verſe in Proſa die Sätze veränderte. Ein ähnliches Schickſal erfuhr die oben erwähnte Chronik „Brut y Brenhined.“ Dennoch iſt das urſprüngliche Idiom nicht ſo gänzlich verſchwunden, daß man es auch in der wäliſchen Ueberarbeitung nicht ſollte wiedererkennen, denn die Mabinagion wimmeln von Wendungen, Ausdrücken und Idiotismen, die den bretagniſchen Landleuten geläufig ſind, aber in Wales nicht angewendet werden, und die offenbar dem armorikaniſchen Dialekt angehören.

Dieſe durch die angeführten Gründe klar erwieſene Verpflanzung der altwäliſchen Volkslieder und Sagen nach Armorika und die Rückkehr derſelben nach Wales erklärt nun die Erwähnung vieler Orte, die in Armorika liegen, ſo wie auch ferner die frühe Bekanntſchaft der Nordfranzoſen mit dieſen Ueberlieferungen, denn wenn man gleich annehmen kann, daß die anglonormanniſchen Dichter mit denſelben in England und Wales bekannt wurden, ſo wäre dadurch noch immer nicht erklärt, warum ſo viele dieſer Romane auf die Bretagne hinweiſen, was aber jetzt völlig einleuchtend erſcheint.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Regiſter.

		Seite
Abſtammung der Menſchen aus dem Holze	268.	270
„ aus dem Felſen	270.	271
„ aus dem Fuße		268
„ aus dem Knie		269
„ aus dem Stein		272
„ der Rieſen aus dem Eiſe		268
Adler als Wappenbild		1045
„ Beiname der Druiden		672
„ Symbol des Windes		73
Ahorn, der Maria heilig		894
Anſpach, Namensdeutung		1027
Antrimpos, ſlaw. Gott		584
Antwerpen, Namensdeutung		1029
Apfel, Symbol der Verjüngung	152.	447
Arthur		686
„ Schlachtengott		701
„ wilder Jäger		61
„ verwandelt ſich in einen Raben		672
„ als Bärengeſtirn	61.	671
Arthurs Tod		702
„ Grab	689.	703
„ Aufenthalt im Aetna		216
Aſchenbrödel		849
Aſen, Namensdeutung		275
Asgard, Götterwohnung		272
…dhumbla, die Weltkuh		261

Seite
Aufenthalt bei Feen bedeutet Geſtorbenſeyn . . 845
Auſchweikis, ſlawiſcher Gott 584
Bär, dem Thor heilig 314
„ Teufelsmaske 378
„ Wappenbild 1042
„ warum er einen Stumpfſchwanz hat . . . 955
Balder, nordiſcher Gott . . . . 324 — 332
Bamberg, Namensdeutung 628. 629
Baſel, Namensdeutung 1021
Baſilisk 961
Baumſtamm, Stammbaum des Menſchengeſchlechts 268
Becher, Symbol der Weiblichkeit 531
Beilſtein, Namensdeutung 336
Berggeiſter, am Freitag wirkſam 201
Bergmännchen 201
Bergmannsſagen 969
Bergrieſen 135
Bern iſt Verona 1012
Berta mit dem Gansfuß 905
„ iſt Berchtha 469
„ iſt Holle 457
Biber, Symbol der aus dem Waſſer ſich erheben-
den Erde 656
Bielbog, Lichtgott der Slawen 569
Biene, prieſterliches Thier 953
Bock, Teufelsopfer 365
Bör, Odins Erzeuger 259
Bragur 341
Brandenburg, Namensdeutung 1011
Breslau 1024
Brückenbau, religiöſes Verdienſt 273
Brückenprieſter 273
Bruno, Beiname Odins 166
Brunnen 488. 500. 501
„ Symbol des Weibes 479
Bunzlau, Namensdeutung 1024
Buri, Börs Erzeuger 259
„ Namensdeutung 271

Seite

Ceridwen 662
„ Henne 663. 683
„ Sau 679
„ Weltmutter 668
Ceridwens Keſſel 666
Coburg, Namensdeutung 1010
Colmar „ „ 1021
Cöln „ „ 1021
Cordelia, Lears Tochter 684
Czech und Lech 603
Czernebog, das böſe Princip der Slawen 569. 585. 587
Danzig, Namensdeutung 566
Delizſch „ „ 1023
Dietrich von Bern 1012
Donnerſtag, dem Thor heilig 278
„ an ihm ſind die Elfen thätig 169
Dornröschen 848
Drache, Palladium der Britten 708
„ Goldhüter 388
„ Heilszeichen 1039
„ Wappenbild 1042
Drachenfürſt 659. 671. 713
Drachenkämpfe 601. 1037
Dreizehn, ominöſe Zahl 848
Dresden, Namensdeutung 1023
Druiden heißen Adler 672
„ heißen Hunde 744
„ „ Schweine 674. 677
Druidenlehre myſteriös 685
Dummer Teufel 421. 440
Dürkheim, Namensdeutung 1042
Durlach, „ „ 1021
Durſtbrunnen 508
Echo, Sprache der Berggeiſter 175
Eiche, dem Thor heilig 315
„ der Maria heilig 893
„ der Druidenbaum 651
Eichhorn, dem Thor heilig 315

Seite
Eide, bei dem Eber geſchworen 322
Eidechſe, Teufelsmake 416
Eiſen iſt heilig 85
Eiſenach, Namensdeutung 474
Eiſenkraut, „ „ 474
Eisleben, „ „ 474
Eisrieſen 305
Einhorn . . . . 962—965
Elfen . . . . 161—166
„ ſind Geiſter der Verſtorbenen . . . 162. 188
„ am Freitag mächtig 164
„ ihre Kunſtgeſchicklichkeit 165. 183
„ ihr Anhauch tödtet 163
„ ihre Geſtalt und Stimme 173
„ ihre Kleidung 45. 173
„ ihre Speiſe 176
„ ihre Wohnungen 287
„ ihre Schnelligkeit 183
„ ſind muſikaliſch 177
„ ihnen wird am Donnerſtag geopfert . . . 169
Elfenkönig Oberon 161
Elfentöpfe, was ſie bedeuten 169
Elias der Prophet, ein Donnerer 574
„ „ „ ein Huſar 575
Elſter 553
Engel erhalten die Geſtalt der Elfen 172
„ ſchieben Kegel 257
Erich heißt der Teufel 64
Erichsſtraße 63
Erichstag, Erchtag, Ertag 63
Erle und Eſche, die Stammeltern der Menſchen . 267
Erlkönig 171
Erbſenmuhme 641
Falke der Freia 501
Fee Meluſine 502
„ Morgane 845
„ Viviane 712. 722
Feen ſind Druidinnen 832

Seite
Feen ſpinnen 869
„ ſtehen den Quellen vor 890
„ übernehmen Pathenſtelle 848
Feenhügel, -kammern, -öfen, -ſpindeln 833
Fenrirswolf 342
Fichte, der Maria heilig 894. 897
Finn, ein Rieſe, baut Kirchen 12
„ Namensdeutung 13
„ was ſeine Verwandlung in Stein bedeute . 13
Flachsknoten ſind Goldkörner 492
Fliege, Satansmaske 407
Fliegender Holländer, ſ. Holländer 939
Flins, ſlawiſcher Todtengott 585. 589
Forſete 333
Frau, weiße, ſ. Weiße Frau 520
Frau Gaue, Gode 457
„ Godſche 534
„ Harke 534
„ Hütt 540
„ Luz 547
Freia 443. 447. 521. 551
Freier 317
„ ſein Eber 320
„ „ Schiff 318
„ „ Schwert 319
Friedrich im Kyffhäuſer 213
„ Bedeutung der Sage 230
Frigg 552
Friggs Rocken 452
Froſch, der Freia heilig 447
„ Teufelsmaske 414
Fuchs, warum er einen Klatſch am Schwanze hat . 956
„ wird vom Krebs überliſtet 1026
Fuchsbrunnen, ſ. Reinhardsbrunn 486
Fulla, Freias Schweſter 446
Fuik iſt Frigg 536
Gansbein dient der Zauberei 842
Gansfuß der weißen Frau 523

Seite

Garmr, Höllenhund 342
Gargantua 429
Gefjun 550
Geier 382
Gelbe Schuhe der weißen Frau 522
Gerdhr, Freirs Geliebte 549
Gertrudsvogel 532
Geſtiefelte Kater 865
Gevatter Tod 871
Giebich, ſ. Zwergkönig 160
Ginevra 684. 724
Glasinſel Glaſtonbury 688
Glaskugeln der Druiden 688
Glasſchiff 699
Glogau, Namensdeutung 1025
Gneſen, Namensdeutung 604
Görliz, „ „ 1023
Gotha, „ „ 1019
Graf Gleichen 997
Gral 694—697. 700. 770. 792—796. 805—808. 814—821. 830
Grau, Teufelsfarbe 413
Greifswalde 1032
Grüne Farbe der Elfen 5
Grüne Jungfrau 544
Grüne Schuhe der weißen Frau 522
Grünrock, Prädicat des Teufels 413
Gumbinen, Namensdeutung 1026
Hahn auf Kirchthürmen 17
„ als Wappenbild 361
„ dem Teufel geopfert 379
„ dem Swantewit heilig 568
„ dem Stromgeiſt geopfert 79
Hahnenruf, Stimme Gottes 17
„ verſcheucht den Teufel 16
Ham, ſlawiſcher Gott 579
Hamlet, Kalenderfabel 295—303
Hamm, Hameln, Hamburg 579
Hammer des Thor 280—285

	Seite
Hammer iſt Heilszeichen . . .	280—285
Hackelberend, Hackelberg . . .	39
Hans Heiling	972
Haſelnuß	612
„ was ſie bedeute . . .	152
Haſelzweige heilig	124
Haſelſtaude der Maria heilig . . .	898
Hausgeiſter	190—198
Heilbronn	480
Heidelberg	484
Heimchen ſind Heinchen, Todte . . .	460
Heimdalr, Mondgott	334
Heinzelmann, Hinzelmann . . .	194
Hela, Todtengöttin	105. 521
Hengiſt und Horſa	232
Henker, Prädicat des Teufels . . .	377
Hertha	469. 470
„ nach ihr heißen Ortſchaften . .	469
Hilde, Walkyre	554
Hildburghauſen	557
Hildesheim	555
Himmelswagen	68
Hirſch, Symbol des Thaus . . .	497—499
Höllenriegel	350
Höllenkutſche	69
Höllenzopf	489
Holle, Frau	489
Holländer, flieg.	939—944
Hollunder	409
Hörſelberg	209
Hu	656
Hubert	340. 375
Hufeiſen in Kirchen	88
„ Heilszeichen	85. 87. 95
Hund, als Wahrzeichen . . .	361
„ Prädicat der Druiden . . .	744
„ dem Teufel geopfert . . .	365
Hungerbrunnen	506

Seite

Hütchen 194
Jagd, wilde, deren Deutung . . 23—38
Jäger, wilder, iſt der Sturmwind . . 59
„ „ ſpendet Brod . . . 103
Jaga Baba, Todesgöttin . . . 631
Jawine, Getreidegöttin 623
Idhuna, Göttin der Jugend . . . 551
Jena, Namensdeutung 1009
Jerta iſt Hertha 469
Jetta, die weiſe Frau 484
Inſeln, heilige 649
Johanniskraut 326
Iſis in Gallien und Deutſchland . . . 473
Jungbrunnen 502
Jüterbock 569
Käfer, Satansmaske 407
Karl der Große im Untersberg . . . 218
Kamm. Symbol der Weiblichkeit . . . 490
Katze dient zur Zauberei 444
Kegel, ihre Deutung . . . 231. 256
Klee, Symbol der Dreieinigkeit . . . 651
Kobolde 190
Kohl, Symbol des Männl. . . . 497
Koniz, Namensdeutung 1031
Köpenik, „ „ 395
Koſel „ „ 1026
Krakau „ „ 601
Kraſopani, Göttin der Liebe . . . 623
Krebs, Waſſerdämon 519
Krodo, ſlawiſcher Gott 582
Kröte, Teufelsmaske 415
Kuchen, Symbol der Weiblichkeit . . 495—497
Kukuk, Ehebrecher 383
„ Hahnrei 384
„ Teufelsmaske 386
„ Weiſſagevogel 385
„ iſt ein Bäcker 385
Küſtrin, Namensdeutung 1025

	Seite
Lada, Göttin der Liebe	623
Lamm, dem Stromgeiſt geopfert . . .	81
„ dem Teufel geopfert	368
Lancelot vom See	722—728
Lanze, heilige . . . 727. 796. 801.	802
Leipzig, Namensdeutung	431
Leuchten des Meeres	933
Libuſſa . . . . 605. 608.	621
„ Namensdeutung	620
Libuſſa's Bad	621
„ Bett	622
Lilie, Geburts- und Todesſymbol . . .	900
„ Wappenbild	1045
„ der Maria heilig	901
Linde	612
„ der Maria heilig . . . 893.	895
Löwe, Wappenbild	1041
Loki	348
„ heißt Logi	353
„ „ Lodhr	352
„ „ Surtr	349
„ iſt Saturn	418
„ „ gefräßig	424
„ „ liſtig	350
„ nimmt die Geſtalt der Stute an . .	8
„ erzeugt das Roß Sleipnir . . .	8
Ludwig der Springer	488
Lübeck, Namensdeutung	431
Lyon	1015
Magdeburg, Namensdeutung . . .	448
Mägdekrieg in Böhmen, eine Fabel . .	619
Mann im Monde . . . . 920.	924
Mannheim, Namensdeutung . . .	485
Mansfeld . . . . . 992.	993
Maria ſteht den Quellen vor . . .	891
„ iſt Spinnerin	888
„ wohnt in Ahorn	894
„ wohnt in der Eiche	893

Seite
Maria wohnt in der Fichte . . . 894. 897
„ „ „ „ Haſelſtaude . . . 898
„ „ „ „ Lilie 900
„ „ „ „ Linde . . . 893. 895
„ „ „ „ Roſe 902
„ ſchwarze 872
Marien, drei 889
Mariengras 452
Marburg, Namensdeutung . . . 1044
Maſtricht, „ „ 475
Maulbronn, „ „ 78
Maus bedeutet Tod und Schätze . . 388—392
Mäuſethürme des Hatto, Popiel ꝛc. . . 403
Meiſter Hämmerlein 288
Meluſine 502
Merlin . . . 652 ff. 704 ff. 720
„ Etymologie 710
„ der Wilde 717. 719
Merſeburg 345
Michael iſt Odin . 241. 243. 248. 249. 250
Milch, den Schlangen geopfert . . . 200
Milchſtraße 931
Miſtel 325
Mizislaw 614. 618
Mondfinſterniß 928
Morzena, Todtengöttin 633
Mühle, Symbol der Weiblichkeit . . . 301
München 1027
Münze, den Todten mitgegeben . . . 643
Naumburg, Namensdeutung . . . 1022
Nerthus, ſ. Hertha 469
Neunzahl, heilig 140
Njördhr 323
Nia, Todtengöttin 604. 606
Nixen 517
Nordlicht 932
Nordſeite iſt des Teufels . . . 142. 422
Nornen 523

Seite

Nuß als Symbol 447
Oberon, ſ. Elfenkönig 161
Ochſenſtall, bardiſcher 660
Odin, dreieiniger Gott 3
» zwölfeiniger Gott 4
» Allvater 7. 260
» warum er einäugig 6
» Schöpfer der Sonne 259
» iſt das Univerſum 7
» was ſein Name bedeutet . . . 21
» heißt Gode, Wuotan 7
» iſt Ein Weſen mit Tyr . . . 63
» Vater der Zeiten 55
» Wetterherr 71
» der Wehende 71
» Herr der Gehenkten 377
» wilder Jäger 22
» Vater der Zeiten 55
» hat drei Jahresfeſte 229
» ſpendet Feldſegen . . . 181. 244
» iſt Schlittſchuhläufer 151
» iſt das Waſſer 95
» iſt Todtengott . . . 104. 150. 246
» heiſcht Menſchenopfer . . . 145—148
» der Todten Herr 203
» Schatzgott 203
» ſteht den Eiden vor 251
» Erfinder des Würfels 251
» verleiht Weiſſagungsgabe . . . 183
» iſt Bogenſchütze 151
» identiſch mit Wieland 143
» » » Michael . . . 241—250
» menſchlich gefaßt 235
» iſt Prieſter, Colonienführer . . . 240
» Siegesgott 226
Odin's Speer, Gungnir 151
» Roß, Sleipnir 87
» Opfergabe iſt Bier 193

		Seite
Odin, Ortſchaften, nach ihm geheißen		242
O'Donoghue	179.	182
Oels, Namensdeutung		1024
Ogier, der Däne		847
Orion iſt wilder Jäger		71
Oſchatz, Namensdeutung		1008
Oſtra, Frühlingsgöttin		546
„ Ortſchaften nach ihr geheißen		—
Palnatoke		105
Perceval	788—791.	798
Peredur	770—786.	800
Perkun, Perun		571
Perſtuk		590
Peſtjungfrau		633—638
Pflügen, bedeutet zeugen		455
Phol		332
Pikolos		578
Pilatusberg		980
Pilniz, Pilwiz	589.	596
Pirna, Namensdeutung		1028
Plejaden		71
Podaga		583
Potrimpos		576
Prag		614
Prija		623
Prowe		581
Przemisl		613
Quedlinburg, Namensdeutung		1019
Quell, ſ. Brunnen		
Quellen, heilige, der Druiden		650
Rabe, Bild des Winters		228
„ verkündet Sieg		346
„ iſt die Seele eines Verſtorbenen	327.	348
Radegaſt, Orakelgott		580
Ratibor, Namensdeutung		1011
Rattenfänger von Hameln		392
Raupe, Teufelskatze		417
Regenbogen		272

Seite
Reinhardsbrunn 486
Rieſen ſind Baumeiſter 441
„ Freſſer und Säufer 428
„ aus Eis entſtanden 7
Roß, Symbol des Windes . . . 20
„ „ „ Waſſers . . 76. 84. 95
„ „ der Unterwelt . . . 102
„ des Odin . . . . . —
„ des Swantewit 565
„ der Hela 105
„ ein Weiſſagethier 96
„ ohne Kopf, was es bedeutet? . . 101
„ als Wappenbild 1041
Roßköpfe als Talismane . . . 98—100
Roßtrappen, was ſie bedeuten . . . 96
Rochliz, Namensdeutung 1028
Roggenmuhme 640
Roth, Teufelsfarbe 412
Rothes Haar 411
Rothkehlchen 316
Rothmützchen 410
Rothe Jungen, ſ. Kobolde.
Rübezahl 590
„ was ſein Name bedeutet . . . 594
Salzbäche, heilig 261
Schaf, ſchwarzes, Teufelsopfer . . . 367
Schaffhauſen, Namensdeutung . . . 1028
Schiff, Symbol des Weiblichen . . 473—478
„ Hringhorn 326
„ Skidbladnir, warum es ſich zuſammenfalten
läßt 318
Schlange, Symbol der Verjüngung . . . 200
„ „ „ Weisheit . . . 958
„ erhält Milch als Opfer . . . 200
„ iſt dem Odin heilig . . . . —
„ Attribut des Czernebog . . . 595
Schlangenei, Talisman 957
Schlangenkönig 960
Schlüſſelbund der weißen Frau, was er bedeute? . 522

Seite

Schmied von Jüterbock . . . 285. 570
Schmieden bedeutet zeugen 453
Schuh, Heilszeichen . 449. 492. 552. 611
Schurzfell, Heilszeichen 156
Schwan 527
Schwanenhemd 526
Schwanenjungfrauen 906
Schwarz, Teufelsfarbe 412
Schwarze Frau 544
„ Grete 528
„ Kutſche 883
„ Maria 872
Schwarzſpecht 532
Schweidnitz, Namensdeutung . . 1028
Schwein, dem Freir heilig 320
„ der Ceridwen heilig 673
„ dem Perkun heilig 574
„ verwundet den Odin . . . 54
„ ein heiliges Thier 322
„ talismaniſches Bild . . . 1043
Schweinsblut, ſühnkräftig 321
Schweinfurt, Namensdeutung . . . 483
Schweizer ſind Schweden 124
Scepter, Phallusbild 531
Seejungfer . . . . . 966—968
Seelenbrücke 64
Seelenweg 273
Seewaſſer, warum es geſalzen? . . . 944
Sieben, ominöſe Zahl 848
Siebengeſtirn 931
Sif, Siewa, Erntegöttin . . . 457. 551
Skadi 324
Speckſeite als Opfergabe 574
„ als Wahrzeichen 1043
Spinnen bedeutet zeugen 453
Spinnerin am Kreuze 1005
Stab, Phalluszeichen 531
Steinrieſen 434
Sternſchnuppen 930

Seite
Stiefel, ein Kobold 190
Stierkeule, Heilszeichen 599
Storch 502
Straßburg, Namensdeutung . . . 1027
Strelitz, Namensdeutung 1022
Stuttgarter Stadtwappen 1027
Stiere, Symbol des Windes und der Wolken . 52
Swantewit 561
Swinemünde, Namensdeutung . . . 1044
Switabor 585
Tafelrunde 670
Tannenzapfen 406
Tannhäuſer . . . . 212—214. 227
Tell in Dänemark 120
„ „ Norwegen 130
„ „ Vilkinaſaga 154
„ „ Schleswig 128
„ „ England . . . . 131—133
„ ein religiöſer Mythus . . . 105—152
„ Deutung des Apfelſchuſſes . . . 152
„ drei Schweizer 117
Teufel pflügt 167
„ ſpielt Karten 253
„ „ Schach . . . . . —
„ „ Würfel 251
„ als Pferd 358
„ ein Baumeiſter 442
Teufel's Federn 355
„ Großmutter 356
Thor, Donnerer . . . . 276—316
„ beſitzt den heiligen Hammer . . . 280
„ nimmt die Todten auf 312
„ wohnt im Hügel . . . . —
„ hat einen rothen Bart . . . 311
„ liebt Eichhörnchen 315
„ „ Rothkehlchen 316
Thor, iſt die Eiche geheiligt . . . 315
„ fährt mit Böcken 288
„ nimmt des Bären Geſtalt an . . . 314

Seite
Thor, Orte und Berge nach ihm genannt . 277
Thau 498
Titurel 804
Todtenbäume 212
Todtenmahl 194
Triglaw 607
Triſtan . . . . . 728—769
Uller 339
Untersberg, warum er ein Geiſterdomicil . 222
Upſala, Namensdeutung 3
Utgardloki 348
Vali 338
Verſteinerte Brode 982
„ Menſchen 987
„ Ziegenklauen 986
Verſunkene Burgen und Städte . . . 520
Vidar 338
Waldemar, der wilde Jäger . . 65—67
Waldgeiſter 199
Walkyren . . . . 525—528
Wanda 602. 605
Waſſer in Wein verwandelt . . . 650
Waſſergeiſter . . . . 80—82
„ haben Pferdefüße . . . 84
„ was ihr Singen bedeutet . . 80
Weben, ſ. Spinnen.
Weiber von Weinsberg 994
Weimar, Namensdeutung 1010
Weiße Frau . 520. 544. 547. 548. 639. 642
Weiſſagebrunnen . . . 506 ff. 624
Weſel, Namensdeutung 1028
Wieland iſt der Tod 155
Wieſel . . . . . . —
Wind ſtiehlt Mehl 536
Windsbraut 533
Wilna, Namensdeutung 632
Willys . . . . . . —
Wilhelm, Namensdeutung 135
Wodan, ſlawiſcher Gott 581

	Seite
Wolf als Symbol	371
„ „ Wappenbild	1044
„ in Kirchen und Klöſtern	372
„ Thier des Odin	148
„ iſt Loki	342
Wolfgang	372
Wolfsbiß	481
Wolfsbrunnen	482
Worms, Namensdeutung	1032
Wünſchelruthe	75
Wunſchwind	539
Wurzen, Namensdeutung	1023
Ygdraſil, ſ. Nornen.	
Ymir, das Chaos	260
„ Vater der Rieſen	261
„ iſt Mannweib	—
„ der Weltleib	266
Zeiz, Namensdeutung	623
Zislbog	584
Ziza, das weibliche Prinzip	623
Zlata Baba	623. 627
Zwerge, unſichtbar	159
„ befördern den Ackerbau	168
„ ſchützen die Familien	206
„ ihre Opferſpeiſen	—
„ ſpenden Schätze	159
„ ſtehen zum Tod in Beziehung	—
Zwergkönig	160

Sinnentſtellende Druckfehler.

Seite	5	Zeile	10	von	unten	lies:	Saga.
„		„	3	„	„	„	Himminbiörg.
„	12	„	4	„	„	„	Lund.
„	13	Anm.				„	טִים.
„	262	„	14			„	Ymir.
„	870	„	12	„	„	„	פרק.
„	1015	„	17	ſtatt 650		„	699.

Abtheilungs-Titel.

Das Kloſter

von

J. Scheible:

Mythologie der Volksſagen ꝛc.

Neunten Bandes zweite Abtheilung.

Stuttgart und Leipzig.
1848.

Dieſer Titel iſt nur für Diejenigen, welche dieſen ſtarken Band in zwei Theile binden laſſen möchten; er gehört dann vor S. 645.

Abtheilungs-Titel.

Mythologie

der

Volksſagen

und

Volksmärchen.

Von

F. Nork.

Zweite Abtheilung.

Stuttgart und Leipzig.
1848.

Dieſer Titel iſt nur für diejenigen, welche dieſen ſtarken Ban-
in zwei Theile binden laſſen wollen; er gehört dann vor S. 645.

In demſelben Verlage iſt erſchienen:

Das Kloſter.

Erſter bis achter Band.

Inhalt dieſes Werkes:

Erſter Band (Preis $3^1/_2$ Thaler):

Volksprediger, Moraliſten und frommer Unſinn. — Sebaſtian Brandts Narrenſchiff, mit Geilers von Kaiſersbergs Predigten darüber. — Thomas Murners Schelmenzunft. Mit einer Menge von Abbildungen, getreu nach den Originalen, mit Porträts, Facſimiles ꝛc.

*

Zweiter Band (Preis $3^1/_2$ Thaler):

Doctor Johann Fauſt. I. Fauſt und ſeine Vorgänger (Theophilus, Gerbert, Virgil ꝛc.) Zur Geſchichte, Sage und Literatur. II. G. R. Widman's Hauptwerk über Fauſt. Vollſtändig und wortgetreu. III. Fauſt's Höllenzwang. — Jesuitarum libellus oder der gewaltige Meergeiſt. — Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch. — Schlüſſel zum Höllenzwang. — IV. Wortgetreuer Abdruck der erſten Auflage des erſten Buches über Fauſt von 1587. (Bisher in Zweifel gezogen, nun aufgefunden.) Mit 105 Abbildungen auf 49 Tafeln und mit 50 Holzſchnitten.

*

Dritter Band (Preis $3^1/_2$ Thaler):

Chriſtoph Wagner, Fauſt's Famulus. — Don Juan Tenorio von Sevilla. — Die Schwarzkünſtler verſchiedener Nationen, und die Beſchwörer von Hölle und Himmel um Reichthum, Macht, Weisheit und des Leibes Luſt. (Auch zweiter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 94 Abbildungen auf 38 Tafeln und mit 86 Holzſchnitten.

*

Vierter Band (Preis 3½ Thaler):

Der Theuerdank nach der Ausgabe von 1519 (☞ mit ſämmtlichen Holzſchnitten nach Hans Scheufſlein). — **Thomas Murner's Schriften und ſein Leben**, nebſt deſſen **Narrenbeſchwörung** und der Spottſchrift: **Ob der König von England ein Lügner ſey oder der Luther.** Mit 118 Holzſchnitten und mit 96 Abbildungen auf 32 Tafeln.

*

Fünfter Band (Preis 3½ Thaler):

Die Sage vom Fauſt bis zum Erſcheinen des erſten Volksbuches, mit Literatur und Vergleichung aller folgenden; Fauſt auf der Volksbühne, in den Puppen- oder Marionettenſpielen; Zauber-Bibliothek des Magiers: Höllenzwang. — Drei- und vierfacher Höllenzwang. — Der große Meergeiſt. — Wunderbuch. — Der ſchwarze Rabe. — Geiſter-Commando. — Praxis magica. — Schätzeheber u. ſ. w. (Auch dritter Band von Doctor Johann Fauſt.) Mit 46 lithographirten Blättern und mit Holzſchnitten.

*

Sechster Band (Preis 3½ Thaler):

Die gute alte Zeit, geſchildert in hiſtoriſchen Beiträgen zur nähern Kenntniß der Sitten, Gebräuche und Denkart, vornämlich des Mittelſtandes, in den letzten fünf Jahrhunderten; nach großentheils alten und ſeltenen Druckſchriften, Manuſcripten, Flugblättern ꝛc. I. Band. (Zur Geſchicht. hauptſächlich des Stadtlebens, der Kleidertrachten, des Hausweſens, der Kinderſpiele, Tanzfreuden, Gaukler, Bankette, Frauenhäuſer u. ſ. w.) Aus Wilh. von Reinöhl's handſchriftlichen und artiſtiſchen Sammlungen herausgegeben. Mit vielen Abbildungen auf 71 Tafeln und mit 33 Holzſchnitten.

*

Siebenter Band (Preis 3½ Thaler):

Der Feſtkalender, enthaltend: Die Sinndeute der Monatszeichen, die Entſtehungs- und Umbildungsgeſchichte

von Naturfeſten in Kirchenfeſte; Schilderung der an denſelben vorkommenden Gebräuche und Deutung ihrer Sinnbilder; Charakteriſtik der an den 366 Tagen des Schaltjahrs verehrten Blutzeugen und Glaubenshelden mit Wort und Schwert; Deutung vieler Wundererzählungen ꝛc. Von F. Nork. Mit 37 Tafeln Abbildungen.

*

Achter Band (Preis $3^1/_2$ Thaler):

Johann Fiſchart's Geſchichtklitterung und Aller Praktik Großmutter. — Thomas Murner's Gäuchmatt, nebſt mehreren Satyren wider ihn: Concilium und Reichstag von Utz Eckſtein, Novella u. ſ. w. Vollſtändig und wortgetreu. Mit 59 Holzſchnitten.

Ferner:

Flagellum Salutis
oder
Heilung durch Schläge
in allerhand ſchweren Krankheiten.

Von **K. F. Paullini.**

(Nach der Ausgabe von 1698.)

Wunderbare Kuren durch Muſik.
Von **F. E. Niedten.**

Lebensverlängerung bis auf 115 Jahre
durch den Hauch junger Mädchen.
Von

M. D. J. H. Cohauſen.

(Gedruckt in der alten Knaben Buchdruckerei, 1753.)

Preis des mit zwei Abbildungen geſchmückten Bandes, welcher dieſe drei Abhandlungen umfaßt: 16 ſgr.

K. F. Paullini's
Heilſame Dreck-Apotheke,
wie nämlich

mit Koth und Urin die meiſten Krankheiten und Schäden glücklich geheilet worden.

(Nach der vollſtändigſten Auflage von 1714.)

Zwei Bände, à 16 ſgr.

Von demſelben Verlage wurde an alle Buchhandlungen verſendet:

Das Schaltjahr;

welches iſt

der deutſch Kalender mit den Figuren, und hat 366 Tag.

Durch **J. Scheible.**

Mit einer großen Anzahl komiſcher, ſatyriſcher, magiſcher und anderer Abbildungen.

Preis gebunden 2 Thaler.

Dieſes mit einer Menge Spott=, heiterer ꝛc. Bilder ausgeſtattete Werk iſt ſo pikanten Inhalts, und enthält ſo viele Curioſitäten und Seltenheiten in Wort und Bild, daß diejenigen, welche in vollem Maße ſich ergötzen und Raritäten geſammelt beſitzen wollen, die ſie einzeln ſelbſt zu enormen Preiſen gar nimmer bekommen könnten, es nicht werden entbehren wollen. Die Reſultate der Nachforſchungen in den ausgezeichnetſten Bibliotheken zur Kunde des deutſchen Mittelalters, zunächſt im Gebiete des Komiſchen, Wundervollen und Pikanten, werden in dieſem Kalender niedergelegt. Vieles iſt nach höchſt wichtigen Manuſcripten, den ſeltenſten ſ. g. Fliegenden Blättern, ferner nach Holzſchnitten von A. Dürer, Joſt Amman, Hans Scheuflein ꝛc. gegeben. Das Ganze iſt nach Idee und Ausführung etwas durch und durch Originelles! — Unter einer Menge hier nicht aufzuzählender Rubriken ſind am reichſten folgende vertreten: **Die heitern Feſte des ganzen Jahres:** Eſelsfeſte, Faſtnachtgebräuche, Mummereien, Bohnenkönig, Martinsgänſe, Narrenfeſte, Nürnberger Schönbart, Geſellenſtechen, Bauernturnier, Frauenturnier, Pfingſtlümmel, Urbanreiten, Maienſtecken, Fiſcherſtechen, Scheibenſchießen u. ſ. w. — **Altdeutſcher Witz, Schwank und Spott** von: Seb. Brandt, Geiler v. Kaiſersberg, Bebel, Jac. Ayrer, Fiſchart, Murner, Pauli, Wickram, Roſenplüt

Friſchlin, Hans Folz, Hans Sachs u. ſ. w. — **Die Wundermänner und die Wundermittel in ihrem ganzen Umfange:** Theophraſtus Paracelſus, Albertus Magnus, Agrippa von Nettesheim, Trittheim ꝛc.; Paſſauerkünſte, Höllenzwänge, Schätzeheben, Wünſchelruthe, Geiſter-Citationen, Hexenfahrten, Liebestränke, Magie, Alchemie, Sympathie u. ſ. w. — **Beſondere Sitten und Gebräuche:** Die Frauenhäuſer und Frauenwirthe, Probenächte der deutſchen Bauernmädchen, Kommnächte, Kiltgehen in der Schweiz, Jus primae noctis, De virginitatis custodia, Jungferrecht, Jungfernanatomie, Erotiſche Hiſtorien u. ſ. w. — **Volks- und Fürſtenluſt nach allen Richtungen:** Turniere, Aufzüge, Schauſpiele, Puppen- und Glücksſpiele, Faſtnachtsſpiele, Badefahrten, Badeſtuben ꝛc. — **Spottſchriften, Spottbilder und illuſtrirte fliegende Blätter:** Aus der Zeit der Reformation, des dreißigjährigen Kriegs, des niederländiſchen Freiheitskampfes, der verſchiedenen Religionsparteien und Stände untereinander u. ſ. w. — **Handwerker-, Künſtler- und Studenten-Ceremoniel:** Gebräuche, Liederluſt ꝛc. — **Häusliches Leben:** Eſſen und Trinken, Küchen- und Kellermeiſterei, Moden und Luxus, Gelage, Bankette, Schlaftrünke, Kleidung und Trachten, Hausrath u. ſ. w. — **Abenteurer und Unholde:** Fahrende Schüler, Vaganten, fahrende Frauen, Zutrinker und Praſſer, Schwelger, Raufbolde, Wegelagerer, falſche Spieler, Goldmacher, Teufelsbeſchwörer, Wahrſager und Zeichendeuter, Zigeuner ꝛc., die Loſungen und Zeichen der Mordbrenner u. ſ. w. — **Curioſitäten aus dem Gebiete der Juſtiz:** Gerichtliche Zweikämpfe, Hexenproben, Feuer- und Waſſerproben, peinliches Halsgericht, Fehdebriefe, Vorladungen zum Vehmgerichte u. ſ. w. — **Die mittelalterliche Kalenderweisheit in ihrem ganzen Umfange:** Prognoſtikon, Zeichen und Wunder am Himmel ꝛc., Aderlaß-, Schröpf-, Bad- und andere mediciniſche Vorſchriften, Wetterregeln, Bauernphiloſophie u. ſ. w. — **Hof- und Volksnarren, Gecken für eigene Rechnung, Grobiane, Unfläther, Lügner, Poſſenreißer, Schälke, Cyniker, Zeloten, Zotenreißer** und unſaubere Geiſter aller Art.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kohn, Joseph Seligmann,

Mythologie der Volkssagen und Volksmärchen eine Darstellung ihrer genetischen Entwicklung, mit vorzugsweiser Berücksichtigung jener durch Deutungsversuche von Naturerscheinungen, Lokaleigenthümlichkeiten, Orts- und Personennamen, Wahrzeichen von Städten, Wappenbildern etc. erzeugten

Stuttgart 1848

P.o.germ. 1269 ka-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10119027-0